Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STATE UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARY.

Class 398.05
Book S94
v.4-6
Acc. 408920

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 045 176 769

Digitized by Google

Digitized by Google

4. Jahrgang 1931

STATE UNIVERSITY OF IOWA IOWA CITY

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

12/77-15

Herausgegeben
von
Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1931
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Karl Schneider, Hexenglauben und Zauberei in Ostböhmen. Ein Beitrag zur Rübezahlforschung	1–8
Franz Meißner, Altes Sprachgut. Nach urkundlichen Quellen	9—10, 62—70
Rudolf Hruschka, Der Räuber Johann Georg Grasel in der Ueberlieferung und Sage	10—20
Franz J. Beranek, Ein Beitrag zur Frage des Volksgedächtnisses	21—24
Wilhelm Pleyer, Der Hahn als Sinnbild	24—25
Franziska Munory, Altes Rechtsgut in den bäuerlichen Hochzeitsbräuchen Südmährens	25—28
Karl Horak, Singtänze in der Kremnitzer Sprachinsel	28—30
Richard Zeisel, Der tapfere Soldat (Märchen)	31—32
Hans Fischer, Anton Günther	49—62
Rudolf Hruschka, Südmährische Sagen und ihr geschichtlicher Kern	71—80
Franz Böhm, Vom Weihnachtsspiel der Böhmerwäldlersiedlung Felizienthal (Galizien)	81—82
Adolf Glücklhorn, Die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes	82—106
Ernst Eßler, Hochzeitsbräuche in der Wischauer Sprachinsel	106—107
Alfred Karasek-Langer, Lucienglauben und -bräuche in der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel in der Slowakei	107—116
Karl M. Klier, Bildmaterial zur Volkstrachtenkunde	116—118
Franz J. Beranek, Zur jüdischen Volkskunde der Tschechoslowakei	119—121
Karl M. Klier, Deutsche Lieder beim FM. 74	137—150
Dr. Gustav Jungbauer, K. R. Fischer und A. Wesselski Ehrendoktoren	150—154
Alfred Karasek-Langer, Die ungetreue Schwester (Märchen)	154—159
Franz Götz, Von Wassermännern und Feuermännern	159—164
Dr. Ernst Hoyer, Altgermanisches in den Hochzeitsbräuchen der Wischauer Sprachinsel	164—165
Josef Butzke, Das Kukuser Heimatmuseum	165—169
Dr. Kurt Klaudy, Deutscher, tschechischer Städtebau und Prag	185—197
Günther Tuma, Um die Geburt des Kindes. Volksglaube und Volksbrauch im mittleren Böhmerwalde	197—200
Richard Baumann, Besitzstand eines Bauern aus Westböhmen im 18. Jahrhundert	200—203
Franz Götz, Totenbräuche aus Ostmähren	203—208
Ignaz Göth (und Mitarbeiter), Beiträge zu einem „Sudetendeutschen Krippenbüchlein"	208—225
Dr. J. Waidhas, Dr. J. J. Lorenz, der erste Mundartdichter des Egerlandes	226—231

Digitized by Google

Seite

Dr. Eugen Lemberg, Eine Antonius-Monographie als Beitrag zur religiösen Volkskunde . . . . . 231—232
Georg Tilscher, Die Pflanzen im Volksleben der Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl . . . . . 233—246
Richard Zeisel, Der Natterkönig (Märchen) . . . . . 247—251

399.05
S94
v.4-6

Kleine Mitteilungen

Seite

Ignaz Göth, Neujahrswünsche aus Südmähren . . . . . 32—33
Emil Mauder, Fastenspiel aus Nordböhmen . . . . . 33—35
Dr. Rudolf Kubitschek, Gubeberg-Kubani . . . . . 35—36
Dr. Gustav Treixler, Ein Mittel gegen die Schwindsucht 36
Hugo Kinzel, Eine Brotalmer aus dem Braunauer Ländchen 37
Augustin **Galfe,** Zur südböhmischen Volksmedizin 38
Dr. Leonhard **Franz,** Kaiser Rudolfs Donnersteine 38
Franz Schwarzer, Das Todaustreiben in Nordwestmähren 38
Staatsanstalt für das Volkslied . . . . . 38—39
Karl Franz **Leppa,** Zwei Zeugnisse von Rübezahl . . . . . 121—122
Augustin **Galfe,** Die Sommerdocke 122
Josef Maschek, Die Spinne und das Zipperlein 122
Ignaz Göth, Eine Iglauer Fastenkrippe 123
Eduard Böhs, Das Pflockschlagen . . . . . 123—124
Günther Tuma, Wandlungen einer Dorflitanei 124
Schlesische Kulturwoche in Neu-Titschein 124
Vom Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied 125
Franz Böhm, Ein Arbeitslosenlied 170
Hans Freising, Der „Donnerkeil" im Volksglauben 170
Adolf Gücklhorn, Der Skorpion 170
Zur hl. Kümmernis 171
H. Cysarz über die Prager Germanistik 171
Hans Freising, Eine Spottschrift auf Napoleon . . . . . 251—252
Hans Nürnberger, Komotauer 92er Lied 253
Adolf Gücklhorn, Diebe ausfindig machen 254
Saure Wochen, frohe Feste . . . . . 254—255
Atlas der deutschen Volkskunde . . . . . 39—42, 125, 171, 255
Einlauf für das Archiv . . . . . 125—126, 255—256
Antworten . . . . . 42—44, 126—131, 171—175, 256—258
Umfragen . . . . . 44—45, 131—132, 175, 258—259
Schrifttum . . . . . 45—48, 132—135, 175—184, 259—264
Abbildungen 25, 28, 29, 37, 49, 51, 53, 57, 59, 123, 130 (zwei), 131, 151, 153, 166, 167, 168, 170, 189, 209, 210 (zwei), 212, 218 (zwei), 219, 221, 222, 225, 226

403320
Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Richard Baumann (Elbogen). — Franz J. Beranek (Neuhaus). — Dr. Alois Bergmann (Olmütz). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). — Oskar Bernerth (Sternberg). — Franz Böhm (Dotterwies). — Eduard Böhs (Mähr.-Rothmühl). — Josef Butzke (Prag-Siebojed).

Theodor Chmela (Prag).

Dr. Gerhard Eis (Pilsen). — Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf.). — Ernst Eßler (Lissowitz).

Dr. R. Fietz (Weidenau). — Dr. Hans Fischer (Graslitz). — Dr. h. c. Karl R. Fischer (Gablonz a. N.). — Dr. Leonhard Franz (Prag). — Hans Freising (Brünn).

Augustin Galfe (Gratzen). — Ignaz Göth (Iglau-Znaim). — Franz Götz (Poschkau). — Adolf Gücklhorn (Prag—Milikau bei Mies).

Dr. A. Herr (Warnsdorf). — B. Hocke (Gartitz). — Eduard Hönl (Bischofteinitz). — Karl Horak (Wien). — Dr. Ernst Hoyer (Prag). — Rudolf Hruschka (Althart).

J. C. John (Gablonz a. N.). — Dr. G. Jungbauer (Prag). — Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt).

Alfred Karasek-Langer (Brünn). — Josef Kesselgruber (Herautz-Eger). — Johann Keßler (Petersdorf in Schlesien). — Hugo Kinzel (Großdorf bei Braunau). — Dr. Karl Klaudy (Wien). — Karl M. Klier (Wien). — Adolf König (Reichenberg). — Dr. Rudolf Kubitschek (Eger).

Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Eugen Lemberg (Münster i. W.). — K. F. Leppa (Karlsbad). — Dr. Franz Longin (Prag). — Josef Lösch (Podersam).

Josef Maschek (Holeischen). — Emil Mauder (Bodenbach). — Franz Meißner (Niederlangenau). — Franziska Munory (Prag).

Hans Nürnberger (Lichtenstadt).

Wilhelm Pleyer (Teplitz-Schönau).

Nikolaus Rollinger (Klein-Mohrau).

Emma Saxl (Prag-Grulich). — K. Schmid (Mariaschein). — Dr. Karl Schneider (Hohenelbe). — Martin Schnelle (Meißen i. S.). — Johann Schreiber (Grosse). — Franz Schwarzer (Brattersdorf). — W. Seidel (Aussig a. E.). — Ing. Gustav Stumpf (Brünn).

G. Tilscher (Kornitz). — Dr. Gustav Treixler (Graslitz). — G. Tuma (Hermannshütte).

Dr. J. Waidhas (Elbogen). — Anton Wässerle (Deutsch-Proben.) — Hedwig Wenzel (Doberseik). — D. L. Wieder (Alt-Schallersdorf). — P. Adam Winter (Lebring unter Graz).

Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben). — Erna Zimmer (Schönlinde). — Raimund Zoder (Wien).

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10

4. Jahrgang 1931 **1. Heft**

Hexenglauben und Zauberei in Ostböhmen

Ein Beitrag zur Rübezahlforschung

Dr. Karl Schneider, Hohenelbe

Alle Beurteiler des Geisteslebens der Schlesier — und dazu gehören die Deutschen Ostböhmens um, in und auf dem Riesengebirge — sind darin einig, daß der Grundzug in einem Hinneigen zum Mystischen besteht. „Träumerisch, grüblerisch" nennt sie Lehmann[1]). Der Schlesier „ist in zwei Welten zu Hause, der inneren und der äußeren und das explosive Durchbrechen aus der einen in die andere scheint kennzeichnend". Mystizismus und Rationalismus kann man es bezeichnen. Mystiker sind unter den Deutschen Ostböhmens unverkennbar. Rationalisten ebenso. Die praktische Seite des Rationalisten drückt sich am schärfsten in dem Großgewerbe und Welthandel aus, die sich gerade in Ostböhmen seit Jahrhunderten ständig zum höheren entwickelt haben. Der Mystizismus aber ist der breite, tiefe, gleichmäßige Hintergrund, dessen eigentlicher Träger das Volk ist. Ostböhmen hat es auf diesem Gebiete nie zu einer besonderen Blüte gebracht, im Gegensatz zu dem Hauptsiedelgebiete des Schlesiers im Oderraume[2]).

Mystik steht Magie nahe. So ist Magie, Mystik, Rationalismus hart neben, bzw. gegeneinander[3]). Man kann diese Dreiheit auch als Naturgefühl, Religion, Welt bezeichnen; schärfer vielleicht: Geister, Gott, Gehirn oder Beschwörung, Versenkung, Beobachtung. Sieht der Magier überall Leben, so der Mystiker Gott, Seele, der Rationalist aber nur das durch Retorte und Experiment geformte Gesetz.

Der Schlesier steht den beiden erstgenannten Geistesveranlagungen jedenfalls näher, denn dem letzteren. Sicherlich gilt dies für den Schlesier Ostböhmens. Alle drei Arten von Weltbildern haben ihre bestimmten geographisch-geschichtlichen Örtlichkeiten, wo sie ihre schönsten, aber auch ihre tauben, entarteten Blüten treiben und getrieben haben. Der Mystik geographisch-geschichtliche Örtlichkeit ist das europäische Mittelalter. Der Rationalismus, der allenthalben im 14./15. Jh. einzusetzen beginnt, wird in dieser

[1]) Der Geist des schlesischen Sudetendeutschtums. Bericht über die 3. Schlesische Kulturwoche. Hohenelbe 1927, 13f.

[2]) Bornhausen K., Religion und Volkstum in Schlesien. Jb. R. G. V. 1928.

[3]) Avram K., Magie und Zauberei in der alten Welt. Berlin 1927. — Strunz J.: Astrologie, Alchimie, Mystik. Ein Beitrag zur Geschichte d. Naturwissenschaften. München 1928. — Görres-Bernhardt: Mystik, Magie und Dämonie. Die christliche Mystik. München 1927.

Digitized by Google

ersten Zeit durch den herrschenden Mystizismus niedergehalten, vermengt sich mit ihm und entartet sofort. Der verstandesmäßige Arbeiter kann sich nicht durchsetzen, es fehlen ihm allenthalben notwendige Behelfe und Vorarbeiten. Die Natur- aber auch die geistigen Wissenschaften sind nicht reif, um einer nötigen Technik die Grundlagen zu bieten, die Technik kann wiederum ihrerseits die Naturwissenschaften nicht fördern. Aus Astronomie wird wieder einmal Astrologie, die Anatomie sinkt trotz Paracelsus (1493—1541) zur Quacksalberei und Kurpfuscherei, die Chemie sucht als Alchimie ihre Aufgaben zu lösen. Der in seinem Wesen einzige Glaube artet zu einem Aberglauben aus mit allen Begleiterscheinungen von Reliquienkult, überspannter Heiligenverehrung u. a. Es ist die Zeit, in der geradezu ein Wetteifer herrscht, „Sibyllen" zu gewinnen. Der Papst Sixtus läßt Sibyllen wenigstens malen. Kein Geringerer als Michelangelo schafft sie. Es ist eine Zeit, in der alles zu zerfallen droht, das Weltenende erwartet wird, in der es keinen Halt gibt, mit Bangen und Zagen der jüngste Tag erwartet wird. Es ist die Zeit der falschen Propheten auf der ganzen Linie; es ist die Zeit, in der der niedere Mann, gleich ob Bürger oder Bauer, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, „sehend" wird, wo selbst Päpste „Fernseher, Hellseher" sind[1]). Es ist das Zeitalter des Überglaubens, der göttlichen und himmlischen Begeisterung, in der eine Katharina von Siena, Kolumba von Rieti, Lucia, Osanna, Josef von Kupertino u. v. a. leben, aber auch das eines Alexander VI., Julius II.

Die gleiche Erscheinung des schärfsten Gegensatzes, der raschen Blüte und des sofortigen Verfalles im wirtschaftlichen Leben. Auf die Zeit des ungeheuren Geldmangels folgt hart nach 1500 die erste Inflation dank des amerikanischen Silbers der Konquista mit all ihren Auswüchsen, ihren Ungeheuerlichkeiten, ihrer Groteske. Ja, selbst die Reformation mit ihrem starken Neuglauben ist schon nach 1526 Machtfrage, Politik[2]).

Wohin man schaut — Zusammenbruch.

So wird Zauberei und Hexenwahn in dieser Zeit verständlich. Sie ist ein Kind der Mystik. Der Mystiker Luther mit seiner lebendigen Anschauung von Teufel, guten und bösen Geistern ist das beste Beispiel. Der Mystik natürliches Kind ist die Zauberei, das entartete Hexenwahn. Es ist die ärgste Wahnvorstellung, Massenpsychose der Menschheit.

Eine Scheidung beider zeitlich zu bestimmen, ist unmöglich. Zauberei geht voraus, Hexenglaube folgt. Beide spannen sich als erste Zeiterscheinung naturgegeben zwischen 1500—1650.

Eingeleitet wird sie durch die Bulle Innocenz VIII. Summis desiderantes (1484). 1487 erscheint der Hexenhammer Heinrich Institoris und Jakob Sprengers. Er ist „die Dogmatik des Hexenglaubens, der den Wahnsinn in ein System brachte"[3]). Wie bei allen geschichtlichen Periodisierungen, so auch hier. Vor 1500 gab es bereits Hexenverfolgungen, nach 1650 ebenfalls. Noch das 18. Jh. sieht Hexenverbrennungen. Aber der Höhepunkt des Wahnes fällt in die genannte Zeitspanne. Es ist die Wahnsinnszeit Mittel-

[1]) Görres-Bernhardt 118f.
[2]) Brandi K.: Die deutsche Reformation. Leipzig 1928. I.
[3]) Fuchs, Sittengeschichte. Renaissance. 488.

Digitized by Google

europas. Der Jesuit Friedrich Spee mußte seine cautio criminalis (1631) anonym erscheinen lassen, sonst wäre auch er den Weg zum und auf den Scheiterhaufen gegangen.

Ostböhmen ist von dem Wahnsinn nicht verschont geblieben. Doch hat er hier nicht von allem Anfang seine Opfer gesucht. Er kam nachweisbar spät und hat nur sehr wenige in seinen Strudel gezogen. Der Wahn hatte hier keine Herberge, er spukte nur in den Köpfen, obwohl auch in diesem Gebiete Aberglauben, Astrologie, Walenphantastereien damals stark verbreitet sind[1]), der Boden somit für Zauberei und Hexenglauben vorbereitet ist. Aber es ist damals in diesem Teile des Landes das geistige Leben von einem eigenen Gemisch magisch-mystischen Glaubens beherrscht. Man nimmt alles wie ein großes, unentrinnbares Schicksal auf sich.

Wie ein roter Faden, wie ein schwingender Unterton im Denken ist der Mystizismus und die Magie bei den Bewohnern aufzudecken. Historisch erkennbar hebt er mit dem Arnauer Heidenstein aus der Mitte des 13. Jh. an. In Holbeins Darstellung des jüngsten Gerichtes thront Christus allein über dem Regenbogen. Unter ihm auf der Erde erheben die Auferstandenen alle insgesamt preisend ihre Hände zum Himmel. Es gibt keine Verdammten unter ihnen. Alle sind erlöst. Keine Hölle droht. — Diese mystische Idee Holbeins spiegelt sich auch im Arnauer Heidenstein, d. h. geht ihr voraus. Gottes Sohn allein nimmt den Kampf auf gegen die Unholde der Finsternis. Die Erlösten stehen hinter ihm. Keine Verdammung! So ist Kern's Deutung des Heidensteins als jüngstes Gericht ideengeschichtlich vorab die entsprechendste[2]). Der magisch-mystische Glaube trägt die Weissagungen des Braunauer Jünglings (14. Jh.) bis zur Gegenwart und erhebt sich in reinster Form in der Errichtung des Altares zu Ehren der 10.000 Jungfrauen zu Trautenau (1409)[3]); er gibt den Böhmischen Brüdern Unterschlupf und Anhang; er erklärt die rasche Umstellung zu dem neuen Glauben, wie er sich auch in den Sekten der Adamiten[4]), „Lamlabrüdern"[5]) und Helviten[5]) auslebte; er ersinnt die Oster- und Weihnachtsspiele, schwingt sich zu dramatischer Höhe in den Hohenelber Osterspielen des 18. Jh., verkünstelt sich in den barocken Weihnachtskrippen, Kirchen- und Klosterbauten der gleichen Zeit. In diesen Gedankenkreis gehören die entarteten Kinder: Zauberei und Hexenglauben — in der Gegenwart: der Spiritismus.

Wie die Zauberei und der Hexenwahn nach Ostböhmen kam, ist unmöglich festzustellen. Urkundenmäßig taucht Zauberei mit dem abflauenden 16. Jh. auf, um im 17. Jh. die Höhe zu erreichen. Das gilt nicht nur für

---

[1]) Schneider: Simon Hüttel und seine Werke. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Ostböhmens. Jb. RGV. 1925. — Die Walen im Riesengebirge MVGB. 1922, 276.

[2]) Jb. DRGV. 1924 u. 1927. — Vgl. die Lichtbildausgabe: Der Arnauer Heidenstein. Herausgegeben von dem Ausschuß der schles. Kulturwochen. Bornhausen-Schneck-Schneider. — Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch eine andere rein weltliche Erklärungsmöglichkeit vorhanden ist.

[3]) Schneider: Gesch. d. Deutschen Ostböhmens I.

[4]) R. Wort u. Bild 57/58.

[5]) Persönliche Mitteilungen von Gewährsleuten.

Digitized by Google

Ostböhmen, sondern für das gesamte Schlesien[1]). So ist im Osten tätige Hexenverfolgung wesentlich mäßiger als im Westen Deutschlands[2]).

Nach Wintera[3]) soll 1540 zu Nachod ein Büttelweib als Hexe verbrannt worden sein, der kurze Zeit hernach zwei andere folgten. Aber diese Nachricht klingt für die gesamte Gegend viel zu früh und unwahrscheinlich[4]). Als Zeitevscheinung ist erst um 1600 in den Gerichtsprotokollen der Städte Ostböhmens Zauberei und Hexenbekenntnis. Unklar ist der Vertrag vom 20. Juli 1587 zu Hohenelbe, wo vom Tode einer Kuh gesprochen wird, für den eine Frau verantwortlich gemacht wird. Das gleiche Gerichtsbuch kennt zwei Eintragungen aus dem Jahre 1612. In dem einen (10. XII., Fol. 104) wird zwischen den Parteien, u. zw. dem Eheweib des Pelsdorfer Richters Adam Schaff und dem Pelsdorfer Müller Hans Möller ein Vergleich abgeschlossen. Der Müller hat der Frau Injurien an den Kopf geworfen und sie der Zauberei bezichtigt. Genaueres ist nicht zu ersehen. Das gleiche gilt für die dem Tage nach frühere, der Eintragung spätere (10. XI. 1612, Fol. 106) Auseinandersetzung und den darauffolgenden Vergleich zwischen den Brüdern Paul und Merten Benisch aus Schwarzental, gleichfalls wegen Zauberei. Hexenprozesse gibt es demnach nicht, wenigstens sind urkundlich bislang keine nachzuweisen. Dafür hat Braunau seinen Hexenfall. Auf ihn hat bereits Wintera 1895 in den Mittlg. des VGDB. aufmerksam gemacht und ist (ebenda 1912, 298) noch einmal darauf zurückgekommen. Jüngst hat Fr. Weiß das gesamte Braunauer Blutbuch veröffentlicht und darin diesen Prozeß besonders in den Anmerkungen erläutert[5]). Es ist der typische Fall, der, mit Tortur verbunden, das erpreßte Hexenbekenntnis gibt. Wintera hat bereits in seinem ersten Abdruck gezeigt, wie mit zunehmender Folter (17—19. IV. 1617) aus einer kräuterkundigen armen Frau eine Buhlin des Teufels geworden ist, die letzten Endes von diesem geholt wurde. Über dieses letztere Ereignis geben allerdings nicht die Protokolle selbst Aufschluß, sondern das Tagebuch des Lehrers Creßler[6]). Dessen Zeugenschaft beweist nur die eine Tatsache, daß das Volk von dem Teufel- und Hexenglauben überzeugt war. Braunau kennt noch 1680 einen Fall, aber ohne Tortur und Aburteilung[7]). Wie sehr aber dieser Glauben um diese Zeit noch allgemein Geltung hatte, dafür bürgt die Eidesformel der ersten vom Graf Paul Morzin für Hohenelbe bestellten Hebamme[8]). Sie mußte schwören, „der Sechswöchnerin vor und nach der Geburt keinen Aberglauben oder Zauberey weder selbst gebrauchen, noch durch andere gestatten" und „bey dem Kirchengang (mit dem Täufling) Aberglaube oder

[1]) Grünhagen G.: Geschichte Schlesiens II. 343.
[2]) Duhr: Gesch. d. Jesuiten I.
[3]) MVGB. 50, 136.
[4]) Da mir die Urkunden nicht zur Verfügung stehen, kann ich Wintera nicht nachprüfen. W. ist nicht immer genau. So ist die Räderung des Scharfenberger zu Schatzlar 1594 nicht auf Zauberei, sondern Mord erfolgt. Würde schon die Hinrichtungsart dagegen sprechen, so ist in der Mitteilung Simon Hüttels, auf die sich W. beruft, ausdrücklich Mord als Ursache genannt.
[5]) Jb. RGV. 1927.
[6]) Grünhagen, Ztschft. VGA. Schlesiens X, 191.
[7]) Wintera, a. a. O. 1895, 291.
[8]) Riesengebirgsmuseumsarchiv III. Allg. Kulturelles. 16. 3. 1679.

Digitized by Google

Zauberey nicht verüben, tun, noch lassen". Aber der Glauben an die bösen Geister, wenn man auch nicht von Hexen sprach, hat sich in den Unholden um und im Riesengebirge versteift. Schon Helwig hat 1561 in seiner Land-Charte vom Herzogthum Schlesien den Rübenzahl als Geist in Bocksgestalt gezeichnet. Nach ihm kehren die Teufelchen und Geisterzeichnungen immer wieder auf. 1619 zeichnet Paul Aretin in seiner Karte Böhmens eine Reihe solch beschwänzter Gesellen an der Elbequelle[1]). In das Gebirge verlegt das Volk den Sitz des Teufels[2]).

Um ihn zu bannen, wird auf der höchsten Stelle des Gebirges, der Schneekoppe, von 1665—81 durch den Grafen Christoph Leopold Schaffgotsch die Laurentiuskapelle errichtet und am 19. September 1684 durch den Bischof von Königgrätz, Freiherrn Johann von Talemberg, die Elbequelle geweiht und exorziert.

Zwei Umstände sind bei dieser Handlung besonders beachtenswert. 1. Der gewisse amtliche Charakter der Handlung. Der Bischof selbst leitet unter kirchlicher Assistenz nach den Zeremonien der katholischen Kirche den Exorzismus. Die Herrschaftsbesitzer fördern das Unternehmen, gewähren jegliche Unterstützung und sind dabei durch ihre höchsten Beamten vertreten. Für die Herrschaft Starkenbach ist es Hauptmann Friedrich Heißler, aus der Gemeinde Rochlitz der Richter David Schier und drei Geschworene neben 22 Ortsbewohnern, die über amtlichen Auftrag beim Zelttragen u. a. beschäftigt waren. Von der Herrschaft Hohenelbe ist der Sekretär Johann Ludwig, der Burggraf Johann Ferdinand Kröhn, der Jung- und Altrichter, der Dorfrichter von Schreibendorf, Hanns Wießner, und außerdem noch 9 Ortsangehörige. Zu diesem äußeren kommt als 2. hinzu, daß aus dem Bericht, der in Form eines Briefes Talembergs an den Grafen Morzin erhalten ist[3]), mit Sicherheit hervorgeht, der Bischof war von der Leibhaftigkeit des bösen Geistes und dessen Anwesenheit im Gebirge überzeugt. Alle Unbilden, die der Bischof beim Anstieg hat, werden Rübezahl zugeschrieben, der als böser Geist gedacht ist, der das böse Wetter und alles andere verursacht. Der Höhepunkt des Berichtes ist aber in dem Augenblicke, in dem der Bischof von der Weihe selbst spricht, die bei denkbar schlechtestem Wetter vor sich ging. „Es geschah aber eine seltsame Sach, welche schier einem halben Mirakel zu vergleichen. Denn wie trüb und schändlich das Wetter gewesen, so hat es sich doch post finitos exorcismos und gleich damals, wie man das Evangelium von der Tauf Christi des Herrn gesungen und das Cruzifix in den Brunnen ... gepflanzt, in einem Augenblick völlig verloren, die Sonne ganz hell und licht geschienen ...." Exorzismus und Weihe erfolgt nur zur Vertreibung des oder der bösen Geister, der Teufel. Die Teufel aber sind die Buhlen der Hexen, diese sind die Wettermacher, die Unglücksbringer, die sich am Tier vergreifen, ob es eine Kuh oder das Kamel des Bischofs ist.

[1]) Schneider: Über die Entwicklung des Kartenbildes von Böhmen. MVGB. 1906, 349. Beilage 3. — Vgl. auch Gesch. Deutschen Ostb. I, 6/7.

[2]) Ob der Tanzplan unweit der Auerwiesbauden als Hexentanzplan gegolten, sei dahingestellt.

[3]) RMA. Allg. Kulturelles. — Abgedruckt RWB. 2, 61.

Digitized by Google

1684 ist bereits die zweite Hälfte des 17. Jh., in welchem der Rationalismus ins Land kam. Schon steigt man, unbeschwert von Teufelsglauben, vereinzelt ins Gebirge. Aber noch treibt der Mystizismus — man erinnert sich an Angelus Silesius (1624—1677) — vereinzelte Blüten. Gerade um diese Zeit formt sich die Gestalt des Rübezahl. Der Mystizismus kann vom Rationalismus nicht sogleich besiegt werden. Aber eigentümlicherweise erscheinen knapp zur gleichen Zeit die Werke, welche von maßgebender Bedeutung für damals und später, ja bis heute für die Erforschung Rübezahls wurden. Sie stammen von M. Johannes Praetorius (eigentl. Schulze 1630—1680) und führen den Titel: Dae Monologia Rubinzalii silesii. Als Chronostichon gedruckt gibt es 1662 als Erscheinungsjahr. Aus dem gleichen Jahr stammt: Des Rübezahls andever, und zwar gantz frischer historischer Teil. 1672 folgt der Satyrus Etymologicus oder der reformierende und informierende Rübenzahl. Das 1667 herausgegebene Werkchen Gazophylaci gaudium, das ist ein Ausbund von Wünschel-Ruthen, bringt weniger über das Riesengebirge selbst.

Es ist das Verdienst de Wyl's[1]) gezeigt zu haben, wie durch Praetorius „Rübezahl mit einem Schlage populär" wurde, wie der Verfasser z. T. aus zeitgenössischen Schriftstellern, z. T. unmittelbar aus Volksüberlieferungen aufbaute. Aber, wird man ergänzend hinzufügen müssen, dank der, zeitgenössisch gesprochen, wissenschaftlichen Aufmachung hat Praetorius Rübezahl auch erschlagen. Durch ihn wurde die bisher schwankende Volksgestalt Gespenst, Geist, Unhold. Nach den Schriften des Praetorius konnte sich keine Gestalt mehr entwickeln, die Inhalt eines Hausbuches werden konnte, wie in den bisherigen deutschen Hausbüchern. Die Sagengestalt, von der aufklebenden rationalistischen Wissenschaft ernst, leiblich genommen, wurde der Kritik unterworfen, seziert, vernichtet. Nicht einmal die bildende Kunst hat zu ihm zurückgefunden.

Schon 1673 erscheint Voelckerlings Dissertatio: De spiritu in monte giganteo Silesiorum, qui vulgari nomine, Rübezahl nuncupatur, apparente[2]). Diese seinerzeit sehr geschätzte Abhandlung, von der es Neudrucke gab, zeigt, wie sehr sich der aufkommende Rationalismus mit dieser magisch-mystischen Gestalt beschäftigte, ohne mit ihr fertig zu werden. Man erkennt, daß Rübezahl nicht nur eine Art Lieblingsthema der damaligen Wissenschaftler war, sondern, daß sich auch das Volk dichtend mit ihm beschäftigte. Nichts beleuchtet den Geist der Zeit, der so felsenfest an Rübezahl dachte, als die Stelle bei Voelckerling, wo er von Rübezahls Alter (II. Abs., 3.) spricht und sich vernehmen läßt: Die, welche sich einbilden, daß sie diesen Geist (Spiritum) durch Kräuter, Weihrauch, Licht, brennendes Feuer oder andere Zeremonien, welchen die Anhänger des Papsttums sklavisch ergeben sind, vertreiben lasse, sind eitel, abgeschmackt, unwissend. Er verachtet solche, eines so großen Geistes unwürdige Mittel, er, der mächtige Dämon verspottet Kreuze, Fahnen und (geistliche) Würdenträger (irridet cruces, signa, charac-

[1]) Rübezahlforschungen. Die Schriften des M. Johannes Praetorius. Wort und Brauch. 5. Heft. Breslau 1909.

[2]) Das RG.-Museum besitzt in seiner Bücherei zwei Stücke dieser szt. viel verbreiteten Schrift, von der noch 1742 Neudrucke erfolgten.

Digitized by Google

teres). Und wenn er zuweilen Wünsche einfältiger Menschen beachtet und ihre Unternehmungen unterstützt, so stellt er sich nur so, als sei er nachgiebig, wodurch er diese Unglücklichen leichter überwindet, sie im Aberglauben bestärkt und durch solche verwerflichen Mittel von Gott weiter abbringt. Redlichkeit ist bei diesem Vater der Lüge gleich Null, gleich Null das Bestreben, dem Seelenheil näherzukommen, diesem Verdammten gegenüber, der, selbst verdammt, alle anderen in die Verdammnis zu führen bestrebt ist. Kein Leben ist bei diesem Mörder von Anfang an zu erlangen (nulla vita penes autorem caedium"). Das ist nicht mehr die Vorstellung eines Geistes im landläufigen Sinne der Zeit, das ist die Vorstellung des Teufels und als Jagdteufel stellt Voelckerling Rübezahl auch vor (Sect III § 8) der, geneckt, Pferdekadaver aus der Höhe herabschleudert. Was Praetorius etwa vergessen hatte, das wird von Voelckering zusammenfassend gegeben.

Warum haben aber gerade damals die Wissenschaftler sich mit Rübezahl beschäftigt? Aus dem beginnenden Kampf gegen Hexenwahn und Zauberei. Beide Geistesströmungen haben eine Fülle ihrer Vorstellungen auf Rübezahl übertragen, aus ihm den großen Hexenmeister und Zauberer geschaffen. Nicht nur, daß er selbst Zauberbücher verschenkt, er verwandelt sich so wie ein richtiger Zauberer und Hexer in fremde Gestalt, besonders gerne in Tiere (Fisch, Wolf, Elster, Drache u. a.), in einen Baum, Strohwisch u. a. Er gestaltet unterschiedliche Dinge in Gold (Äpfel, Stecken, Gras u. v. a.), Mäuse werden zu Dukaten, ja, er läßt Gold schneien. Die aurea fames, die Alchimie, der zeitgenössische dritte Wechselbalg klingt heraus. Gleich echten Hexern und Zauberern ist er Herr des Wetters, Blitz, Hagel, Donner. Gleich echten Hexern und Zauberern kommt er zu den durch seine Schuld Gefangenen in den Kerker; läßt sich an deren Stelle hängen, täuscht im letzten Augenblick den Gerichtsstand, indem an seiner Stelle eine Strohpuppe baumelt. Gelegentlich läßt er sich sogar köpfen. Verkauft Kugeln und Schrot, schießt mit goldenen Kugeln, er der Kugelfeste. Die Kugelfestigkeit ist nach dem 30jährigen Krieg eine Kunst, die im Gedankenleben der Menschen jener Zeit eine besondere genannt werden muß. Er reitet als echter Hexer auf einem birkenen Stock durch die Luft, ist wiederholt incubus und subcubus. (Buhlt mit einem Weibe und fliegt als Elster davon, erscheint dem Junker als schöne Dame, dem adeligen Fräulein als kräftiger Bauernbursch, gibt sich selbst als Hure, schwängert eine Obristin usw.) Gleich dem Teufel kann er seinen eigentlichen Namen nicht hören.

Es ist besonders festzustellen, daß eine Reihe von Motiven herausklingen, aus denen ersichtlich ist, daß protestantische Kreise sich an der Gestaltung Rübezahls beteiligen und ihn zu einem Unhold stempeln, der in katholischem Priester-, Mönch- und Nonnengewand seine Streiche ausführt oder an dem gleichen Stande sein Mütchen kühlt. Bei Praetorius erfährt man sogar, daß Rübezahl ein Mönch war, der ob seiner Zauberkunst vor Gott nicht Gnade finden könnte. Mönche waren im 16. Jh. Spottfiguren, im 17. Jh. mit der einsetzenden Rekatholisierung gefürchtete und verhaßte Menschen. Kein Wunder, daß der gefürchtete Geist mit diesen gleichfalls gefürchteten und verhaßten Menschen gleichgesetzt wurde.

Digitized by Google

Wie man sieht: Mehr als ein Motiv zeigt an Rübezahl den formenden Geist des 17. und 18. Jh. An ihn glaubt man, wie man an Zauberer und Hexen glaubt, alle glauben: Kirche, Wissenschaft, Volk. Mystik, Ratio, Magie. Die Wissenschaft des 18. Jh. ist bald fertig. Die katholische Kirche bekämpfte ihn jure canonico mit Exorzismus und hat ihn so ebenfalls erledigt. Nur das Volk allein spann noch weniges weiter. Allein kein Dichter kam, um Rübezahl faustisch zu gestalten, kein Künstler erstand und schuf aus ihm und durch ihn ein Meisterwerk. Am nachhaltigsten mag noch die romantische Malerei geschaffen haben. Aber auch Schwind gestaltete nur einen Schratt mit Stulpnase und Gnomenstatur. Die späteren sind Illustratoren, Zeichner.

So blieb die Weiterentwicklung dieser Volksgestalt, an der Generationen geformt haben, mit und in der Zeit des 18. Jh. stecken, zumal ihr durch Joh. Karl Musäus (1735—1787) eine feste Form gegeben wurde. Spätere Dichtkunst hat nur veredelt, am weitesten ist vielleicht Karl Hauptmann gedrungen. So ist Rübezahl des Hexischen entkleidet worden. Das Volk selbst aber spinnt Hexengeschichten weiter[1]), es hat kein Bedürfnis, mit diesem Glauben abzurechnen.

Die Wissenschaft des 19. Jh. hat die Rübezahlgestalt wieder in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen gebracht, ohne aber mit ihr fertig geworden zu sein, ja, sie hat es nicht einmal zu einer allgemein anerkannten Anschauung gebracht. Wohl liegen nicht mehr die Fragen ungelöst, welche einen Praetorius, Voelckerling u. a. bewegten. Die Fragenstellung verschiebt sich ständig. Die Literatur ist bedeutend angewachsen[2]). Auch die vorliegende Untersuchung will nur einen Versuch der Antwort bringen. Danach ist die Sagengestalt ein liebgewordenes Kind des Volkes, an dessen Weitergestaltung Geschlechter in natürlicher Folge gefeilt und gedichtet haben. Daher ist es schwierig, in ihr eine bestimmte Wurzel zu erkennen, aber auch umgekehrt, so leicht, alle möglichen Vorstellungen in ihr verankert zu sehen. So mögen ebenso altgermanische Götter herausgefunden werden, wie Wind-, Wetter- oder Berggeister. Geht man aber an der Hand Zachers[3]), so ist es unschwer zu erkennen, daß jedes Jahrhundert Rübezahl gleichsam ein neues Gewand umlegt. Rübezahl ist geistesgeschichtlich das Ergebnis dichtender Volksphantasie, die die Sorgen und Angst, das Hoffen und Erlangen, Furcht und Schrecken, kurz alles ihm zuschreibt, alles in ihm verkörpert sieht. Auch das Hexenzeitalter hat sein Besonderes dazugetan.

✣

[1]) Wagner R.: Der Hexenglaube in Ostböhmen. Jahrb. RGV. 1930, 56. — Deutsche Volkskunde aus dem östl. Böhmen. Bd. 4, 6, 9.

[2]) Jungbauer: Die Rübezahlsage. Reichenberg 1923, und der Berggeist Rübezahl. Schlesisches Jahrbuch I. 37f. — Weizsäcker W.: Rübezahl und der Bergbau. Jb. RGV. 19, 63f.

[3]) Rübezahl-Annalen bis Ende des 17. Jh. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens d. Ortsgruppe Breslau des RV. 1906. 75f.

Digitized by Google

Altes Sprachgut

Nach urkundlichen Quellen

Von **Franz Meißner**

Der volkskundlichen Forschung, ganz besonders aber dem mit der Mundart sich befassenden Zweige, kommt es unter anderem auch darauf an, älteres Sprachgut nicht nur aus der gegenwärtig gesprochenen Mundart herauszuholen, sondern — gleichviel, ob vom Volksmunde noch bewahrt oder aber bereits aufgegeben — auch aus Urkunden zu belegen, bzw. sicherzustellen.

Könnte denn nicht jeder, der das Studium alter Urkunden — wenn auch zu anderem Zwecke — sich erwählt, nebenbei auch die ihm auffallenden Sprachschätze (Ausdrücke jeder Art, Orts-, Flur-, Haus-, Hof-, Personen-, Tier- und Pflanzennamen usw.) aufzeichnen? Sicher wäre dies keine übermäßige Mehrarbeit, wohl aber eine anregende Erholung im Zuge der ermüdenden Zweckarbeit und das Ergebnis solchen Beginnens müßte befruchtend wirken, nicht nur auf die großen Aufgaben der Mundartforschung (z. B. Sudetendeutsches Mundartwörterbuch, Mundartgeographie, Namenforschung), sondern auch auf das großzügige Unternehmen des Volkskundeatlas.

Unter solchen Erwägungen kam diese kleine Sammlung urkundlich nachgewiesenen Sprachgutes aus dem Herrschaftsgebiete Hohenelbe und im besonderen aus Niederlangenau zustande. Verzeichnet erscheinen aber hauptsächlich Ausdrücke allgemeiner Art, da eine reiche Ausbeute urkundlich belegter Flur- und Familiennamen schon ihre besondere Bestimmung hat.

An Urkunden wurden benützt: Grund-, bzw. Schöppenbücher Niederlangenau's (Abkürzung G. B. und Jahr des Auftretens); Urbarium der Herrschaft Hohenelbe, 1676 (U.); Gerichtsprotokoll Niederlangenau, errichtet 1794 (G. P. und Jahr), Zunftordnung der Bäcker, Arnau, 1581 (Zo. 1581); Zo. der Müller, Oberlangenau, 1675 (Zo. 1675); Josefinischer Kataster, 1785 (J. K.) und zum Vergleich mit der südöstlichen Nachbarschaft Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau, verfaßt 1578—1601 (S. H.).

Weitere Abkürzungen: Arn = Arnau, Hoh. = Hohenelbe, Lg. = Langenau, Traut. = Trautenau, Rg. = Riesengebirge, Fln. = Flurname, Fn. = Familienname, ma. = Mundart, mhd. = mittelhochdeutsch.

Als Lautschrift für die Mundart kommt die von E. Schwarz, Unsere Mundart (Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg) empfohlene mit folgender Vereinfachung in Anwendung: ch = ach- und ich-Laut; ȝ = stimmhafter Kehlreibelaut (velar und palatal).

Die mhd. Belege wurden zumeist dem D. etymol. Wtb. von Fried. Kluge und dem Mhd. Taschenwtb. von Math. Lexer (1930) entnommen.

Wo der Ort der Ma. nicht angegeben ist, gilt der Ausdruck für N.-Lg.

A b e n d, U. ma. ōvęt, wie im Obd. = Westen.

a b r a u m, S. H. ma. = orām, oraom = Schutt, Kehricht, eigentlich, was wegzuräumen ist; denn mhd. rûm, rûn, roum = dasselbe neben der Grundbedeutung: Raum, Platz.

Digitized by Google

absonderlich, U., mhd. sunder = abgesondert, getrennt, alleinstehend; aber ma. fir zich alāen.

almer, S. H. mhd. almer, ma. qlma = Schrank.

ambt, U. u. G. P. 1794, mhd. ammet, älter ambet, ambeht, ma. qmt = Amt.

anfahen, U. u. G. B. 1615, mhd. anvâhen, anvân, ma. qfqnga = anfangen.

anschlag, G. P. 1800, ma. qšlqk = Wasserabzugsgraben, -rinne, auf Wegen mit der Rodehacke hergestellt; zu mhd. anslahen = an etwas schlagen, mit Schlägen gestalten.

Arnawisches Kleines Gemeindel, auch Kleines Lamboyisches Gemayndl, U. u. G. B. wiederholt, = Ortschaft Kleinlangenau, bestehend aus mehreren Hof- und Häusergruppen, die in der Mitte von Nied.-Lang. verteilt liegen, bis 1703 zur Lamboyschen Herrschaft in Arnau gehörig.

aufbehalten, U., mhd. behalten, behalden; ma. ūfhēbm (Arn.), aofhēbm = aufbewahren.

ausgeding, G. B. seit 1615 bis heute, ma. aosgedeng = Altenteil: zu mhd. uzdingen = ausnehmen, ausbedingen.

backhaus, U., = 1. Haus beim Hohenelber Schlosse, in dem für die Arbeiter der Eisenhämmer gebacken wurde. 2. Nr. C. 167 in N.-Lang. (G. B. 1611—1798), dessen Besitzer die Backgerechtigkeit inne hatten.

bäne, böhn, boehn, Gr. P. seit 1790, ben, pen, S. H., mhd. pêne, pên. lat. poena = Strafe.

barchner, borchner, U., mhd. barchant-wëbaere,ma. ḅarchęntvāva = Barchentweber.

(Schluß folgt.)

Der Räuber Johann Georg Grasel in der Überlieferung und Sage

Von **Rudolf Hruschka**, Alt-Hart

Die Erinnerung an den „Räuberhauptmann" Grasel, der vor mehr als 100 Jahren im nordwestlichen Niederösterreich, in Südböhmen und Südmähren die Sicherheit des Eigentums arg gefährdete und sich dadurch der gesetzlich lebenden bürgerlichen Gesellschaft feindlich gegenüberstellte, hat sich nicht nur in dem allgemein verbreiteten Volksausdruck „Du Grasel" für einen durchtriebenen, zu listigen Streichen aufgelegten Menschen, sondern auch in der mündlichen Überlieferung so lebendig erhalten, daß fast jeder Ort des Zlabingser und Neubistritzer Ländchens sich heute noch einer „Graselhöhle" rühmt und so manches Geschichtchen von ihm zu erzählen weiß.

Der umformende Einfluß der Zeit schuf jedoch aus dem verwegenen und einst so gefürchteten Räuber eine edle, ritterliche Gestalt, einen Romantiker seines furchtbaren Metiers und genialen Spitzbuben zugleich, der an

Digitized by Google

den Reichtümern seiner Mitmenschen bei jeder sich bietenden Gelegenheit die notwendige Korrektur zu Gunsten der Bedürftigen und Armen vornahm und so als Werkzeug einer ausgleichenden Gerechtigkeit hingestellt wird.

Im Rahmen der Überlieferung erscheint aber auch Grasels Mutter, der im strafgerichtlichen Urteil vom 28. November 1816 besonders schwer die Verleitung ihres Sohnes zum ersten Diebstahl zur Last gelegt wurde, als rechtschaffene, gottesfürchtige Frau; hier ist deutlich die Beeinflussung der Überlieferung durch die frühzeitig entstandenen Graselromane, u. zw. „Die beiden Grasel" von Eduard Breier, Wien 1861, und „Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmannes Johann Georg Grasel" von C. Ulf, Znaim 1862, zu erkennen, die die Mutter im Gegensatze zu dem verbrecherischen Vater als Idealgestalt zeichnen. (Breier, I, S. 36—46; Ulf, S. 4—20.)

Den beiden Romanen folgt übrigens die Überlieferung auch hinsichtlich der Auffassung der Grasel'schen Kameraden; während beispielsweise sein Intimus Jakob Fähding gänzlich vergessen ist, lebt im Volksmund das Bild einer kriminalhistorisch nicht nachgewiesenen, von den Romancieren Grasels (Breier, I, S. 208—233; Ulf, S. 33—48) erst erdichteten Gestalt, des angeblich aus Mutten bei Zlabings stammenden Mottinger Michl, so lebendig fort, daß sich ihn die Volksphantasie, entsprechend der romanhaften Geschichte, heute noch als kleinen, blatternarbigen Mann von unglaublicher Stärke und — Gefräßigkeit vorstellt.

Wer war nun Grasel, welchem Kreise entstammte er und welcher Verbrechen machte er sich schuldig[1])?

Nach der Taufmatrik (Tom. I, pag. 10) der Pfarre Mähr.-Budwitz wurde er am 4. April 1790 in dem Dorfe Serowitz (Nr. 48) als Sohn des „Thomas Graßl, vazirender Gerichtsdiner", und dessen Eheweibes, Regina Fleischmann, geboren und auf den Namen Georg getauft. Die ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern, sowie ihr schlechtes Beispiel brachten den jungen Grasel frühzeitig auf die schiefe Bahn des Verbrechens, und so sitzt er, kaum neunjährig, wegen Diebstahlverdachtes schon einige Tage im Drosendorfer Arrest und büßt unmittelbar darauf einen verübten Mehldiebstahl in Frain mit 14 Tagen Untersuchungshaft und Rutenstreichen. Noch nicht 16 Jahre alt, beteiligte er sich über Veranlassung seiner Mutter im März 1806 an einem Einbruch in Raabs, im Feber 1809 begeht er mit seinem aus dem Kriminal entlassenen Vater den ersten Diebstahl in Vestenötting bei Waidhofen a. d. Th. und einen Monat später in Wiesmaden (N.-Ö.) seinen ersten Raub. In den nun folgenden sechs Jahren begeht er mit seinem Vater und anderen Freibeutern, insbesondere dem in Laskes (Nr. 1) bei Zlabings am 31. Juli 1789 geborenen Ignaz Stangel („der schöne Natzl") und Jakob Fedinger (in den Strafakten „Fähding"), geboren am 11. Juli 1788 in Plospitz Nr. 6 (Matrik

[1]) Mit Benützung der Pfarrmatriken Mähr.-Budwitz, Zlabings, Döschen und des Buches „Johann Georg Grasel und seine Kameraden" von Universitätsprofessor Hofrat Dr. Robert Bartsch, eine 1924 im Wiener Nikola-Verlag erschienene aktengetreue Schilderung dieses Verbrechers.

Digitized by Google

Döschen, Tom. IV., fol. 2), eine unabsehbare Reihe von Missetaten, insgesamt 205 Verbrechen, darunter neben der Desertion die Raubtaten in Wiesmaden, Budkau, Pernegg, Reichenbach, Unterthumeritz, Zettenreith, Modes, Zwettl, und die Totschläge an dem Gastwirt Michael Witzmann in Obergrünbach und an der 66jährigen Anna Maria Schindler in Zwettl.

Auf böhm.-mähr. Boden ist sein Weg durch folgende Verbrechen gekennzeichnet: Budkau (Raub an dem Pfarrer Ignaz Heintzel am 15. Jänner 1810), Frain (Einbruch beim Marktrichter am 12. Feber 1810 und bei einem Gerber am 4. Mai 1814), Schaffa (Kellereinbruch am 10. September 1810), Gottschallings bei Altstadt (Einbrüche im September 1810, September 1813 und Jänner 1815), Jasowitz bei Frain (Einbruch am 10. Mai 1811), Bernharz bei Altstadt (Einbruch am 15. Juli 1811), Ungarschitz (Einbruch beim Branntweinschenker Matthias Kraus im Fasching 1812), Grambach bei Neubistritz (Einbruch in die Mühle am 24. Jänner 1813), Piesling (Einbrüche am 11. Juni 1812 und 13. Oktober 1813), Wesce (Einbruch im Herbst 1813), Neuhart (Pferdediebstahl in der Mühle im November 1813), Horusowitz bei Wessely (Pferdediebstahl am 28. November 1813), Modes bei Zlabings (Raub an dem Pfarrer Anselm Lamatsch am 13. Mai 1814), Stallek bei Frain (Pferdediebstahl am 25. Juli 1814), Tremles (Einbruch am 28. Juli 1814), Neubistritz (Einbruch bei einem Lederer im November 1814) und Jamnitz (Einbruch bei einem Uhrmacher am 29. Dezember 1814).

Der Volksmund bezeichnet Grasel als „Räuberhauptmann", indem er ihn als Anführer seines Genossenkreises hinstellt. Diese Bezeichnung ist jedoch nicht zutreffend; denn Grasel, der wohl wegen seiner Körperkraft, Geschicklichkeit und Verwegenheit ein besonderes Ansehen bei seinen zahlreichen Kameraden genoß, strebte dank seines mangelnden Organisationstalentes niemals eine Bandenbildung in des Wortes richtiger Bedeutung an, sondern verübte seine nächtlichen Einbrüche bald da, bald dort mit diesem oder jenem Genossen.

Ebenso ist die überlieferte Meinung, Grasel und seine Helfer hätten in Höhlen gehaust, irrig. Für ihre Zusammenkünfte wählten die Verbrecher mit Vorliebe die immer an einsamen Stellen außerhalb der Ortschaften gelegenen „Schindereien", deren es damals sehr viele gab; so bestanden beispielsweise in Südwestmähren Abdeckereien in Jamnitz, Laukowitz, Budischkowitz, Ungarschitz, Qualkowitz, Nespitz, Wispitz, Neuhart und Stallek[2]). Die wegen ihrer sozial geächteten Stellung und dem ihrem Gewerbe anhaftenden Makel vom Verkehr mit der Bevölkerung nahezu gänzlich abgeschlossen lebenden Wasenmeister zogen aus dem Gewerbe der Verbrecher großen Nutzen und gewährten ihnen daher gerne einen Unterschlupf. Andrerseits aber bot ein Aufenthalt in den Schindereien den Verbrechern auch deswegen große Sicherheit, weil die damals gleichfalls gesell-

[2]) Die Bezirke waren ganz klein und dementsprechend auch das Einkommen der Wasenmeister; in einem vom 27. Nov. 1815 datierten und die Reform der Wasenmeister betreffenden Berichte an den Minister schätzt der Drosendorfer Justiziär Schopf das Einkommen der Wasenmeister, denen die Haut der gefallenen Tiere (à 7 fl.) gehörte, auf ungefähr 140 fl. jährlich.

Digitized by Google

schaftlich geächteten Gerichtsdiener sich innig an die Schinder anschlossen und diesen oft Nachrichten über bevorstehende Streifungen und Hausdurchsuchungen zukommen ließen. Grasel bevorzugte als Aufenthaltsort die Wasenmeistereien in Drosendorf, Horn und Ober-Hollabrunn in N.-Ö., Deutsch-Bernschlag in Böhmen und auf mährischem Boden Serowitz, Zerkowitz, Popelin, Gelmo (tschech. Jilem) und besonders Stallek bei Zlabings. Hier unterhielt er mit der Schwester des Wasenmeisters Michael Eigner, Rosalia („Salerl"), ein Liebesverhältnis, dem ein Kind entsproß: nach der Geburtsmatrik der Pfarre Zlabings schenkte „Rosalia, eine Tochter des Joseph Eigner, Einwohner bey Stallek No 34" am 20. September 1814 einem Knaben das Leben, der auf des unehelichen Vaters Vornamen „Johann Georg" getauft wurde[3]). Als schließlich im Sommer 1815 ein Steckbrief gegen Grasel erlassen wurde und militärische Streifungen einsetzten, konnten die Wasenmeistereien wegen der häufigen Durchsuchungen keine genügende Sicherheit mehr bieten, und in dieser Zeit erst dürfte Grasel, durch äußerste Vorsicht hiezu gezwungen, sich in Höhlen verborgen gehalten haben.

Am 6. November 1815 wurde ein neuer Steckbrief erlassen, in welchem die hohen, insbesondere für Grasels Mitschuldige ausgesetzten Belohnungen[4]) neben der zugesicherten Straflosigkeit auffallen; ihm war eine langatmige Personsbeschreibung des Räubers angefügt, aus welcher jedoch der Leser keine rechte Vorstellung von dem Aussehen Grasels gewinnen konnte. Nur das eine schien festzustehen, daß er in der Nähe des rechten Ohres eine auffallende Narbe hatte und, ganz im Gegensatz zur mündlichen Überlieferung, die ihn als einen Mann von gefälligem Äußern hinstellt, mit seiner „etwas links gebogenen Nase" und dem blatternarbigen Gesicht nicht gerade schön war.

Über die Gefangennahme Grasels ist, entsprechend der Fassung nach Ulf (S. 119—126), allgemein die Meinung verbreitet, daß sie auf den Verrat einer seiner Geliebten zurückzuführen und in „Mördersdorf" erfolgt sei; tatsächlich aber war Grasel einer von dem Vertrauten der Brünner Polizei, David Mayer, ausgesonnenen List in die Falle gegangen. Mit Wissen der Behörden wurde nämlich am 3. November 1815 die von Mayer ins Vertrauen gezogene Theresia Penkhart aus Klobouk in Mähren, eine einstmalige Diebin, als angebliche Vagabundin in den Drosendorfer Arrest zur Therese Hamberger, einer Geliebten Grasels, eingesperrt, aus dem nun, um die Hamberger glauben zu machen, „Michl" — so nannte sich Mayer — sei gleichfalls ein Einbrecher, dieser beide mit Hilfe des Justiziärs und Kriminalgerichtsverwalters von Drosendorf, Franz Josef Schopf, am 7. November 1815 „befreite".

Am 19. November traf Grasel beim Wasenmeister Ehgartner in Horn seinen vermeintlichen neuen Freund „Michl", der noch in derselben Nacht,

[3]) Heute noch bezeichnet der Volksmund das an der Stelle der ehemaligen Wasenmeisterei errichtete „Hegerhaus beim großen Rohrteich" als „Eigerei" oder „Schinderei"; in unmittelbarer Nähe wird unweit des Donauer (719 m) auf Laskeser Gemeindegebiet eine „Graselhöhle" gezeigt.

[4]) 4000 fl. W. W., für Mitschuldige Grasels 2000 fl. W. W.

Digitized by Google

indem er mit Grasel ins Gasthaus zu Mörtersdorf fuhr, wo die Gefangennahme[5]) erfolgte, sein Vertrauen so schändlich getäuscht hatte.

Zwei Tage später wurde der gefesselte Grasel nach Wien ins Kriminalgericht gebracht und gegen ihn und seine Mitschuldigen vom Magistrat die Untersuchung geführt. Das Urteil wurde erst am 28. Jänner 1818 gefällt: es lautete bei Grasel, Stangel und Fähding auf Tod durch den Strang und wurde am 31. Jänner 1818 um 8 Uhr früh in der Nähe der heutigen Roßauerkaserne in Wien vollstreckt.

*

Die Verbrechen und alles Leid, das der zum Schrecken des Landvolkes gewordene Grasel über viele Menschen gebracht hat, sind heute vergessen; dessenungeachtet hat sich im Volksmund seine von der Sage überwucherte Gestalt so lebendig erhalten, daß sich in Südmähren und Südböhmen heute noch alt und jung mit lebhaftem Interesse und ehrfürchtigem Gruseln die verschiedensten Geschichten vom Räuber Grasel erzählt.

Hier nun einige Proben:

In Alt-Hart hatte sich Grasel bei einem Schneider einen Mantel bestellt, der bis zu einem gewissen Termin lieferbar sein sollte; als er an dem festgesetzten Tage erschien, um das Kleidungsstück in Empfang zu nehmen, war es wohl fertig, aber noch nicht gebügelt. Der Schneider wollte, indem er das Eisen sogleich ins Feuer legte, das Versäumte nachtragen; aber der Kunde nahm den Mantel, bezahlte und sagte: „Der Grasel wird ihn schon bügeln!"

(Diese Sage ist eine Variante zu der folgenden, von Breier in seinen Roman „Die beiden Grasel", II, S. 11/12, aufgenommenen Erzählung und dürfte aus dieser entstanden sein: Einmal kam Grasel zu einem Schneider nach Znaim, um sich einen Mantel zu kaufen. Dieser hatte nur einen fertig und der war für den Herrn Stadtsyndikus bestimmt. Grasel meinte, der Syndikus könne warten, bis ein neuer fertig sei, er aber nicht, nahm das Kleidungsstück, erlegte 10 fl. mehr dafür als es wert war und verschwand, indem er dem erschrockenen Schneider auftrug, dem Syndikus einen Gruß vom Grasel zu bestellen.)

In Alt-Hart erzählt man auch folgende Sage: Der Aumüller Johann Seidl (geb. 1777, gest. 1844), der für die Herrschaft die „weiten Wege" zu besorgen hatte, fuhr einmal von Alt-Hart nach Wien. Im Walde zwischen Eggenburg und Maissau (er heißt „Latein") überholte er einen jungen Mann, der ihn bat, ihn ein Stück Weges mitzunehmen. Der Müller willfahrte seiner Bitte unter der leicht verständlichen Bedingung, daß er neben ihm Platz nehmen müsse. Die beiden Reisenden kamen bald ins Plaudern. So erzählte der Müller unter anderem, daß er aus Mähren komme, und verneinte die Frage des Fremden, ob er sich denn bei den unsicheren Straßenverhältnissen nicht fürchte, so eine weite Reise allein zurückzulegen. Ob er denn auch vor dem Grasel keine Angst hätte, fragte jetzt sein Mitreisender weiter, worauf der Müller die Antwort gab, dieser

[5]) Den Staat kostete Grasels Ergreifung 7975 fl. W. W.; hievon entfielen auf Belohnungen 4650 fl., auf Auslagen 3325 fl. Mayer erhielt allein 6509 fl.

Digitized by Google

wäre der einzige, vor dem er wirklichen Respekt hätte. Diese Rede imponierte dem Fremden, in welchem wir bereits Grasel erkannt haben, so sehr, daß er dem Müller nicht nur nichts zuleide tat, sondern ihn noch beim Verlassen des Wagens mit 3 Silberzwanzigern beschenkte. Dieses namhafte, in einer Zeit großer Geldknappheit dargereichte „Trinkgeld" ließ erst unseren Müller ahnen, wer sein Fahrgast war.

(Den historischen Hintergrund für diese Sage bildet die Tatsache, daß den Besitzern der Aumühle von undenklichen Zeiten her bis zur Aufhebung des Untertanenverhältnisses die Verpflichtung oblag, an Stelle der Robot für die Herrschaft Alt-Hart alle weiten Fuhren zu verrichten. So heißt es schon in dem von Heinrich Burkhard von Schneidau angelegten und im mähr. Landesarchiv erliegenden „Urbary und Grundtbuch" vom 13. Dezember 1688 wörtlich: „Dieser Unterthänige Müllner Roboth bey der Herrschaft nichts, als daß er alle Weithe Fuhrn nach Wien, Prag, Undt Brünn, so offt es die nothorfft [= Notdurft] erfordert, Umb sonst Verrichten muß, wird ihm weider nichts Alß ein Metz Haaber auf jedes Roß geben".)

In Modes, Wölking, Neubistritz und anderen Orten erzählt man sich, daß Grasel einmal von Spähern beobachtet worden sei, wie er in das Haus seiner Geliebten einstieg. Das Gebäude wurde sofort umstellt und nach Grasel eifrigst gesucht. Kein Raum, keine Ecke blieb undurchforscht, alles aber ohne Erfolg. Nach stundenlangem vergeblichen Suchen zog die Gerichtskommission wieder ab, bis auf einen Mann, der immer noch suchte. Da fand er im Fußboden eine Stelle, die hohl klang. „Holla, ich hab' ihn!" rief er freudig aus und stieß mit dem Schaft des Gewehres auf den Boden; hiebei entlud sich aber das Gewehr und zerschmetterte dem Unglücklichen den Schädel. Grasel war gerettet.

(Auch diese Erzählung bringt Breier im 2. Band seines Romanes, S. 36—56, und gibt als Ort des Geschehnisses Ober-Höflein an.)

In Schamers bei Neubistritz wird dieselbe Sage mit folgender Abweichung erzählt: Grasel habe einmal bei seiner Geliebten in der „Schinderhütte", einem zwischen der sogenannten „Schäferei" und dem Dorfe Grambach gelegenen einschichtigen Gebäude, geweilt. Die Bürgergarde aus dem nahen Neubistritz, die von dem Aufenthalt des Räubers Kenntnis erhalten hatte, umstellte sogleich die Wasenmeisterei und nahm eine Hausdurchsuchung vor, die jedoch ohne Erfolg verlief. Grasel war nämlich aus dem Bodenfenster auf den an der Giebelseite des Hauses befindlichen, mächtigen Birnbaum gekrochen, in dessen buschiger Krone er sich versteckt hielt. Als die Garde wieder abgezogen war, sprang er vom Baum herab, gab einen Schuß ab und verschwand mit dem Rufe: „Hier ist der Grasel!" in dem nahen Wald.

Beim Einbruch in das Pfarrhaus zu Modes soll Grasel Pferd und Wagen mitgehabt haben; damit man aber seine richtige Spur nicht verfolgen könne, wurden dem Pferde nach dem Raub die Hufeisen verkehrt aufgenagelt.

In Zlabings soll Grasel öfter unter dem Namen eines „Grafen von Horn" dem Büchsenmacher Znaimer seine Waffen in Reparatur (nach einer anderen Version zum Beschlagen und Auslegen mit Silber) gegeben

Digitized by Google

haben. Als er sich wieder einmal sein Gewehr abholen wollte, fand er beim Büchsenmacher einige Forstbedienstete aus der Umgebung, denen er als „Graf von Horn" vorgestellt wurde. Grasel war diese Begegnung sichtlich unangenehm; er empfahl sich daher unter irgend einem Vorwand und versprach, später kommen zu wollen. Er kam aber nie mehr wieder und auch die Waffe wurde nicht mehr abgeholt.

(Diese Sage würde einer Prüfung auf den geschichtlichen Kern schon aus dem einfachen Grunde nicht standhalten, da Grasel, wie aus den Steckbriefen hervorgeht, weder lesen noch schreiben konnte, sein Auftreten daher entsprechend seiner Unbildung wohl immer und überall roh und ungeschliffen gewesen sein wird.)

Unter den Wallfahrern zur Heil.-Geist-Kirche in Zlabings fiel einmal ein großer junger Mann von blasser Gesichtsfarbe auf, der mit einem Rock in veilchenblauer Farbe bekleidet war. Bald erkannte man in ihm den gefürchteten Räuber und tuschelte sich seinen Namen zu. Als Grasel merkte, daß er erkannt sei, verschwand er in der Richtung zum Einsiedlerbrunnen.

(Daß Grasel Wallfahrtsorte besuchte, ist erwiesen; so unternahm er auch im Juni 1814 mit Fähding und Fuchs eine Wallfahrt nach Kloster bei Neubistritz, die schon aus dem Grunde zu einer recht sonderbaren Bußfahrt wurde, weil dem Verbrecherkleeblatt zwei in Goschenreith gestohlene und mit einer gestohlenen Mistgabel getötete Lämmer den Mundvorrat liefern mußten.)

Einmal habe Grasel gewettet, in der Kirche der damals befestigten (!) Stadt Zlabings eine gewisse Sache zu hinterlegen, ohne die Mauern zu übersteigen und die Stadttore zu benützen. Er gewann die Wette, indem er einen angeblich von der n.-ö. Grenze nach Zlabings führenden unterirdischen Gang benützte. — Auf demselben Wege soll er übrigens auch die Keller der Bürgerhäuser besucht und daselbst Wein gestohlen, im Haus Nr. 138 (Pabisch) solchen boshafterweise ausgelassen haben.

(Die Veranlassung zu dieser Erzählung mag der Umstand gegeben haben, daß unter der Stadt Zlabings tatsächlich Gänge führen, von denen aus es früher möglich war, in die Keller der einzelnen Häuser zu gelangen.)

Im Turme der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Friedhofskapelle der Stadt Zlabings soll Grasel öfter genächtigt und in der Gruft dieser Kapelle die gestohlenen Sachen aufbewahrt haben.

(Im Strafverfahren wurde einwandfrei festgestellt, daß Grasel öfter in Zlabings nächtigte, u. zw. gewährte ihm der Schneider Wenzl Volkmer Unterschlupf; dieser verschaffte ihm auch ein auf den Namen Johann Kohl lautendes Zeugnis, worin bestätigt war, daß er 5 Monate als Polizeidiener in Zlabings gedient habe. Volkmer, der, wie sich aus der Taufmatrik Zlabings feststellen läßt, 1814 und 1816 das in unmittelbarer Nähe der Friedhofskapelle gelegene Haus Nr. 181 der „Vorstadt Lederthal" bewohnte, wurde wegen Vorschubleistung, Diebstahlteilnehmung und Urkundenfälschung am 26. August 1816 zu 4 Jahren Kerker verurteilt.)

Man erzählt hier auch, daß sich im Stalleker Wald an einer von einem überhängenden Felsen näher bezeichneten Stelle (Steinwand beim Buch-

Digitized by Google

berg, 697 m) ein von Grasel vergrabener Schatz befinden soll; er habe das Geheimnis vor seiner Hinrichtung einem Mithäftling (nach einer anderen Lesart einem aus Böhm.-Rudoletz stammenden Soldaten, der bei ihm Wachtposten stand) anvertraut, doch wurde der Schatz bis heute noch nicht gehoben.

In Stoitzen und Wölking wird die Schatzgeschichte wieder in folgender Fassung erzählt: Als Grasel nach seiner Einlieferung ins Wiener Kriminalgericht jede Hoffnung auf ein Entkommen schwinden sah, habe er dem vor seiner Zelle aufgestellten und aus Böhm.-Rudoletz stammenden Wachtposten die Mitteilung von dem auf einem herrschaftlichen Felde zwischen Rudoletz und Stoitzen vergrabenen Schatz gemacht. Nach beendeter Dienstzeit habe dieser dann an der von Grasel näher bezeichneten Stelle nachgegraben und wirklich eine große Anzahl von Gold- und Silbermünzen gefunden, die er verkaufte und den Erlös auf ein Sparbüchel (!) anlegte. Doch sollte sich der abgedankte Soldat seines Besitzes nicht lange freuen! Als er nämlich einmal in einer Rudoletzer Wirtsstube saß, soll ihn der Amtmann beobachtet haben, wie er das Einlagebüchel, das er stets bei sich trug, unter den vor sich auf dem Tische liegenden Hut schob. Über die Herkunft des vielen Geldes befragt, erzählte der Soldat dem „gestrengen Herrn" den wahren Sachverhalt, worauf dieser das Büchel kurzerhand mit Beschlag belegte. Untröstlich über den Verlust des Geldes habe der Soldat weitere Grabungen veranstaltet, aber leider nur mehr einige Kupfermünzen gefunden, die heute noch in den genannten Orten als „Graselgeld" aufbewahrt und gezeigt werden.

In Stallek erzählt man wiederum, der Schatz wäre in der sogenannten Eremitage beim Pöniker-Hof vergraben gewesen und hätte seinem sich später in Wien angekauften Finder kein Glück gebracht.

An die Stadt Zlabings knüpft sich, wie U. Tartaruga in seinem Aufsatz „Berühmte Räuber" zu berichten weiß, folgende Sage: Einmal traf Grasel eine arme Frau im Walde, fragte sie über ihre Verhältnisse aus und sagte dann: „Ihr dauert mich, Weibsbild! Ich will Euch helfen; ich bin der Grasel ..... na, erschreckt nur nicht! Ich möchte Euch einmal ein gutes Essen verschaffen und selbst dabei sein. Da gebe ich Euch 200 fl., bestellt bei einem Wirt ein Festessen, ladet hiezu die Stadtobrigkeit und andere Leute ein und erwartet mich, ich werde bestimmt kommen." Das erschrockene Weib tat, wie ihr befohlen ward. Der Bürgermeister, dem das Weib die Einladung überbrachte, riß die Augen weit auf und schrie: „So eine Frechheit! Jetzt sagt sich der Hallodri gar noch an, wie ein König!" Das Nächste war natürlich, daß er Vorkehrungen treffen ließ, um den Räuber abzufangen. Die Festtafel war reich hergerichtet worden und der feinste Wein wurde aufgetischt. Die Organe der Gerechtigkeit lauerten in Spannung und Angst und sprachen recht fleißig dem Wein zu, um sich Mut zu machen. Wer aber nicht kam, das war Grasel! Um so größer war dafür die Überraschung, die der nächste Morgen brachte: das ganze Steueramt war ausgeraubt! Der Hansjörgl war also wirklich mit seinen Leuten in der Stadt gewesen, aber nicht dort, wo er erwartet wurde. Die

Digitized by Google

200 fl., die er der armen Frau geschenkt hatte, ermöglichten ihm nicht nur einen ungestörten Einbruch, sondern brachten ihm überdies noch ein Vielfaches des geschenkten Betrages ein.

In Zlabings selbst ist diese Sage merkwürdigerweise nicht bekannt; dafür erzählt man sie in Frauendorf mit der Abweichung, daß sich die Begebenheit in Alt-Hart zugetragen haben soll: Einem armen Weibe aus Alt-Hart gesellte sich auf ihrem Heimwege ein fremder Mann zu, der sie u. a. auch darüber fragte, was die Leute über Grasel sprechen. Sie wußte bloß zu berichten, daß er reiche Leute bestehle, um Arme beteilen zu können, und daran täte er recht. Als Grasel sich dann von ihr trennte, gab er sich zu erkennen und beschenkte sie mit einem Silbergulden. Auch bat er sie, an einem gewissen Tag im Gasthaus zu Alt-Hart (heute Nr. 81) eine Festtafel zu bestellen und dann alle Leute des Ortes einzuladen; er werde bestimmt kommen und alles bezahlen. Am verabredeten Tag hatte sich im Gasthaus auch wirklich alles eingefunden, teils aus Neugierde, teils in der Absicht, den Räuber abzufangen; aber Grasel kam nicht. Dafür war am nächsten Tag die Herrschaftskasse vollständig ausgeraubt. (Nach einer anderen, gleichfalls in Frauendorf erzählten Fassung hätte sich die Geschichte in Lospitz bei Jamnitz abgespielt.)

Einmal habe Grasel, so erzählt man sich in Piesling, daselbst unerkannt an einer Tanzunterhaltung teilgenommen, die ganze Nacht flott durchtanzt und sich dann am frühen Morgen von der Musik gegen Ranzern „hinausspielen" lassen. Beim Abschied beschenkte er die Spielleute noch mit einem Silbergulden und richtete an sie, sowie an die ihn begleitenden Ortsburschen folgende Frage: „Wißt Ihr auch, wen Ihr jetzt hinausgespielt habt? — Ich bin der Grasel!" Und, indem er mit der rechten Hand in seine Hosentasche griff, als wollte er sich der Waffe versichern, sprach er weiter: „Wenn vielleicht jemand von Euch die Lust verspürt, mir nachzugehen, der kann's versuchen!"

Ein andres Mal soll Grasel in Freistein, so wird in Döschen bei Jamnitz erzählt, bei einer Tanzunterhaltung eine größere Zeche gemacht haben; als er bezahlen sollte, erklärte er, dies erst später tun zu wollen, entfernte sich hierauf und brachte nach ungefähr einer Stunde einen feisten Rehbock, den er der Wirtin an Zahlungs Statt präsentierte.

In Maires geht die Sage, daß einmal Grasel einen jungen Burschen im Zorn dergestalt bei den Füßen aufhängen ließ, daß der Unglückliche mit dem Kopf in einen Ameisenhaufen zu liegen kam; als nach drei Tagen Grasel an derselben Stelle vorüberkam, soll der bedauernswerte Bursche noch gelebt haben. Diese Tat habe den Räuber später mit großer Reue erfüllt.

Einst traf Grasel auf dem Wege von Laskes nach Zlabings ein altes Weib, das in die Stadt wollte. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein und dabei schimpfte und wetterte die Alte, die den Räuber natürlich nicht kannte, furchtbar auf den Tagdieb und greulichen Bösewicht Grasel, und wünschte, daß er bald gehängt werden möge. Der Räuber hörte ruhig zu, fragte nur, ob Grasel ihr schon etwas Böses zugefügt habe, und bat die Frau, die verneinte, schließlich, ihm aus der Stadt ein Schock

Digitized by Google

Schusternägel und einen Hammer mitzubringen. Als die Alte zurückkam und den Botenlohn erwartete, warf er sie zu Boden und bespickte ihr jenen Körperteil, wo der Rücken aufhört, seinen ehrlichen Namen zu führen, mit dem ganzen Schock Schusterzwecken, damit sie, wie er zum Abschied sagte, etwas besser vom Grasel denke. (Dr. H. Reutter, „Deutschmähr. Heimat", 9. Jahrgang, Nr. 5.)

In Alt-Hart wird dieselbe Geschichte folgend erzählt: Grasel habe einmal im Walde zwischen Alt- und Neu-Hart beim Schwämmeklauben ein altes Weib getroffen, mit der er ein Gespräch anknüpfte; im Verlauf desselben kam die Rede auch auf Grasel, über den sie furchtbar loszog und bei ihrem Seelenheil beteuerte, keinen sehnlicheren Wunsch zu haben, als ihn hängen zu sehen. Als ihr Grasel hierauf mitteilte, er könnte ihr, wenn er ein Schock „Mausköpfeln" hätte, ein sicheres Mittel verraten, wie der Lotterbube unschädlich zu machen wäre, erklärte sich die Alte sogleich bereit, die Nägel aus Alt-Hart zu holen. Als sie zurückkam, legte er die Nägel auf einen Baumstumpf so auf, daß die Spitzen nach oben zu stehen kamen. Dann sagte er: „Jetzt werdet Ihr gleich den Grasel sehen; macht Eure Augen recht weit auf und schaut mich gut an: ich bin der Grasel!" Hierauf packte er die vom Schrecken nahezu gelähmte Alte und setzte sie mit dem „Racketen" auf die Nägel, indem er sagte: „Euer Wunsch war, mich hängen zu sehen und ich möcht' wieder, daß Ihr einen recht kommoden Sitz dazu habt!" Sprachs und entfernte sich.

In Jamnitz hatte es Grasel schon lange auf einen Verwalter abgesehen, der wegen seiner Hartherzigkeit überall verhaßt war. Eines Abends brach er mit fünf von seinen Leuten im Gutshofe ein, um den Bösewicht zu züchtigen und zu berauben. In einem Zimmer fand Grasel die Frau und die kleinen Kinder, die sich jammernd auf das Bett des Verwalters — dieser lag nämlich im Sterben — geworfen hatten und um ihr Leben flehten. Als Grasel dies sah, legte er das bereits geraubte Geld auf den Tisch und sprach zur Frau: „Beruhigen Sie sich, Ihnen wird nichts geschehen. Mein Besuch galt bloß Ihrem Manne, für dessen Hartherzigkeit Sie nicht können; hätte ich gewußt, daß er im Sterben liegt, ich hätte Ihnen den Schrecken erspart!" Hierauf verschwand er.

(Breier bringt dieselbe Erzählung im Band II, S. 19/20 seines Romanes.)

An den in Jamnitz am 29. Dezember 1814 verübten Einbruch knüpft sich folgende Sage: Grasel sei, nachdem er seinen Einkauf beim Uhrmacher besorgt hatte, in den nahegelegenen „alten Hof" (heute Gasthaus Sedlaček) gegangen, wo man ihn einlud, als Spieler an einer Kartenpartie teilzunehmen. Das Spiel war eben im besten Gange, als der Uhrmacher im Gastzimmer erschien und, indem er sich einen Sessel zu den Spielern schob, eifrig zu kiebitzen begann. Grasel erkannte sogleich die durch die Abwesenheit des Uhrmachers von seinem Geschäfte gegebene Einbruchsgelegenheit und beschloß, sie auszunützen. Unter dem Vorwand, noch eine kleine Besorgung in der Stadt verrichten zu müssen, ersuchte er den Kiebitz, ihn eine Weile zu vertreten und, während dieser ahnungslos spielte, stahl Grasel aus seiner Auslage elf Uhren und einen silbernen Pfeifenkopf. —

Digitized by Google

Daß er nicht mehr in den Gasthof zurückkehrte, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Hier in Jamnitz kennt man auch die folgende Sage, die Breier in seinem Romane (Band II, S. 204/205) ohne nähere Ortsangabe bringt: Einst hatten sich mehrere jüdische Hausierer wegen der Unsicherheit der Gegend zusammengetan, um auf den Markt zu ziehen. Da trat plötzlich ein mit einem Gewehr bewaffneter Mann aus dem Dickicht hervor und rief sie an: „Halt! Wer sich rührt, wird niedergebrennt; ich bin der Grasel!" — Statt von ihren derben Knotenstöcken ausgiebigen Gebrauch zu machen, begannen die Hausierer zu jammern und folgten dem Räuber willig ihre Barschaft aus. Dann befahl er ihnen, die Stiefel auszuziehen und auf einen Haufen zu werfen, indem er sagte: „Jeder wird aus diesem Haufen seine Stiefel herausfuchen und dann seines Weges ziehen; derjenige aber, welcher der letzte ist, wird niedergeschossen!" Nun warfen sich die Hausierer in wildem Knäuel auf die Stiefel; denn keiner wollte der letzte sein. Und während jeder verzweifelt seine Stiefel suchte, machte sich Grasel aus dem Staube.

In Schiltern soll einmal Grasel den Schulmeister getroffen haben, der sich bitter darüber beklagte, daß er nicht einmal das Geld zum Setzen auf drei geträumte Nummern in die Lotterie habe. Grasel erbarmte sich des armen Mannes und gab ihm das nötige Geld, das ihm wirklich einen „Terno" einbrachte. Als dann bei einer späteren Begegnung der Schulmeister dem Räuber den seinerzeit entliehenen Betrag wieder zurückstellen wollte, nahm ihn Grasel nicht an. (Breier, II, S. 17/18.)

In Frauendorf erzählt man sich schließlich, daß Grasel, als er schon mit auf den Rücken gebundenen Armen unter dem Galgen stand, den Wunsch äußerte, seine Mutter noch einmal sehen zu wollen. Diesem Wunsche wurde entsprochen. Als sie dann ihren Sohn zum Abschied küssen wollte, soll er ihr die Nasenspitze abgebissen und gesagt haben: „Das hast du dafür, daß du mich auf den Galgen gebracht hast!"

(Grasels Mutter, die am 28. November 1816 zu zwei Jahren Kerker verurteilt worden war, starb schon am 20. April 1817 im Arrestantenspital zu Wien.)

Grasel wurde jedenfalls gleich nach der Justifizierung am Richtplatz zur Erde bestattet; sein Skelett soll, wie M. Bermann in „Alt- und Neu-Wien" (S. 1047) berichtet, im Jahre 1863 bei Erdaushebungen auf dem Exerzierplatze zwischen dem Franzens- und Burg-Tor gefunden worden sein, worauf abergläubische Menschen die einzelnen Gebeine zu ziemlich hohen Preisen von den Arbeitern kauften. Dessenungeachtet hat sich im Bezirke Mistelbach (N.-Ö.) bis heute die Überlieferung erhalten, das Gerippe des (angeblich) 1815 verstorbenen) „Znaimer Grasel" sei im Pestfriedhof zu Schrick (N.-Ö.) mit einem eisernen Ring um den Hals gefunden worden[6]). — Diese Sage fußt auf einem mittelalterlichen Rechtsbrauch, demzufolge den zum Tode verurteilten, später jedoch begnadigten Verbrechern ein eiserner Ring oft auf Lebensdauer um den Hals gelegt wurde, und beweist, wie die ganze Sagenbildung um Grasel, seine — Volkstümlichkeit.

[6]) Anton Mailly, „Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum", S. 152.

Digitized by Google

418020

Ein Beitrag zur Frage des Volksgedächtnisses

Von **Franz J. Beranek**

Wissenschaftliche Fragen haben die Eigenart, zu bestimmten Zeiten „in der Luft zu liegen". Denn Rudolf Kubitscheks Aufsatz über das Gedächtnis des Volkes (3. Jg., 5. H., S. 193ff.) erschien zu derselben Zeit, als mich dieser Gegenstand in bezug auf meine Heimatstadt Lundenburg in Südmähren, an der Grenze der Slowakei und Niederösterreichs gelegen, beschäftigte. Anlaß und Ausgangspunkt bildeten hiebei die familien-, orts- und weltgeschichtlichen Erinnerungen meiner Großmutter, die sie gerne zum besten gibt. Sie seien hier, gewissermaßen als Durchschnitt durch das Volksgedächtnis ihrer Landschaft und da sie auch sachlich recht Interessantes enthalten, wiedergegeben.

Die genannte Frau, Mathilde Ježek, geb. Slezak, wurde im Jahre 1854 in Lundenburg in bescheidenen Verhältnissen geboren und war ihr ganzes Leben hier wohnhaft. Trotzdem sie fast gar keine Schulbildung genossen hat, ist sie doch des Lesens und Schreibens kundig. Sie hat sogar sehr gerne und verhältnismäßig viel gelesen, insbesondere fesselte Historisches stets ihr Interesse. Daneben hat sie sich bewundernswürdigerweise das präzise Gedächtnis des letternfremden Landmenschen bewahrt, der die Mitteilungen des Vaters und Ahns mit ebendessen Worten wiedergibt. Dabei unterscheidet sie wohl zwischen dem, was sie selbst erlebt und was ihr Großvater und Großmutter erzählt haben und dem, was sie aus Büchern erfahren hat. Und da muß etwas betont werden, was in Kubitscheks Aufsatz nicht klar zutage tritt, was aber sicherlich auch für sein Gebiet gilt: Ihre und ihrer Vorfahren Erinnerungen sind alle persönlichstes Erleben, keinerlei Mitteilungen aus zweitem und drittem Munde. Nur, was die Ahnen und sie selbst aus unmittelbarster Nähe angriff, wurde behalten und den Nachfahren weitergegeben. So kommt es, daß meine Familientradition etwa von Radetzky und der Achtundvierziger Revolution schweigt. Die Flucht Kaiser Ferdinands des Gütigen durch Lundenburg nach Kremsier muß wohl in aller Stille vor sich gegangen sein. Denn das Familiengedächtnis weiß von ihr nichts. Hingegen hat es — dank der unten zu berichtenden Episode — den Namen Bismarcks bewahrt. Den Namen Napoleons nennt es nicht; hingegen besitzt es eine realistische Spiegelung der Schlacht bei Austerlitz. Luther kennt meine Großmutter nur aus Büchern; von den Wiedertäufern aber erzählt sie höchst lebendig. Außerdem enthält mein Familiengedächtnis sehr viel Familien- und Lokalgeschichtliches, wie es ja auch Weltgeschichte nur insoweit behalten hat, als sich diese lokalgeschichtlich auswirkt.

Vom bosnischen Feldzug weiß meine Großmutter nur, daß der Truppenkörper, zu welchem ihr Mann einrücken sollte — sein Dienst als Lokomotivführer bewahrte ihn davor —, von den Insurgenten vollständig aufgerieben wurde. Schier unerschöpflich sind ihre Sechsundsechziger-Erinnerungen. Wie die ersten Verwundeten geführt wurden, darunter ein tapfrer Fahnenträger mit säbelhiebzerfleischtem Rücken. Wie dann nach der

Digitized by Google

Königgrätzer Schlacht, der letzte österreichische Militärzug abfuhr und unmittelbar hinter ihm die hölzernen Eisenbahnbrücken aufflammten, wie am selben Tage noch auf der Straße von Altenmarkt her die Preußen einmarschierten, Kühe requirierten und Gänse einfingen, daneben aber an die Bevölkerung Lebensmittel verteilten; wie sie, ein zwölfjähriges Mädchen, ihnen Kaffee mahlte und dafür jedesmal einen großen Topf davon und ein Stück Brot bekam. Wie ihre Großmutter den Soldaten Kolatschen verkaufte, bis jemand sie beschuldigte, diese wären vergiftet; und wie dann zufällig der preußische Kronprinz dazukam, einen Kolatschen kostete und ihr selbst die Erlaubnis zum weiteren Verkauf erteilte. Wie dann die Cholera ausbrach und sie im Notspital den Kranken Wasser trug. Und wie nach dem Kriege der Kaiser nach Lundenburg kam und den Leuten Ersatz aller Kriegsschäden versprach. Auch eine unbekannte Bismarckanekdote ist hier anzuführen. Ein Verwandter der späteren Dienstgeber meiner Großmutter war Schloßverwalter im nahen Nikolsburg. Während der Vorfriedensverhandlungen wohnte Bismarck im Schloß. Er verköstigte sich aus der Küche des Verwalters. Eines Tages nun ließ Bismarck die Frau Verwalter zu sich bitten und ersuchte sie, ihm die Speise, die er heute zu Mittag gehabt hatte, ja recht oft zu kochen. Sie habe ihm ausgezeichnet geschmeckt und er habe so etwas noch niemals gegessen. Dieser Leckerbissen für den Gaumen des preußischen Junkers waren — Zwetschkenknödel mit Semmelbröseln!

Zu den persönlichen Jugenderinnerungen meiner Großmutter gehört auch ein Riesenbrand in Lundenburg, der einmal im Fasching dadurch entstand, daß beim Krapfenbacken siedendes Fett durch den offenen Rauchfang entwich und das Strohdach in Brand setzte, der Bau neuer Bahnlinien, der beiden Zuckerfabriken, ferner eine Unmenge volkskundlicher, heute längst verschollener Einzelheiten des damals noch vorwiegend bäuerlichen Lundenburg.

Der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört die familiengeschichtliche Erinnerung an den tragischen Tod des Urgroßvaters meiner Großmutter an, der als herrschaftlicher Kästner in Groß-Billowitz in Ausübung seines Dienstes von Dieben mit einem Ziegelstein erschlagen wurde. In diese Zeit fällt wohl auch der Anlaß zur Errichtung eines Bildstockes in der Nähe der Stadt, der Ueberfall einer Postkutsche durch Zigeuner. Von der Cholera des Jahres 1831 weiß die Frau ebenfalls. Ihre Erzählungen aber, daß die Menschen plötzlich schwarze Flecken im Gesicht bekamen und tot niederstürzten, daß man, um ein Einschleppen der Seuche zu verhindern, an den Ortseingängen Wachen aufstellte, daß aber trotzdem Tauben die Krankheit nach Lundenburg hereinbrachten, bezieht sich wohl auf frühere Pestseuchen.

Die 1784 geborene Großmutter meiner Großmutter stammte aus Austerlitz. Aus ihrem Munde hat sie nachstehenden Bericht übernommen: „Zuerst kamen Soldaten, die hatten Panzer und vor dem Gesicht Masken. Man sagte von ihnen, sie fräßen Leute. Wenn sie redeten, verstanden wir sie nicht. Später dann kamen andere Soldaten, die hatten hohe Mützen

Digitized by Google

und weiße Mäntel. Wir Kinder schrien und beteten, denn wir glaubten, es seien Nikolos. Man hörte auch schießen und nach einer Weile schon brachten sie Verwundete, legten sie in die Betten und nahmen alles Bettzeug zum Verbinden. Ein Schwerverletzter konnte nicht mehr sprechen, er stammelte nur „Ka... Ka...", also brachte man ihm einen katholischen Priester. — Es war ein Teich dort, dort wurden sie hineingejagt. Als im Frühjahr das Wasser abgelassen wurde, war alles voll von Leichen und Waffen." Was ist diese merkwürdige Erzählung? Nichts anderes als die kindlich-naive Impression der Dreikaiserschlacht am 2. Dezember 1805. Die maskierten vermeintlichen Menschenfresser, deren Sprache man nicht verstand, waren wohl französische Kürassiere; denn mit den Österreichern und selbst mit den Russen wäre — wie dies ja auch im Weltkrieg der Fall war — eine Verständigung möglich gewesen. In den andern Schreckgestalten sind unschwer französische Grenadiere mit ihren Bärenfellmützen zu erkennen. Anfang Dezember lag der Gedanke an Nikolos nahe. Der Schluß der Erzählung gibt die letzte Phase der Schlacht deutlich wieder. Den linken, südlichen Flügel der Verbündeten hatte Napoleon hinhalten lassen, hatte einstweilen das um den Pratzeberg kämpfende Zentrum durchbrochen und die rechte Flanke in die Flucht gejagt, worauf er dem linken Flügel in den Rücken fiel und ihn in die — heute nicht mehr bestehenden — Tellnitzer Teiche hineindrängte, in welchem eine ungeheure Zahl von Soldaten, meist Russen, ertrank.

Aus dem 18. Jahrhundert berichtet die Frau nur familiengeschichtliche Einzelheiten, so, daß ihr Ururgroßvater Pförtner im Lundenburger Schloß und ihr Ururgroßvater Tuchknopfmacher war. Diese Ahnen sind in den Lundenburger Kirchenbüchern tatsächlich als „Georgius Richlik, Janitor", 1740—1767 lebend, und „Johann Czerny, Textor", 1696—1758, festzustellen. Anknüpfend an die Person des ersteren sind auch allerhand Einzelheiten über das damalige Aussehen des Schlosses und über seine Bewohner in Erinnerung.

Der Dreißigjährige Krieg ist in der Familientradition durch folgende kurze, aber prägnante Einzelheit lebendig: Als die Schweden kamen, versteckten sich die Leute in den Wäldern. Die listigen Schweden stellten sich aber am Waldrande auf und riefen auf echt Podluschakisch — der slowakischen Mundart um Lundenburg — in den Wald hinein: „Antscho! Marino!" Die leichtgläubigen Mädchen liefen daraufhin heraus und den tückischen Feinden geradewegs in die Arme.

Den untern Schlußstein des Familiengedächtnisses bildet folgende — wie wir sehen werden, erstaunlich wahrheitsgetreue — Erzählung: „In Altenmarkt — heute ein Stadtteil von Lundenburg — wohnten Habaner. Das waren keine Christen. Sie hatten viel Geld. Und papierene Dächer. Aber einmal kam ein Befehl, und da mußten sie alle weg." Es handelt sich hier um die Sekte der Wiedertäufer, die, in dieser Prägung im ersten Viertel des 16. Jh. in Waldshut in der Schweiz von Balthasar Hubmayer begründet, in Süddeutschland viele Anhänger fand. Durch ihre Forderung nach einer biblischen Reformation auch des inneren Menschen jedoch lutherischer als Luther, wurden sie von Katholiken wie Protestanten gleicher-

Digitized by Google

maßen angefeindet und aus ihren Heimatländern vertrieben, worauf sie einzig im östlichen Südmähren und der angrenzenden Slowakei eine Heimstätte fanden. In zahlreichen Städten und Dörfern erbauten sie ihre Gemeinschaftshäuser, „Haushaben" genannt — nach denen sie selbst den Namen „Habaner" erhielten — und brachten es durch Fleiß und Frömmigkeit zu Ansehen und Wohlstand. Auch für Altmarkt ist (s. Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer, Font. rer. Austr. B. 48) eine Haushabe belegt. Der Spottname der Altenmarkter — und auch der Bewohner andrer südmährischer Orte — ist heute noch „Habaner". Die Wirtschaftsmethoden der Wiedertäufer waren auch für die bodenständige Bevölkerung vorbildlich und wurden von der Obrigkeit des öftern gewürdigt. Insbesondere das „Habanerdach", aus einigen Lagen Stroh und Lehm bestehend, wurde wegen seiner Feuerfestigkeit öfters zur Nachahmung empfohlen. Trotz gelegentlicher obrigkeitlicher Schikanen und Heimsuchungen durch rohe Soldateska behaupteten sich die Wiedertäufer in Südmähren bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Nach der Schlacht am Weißen Berge wurden sie jedoch 1622 restlos ausgewiesen und fanden im angrenzenden Ungarn (Groß-Schützen, Sobotischt, Ober-Nußdorf) Zuflucht.

Die geschichtlichen Erinnerungen der genannten Frau und damit meiner Familie umfassen also einen Zeitraum von mehr als drei Jahrhunderten. Dabei sind sie alle verhältnismäßig klar und unverwirrt, was wohl als Folge ihres tatsächlichen unmittelbaren Erlebtseins zu betrachten ist. Gewiß stellen sie keine Ausnahme dar. Überall dürfte es Leute mit ähnlichen Erinnerungen geben. Diese zu sammeln, die Weltgeschichte im Spiegel der Volksseele darzustellen, böte einen wichtigen Beitrag zur Volkspsychologie. Und auch die exakte Geschichtswissenschaft könnte aus diesem Beginnen reichen Gewinn ziehen.

Der Hahn als Sinnbild

Von Museumsleiter **Wilhelm Pleyer**, Teplitz-Schönau

Der Urgeschichtsfreund steht wiederholt bei Funden vor Rätseln, deren Sinn ihm erst verständlich wird, sobald er gemeinsam mit dem Völker- und Volkskundler oft heute noch lebendige Formen von Sitten und Gebräuchen vergleichend untersucht.

So berichtet z. B. Dr. M. Wurdinger in der Sudeta I., S. 186, daß in einem bei Schieselitz, Bez. Saaz, von ihm geöffneten markomannischen Frauengrab (dessen reicher Inhalt heute im Saazer Museum ausgestellt ist) unterhalb der rechten Hand des weiblichen Skelettes Spuren eines mitbestatteten Hahnes festgestellt wurden. Diese merkwürdige Grabbeigabe darf vielleicht als Sinnbild des Behüters oder Wächters der Jungfräulichkeit gedeutet werden.

Es ist bekannt, daß der Hahn schon seit ältesten Zeiten als Sinnbild der Wachsamkeit, der Kampflust u. dgl. bei den Griechen (er war der Pallas Athene geweiht), Römern, Syrern und in der Bibel erwähnt wird. In der christlichen Deutung finden wir den Hahn auf Grabmälern und Sarko-

Digitized by Google

phagen als Sinnbild des Lichtes[1]), der Auferstehung, und auf den Turmspitzen der christlichen Kirchen noch heute als Sinnbild der Wachsamkeit gegenüber der Sünde und als Erwecker vom Schlafe der Sünde, des Unglaubens. Auch in der Heraldik tritt er wiederholt auf, Frankreich z. B. verwendete ihn lange Zeit (gallischer Hahn) auf seinen Heeresfahnen.

Wie lange sich die sinnbildliche Verwendung des Hahnes in unserer Heimat erhalten hat, beweisen zwei figuralgeschnitzte Bienenstöcke, die heute Besitztum des Teplitz-Schönauer Museums sind und die aus der sogenannten Jenatschke-Mühle in Ratsch im Mittelgebirge stammen. Sie sind keines großen Künstlers Werk, aber als volkskundliche Arbeit immerhin hoch zu schätzen. Die fast lebensgroßen Figuren stellen zwei stehende Jungfrauen in blauen Gewändern dar, die je einen Hahn auf der rechten Schulter tragen. Durch das an ominöser Stelle angebrachte Flugloch sind die beiden Jungfrauen gewissermaßen dem Spotte preisgegeben. Der volkstümliche Künstler hat wohl bezweckt, ihr Ansehen durch die Beigabe des Hahnes als dem Sinnbilde des Wächters der Jungfräulichkeit, in den Augen des moralisierenden Beschauers wieder herzustellen.

Beide Fälle lassen zwar nicht den sicheren Schluß, aber immerhin die Vermutung zu, daß die Beigabe des Hahnes, sowohl im Schieselitzer Frauengrab (Anfang 4. Jahrh. n. Chr.), als auch bei besagten Bienenstöcken (um 1800), als Sinnbild des Wächters der Jungfräulichkeit anzusehen ist.

Unsere heutige Zeit hat mit der alten Symbolik nicht mehr viel zu tun, sie verwendet den Hahn nurmehr noch dekorativ, oder profanem Zwecke dienend, einfach als Wetterhahn.

Altes Rechtsgut in den bäuerlichen Hochzeitsbräuchen Südmährens

Von **JUC. Franziska Munory** (Prag)

In der zweiten Folge des dritten Jahrgangs dieser Zeitschrift finden wir eine Arbeit des Herrn Oberlehrers Rudolf Hruschka aus Alt-Hart,

[1]) Vgl. z. B. R. Egger, Ein altchristliches Kampfsymbol (in: 25 Jahre Römisch-germanische Kommission, Berlin 1930, S. 97ff.).

Digitized by Google

unter dem Titel: „Eine Bauernhochzeit in Südwestmähren", und in der fünften Folge desselben Jahrganges: „Kleine Beiträge zum südmährischen Hochzeitsbrauchtum" von Herrn Franz Breiner, welche nicht nur als Beiträge zur deutschen Volkskunde allgemeines Interesse gefunden haben, sondern auch wertvolle Aufschlüsse darüber geben, wie sehr sich uralte deutsche Bräuche, ja noch Bräuche aus germanischer Zeit, in der Bevölkerung festgesetzt und bei deren konservativster Schicht, den Bauern, bis heute erhalten haben, ungeachtet aller Entrechtung und Knechtung, welche gerade der Bauernstand im Laufe der Jahrhunderte erfahren mußte (vgl. dazu Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 2. Bd., Reichenberg 1925, S. 115).

So ist, wie aus der angeführten Arbeit Hruschkas (S. 65, 66) erhellt, bei den Bauern Südmährens noch das „Gewißmachen" üblich, welches darin besteht, daß die Verwandtschaft der beiden Brautleute die Bedingungen für die zu schließende Heirat auf das genaueste regelt. Alte Zeiten tauchen vor uns auf; erkennen wir doch in diesem „Gewißmachen" die alte Brautwerbung (vgl. über diese Richard Schröder — Eberhard Frh. von Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 6. Aufl., Leipzig 1919, 1. Bd., S. 74, 75), bei welcher schon zur Zeit des Tacitus die Frage entschieden wurde, ob und unter welchen Bedingungen die Frau dem Manne zur Ehe gegeben wurde; ein Akt des Ehegeschäftes, der übrigens auch keinerlei wesentliche Verschiedenheiten gegenüber der Preisbestimmung und den Verabredungen beim alten Brautkaufe aufweist (vgl. Ernst Hoyer, „Die Ehen minderen Rechts in fränkischer Zeit", Brünn 1926, S. 23). Die getroffenen Vereinbarungen über die abzuschließende Ehe werden dann durch Handschlag bekräftigt (Hruschka, S. 66), also in jener Form, welche nach Jacob Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., Leipzig 1912, 1. Bd., S. 191) im alten deutschen Rechte die allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge war, soweit die Sitte kein feierlicheres Symbol vorschrieb.

Die Einladung der Hochzeitsgäste erfolgt am Sonntag vor der Eheschließung durch die beiden „Heiratsmänner" der Brautleute (Hruschka, S. 66, 67). Diese treten hiebei als „abgesandte Boten" der Braut und des Bräutigams auf, sind aber mehr als lediglich „Boten"! Das lassen die vielfachen, vom Herkommen genau geregelten Obliegenheiten erkennen, welche die „Heiratsmänner" am Hochzeitstage selbst erwarten. Der „Heiratsmann" des Bräutigams, der „Brautführer", hat vor allem die Aufgabe, auf die Anwesenheit der zur Hochzeit geladenen Verwandtschaft zu dringen (Hruschka, S. 67), also für den nötigen „Umstand" zu sorgen, wie er in germanischer Zeit bei der Eheschließung, als einem „Formalakte im Ringe", erforderlich war (vgl. Hoyer, Ehen mind. Rechts, S. 26, 84). Dabei erinnert das „einen kleinen Verzug halten", um noch fehlende Hochzeitsgäste zu erwarten (Hruschka, S. 67), an die Nachfrist, welche in taciteischer Zeit dem vor die Landesgemeinde Geforderten bis zur rechtsförmlichen Feststellung des Sonnenunterganges gewährt wurde (vgl. Schröder — Frh. v. Künßberg, Lehrb. d. deutschen R.-G., 1. Bd., S. 48, m. Anm. 24). Dann geben die beiden „Heiratsmänner" als Beauf-

Digitized by Google

tragte der Brautleute gegenseitig die Erklärung ab, daß diese Willens seien, den ledigen Stand aufzugeben (Hruschka, S. 68, 69; Breiner, S. 205) und der Heiratsmann des Bräutigams verlangt von dem der Braut ein „öffentliches, wahres Wahrzeichen", einen Rosmarinstrauß und ein weißes Tuch (Hruschka, S. 68, 69; Breiner, S. 205, 206), was offenbar gemäß dem alten deutschen Rechte „die bildliche Vollbringung eines Geschäftes" (vgl. Grimm, Dtsch. R.-Alt., 1. Bd., S. 153ff.) also den Abschluß des Ehegeschäftes bedeuten soll, denn aus dem von Breiner (S. 205 ff.) mitgeteilten Brauche in Taßwitz ergibt sich, daß die Übergabe von Kranz und Tuch mit dem Spruche verbunden wird: „So übergebe ich sie" (nämlich die Braut) „in Eure Macht und Eure Gewalt."

Daran schließt sich dann die Übergabe der Braut an den „Heiratsmann" und die Sippe des Bräutigams „bis an des Priesters Hand" (Hruschka, S. 69; Breiner, S. 205). Hiebei kommt es vorerst zur Übergabe eines alten Weibes an Stelle der wirklichen Braut; der Heiratsmann weist die „falsche Braut" zurück und erhält daraufhin die richtige Braut, welche er als solche ausdrücklich anerkennt (Hruschka, S. 69, Breiner, S. 205). Offensichtlich ein Vorgang, durch den eine Anfechtung der Ehe wegen error in persona, wegen eines Irrtums in der Person der Braut ausgeschlossen werden soll. Hier erscheinen die „Heiratsmänner" nicht mehr als bloße „ausgesandte Boten", sondern als Treuhänder, als die Salmannen des älteren deutschen Rechts (vgl. über diese u. a. Claudius Frh. von Schwerin, Grundzüge des deutschen Privatrechtes, Berlin, Leipzig 1919, S. 89 ff.). Nachdem auch der Bräutigam erklärt hat, daß die ihm Vorgestellte seine richtige Braut ist, fordert der Heiratsmann des Bräutigams die Brautleute auf, einander die rechte Hand zu reichen und verkündet dann: „Ich verbinde Euch bis an des Priesters Hand" (Hruschka, S. 69; Breiner, S. 205); daran schließt sich die Segnung der Brautleute durch deren Eltern. In diesem Brauche erkennen wir deutlich einen Überrest der von den ältesten Zeiten an bis in das 13. Jahrhundert üblichen Laientrauung (vgl. dazu u. a. Hoyer, Ehen mind. R., S. 73 Anm. 160). Wird doch auch, wie oben erwähnt, die Braut als aus der „Macht" und „Kraft" der Eltern in die „Macht" und „Gewalt" des Bräutigams übergegangen betrachtet (Breiner, S. 206), also die Übertragung der „Muntgewalt" (vgl. über diese Frh. von Schwerin, Dtsch. Pr.-R., S. 254) über die Frau von ihrem Vater auf den Bräutigam und damit nach ältestem deutschen Rechte der Eheabschluß als getätigt hingestellt (vgl. Breiner, S. 205).

Auch sonst begegnen uns im weiteren Verlaufe der Hochzeitsfeier auf Schritt und Tritt uralte Bräuche, deren Ursprung sich wohl kaum einer der fröhlichen Hochzeiter bewußt ist. So erinnert das „Fürziehen" beim Kirchgange (Hruschka, S. 70) an den aus den Vorgängen beim Raub einer Frau entlehnten „Brautkauf", wie er einstmals bei allen Ehen üblich war (vgl. Frh. v. Schwerin, Dtsch. Pr.-R., S. 258). — Die Sitte, daß der neugebackene Ehemann während des Hochzeitsmahles seiner Frau den Brautschleier abnimmt und diese sich von da an nur mehr mit einer Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit zeigen darf, erinnert wohl an die

Digitized by Google

„Haarschur" oder das „Haaraufbinden", wie dies in germanischer Zeit beim Eheabschluß Gepflogenheit war (vgl. Grimm, Dtsch. R.-Alt., 1. Bd., S. 612). — Das „Hendlbetteln", „Hoarkeizl", Hoarbetteln", das „Hahntreiben" und anderes mehr geht vermutlich auf alte Opfer und Opfergaben zurück, welche einst, vor Hunderten von Jahren, als geheiligte Zeremonien die germanische Trauung begleitet haben mögen (vgl. dazu Hoyer, Ehen mind. R., S. 23ff., 84). Und wenn auch alle diese Bräuche längst nicht mehr in Verbindung gesetzt werden zu den alten Göttern der heidnischen Germanen, so tragen sie, wie die anderen Förmlichkeiten des Eheabschlusses, die bei der Landbevölkerung Südmährens im Schwunge sind, doch auch dazu bei, der Ehe jene Wertung zu sichern, welche sie hoch über jedem bloßen zivilrechtlichen Vertrag emporhebt.

Singtänze in der Kremnitzer Sprachinsel

Von **Karl Horak**, Wien

Unter der Fülle alten Brauchtumes finden wir in der Kremnitzer Sprachinsel Tanzformen, die wir im geschlossenen deutschen Sprachgebiet nur mehr in Kinderreigen, oder aber als Tanz der Erwachsenen in Skandinavien und auf den Fär-Öern, dort allerdings in selten vollkommener Form kennen. Ähnliche Formen sind aber auch aus Griechenland und von den Ägäischen Inseln bekannt[1]). Es sind dies die Singtänze; Lieder, zu denen mehr oder minder gleichförmige, immer wiederkehrende Tanzbewegungen treten.

Wenn während einer Hochzeit in der Kremnitzer Sprachinsel die Musikanten eine kurze Ruhepause einschalten, dann treten die Frauen und Mädchen[2]) in die Mitte der Stube und bilden einen Kreis. Und zwar hält jede die Hand der zweitfolgenden Nachbarin hinter dem Rücken der unmittelbaren Nachbarin. Dann wird ein längeres Lied angestimmt, das

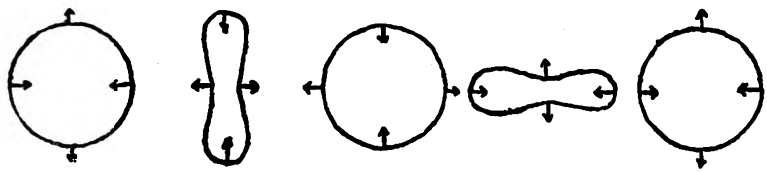
meist erzählenden Charakter hat, wie „Es wollt ein Madel früh aufstehn" oder „Ein achtzehnjähriges Mädchen verliebte sich in zwei" u. ä. Dabei wiegen sich die Frauen im Takte, ohne aber ihren Platz zu verlassen. Daran schließt sich ein Tanzliedchen, oft Bubenlied genannt, das etwa den Schnaderhüpfeln, G'stanzeln, Staudenliedern und Rundas entspricht. Oft wird auch nur die Weise des vorangegangenen Liedes auf die Silben lalalala ... gesungen. Während dieser Lieder kommt Bewegung in den Kreis.

[1]) Zsch. Globus, 77. Jg., S. 47 f., von der Insel Telos, sowie mündliche Mitteilung Dr. Wolframs aus Mittelgriechenland.

[2]) Wohl mischt sich ab und zu ein Bursch darunter, doch dürfte es sich ursprünglich um einen Frauentanz handeln, ähnlich wie auf der Insel Telos, wo auch nur die Frauen, allerdings von zwei bis drei männlichen Vortänzern geführt, die Singtänze ausführen.

Digitized by Google

In Deutsch-Litta laufen die gegenüberstehenden Frauen einander entgegen, in der nächsten Phase laufen sie wieder auseinander, dafür jene, die



auf dem senkrecht dazu befindlichen Durchmesser stehen, zueinander. Diese buntgekleidete, hin- und herwogende Frauenkette gibt ein herrliches Bild.

In Blaufuß hingegen bilden die Frauen zwei Kreise, einen kleineren inneren und einen größeren äußeren. Bei den Tanzstückchen bewegt sich nun der große Kreis mit federnden Schritten nach links, der kleine nach rechts. Einige Takte später, nach freiem Ermessen der Tänzerinnen, wird die Bewegungsrichtung umgekehrt. Ist das Lied aber so gebaut wie das untenstehende „Schneiderlein, du Dieb", so laufen die Kreise beim schnelleren Teil (5. bis 7. Takt) herum, oder sie bleiben stehen und stampfen im Takt mit den Füßen[3]), wobei der Oberkörper leicht vorgebeugt wird. Die Wahl bleibt den Tänzerinnen überlassen, bald wird das eine gemacht, bald das andere. Die Tanzenden passen sich dabei vollkommen der jeweils gesungenen Weise und auch den Worten an. Bald werden sie lauter, bald leiser; es ist ein vollständiges Mitleben des Körpers mit dem Liede.

Es bleibt noch die Frage offen über das Woher des Singtanzes. Sie ist natürlich in einer Sprachinsel, die lange Zeit slowakischem und madjarischem Einfluß ausgesetzt ist, schwer zu beantworten, besonders wenn in einem dieser Teile die volkskundliche Forschung noch nicht weit genug fortgeschritten ist. Es gibt meines Erachtens zwei Möglichkeiten: 1. Der Singtanz ist ein Rest aus alter Zeit, mitgebracht aus der deutschen Heimat, und als Tanz der Erwachsenen erhalten geblieben, während er im Herkunftsland (dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet) nur noch im Kinderreigen durchschimmert. Vielleicht hat ein ähnlicher Tanz bei den umwohnenden Slawen zur Erhaltung beigetragen. 2. Der Tanz ist von den Slowaken übernommen worden, denen ja auch die Singtänze (Kolo) bekannt sind. Möglicherweise ist diese Entlehnung durch die Erinnerung an ähnliche deutsche Tänze aus früherer Zeit begünstigt worden. Nun war ich wohl nicht in der Lage, einen echt slowakischen Kolo zu sehen, doch haben Burschen in Hochwies einen Rundtanz, Kolo genannt, ausgeführt, der aber große Unterschiede sowohl in der Ausführung als auch in der Weise (Rhythmus) von den oben geschilderten Singtänzen aufwies.

Vielleicht läßt sich später einmal auf Grund eines größeren zugänglichen Materiales, besonders über die Slowaken, eine genauere Entscheidung fällen. Jetzt kann man nur gefühlsmäßig ein vorläufiges Urteil sprechen: Es dürfte sich um den Rest eines deutschen Singtanzes handeln, der aber

[3]) Bei diesem Lied kommt in Takt 1—4 auf je zwei Viertel ein Schritt, ab Takt 5 auf ein Viertel ein Schritt oder ein Stampfer.

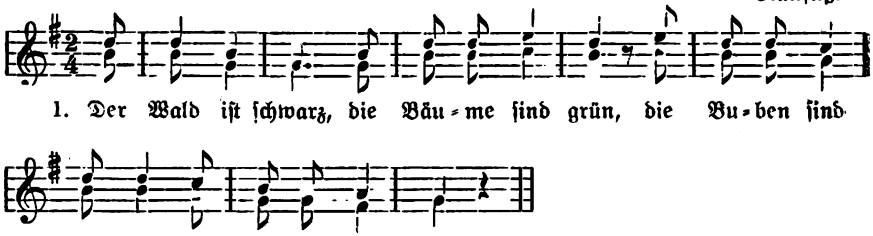
Digitized by Google

seinerseits wieder nur ein Zweig eines germanischen Singtanzes ist, parallel entwickelt mit dem slawischen und griechischen, aus einer gemeinsamen indogermanischen Wurzel kommend.

Musikbeispiele: Zwei Kremnitzer Tanzlieder:

Bubenliedlein

Blaufuß.



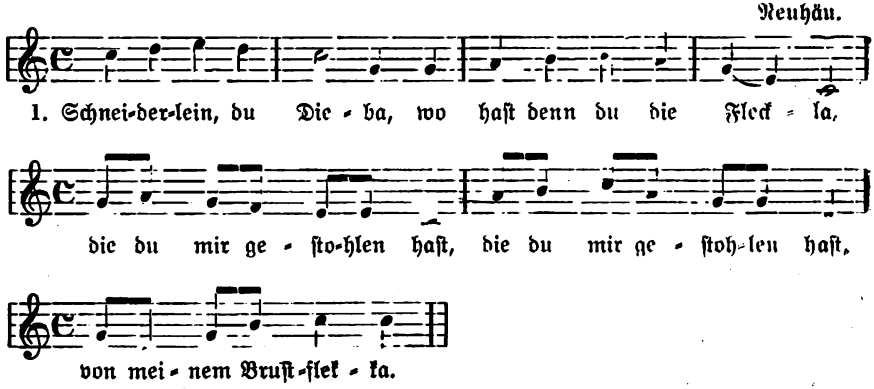
2. Schöne grüne Heidelbeer,
schöne grüne Finken,
junge Mädel tanzen gern,
alte Weiber hinken.

3. Hintern Tisch, da sitz ich
Haselnüsse knack ich,
sein ja noch nicht zeitig,
alte Leut sind geizig.

4. Den Schatz, den ich gar nicht mag,
Den seh ich alle Tag,
der mir mein Herz erfreut,
der ist gar weit.

Schneiderlein, du Dieb

Neuhäu.



2. Ich hab sie nicht gestohlen,
ich hab sie nur genommen,
ist ein Knecht gekommen,
hat mirs wieder genommen.

3. Um und um geht der Wind,
um und um fliegt er,
wenn ich meinen Liebsten seh,
wird mir schon leichter.

4. Hinterm Tisch, da sitz ich,
Haselnüsse kitsch ich,
sind ja noch nicht zeitig,
andre sind mir neidig.

5. Nach Hause gehn, nach Hause gehn,
daheim rufen sie mich,
sitz meine Mutter auf der Schwelle,
ruft nach mich.

Digitized by Google

Der tapfere Soldat

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**

Es war einmal ein armer Vater, der hatte einen ungeratenen Sohn. Als die Zeit zum Einrücken kam, desertierte er. Man spürte ihn aber im Walde, wo er sich versteckt hielt, auf und man brachte ihn vor den König. Dieser gab jetzt einen strengen Befehl, um ihn gut zu bewachen, denn der Bursche gefiel ihm sehr. Nun mußte er aushalten. Zwölf Jahre war er brav, und da er noch ein Jahr zu dienen hatte, und sich aber sehr nach seinem Vater sehnte, bat er um Urlaub. So ging er also zum König und bat ihn um Urlaub. Dieser gewährte sehr schwer seine Bitte. Als er aber das Versprechen gab, wiederzukommen, willigte er ein, und unser Soldat bekam Urlaub.

Er nahm sich nur sein großes Schwert und ein bißchen Brot mit auf den Weg. Er kam in einen großen Wald, und auf einmal rennt ein Hase an ihm vorbei. Da warf er sein Schwert nach ihm, traf ihn auf dem Kopfe und der Hase war tot. Er machte nun ein Feuer, und briet auf einem Spieß den Hasen. Auf einmal sieht er einen Mann wie ein Jäger gekleidet gegen ihm kommen. Das war aber niemand anders als der König, der ihm heimlich nachging; denn er wollte sehen, ob sein Soldat wirklich zu seinem Vater nach Hause geht. Als der König nun zu ihm kam, erkannte er ihn gleich, aber er tat so, als wenn das ein Fremder wäre, und er sprach also zu ihm: „Komm, setz dich zu mir! Wir wollen mit einander den Hasen verzehren." Der König wehrte sich lange, aber er nötigte ihn so lange, daß er essen mußte, wollte er oder wollte er nicht. Da sie sich nun satt gegessen und beim nahen Brünnlein satt getrunken hatten, sprach er wieder zum König: „Wenn du nun der Revierjäger bist, so zeige mir den Ausgang aus dem Walde!" Da wurde es dem König schon bange, er zitterte schon vor Angst, denn er wußte selber nicht, wo der richtige Weg geht, denn einer ging rechts, der andere links und einer auf der Mitte. Endlich sprach der Jäger, der König: „Also gehen wir den Weg, der in der Mitte ist."

Sie gingen jetzt lange, sehr lange miteinander. Endlich kommen sie zu einem Wirtshaus, das ein Räuberhaus war. Da aber der König das wußte, da bekam er eine große Furcht und wollte umkehren, aber der Soldat ließ ihn nicht mehr aus, er mußte mit ihm in das Wirtshaus einkehren. Dieses war leer, nur der Wirt war zu Hause, und das war der Räuberhauptmann. Der Soldat verlangte nun zwei große Krüge Wein, denn auf den Hasen bekam er einen großen Durst. Der Wirt sagte, daß er ihn schon bringen werde. Er ging nun hinaus, aber nicht um den Wein, sondern zu seinen Kumpanen, und erzählte ihnen, wer jetzt im Wirtshaus ist. Es dauerte lange, bis er zurückkam, er steckte aber jetzt nur den Kopf in die Stube hinein, denn er wollte sehen, ob diese zwei noch drinnen sind. Als er so mehrmals seinen Kopf hineinsteckte und nichts brachte, da wurde der Soldat zornig und schlug ihm den Kopf ab. Als der König nun sieht, wie es da zugeht, verkroch er sich unter ein Bett, aber der Soldat schleppte ihn hervor und durchprügelte ihn so, daß er brüllte.

Digitized by Google

Nach einer Weile hörte er draußen einen großen Lärm. Da kamen schon sechs Räuber. Er erwartete sie bei der Tür und rief: „Kommt nur langsam herein!" Sie meinten, es wäre ihr Hauptmann, der so spricht. Als sie so einer hinter dem andern die Köpfe hineinsteckten, haute er sie ihnen ab und zog ihren Körper hinein. Als er diese umgebracht hatte, kamen bald wieder sechse, denen erging es aber ebenso. Auf einmal hörte er im Keller unten ein Geklingel und Gespräch. Er rennt hinunter, und sieht beim Telephon die Wirtin sitzen, die telephoniert um Hilfe. Rasch haut er ihr den Kopf ab und ist schon auch wieder oben in der Schenkstube. Wie er beim Fenster hinaussieht, da sieht er zwölf Räuber auf Pferden kommen, und nun wird ihm auch bange, denn er wußte nicht mehr, wie er diese töten könnte. Bald war er von den Räubern umzingelt und ihr Führer sprach zu ihm: „Welchen Tod wünschest du dir?" „Ich wünsche nichts mir, als einen Kessel voll Öl, dort drinnen muß viel Salz sein, Paprika noch mehr als Salz, das bringt mir heiß her. Ihr stellt euch in eine Reihe um mich her, dann werdet ihr sehen, was für ein Tod das sein wird", antwortete er. Sie gehorchten ihm und taten so, wie sagte. Aber wie sie so standen, goß er plötzlich das heiße Öl auf sie und sie wälzten sich vor Schmerz auf der Erde. Da sprang er rasch hin und haute ihnen die Köpfe ab.

Jetzt ging er wieder seinen Kameraden suchen und fand ihn endlich in einem Kleiderkasten versteckt. Da sprach er zu ihm: „Vierundzwanzig habe ich schon getötet, du wirst jetzt der fünfundzwanzigste sein." Aber der König bat ihn jetzt so lange, bis er ihm verzieh und er sagte ihm, wer er ist. Jetzt durchsuchten sie alle Zimmer und Keller und fanden dort viele Kufen mit Gold und Silber und Edelsteine. Zuletzt kamen sie zu einer großen eisernen Tür, die mit einem großen Riegel verriegelt war. Als sie nun diese öffneten, da fanden sie dort viele Menschen, die die Räuber gefangen hielten. Unter ihnen war auch eine Königstochter, die die Räuber einem König geraubt hatten. Diese reichte unserm Soldat einen Ring, wo ihr Namen stand. Er nahm ihn an und sie machten gleich im Wirtshause eine große Hochzeit. Der König schenkte nun seinem tapferen Soldaten alles, was sie an Schätzen im Wirtshause fanden, und dieser zog mit seiner Braut zu seinem armen Vater, der endlich auch einmal mit seinem Sohn eine große Freude erlebt hatte. Nun nahmen sie ihren Vater auch mit in das Königreich, wo sie auch heute vielleicht noch leben, wenn sie nicht gestorben sind[1]).

Kleine Mitteilungen

Neujahrswünsche aus Südmähren

1. Klein ist mein Wunsch, doch ernst und wahr.
   Ich wünsch euch alles Gute
   und daß ich in dem Neuen Jahr
   nicht mehr bekomm die Rute! (Aus Schönau.)
2. Wenig ist das, was ich sage
   heut zum neuen Jahrestage.
   Bleibet glücklich und gesund,
   spricht das Herz und spricht der Mund. (Alt-Schallersdorf.)

[1]) Erzählt im November 1930 von Theodor Schön, Zimmermann, 44 Jahre alt.

Digitized by Google

3. Mein Wünschlein ist zwar klein,
doch ist es gut und wahr:
Ihr sollt recht glücklich sein im Neuen Jahr! (Aus Schönau.)
4. I bin a klans Pinkerl
und stell me ins Winkerl
und wenn i nichts kon,
so renn i davon. (Aus Possitz.)
5. I bin a klaner Pimpernigl,
i bin a großer Herr
und wie me Gott erschoffen hot,
so wockle holt daher. (Aus Possitz.)
6. Ich wünsch dem Herrn a Sammethosen,
wo lauter Dukaten drin losen
und der Frau an roten Rock,
der wos steht wie a Rosenstock. (Aus Possitz.)
7. I winsch enk a glicklich's neis Joa,
des vite is scho goa.
I winsch enk a Christkindl mit kraußta Hoa,
an deckta Tisch,
af jed'n End an bochen Fisch,
in der Mittn a Floschn Wei,
do soj da Herr Vota und Frau Mutta
recht luste sei. (Aus Iglau.)
8. Laßt's nu net long losen
mit meiner zerrissenen Hosen!
Geht der Wind aus und ein,
steckt's mir gschwind a Krone rein! (Aus Dörflitz.)
9. I wünsch, i wünsch, i waß net wos,
greif in Sock und gib ma wos! (Ober-Fröschau.)
10. Ich bringe euch zum Neuen Jahr
die allerbesten Wünsche dar
und hoffe, daß es bis zum Ende
euch lauter gute Tage sende!
Es schenke euch der Januar
und ebenso der Februar
und auch der Frühlingsbote März
Gesundheit und ein frohes Herz!
Dann führe euch April und Mai
die schönste Frühlingszeit herbei.
Im Juni, Juli und August
erfreuet euch an Sommerlust.
September- und Oktoberzeit
vergehe euch in Freudigkeit.
November lasse sich ertragen,
dann mögt ihr im Dezember sagen:
„Gottlob, recht schön und glücklich war es!" (Aus Possitz.)

Iglau-Znaim. Ignaz Göth.

Fastenspiel aus Nordböhmen*)

Personen: 1. Der Fasching, ein recht dicker oder recht dick ausgestopfter Mann in Vollbart (aus Flachs) und einem bunten Bajazzokostüm mit Narrenkappe, Schellen um die Kappe, den Hals und den Leibriemen (auch an den Knien oder Schuhen), kurze Peitsche, mit einem Sack auf dem Rücken oder einer Umhängetasche.
2. Die Faste, ein recht dürres Weib (war fast stets ein verkleideter Mann) mit schwarzen Kleidern, schwarzem Kopftüchel, einem großen Gebetbuch und einem lan-

*) Mitgeteilt von Frau Veronika Hübner (geborene Windrich aus Kröglitz), Landwirtin in Krochwitz Nr. 3 (geboren 1814), abgehört 1898 von Oberlehrer Johann Glöckner-Tetschen.

Digitized by Google

gen Rosenkranz, dessen Glieder aus durchlochten Kirschkernen oder Haselnüssen bebestanden, einem Kreuz an einer Kette um den Hals, einem Korb auf dem Rücken oder Handkorb am Arme.

Beide: (beim Eintreten in das Haus):
Guten Tag allerwege ihr Herren und Frau'n
Wir kommen aus grünigen Himmelsau'n
Zu sehn ob ihr haltet Gottes Gebot.

Faste (alleine): „Die Fasten ist da, der Fasching ist tot!"
(Zeigt auf den Fasching.)

Fasching: „Das ist gar nicht wahr, ich bin ja noch da.
Heisa, heisa, hoppsasa.
(Springt herum, knallt mit der Peitsche, läßt die Schellen klingeln.)
Ich tanze und singe, ich lache und springe,
(zur Faste drohend gewendet):
Ich jag dich hinaus, du klapperdürre Maus."

Faste (wehrt sich und spricht):
„So scher dich doch endlich fort von hier!
Der Fasching ist aus, die Faste gehört mir.
Maria, die Himmelmutter, hat mir gesagt:
‚Daß du fein heute den Fasching verjagst!
Er will mir nur saufen und tanzen und spring'n,
Mit kupfernen Schellen klimpern und spring'n,
Die Leute von Beten und Fasten abhalten
Und wie ein türkischer Heide schalten.'"

Fasching: Ei, Faste! Du hungriges dürres Gesteck,
Ich geh noch lange nicht von hier weg.
Hier gibt mir der Bauer Speck und Brot,
Frau Mutter hat an Eiern auch keine Not,
Ich steck's mit Verlaub in mein'n Sack hinein,
Auch ein Gröschel dazu soll mir willkommen sein,
Und tauge dafür ohn' Beschwerige
Für Herren und für Gehörige.

Faste: Ich bitts euch, liebe Mannerleut,
Ihr Hausfrauen jetzo in der Zeit:
So gebt ihm schnell gerechte Gaben,
Die wird er schon von Nöten haben,
Soviel als ihm in'n Sack neingehn,
Es kann auch noch was haußen stehn.
Ich jag ihn fort um Christi Willen,
Dem wir die heil'gen Wunden stillen.
Wir wollen's tun mit Fasten und Beten,
Und Buße tun, wies uns von Nöten.
O weiche, toller Heidensohn —
(Will den Fasching verdrängen.)

Fasching: Geh weg, sonst geb ich dir guten Lohn!
(Holt mit der Peitsche aus.)
Doch weil du sprichst zu mein' Gewinn
Und kommst mit christlich frommem Sinn,
So will ich mich ergeben recht,
Sei du der Herr, ich bin der Knecht.
(Verneigt sich vor der Faste und vor den Versammelten.)

Faste: So hör ichs gern und nehm es an,
Herr Fasching, du hast recht getan.
Wer Reue übt und sich bekehrt,
Ist alle Himmelsfreuden wert.
(wendet sich zu den Versammelten mit gehobenen, gefalteten Händen):

Digitized by Google

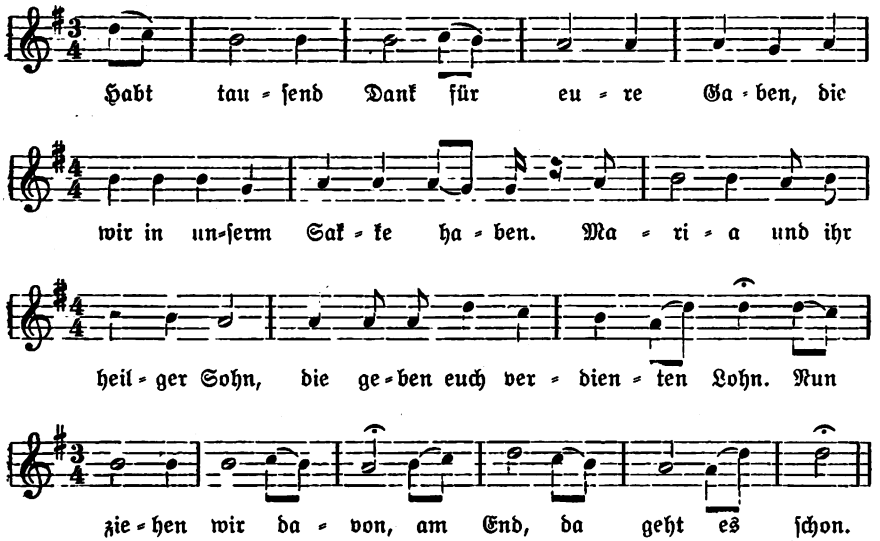
So laßt jetzt ab von Tanz und Lust
Und Buße zieh in eure Brust!

Beide: Wir bitten nun den lieben Gott,
Daß er euch hilft in Sorg und Not,
Er schütze euch vor Kriegerei,
Vor Krankheit, Pest und Zauberei,
Zu Wasser und zu Land gestellt,
Wie es der Muttergott's gefällt.
Auch bitten wir um unsern Lohn,
Der liebe Gott vergilts euch schon.

(Nun erhalten die Beiden verschiedene Gaben: Geldstücke, Eier, Gebäck, ein Stück Brot, Speck, einen Trunk u. dgl.)

Schlußgesang zum Fastenspiel

Beide (singen):



Bodenbach. Emil Mauder.

Gubeberg — Kubani

Der Name des Berges Kubani, durch den Kubani-Urwald zu europäischer Berühmtheit gelangt, ist verhältnismäßig jung; mittelalterliche Quellen kennen nur den tschechischen Namen Boubin.

Ein deutscher Name für den Berg kommt uns erst im 17. Jahrhundert unter. Auf einer Wasserkarte der Herrschaft Winterberg aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts steht zu lesen: „Berg Guba" und um dieselbe Zeit werden die Steige aus den Sablater Schlägen ins Moldautal über den Sattel zwischen dem Schweiner und dem Kubani „Kubo Steig" und „Kubo Weg" genannt. Eine Beschreibung des Goldenen Steiges von Winterberg nach Passau aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts lautet über unsere Gegend: „Von Ernstdorff (Ernstberg) übern waldt Guba hinauff nach Dorff ober Woldau." Ebenda heißt es auch „Kuboberg". Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts heißt der Berg „Goubaberg". Merkwürdigerweise nennt Müller in seiner Mappe Böhmens den Berg nicht.

Digitized by Google

Der Berg wurde wohl, wie ich in meinen „Namen der Heimat“[1]) gezeigt habe, von den Beamten der Winterberger Herrschaft zu Ehren ihres Vorgesetzten Johann Karl Gube so genannt, unter dessen Leitung die große Waldrodung im mittleren Böhmerwald begonnen hatte. Der Name Gube selber geht auf die Kurzform Kuba des tschechischen Namens Jakub zurück; in manchen deutschen Gegenden kommt unter tschechischem Einfluß auch die Form „Guwa“ im Volk vor.

Der Name Kuboberg war im 18. Jahrhundert die alleinige Bezeichnung. Aber der Name mußte sich noch eine Änderung gefallen lassen. Das Volk sagt heute „Guwáni“. Meiner Meinung nach ist diese Form eine Ummodelung des älteren Namens, wie sie sich besonders Eigennamen in Zusammensetzungen im Volk nach Art von Fremdwörtern gefallen lassen müssen: „Johanni-Kirchtag“, „Stefani-Sonntag“, „Jakobi-Erdäpfel“; diese Ummodelung: Kuboberg (mundartlich Guwanberg) zu Kubani-Berg, Kubani kann erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts durchgeführt worden sein. Schaller schreibt in seiner Topographie einmal von einem Berge „Baubin“, ein anderes Mal von einem „Kubein“, womit er die mundartliche Aussprache der Zeit „Guwan“ richtig wiedergab. Im 2. Heft der „Skizze einer statistischen Landeskunde Böhmens“, 1795, wird der Berg genau so genannt, wie ihn das Volk aussprach: „Kuban“. Zum ersten Mal steht der heutige Name Kubani, soweit ich die Sache verfolgen kann, in der „Botanischen Wanderung in den Böhmer-Wald“ des Grafen Kaspar von Sternberg aus dem Jahre 1806. Die ältere Form des Namens lebt noch weiter in der Bezeichnung für den Sattel zwischen Schreiner und Kubani, dem „Guwan“ oder Kubern, wie meist geschrieben wird, und in dem Namen der Kubohütte am Abhange des Berges.

Prachatitz. Rudolf Kubitschek.

Ein Mittel gegen die Schwindsucht

Ein Köstlicher Tranck vor die Schwindsucht.

A) Eine gute Hand voll blaue Stirlm Lungen Kraut, leber Kraut Jetes vor 3 ß. Aliend Wurtzel, Eber Kraut, Scabiosen, Ehrerpreß, Fengel, Anis, Carmentill, weißen Isaggen, Kreitz Salwey, Hirsch Zungen, Kleine weise Räuten, grüne Räuten, jetes vor 8 ß. Hier zuwird noch genommen Kleine Rosinen a 1 g 4 ß, Laub feigen a 8 ß, Casteln a 4 ß, Safen a 4 ½, Lavritzen Holtz a 4 ½, Blaue Rosinen

Vor ein Dreier Laritzen Holtz, muß die Schwarze Schale fein abgespaltet werden, Spetificirter Kräuter und würtzel alle mit ein ander fein gräblich zerschnitten und in ein 6. Mäßigen Topf gethan darauf 6. Maaß Fließendes wasser gegossen welches muß gegen der Sonnen aufgang geschöpfet werden und den Topf mit einer Stürtze fein zu geklebet werden das Keine Kraft Herrauß Komt, und man muß es Halb.. sieten Laßen und den Topf in Keller in Frischen Stand.. setzet werden und wohl zugeteckt, und dann alle Morg.. wenn mann aufstehet, und des Abens zu Bette geh.. nicht mehr ist und Trinckt, 9. gute Löffel voll warm (ge)truncken, mann muß es aber auf den Kräutern stehen Lassen weill waß darauf ist, So muß man die Kräuter mit der Hand fein Auß Drücken das die Kraft Herraus Komt, und wenn es etwa wieder verhoffen das Erstemahl nicht Helfen wolte, So muß ers zum 2ten auch zum 3ten Mahl wieder Kochen, und alle mahl wieder Frieische Kräuter Nehmen, und wenn einer von der Schwindsucht angegriffen würd, das er Kaum ein Nuß groß noch Le.. oder Lunge Hette so würde er sich mit Gottes Hülfe (wie)der zu Kräfte Bringen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vorstehendes, wie man sieht, „unfehlbares“ Mittel gegen die Schwindsucht entnehme ich einem gewiß an 200 Jahre alten Stück Papier, das einem alten gedruckten Buch, einer Postille, eingelegt war, welches sich seit Generationen im Besitze der hiesigen Familie Bohland forterbte und das mir von Herrn Baumeister Rudolf Bohland freundlichst zur Einsichtnahme überlassen war. Es beweist auch, daß sich selbst in fromm katholisch gewordenen Graslitzer Bürgerhäusern doch insgeheim noch Erinnerungen an die vor der Gegenreformation evangelischen Vorfahren erhalten haben mögen.

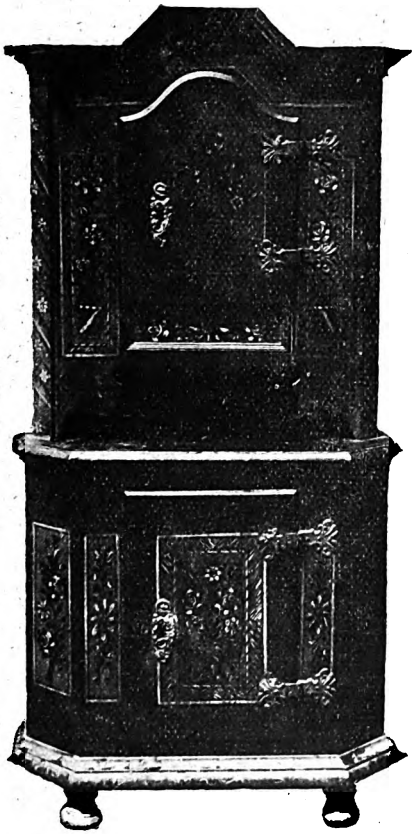
Graslitz. Dr. Gustav Treixler.

[1]) Schriften zugunsten des Böhmerwaldmuseums, Oberplan 1923.

Digitized by Google

Eine Brotalmer aus dem Braunauer Ländchen

Das Bild stellt eine „Brotälmer" dar, wie sie im Braunauer Ländchen und darüber hinaus in ganz Ostböhmen noch häufig anzutreffen sind. Hergestellt wurde sie im Jahre 1846 von einem Tischler namens Benedikt Pohl in Schönau bei Braunau. Sie ist deutlich zweigeteilt. Auch heute noch spricht man von Ober- und Niederalmer, hält sich aber nicht mehr an die ursprüngliche Scheidung der Produkte bei der Einlagerung.



Die Niederalmer nahm Mehl, Reis, Korn und ähnliches auf, während in der Oberalmer Brot, Zucker, Tee und andere Kleinigkeiten aufbewahrt wurden.

Die reiche Bemalung hat sich bei unserem Schrank frischer erhalten als es sonst im allgemeinen der Fall ist. Der Grundton des ganzen Schrankes ist dunkelrot, die Felder, worauf die Blumengewinde aufgetragen wurden, haben eine gelbe Farbe. Die Rosen selbst sind rot, die andern Blumen und Blätter dunkelgrün. Bei den meisten pflanzlichen Gebilden sind weiße Lichter aufgesetzt.

Schränke ähnlicher Art stehen in dem Heimatmuseum in Kukus bei Königinhof.

Großdorf bei Braunau i. B. Hugo Kinzel.

Digitized by Google

Zur südböhmischen Volksmedizin

Als pflanzliche Heilmittel sind Steinbrech (Saxifraga) bei Harnbeschwerden und Zimmkraut, die Sommertriebe des Ackerschachtelhalmes (Equisetum arvense) bei Blasenleiden im Gebrauche. In letzter Zeit wird Sonnentau (Drosera) als Mittel gegen Aderverkalkung gebraucht.

Gegen das „wilde Fleisch" an einem Finger hilft das Auflegen einer umgekehrten dürren Zwetschke, das Schielen zu vertreiben, trägt der Schielende zwei durchbohrte, brillenartig verbundene Walnußschalen auf der Nase, so daß das Auge gezwungen ist, geradeaus zu schauen und das Schielen allmählich behoben wird.

Eine Blatter (Blase) auf der Zunge vergeht, wenn man dreimal hintereinander zu jemanden sagt: „Ich hab' eine Blatter auf der Zunge". Antwortet der Angeredete dreimal unaufgefordert: „Einen Dreck hast auf der Zunge", so ist die Blatter sogleich verschwunden.

Gratzen. Auguftin Galfe.

Kaiser Rudolfs Donnersteine

In dem aus dem Jahre 1621 stammenden Inventari von Kaiser Rudolfs II. Kunst- und Raritätensammlung in der Prager Burg, das Hch. Zimmermann im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen, Wien, XXV, 1905, veröffentlicht hat, wird neben Mineralien, zoologischen Präparaten und dergleichen Dingen, aus denen sich derartige Sammlungen früherer Zeiten kunterbunt zusammensetzten (vgl. Jul. Schlosser, Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance, S. 76ff.) „1 schachtel, darinnen 4 donnerstein" genannt. Der Kaiser glaubte als echtes Kind seiner Zeit auch an solche Dinge. Es läßt sich aber mangels näherer Beschreibung der vier Donnersteine nicht entscheiden, ob das steinzeitliche Artefakte oder Naturgebilde wie Meteorsteine, Belemniten u. dgl. gewesen sind. Beides ist möglich, denn an Gegenstände der letztgenannten Art knüpfte sich Aberglaube, genau so aber auch an neolithische Axte (vgl. z. B. A. Mennung, Die Vorstufen der prähist. Wissenschaft im Altertum und Mittelalter, Schönebeck a. d. Elbe, 1925, S. 10ff.). Das eine wie das andere für seine Sammlung zu erhalten, war natürlich besonders für den kaiserlichen Sammler sehr leicht.

Prag. Dr. Leonhard Franz.

Das Todaustreiben in Nordwestmähren

In Kratzdorf und Spieglitz (Bez. Mähr.-Altstadt) war früher das Todaustreiben am Schwarzen Sonntag üblich. Am Nachmittage kamen die Knaben des Dorfes zusammen und sammelten Stroh. Dies trugen sie auf einen nahen Berg. Dort schlichteten sie einen Haufen, in dessen Mitte eine Stange kam. An deren oberem Rande war eine Strohpuppe, der Tod. Diese wurde verbrannt. Wenn das Feuer niedergebrannt war, wurde ein Wettlauf veranstaltet. Der letzte Junge war der Tod und wurde als solcher geneckt. Es bestand der Glaube, daß er noch im selben Jahre sterben müsse.

Bratterdorf bei Mähr.-Schönberg. Franz Schwarzer.

Staatsanstalt für das Volkslied

Die Jahressitzung der Staatsanstalt fand am 10. Jänner statt. Vorangegangen war ihr am 5. Jänner die Jahressitzung des deutschen Arbeitsausschusses. Der Vorsitzende der Staatsanstalt, Univ.-Prof. i. R. Dr. J. Polívka, gedachte in warmen Worten der großen Verdienste, die sich Dr. A. Hauffen als Vorsitzender des deutschen Arbeitsausschusses und als Volksliedforscher erworben hat. Den ausführlichen Tätigkeitsbericht der Staatsanstalt erstattete ihr Geschäftsleiter Univ.-Prof. Doktor J. Horák. Der Leiter des deutschen Arbeitsausschusses Univ.-Prof. Dr. G. Jungbauer hob in seinem Berichte insbesondere die Bedeutung der Volksliedausgaben der Staatsanstalt hervor. Auch im Jahre 1930 hatte der deutsche Arbeitsausschuß, dessen Mitgliederzahl durch die in diesem Jahre erfolgte Ernennung des Prof. Dok-

Digitized by Google

tor Franz Longin auf sieben erhöht wurde, einen befriedigenden Einlauf an Volksliedern zu verzeichnen, darunter nicht wenige aus den deutschen Sprachinseln der Karpathenländer.

Atlas der deutschen Volkskunde

In der Jahressitzung des Arbeitsausschusses am 5. Jänner 1931 erstattete der Leiter einen eingehenden Tätigkeitsbericht. Bis Jahresschluß 1930 betrug der Einlauf an ausgefüllten Fragebogen 1141. Die Zahl hat sich bis 20. Jänner auf 1226 erhöht. In den Jahren 1931 bis 1933 werden weitere sechs Fragebogen versandt werden, und zwar zwei in jedem Jahre. Der 2. Fragebogen wird im Feber, der 3. im Oktober den Mitarbeitern übermittelt werden. Nach dem Erlaß der Post- und Telegraphendirektion in Prag vom 4. Dezember 1930, Z. 311.778—VII—1930, gelten die ausgefüllten Fragebogen als „Geschäftspapiere".

In den Ehrenausschuß trat an Stelle des Univ.-Prof. Dr. A. Naegle der derzeitige Rektor der deutschen Universität in Prag, Univ.-Prof. Dr. Carl Cori. Dem Arbeitsausschuß gehören an: Prof. Dr. H. Augustin, Sekretär F. Breiner, Prof. Th. Chmela, Lehrer A. Glücklhorn, Priv.-Doz. Dr. E. Hoyer, Prof. Dr. R. Kampe, Sanitätsrat Dr. Armin Klein, Prof. der Technischen Hochschule Dr. Karl Kühn, Priv.-Doz. Dr. F. Liewehr, Prof. Dr. F. Longin, Sekretär H. Nerad, Oberstlt. i. R. R. Rollinger, Prof. J. Sturm, Prof. K. Wagner, Univ.-Prof. Dr. G. Jungbauer (als Leiter) und Prof. Dr. J. Hanika (als wissenschaftliche Hilfskraft).

An weiteren Einläufen von ausgefüllten Fragebogen sind für die Zeit vom 21. November 1930 bis 20. Jänner 1931 zu nennen: L. F. Herz, Kleinhan; SL. A. Gürtler, Selnitz; OL. J. Kunz, Atschau; OL. K. A. Rößler, Kleinpriesen bei Komotau; OL. J. Gebauer, Teschau; OL. R. König, Amonsgrün; OL. J. Kern, Schwarzebach; SLn. J. Rölz, Hermannsgrün; SL. M. Dusik, Wolfersdorf bei Tschernoschin; OL. F. J. Popp, Glashütten bei Girsch; OL. K. Papaček, Thiergarten; L. G. Pschierer, Stiebenreith (mit OL. J. Hüttl); SL. G. Smolka, Darmschlag; L. H. Wehmeyer, Bernetzreith; SL. G. Wartha, Speierling; OL. F. Bara, Schallan; OL. St. Krause, Blankersdorf; SL. H. Seidel, Glemkau; L. E. Czerny, Stollenhau; OL. F. Beyer, Malspitz; OL. A. Ludwig, Deutsch-Eisenberg; OL. O. Krumpholz, Ober-Langendorf; OL. F. Jedon, Moskelle; SL. K. Palkoska, Protiwitz; SL. K. Maier, Pabelsdorf; SL. W. Fritz, Krips; L. J. Zeiler, Pschoblik; OL. J. Sperk, Wiessen; OL. E. Stratil, Allerheiligen (mit Forstmeister F. Kuba); OL. R. Wiesner, Steine; SL. J. Meixner, Letau; L. F. Ullrich, Schönwald bei Rückersdorf; L. O. Knöchel, Draholbus; OL. J. Schmid, Neudorf bei Mähr.-Trübau; OL. R. Martin, Holetitz bei Luck; SL. A. Marsch, Mauthdorf; SL. F. Stangel, Wispitz; SL. V. Haage, Buchelsdorf; Ln. K. Dierl, Kirchschlag; OL. A. Bien, Modschiedl; L. F. Kilinger, Kleinaugezd; L. F. Loos, Hammer bei Johnsdorf im Erzgebirge; OL. J. Arnold, Tachauer Schmelzthal; VD. E. Hennrich, Görlau (durch Dr. R. Wenisch); Prof. Dr. E. Führlich, Reichenberg (für Raschowitz); OL. E. Kühnel, Ober-Algersdorf; L. G. Weigend, Brand bei Plan; Versicherungsbeamter R. Gassauer, Koleschau; SL. A. Liebl, Oberdorf bei Dürrmaul; OL. A. Korger, Budigsdorf; L. K. Ramisch, Hasel; OL. F. Würl, Gottschau; OLn. J. Herde, Eichwald; SL. W. Polz, Welbine; OL. K. Plaschka, Schweißing; SL. J. Eifelt, Matzdorf; SL. G. Ullrich, Neuland bei Christofsgrund; OL. H. Kleiner, Lukau; OL. J. Turba, Promenhof; SL. A. Langer, Salisfeld; SL. F. Pfeil, Molgau; L. M. Wurdack, Lusen; OL. K. Michel, Hausdorf; FLn. M. Lukasch, Lobositz; Student G. Gutschik, Lischwitz; SL. G. Motyka, Kochet; SL. A. Beer, Neuhof bei Schlappenz; L. A. Rotter, Spieglitz; OL. P. Naich, Rumarz (mit Landwirt K. Czech); SL. J. Moser, Glashütten bei Dreihacken; SL. R. Pöpperl, Radotin; L. A. Palme, Bensen; L. H. Gareis, Niederhanichen; L. F. Hölzel, Deutsch-Moliken; Ln. G. Winter, Lukawetz; OL. F. Komma, Hlinay; OL. F. Maier, Wittingreith; OL. A. Dietl, Schönau bei Ludit; OL. J. Bilek, Rathsdorf; L. W. Kaas, Stockau bei Ronsperg; SL. W. Schön, Grafengrün; OL. R. Kuhn, Neudek bei Eisgrub; SL. F. Kutil, Chwalkahof; SL. K. Engel, Wysočan; OL. A. Kreißl, Schaab; SL. O. Kroner (mit den Landwirten J. Mayer und J. Kaderschaska); L. E. Haage, Marschendorf bei Zöptau; Fabriksdirektor J. Foldner, Eisenberg a. d. March; SL. F. König, Kohlstatt (mit E. Hübel); SL. E. Jahn, Heinersdorf bei Röchlitz; SL. J. Aust,

Digitized by Google

Mähr.-Pilgersdorf; SL. P. Jandl, Klein-Hermigsdorf; Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule in Böhm.-Kamnitz; SL. F. Rösel, Rittersdorf; BD. A. Haase, Schatzlar; SL. F. Welser, Enzowan; SL. J. Frosch, Grenzdorf; SL. J. Theiner, Pastuchowitz; SL. A. Krotsch, Černčitz; OL. J. Eisenkolb, Steben; OL. J. Stark, Nebosedl; FL. A. Wilfer, Schönbach bei Eger; OL. W. Prosch, Kuttenplaner Schmelzthal; SL. M. Bodner, Jmmichen; SL. L. Forster, Frauenreith; L. W. Schuster, Neuzedlisch; OL. F. Eiß, Fünfhunden; SL. J. Träger, Ratzau; L. J. Schmidt, Philippsberg bei Taus (mit Gemeindevorsteher A. Stauber); OL. J. Bittner, Böhm.-Petersdorf; OL. A. Prany, Töstitz; SL. W. Seliger, Groß-Wosnalitz; SL. G. Zahradka, Köpferschlag; L. A. Kraus, Albrechtsried; Schneider J. Hofmann, Zechan; L. M. Polzer, Milkendorf; Landwirt J. Biertögel, Wittingau bei Neubistritz; OL. A. Küsebauch, Czalositz; FL. W. Tallner, Mähr.-Aussee; L. A. Kleinpeter, Dittersbach bei Böhm.-Kamnitz; OL. W. Schmied, Guttenbrunn; OL. A. Liebmann, Girnberg; SL. L. Träger, Wostrowa; SL. R. Junker, Thammühl; OL. J. Müller, Albersdorf; OL. O. Zirbe, Neuwaltersdorf; OL. F. Zechel, Juratin; OL. R. Wanschura, Zahořan; L. J. Hamperl, Schmöllnitzhütte; SL. J. Mannl, Glasau; L. W. Eisen, Neustadt a. T. (mit BD. G. Tatzun, Fabrikant G. Pfeiffer, kaufm. Beamter M. R. Raaz); SL. E. Marschner, Ziegenfuß; BDn. E. Petermayer, Friedland i. B.; L. O. Peiker, Freistein; SL. J. Berger, Theresienfeld; SLn. A. Klösel, Punkendorf; OL. E. Nickl, Zöllnei; Landwirt E. Gröger, Karle; OL. J. Klima, Zwoischen; OL. J. Schiffner, Brenn; SL. H. Leneis, Nedraschitz; Ln. E. Willert, Passek i. M.; OL. J. Moravetz, Pflanzen; SL. J. Schönweitz, Arnsdorf bei Braunseifen; OL. W. Walter, Luschitz; SL. J. Kastner, Ullersgrün; SL. J. Seliger, Groß-Lubigau; L. W. Heinzmann, Taschwitz; Ln. M. Karschay-Geidl, Fundstollen (Chvojnica); stud. med. S. Hrabetz, Tabor bei Troppau; OL. M. Tschiedel, Christofsgrund; OL. K. Klier, Eibenberg; OL. E. Klinger, Maschau; OL. F. Sorger, Stockau bei Heiligenkreuz; L. G. Tuma, Ober-Sekeřan; SL. J. Hirsch, Heumoth; SL. J. Knorre, Wolschen; L. J. Kohlmann, Oblas; SL. J. Hirsch, Reichers; SL. G. Lindner, Werlsberg; L. R. Beutel, Udritsch; cand. rer. nat. F. Müller, Ritschka; OL. E. Tragl, Prennet; L. G. Steinert, Mokrau; OL. O. Kunze, Friedland-Jäckelsthal; L. F. Böhm, Schlowitz; L. L. Harazin, Babitz; SL. i. R. K. Giersig, Zuckmantel (durch die Leitung der Knaben-Bürgerschule); OL. F. Seidl, Gablonz bei Niemes; L. H. Thorn, Steingrün; SL. R. Hlauschka, Pobutsch; OL. F. Zohner, Neudorf bei Römerstadt; OL. A. Schinzel, Schmiedsau; OL. O. Walch, Wusleben; SL. Kilian Flor, Neudörfl bei Reischdorf; SL. E. Hantsch, Althütten bei Neubistritz; OL. R. Kunert, Neuland bei Barzdorf am Roll; OL. R. Scharnagl, Seeberg; stud. phil. J. Hacker, Hinterkotten; SL. H. Kellner, Maxberg; L. E. Fickert, Bernklau; SL. J. Rödl, Töpeles; L. E. Fischer, Haadorf; FL. W. Fischer, Friedersreuth; L. H. Pillat, Taucherschin; OL. i. R. W. Mautschka, Schindelhöf; SL. H. Moravetz, Jarmirn; OL. J. Richter, Wildschütz bei Trautenau; OL. L. Schichor, Schönau bei Neutitschein; OL. F. Zeitz, Dorf Eisenstein; SL. J. Hirsch, Kain; OL. H. Markgraf, Albern; OL. W. Reichenauer, Oppolz; OL. W. Wach, Dölitschen; OL. A. Nürnberger, Rabenstein a. Schnella; OL. J. Fischer, Rodisfort; L. O. Schöfer, Andersdorf bei Bärn (mit Tischlermeister E. Tengler und Landwirt J. Berger); OL. M. Link, Neu-Wilmsdorf; OL. J. Smrtschek, Triebsch; Landwirt W. Mihatsch, Lichten (durch OL. A. Zieleznik); SL. F. Reyland, Lochau; OL. J. Pompe, Woitzdorf; SL. P. Weber, Kohlheim; SL. L. Hahn, Losau; SL. A. Diviš, Petersdorf bei Domstadtl; Landwirt R. Sauer, Schwobolin; SL. K. Vormann, Woschana; OL. F. Harant, Janessen; L. A. Umlauft, Haan; OL. J. Plamper, Bielenz; OL. P. Röschl, Böhm.-Zlatnik; Prof. Dr. H. Dittrich, Gablonz a. N. (für Hermannsthal); BDn. A. Witschel, St. Joachimsthal; OL. F. Müller, Haretth; L. K. Kutschera, Bergesgrün; techn. Betriebsleiter G. Beck, Fulnek; L. F. Richter, Sonnenberg; OL. K. Mayer, Thönischen; SL. J. Loos, Möritschau; L. H. Schöttner, Dorndorf (Dračin); OL. J. Schön, Pernharz; SL. A. Kühnel, Kninitz; L. H. Purkart, Bärringen; SL. A. Biebl, Krotiw-Spiels; OL. R. Lux, Ebersdorf bei Friedland i. B. (mit L. B. Riemer); L. O. Habel, Alt-Rothwasser; cand. jur. H. Tiller, Neustadtl bei Tachau; OL. E. Watzl, Piberschlag; Ln. A. Gold, Leipertitz; OL. R. Weinelt, Altenbuch; OL. A. Pika, Nimlau; L. R. Rauscher, Braunseifen; Lehrkörper der Knaben-Volks- und Bürgerschule, Zwickau i. B.; L. J. Palm, Hochdobern (mit Färbermeister i. R. W. Lorenz); OL. A. Rumler, Niederhof, OL. W. Posner, Kott-

Digitized by Google

witz; L. E. Klein, Roks (Rakúsy); SL. A. Hausotter, Neudek bei Bölten; Ln. E. Jantsch, Proschwitz a. R.; L. W. Göttlicher, Hof i. M.; Ln. L. Wanka, Kuttenplan (mit OL. J. Janusch, L. J. Gerstner und L. G. Werner); stud. phil. A. Kanowsky, Prag, für Klein-Hoschütz, Odersch, Schlausewitz und Schreibersdorf (Hultschiner Ländchen); stud. phil. R. Miklós, Kniesen (Slow.); OL. A. Sommer, Widach; Ln. E. Maurer, Fölk; SL. W. Schulhauser, Großhaid; L. J. Roth, Holumtz; L. F. Reif, Sablat; SL. J. Springer, Nieder-Erlitz; OL. W. Bittner, Batzdorf im Adlergebirge; OL. A. Diener, Klinghart; SL. L. Zahorsky, Stoos; OL. F. Rauscher, Haidl am Ahornberg; OL. R. David, Petersdorf bei Gurschdorf; SL. W. Felbinger, Woschnitz; Kaufmann E. Mirsch, Wernsdorf bei Kaaden; OL. F. Bauer, Brotzen; prov. VD. K. Seidler, Friedland a. d. Mohra; OL. J. Tietz, Ratschendorf (mit L. K. Geißler und L. E. Bergmann); OL. R. Pompl, Unterjamny; SL. J. Sladek, Radinetschlag; SL. i. R. P. Piesch, Karlsthal; prov. SL. J. Fettinger, Gabharz; OL. F. Forkarth, Pilnikau; L. E. Hübel, Katharinberg; OL. R. Hanke, Neu-Ullersdorf bei Mähr.-Altstadt; L. F. Benischek, Stecken; SL. A. Zebisch, Arletzgrün; OL. H. Alt, Wernsdorf bei Zöptau; OL. L. Schöberl, Gatterschlag; SL. J. Hembera, Böhm.-Bernschlag; SL. L. Millauer, Ujest bei Pfraumberg; OL. H. Zimmermann, Einsiedel bei Reichenberg; OL. J. Benirschke, Kunzendorf (Bez. Bärn); L. R. Mai, Johannesthal; prov. OL. J. Mettele, Reischdorf; evang. Pfarrer J. Petrcasz, Bierbrunn; OL. E. Aurst, Morawitz; OL. H. Jüngling, Harrachsdorf; OL. F. Schwarz, Neuschallersdorf; OL. i. R. W. Schindler, Kaiserswalde; L. A. Schafhauser, Maria-Radčitz (mit OL. B. Feller); OL. R. Fischer, Rosenthal bei Braunau; Landwirt R. Kretschmer, Habrowan; OL. W. Zowel, Stritschitz; L. G. Keller, Chinitz-Tettau; SL. O. Hornik, Gaisdorf; OL. H. Raab, Radschin; L. A. Girlich, Langwasser; L. G. Linhart, Scheibenradisch; Grundbesitzer C. Zeißel, Damitz; L. F. Herzig, Sattel; L. F. Stöhr, Loosdorf; OL. J. Till, Brüsau; SL. K. Albrecht, Waid; OL. F. Kieweck, Frankenhammer; L. F. Plaschke, Kratschen; SL. W. Baumgartl, Lischin; OL. J. Strunz, Böhm.-Röhren; VD. A. Fischer, Radonitz; SL. W. Kosch, Hauska; OL. F. Menz, Waltersdorf (Bez. B.-Leipa); L. F. Holzer, Millowitz; L. J. Höger, Schönau bei Znaim; OL. J. Lad, Sonnberg bei Gratzen; L. J. Dibal, Blauendorf; L. Th. Sigmund, Rudolfstadt; OL. J. Hans, Gutwasser bei Hartmanitz; OL. F. Kithier, Ulrichschlag; OL. R. Kreß, Nallesgrün; OL. W. Ertel, Groß-Wallstein; L. J. Tichy, Metzling; OL. R. Wenzl, Muschau; L. J. Schwarz, Klein-Herrlitz; OL. K. Schätz, Hinterhäuser; OL. J. Oschowitzer, Altkinsberg; SL. F. Güntner, Gerten bei Jechnitz; SL. J. Riedel, Loschowitz; SL. W. Herrmanns, Hruschowan bei Leitmeritz; SL. J. Hocke, Bosowitz; L. J. Schug, Prosmik; OL. J. Penka, Rostitz; OL. R. Bauer, Wickwitz a. d. E.; FL. E. Oschowitzer, Tachau; evang. L. A. Simon, Menhardsdorf; SL. H. Böhm, Gollnetschlag; OL. K. Köhler, Kamitz; OL. E. Riedl, Neudorf bei Petschau; L. J. Fröhlich, Kumeschhäu; OL. H. Novotny, Langenbruck bei Reichenberg; OL. E. Illmann, Niedergrund a. d. E.; OL. J. Donner, Permesgrün; OL. J. Hergeth, Hirschenstand; L. O. Urchs, Auern; OL. O. Hainsch, Ullrichsthal bei Tetschen a. E.; OL. A. Tischler, Weitentrebetitsch; L. F. Pecher, Sodau; OL. E. Schmid, Oberlindewiese; OL. F. Adler, Schmauhübel; SL. J. Starck, Kschentz; OL. F. Reeh, Starkstadt; SL. K. Pimper, Mühlhöfen; L. J. Pfrogner, Lochutzen; SL. R. Fischer, Lipenz; L. G. Lüftner, Nieder-Ullersdorf bei Grulich; OL. G. König, Neusattel bei Saaz; OL. i. R. J. Titze, Hennersdorf in Schlesien; SL. H. Jilke, Hermsdorf bei Mähr.-Weißkirchen; SL. J. Irblich, Waißak; SL. F. Seitz, Lohowa; L. F. Birnbaum, Reichen; SL. J. Schick, Daub; OL. A. Hirsch, Diebling; SL. K. Jungbauer, Oberschneedorf; OL. i. R. J. Stöhr, Redenitz; SL. V. Wittreich, Deutsch-Tschechen; OL. J. Wandrey, Dittersdorf bei Abtsdorf; OL. F. Richter, Lang-Lamnitz; OL. R. Holda, Weigensdorf; OL. H. Porst, Hosterlitz; Privatier W. Hammerla, Woratschen; L. R. Lang, Bad Königswart; OL. R. Eisenkolb, Dreilanken; SL. J. Hirsch, Zinolten; OL. S. Rabenseifner, Habicht; OL. W. Strichhirtsch, Trahowitz; OL. G. Wiedner, Kremusch; OL. F. Wymetal, Bratelsbrunn; SL. J. Rösel, Stupna; OL. A. Donat, Sankt Georgenthal; Private E. Mikula, Michelsdorf bei Landskron (mit OL. R. Schmidt); OL. K. Petter, Dubenetz; OL. J. Leitermann, Holletitz bei Neuern; OL. R. Teichmann, Ober-Schönbrunn; L. K. Herzig, Mähr.-Lotschnau; SL. Th. Maderner, Freistein; L. J. Wagner, Kaltenbrunn; OL. H. Schmakel, Marienberg; OL. L. Girsig, Weißbach bei Jauernig; OL. F. Tutsch, Kaltenleutsch; SL. J.

Digitized by Google

Schnörch, Weffiedel; OL. E. Beier, Gerlsdorf; OL. A. Haubl, Gabhorn; L. W. Sadlo, Preheischen; OL. A. Patzak, Proschwitz bei Arnau; OL. H. Tomaschko, Eleonorenhain; OL. E. Kollovsky, Bleiswedel; Ln. F. Müller, Welperschitz; OL. A. F. Nessel, Voigtsbach; BD. J. Zörkler, Weipert; OL. J. Seelig, Luck; L. R. Wolf, Neusiedl bei Nikolsburg; Revierförster a. D. und Landwirt R. Hofmann, Rockendorf; L. J. Pinsker, Silberberg bei Buchers; FL. J. Rödig, Aberthan; prov. OL. F. X. Burgemeister, Medonost; L. H. Rolletschek, Bärnwald; OL. R. Schweiter, Truppschitz; L. E. Kunert, Straußnitz; OL. F. Sequenc, Pohler; SL. J. Medla, Kaschnitzfeld; L. H. Lagner, Groß-Priesen bei Aussig; L. J. Lehnert, Petrowitz bei Lewin; OL. K. Lutz, Munker; BD. E. Hlauschek, Mitzlitz; L. H. Brix, Hohenstadt; FL. L. Liebald, Schmiedeberg; OL. F. Merten, Einsiedl bei Johnsdorf im Erzgebirge; L. G. W. Roller, Paßnau; OL. E. Schaurich, Johannesberg; Theologe F. Prokisch, Groß-Hoschütz; Theologe J. Suchanek, Schepankowitz; L. W. Weikert, Röhrsdorf bei Zwickau; L. J. Wagner, Schlackenwerth; OL. A. Ham, Groß-Aurau; SL. J. Hausmann, Leukersdorf; SL. R. Krumpholz, Nitschenau; OL. i. R. J. Lanzendörfer, Beneschau bei Hultschin; L. H. Schluppeck, Chuchelna; Maurer und Landesvertreter J. Klimek, Chlebičov bei Hultschin.

Antworten

(Einlauf bis 20. Jänner)

Mehrere Umfragen (9, 31, 49—51, 72, 91, 116, 137 und 142) wurden durch Vermittlung von Prof. Dr. Franz Longin von Schüler(innen) des 3. Jahrgangs der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag beantwortet. Die umfangreichen Antworten, die aus Raummangel hier nicht abgedruckt werden können, werden im Archiv hinterlegt. Es beteiligten sich daran die Schüler(innen): Emilie Stürzl (Hundshaberstift), Margarete Lorenz (Prachatitz), Edeltraut Tuma (Birkenhaid), Gertrude Zeitz (Dorf Eisenstein), Franz Herdegen und Stephanie Weidner (Wasserfuppen), Wilhelmine Klug (Tinchau), Hildegard Thomayer (Haid bei Tachau), Ria Kußbach (Donawitz), Adolf Lienert (Silberbach), Lidwina Svoboda (Lang-Ugest), Rudolfine Klitzner (Duppau), Berthold Döbrich (Dauba), Erich Tippelt (Lampersdorf), Hedwig Bicker (Alt-Sedlowitz), Willibald Wunsch (Braunau), Alfons Kreuzinger (Znaim), Alfred Zöllner (Einsiedel in der Slowakei). — Ebenso können aus Raummangel nur einige der von Bruno Hocke in Gartitz eingesandten Antworten mitgeteilt werden.

55. Umfrage. Regenwetter kommt, wenn die Hunde Gras fressen (Aussig), wenn auf der Gasse spielende Kinder sehr lärmen (B.-Leipa). (B. Hocke, Gartitz.)

62. Umfrage.
In Brüx is nix,
In Dux is Jux,
In Kumetau is der Himmel blau.

Diese Reime hörte ich von Komotauer Jungen. (B. Hocke, Gartitz.)

92. Umfrage. In Niederliebich bei B.-Leipa hieß der Kienspanhalter „Gahnoffe". Das Wort wurde auch als Schimpfwort gebraucht: Wos stiehstn do wie enne Gahnoffe! Auch in Aussig ist „Offe" als Schimpfwort öfters weiblichen Geschlechts: Du bleede Offe, ne su enne Maulloffe u. a. (B. Hocke, Gartitz.)

106. Umfrage. Ein strenger Winter ist zu erwarten, wenn die Hasen einen großen Fettansatz haben. (R. Baumann, Neurohlau.)

129. Umfrage. Von Eierspielen ist hier zu Ostern ebenfalls das „Einhauen" von Geldmünzen in die auf den Boden gelegten oder in der Hand gehaltenen Eier üblich. (Eduard Hörl, Bischofteinitz.)

144. Umfrage. Mit dem Verbot der Zahlenlotterie scheinen die Traumbücher, die man noch vor 15 Jahren in Aussiger Buchläden sah, sehr an Bedeutung verloren zu haben. (B. Hocke, Gartitz).

151. Umfrage. Das Wort Schädel hat in Zusammensetzungen eine verächtliche Bedeutung. (R. Baumann, Neusattl bei Elbogen.)

154. Umfrage. Das Reißen zieht auch der Kreuzschnabel an. In einem mir bekannten Fall wurde der Käfig über dem Bette des Kranken aufgehängt, dessen Sohn, ein Oberwachtmeister der Gendarmerie, von der Wirkung dieses Mittels über-

Digitized by Google

zeugt war. (J. Schreiber, Grosse.) Alle Krankheiten zieht das Meerschweinchen an, im Stalle die Ziege. (A. Glücklhorn, Prag, für Milikau bei Mies.)

159. Umfrage. Beliebte Kartenspiele sind in Neurohlau: Mariage, Bauernfangen, Schafkopf, Schnapsen und seltener Preferanz, ferner: Schwarzer Peter, Ochs, leg dich, Tarak. Diese drei Spiele spielt man ohne Geldeinsätze. (R. Baumann.)

160. Umfrage. Diese Saubaß genannte Geige, bei der statt der Schweinsblase auch leere Fischkonservenbüchsen verwendet werden, ist hier erst nach dem Umsturz (Ende 1918) bekannt geworden. (E. Hönl, Bischofteinitz.) Auch in Fleißen im Egerland ist der „Bumboß" zu finden. (A. Glücklhorn.) Von den verschiedenen Bezeichnungen, die bei Beantwortung der 35. Frage des 1. Fragebogens zum deutschen Volkskundeatlas zu Tage gekommen sind, verdient der in Eisendorf in Westböhmen übliche Name „Stoußrumpel" besondere Erwähnung.

161. Umfrage. In der Iglauer Sprachinsel wird der Bauer Wirt genannt. (A. Glücklhorn.)

162. Umfrage. Der Pimpernußstrauch, der nach Dr. Ferd. Müller's Kräuterbuch (1860) Klapper-, Blasen- und Totenkopfbaum genannt wird, liefert mit seinen deshalb „Bet'npeel'n" bezeichneten Früchten die Perlen (Kügelchen) für den Rosenkranz (Bet'n). (Dr. L. Wieder, Arzt in Alt-Schallersdorf bei Znaim, dessen Arbeit über volkstümliche Benennungen für Tiere, Pflanzen u. a. aus Südmähren bisher leider noch nicht im Druck erscheinen konnte.)

164. Umfrage. Die im letzten Heft veröffentlichte Scherzumdichtung von „Hinaus in die Ferne" ist mit verschiedenen Änderungen auch in anderen Gegenden verbreitet, z. B. in Neusattl bei Elbogen (R. Baumann) und Mariaschein (Lehrer K. Schmid). Am beliebtesten scheinen aber Umdichtungen zum Liede „Blaue Luft, Blumenduft" zu sein, z. B.

Blaue Luft, Blunzenduft,
Leberwurst und Kraut.
Wann der Seppl Hunger hât,
Frißt er's mit der Haut. (Dr. F. Longin, Buggaus bei Kaplitz).

Ähnlich auch in Lundenburg. (F. J. Beranek.) In Ottau und Malsching in Südböhmen (Th. Chmela) lauten die letzten zwei Zeilen auch:

Der Lehrer frißt die Wurst
mitsamt der Haut.

Oder es heißt bloß: Blaue Luft, Blunzenduft,
Unser Lehrer fliegt in d' Luft.

In Bischofteinitz (E. Hönl) lauten die zwei letzten Zeilen des ersten Stückes:

Frißt der Pud'l und der Schousta
mit der zäntn (gesamten) Haut.

Um Znaim (J. Göth) tritt an Stelle der Leberwurst in der zweiten Zeile ein Knödel, aber trotzdem heißt es in der dritten und vierten Zeile:

Die Alte frißt die Leberwurst,
Die Junge kriegt die Haut.

Um Znaim ist ferner die folgende Nachdichtung aus Grosse in Schlesien (J. Schreiber) ebenfalls bekannt:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab.
Und wenn du was erwischen kannst,
so stiehl nur wie ein Rab'!

In Südmähren kennt man endlich noch die Reime (J. Göth, Znaim):

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er ins Gymnasium.
Da kann er schwitzen wie a Büg'leisen
und wenn er vauskummt, ist er blitzblitzdumm.

165. Umfrage. Nach den bisherigen Einsendungen sind biblische Rätsel auch heute noch beliebt. Wir können nur einige Proben anführen: Welches war das erste Getränk? Das Sodawasser („Und alles, so da Wasser war, wich zurück"). (A. Glücklhorn, Milikau bei Mies.) Wer war der erste Sodawasserfabrikant? Moses.

Digitized by Google

(Es heißt, als er auf den Felsen klopfte: So da Wasser floß.) (J. Göth, Iglau-Znaim.) Welches ist die Hauptstadt im Himmelreich? Dannen. (Es heißt: Von dannen er gekommen ist.) (J. Göth.) War Goliath ein Mandl oder ein Weibl? Ein Weibl. (Es heißt: Es war ihm keiner gewachsen.) (J. Göth und E. Hönl, Bischofteinitz.) Warum hat der Riese Goliath nicht gelacht? Weil er als Riese kein Zwergfell hatte. (J. Schreiber, Grosse.) Wer war der erste Dichter? Nebel. (Es heißt: Dichter Nebel lag über den Gewässern.) (J. Schreiber.) Wer war der erste Kaufmann? Samson. (Es heißt: Gott nahm von ihm die Stärke.) (J. Schreiber.) Woher stammte Judas? Aus Aich bei Karlsbad. („Einer von euch wird mich verraten.") (A. Glücklhorn.)

166. Umfrage. Am Thomastage hütet sich jeder, beim Aufstehen der Letzte zu sein; denn dann bleibt er es das ganze Jahr. Daß man den Lucientag für den kürzesten gehalten hat, geht wohl auch aus dem Volksspruche hervor: Zu Loze bleibt der Tag stoze. (Stozen heißt plötzlich, auch erschrocken stehen bleiben.) (J. Schreiber, Grosse.) Ein ausführlicher Beitrag von A. Karasek-Langer über „Luciengläuben und -bräuche aus der Krennitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel in der Slowakei" wird im nächsten Heft erscheinen.

167. Umfrage. In der Gegend um Ottau und Malsching in Südböhmen ist der Weihnachtsbaum erst seit ungefähr 30 Jahren bekannt. (Th. Chmela.)

169. Umfrage. Bei Augenkrankheiten ruft man die hl. Ottilia, deren Bild im Kreuzgang der meisten Klöster zu finden ist, an (R. Baumann, nach Mitteilung einer Frau aus Hermersdorf bei Bensen; J. Göth für Znaim), ferner auch den hl. Tobias (Th. Chmela für Malsching) und die hl. Cäcilia (J. Göth für Klein-Tostitz bei Znaim.)

170. Umfrage. Manches alte Bauerngerät ist schon vollständig außer Gebrauch gekommen, z. B. hölzerne Eggen, Ruhr- oder Springhaken u. a. (J. Schreiber, Grosse.)

Umfragen

171. Wo gibt es ähnliche Kennzeichnungen der Bevölkerung wie z. B. „Drei Juden und zwei Zigeuner sind nicht so g'haut wie ein Neutischeiner"?

172. Wird in der Mundart nur der 1. und 4. Fall des Hauptwortes gebraucht oder sind alle Fälle üblich?

173. Wer kennt ähnliche Nachdichtungen zu modernen Tanzschlagern wie die folgende, vor kurzem in Eger aufgezeichnete und von stud. phil. Franz Böhm übermittelte:

Schöner Gigolo,
kaf mar a weng wås å(b),
Huafntracha, Bandla u Knepfla!
Kinna håbn ma
oins, zwoa, dra;
d' Mutta gäiht ins Wäsch'n,
d' Kinna schrein ums Bräut,
da Väta is årwatslous —
schäina Welt, du gäihst in Fränz'n!
Wenn es Herz dir a bricht,
wird a Pflåsta affipicht,
ma zählt's und du mußt tänz'n.

174. Wo kommt der Brauch vor, daß sich die Mädchen bei einer Tanzunterhaltung in einem Kreis aufstellen und singen? Sind auch Burschen im Kreis? Bewegen sie sich dabei? Oder wechselt Musik und Gesang ab und tanzen sie nur, wenn die Musik aufspielt? (Antworten womöglich mit Wort und Weise der dabei gesungenen oder gespielten Stücke.)[1])

175. Welche Schutzmittel (Amulette) wurden von den Soldaten im Kriege am häufigsten getragen?

[1]) Anfrage des Prof. Karl Horak in Wien.

Digitized by Google

176. Ist das Todaustragen (Todaustreiben) noch üblich? An welchem Tage und in welcher Form?

177. Wo findet noch das Saatreiten statt?

178. Wo wird bei der Hauptmahlzeit statt der Suppe etwas anderes, z. B. Kraut, als Vorspeise gegessen?

179. Welche Wurstarten (Fleischwurst, Leberwurst, Blutwurst u. a.) gibt es beim Hausschlachten?

180. Wo sind noch in der Wohnstube angebrachte Gehschulen für die kleinen Kinder in Gebrauch? Wie sehen sie aus?

Schrifttum.

Will-Erich Peukert, Volkskunde des Proletariats. I. Bd. Aufgang der proletarischen Kultur. Frankfurt a. M. 1931. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Preis geh. 5 M., geb. 6 M. 80. 196 S.

Es ist ein gefährliches Unternehmen, den Arbeiterstand auch auf rein wissenschaftlichem Gebiete von dem übrigen Volk loszulösen und ihm in der Volkskunde eine Sonderstellung zu geben. Umso gefährlicher ist es, wenn man nur einen Teil des Arbeiterstandes vor Augen hat und die hier gemachten Beobachtungen einfach verallgemeinert. Die Darstellung des vorliegenden Buches holt den Stoff aus der Geschichte eines Teiles der schlesischen Textilarbeiter, wohlgemerkt nur eines Teiles. Sie stimmt schon nicht mehr überein, wenn man andere schlesische Gebiete, etwa in Nordostböhmen, beobachtet. Sie trifft nicht zu, wenn man die Verhältnisse der Fabriksarbeiter anderer Gegenden berücksichtigt. Diese ergänzen sich doch vorwiegend immer wieder aus der Landbevölkerung, können aus dem Zusammenhang des Ganzen volkskundlich gar nicht ausgeschaltet werden, ebenso wenig wie die landwirtschaftlichen Arbeiter, Dorfhandwerker, Inleute und Kleinhäusler, die in manchen Gegenden mehr als Träger der volkstümlichen Überlieferungen in Betracht kommen als die Großbauern. Es ist sicher ein großer Unterschied da, wenn man den Anteil der einzelnen Volksschichten bei der Bildung und Fortpflanzung des volkskundlichen Stoffes ins Auge faßt. Beim Aberglauben und bei vielem Brauchtum, bei der Volkssprache, bei den Sprichwörtern und Redensarten u. a. sind alle Schichten beteiligt, bei anderen Stoffgebieten ist der Anteil verschieden. Beim Volkslied, aber auch für viele Formen des Volksglaubens und für Bräuche bietet die bodenständige, Stammeseigenart gut bewahrende Landbevölkerung den besten und ausgiebigsten Untersuchungsstoff. Wenn auch der Fabriksarbeiter im engsten Sinne, der keinen Grund und Boden besitzt und freizügig ist, der bald da bald dort seinen Arbeitsplatz hat, viel altes Volksgut abgestreift hat, genau so wie der Auswanderer, der auf ganz fremden Boden übersiedelt, so bewahrt er doch immer noch mehr an den Volksüberlieferungen als dieser, weil er auch dann, wenn er kein Grund- und Hausbesitzer ist, tausendfältig an seine Umwelt gebunden ist. Und es gibt Gegenden, wo der Fabriksarbeiter, dessen Lage durchaus nicht immer so traurig ist, wie sie in dem Buche, das hauptsächlich die sozialen und sittlichen Verhältnisse behandelt, dargestellt wird, der gar oft von dem Landwirt beneidet wird, der wichtigste Träger mancher Volksgüter ist. Wie z. B. N. Fox in seiner „Saarländischen Volkskunde" Bonn (1927) anführt (S. 205), kommt in den dortigen Industriegegenden der Bauer viel weniger als der Arbeiter und Handwerker bei der Pflege des Volksliedes in Betracht, das namentlich durch die sangeslustigen Arbeiterinnen der Stuhl- und Tabakfabriken, der Streichholzfabriken, Ziegeleien und Blechwarenfabriken fortgepflanzt wird. Trotzdem ein Endurteil über das ganze Werk Peuckerts erst nach Erscheinen des 2. Bandes, der die eigentliche Volkskunde bringen wird, möglich ist, muß doch die Grundauffassung und Schlußfolgerung gerade vom Standpunkt der Volkskunde abgelehnt werden, daß nämlich der Proletarier einen Anfang bedeutet, daß er keine Bindungen nach rückwärts hat.

Karl Kronfuß † und Alexander und Felix Pöschl, Niederösterreichische Volkslieder und Jodler aus dem Schneeberggebiet. Wien und Leipzig 1930. 52 S.

Digitized by Google

Diese neue Veröffentlichung des Österreichischen Volkslied-Unternehmens, zugleich der 1. Band der Ausgaben des Arbeitsausschusses für Niederösterreich, bietet eine Auswahl von 14 meist auch mit Jodlern versehenen Liedern und 11 Jodlern, die hauptsächlich im sangesfrohen Miesenbachtal gesammelt wurden. Wort und Weise ist ungeändert und getreu der Überlieferung wiedergegeben.

Paul Sturm, Wintersonnenwende. Weihnachten im Lied. Verlag für Neue Deutsche Volksmusik Franz Tafel, Karlsruhe 1931. Preis geh. 2 M., geb. 3 M. 166 S.

Das mit Bildern von Hans Thoma geschmückte Liederbuch enthält 122 Lieder nach Sätzen von W. Hensel, Fritz Jöde u. a., darunter die ewig schönen alten Hirten- und Weihnachtslieder des Volkes und einzelne kürzere Krippenspiele.

Friedrich Carl Rotter, Hermesdorfer Weihnachtsspiel. Verlag Ernst Rudl, Mähr.-Schönberg 1930. Preis in Leinen 19 K 50 h. 40 S. Text und 32 S. Noten.

Das vorliegende Spiel ist eine Bearbeitung, zu der dem Verfasser rund 50 zumeist in der Umgebung von Mähr.-Schönberg gesammelte Weihnachtsspiele zur Verfügung standen. Doch bildet den Grundstock das in Hermesdorf übliche Spiel, das keine willkürlichen Änderungen erfuhr, sondern bei dem nur die Lücken mit Hilfe der anderen Spiele ergänzt wurden. Neu eingefügt wurde bloß die in jener Gegend als „Totentanz" selbständig und ohne Zusammenhang mit den Weihnachtsspielen überlieferte Szene. Das Buch, dem eine genaue Spielanleitung vorangestellt ist, eignet sich recht gut für seinen beabsichtigten Zweck, die alten innigen Weihnachtsspiele in diesem hart bedrohten Teil Nordmährens wieder zu beleben.

Werner Zirus, Ahasverus. Der ewige Jude. 6. Band von „Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur". Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1930. VIII und 73 S. Preis 5 M.

Die vom Volksbuch des Jahres 1602 ausgehende Arbeit zeigt, wie Züge des Volksbuchs literarisch ausgebildet werden, wie sich weiterhin der Stoff ohne ideenhafte Umgestaltung erweitert und endlich der ewige Jude als Idee in der neueren Dichtung erscheint. Eine genaue Zusammenstellung der deutschen Ahasverdichtungen (Gedichte, Novellen, Dramen, Epen, Romane) und der amerikanischen, dänischen, englischen, französischen und holländischen Ahasverdichtungen ist beigegeben. Die Volksüberlieferung ist wenig berücksichtigt; auch sie — ich nenne von neueren Sagensammlungen nur die Rheinlandsagen (II. S. 185ff.), Harzlandsagen (S. 165), Westfälische Sagen (S. 297), Hessen-Nassauischen Sagen (S. 300), Schwarzwaldsagen (S. 199f.) des „Deutschen Sagenschatzes" (Diederichs, Jena) — bietet viel Bemerkenswertes.

Dr. Viktor Karell, Die Sagen. Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Herausgegeben und verlegt vom Deutschen Bezirkslehrerverein Komotau. 3. Band: Volkskunde. 4. Heft. Komotau 1930.

Das vom Bauernmaler G. Zindel mit eindrucksvollen Bildern gezierte Buch ist eine treffliche Leistung Karells, der eine größere Arbeit über die sudetendeutsche Sage vorbereitet. Die Sagen sind geschickt angeordnet und in schöner Sprache wiedergegeben. Bloß die angefügten drei Märchen haben mit dem schlichten Volksmärchen nichts gemeinsam und sind ausgesprochene Kunstmärchen. Die Sagen selbst stammen teils aus der literarischen Überlieferung, teils sind sie unmittelbar aus dem Volksmund aufgezeichnet und hier zum erstenmal veröffentlicht.

Rudolf Hruschka, Der Räuber Grasel in Böhmen und Mähren. Verlag Moldavia, Budweis 1930.

Gestützt auf das vorhandene Schrifttum, das seine Zusammenfassung in dem Buche „J. G. Grasel und seine Kameraden" von Dr. R. Bartsch erfuhr, schildert der Verfasser zunächst das Leben und die Untaten des Verbrechers nach den geschichtlichen Tatsachen und gibt dann das davon stark abweichende Bild des Grasel, wie

Digitized by Google

er in der Sage fortlebte. Wie wichtig dies für die Sagenforschung ist, beweist der Beitrag Hruschkas in unserer Zeitschrift, der manche Ergänzung zu dem im Buch Geschilderten bringt. Vor allem wird deutlich, wie stark in neuerer Zeit der literarische Einfluß bei der Sagenbildung ist.

Martin Wähler, Die Weiße Frau. Vom Glauben des Volkes an den lebenden Leichnam. Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1931. Preis geh. 3 M. 88 S.

Der an der Stammburg der Orlamünder Grafen aufgewachsene Verfasser dieser gründlichen Arbeit hat von Kindheit an ein persönliches Verhältnis zu dem weitverbreiteten Sagenstoff von der weißen Frau, bei dem er insbesondere den naturmythischen Grundlagen nachgeht und die Weiterbildung der Sage in der Volks- und Kunstdichtung bespricht.

Erwin Liek, Das Wunder in der Heilkunde. J. F. Lehmanns Verlag, München 1930. Preis geh. 3 M. 60, in Leinen geb. 5 M. 208 S.

Der durch sein erstes Buch „Der Arzt und seine Sendung" berühmt gewordene Danziger Arzt Liek steuert mit diesem neuen Werk, in dem unter den unzünftigen Wunderheilern der Gegenwart im besondern auch Zeileis behandelt wird, auch viel zur Volksmedizin bei, in der nach seinen Worten neben einem Wust von Aberglauben und Unsinn manches Goldkorn, manche Jahrtausende alte und bewährte Erfindung steckt. Die Volksmedizin ist es aber auch, die den Satz Lieks immer wieder bestätigt, daß die Heilkunst niemals des Wunders entbehrt hat und niemals entbehren wird.

Josef Ringler, Schmiedeeiserne Grabkreuze. Eine Auslese vom Ausklang der Spätgotik bis zum Empire. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien und München 1931. Preis kartoniert mit Schutzumschlag 5 M. 50. 120 S. und 104 Tafelbilder.

Das vornehm ausgestattete Werk besteht aus 31 Seiten Text mit drei einführenden Aufsätzen „Friedhofskultur", „Vom Stil in der Schmiedekunst" und „Die stilistische Entwicklung des Grabkreuzes" und den auf den großen Tafeln in allen Einzelheiten gut zur Geltung kommenden Abbildungen der Grabkreuze, die vielfach ihre enge Verwandtschaft mit denen Süd- und Westböhmens zeigen, die Dr. A. Bergmann in vorbildlicher Weise gesammelt und erforscht hat.

A. Richter, Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. 5. Aufl., herausgegeben von O. Weise. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig 1930. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. 248 S.

In diesem Buche, das wiederum durch neue Redensarten vermehrt wurde, so daß derzeit 253 behandelt werden, findet jeder das notwendige und verläßliche Nachschlagewerk, der sich über den Sinn, die Herkunft, Geschichte und Verbreitung der Redensarten unterrichten will. Man erfährt hier z. B., daß die so häufige Wendung „Es ist höchste Eisenbahn" von dem Vertreter des Berliner Volkswitzes in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts Adolf Glaßbrenner stammt und in seiner humoristisch-dramatischen Szene „Ein Heiratsantrag in der Niederwallstraße" vorkommt, in der der Briefträger Bornike, der in seiner Rede die Begriffe zu vertauschen pflegt, auch den Satz gebraucht: „Es ist die allerhöchste Eisenbahn, die Zeit ist schon vor drei Stunden ankommen".

Bayerischer Heimatschutz. Zeitschrift des bayerischen Landesvereines für Heimatschutz. 26. Jahrgang (1930). Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg. 146 S.

Auch dieser Band des von Dr. J. M. Ritz sachverständig geleiteten Jahrbuches, der der Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Würzburg gewidmet war, zeichnet sich wieder durch die Vielseitigkeit und Gediegenheit der Beiträge und den reichen Bildschmuck aus. Aus der Fülle von Aufsätzen seien bloß genannt: R. Hindringer, Das Dreikönigszeichen; J. Blau, Böhmerwälder Glasbilder; W. Mitzka, Bayrische Boote; K. Sitzmann, Beiträge zur Töpferkunst in Oberfranken; J. M. Ritz, Das Heimatmuseum in Schnaittach bei Nürnberg; A. Span-

Digitized by Google

nagel, Die Steinhäuser in Stockheim in Unterfranken; H. Güthlein, Fachwerkbauten im Westen von Mittelfranken; Th. Harburger, Werke jüdischer Volkskunst in Bayern; M. Walter, Der Bildstock im bayerischen Odenwald. Der Band enthält ferner viele „Kleine Beiträge", die Fortsetzung des Schriftenverzeichnisses zur ortsnamenkundlichen Literatur Bayerns, „Allgemeine Nachrichten" und Buchbesprechungen, darunter eine ausführliche über Jungbauers „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" von dem verdienten bayerischen Volksliedforscher St. Ankenbrand und eine über unsere Zeitschrift von dem bekannten Volksbotaniker H. Marzell.

Rudolf Lochner, Das Volksbildungswesen in der Tschechoslowakischen Republik. München 1930. 40 S.

Dieser Sonderdruck aus dem Münchener Volksbildungskalender 1931 unterrichtet gut über das Bildungswesen der Tschechen und Deutschen im allgemeinen und der Nordböhmen, vor allem der Reichenberger, im besondern. Zu bedauern ist, daß gerade bei dieser in Bayern erfolgten Veröffentlichung der Böhmerwald ganz leer ausfällt. Dieser ist, wie an verschiedenen Beispielen gezeigt werden könnte, ein Stiefkind der meisten nationalen, kulturellen und wissenschaftlichen Spitzenvereine, Gesellschaften und Anstalten, die gewöhnlich in Nordböhmen ihren Sitz haben und daher auch räumlich vom Böhmerwald weit entfernt sind. Ein Böhmerwäldler Hans Schreiber hat schon 1893 ein „Handbuch der deutschen Volksbildungsbestrebungen" geschrieben, derselbe ist Gründer des „Vereines für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwalde" und war Leiter der Böhmerwaldvolkshochschule, die im Abschnitt „Das Volkshochschulwesen seit 1919" doch auch eine Erwähnung verdient hätte. Die von diesem Vereine errichtete Böhmerwaldbücherei und der von ihm durch einige Jahre herausgegebene Wäldlerkalender nehmen mit dem seit 1923 bestehenden Böhmerwaldmuseum in Oberplan einen hervorragenden Platz in der Geschichte des Volksbildungswesens im Böhmerwalde ein.

Der Heimatspiegel. Jahrbuch und Auskunftei der Iglauer Sprachinsel. 2. Jahrgang. Herausgegeben im Auftrage der Gauleitung VI des D.K.V. von Ignaz Göth. Iglau 1931.

Dieser 2. Jahrgang hat die Form eines Kalenders mit ausführlichen Angaben über Ämter, Schul- und Bildungswesen, Genossenschaften, Vereine usw. Zahlreiche Erzählungen, darunter eine „Ein Wiegenlied", das ein auch von H. Watzlik verwertetes Motiv aus den „Iglauer Sagen" von A. Altvichter behandelt, Gedichte und belehrende Aufsätze machen das mit vielen Bildern geschmückte Buch zu einem wahren Hausschatz der Iglauer.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1930 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Mucha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird um 10 Ktsch. von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden. Preis des II. Jahrganges (1929) 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Das nächste Heft erscheint als Doppelheft im Mai. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 30. April.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

4. Jahrgang 1931 **2./3. Heft**

Anton Günther

Von **Hans Fischer**, Graslitz

Der bekannteste und typischeste aller erzgebirgischen Mundartdichter ist wohl Anton Günther. Er ist der beliebte Sänger, den nicht nur die Heimat als einen ihrer treuesten Söhne preist, den auch das ganze deutsche Land, die großen und kleineren Städte alle zu sich rufen und verehren. An seinem Lebenslauf[1]) erkennen wir voll und ganz das Leben des Erzgebirglers von der Kindheit bis ins Alter, wie er darbt, wie er sich müht, wie er in die Fremde zieht, dort kümmerlich sein Brot zu erwerben. Wie er aber auch an der Scholle hängt und immer diese große Sehnsucht nach der Heimat in sich trägt, die ihm auch meist in Erfüllung geht, mindestens an seinem Lebensabend.

Auch Günthers Jugendzeit ist ein Arbeiten und Darben in der Fremde. Doch all sein Schaffen gilt der Heimat. „War sei Hamit liebt, liebt a sei Volk." Mit diesem Geleitspruch beginnt er die eigene Lebensbeschreibung im Vorwort seiner Büchlein „Vergaß dei Hamit net!" In ihm faßt er das ganze Trachten und Streben seines Lebens zusammen.

Anton Günthers Vater hieß Hans Günther. Er war Bergmann wie alle seine Vorfahren und zog — bereits verheiratet — nach dem Brande St. Joachimsthal im Jahre 1873 wieder nach Gottesgab zurück, von wo er in seiner Jugend mit

Digitized by Google

seinen Eltern hergekommen war. Zum Unterschied von den vielen anderen Günthers in Gottesgab nannten ihn die Leute „Tolerhans", da er ja aus dem „Tol" (St. Joachimsthal) kam. Als Stickmeister und Zeichner erarbeitete er sich für die immer größer werdende Kinderschar einen nur allzu geringen Verdienst, den er an Sonntagen durch Spielen mit der Ziehharmonika um einige Groschen vermehren konnte. Es waren zehn Kinder da.

Anton Günther selbst ist am 5. Juni 1876 geboren. Er war das zweite von den sieben am Leben gebliebenen Kindern. Antons Knaben- und Jugendzeit war an Not und Entbehrungen reich. Die Buben mußten die drei Ziegen, „die Kühe des Erzgebirglers", hüten, Holz, Beeren und Pilze aus dem Walde holen. Allerdings hat gerade das Verbundensein mit Wald und Flur seine Heimatliebe so groß gemacht. Mit fünf bis sechs Jahren mußten die Kinder schon Geld am Klöppelsack verdienen. „Aber Gottesfurcht war bei uns und gesungen und musiziert wurde den ganzen Tag[2])." Oft durfte Anton (oder Toni, wie er gerufen wird) seinen Vater ins Grenzwirtshaus „Neues Haus" begleiten, wo dieser Sonn- und Feiertags den Oberwiesenthaler und Gottesgaber jungen Leuten zum Tanz aufspielte mit seiner Ziehharmonika.

Antons Mutter war eine gute Frau, die sich ihr Leben lang abrackerte für ihre Familie und starb, als der Bub kaum 13 Jahre alt war. Jetzt war das Elend noch größer. Zur Not führte die Großmutter, des Vaters Mutter, mit der älteren Schwester Anna den kinderreichen Haushalt. Als es aber gar nicht mehr ging, mußte der Vater wieder heiraten. Eine Witwe wurde den Kindern nicht eine „Stiefmutter", sondern eine zweite Mutter, „die alles Leid und allen Kummer mit großer Sanftmut und Geduld mit uns trug[3])."

Bald kam die Berufsfrage für den jungen Anton. Seinem Wunsche, Forstmann zu werden, konnte er nicht nachgehen. Wie hätte er später mit diesem Beruf seine anderen Geschwister unterstützen können? So kam er denn nach dem fünf Stunden von Gottesgab entfernten Buchholz in Sachsen zu einem Lithographen und konnte 1895 nach beendigter Lehrzeit in die k. k. Hoflithographie A. Haase in Prag eintreten.

Hier begann nun ein neues Leben. Alles kalt und fremd. Ihm „fehlte die Heimat mit ihren Bergen und Wäldern"[4]). Die Gottesgaber in Prag kamen am „Gutsgewer Omd" wöchentlich zusammen, sangen Lieder und sprachen von der Heimat. Die bekannten deutschen Lieder sangen sie, aber es fehlte ihnen ein Lied in ihrer Mundart. „Und siehe da, ich weiß selbst nicht, wie es kam, ich war gerade beim Gravieren, da summte mir eine Melodie durchs Gemüt, meine Gedanken waren im alten Elternhäusel daheim und das Lied war fertig. Ich brachte es zu Papier. Es war mein erstes Lied ‚Drham is drham'[5])."[6]) Am nächsten „Gutsgewer Omd" mußte er das Lied immer wieder singen. Seine Landsleute hatten große Freude daran. Günther ließ hundert Stück in Postkartenform drucken, die meist in die Heimat geschickt wurden.

Eine neue Sorge konnte Anton seinen Eltern abnehmen, als er zwei seiner Brüder in Prag unterbrachte. Für ihn aber waren das neue Lasten und Entbehrungen, doch „ein bißchen Mut, ein bißchen Gottvertrauen,

Digitized by Google

die rechte Liebe zur Heimat und zu seinem Volke bringen alles zustande."[7]) Nach und nach verdiente er mehr durch Nebenarbeiten. Die Not und auch wieder die starke Hoffnung, daß er seinen Eltern in ihren alten Tagen werde helfen können, erzeugte in ihm immer wieder neue Lieder. Er ließ sie alle auf Postkarten mit Bildern, die er selbst entwarf, drucken und sandte sie seinem Vater und Bruder Julius, die in Gottesgab einen kleinen Laden mit Reiseandenken, Spitzen und Sportartikeln besaßen und auch den Hausierhandel betrieben. Hier wurden nun auch die Karten mit verkauft.

Im Herbste 1899 machte Günther beim 92. Infanterie-Regiment in Komotau seine achtwöchige Ausbildung durch. Hier entstand das Lied „'s Ei'rück'n"[8]).

Einmal bot sich ihm eine gute Stelle in Dänemark. Damals hat er seinen schwersten Kampf ausgefochten. Wollte er sich doch weiter ausbilden und die Welt noch anschauen, andererseits aber konnte er seine Geschwister und seinen Vater nicht im Stiche lassen. Als wieder einmal „Gutsgewer Omd" gewesen war, trat die Entscheidung ein. Am Heimwege durch das nächtliche Prag kam ihm sein väterliches Haus mit all der Not, die in ihm wohnte, in den Sinn. Eine Melodie summte durch sein Inneres und er schrieb ein neues Lied nieder: „Mei Vaterhaus"[9]). Davon das erste Gesätz:

Günther mit seinem Sohn beim Mähen.

Dort wu da Grenz' ve Sachsn is,
In Wald da Schwarzbeer[10]) blüht,
Dort wu mr heit noch klipp'ln[11]) tut,
In Winter hutz'n[12]) gieht;
Dort stieht, net weit ven Wald drvah,
Sieht klaa on ärmlich aus,
[: A Hüttl, när aus Holz gebaut,
Dos is mei Vaterhaus. :]

„Seit dieser Zeit war mir mein Lebensweg vorgeschrieben. Erst kommt mein Vaterhaus und alles, was in ihm lebt und webt, und dann komme ich. So habe ich es treulich gehalten[13])." Sein Lied also entschied über sein ferneres Leben. Und im selben Jahre (1901) starb plötzlich sein Vater.

Nun war für Anton Günther eine ganz neue Lage gegeben. Er kündigte seine Stelle in Prag und trat als Fünfundzwanzigjähriger an Vaters statt über so viele Geschwister. Leicht war es nicht für ihn. Sie haben zusammen

Digitized by Google

sehr einfach gelebt. Anton stach mit seinem Bruder Julius Torf (Muht), trug Holz nach Hause und betrieb Landwirtschaft mit Wiese, Kuh und Ziege. Dann und wann nahmen beide „Rucksack, Stock, Pfeife und Tabak, steckten ein tüchtiges Stück Brot ein“[14]) und wanderten mit ihren Liederpostkarten durchs Erzgebirge. Besonders in Sachsen hatten sie Erfolg. Auch „entstand ein Lied nach dem anderen, teils ernst, teils heiter, jedes Lied ein Stückchen meines Lebens bedeutend“[15]).

Überall wurden seine Karten verlangt, seine Lieder gesungen und in vielen Gasthäusern von Einheimischen vorgetragen. Nicht nur Schrammelkapellen mit Sängern an der Spitze verbreiteten seine Lieder, sondern auch er selbst wurde in alle möglichen kleinen und großen Städten (selbst Wien und Berlin) gerufen. Der Absatz seiner Liederpostkarten wurde immer größer, so daß er schließlich für seinen Selbstverlag im Gasthause „Tiroler“ in Gottesgab einen kleinen Laden mieten mußte mit einer Konzession für Musikalienhandel. Die größten Ehren wurden Günther zuteil, als er 1906 und 1907 vor König Friedrich August von Sachsen und 1908 vor Erzherzog Karl Franz Joseph einige seiner Lieder vortragen konnte.

Günther konnte nun im Laufe der Jahre alle seine Geschwister gut versorgen. Schließlich fand auch er ein liebes Weib, wie ers in einem Liede forderte: „Deitsch muß mei Madl sei nooch meiner Art.“[16]) Zwei Kinder gebar sie ihm, Erwin und Marie. Auch ein Häuschen konnte er sich kaufen. Gern ging er aber noch ins alte Elternhäusl „hutzn“, suchte seine Mutter und sein immer noch arbeitsames Großmütterchen auf.

Zum Gedenken an seine arme Herkunft und zur Unterstützung armer, alter und kranker Leute in Gottesgab hat er mit Hilfe seiner Gönner und Freunde eine Stiftung eingesetzt. Seinem Vater, dem Tolerhans, zu Ehren heißt sie „Tolerhanstonl-Stiftung“.

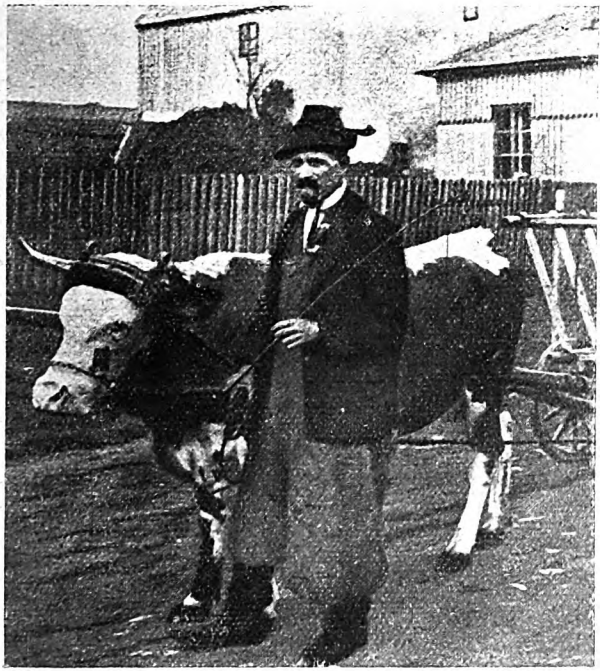
Der große Krieg kam und der Tolerhanstonl mußte mit hinausziehen. Auch im Schützengraben ließ ihm seine dichterische Ader keine Ruhe. Mit vielen Auszeichnungen, aber auch mit einer schlimmen Verwundung kam er 1916 zurück. Wie freute er sich, als es seiner geliebten Heimat wieder zuging. Da war ihm der körperliche Schmerz nichts. Im Sommer 1918 mußte er in Leitmeritz Hilfsdienst machen, im Herbst des gleichen Jahres kam er endlich ganz nach Hause, wo ihm ein drittes Kind entgegenlachte.

Schrecklich waren die Jahre, die die Erzgebirgler „im Hinterland“ durchmachen mußten. Hungersnot, Tod und jegliches Elend. Auch für A. Günther hat die Kriegszeit Lücken gerissen. Sein Schwiegervater war gestorben, sein Bruder Julius gefallen. Das alte, verehrte und treulich gepflegte Großmütterlein überdauerte die Kriegsjahre — wunderbar —, starb aber am Ostersonntag (19. April) 1919 im 98. Lebensjahre.

Und die Geschwister Günther haben weiter in Freud und Leid zusammengehalten. Im Elternhäusl lebt noch die alte Mutter. Der Tolerhanstonl treibt eine kleine Landwirtschaft: zwei Kühe, Wiesen und Felder, Kartoffelbau, all das ernährt seine Familie reichlich. „Wir arbeiten mit Gottvertrauen von früh bis abends und freuen uns, unsere Pflicht nach besten Kräften zu erfüllen.“[17]) Das ist sein Lebensprogramm.

Digitized by Google

Als A. Günther am 5. Juni 1926 seinen 50. Geburtstag in voller Frische und Freude feierte, da zeigte sich besonders die große Liebe und Verehrung, die er genießt. Für seine Vaterstadt Gottesgab, wo er in vielen Vereinen hervorragend tätig ist, war sein Freudentag auch ihr Fest. Ehrenbürger verschiedener Orte und Ehrenmitglied verschiedener Vereine ist er, besonders in Sachsen, an diesem Tage geworden. Schafft auch A.



Günther bei seinem Gespann.

Günther rüstig weiter, so sehen wir doch schon jetzt sein Leben als etwas in Ernst und Fröhlichkeit, in Leid und Freud harmonisch Geschlossenes, das uns auch in seinen dichterischen Erzeugnissen[18]) offenbar wird.

Aus dem einzelnen Erlebnis heraus hat er geschaffen, aber nicht zusammenhanglos, fundamentlos. Durch alle seine Gedichte weht der Atem der Heimaterde, seines geliebten Erzgebirges.

„Drham is drham"[19]) war sein erstes Lied. Es ist für die Zukunft bedeutsam. Inhaltlich weist es schon auf zwei erzgebirgische Typen hin, die später in eigenen Gedichten wiederkehren: „Da Bordnhannler" und „Da Musiker". Die reisen lang und weit in der Welt umher, suchen sich ihr bißchen Verdienst, kehren aber gern wieder in die Heimat zurück. Mußte einer in früherer Zeit seine Soldatenzeit von zwölf Jahren in der Fremde abdienen, so kehrte in jedem Brief dasselbe wieder: „Motter, drham is drham". Kommt ein Junger zum erstenmal hinaus, so spürt er gleich den

Digitized by Google

anderen Wind, der weht, die anderen Formen, denen er sich fügen muß, und er singt: „Drham is drham, när drham mächt ich sei." Die Form des Gedichtes ist ein Anfang. Das Wichtigste bleibt vorderhand das Inhaltliche.

Viele Lieder hat Günther aus dieser Haltung geschaffen. Manches Schöne, aber auch viel minder Feines. Wir sehen öfters ein und dasselbe Motiv immer in etwas anderer Form wiederkehren, rein gefühlsmäßig bis zum Sentimentalen und Banalen ausgelebt. Zum Beispiel: „Hamweh"[20]), „Hamwärts"[21]), „Deitsch is mei Liedl"[22]), „Vergaß dei Hamit net"[23]), „Deitsch on frei wolln mer sei!"[24]), „Weil ich a Deitscher bie!"[25]) und andere.

Schön ist das Lied „Mei Vaterhaus"[26]) — schon A. Hauffen führt es an[27]) —, das aus dem herben Entscheidungskampf zwischen Heimat und Fremde, zwischen Gemeinschaft und Ich geboren wurde. Knapp zeichnet er in den ersten Gesätzen Landschaft und Menschen seiner Heimat. Im Vaterhaus hat er das erste Wort gehört, auch das erste Gebet gesprochen, seine Jugend verlebt. Draußen ist alles anders. Wenn er auch immer wieder fort muß von zu Hause, so kehrt er doch voll Freude zurück in sein Vaterhaus. Die Form zeigt schon eine gewisse Abgerundheit. Die sprachliche Freiheit ist gestiegen. Das Ganze ist innig empfunden und stellt einen Hymnus auf sein Vaterhaus dar, wie Günther anderseits in dem Lied „Grüß dich Gott, mei Arzgebirch"[28]) eine Erzgebirgshymne geschaffen hat. Diesen an die Seite zu stellen ist das Gedicht „Wu da Wälder hamlich rauschen"[29]).

Was Günther als seine Heimat besingt, ist nicht nur die Landschaft, nicht nur der Volksschlag als solcher. Er feiert auch in dem 1913 entstandenen Gedicht „Da Landesschau in Komotau"[30]) den deutschen Fleiß, die Arbeitsamkeit und Tatkraft des deutschböhmischen Grenzlandvolkes.

Steht der Gedanke der Heimat im Mittelpunkt von Günthers Leben und Schaffen, so wird diese doch von verschiedenen Seiten gesehen. Daß hierbei die Liebe zur Natur das Ausgeprägteste in seinem Wesen mit darstellt, ist bereits aus einigen der vorgenannten Lieder zu erkennen, tritt aber in seinen Naturliedern erst recht hervor.

Vögel lockt er, ahmt er nach. Im Gedicht „Dr Kuckuck"[31]) erzählt es Günther. Sehr liebt er sein „Zäffichla"[32]), das ihm ein unterhaltsamer Stubengenosse ist und ihm zur Freude singt. Die Vögel sind den Menschen Vorbilder. Sehnsüchtig schaut des Nachbars Hans auf „da zwaa Finkn"[33]), die den Menschenkindern Liebe und Ehe vorleben und so lustig sind. Ein andermal läßt er die zurückkehrenden Stare den Menschen predigen und zum Guten raten [„Wos da Starl pfeifn"][34]). „Da Lerich"[35]) ist ihm der Bote des anziehenden Frühlings. Jede Jahreszeit bedeutet für ihn nicht nur ein tiefes Erlebnis des Naturgeschehens, sondern wird ihm auch zum Gleichnis des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Stufen, in seiner Schönheit und seiner Vergänglichkeit.

„Wenn da Kinner singa in dr Sommerszeit,
's is su schü on sei, hull[36]) dr a Weiwl rai!
Wenn dr Herwist kömmt, kahs[37]) nimmer sei."[38])

Digitized by Google

Im „Herwistlied“[39]) leiht Günther einer typisch erzgebirgischen Stimmung Ausdruck. Der Winter dauert im Erzgebirge sehr lange. Was gibt es aber nicht alles, das ihn trotz seiner Kälte und Strenge und der Not, die er mit sich bringt, dem Erzgebirgler so heimlich und lieb macht. Wie freut sich dieser auf die weiße, glitzernde Schneedecke, über die er dann mit seinen Bretteln saust. Er fährt mit ihnen zur Schule, später in die Arbeit, zur Kirche, zum Vergnügen. Der „Schneeschuhfahrermarsch“[40]) schildert uns das winterliche Treiben auf den Bergen.

Aber auch zu Hause in seinem warmen Stübl ist der Gebirgler vergnügt, wenns draußen „stormt und schneit“. Im Winter gehn die Leute „hutzn“ zueinander, schwätzen und singen und spielen. Wegen der Darstellung dieser Sitte ist uns das bekannte „Hutznlied“[41]) wertvoll. Da sitzen die „Hutznleit“ gemütlich auf „da Uf'nbank“[42]), paffen aus ihren Pfeifen und erzählen schnurrige und spannende Geschichten. Natürlich stehen den Burschen die Liebesgeschichten oben an, „die Maad“ klippeln dabei quietschvergnügt um die Wette. Mitten drin „schnuppn“ wieder mal alle aus Sympathie zum „Potvettr“. Wenn der Hunger kommt, dann wird halt das ewige Einerlei des Erzgebirglers aufgetragen, das ihm aber immer wieder schmeckt, wie kaum einem Reichen sein frugales Mahl: „Ardeppl on a Topp Kaffee.“ Auf die Kartoffel kommt höchstens Quark darauf. Ein Festessen! Ist die Klipplarbeit der Mädchen getan, greifen die jüngeren „Hutznleit“ zur Karte und spielen „schwarzer Peter“ und „blinde Maus“, was immer mit großer Lust endet. Wenn's dem Großvater zu lang wird, bedeutet er ganz unverblümt, daß die „Hutznleit“ heimgehen könnten.

Was aber den Gipfel winterlichen Lebens darstellt, ist nicht das Schneeschuhfahren, nicht das Hutzngehn, sondern unser herrliches deutsches Weihnachtsfest. Wie sehr sich der Erzgebirgler auf das Weihnachtsfest freut, wie er das Kripplbaut, wie er Moos und ein Bäumchen aus dem Wald holt und dieses schmückt, wie er das Weihrauchkerzl anzündet, „daß wieder nooch Weihnachtn riecht“, wie er trotz seiner Armlichkeit so recht zufrieden ist, das schildert Günther in vielen seiner Gedichte, zum Beispiel: „Weihnachtsfriedn“[43]), „O selicha Weihnachtszeit“[44]), „Seid friedlich ihr Leid“[45]). Auch im Feld hat er sein Erzgebirgsweihnachten gefeiert („Weihnachtn in Fald“[46]), 1914), allerdings nur in der Sehnsucht. In dem Gedicht „Loßt ons wieder Weihnachtn feiern!“[47]) (1918) kommt das erzgebirgische Weihnachtsbrauchtum besonders zur Geltung. Doch tritt uns hier, wie auch teilweise schon in den vorher angeführten Gedichten, der soziale und lehrhafte Mensch in Günther stärker entgegen, wenn er an die vielen Kriegswaisenkinder und die Armen alle denken heißt, denen zu helfen unsere Pflicht ist.

Mächtiger aber als diese Freude am Winter und seinen Schönheiten ist die Sehnsucht nach dem Frühling, den sprossenden Gräsern und Blumen, den wiederkehrenden Vögeln und Sonnentagen. In einem feinen Gedicht über den winterlichen Wald: „Dr Wald is schlofn gonga“[48]) gibt Günther dieser Stimmung Ausdruck. Ein starkes Sehnen nach Auferstehung, nach Sonne schwingt in diesen lieblichen Versen.

Digitized by Google

„Wenn dr Schnee wag gieht“[49]), dann fängt wieder sproffendes Leben an in Wald und Feld, bei den Tieren und auch bei den Menschen, „do gieht dr Boß zen Madl of dr Freid“.

„Horch Madl, soch net na[50]) je mir.
Wenn ich ahklopp'n war be' deiner Tür.“ (Kehrreim.)
„On willst mich net, nu leßt's halt bleib'n,
A' ander'sch Madl war ich ball auftreib'n.“ (Kehrreim.)
„Drem bin gescheit an merk' dir'sch fei',
Mit deiner Schüheit[51]) is' geschwind verbei.
Alle (Kehrreim): Sing' Vöchela sing', blüh, Schwarzbeer, blüh,
Dr Sommer werd gar ball vergieh[52]).“

So klingt's in den Liedern von Liebe und Freiung. „Dr verliebta Boß“[53]) findet nicht Rast und nicht Ruh und es treibt ihn umher, bis ihm das Mädl zuwinkt dort oben vom Haus „ahna Barch drah“. Und er schickt das „Himmelschlüssela“[54]) zu ihm, daß es sein Herz öffne für ihn. Wenn „dr Boß“[55]) beim Mädchen „of dr Freid“ ist, dann schaut wieder der Mond allzu neugierig beim Kammerfenster herein.

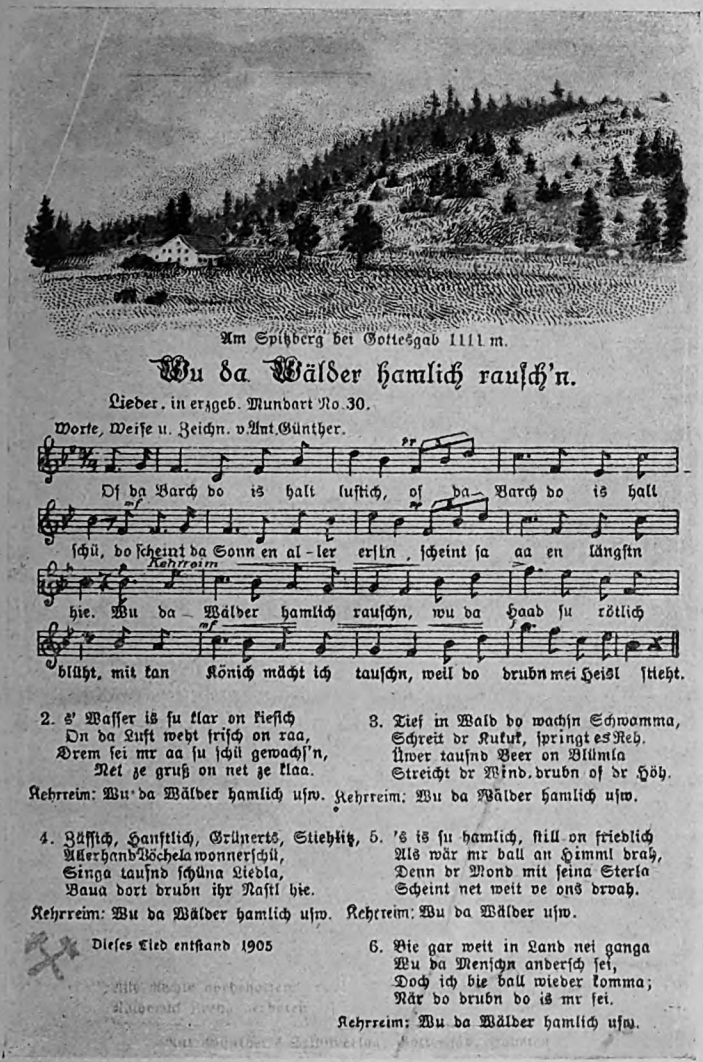
„Madl, dr Mond leßt kaa Ruh,
Tut ons när alles zen Huh,
Drem mach en Lode gut zu.“[56])

Ist der Schatz einmal weit fort und lang fort, dann ist er sicher: „'s treia Madl“[57]) wartet auf ihn und sehnt sich nach ihm. Aber auch im Erzgebirge weiß der Dichter nicht allein von Treue, sondern auch von Untreue in der Liebe zu singen. Eines von Günthers frühesten Gedichten (1899), „'s fallischa Nannl“[58]), ist zugleich, wegen des humorvollen Einschlages, eines der verbreitetsten. Aber nicht nur das Mädchen kann untreu sein. Oft klagte eine Verlassene über „Gebrochina Trei“[59]), wenn der Schatz aus der Fremde nicht mehr zurückkehrt zur versprochenen Zeit.

Wie lange sind aber diese Erzgebirgler oft weg von der Heimat. Oft kommen die Männer erst hochbetagt nach Hause, um in der heimatlichen Erde die letzte Ruhestätte zu finden. Zwei schon oben erwähnte Gedichte, die solchen Alten gelten, sind „Dr alta Bordnhannler“[60]) und „Dr alta Musikant“[61]). Damit sind auch zwei charakteristische Erzgebirgsberufe verewigt. Noch vielen anderen solchen Berufen gilt Günthers Muse, zum Beispiel: „Groshaanerlied“[62]), „Dr Schwammagieher“[63]), “Muhtstacherlied“[64]), „Dr alta Hannlsmah“[65]), „Dr Battlmah“[66]), das „Klippl-Lied“[67]), das ans „Gebirchische Madl“ erinnert. Volkskundlich sehr bedeutsam ist „Dr alta Fatzer“[68]). Eine Einleitung über „da Fatzer“ und ihre Geheimsprache ist dem Gedicht vorangestellt[69]). „Dr alta Fatzer“ sieht sich als Überlebenden einer aussterbenden Zunft, einer vergangenen Zeit und klagt über das Verschwinden der fahrenden Musikanten, die früher soweit in der Welt herumkamen. Da hieß es ganz einfach: Geh hinaus in die Welt, schließ dich dem und dem an mit deinem Instrument und verdien' dir dein Leben! Mit dem Felleisen am Rücken ging's gewöhnlich zuerst auf Sachsen zu, natürlich auf Schusters Rappen. Wo die Musikanten übernachteten, mußten sie konzertieren, mochte ihre Müdigkeit noch so groß sein. Schon mit zwölf Jahren war „dr alta Fatzer“ auf einer Musikantenfahrt in Altpreußen mit.

Digitized by Google

später noch in Rußland, Schweden usf. Ihre „Fatzersproch" war nun den Leuten ein Rätsel. Mancher Gebildete hat da draufgezahlt. Wenn auch schlechte Zeiten kamen, so konnten sie doch das lustige Leben der Musikanten



Am Spitzberg bei Gottesgab 1111 m.

Wu da Wälder hamlich rausch'n.

Lieder. in erzgeb. Mundart No. 30.

Worte, Weise u. Zeichn. v. Ant. Günther.

Of da Barch do is halt lustich, of da Barch do is halt schü, do scheint da Sonn en al-ler erstn, scheint sa aa en längstn hie. Wu da Wälder hamlich rauschn, wu da Haad su rötlich blüht, mit kan Könich mächt ich tauschn, weil do drubn mei Heisl stieht.

Kehrreim

2. s' Wasser is su klar on fiesch
On da Luft weht frisch on raa,
Drem sei mr aa su schü gewachs'n,
Net ze gruß on net ze klaa.

3. Tief in Wald do wachsn Schwamma,
Schreit dr Kukuk, springt es Reh.
Üwer tausnd Beer on Blümla
Streicht dr Wind drubn of dr Höh.

Kehrreim: Wu da Wälder hamlich usw.

4. Jäffich, Hanftlich, Grünerts, Stiehlitz,
Allerhand Vöchela wonnerschü,
Singa tausnd schüna Liedla,
Baua dort drubn ihr Nastl hie.

5. 's is su hamlich, still on friedlich
Als wär mr ball an Himml drah,
Denn dr Mond mit seina Sterla
Scheint net weit ve ons drvah.

Kehrreim: Wu da Wälder hamlich usw.

Dieses Lied entstand 1905

6. Bie gar weit in Land nei ganga
Wu da Menschn anderscht sei,
Doch ich bie ball wieder komma;
När do drubn do is mr sei.

Kehrreim: Wu da Wälder hamlich usw.

Muster einer Günther-Karte.

nicht beeinträchtigen. Schließlich ging es halt wieder heimzu. Zuletzt fordert „dr alta Fatzer" die jungen Burschen auf, die Musik recht zu pflegen. Er wünscht auch mit Musik begraben zu werden. An jedes Gefätz schließt sich

Digitized by Google

der übliche Kehrreim an, in dem die Fatzerzeit als gute, alte Zeit angerufen wird.

Sind in diesen zuletzt angeführten Gedichten einzelne Berufe, auch im weitesten Sinne, Gegenstand von Günthers Muse, so hat er wieder in anderen einzelne Menschen, die ihm nahe standen, oder auch allgemein hin verschiedene Lebenslagen und -alter gezeichnet. Im fröhlichen „Es Annl mit'n Kannl"[70]) setzt er dem kleinen Annl aus dem Gasthause „Tiroler", das alle seine „Lieder ablauscht und dieselben so hübsch zur Gitarre singt"[71]), ein Denkmal. In Dankbarkeit widmet er dem König Friedrich August von Sachsen einen „Gruß an Känich"[72]). Und immer wieder bricht bei Günther das Erzieherische und Lehrhafte durch. Die Überschriften sagen es schon: „Ehr dei Mütterla"[73]), „Ehrt da altn Leit!"[74]), „'s Harz muß verstandn warn"[75]), „Es Labn is a Büchl"[76]).

Sein allseits verehrtes Großmütterchen verewigt Günther in dem weit bekannten Lied „Mei Grußmütterla"[77]). Was er sonst an biographischer Dichtung hat, ist ein Gedicht „Wie ich a klaner Gong noch war"[78]), worin er einige seiner Bubenstreiche schildert, und das aber mehr allgemein gehaltene Lied „S' Ei'rück'n"[79]).

Auch im großen Krieg hat er in vaterländischer Begeisterung Lieder geschaffen, zum Beispiel: „Dr Kaiser ruft ins Fald"[80]) (1914), sowie „Hurra! 's gieht lus"[81]) und der „Landsturmmarsch"[82]), die von der Waffenbrüderschaft Deutschlands und Österreichs zeugen. 1915 sendet er als Bekenntnis zur Heimat einen „Gruß ausn Fald"[83]).

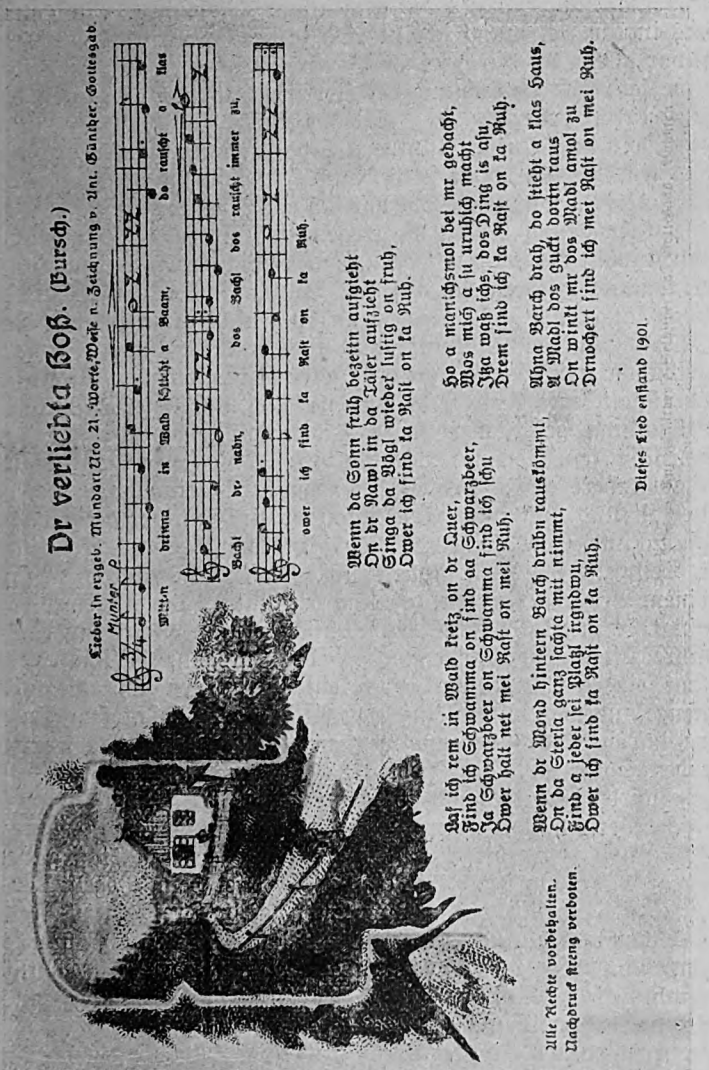
Als er infolge seiner Verwundung heimkam, da konnte er im Gedicht „Wiedr drham"[84]) freudig aufjubeln über das Wiedersehen mit seiner Heimat, aber im herben Gedenken an die gefallenen Kameraden, deren Frauen und Kinder in Not und Elend zurückgelassen sind, ermahnt er zur Linderung all der Schmerzen und zur Überwindung des Unheils. Schon unter den Kriegskameraden im Feld machte sich der frohe Mahner und Führer in Günther geltend. Der ethisch-soziale Mensch in ihm trat aber besonders nach dem furchtbaren Weltbrande hervor, als er zu Hause im Hinterland ein Chaos fand: wirtschaftliche, geistige und sittliche Not. Hier hieß es anpacken und schaffen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran. Seine Landwirtschaft betrieb und betreibt er mit Freude. Arbeit ist sein Lebenselement.

Als Günther 1923 die monatlich erscheinenden Blätter „Dr Alta ven Barch!" („eine Sammlung mundartlicher Erzählungen und Gedichte")[85]) veröffentlichte, da war es ihm wohl mehr um die Aufmunterung zu rastloser Arbeit und emsigem Schaffen zu tun, die erst das Glück und die „Zefriednheit" bringen, als um seine Dichtungen an und für sich. Von den drei Erzählungen bringt nur die kürzeste eine lustige Begebenheit aus dem Volksleben: „A Kiela". Die Geschichte „Wos en Altn ven Barch getraamt hot" ist eine Klage über die verkehrte Welt, die das, was früher Schlechtigkeit war, jetzt als das Rechte ansieht, eine Klage über die Parteienwirtschaft, über Not und Elend. Das Moralisierende zeigt sich nicht nur hier in dieser hübschen Traumlegende beherrschend, auch in den Gedichten, die in diesen

Digitized by Google

Blättern gedruckt sind, überwiegt der lehrhafte Ton, selbst in den Kurzdichtungen (vielfach in Vierzeilerform). Er nennt sie „Allerhand Sprüchla".

Immerhin weiß Günther als rechter Erzieher von der Macht heiterer Töne und er schlägt sie an mitten unter den traurigsten und ernsthaftesten



Muster einer Günther-Karte.

Klängen. Er ist kein ausgesprochener Humorist wie so viele, viele Mundartdichter oder -dichterlinge. Aber er müßte nicht Erzgebirgler sein, hätte er nicht auch viele heitere, lustige und manchmal ausgelassene Verse geschrieben. Schon in den Gedichten mit ernsterem Akzent schimmert seine

Digitized by Google

fröhlich-humorvolle Ader durch. Denken wir an viele seiner Liebes- und Brauchlieder. Daneben schuf er aber einige durchaus humoristische Gedichte, zum Beispiel: „'s hot jeder sei Freid"[86]), „Ven alt'n Schlog"[87]), „Bleib'n mr noch aweng do"[88]), „Dr Grenzschutz"[89]), „Of Faldwach"[90]) und „Da Pfeif"[91]), eine Schnurre für die gemütliche Tischrunde. Ein Haupterfolg Günthers in der Beziehung scheint „Da falischa Politik"[92]) (1920) gewesen zu sein, vor allem der durch seinen Vortrag besonders wirksame Kehrreim. Es ist eine satirische Betrachtung der Zerrissenheit unseres ganzen völkischen und menschlichen Lebens.

Wenn wir nun Anton Günthers Schaffen überschauen, erkennen wir, daß, wie seine Persönlichkeit selbst, auch sein Dichten im heimatlich überlieferten Volkstum wurzelt. Wohl hat sich bezüglich der Stoffe viel geändert durch die Entwicklung bis in die Gegenwart hinein. Wir finden bei ihm nichts mehr von Bergmannsliedern. Im Gedicht „Dr Bargmah"[93]) spielt er nur in sinnigem Vergleich auf das Bergmannsleben an. Der Bergbau ist ja schon längst bis auf einige, wenn auch nicht unbedeutende Reste verfallen. Was Günther und mit ihm auch manche andere erzgebirgische Mundartdichter von dem Erbgut der Väter bewahrt haben, ist ein gut Teil jener Innigkeit, mit der die Alten das uns überlieferte Volkslied und andere Dichtung gestalteten, jener Frömmigkeit, die ihr Werk so rein erscheinen läßt, jener Heimat- und Volkstreue, die sie so stark machte. Aber auch jenes andere große Erbteil des erzgebirgischen Volkes: der Humor, die Heiterkeit und Lust ihrer Geselligkeit ist auf Günther gekommen.

Anfang und Ende seines Dichtens ist die Idee des Volkstums, der Heimat. Teilweise bleibt sie Abstraktum. Großenteils faßt er sie in einem Ding, einem Brauch, einer Erscheinung der Natur. Diese liebt er besonders und besingt sie in Wald, Feld, Wiese, in Tier und Pflanze, in den Tages- und Jahreszeiten. In „Allerhand ve dr Gutsgoh!"[94]) schildert er den Lebenslauf eines Gottesgabers, auch einzelne Sitten und Bräuche. Hier zusammengefaßt, was wir in einzelnen Gedichten in besonderer Darstellung gefunden haben. Jedes Lebensalter vom Knaben über den zum Militär einrückenden Soldaten, die verliebten „Boßn" und „Maad" zum alternden Menschen wird zum Gegenstand seiner Dichtung. Die Kriegszeit hat beträchtliche Verse hinterlassen. Um nur einige von den typischesten Dingen und Bräuchen im Erzgebirge zu nennen, soweit sie ihm Stoff gaben: „Da Buglbeer", „'s Zäsichla", das ihm ein guter Helfer beim Vogelstellen „in dr Haad" ist, „da Ufnbank", das „Hutzngehn", „of dr Freid" gehn, Feierabend machen, Schwarzbeer und Schwämme holen, Schneeschuhfahren, Kripp l aufbauen. Von den vielen Erzgebirgsberufen stehen der Muhtstacher, Hannlsmah, Fatzer (Musikant) und das Klipplmadl im Vordergrund seiner dichterischen Verherrlichung.

Den verschiedenen Stoffen gemäß findet der Dichter mehr oder weniger angemessen auch die verschiedenen Gedichtformen. Das einfachste vierzeilige Gesätzlein mit zweihebigen Versen ist der Anfang einer Reihe bis zum achtzeiligen Gesätz mit dem fünfhebigen Vers. Das zehnzeilige Gesätz wird auch verwendet. Ebenso ist das fünfzeilige Gesätz mit dem vierzeiligen Kehrreim nichts seltenes. Bei Günther ist der Kehrreim sehr oft anzutreffen. Das

Digitized by Google

Gedicht „Dort zieht michs immer hie“[95]), das 1916 im Felde verfaßt wurde, zeigt einen sehr regelmäßigen Bau im Gesätz und Kehrreim. Aber solchen finden wir nicht immer. Auch kann das Verhältnis von Gesätz und Kehrreim sehr verschieden sein. Öfters ist es der Fall, daß, wie bei dem zuletzt genannten Gedicht, der Kehrreim länger ist als das Gesätz. Manchmal stimmt er im Versmaß und ganzen Bau mit dem Gesätz überein [„Feieromd“[96])]. Meist ist er aber kürzer als dieses [„Deitsch on frei wolln mr sei!“[97])]. Wirkt der Kehrreim im humoristischen Gedicht immer am ursprünglichsten, so hat ihn Günther doch ebenso oft in anderen Dichtungen ernsten Inhaltes angewendet.

Sprachlich läßt sich, was die Beherrschung der schriftlichen Mundart, ihrer eigentümlichen Wendungen, Ausdrücke und auch ihrer Reimmöglichkeiten angeht, ein Fortschreiten zum Vollendeteren feststellen in Günthers Dichtung. Sogar manches Kunstvolle ist ihm gelungen, zum Beispiel „'s Harz muß verstandn warn“[98]). Hier ist es der ganze Bau und auch die Lautmalerei, die so schöne Wirkungen hervorbringen. Hübsch ist auch das kurz nach dem Tode seines Vaters entstandene „Feieromd“[99]). Überhaupt glücken Günther solche mehr stimmungsvolle Gedichte besser als alle anderen. Allerdings gerät er da leicht ins Sentimentale. Auch Humoristisches und Heiteres kann er teilweise gut gestalten [„'s fallischa Nanl“[100])].

Musikalisch ist Günthers Schaffen von der „Pseudovolkslied“-art des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts beeinflußt und ins Schlepptau des Coupletgesanges geraten.

In knappster Zusammenfassung können wir sagen: Günthers Dichtung erreicht in einigen Stücken in Erlebnis und Form Höhepunkte. Wichtig aber ist vor allem das, was er an Stofflichem, Inhaltlichem bringt. Er zeigt uns das Leben des erzgebirgischen Volkes von allen Seiten, im Schaffen und Arbeiten, Sitte und Brauch. Das bewußt Erzieherische und Lehrhafte ist nicht zu verkennen.

Anmerkungen:

[1]) „Vergaß dei Hamit net“, Heft 1, 1. Aufl. 1911, 2. Aufl. 1920, Leipzig; 2. Heft, 1921: Vorwort. „Dr Tolerhans Tonl“, 1. Heft, Vorwort, Leipzig. Hausbücher für Sachsen, 5, S. 34 f.: „Anton Günther“ von Joh. Zipfel. Hausbücher für Sachsen, 10, S. 17—26: „Ein erzgebirgischer Volkssänger“ v. Joh. Erler. Sächsische Heimat, 6, S. 14: „Der Volkssänger A. Günther“ von Stolle, Heimat und Welt, 10. Heft, 312 ff.: „Anton Günther, ein erzgebirgischer Volksdichter“ v. Dr. Paul Zinck. „Hermann Löns und Anton Günther als Dichter der deutschen Heimat“ v. Walter Schellhas, Flugblatt. „Wie Anton Günthers 50. Geburtstag verlief“, loses Blatt. „Deutschösterreichische Grüße ins Feld“, 70, S. 557 f.: „Anton Günther, der Meistersinger des Erzgebirges“ von Adolf Hauffen. A. Günthers Brief an Prof. A. Hauffen vom 26. März 1918. — [2]) „Vergaß dei Hamit net!“ (= Hamit), 1, S. 7. — [3]) Ebd., 1, S.6. — [4]) Ebd., 1, S. 9. — [5]) Ebd., 1, S. 32. — [6]) Ebd., 1, S. 9. — [7]) Hamit, 1, S. 11. — [8]) Ebd., S. 45. — [9]) Ebd., S. 73. — [10]) Heidelbeere. — [11]) klöppeln. — [12]) Auf Besuch. — [13]) Hamit, 1, S. 15 f. — [14]) Ebd., S. 18. — [15]) Ebd., S. 18 f. — [16]) Ebd., S. 54 f. — [17]) Ebd., 1, S. 29. — [18]) „A paar Gedichtla ven Tolerhanstonl“, 3. Auflage 1914. „Vergaß dei Hamit net“, Textliederbücher, 1. Heft, 2. Aufl. 1920, 2. Heft 1921, Leipzig. „Dr Alte ven Barch! Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten in erzgebirgischer Mundart“ erschien in monatl. Folge vom Juli bis Dezember 1923 im Eigenverlag. „Dr Tolerhans Tonl“, 6 Hefte seiner Lieder mit Gitarrebegleitung, 6 Hefte mit Zitherbegleitung, 18 Hefte mit Klavierbegleitung,

Digitized by Google

Leipzig. Die „Erzgebirgszeitung“ und ähnl. Zeitschriften und Zeitungen brachten einzelne von seinen Gedichten. — [19]) Hamit, 1, S. 32 f. — [20]) Ebd., 72 f. — [21]) Ebd., 82 f. — [22]) Ebd., 54 f. — [23]) Ebd., 97 f. — [24]) Ebd., 94 f. — [25]) Ebd., 2, 69 ff. — [26]) Ebd., 1, 73 f. — [27]) A. Hauffen, Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen, 1903. — [28]) Hamit, 1, 76. — [29]) Ebd., 84 f. — [30]) Ebd., 2, 21 f. [31]) Ebd., 1, 53 f. — [32]) Ebd., 59 f. — [33]) Ebd., 70 f. — [34]) Ebd., 2, 71 ff. — [35]) Ebd., 1, 101. — [36]) hole. — [37]) kann es. — [38]) Hamit, 2, 68. — [39]) Ebd., 1, 99. — [40]) Ebd., 2, 19 ff. — [41]) Ebd., 1, 65 f. — [42]) Ebd., 46 ff. — [43]) Ebd., 1, 68 f. — [44]) Ebd., 93 f. — [45]) Ebd., 2, 30 f. — [46]) Ebd., 38 f. — [47]) Ebd., 65 f. — [48]) Ebd., 18 f. — [49]) Ebd., 1, 91 f. — [50]) nein. — [51]) Schönheit. — [52]) Hamit, 1, 63 f. — [53]) Ebd., 1, 64 f. Dieses Lied ist so recht ein Beweis für die weite Verbreitung der Günther'schen Dichtung. Drei Gesätze davon wurden im Böhmerwald mit etwas verändertem Text und teilweise gewandelter Melodie aufgezeichnet. Siehe: „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“, Lieferung I, S. 159 f. Herausgegeben von Dr. Gustav Jungbauer. Prag 1930. — [54]) Hamit, 1, 90 f. — [55]) Der Bursch. — [56]) Hamit, 2, 4. — [57]) Ebd., 1 f. — [58]) Ebd., 1, 43 ff. — [59]) Ebd., 2, 7 f. — [60]) Ebd., 1, 37 ff. — [61]) Ebd., 69 f. — [62]) Ebd., 40. — [63]) Ebd., 41 f. [64]) Ebd., 95 ff. — [65]) Ebd., 77 f. — [66]) Ebd., 85 ff. — [67]) Ebd., 42 f. [68]) Ebd., 2, 12 ff. — [69]) Ebd., 11 f. — [70]) Ebd., 1, 78 f. — [71]) Ebd., 21. — [72]) Ebd., 2, 15 f. — [73]) Ebd., 17 f. — [74]) Ebd., 1, 100 f. — [75]) Ebd., 92 f. — [76]) Ebd., 79 f. — [77]) Ebd., 87 f. — [78]) Ebd., 2, 5 f. — [79]) Ebd., 1, 45 f. — [80]) Ebd., 2, 32 f. [81]) Ebd., 34 f. — [82]) Ebd., 35 ff. — [83]) Ebd., 40 ff. — [84]) Ebd., 53 ff, — [85]) Siehe S. 5, unter Anm. 2. — [86]) Hamit, 1, 49 ff. — [87]) Ebd., 57 f. — [88]) Ebd., 61 f. — [89]) Ebd., 2, 56 ff. — [90]) Ebd., 45 ff. — [91]) Ebd., 1, 51 ff. [92]) Ebd., 2, 75 ff. — [93]) Erzgebirgszeitung, XXIV, S. 166 f. — [94]) Hamit, 1, 33 ff. — [95]) Ebd., 2, 47 ff. — [96]) Ebd., 1, 55 f. — [97]) Ebd., 94 f. — [98]) Ebd., 1, 92 f. — [99]) Ebd., 55 f. — [100]) Ebd., 43 ff.

Altes Sprachgut

Nach urkundlichen Quellen

Von **Franz Meißner**

(Schluß)

b a u e r l o s e, G. B., = Bauerngründe, zu mhd. loz = Los, also durch das Los zugeteiltes Land.

B a y e r, G. B. 1623, = Fn. in N.-Lg., U. in Hoh. 8mal, aber auch in Arn. häufig und schon vor 1600 nachweisbar.

b e y l a g e, G. P. 1790, = Altenteil.

b e c k e n k n e c h t, Zo. 1581, = Bäckergeselle, mhd. kneht = Geselle ma. bękogesęl (Arn.).

b i t h, U.,. mhd. büte, bütten, bütte, ma. bīt = Bütte, Gefäß.

B ü d t n e r, G. B. 1628, Büttner 1655, Bittner nach 1678, = Fn. in Lg., ndd. Form für obd. Binder (U.), ma. benda.

B o d e n, Im Boden, U., = Fln., ein Acker unter dem Hofzaune des Lg. Meierhofes. Zusammensetzungen mit Boden, besonders Bodenwies (J. K.) ma. bōdnwīs in N.-Lg. sehr häufig Die Bodenwiesen u. -felder sind zumeist im Tale und in der Nähe der Wirtschaftsgebäude, am ehemaligen Auenzaune gelegen und eben.

b r e c h h a u s, U. = Gebäude beim Schlosse in Hoh., in dem Flachs gedörrt und gebrochen wurde. Das H. Nr. 221 in Niederlangenau heißt bis heute: hrachhaezla; z. mhd. brëchen, ma. hrachn = entzweibrechen, Flachs brechen.

b r u n n, U., mhd. brunne, ma. hron (Lg. u. Arn.), aber horn (Tr.) = Brunnen.

Digitized by Google

burgſtall, G. B. 1675 = ein Haus in der Nähe der Kirche; mhd. burc-stal = Standort einer Burg oder dieſe ſelbſt; hier wahrſcheinlich eine herrſchaftl. Stallung.

ding, G. B. u. S. H. mhd. dinc = Gerichtsſitzung; Dingtag 1630, 1643, 1668, mitteldingtag 1615—1618, mittelding 1617/18 = Tag dieſer Sitzung.

einſetzen, U. mhd. vehsenen, vehsen = einernten.

einkomnüß, U. mhd. inkomen, ma. dǫs aeguma = Einkommen.

einſtreychen, U. = einmünden; zu mhd. strich = Strich, Richtung, Arm eines Fluſſes.

eiſenhammer, U. u. auch ſonſt in alten Geſchichtsquellen unſerer Gegend wiederholt genannt, mhd. îsenhamer, ma. aeznhǫma = Hammerwerk.

Elbenfluß, U., auch bloß Fluß oder Waſſer (G. B.) = Elbe, ma. dī ęlp.

elttieſchen, U. = kleine Fiſche, wahrſcheinlich die Elritzen; Ableitung ?, ma. goltfešlęn (Lg.), zonafešlan (Arn.).

emphiteuten, G. P. 1795, emphiteutiſten, G. B. um 1800 häufig, = Beſitzer auf ehemals herrſchaftl. Meierhofgründen; vom griech. emphyteusis.

erbgeld, erbgulde, -gülde, -gülden, G. B. 1617—1621 = was bei einem Erbkaufe außer dem Angelde zu zahlen war. Bei Beſitzübertragungen wurde die Hauptſumme des Kaufpreiſes, d. i. die Summe der auf dem Beſitze laſtenden Schulden und der Erbanteile (= Legate) feſtgeſetzt. Ein Teil dieſer Summe wurde als Angeld in 3—4 größeren Jahresraten, der reſtliche Teil der Kaufſumme in 10 und auch mehr kleineren Raten (à 5 Schock meißneriſch oder 4—5 fl rh.) entrichtet. Vgl. mhd. erbegëlt = ererbte Schuld und gülte = Schuld, Zahlung.

erbgut, erbgütel, G. B. 1600—1675 = Bauernwirtſchaft, die vererbt und verkauft werden darf, allerdings mit Genehmigung des Herrſchaftsamtes; zu mhd. erbeguot = Erbgut.

erbkauf, G. B. 1600—1675 = käufliche Übernahme eines ſolchen Beſitzes durch die Gattin oder die Kinder des verſtorbenen oder noch lebenden Beſitzers.

erklegen, U. = vollbringen, fertigſtellen, erreichen; mhd. klecken = genügen, ausreichen, helfen.

eylff, U. mhd. eilf, ma. ęlf = elf.

eyßen, U., mhd. îsen, ma. aezn (Lg. u. Arn.) = Eiſen.

eyßen krämer, U. = Eiſenhändler.

eyßenerzt, U. = Eiſenerz, ma. auch ęrtst.

Eyßen, U. — Fn. in Hoh. (1676, 3mal).

fleußt, U., mhd. vliuzet, archaiſch nhd. fleußt = fließt, ma. lęft (= läuft).

freimarkt, G. B. 1615 bis 1638, mhd. vrîmarket = Freimarktsverkauf = Beſitzübertragung durch Tauſch; davon

Digitized by Google

freymarken, G. B. 1615 = Besitz tauschen. Hat der eine Besitz einen höheren Wert als der andere, so muß der Käufer des ersteren den Unterschied der Kaufpreise erlegen.

fud, U., mhd. vuoder, ma. fura (Lg.), fūdə (Arn.) = Fuder, Wagenlast.

Gallmo, U., ma. gǫlma = Ortschaft Kalna, Bez. Neupaka.

garten, G. B. 1600—1675, auch erbgärtlein, später Gärtnerhaus, ma. fęltštęl, štęla = Anwesen des Feldgärtners.

gebew, G. B. 1615 u. später. gebewd, U. mhd. gebiuwe, ma. gebāet = Gebäude.

geflíegelwerg, U., ma. flīgltsaek = Geflügel.

gegendem, U. = gegenüber, mhd. gegen, auch mit dat. in gleicher Bedeutung; ma. grǭt nīva.

geld, z. B. geldes Rindvieh, U., mhd. galt, ma. gęlt = keine Milch gebend, nicht trächtig, unfruchtbar.

gemain, G. B. oft, mhd. gemeine, gemein, gemeinde, ma. gemāen = Gemeinde.

geraum, U. mhd. gerûm (-e), ma. geraemich = geräumig.

gesindtstube, U., mhd. gesinde-stube = Stube für die Dienerschaft, Gesindestube.

gethen, jethen, U., mhd. gëten, jëten, ma. iātn (Lg.), iētn (Arn.) = jäten.

getraidt, Jo. 1581, getrayd, Jo. 1675, gettrayd, U., mhd. getregede, ma. gedrāet (Lg.), gedrāt (Hoh.), getrēt (Arn.) = Getreide.

getunget, U. = gedüngt; mhd. tungen, ma. ḍenga, part. gedęngt = düngen, gedüngt.

gewende, U., mhd. gewende = Ackerlänge, Längenmaß; heute in Lg., auch als Fln., unbekannt.

gezeug, U., S. H., mhd. gezüg, ma. tsaek (Lg. u. Arn.) = Gerätschaften, Werkzeug; aber a šīn getsaekla = ein schönes Gespann (Wagen mit Pferden), auch ein Frauenzimmer.

gieben, U. = Abgaben entrichten, zinsen, z. B. von der gepachteten Fischerei; zu mhd. gëbe, gibe = Gabe, Geschenk.

giebeley, U. = vielleicht der Lang. Meierhof (ma. Longšə hōf); denn die Fischerei in der Kl. Elbe wurde von der Giebeley aus flußaufwärts bis zu den Hütten auf dem Niederhoff und flußabwärts bis an die Proschwitzer Grenzen an je einen Bauer aus Langenau vermietet. Da der Lang. Hof 1676 inmitten der 4 Bauernhufen (etwa 1000 m) klaffenden Lücke zwischen den anschließenden Bauernhöfen lag und als eine den Hof einsäumende Gruppe von großen Wirtschaftsgebäuden mit hoch und steil aufragenden Giebeln allgemein auffallen mußte, könnte diese Giebelgruppe die Ausdrucksweise „Giebelei" (Ort, wo viele Giebel sind) veranlaßt haben. Giebelei könnte aber auch den Meierhof als Ort, wo gegiebet, die Giebigkeit entrichtet wurde, bezeichnen. Ich halte diese Ableitung für durchaus möglich, trotz des scheinbar anorganischen —l—; nur müßte als Zwischenglied ein „giebeln" (Iterativ zu gieben) vorausgesetzt werden. Vgl. ma. mǫngelae, hęchelae = Ort, wo gemangelt, bzw. gehechelt wird.

Digitized by Google

Graff, G. B. 1615, U., Groff, G. B. 1636—1692, später Graf = häufiger Fn. in Lg. Vgl. mhd. grâve = Graf, hess. grêbe = Dorfvorstand, siebenbürg. grêf = Richter.

haber U., G. B., mhd. habere, haber, ma. hǭva = Hafer.

Hamberg, das Wasser, U., ma. hamrich (Hoh.) = Hammerbach in Ob.-Hoh., das am Heidelberg entspringt und in die Elbe mündet. Hamberg, eine Verstümmelung von Hammerwerk, scheint also die mündliche Überlieferung zu bestätigen, daß an dem Bache ein Hammerwerk gestanden sei, oder aber darauf hinzuweisen, daß die wiederholt erwähnte „Schmalzgrub" in Oberhohenelbe, wo nachgewiesenermaßen auch Eisenhämmer in Tätigkeit waren, mit diesem Hammerwerk gemeint sei. Vgl. das folgende

Hammerlewaßer, U. = Keilbach oberhalb der Vereinigung mit dem Bache Niedhoff (U.) = Kesselbach. An der Vereinigung der beiden Bäche erinnert noch heute der „Erzplatz" an den ehemaligen Hammer und die Schmelzhütte (U.). Die Hammerle-Mühle in Pommerndorf aber hat ihren Namen vom Hammerlewasser erhalten.

handtreychung tun, U., mhd. hantreiche tuen = helfen.

Hardt, Harth, die (U.), ma. di Hǭrt = Gemeinde Harta, südl. Hoh.; von mhd. hart = Trift, Wald.

hawn, hawen, U., mhd. houwen = hauen, schlagen, höuwen, ma. hān = heuen, mähen; im U. hawn nur für Hafer-, Gras- und Grummetmähen gebraucht; dagegen: Kornschneiden (mit der Sichel).

Heinersdorf, U. = Hennersdorf (Bez. Starkenbach), ma. Hānəšdǫrf Lg., Hoh.).

heinte, U. = heute; mhd. hinte = heute, hinet = diese Nacht, ma. hent = diesen Abend, diese Nacht.

Hellengrund, G. B., ma. Hęlagront = Fln. in N.-Lg. Hier will man die „Helamaid" (Höllenmädchen) gesehen haben.

herentgegen, U. = dafür, dagegen, mhd. hier-gegen = da entgegen.

heußle, U. häufig, mhd. hûselîn, ma. dǭs haezla (Riesseng. allg.) = Häuschen.

hewgenoß, U., mhd. höu-geniez = Heugenuß, -ertrag.

höffen, U., mhd. hebe, hefe, heve, ma. nur im pl. hēfn = die Hefe.

hoher offen, U., = Hochofen.

hüebel, U., ma. hīvl, mhd. hübel, hubel = Hügel; im Rg. häufiger Bestandteil von Fln.

itz, iezo, U., mhd. iezuo, iezunt, ma. ets (Lg.), iets und ietsondə (Arn.) = jetzt.

indianische Hühner, U. = Truthühner.

kheübenteuch, U. = Name eines herrschaftl. Teiches, vielleicht = Gieben-, Giebelteich (nach Kluge: Gieben, mhd. *gübe, ahd. guva = Steinkarausche, eine Karpfenart).

kirchenväter, U., S. H. = Kirchenälteste; ma. khęrchfǭtə (Arn.) = Kirchendiener.

klar, U. = fein, sehr zerkleinert, mhd. klâr = hell, rein deutlich; ma. glōa = 1. hell, deutlich, 2. fein, sehr fein zerteilt.

Digitized by Google

klippelholz, U., ma. khleplholts (Arn.), glebłholts (Lg.) = ſtarkſtämmiges Brennholz; zu mhd. klüpfel, md. klüppel = Werkzeug zum Schlagen, Knüppel, Knittel.

knittelholz, U., ma. khnetlholts (Arn.), zu mhd. knütel, knüttel = Knüttel, auch brīzlholts (Lg. = Prügelholz) = ſchwächeres Brennholz.

korn, G. B. 1615 und ſpäter, U., ma. khǫrn (Arn.), gorn (Lg.) = Roggen.

kornfayh, G. B. 1726 = Sieb zum Reinigen des Getreides, wohl zu mhd. vegen = fegn, reinigen, putzen; ma. aber ḍi fāl (dunkel), zu mhd. vellen = fallen laſſen.

kretſchem, G. B. 1615, krätſchem 1619 = Schenke des Richters von N.-Lg., ſpäter Wirts- und Richterhaus; mhd. kretscheme, kretschem = Schenke, Dorfſchenke, tſchech. krčma, poln. karczma. Hier nicht mehr gebräuchlich.

Kretſchmer, G. B. 1615—1686 = Fn. in N.-Lg. Die Träger dieſes Namens ſind Nachkommen des evang. Pfarrers Martin Kretſchmer, der aus Pr.-Schleſien zunächſt nach Trautenau (1535—1563, S. H.) und dann nach Lg. (1564—1583) kam.

kuchel, U., mhd. küchen, kuchen, küche, kuche, ma. khech (Arn.), gochl neben gech (Lg.).

küehſtall, U., mhd. küe-stal, ma. khīštǫl (Arn.), gīštǫl (Lg.) = Küheſtall, Kuhſtall.

küffel, G. P. 1798, mhd. kuofelin, küefel, dem. zu kuofe = Kufe (Gefäß).

kummerſchlag, G. P. 1798, z. B. einen Kummerſchlag machen = beſchlagnahmen; mhd. kumber, kummer = Schutt, Unrat, bildl. Not, Kummer, Beſchlagnahme.

leinkauf, S. H., mhd. lît-kouf, ma. laengâf = Gelöbnistrunk beim Abſchluß eines Handels (mhd. lît = Obſt-, Gewürzwein).

lid, U. = Kellertür, mhd. lit = Deckel; in Arn. und nach Knothe auch in Hermannſeifen: khaləlīt — in N.-Lg. aber: galašlǫk (= Kellerſchlag) = liegende Kellertür, Falltür, wie ſie heute noch häufig zu finden iſt.

mader, U., mhd. mādeare, māder, ma. māḍa, älter māra (Lg.) = Mäher.

mahlgaſt, Zo. 1675, G. B. von 1722 an wiederholt, mhd. malgast = des Müllers Kunde, Mühlgaſt.

mahlmühle, U., G. B., von 1722 an wiederholt, mhd. malmüle, ma. di mīl (Arn., Lg.) = Getreidemühle.

malmüller, Zo. 1675, mhd. mülnaere, müller, ma. mela = Getreidemüller.

Meißner, G. B., ſeit 1621 = Fn. in N.-Lg., auch in Hoh. (U.) und noch heute.

Merten, U., G. B. ſeit 1621 ſehr häufig = auch heute noch gebräuchlicher Vorname = Martin.

metz, G. B. häufig. ma. ḍi mats = Feldmaß, u. zw. ⅓ Joch; mhd. mëtze = Getreidemaß.

Digitized by Google

Metzer, Matzer, G. B. von 1648 an häufig = Fn. Matzer. Ableitungsmöglichkeiten: 1. Person, die die Metzen (ma. matsn) ausmißt, 2. Steinmetz, ma. štäenmatsa, matza, 3. der aus Matthäus oder Matthias über Mathes gekürzte Vorname Matz (Mathes und Matz, G. B. und Geburtsmatrik seit 1600, bzw. früher sehr häufig).

menschgebrechlicher umgang, G. P. 1802 = geschlechtlicher Verkehr außerhalb der Ehe; zu mhd. gebrëchen = ein Verbrechen begehen.

mittag, U., ma. metich, wie im Obd. = Süden.

mitternacht, U., wie im Obd. = Norden; ma. aber: holvę noćht, medanoćht = nur als Tageszeit.

Möller, G. B. 1650 und später, ndd. möller = Müller = Fn. in N.-Lg. und besonders häufig in Proschwitz; daneben auch Müller.

morgen, U., ma. marzn, wie im Obd. = Osten.

mülscher, mühlburscht, Zo. 1675, ma. melša, milša = Müllergehilfe, wörtlich einer, der sich um die Mühle (mhd. mül) schert, kümmert (mhd. schërn = in der Bedeutung „kümmern")?

mülschütz S. H. = Mühljunge, Lehrling in der Mühle; mhd. schütze = Anfänger im Lernen.

Nachtiegall, U., = Teich in Hohenelbe.

Niedhoff, U. wiederholt, = 1. Ortschaft Niederhof, 2. Kesselbach in diesem Orte.

notdürfft, Zo. 1581, = Notwendigkeiten, Bedürfnisse, alles Nötige, mhd. nôtdurft, ma. ǫls nītiǯe.

obhand, U. = vorhanden, also wohl ob, ober, über der Hand, statt vor der Hand.

obiegt, U., übig S. H., ma. upich, upicht (Arnau), mhd. obe, ob = oben, oberhalb, über.

ofengerayht, G. B. 1726, ma. ūfngerīt (Arn., Lg.) = Ofengerät; mhd. gereite, gereit = Wagen, Geräte.

pfefferküchler, U., ma. pfafagichla, älter fafagichla (f<pf hier kaum slawische Beeinflussung wie an der Sprachgrenze) = Erzeuger von Pfefferkuchen (Lebkuchen). Alter Brauch hier, bei Hochzeiten mit kleinen Pfefferküchlein die Gäste zu pfeffern = schmeißen, nach ihnen zu werfen; heute geschieht es meist mit Zuckerln.

pfuscher, G. P. 1794 = einer, der ein Handwerk ohne Berechtigung ausübt; ma. ḍə pfūša = einer, der 1. andern aes gešęft pfušt = unberechtigt Arbeiten verrichtet oder Waren verkauft, 2. pfušt und pfušt = schlechte Arbeit liefert; vgl. fəpfušn = verderben (Rg. allg.).

Puntschug, U., G. B. und noch heute Puntschuh = Fn. in N.-Lg., mhd. buntschuoch = Schuh mit Riemen zum Umschnüren der Beine, der auch den sich empörenden Bauern als Fahnenzeichen diente.

pusch, U., ma. pūš (allg.) mhd. busch = Busch, Gesträuch, Wald; heute noch häufiger Bestandteil von Fln.

raiten, U., S. H. mhd. reiten = rechnen, ma. aber rachęn, mhd. rëchenen, rëchen.

rattay, rattey, U. = ein zum Böhmischen Vorwerg (U.) in Nied.-Lang. gehöriges Gebäude, wahrscheinlich der knapp zuvor genannte

Digitized by Google

Schüttboden; zu mhd. rât in der Bedeutung: Für- Vorsorge, Vorrat, Nahrungsmittel.

raythung, U., mhd. reitunge = Rechnung.

rechtstag, G. B., schon 1618/19 neben, später nur für Dingtag = Gerichtstag.

Reehwald, von, G. B., 1615 = Hauptmann der Herrschaft Hohenelbe.

Reibstirn, U., Reiffstirn. G. B. 1617, 1622, Reiffstürn 1678 = Fn. in N.-Lg., bis nach 1700 nachweisbar.

Reintzer, G. B. 1639, Reinzer 1659 = Fn. in N.-Lg., heute ausgestorben; auch in Pelsdorf (U.).

reyffen, U. neben öfterem rauffen (vom Flachs), mhd. roufen, bzw. reffen, ma. rēfn = raufen, rupfen, samt der Wurzel herausreißen.

richter, U., G. B. 1600—1848 = Ortsrichter, Verwalter des Ortsgerichtes, niemals aber Scholze genannt; in Lauterwasser und Oberprausnitz aber haftet der Name Schölzerei noch heute an Gebäuden.

Richter, G. B. 1660, 1793 und noch heute = Fn. in N.-Lg., Arn. u. Proschwitz.

Riesenbergk, U. = Schneekoppe.

rockens stroh, G. B. 1617, ma. regẹn strū = Roggenstroh, ma. regẹn māl = Roggenmehl; aber hier und allg. im Rieseng. ma. khọrn (Arn.). gọrn (Lg.) = Roggen.

rodehaw, S. H., mhd. rodehouwe, ma. rōthā = Haue, Hacke zum Roden.

rohländer, pl., U., ma. rōlẹnda, sing. rōlẹnt (Arn., Lg.) = gerodetes Land (wörtl.), abgeholztes Waldstück, auf dem bereits wieder aufgeforstet wurde oder auch noch die ungerodeten „Stöcke" stehen, Kindern ein beliebter Fundort für Beeren.

roß, G. B. 1618, 1623 und später = Pferd, ma. pfā·rt, sehr selten

roßärbt, G. B. 1618 = Arbeit für Pferde.

roßstall, U. mehrmals, aber Pferd, ma. pfā·rstọl = Pferdestall.

Roßwießen, U. = Fln. in Niederhof.

Roß, Ruß, Ros, Rose, G. B. 1625 — heute = Fn. in N.-Lg. und (U.) Hohenelbe.

rüffeln, Flachsrüffeln, U. wahrscheinlich = den Flachs durch einen Kamm ziehen, um die Samenkapseln abzustreifen; mhd. riffelen, rifeln = durchkämmen, ma. refln = dasselbe, aber nicht, um den Flachs von den Brechabfällen zu reinigen und zum Spinnen herzurichten; denn dies heißt in Lg.: hęchln, hachln, mhd. hacheln, hecheln.

scheider, Zv. 1581, S. H. = eine Art Bäckenknecht, -gehilfe, vielleicht einer, der das Holz für den Backofen spaltet, in Scheite zerhaut; mhd. schît = abgespaltenes Holzstück, Scheit, schîten = spalten, hauen.

schenk, U., mhd. schenke = Gast-, Schenkwirt, ma. gọstvęrt, vęrt (Lg.). Anderwärts z. B. in Kottwitz und Öls noch in jüngster Zeit: Kerchaschenk, Schenk-Andres.

scheune, G. B. 1680 u. später, mhd. schiune, ma. šaen = Scheune.

schewer, U. mehrmals, mhd. schiure = Scheuer.

Digitized by Google

ſchiffter, U. = Schäfteerzeuger; mhd. schefften, schiften = einen Schaft machen.

ſchmelzhütte in Niederhof, U., mhd. hütte = bergm. Gebäude zum Schmelzen der Erze.

ſchneiden, Kornſchneiden U. = Roggen mit der Sichel ſchneiden; davon Kornſchneider (U.), ma. šnīta = Schnitter (šnītaępl = Schnitteräpfel, die zur Zeit der Roggenernte reif ſind); šnītr (Arn.) noch heute gebräuchlich, obwohl der Roggen nun auch mit der Senſe gehauen oder gemäht wird. Vgl. hawn.

ſchopfen, U. ma. də šopm (Arn.), ḍi šop (Lg.), mhd. schopf, schopfe = Gebäude ohne Wand, Vorhalle, heute Schuppen.

ſchreyner neben Tiſchler, U., mh. schrînære, ma. heute nur tešla = Tiſchler.

ſchulerble, U., ma. šūlgītla = Schulgütlein, G. H., die dem jeweiligen Lehrer an der Gemeindeſchule zum Nutzgenuſſe zugewieſenen Grundſtücke.

ſelbig, von ſelbigen, U. = von demſelben, mhd. sëlbic.

Seyffen, U., z. B. Krumme ſeyffen, Groß Seyffen, Sperberſeyffen = Bäche im ehemaligen Bergbaugebiet um St. Peter; mhd. sîfe, bergm. = das Herauswaſchen der Metalle und der Ort (der Bach), wo ſich Waſchmetall findet; ma. zaefn.

ſieber, U. = Siebmacher.

ſo (rel. pron.), U. = der, die, das, bzw. welcher, welche, welches, z. B. ſo oben ſteht = welches (das) oben ſteht.

ſonderlich, adv., U., mhd. sunderlîche, sunder = insbeſondere.

Sonnabend, G. B. 1707 = Fn. in N.-Lg., in Schwarzental, U. 3mal; ma. zenōvęt (Lg.), zǫmstich (Arn.) = Sonnabend, Samstag.

ſothan, U., ma. zet = ſolch; mhd. sôtân = ſo getan.

ſpohrer, U., ſpörner, ſperner, S. H., mhd. sporære, —er = Verfertiger von Sporen.

ſtichreych, z. B. der Sperberſeyffen iſt nicht ſtichreych und wird auch nicht geſtichtet, U. = reich an Fiſchen, die zum Stiche geeignet ſind (?); denn die Forellen wurden wahrſcheinlich — wie heute noch zum Teil — mit langzinkigen Gabeln durch Stecken gefangen.

ſtreichteuch, U. = Teich, in dem die Vermehrung der Fiſche ſtattfand, die Brut gepflegt wurde; zu mhd. streichen = ſtreifen, berühren, pflegen.

ſtreckteuch, U. = Teich, in dem eine beſchränkte Anzahl von Fiſchen reichliche Nahrung fand und die Fiſche ſich ſtrecken, d. h. an Gewicht zunehmen konnten; zu mhd. strecken = ſtrecken, ausdehnen.

ſtrützel, die, Zv. 1581 = Feſtgebäck zu Weihnachten, Stollen, mhd. strützel, strutzel, m. = längliches Brot von feinem Mehl, Stolle, ma. de štrītsl (Rg. allg.).

tatz-, tätz-, tetzbeth, tatzwerk, getätz, G. B. 1617—1643 = ein Acker, der dem Ausgedinger zur Nutznießung zugewieſen wird; nach dem Grimm'ſchen Wtb. dätzebeet, n. = ein Beet, Stück Land, von dem eine Abgabe zu entrichten iſt, von dätz, dätze = Abgabe, zu lat. dare = geben.

Digitized by Google

teüch, teüchel, U., ma. ḍə ḍaech (Lg.) dǭs taechla (Arn.) = Teich, Teichlein; zu mhd. tîch = Teich oder tiuchel = Rohre, beſ. für Waſſerleitungen.

teuchelwieſen, J. K. = Fln. in Kl.-Lg.

trucken, U., mhd. trocken, trucken, trechen, ma. ḍraech (Lg.), traech Arn.), trǫeze (Traut.) = trocken.

umb, U., G. B. 1615, mhd. umbe, ma. em = um.

unvernemen, S. H. = ſchlechtes Einvernehmen, ma. ḍǭs unfənāma = Mißverſtändnis, alſo das Gegenteil von mhd. vernëmen = verſtehen, erfaſſen, begreifen.

Verhau, J. K. = Fln., mehrmals in N.-Lg., wo im bair. Erbfolgekrieg Verhaue angelegt wurden; zu mhd. verhouwen = durch Verhaue verſperren.

vetterbrüchiger Contrakt, U., wohl ein Kontrakt nach Väterbrauch, zu mhd. brûch = Brauch.

Viehweg, U. mhd. vihewec(g), ma. ḍə fīvich, fīḥich = Viehweide; häufige Fln. in N.-Lg. (J. K.) und allg. im Rg.

Viehtrifft, U., mhd. vihe-trift = Viehweide; Trift = häufiger Fln. in N.-Lg. (J. K.).

von dannen, U., mhd. von dannen = von da weg, von da an, ma. fu vū.

vor, U. = vor und für, z. B. vor der Stuben = vor der Stube; die Stube vor die Schaffner = Stube für die Schaffner; mhd. vor, vore = vor und vür = für fallen hier alſo lautlich zuſammen, wie heute noch in der Ma. fīr mīr = vor mir, fīr mīch = für mich.

vorhauß, U. öfter, mhd. vorhûs, ma. fǫrhaos (Arn.), haos (Lg.) = Hausflur, Vorhaus.

Vorwerg, Vorwerk, U., G. B., z. B. Böhmiſches Vorwerk, 1676 bis 1713, ſpäter, 1756, 1785 (J. K.) Böhm. Hof-herrſchaftl. Meierhof, heute auf mehrere Beſitzer aufgeteilt, aber immer noch ma. bīmša hōf.

waif, S. H., ma. di vēf (Arn.), di vēfę (Traut.), di vāef (Lg.) = Haſpel, Vorrichtung zum Aufwickeln des Garnes; zu mhd. wifen = winden, ſchwingen, wif = ſchwung, ſchnelle Bewegung.

wießwachs, U., mhd. wiswahs, ma. vīsvǫks = Ertrag der Wieſe, auch Graswuchs überhaupt.

Wolfswießen, U., J. K., G. B. = häufiger Fln. in N.-Lg.

Wuſtung, U., Wuſtling, J. K. mhd. wüstenung, wüestunge, ma. vustlich = wüſte, öde Gegend.

zeche, S. H. = Handwerksgilde, mhd. zëche = Zunft.

zechmeyſter, U., Zv. 1675 = beeideter Vorſtand einer Zunft; mhd. zechmeister.

züchner, zückner, U., zichner, S. H. = Erzeuger von Geweben für Ziechen = Bettüberzüge; mhd. ziechener = Ziechenweber, von mhd. zieche, ziech, ma. di tsich = Bettüberzug.

zwieſel, S. H., ma. de tswīžl — Aſtgabel, mhd. zwisele, zwisel = Gabel.

Digitized by Google

Südmährische Sagen und ihr geschichtlicher Kern

Von **Rudolf Hruschka, Alt-Hart**

1. Die „Frauenwiese" in Qualkowitz

In östlicher Richtung des Dorfes Qualkowitz, dort, wo der von Wispitz führende Feldweg in die Straße Lospitz-Qualkowitz einmündet, liegt in dem sich durch Schneidung der beiden Verkehrswege ergebenden spitzen Winkel die sogenannte „Frauenwiese"; an diese knüpft sich die Sage, daß vor undenklichen Zeiten, als einmal im Dorfe der „schwarze Tod" wütete, drei von dieser furchtbaren Krankheit dahingerafften „Fralna" (= Fräulein) hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben sollen. Sie hätten vor ihrem Verscheiden, nachdem sie keinerlei Verwandtschaft hinterließen, ihren Besitz den Dorfbewohnern vererbt; doch konnten diese das Erbe nicht antreten, weil ihnen die Bewirtschaftung nicht möglich war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den historischen Hintergrund für diese Sage bildet unzweifelhaft die Pestseuche des Jahres 1679, die, wie sich aus der Sterbematrik der Pfarre Neustift (Tom. 1, S. 462/463) feststellen läßt, in Qualkowitz zwischen dem 6. September und 10. November wütete und 28 Todesopfer, darunter den Gutsherrn Johann Ehrenfried Baron von Schauerfeld und seine drei Töchter, Klara, Maria Viktoria und Maria Renata, forderte. Als erstes Opfer verzeichnet das Sterbebuch den Gutsherrn selbst, der die fürchterliche Seuche aus Wien, wo sie im Frühjahr mit einer entsetzlichen Heftigkeit ausgebrochen war[1]), eingeschleppt hatte: „6. 7-bris 1679 mortuus redux vinna (= Vienna) infirmis Illms. Dns. Joannes Ehrenfridus Baro de Schaurfeldt et 3 hora sepultus in Templo neustiftensi insilit mors Domino qualcoviensi pagoque toti"[2]). Der größere Teil der damals Verstorbenen wurde entweder „auf dem Qualkowitzer Berg" („in monte Qu.") oder „bei der Säule" („ad columnam") bestattet. Obwohl von den drei Baronessen bloß die am 18. Oktober verstorbene Maria Renata auf dem Qualkowitzer Berg ihre letzte Ruhestätte fand, während ihre am 18., bzw. 19. September verstorbenen Schwestern „außerhalb der Kirche auf der Grabstätte der Qualkowitzer" begraben wurden, dürfte in der Sage die Erinnerung an die drei unglücklichen Baronessen Schauerfeld verankert sein. —

Das von Schauerfeld am 5. Nov. 1653 käuflich erworbene Gut blieb nach seinem Tode durch 20 Jahre verwaist; es wurde 1697 von landrechtlich

---

[1]) Die Verluste der vom Frühling bis zum Dezember 1679 währenden Seuche gibt die kleine Peststatistik des Pater Fuhrmann für Wien und die Vorstädte mit 49.000 Opfern an; M. Bermann („Alt- und Neu-Wien", S. 925/926) beziffert sie mit 122.849.

[2]) Zu deutsch: Am 6. September 1679 starb der schon als Kranker aus Wien zurückgekehrte hochgeborne Herr Johann Ehrenfried Baron von Schauerfeld und wurde um die 3. Stunde in der Neustifter Kirche begraben. Der Tod überfiel den Herrn von Qualkowitz und das ganze Dorf.

Digitized by Google

Bevollmächtigten geschätzt und erst am 24. Jänner 1699 dem Freiherrn Karl Berchtold von Pottendorf intabuliert. (Wolny, Topographie Mährens, III/83.)

2. Die Ermordung des Grafen Deblin

An einem schönen Frühsommertag begab sich der Altharter Grundherr, Graf Deblin, in das Revier des nahen Lusthofes auf die Jagd; in einiger Entfernung folgte ihm sein Diener Flick. In jener Zeit, wo diese Geschichte spielt, war aber der Wald viel größer und dichter als heute und erstreckte sich auch noch über jenes Gebiet, das heute den Kulturboden des Meierhofes „Johannihof"[3]) bildet. Bei der Josefsstatue verließ der Graf den Fahrweg und bog rechts in den tiefen Wald ein. Da trat ein Mann — es war der übelbeleumdete Johann Schwarzinger aus Mutten — auf ihn zu und verlangte ein Almosen, das ihm der Graf jedoch unter Hinweis auf seine Jugend und die Möglichkeit, sich mit Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen zu können, verweigerte. Erbost über diese Abweisung, entriß Schwarzinger dem Grafen den umgürteten Degen und versetzte ihm damit mehrere Hiebe auf den Kopf. Auf den Hilferuf des Grafen eilte der Diener rasch herbei und sah noch den Mörder im Dickicht verschwinden; er schoß ihm nach und, obwohl er ihn am Fuße verletzte, konnte Schwarzinger dennoch entkommen. Als aber wenige Wochen später die glitzernden Sensen das Gold der Ähren in Schwaden niederlegten, da fand man, die Schußwunde am Fuße noch mit dem Halstuch des Mörders verbunden, seine Leiche in einem Kornfeld bei Qualitzen. — Flick brachte seinen schwerverletzten und ohnmächtigen Herrn in den nahen Lusthof, wo er, nachdem er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, noch sein Testament dem Altharter Pfarrer diktierte und dann, versehen mit den Tröstungen der Kirche, sanft im Herrn entschlief. Zur Erbin seiner Güter bestimmte er eine Verwandte, ein Fräulein Anna, und als diese nach Jahresfrist unter Vergiftungserscheinungen und ohne Hinterlassung einer letztwilligen Verfügung starb, überging die verwaiste Herrschaft auf den Diener Flick.

Diese Sage wird in Alt-Hart auch in folgender Fassung erzählt: Der Graf Deblin hatte einen Diener, der mit seiner untergeordneten Stellung gar nicht zufrieden war und nach Höherem strebte. Er wollte ein freier, reicher Mann sein und, um dieses Ziel zu erreichen, schreckte er selbst vor einem Verbrechen nicht zurück; deshalb dingte er den Schwarzinger, damit dieser den Grafen im Walde „erschieße", und setzte sich dann mit Hilfe eines gefälschten Testamentes in den Besitz der Herrschaft Alt-Hart. Im Strafverfahren gestand Schwarzinger wahrheitsgetreu, daß er den Mord lediglich über Veranlassung des Dieners begangen habe und dieser daher genau so strafgerichtlich zu verfolgen wäre, wie er; das Gericht, das aber von dem nunmehrigen Herrschaftsbesitzer schon bestochen war, schenkte seiner

[3]) Der Meierhof „Johannihof" liegt südwärts von Althart im Thayathal, das auch „Johannestal" genannt wird; der erst zu Beginn des vorigen Jhd. vorkommende Name erinnert an den Gutsherrn Johann Max Ritter von Flick. Ein Seitental des Thayatales erhielt nach seinem im Jahre 1806 verstorbenen Bruder, Philipp Flick, den heute nicht mehr gebräuchlichen Namen „Philippstal".

Digitized by Google

Aussage keinen Glauben und verurteilte den Mörder zur Festungsstrafe auf dem Spielberg auf Lebensdauer. — Dem neuen Besitzer brachte aber das Gut kein Glück; deshalb verkaufte er es bald wieder und zog von Alt-Hart weg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den geschichtlichen Kern der beiden Sagen bildet die Ermordung des Grafen Josef Franz von Deblin durch den aus der Festung Graz entflohenen Deserteur des „Carl Toskanischen Infanterie-Regimentes" Johann Schwarzinger am 21. Juni 1784. Als Sohn des 1741 in den Grafenstand erhobenen Franz Anton von Deblin am 13. Juli 1726 in Neu-Hart geboren, gelangte er, nachdem sein älterer Bruder Anton Franz[4]), der den geistlichen Beruf erwählt hatte, mit Vertrag vom 13. Juli 1753[5]) auf die Erbrechte verzichtete, nach dem Tode seines Vaters am 31. Jänner 1757 in den Besitz der Fideikommiß-Herrschaft Alt-Hart. Seine Ehe mit Ludmilla von Deym[6]) blieb kinderlos. Über das tragische Ende des Grafen erfahren wir aus Zeitungsberichten jener Zeit[7]) folgendes: Der Graf befand sich allein auf der Jagd; auf dem Fahrweg (heute Straße) im Lusthofer Waldrevier wurde er von dem berüchtigten Johann Schwarzinger in mörderischer Weise angefallen, der ihm mehrere Hiebe auf den Kopf versetzte, ihm die rechte Hand abhieb, seine Linke verstümmelte und ihn dann des Geldes, der Uhr und des Scheibenstutzens beraubte. — Mehr über den Ort der Tat und die letzten Stunden des Grafen überliefert uns die Neustifter Pfarrmatrik[8]): „... Er ist in der Altharter Waldung, an dem Ort, wo die Statue S. Joseph steht, fünf schritt hinterwerts, von dem Johann Schwarzinger, einem Deserter, mit einem Hischschwänger (= Hirschfänger) zerhaut worden um 6½ Uhr abends den 21. Juny und dann in den Ekzimmer jagers Wohnung zu Lusthof um halber zwölf Uhr nachts verschieden." Wie aus dem Sterbebuch der Pfarre Althart ersichtlich ist, konnte er noch mit den Sterbesakramenten versehen werden und wurde am 24. Juni 1784 auf dem „pfarrlichen Freudhof" in Alt-Hart begraben. —

Dem Mörder setzten auf Veranlassung des Zlabingser Magistrates sechs Ratsmitglieder, der Arrendator von Maires und der städtische Gerichtsdiener nach und „bemächtigten sich dieses bewaffneten Böswichtes mit vieler Lebensgefahr" im n. ö. Grenzdorf Brunn. Er wurde dem Gerichte in Iglau eingeliefert und von dort in die Arreste des Brünner Spielbergs gebracht. Nach dem in der Beilage zu Nr. 84 der „Brünner Zeitung" 1785, S. 422, verlautbarten „Verzeichnis der Verstorbenen" starb „Johann Schwarzinger, ein Arrestant auf dem Spielwerk, gebürtig von Litschau in Oesterreich, alt 26 Jahr", am 11. Oktober 1785.

Nach dem Tode Deblins übernahm die Staatsgüteradministration im Sinne der von seinem Großvater, Max Franz, 1729 getroffenen Fidei-

[4]) Geboren in Neuhart am 20. Juli 1725. (Geburtsbuch Neustift.)
[5]) Eine Abschrift des Vertrages befindet sich in der Pfarrmatrik Neustift, Tom. 3, S. 184.
[6]) Gestorben am 7. März 1778 in Alt-Hart.
[7]) Brünner Zeitung 1784, Nr. 51, S. 408; 1784, Nr. 53, S. 413.
[8]) Tom. 3, 5 Blatt nach dem Sterbebuch 1740.

Digitized by Google

kommißbestimmung die Herrschaft Alt-Hart in eigene Verwaltung. Den Schwestern des Erblassers, Euphemia Gräfin Zelecky und Franziska Gräfin Locatelli, sowie einer Freiin Maria Anna von Deblin, wurde vom Landrecht der lebenslängliche Nutzgenuß des Deblin'schen Fideikommißvermögens gesichert, worauf sie von der Regierung eine jährliche Geldsumme auf Lebensdauer bewilligt erhielten; diese betrug, nach Zlobitzky, im Jahre 1786 für die Gräfinnen Zelecky und Locatelli — die ledige, in der Sage erwähnte Maria Anna war bereits am 17. September 1785 in Alt-Hart gestorben — 6000 fl., somit 4% des mit 150.000 fl. veranschlagten Ahnengutvermögens. Die aus dem Ertrage des Fideikommisses vorgesehene Errichtung einer Kadettenstiftung konnte erst nach dem am 18. Dezember 1798 erfolgten Tode der letzten Erbin, Gräfen Zelecky, ins Leben gerufen werden[9]).

Der Aufstieg Flicks, wie uns ihn die Sage vermittelt, entspricht der Wahrheit; nur ist die Art und Weise der Erwerbung der Herrschaft unrichtig überliefert. Johann Peter Flick war, wie aus den Matriken der Pfarre Alt-Hart hervorgeht, zwischen 1772 und 1783 tatsächlich beim Grafen Deblin bedienstet, u. zw. als „triclinarius" (d. i. Tafeldecker) und nicht, wie die Sage vermuten läßt, als Büchsenspanner; im Jahre 1782 gründete er in Alt-Hart eine Fabrik auf „Zitz und Cotton" (heute die Häuser Nr. 77, 94 und 140), mietete 1786 das Schloß, übernahm 1789 vom Staate die damals aus den Gütern Althart, Neuhart und Qualkowitz bestehende Herrschaft Althart in Erbpacht und erwarb sie schließlich mit seiner Gattin Theresia, geb. Erber, am 1. August 1806 um 114.646 fl. 45 kr. käuflich. Wegen seiner Verdienste um die Industrie am 23. März 1810 in den österr. Ritterstand erhoben, starb Flick, der am 24. Feber 1737 in Tellitz-Kem in Ostpreußen geboren worden war, am 18. Mai 1812 in Alt-Hart. Sein Sohn Johann Max verkaufte Fabrik und Herrschaft am 27. Dezember 1823; die von ihm 1814 erneuerte Glasfabrik — sie bestand schon 1719 — lichtete den Waldbestand ganz bedeutend und wurde 1838 aufgelassen. Ihren Standort kennzeichnet heute der Johannihof.

3. Die Begegnung des Altharter Pfarrers mit dem Räuber Schwarzinger

Diese in Frauendorf erzählte Sage ist eine Variante zur Deblinsage: Einmal ritt der Altharter Pfarrer, begleitet von seinem Diener, in den heute staatlichen, damals jedoch dem Pfarrer gehörigen Wald. Sie näherten sich gerade der Stelle, wo die Statue des hl. Josef am Wege nach Neuhart steht, als ihnen unvermutet ein Mann aus dem dichten Wald ent-

[9]) Der ermordete Graf Deblin war nicht der letzte seines Geschlechtes; es überlebte ihn lange sein in Alt-Hart am 17. August 1733 geborener Bruder Ignaz Johann Adam, der in den Franziskanerorden eintrat, 1758 die Priesterweihe erlangte und als Mönch unter dem Namen Benevenutus lebte. Nach seines Bruders Tode strebte er beim Papste die Entbindung von seiner Weihe und dem Ordensgelübde an, um sich verehelichen und sein Geschlecht fortpflanzen zu können. Derartige Dispensen wurden vom Papste öfter erteilt und es erlangte sie beispielsweise 1689 auch der letzte Graf Slawata, Franz Leopold Wilhelm, Herr auf Teltsch und Zlabings, der Domherr zu Passau gewesen war. Dem letzten Deblin wurde sie jedoch verweigert und so starb er als Franziskanermönch und Bibliothekar zu Mähr.-Trübau am 9. Mai 1817. (Not.-Bl. 1862, Nr. 9, S. 68.)

Digitized by Google

gegentrat, der den Pfarrer um einen Zehrpfennig anbettelte. Als dieser aber in dem Manne den Landstreicher Schwarzinger aus Mutten erkannte, verweigerte er die Gabe mit den Worten: „Scher' dich aus meinem Walde!" — Wütend über die Abweisung, rief Schwarzinger dem langsam fortreitenden Pfarrherrn nach: „Pfafferl, wenn ich fünf Körndln (= Körner) Pulver bei mir hätte, ich möchte dir deinen Geiz für immer austreiben und dich niederbrennen, wie einen Hund!" Der Diener, durch diese freche Rede in Zorn versetzt, schoß aufs Geratewohl nach dem im Dickicht verschwindenden Wegelagerer und ritt dann seinem geistlichen Herrn nach. Schwarzinger blieb von diesem Tage an verschollen und als später der Schnitt begann, fanden die Qualitzer seine Leiche in einem Kornfeld.

4. Der Judentempel in Jamnitz

Die Juden der ehemals königlichen Bergstadt Jamnitz hatten sich ihre Synagoge im Jahre 1649 erbaut und an der dem Schloß zugekehrten Giebelseite des Gebäudes das Erbauungsjahr anbringen lassen. Viele Jahre waren seither vergangen; da erhielt eines Tages der Judenrichter einen Brief aus Wien mit der Anfrage, ob in Jamnitz schon *vor* dem großen Krieg ein Tempel bestanden hatte oder ob dieser erst *nach* demselben erbaut wurde. Und weiter stand in dem Brief, daß der Tempel wieder niedergerissen werden müßte, wenn er erst nach dem Kriege erstanden wäre. Diese Nachricht erfüllte naturgemäß die ganze Judengemeinde mit großer Niedergeschlagenheit und in ihrer Not wandte sie sich an den Gutsherrn (Max Ernst Graf Wlassim; gest. 1736) um Rat und Hilfe. Dieser versprach, helfen zu wollen und als die Juden gerade das Schloß verließen, hörten sie einen Schuß: der Graf, ein vortrefflicher Schütze, hatte nämlich aus dem Schloßfenster so ausgezeichnet in die Zehnerstelle der am gegenüberliegenden Tempel angebrachten Jahreszahl geschossen, daß sie beschädigt und einer Null ähnlich wurde. — Der Judenrichter konnte nun nach Wien berichten, daß die Synagoge aus dem Jahre 1609 stammt, und so blieb der Judengemeinde Jamnitz ihr Gotteshaus erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Sage, die sich nicht darum kümmert, daß das Datum an den Synagogen nach der Aera der Weltschöpfung gewöhnlich durch ein Chronogramm in einem hebräischen Satze ausgedrückt erscheint, ist auf das kaiserliche Reskript vom 8. Dezember 1726 zurückzuführen, mit welchem Karl VI. die erste *Konskription* der Juden, sowie auch ihre örtliche Absonderung von den Christen anordnete. Mit ihr war gleichzeitig eine *Revision* aller den Juden bisher zugestandenen Rechte und Begünstigungen verbunden, wobei das Jahr 1618 das Normaljahr bildete, und festzustellen war, welche Familien sich seither in den verschiedenen Orten angesiedelt hatten und welche Synagogen *nach* diesem Zeitpunkte entstanden waren.

5. Schwedensagen

Mit einer Ausnahme wurzeln die nun folgenden Sagen in der Erinnerung an die Schwedeninvasion des Jahres 1645 und sind als Nachklänge altväterlichen Erlebens zu werten.

Digitized by Google

a) Das Schwedenkreuz in Alt-Hart

In unmittelbarer Nähe des 1831 angelegten Ortsfriedhofes steht abseits vom Wege ein Kreuzstein, den die Sage als „Schwedenkreuz" bezeichnet. Es ist dies ein Sühnkreuz von der Art, wie sie in Westböhmen (Egerland) unter derselben Bezeichnung öfter vorkommen, in der Gegend um Jechnitz aber als „Krokkreuze" und in slawischen Gebieten als „Cyrill- und Methodkreuze" bezeichnet werden.

Der Alt-Harter Kreuzstein, der übrigens in dem im Ortsried „Stüblbreiten" der Katastralgemeinde Mutten befindlichen Kreuzstein ein Seitenstück hat, soll nach der Sage die Stelle bezeichnen, an welcher zur Zeit der Belagerung Altharts durch die Schweden ein feindlicher Oberst durch einen Schuß aus dem belagerten Schlosse den Tod fand. Die Schweden hätten ihren Heerführer durch die Zerstörung des Schlosses gerächt. — Dort, wo heute der „Schanzgraben", ein Ried westwärts des Schlosses, liegt, sollen sich zur Schwedenzeit Befestigungen befunden haben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sage verlegt den Standort der alten Feste an die Stelle des gegenwärtigen Schlosses, das erst 1733 erbaut wurde; dies widerspricht der Geschichte: das heutige Alt-Hart besteht aus den Ortsteilen „Obergut" und „Untergut"; ersteres gehörte bis 1694 dem Kloster Bruck, letzteres dem adligen Grundherrn. Im Untergut liegt der ganze ehemals herrschaftliche Grundbesitz samt Waldungen und es muß deshalb auch die Feste, bzw. das alte Schloß in diesem Ortsteil bestanden haben. Diese Annahme wird durch Eintragungen in den Kirchenbüchern vom 4. Oktober 1655, 4. August 1656 und 28. März 1666 bestätigt: der Gutsherr, „Obrist Frantz von Schneydau" und seine Gemahlin werden als im „undergutt", bzw. in „under Hardt" wohnhaft, eingetragen. Aber auch aus dem Urbar des Heinrich Burkhard von Schneidau vom Jahre 1688 läßt sich feststellen, daß das mit dem „Brühauß" (= Brauhaus), Branntweinhaus und dem Meierhof in Verbindung gestandene Schloß im unteren Ortsteil seinen Standort hatte: der zu diesem Schlosse gehörige „hübsche Röhrprunn" befand sich „auf des Honz Wießen". Wiesen stoßen aber bloß im Untergut an den Ort. —

Nach der seit 1641 bei der Kirche geführten Geburtsmatrik ist es zweifelhaft, daß Alt-Hart von den Schweden zerstört wurde, sie verzeichnet 1644 14 Geburten, im Schwedenjahr 17 und 1646 21 Taufen aus „Hardt"; auch ist die Überlieferung von etwaigen Befestigungen im Schanzgraben mit Rücksicht darauf, daß jedwede Spur einer Verteidigungsanlage fehlt, anzuzweifeln.

b) Der Altharter Wachtberg — ein Schwedengrab

An den in s.-ö. Richtung der Marktgemeinde Alt-Hart gelegenen Wachtberg (568 m) knüpft sich die heute hier nahezu vergessene Sage, daß jener schwedische Befehlshaber, der an dem vom Schwedenkreuze bezeichneten Orte gefallen war, von seinen Soldaten an der Stelle des heutigen Wachtberges bestattet wurde. In ihrer Trauer um den geliebten Feldherrn trugen die schwedischen Soldaten mit ihren Mützen so viel Erde

Digitized by Google

auf das Grab, daß die Grabesstelle weithin sichtbar wurde und der Wachtberg entstand.

Nach einer anderen Fassung hätte jeder schwedische Soldat bloß eine Mütze voll Erde auf das Grab getragen und der mächtige, weithin sichtbare Berg lasse die große Zahl der Feinde erkennen, die Alt-Hart belagert hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Altharter Wachtberg deutet auf einen Grenzwächter hin, der den durch den ehemaligen breiten und undurchdringlichen Grenz- oder Markwald führenden Waldsteig zu bewachen hatte. Das Westende dieses Steiges bezeichnet in Böhmen die Stadt Stráž (Platz); er führte in die Gegend von Neubistritz, dann durch die Senke des Sichelbaches, die Mulde von Altstadt und von dort auf dem sanft ansteigenden Abhange des Bergrückens an einem „Wachtberge" vorbei (597 m, westlich von Zlabings) in das Tal der späteren Siedlung Zlabings. Hier teilte sich der Steig; ein Zweig führte über die Hochfläche nach Süden in die Gegend von Raabs, der andere weiter in das Tal der mähr. Thaya, überschritt sie an der günstigsten Stelle — derselben, die noch heute dem Verkehr dient — und führte in der Nähe des heutigen Alt-Hart wieder an einem Wachtberg (568 m) vorbei. Unweit von Jamnitz stoßen wir wieder auf einen Wachtberg, der den Namen „Na stráži" führt (522 m, westl. von Jamnitz). Von hier führte der Steig über Mähr.-Budwitz, Mähr.-Kromau in die Gegend von Brünn. (H. Sprinzl, „Der Grenzwald und seine Verkehrswege".)

c) Die Zerstörung von Schenakowitz

Als die Schweden auf ihrem Kriegszuge durch Südmähren auch nach dem zur Herrschaft Alt-Hart gehörigen Dorfe Schenakowitz kamen, plünderten sie hier mit einer Gründlichkeit, wie sich eine solche nur aus einer langjährigen Übung ergibt. Diese macht eben auch im Kriegshandwerk den Meister! Mit faustgeballtem Knirschen sahen die Bauern der Vernichtung ihrer Habe zu und Rache erfüllte ihr Herz. Und als am nächsten Morgen am Dorfwege — er heißt seitdem und heute noch „Totenweg" — die Leiche eines schwedischen Soldaten gefunden wurde, steckte die Besatzung das ganze Dorf in Brand. Heute noch bezeichnet die Feldflur „Brennstätt" (= Brandstätte) den Standort des ehemaligen Dorfes Schenakowitz.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die den Schweden zugeschriebene Vernichtung des Dorfes Schenakowitz ist ein Irrtum; dies geht schon aus dem im Jahre 1627 angelegten Lahnenregister über die Güter Jamnitz und Hart (Mähr. Landesarchiv, Sign. 353) hervor, demzufolge das Dorf Schenakowitz (im Register „Weß Cziermakowicze"; Seite 213—215) schon damals eingegangen war: „Taz wes gest Nyni do Konce Pusta a Spalena". Obwohl 6 von früheren 18 Untertanen (7 Ganz-, 6 Halb- und 5 Viertellehner) dieses Dorfes den landrechtlich Bevollmächtigten gegenüber die Absicht äußerten, ihre Häuser wieder aufzubauen, „kdyby Pan Buh Pokog dal", kam es nicht zur Verwirklichung ihres Vorhabens und das Dorf blieb dauernd eine Ödung. — Im Urbar des Heinrich Burkhard von Schneidau vom 13. Dezember 1688 (Mähr.

Digitized by Google

L.-A., Neue Sammlung) wird die Lage des Dorfes folgend angegeben: „Dieß Dorff ist schon auf die 90 Jahr oedt, liegt in einer schön gegent unweidt Pießling Undt vor Newstifft, seint Vorher 19 Hauß daselbsten gestandten."

d) Die Entstehung des Dorfes Margarethen

Vor dem 30-jährigen Kriege gab es um Alt-Hart mehr Ortschaften als heute; sie sind während des langen Krieges von den Schweden zerstört und nicht mehr aufgebaut worden. Die Bewohner dieser Orte gingen teils zugrunde, teils zogen sie fort und die herrenlosen Felder, Wälder und Wiesen eignete sich die Herrschaft an. Selbst die Namen dieser eingegangenen Ortschaften sind heute zum Teil vergessen. Auch das Dorf „Piwonitz", ein Ort am linken Thayaufer, südwärts von Alt-Hart, verfiel der Zerstörung durch „den Schweden". Die meisten Bewohner dieses Dorfes kamen ums Leben und die paar Überlebenden flohen in den nahen Wald, die verbrannten Wohnstätten und verwüsteten Grundstücke im Stiche lassend. Als die Feinde wieder abgezogen waren, bauten sie sich ihre Häuser zwischen Neustift und Qualkowitz wieder auf und nannten die neue Siedlung „Margarethen".

Die Sage verwechselt scheinbar das Dorf „Piwonitz" mit dem ehemaligen Dorfe Schenakowitz; denn das zwischen 1349 und 1447 als „Ponowicz, Pywonowicze, Pywonicze und Pywanowicz" urkundlich genannte Dorf ist wohl 1415 eine Ödung („villa deserta"), besteht aber heute noch in der nächsten Nähe Alt-Harts als Dorf „Banovice", unter welchem Namen es bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jhd. wieder genannt wird. (Not. Bl. 1869, Nr. 9, S. 72.)

Den Grund zum Dorfe Margarethen legte Heinrich Burkhard von Schneidau durch Errichtung eines Meierhofes, „Neuhof" genannt, von dem aus die Gründe des öden Schenakowitz bewirtschaftet wurden. Im Urbar vom 13. Dezember 1688 schreibt Schneidau: „Am Newhoff habe ich Jährlich auf den zu dem oeden Dorff Schenakhowitz gehörigen Gründen angebauet usw.". Dieser Meierhof, den 1685 die Gräfin Margarete Trautsohn von Falkenstein mit der Herrschaft Alt-Hart käuflich an sich brachte, wird in der Neustifter Geburtsmatrik schon am 14. September 1685 als „villa nova", am 5. Jänner 1690 und in der Folgezeit (1692, 1698, 1702 und 1703) als „Newhoff", am 26. Juni und 8. Juli 1696 nach der Besitzerin des Gutes „Margarethen" und am 25. Dezember 1708 als „Margarethenhoff" genannt. 1703 kauft Max Franz von Deblin die Herrschaft; durch Zuteilung von Grund an junge Untertanen läßt er neben dem „Neu- oder Margarethenhoff" ein neues Dorf erstehen, das er nach der Vorbesitzerin benannte. Das Neustifter Geburtsbuch verzeichnet im Jahre 1707 schon acht Geburten aus dem „Margarethendorff".

e) Die Gründung der Orte Frauendorf, Margarethen und Wenzelsdorf

Die Entstehung Margarethens, sowie der mit diesem Dorfe fast gleichzeitig gegründeten Ortschaften Frauendorf und Wenzelsdorf durch Max Franz von Deblin verlegt die folgende Sage auch auf einen späteren Zeit-

Digitized by Google

punkt: Der Altharter Grundherr Deblin hatte fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Er wollte jedem dieser Kinder ein Dorf schenken, besaß aber solcher nur zwei, nämlich Althart und Neuhart, die er den beiden ältesten Söhnen vererbte. Damit nun die übrigen Kinder nicht verkürzt würden, errichtete er zu ihren Gunsten auf Altharter Dominikalgrund drei Siedlungen und benannte sie nach ihnen. Frauendorf erhielt die Tochter Veronika (in der Mundart „Braunl", daher „Braunldorf", später Frauendorf), Margarethen bekam die zweite Tochter Margarete und Wenzelsdorf der Sohn Wenzel. — Bezüglich des Ortsnamens Margarethen berichtet noch eine andere Sage, das Dorf hätte seinen Namen nach dem Vornamen der Gattin des Gründers erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Soweit dies aus den Altharter Kirchenmatriken feststellbar ist, hatte Max Franz von Deblin in seiner Ehe mit Margarete Franziska, einer geborenen Freiin von Gastheimb, neben seinem Nachfolger im Besitze, Franz Anton, drei Töchter: Maximiliana, Theresia und Maria Anna. — Frauendorf wird in der Altharter Taufmatrik zum ersten Male am 20. März 1715, Wenzelsdorf im Neustifter Taufbuch am 16. April 1712 als „Watzlesdorf" und am 8. Jänner 1714 und in der Folgezeit als „Wentzlsdorff" erwähnt.

f) Die Schweden in Qualkowitz

Die Schweden kamen auf ihrem Plünderungszug auch nach Qualkowitz und, nachdem ihnen ihr schlechter Ruf vorauseilte, brachte, wer nur konnte, sich und seine Habe irgendwie in Sicherheit. Dies tat auch eine alte Frau: sie versteckte sich mit ihrer Kuh in einem heute zum Hause Nr. 12 gehörigen Erdkeller, in den sie vorher genügend Futter gebracht hatte; damit aber das Tier durch sein Muhen nicht zum Verräter werde, warf ihm die Alte ständig Heu vor. — Als der Feind wieder abgezogen war, verließ sie ihr Versteck und auch den menschenleeren Ort in der Richtung gegen den „Lukschenberi" im Norden des Ortes. Eh sie in den Wald eintrat, richtete sie ihren Blick noch einmal nach der verwüsteten Gegend; dasselbe tat aber auch einer der beiden schwedischen Soldaten, die Qualkowitz eben verlassen hatten und gegen Lospitz ritten. Als er die Alte mit der Kuh sah, riß er sein Pferd herum und sprengte, obwohl ihn sein Kamerad zurückzuhalten versuchte, dem Weibe im Galopp nach. Vor dem Lukschenberg zieht sich aber ein Graben hin, der früher viel breiter und tiefer war. Eben wollte er ihn übersetzen; das Pferd sprang aber zu kurz, es überschlug sich und begrub unter sich seinen Reiter. Der andere Schwede ritt nach Lospitz weiter und ließ die Alte unbehelligt ziehen.

g) Die Schweden in Neustift

Dort, wo die Thaya in ihrem Laufe gegen die n.-ö. Grenze ganz nahe an den von Piesling nach dem Pfarrdorf Neustift führenden Gehsteig herantritt und eine Krümmung bildet, soll vor undenklichen Zeiten auf dem linken Steilufer eine Kapelle gestanden sein, die der Zerstörungswut der Schweden zum Opfer fiel. Hiebei habe der Feind die große Glocke in die Fluten der Thaya versenkt; seither kann man sie alljährlich einmal, u. zw. an einem bestimmten Tage des Monats Juni, erklingen hören. Oft

Digitized by Google

schon wurde der Versuch unternommen, die Glocke zu heben, doch sei dies bis heute nicht gelungen, weil die Thaya an dieser Stelle zu tief ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es dürfte kein Fehlschluß sein, in der von der Sage als Standort einer Kapelle bezeichneten Stelle die Ueberreste einer alten Wallanlage, wie sich solche in Südwestmähren mehrere vorfinden, zu erkennen. Das Steilufer gegen Westen, ein Fahrweg im Osten und das Tal im Süden der Anlage, sowie einzelne Wallreste und die Unebenheiten des Bodens, die möglicherweise von früheren Grabungen herrühren, unterstützen diese Annahme.

h) Die Schweden in Jamnitz

Als sich in Jamnitz die Nachricht von dem Herannahen der Schweden verbreitete, bemächtigte sich der Bewohner große Furcht; ein Teil verließ die Stadt und suchte in den Schächten des aufgelassenen Goldbergwerks ein schützendes Versteck. Dies wurde ihnen aber zum Verhängnis! Die Schweden, die von ihrem Aufenthalte erfahren hatten, warfen nun brennendes Stroh in die Schächte, die zum Grab der Flüchtlinge wurden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im 13. und 14. Jhd. wurde in der Nähe der Stadt Jamnitz starker Bergbau auf Gold, Silber und Blei betrieben, der später einging. Markgraf Karl schenkte der Stadt im Jahre 1345 ein Goldbergwerk, das die Errichtung einer durch mehrere Jahrzehnte im Betrieb gebliebenen Münzstätte zur Folge hatte und den Bürgern großen Wohlstand brachte. (Wolny, III; S. 272.) — In seiner, im Jamnitzer Dekanatarchiv hinterlegten handschriftlichen „Geschichte der Stadt Jamnitz" berichtet Jos. St. Menšik (gest. 6. Feber 1863 in Brünn), daß Dampierre es gewesen sein soll, der 1618 die zu den Berghäuern in die "Holči hora" (soll „vlči hora" heißen) geflüchteten Stadtbewohner mit brennendem Stroh erstickt habe; der Umstand jedoch, daß im 17. Jhd. in Jamnitz kein Bergbau mehr betrieben wurde, läßt auch diese Angabe sagenhaft erscheinen. Erst im Jahre 1830 hat man einen neuen Bau auf Silber unter dem Namen „Theresienschacht" eröffnet, der aber nicht ergiebig war und deshalb 1832 wieder eingestellt wurde. (Wolny, III., S. 267.)

i) Eine sprichwörtliche Redensart aus der Schwedenzeit

Wenn jemand in irgend einer Angelegenheit schlecht abschneidet, pflegen heute noch alte Leute in Jamnitz zu sagen: „Dem erging es, wie dem Götz bei Jankau!" Eine Erklärung hiefür vermögen sie nicht zu geben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Redensart hat sich aus der Schwedenzeit erhalten und erinnert an die Schlacht bei Jankau (einem Ort zwischen Tabor und Caslau) am 6. März 1645, in der der österreichische General Götz von dem schwedischen Feldherrn Torstenson vernichtend geschlagen wurde[10]).

[10]) Die Aufzeichnung obiger Sagen erfolgte nach Mitteilungen der Herren Karl Eckhardt, Qualkowitz; † Karl Brand, Frauendorf, † Josef Nowak, Althart, und der Frauen Marie Endl und Franziska Wanko aus Alt-Hart.

Digitized by Google

Vom Weihnachtsspiel der Böhmerwäldlersiedlung Felizienthal (Galizien)

Von **Franz Böhm**

Als die Böhmerwäldler vor hundert Jahren aus ihrer alten Heimat auswanderten nach dem fernen Osten, nahmen sie sich etwas mit, was sie auch in ihrer neuen Heimat nicht missen wollten, und was sie immer an ihren Böhmerwald erinnern sollte: ihr Weihnachtsspiel. Die Familie Koller aus Schattawa brachte es mit und das Haupt dieser Familie ist noch heute der Spielführer. In der ersten Zeit des Rodens und der harten Arbeit konnte nicht daran gedacht werden, das Spiel einzulernen und aufzuführen. Aber schon 1854, als man über die gröbsten Arbeiten hinaus war, wurde es in Felizienthal zum ersten Male gespielt, unter der Leitung von Josef Koller; ihm folgte als Spielführer Matthias Koller, dann Stanislaus Koller und jetzt ist es dessen Sohn Matthias Koller. Es wurde ziemlich regelmäßig alle vier Jahre gespielt. Der ursprüngliche, aus der alten Heimat überkommene Text lebte nicht lange: ein zorniger Herodes warf ihn 1865 bei einer Probe ins Feuer. Daraufhin hat Stanislaus Koller das ganze Spiel frei aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, was nur möglich war infolge des guten Merkvermögens dieser Naturmenschen. Freilich konnte er es nicht in neuhochdeutscher Schriftsprache, nach der neuesten Rechtschreibung aufzeichnen, vielmehr hielt er sich ganz an seine böhmerwäldlerische Aussprache. Dieser Text wurde dann von Matthias Koller wiederum abgeschrieben, bevor er durch Michel Menzl 1925 nach Mihalok in Karpathenrußland geschafft wurde. Die Mihaloker, die ja aus den deutschböhmischen Inseln Galiziens (hauptsächlich Machliniec und Felizienthal) stammen, wollten das Spiel auch aufführen. Von dort wurde das Buch nach Potarz in Rumänien geschickt an Ignaz Franz, wo es noch heute sein dürfte. In Felizienthal wurde es im Jahre 1927 zum letzten Male gespielt. Es wurde auch in anderen Dörfern Galiziens auf Wunsch der Bewohnerschaft aufgeführt.

Gewöhnlich mußte die Familie Koller selbst die Hauptrollen des Spieles übernehmen, z. B. wurde die Rolle der Maria zuletzt von der ältesten Tochter Kollers, Elisabeth, gespielt. Es ja wohl überhaupt so, daß Volksbräuche dieser Art von einer bestimmten Familie getragen werden, die die Überlieferung fortpflanzt. Es war für uns überaus ergreifend, zu sehen, wie sich diese einfachen, unverbildeten Menschen in das Spiel hineindenken und wie sie sich von ihm mitreißen lassen. Wir ließen uns die Weisen, das Spiel hat deren 32, von den Koller-Leuten vorsingen. Und uns hat zutiefst ergriffen, als wir beim Singen der Herodesklage, einer überaus schlichten einfachen Mollweise: „Ach weh, der Eitelkeit, ach weh, der kurzen Zeit ..." und der Schilderung der Qualen des Herodes in der Hölle, den alten Stanes vor innerer Bewegung weinen sahen. Das hat den alten Mann ganz gepackt und uns einen Blick tun lassen auf die innere Empfänglichkeit und seelische Aufgeschlossenheit dieser schlichten Menschen.

Das Spiel, das natürlich verwandt ist mit den übrigen Weihnachtsspielen des Böhmerwaldes, ist deswegen von Bedeutung, weil es, wie schon

Digitized by Google

erwähnt, übertragen wurde in mehrere andere Inseln, wo es in Wort und Weisen im Laufe der Zeit jedenfalls irgendwie weiter gestaltet werden wird. Zwei solche Orte habe ich hier genannt; bei mehreren anderen steht der Zusammenhang noch nicht fest. Es wäre vielleicht eine lohnende Aufgabe, das einmal zu untersuchen, da man daraus wieder erkennen könnte, wie die einzelnen Kulturströmungen zwischen den Sprachinseln untereinander gelaufen sind.

Die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes*)

Von **Adolf Gücklhorn**

Seit den ältesten Zeiten spielen die Pflanzen eine wichtige Rolle im Leben des Menschen. Sehr viele hat er sich im Laufe der Jahrhunderte nutzbar gemacht. Er pflanzt und betreut sie, weiß um ihr Wachsen und Werden. In anderen entdeckte er geheime und helfende Kräfte, von vielen weiß er wohl nur, daß sie da sind, die eine oder die andere kennt er vom Spiel aus seiner Kinderzeit her. Er hat für solche, denen er öfters in Feld und Wald, auf Wiesen und Triften begegnete und die er nicht benennen konnte, Namen erfunden, Namen nach Merkmalen oder Eigenschaften, die ihm gerade an ihnen auffielen. Seine Sprache enthält Wörter und Redewendungen, die Übertragungen aus der Pflanzenwelt darstellen. Und so könnte man noch weiter fortfahren im Aufzählen von Punkten, an Hand derer sich die Beziehungen zwischen Mensch und Pflanzen erkennen lassen.

Das aufzuzeichnen, was von diesen Beziehungen im Volksleben des Mieser Landes zu finden ist und war, sollte die Aufgabe des folgenden Aufsatzes sein.

Wir wollen ausgehen von der nächsten Umgebung des Menschen, uns daher dem Wohnhause zuwenden.

Es macht einen recht freundlichen Eindruck, wenn man aus den manchmal etwas kleinen Fenstern eines Bauernhauses dunkles Pflanzengrün und leuchtendes Rot, Weiß, Gelb und Blau grüßen sieht. Zimmerpflanzen sind der Stolz jeder Bäuerin. Sie setzt immer wieder Ableger („Olecha") in Töpfe, sie kann nie genug Blumen in der Stube haben. Da sind vor allem dunkelbelaubte Pelargonien (Pelargonia; Zonal- und Efeupelargonien), „Stinkata Liesl" genannt, mit roten, rosaroten und weißen Blütenballen, das ganze Jahr hindurch, sind verschiedene Abarten der Fuchsie („Fuchs"), da ist die Passionsblume (Passiflora coerulea), um ein kreisförmig gebogenes Stäbchen wachsend, an deren Blüten man etwas wie Werkzeuge, wie solche bei der Kreuzigung Christi verwendet wurden, erkennen will, darum auch „Leidn Christi" genannt wird. Da ist die schöne Monatsrose, „s Monatsröisl", dessen Blüten neben Myrten bis vor etwa 40 bis 50 Jahren stets

*) Dieser seit Mitte 1930 im Satz stehende Beitrag konnte bisher wegen Raummangels nicht gebracht werden. Der die Zimmerpflanzen und Gartenblumen behandelnde Anfangsteil (Anm. 1—24) ist mittlerweile im 4. Heft 1930 der Zeitschrift „Natur und Heimat" erschienen.

Digitized by Google

die Hochzeitsgans („Haochzatguans") schmückten, die beim Hochzeitsmahle als letztes Gericht auf den Tisch kam, vom Bräutigam oder von den Musikanten zerteilt und den Gästen als „Bschoedessn" mit nach Hause gegeben wurde. Das „Immergrün" des Fensters ist der Efeu (Hedera helix), um Fensterrahmen, Spiegel und Bilder rankend, manchesmal einige Meter lang. Heilzwecken dient die Aloe (Aloe), „d' Ho(a)lbla(t)la", mit ihren fleischigen Blättern, die auf Brand- und Schnittwunden und Geschwüre[1]) aufgelegt werden und aus denen man zum gleichen Zwecke eine Salbe herstellt, indem man sie zerschneidet, in einem Gefäß auf der Ofenplatte dünsten läßt, einen Eidotter und frische Butter oder Schmalz dazugibt und alles mischt. Ein Liebling der Hausfrau ist die Myrte (Myrtus)[2]). Die Hochzeitsleute tragen ein Myrtensträußlein und ein weißes Band dabei an der Brust, die Braut trägt einen Myrtenkranz auf dem Haupte, die Erstkommunikanten haben Zweiglein im Knopfloch oder Haar und um die Kerzen gewunden. Bei der aufgebahrten Leiche steht ein Glas mit Weihwasser und darin ein Myrtenzweig. Die junge Frau pflegt ihr Myrtenstöcklein, aus einem Zweig ihres Brautkranzes gezogen, daß es ja nicht verdorre. Myrten „bakumma" sehr schwer, deshalb spaltet man das in die Erde zu steckende Ende des Zweiges und steckt ein Gerstenkorn hinein, so faßt es leichter Wurzeln. Junge Pflanzen vertragen keine Zugluft, man stürzt daher gern ein Glas über sie. Gern gesehene Zimmerpflanzen sind ferner die „Schnöibolln" (Hydrangea hortensis, der Schneeball) mit ihren weißen, später rötlich oder bläulich werdenden Dolden, dann die der Wucherblume ähnelnde Compositae, „Katharineblöiml", Zimmerlinden und Plectranthus (Ho(a)lbla(t)la"). Die haarigen, rauhen Blätter der letzteren Pflanze werden vereinzelt auf Wunden gelegt, obwohl die Natur dieser Pflanze zur Vorsicht mahnte. Sehr schön inmitten grünen Laubes sind Blattbegonien (Hybriden von Begonia rex) und die Abarten von Coleus mit ihren rotbraunen Blattzeichnungen. Beliebt ist ferner der Judenbart (Saxifraga sarmentosa) mit seinen langen Ausläufern, vereinzelt trifft man Aspidistra elatior („d' Bla(t)la" oder „d' Zwiefl"), auch Petunien (Petunia), Goldlack mit brennenden Blüten (Cheiranthus) und im Sommer zuweilen die Kapuzinerkresse (Tropaeolum sarmentosa).

Ein Gärtlein, darin Blumen und einiges Gemüse gedeihen, fehlt selten beim Bauernhause. Meist findet man es an der dem Hauptverkehrswege zugekehrten Seite des Hauses. Dort wuchert in einer Ecke eine breite Rosenstaude, „d Raosn", mit rosaroten oder weißen Blüten. In größeren Gärten stehen dann schon schöne Bäumchen mit dunkelroten und gelben Rosen, sauber an Stöcke, mit Glaskugeln geziert, gebunden. Die „Königin der Blumen" schmückt in Vasen und Gläsern die „schöne Stube" im Bauernhause. Im Kriege wurden die zarten Blütenblätter gesammelt, getrocknet und als Zigarettentabakersatz verwendet[3]). Auch Redensarten, wie: „Du glöihst wöi a Raosn" (gemeint: du bist gesund), „wöi a Röisl" (schön wie ein Röslein), „Döi hot owa Röisla" (die hat aber rote Wangen), oder „A Raosn zwischa zwoea Dornan" usw. seien hier erwähnt. In Liedern und Vierzeilern („Einlafstückla") hört man oft von Rosen und vom Rosenstrauch, zum Beispiel:

Digitized by Google

„Wenn ma Moidl a Raosnstöckl wa, a Raosnstöckl wa,
[: Donn stellat ös hintas Fenza, danns olla Leit sahn." :]

Ihres kräftigen Geruches wegen geschätzt sind „d' Nachala" (Dyanthus caryophyllus, Gartennelke), gefüllte und einfache, ferner auch die wohlriechenden Veilchen (Viola odorata), „Rechta Veichala" oder „Schmeckata Veichala" genannt. Weiter findet man Gartenstiefmütterchen, „graoßa Veichala", „Stöifmüttala", in prächtigem Farbengemisch; gefüllte Gänseblümchen (Bellis), „Bulla Gänsblöimla"; im Herbste Astern (Aster chinensis), die man gern auch auf Gräber pflanzt und in Grabkränzen flicht (Allerseelen) wie Strohblumen, „d' Straohblöimla". Seit altersher wachsen im Garten „d' Herzla" (Dielytra spektabilis, Herzblume), die Mädchen und Frauen früher gern neben „Schmeckats" (Krauseminze) und anderen riechenden Kräutern in der Hand trugen[4]), wenn sie an Maiabenden in die Betstunden gingen. Ferner die Pfingstrose (Paeonia peregrina), „d' Poplraosn", „d' Puaplraosn", die am Fronleichnamstage eine Rolle spielt. Mit ihr sind an dem Tage die Altäre bekränzt, in Kränze wird sie geflochten, die man weihen läßt, und die „weißen" Mädchen streuen beim Umzuge durch die Gassen neben Blütenblättern verschiedener Wiesenblumen hauptsächlich solche der Pfingstrose[5]). Dann ist da die „Krausawinzn", „Krausaminzn", „'s Schmeckats" (Mentha crispa), deren Blätter, zerrieben, vor Insekten schützen; man hängt sie den Zugtieren zum gleichen Zwecke im Sommer ans Geschirr; der Absud aus der Pflanze ist gut gegen Husten und Magenschmerz[6]). Weiter „s Wintagröi(n)" (Vinca minor, Winter-, Singrün), das in Ermangelung der Myrte gebraucht wird, als Gräberschmuck dient und in Kränze geflochten wird (Allerseelen)[7]). Seltener ist der Wermut geworden (Arthemisia absinthium), „da Wirmat"[8]). Ein Absud aus der Pflanze hilft bei Magenschmerz, Bauchweh und fördert den Apetitt. Die getrocknete Pflanze, zerschnitten und in Kornschnaps angesetzt, ist ebenfalls gut bei Magenverstimmung[9]). Auch den Haustieren wird er eingegeben, wenn sie nicht fressen wollen. Dann gibt es blau- und rosafarbene „Glöckala" (Aquilegia vulgaris, gemeine Akelei)[10]), in jedem Garten „Tulipm" (Iris germanica, deutsche Schwertlilie) und „d' Feiaraosn" (Lilium bubliferum, Feuerlilie), deren braunen Blütenstaub die Kinder zum Anmalen von Schnurrbärten verwenden. Vereinzelter trifft man die Lilie (Lilium candidum)[11]), Vergißmeinnichte (Myosotis), die am Fronleichnamstage Verwendung finden (Kränzlein), die man auch in Teller gibt und in die Stube stellt, wo sie lange blühen; wohlriechende Wicken (Lathyrus), in jüngerer Zeit Kapuzinerkressen (Tropaeolum). Andere sind: die Georginen (Dahlia variabilis), die Schlüsselblumen (Primula officinalis), „d' Himmlschlüssl", „d' Schlüsslblöimla"[12]) und die Sonnenblumen (Helianthus annuus), „d' Sunnablouma", deren Same von Kindern gern gegessen wird, auch als Vogelfutter dient, „'s Ringlblöiml" (Calendula, Ringelblume), Tulpen, Schneeglöckchen, Narzissen und Aurikel. Häufig trifft man auch die Nachtviole (Hesperis matronalis), als „da Nochtschottn" bezeichnet, seltener Margeriten (Leucanthemum), „Gonsara", und Gartenmohn (Papaver somniferum, orientale), „da Moah", dessen Körner von Kindern aus den Kapseln geschüttet und gegessen werden, früher als Schlafmittel Verwendung fanden. An Heil-

Digitized by Google

pflanzen sind noch Thymian (Th. vulgaris), aus dem man einen Tee gegen Husten herstellt und der zum Würzen von Tunken dient, und Lawendel (Lavandula off., L. spica) zu erwähnen[13]). Früher dürfte auch Artemisia Abrotanum (Stabwurz, Eberreis), „Gartnhopfn", in manchem Gärtlein zu finden gewesen sein, da die Pflanze zu Heilzwecken gerne verwendet wurde[14]). Zuweilen im Garten, meist aber als Topfpflanze im Fenster traf man den Rosmarin[15]) (Rosmarinus off.), „da Rosmarià". Bräutigam und Brautführer trugen große Zweige, mit langen Bändern geschmückt, auf dem Hute, alle anderen Hochzeitgäste kleinere im Knopfloch des Rockes oder am Kleid befestigt. Rosmarin war auch als Heilpflanze beliebt[16]), ebenso der Gartensalbei (Salvia off.), „da Solbei", der sehr selten geworden ist[17]). Nicht zu vergessen ist der Fenchel (Foeniculum off.), „da Fenikl", obwohl er nur noch in wenigen Gärten zu finden ist. Die Samen fanden und finden vereinzelt noch Verwendung als Brotwürze[18]), man tat sie in Tunken und Sauerkraut. In Wasser gekocht und das getrunken, ist gut bei Bauchschmerz und Magenverstimmung[19]). Majoran ist beliebt als Suppenwürze („Majron"; Origanum majorana)[20]). Wohl selten gebaut, aber wegen ihrer Heilkraft geschätzt waren der gebr. Ysop (Hyssopus off.)[21]) und die Zitronenmelisse (Melissa off.)[22]). Eine Pflanze, die nur zur Zeit des Weltkrieges häufig im Bauerngarten zu finden war, soll auch erwähnt sein: der Tabak („Towak", Nicotiana rustica). Tabak kauen gilt übrigens als gut gegen Zahnschmerz[23]). Beliebt ist der Meerrettich, Kren (Cochlearia armoracia), „da Kria(l)", der Verwendung findet zu Krentunken und, zerrieben oder geschabt, aufgelegt wird bei Seitenstechen, Kopfweh, Rippenfell- und Lungenentzündung. Ein gutes Mittel gegen Magenverstimmung stellt man her, indem man geriebenen Kren in ein Gefäß gibt, etwas Zucker zusetzt, zudeckt und das einen Tag stehen läßt[24]). Die Blätter der Pflanze legt man auf bei Kopfweh, den Schweinen bei Rotlauf, und sie dienen zum Einpacken der Butter in der heißen Jahreszeit.

Auf Beeten sieht man allerhand Gemüsearten, als da sind: Salat, „So(a)lât", „Salot", „Sellât", der mit Schmetten, Salz und Essig angemacht, genossen, aber auch wie Kraut zubereitet wird; Kohlrüben („K(ö)lroum", „K(ö)laroum"), die wie Kraut, roh und gedünstet gegessen werden und als Grünzeug in die Suppe kommen; Welschkohl („Kapustn"), Blumenkohl („Karfiol") und Spinat („Spenât")[25]) trifft man nur in größeren Gärten. Dagegen findet man in jedem Bauerngärtlein „d' Pöitasüll" (Petersilie)[26]), die wie Sellerie („da Zella", „Zellera") zum Würzen der Suppe dient. Petersilien werden auch getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Zwiebeln (Zwiefl) verwendet man bei der Herstellung verschiedener Speisen, bei Zahnschmerz werden sie gekaut, die braunen Schalen dienen zum Färben von Ostereiern[27]). Gegen Zahnschmerz hilft auch der Knoblauch, „da Knuawlat"[28]), der wie die Zwiebel als Mittel gegen Bauchschmerz[29]) zuweilen roh gegessen wird. Über der Türe aufgehängt, läßt er keine Krankheit ins Haus, und schützt vor ihr, wenn er an einem Bande um den Hals getragen wird. Schnittlauch dient zum Würzen der Suppe und des Käses („Schni(tt)ling"). Rettiche und Radieschen („Rettich", „Radiesla") gelten als magenstärkend und -reinigend[30]), Möhren („gelwa

Digitized by Google

Roum") sind beliebt für Brühen. Gurkan trifft man nur vereinzelt. Sie werden als Salat genossen, in ihrer Form sieht mancher das Vorbild einer besonders großen Nase seines Mitmenschen („Du host a Gurkn") oder schimpft ihn „Du olta Gurkn!". Von einem, der ein betrübtes Gesicht macht, sagt man, er habe sicher saure Gurken gegessen. Bohnen oder Fisolen baut man äußerst selten. Sehr beliebt sind sie bei Kindern. Sie spielen „Grod oder ungrod", ein Ratespiel, und „Schuckan", wobei die erst geworfenen Bohnen in ein Loch ‚geschuckert', d. h. geschnellt werden müssen[31]). Eine andere Gartenpflanze, die früher als heilkräftig geschätzt war, jetzt aber nicht mehr oder äußerst selten gebaut wird, ist der gem. Spargel (Asparagus off.)[32]).

Andere beliebte Pflanzen, die man teils im Gärtlein vorm Hause, teils im Obstgarten, teils auch im Hof des Anwesens antrifft, sind: der echte Weinstock (Vitis vinifera), „da Wei(n)stuak", „da Wei(n)", meist am Giebel des Hauses emporrankend. Seine Blätter dienen zum Auflegen auf Wunden und Geschwüre. Dann der Klokätsch (Staphylea pinnata, Pimpernußstrauch), dessen Zweige, in einem Gefäß mit Wasser zum Sprossen gebracht, für Palmbüschel (Palmsonntag) Verwendung finden. Die Früchte, an eine Schnur gefädelt und den Kindern um den Hals gehängt, erleichtern das Zahnen, dienten früher zur Anfertigung von Rosenkränzen und Kinder spielen damit wie mit den Bohnen[33]). Wegen seiner bunten Blätter im Herbst ist der wilde Wein, „da wilda Wei(n)" (Ampelopsis hederacae) gern gesehen. Bei jedem Hause wächst der schwarze Holunder (Sambucus nigra), „da Hulla", „da schworza Hulla"[34]). Die Blätter des Strauches werden auf Wunden gelegt und dienen dem Bauer zum Schutz vor Insekten (Stirne einreiben), wenn er ausfährt. Auch den Tieren hängt er Zweiglein ans Geschirr. Aus den schwarzen Beeren erzeugt die Bäuerin einen jahrelang haltbaren „Powidl", der gut ist gegen Bauch- und Magenschmerz, den Appetit fördert, als schweißtreibend gilt und aufgelegt wird, wenn Frauen „böse Brüste" haben. Auch einen Wein erzeugt man aus den Beeren, den „Hullawei(n)", ebenfalls angewendet gegen Magenschmerz. Getrocknete Beeren gebraucht man gegen Bauchschmerz. Die weißen Blüten, mit Zucker versetzt, verwendete man früher zu Holunderkuchen, heute gewinnt man aus ihnen noch einen vorzüglichen Wein. Ein Absud aus den Blüten fördert das Schwitzen. Aus den stärkeren Stämmen des Strauches erzeugen Kinder „Pirschkan" und „Spritzn", indem sie das Mark herausnehmen, einen Werg- bzw. durchlöcherten Holzstöpsel an einem Ende hineinstecken und dazu einen dichtenden Kolben anfertigen, der den Wergstöpsel mit einem Knall, bzw. das Wasser durch den Holzstöpsel hinauspreßt. Der Dorfbursche singt folgenden Vierzeiler: „Unta dera Hullastau(d)n, durt is 's schöi(n) warm, schöi(n) warm, Moidl, wennst niat daobleibm wüllst, hul e an Schandarm." — Dann ist da ferner der Flieder (Syringa vulgaris), „da türkischa Hulla", „Hulla", „d' Loetala". Die Blätter des Strauches werden auf Wunden gelegt, Kinder nehmen sie zwischen die hohlen Hände und blasen schrille Töne. In der Hexennacht (30. April) mußten bis vor einigen Jahren Stücke Rasen vor die Türen gelegt und hinein Kreuzlein aus sprossenden Fliederzweigen gesteckt werden. Unter das Bett gelegt, schützen

Digitized by Google

die Kreuzlein vor der Drud[35]). Kinder stecken die Blumenkronen ineinander und machen Kränzlein und Leitern („Loetala"). Zum Sprossen gebrachte Zweige sind Bestandteile der Palmbüschel[36]). Palmbüschel tut man in die Felder, in der Stube hinter Bilder oder Kreuze, in den Stall, denn sie schützen vor allem Unheil, wie Blitz, Krankheit, Unwetter, Feuer usf. Kinder tragen sie am Palmsonntag in die Häuser der Nachbarn und kriegen dafür Eier und Geld. Zur Zeit des Saftens werden von Kindern aus der Rinde „Farka", „Pfeifla" und „Hörna" gemacht. Beim Abziehen, indem sie das Zweiglein auf dem Knie klopfen, singen sie:

„Hulla, Hulla, Pfeiferl,
Göiht da Höithund sch.....,
Göiht a hintas Höithaus,
Sch..... a dra gunga Hündla as.
Wea wiads taffn?
D' Hoitmarchat mit da Larvn.
Wea wiad d' Windl woschn?
D' Höitmarchat mit da Soechtoschn.
Piff, paff, piff, paff,
Göiht dös Pfeiferl nu niat o,
Schneidn ma da Kotzn 's Schwanzl o."

und: „Pfeiferl, Pfeiferl, pfief o,
Schneidn ma da Kotzn 's Schwanzerl o."[37])

Früher war häufiger der Spindelbaum anzutreffen (Evonymus europaea), „d' Patakappla", auch die Schneebeere (Symphoricarpus), „weiße Biala", deren Zweige mit Früchten zu Kränzen und Gräberschmuck (Allerseelen) Verwendung finden. Sehr vereinzelt findet man den Goldregen (Laburnum), hie und da Lebensbäume (Tuja, Chamaeciparis usw.), „Zypressen" genannt.

Der Obstgarten befindet sich in der Regel hinter dem Hause. Obstbäume und Beerensträucher sind sehr beliebt. Schon das erste Abfallobst (meist Äpfel) wird verwendet zu Spalten, die man für den Winter aufbewahren kann, und Most, ein erfrischendes Getränk an warmen Tagen. Wurmiges Obst gibt man den Rindern ins Getränk oder wirft es den Schweinen vor. Äpfel, geschnitten, gerieben oder geschabt, geben eine wohlschmeckende Füllung für Strudel, Buchten und Knödeln. Man gibt sie auf Kuchen, zu Reisbrei und „Dotsch", ißt sie roh, gedünstet oder gebraten. Äpfel, zuweilen angefaulte, Nüsse und getrocknete Zwetschken bringt der Nikolaus; am hl. Abend kommen sie nebst Nüssen, getrockneten Birnen und Zwetschken auf den Tisch. Am Christbaum findet man Äpfel, vergoldete Nüsse, vereinzelt auch Zwetschken. Die Leute zerschneiden am hl. Abend Äpfel und sehen, ob sie einen Kern verletzt haben. Ist das der Fall, so gibt es im nächsten Jahre Unglück oder einen Todesfall[38]). Die Reste vom Mahl, Kernhäuser, Kerne, Schalen, Krumen, trägt einer ohne zu atmen auf den Düngerhaufen oder in den Garten unter einen Obstbaum[39]). Tut das ein Mädchen, so horcht sie, ob ein Hund bellt, denn dann wird sie im nächsten Jahre heiraten, Ihr Liebster aber wird von dorther kommen, von wo das Hundegebell

Digitized by Google

erschallt. Die Haustiere bekommen an diesem Abende Äpfel, Zwiebeln, Salz und Stullen. Auch Heilzwecken dient der Apfel. Frisch genossen, gilt er als die Verdauung fördernd, sein Saft reinigt die Zähne, mit einem verfaulten Apfel bestreicht man Schwinden und Hühneraugen[40]). Die eingetrockneten Blütenreste an der Frucht heißen „Puapl" (so auch bei der Birne), das Kerngehäuse „'s Kerkhäusl"[41]). Redensarten sind: „Wöi a Apferl" (gemeint ist: schön), „Döa hot möin in' sauan Apfl beißn", „Da Apfl f(ä)llt niat weit vom Stomm". Das harte Holz des Baumes ist sehr geschätzt, ebenso wie das des Birn- und Zwetschkenbaumes, das zu Hackenstielen gern verwendet wird. Die Birnen („Bian, Hulzbiala") werden im Backofen gedörrt („Huzl"; Redensart: „Zsommgfroan wöi a Huzl"), im rohen und getrockneten Zustande für Brühen gebraucht; ebenso die Zwetschken. Die gibt man auf Kuchen und in Knödeln. Sie werden eingekocht zu „Powidl" und eingelegt. Der Fischer gibt sie an die Angel, wenn er Weiß- oder „Brot"fische (Döbel) fangen will. Manche Leute graben im Herbst Zweige mit Früchten in einem Gefäß etwa ¾ bis 1 Meter tief im Garten ein, um sie dann am hl. Abend frisch und gut erhalten herauszunehmen. Das Entfernen der Steinkerne aus der fleischigen Hülle heißt man „aspotschkan", der Kern selbst vereinzelt „Potschkakern". Bekannt sind „Zwetschka", „Dauntschn", „Dauntschkala" (gelb und rote Früchte; Rede: „wöi a Dauntschka(r)l" = kleine, unscheinbare Person), „Howazwetschka" (gelb), dann „Pflamala" (rot oder blau) und „Schlöiakröichala" (wie Schlehen)[42]). Der Kirschbaum darf im Garten nicht fehlen („Kirschn, Kerschn, Buaglkirschn, Weigsl"). Die saftigen Früchte gibt man in Knödeln, auf Kuchen und erzeugt aus ihnen wohlschmeckenden Kirschwein. Der Fischer verwendet sie beim Fischen. Kinder schießen gegeneinander die schlüpfrigen Steinkerne. Das goldbraune Harz des Baumes „spinnen" sie und essen es. Die Blätter lieferten zur Zeit des Weltkrieges einen Tabakersatz. Aus Weichselzweigen macht man Pfeifenrohre und „Weigslsteckla". Vor Jahren wurden am Barbaratag (4. Dezember) Zweige vom Weichselbaum (auch Flieder, Haselnuß, Birke usf.) geschnitten und in ein Gefäß mit Wasser gegeben. Bis Weihnachten grünten sie. Zu welchem Zwecke sie verwendet wurden, konnte nicht festgestellt werden[43]). Ziemlich häufig war früher der Walnußbaum anzutreffen („Wålnuß", „wålescha Nuß", „Nuß"), dem strengen Winter 1928/29 jedoch ist mancher zum Opfer gefallen. Die Früchte spielen zur Weihnachtszeit eine Rolle: Nikolaus, hl. Abend, Weihnachtsbaum, Silvesterabend („olta hl. Aomd"). Wer am hl. Abend in einer Nuß einen schwarzen Kern findet, hat im kommenden Jahre Unglück zu erwarten[44]). Im Kriege wurden die Blätter des Baumes geraucht. Aus Nußschalen machen Kinder „Klåppan" und Schiffchen.

Im Herbste recht man das abgefallene Laub der Obstbäume zusammen und verwendet es als Stallstreu. Die Baumstämme werden zum Schutz vor Kälte und den Hasen mit Lehm oder Kalk bestrichen. Am Weihnachtsmorgen vor Sonnenaufgang umwickelte man sie mit Strohbändern, um im kommenden Jahre reichlich Obst zu bekommen, am Gründonnerstag beim letzten und am Karsamstag beim ersten Glockenläuten schüttelt man die Obstbäume zum gleichen Zwecke[45]). Trägt ein Bäumchen zum ersten

Digitized by Google

Male Früchte, so darf man sie nicht abreißen, da sonst der Baum später wenig Obst gäbe.

Am Gartenzaune wachsen Beerensträucher, „dös Stau(d)nzeich". Da sind Himbeeren („Hiangabia", „Hiangbia"), Johannisbeeren („Rewisalä") und Stachelbeeren („Stochabiala"). Die Früchte der Himbeere und Johannisbeere gibt man auf Kuchen und in Buchten, sie werden eingelegt und eingekocht. Himbeerblätter liefern einen Tee und galten während des Weltkrieges als Tabakersatz[46]).

Auch Ebereschen, Vogelbeerbäume (d'Vuaglbia", „da Vuaglbiabām") findet man in den Obstgärten. Die roten Beeren werden zu „Powidl" eingekocht, der gut ist zum Erbrechen und bei verdorbenem Magen, und zur Erzeugung eines Weines verwendet wird. Der Vogelfänger stellt seine Roßhaarschlinge im Herbste mit Vorliebe auf Vogelbeerbäume (Gimpelfang). Wenn sich ziehende Krammetsvögel in Scharen auf dem Baume niederlassen, folgt ein strenger Winter. Die schlanken Zweige geben schöne Peitschenstiele. Das Lied „Unterm Vuaglbiabām" ist ja bekannt. Zu welchem Zwecke man in manchen Orten Zweige mit reifen Beeren in die Fenster hängt, konnte ich nicht erfahren. Möglicherweise sollen sie nur einen Schmuck darstellen. An der Hof- oder Gartenmauer pflanzt man gerne Eichen „Oechn", „Oechala", „Oecha(r)lbām"), da ihr hartes Holz vielfach verwendet werden kann. Im Kriege wurden die Blätter geraucht, die Früchte geröstet und als Malzkaffee-Ersatz benützt. Kinder machen aus den ausgehöhlten Früchten oder Bechern Tabakpfeifchen. Eichenblätter liefern auch einen Tee[47]). „Du bist a oechana" (du bist ein eichener = Hartkopf, stark, fest) ist eine bekannte Redensart. Auch Flurnamen, wie „ban Oechlan", Douwi, Doubka, Duwofka, Dowrafka (von tschech. doubi, doubek, dobovka, doubravka)[48]) seien hier schon erwähnt. Im Garten, im Hofe oder vor dem Hause trifft man in der Regel auch den Lindenbaum. Aus den Blüten gewinnt man einen schweißtreibenden Tee[49]). Zweige der Linde gehören in die Palmbüschel. Da sind ferner auch Ulmen („Ülm", „ü(l)ma"), Ahorne (meist Spitzahorn), deren fliegende Früchte den Kindern besonders Spaß machen, Wacholderbäumchen („Krouwidl"), Roßkastanienbäume („Karschtana") und die Salweide (Salix caprea), „d' Pöllala", „d' Polm", „d' Polmkatzla". Die braunen oder braunfleckigen („Gscheckla") Früchte der Kastanien verwenden die Kinder zur Herstellung von Tieren und Pilzen, im Kriege wurden sie in Ermangelung des Gersten- und Kornmalzes zur Bereitung eines Kaffees benützt. Die Zweige der Salweide spielen am Palmsonntag eine besondere Rolle. Die Schulbuben tragen sie in die Kirche, um sie weihen zu lassen, sie werden wie Palmbüschel in Stuben, Stall und Scheune aufbewahrt und in die Felder gesteckt. Die Kätzchen verschlucken, bewahrt vor Halsweh. Die starken Ruten verwendet man beim Flechten von Kränzen. Kinder ziehen die Rinde ab und machen wie aus Fliederzweigen Pfeifchen. Wenn im Spätherbst die Knospen der Weide klein sind, folgt ein strenger Winter[50]).

In der Nähe des Bauernhauses wachsen Brennesseln (Urtica dioica, U. urens, Gr. u. kl. Brennessel), deren junge Blätter einen Salat liefern. Der Abfud aus der Pflanze stillt den Husten, löst den Schleim und hilft bei

Digitized by Google

Atembeschwerden[51]), ist auch beliebt zum Waschen der Haare, denn er fördert ihren Wuchs. Während des Krieges lieferten die Blätter einen Tabakersatz und es gab Stoffe aus Brennesselfasern. Die jungen Frühjahrstriebe, fein zerhackt, mischt man unter das Futter für junge Gänse. Auf Mauern oder felsigem Grunde gedeiht das „Rao(t)lakraut" (Chelidonium majus, Schellkraut), das man häufig für sehr giftig hält. Der gelbe Saft der Pflanze dient zum Vertreiben der Warzen, die Blätter legt man auf bei Rotlauf[52]). Überall zu finden ist die Käsepappel (Malva vulgaris), „d' Hosnpopala", „d' Muttagottasloibla", „d' Kasla", aus deren Früchten man eine Salbe gegen Brandwunden und Geschwüre herstellt[53]) und die von Kindern gern gegessen werden. Der Absud aus der Pflanze dient zum Waschen von Wunden und zu Bädern. Wo ein wenig Gras sprießt, wachsen auch Frauenmantel (Alchemilla vulgaris), „'s Gwittagros", und das Gänseblümchen (Bellis perennis), „'s Gänsblöiml"[54]). Die gelbgrünen Blüten der ersteren Pflanze flicht man für den Fronleichnamstag in Kränzchen, die Blätter werden auf Schnittwunden gelegt, wie die des Guten Heinrich (Chenopodium bonus Henricus), „Ho(a)lbla(t)la". Wie das Schellkraut, wächst auch der Mauerpfeffer auf Mauern und Schutthaufen (Sedum acre), im östlichen Gebiet des Mieser Landes „Christnschwoaß" genannt und zum Vertreiben der Warzen angewendet. Die Pflanze in einem Mörser zerstampft, der Saft ausgepreßt und eingenommen, ist ein unfehlbares Mittel gegen kaltes Fieber. Der Absud aus der Distel (Carduus nutans; „Hund") ist gut gegen Hämorrhoiden[55]). Als Heilpflanze sehr geschätzt ist der Quendel oder Feldkümmel (Thymus serpyllum), „d' Kinnala". Er liefert einen Tee gegen Blasenleiden. Schwache Kinder badet man in Quendelwasser[56]). Die Blätter der Ochsenzunge (Anchusa off.) werden auf Wunden gelegt, auch auf Geschwüre, sie „ziehen"[57]), ebenso die Blätter des stumpfblättrigen Ampfers (Rumex obtusifolius), „d' Dokaletschn", die auch zum Einpacken der Butter an heißen Tagen dienen und aus denen man einen Absud herstellt, der, etwas Salz beigemengt, als Waschwasser gegen die Krätze dient. Aus den meist hohlen Stengeln verschiedener Doldengewächse (Chaerophyllum, Kälberkropf, Oenanthe phellandrium, Roßkümmel, Selinum carvifolia, Silge usw., „Pfakümml") erzeugen die Kinder Pfeifen, Blasinstrumente und Röhren für Wasserleitungen. Da trifft man ferner die Klette (Lappa off. A.), „d' Kleppm", aus deren Wurzel man einen Absud gewinnt, der den Haarwuchs fördert[58]), aus den Stengeln machen Kinder Pfeifen, die großen Blätter dienen ihnen als Hüte, die Fruchtköpfchen, die auch Vogelfutter liefern und auf denen der Vogelfänger seine Schlingen anbringt (Stieglitzenfang), als Knöpfe. In großen Mengen wachsen hier Fingerkräuter, das Frühlingsfingerkraut (Potentilla verna), „'s Fingakraut", und das Gänsefingerkraut (Potentilla anserina), „d' Loetala" (nach der Form der Blätter). Letzteres liefert einen Tee gegen Magenleiden. Ferner die Schafgarbe, „'s Kotzaschwanzl" (Achillea millefolium), aus der man einen Tee gegen verschiedene Leiden (?) erzeugt. Die weißblühende Pflanze ist für Frauen, die rotblühende (rötlichweiß) für Männer bestimmt. Die Blätter werden zerrieben und auf Wunden gelegt[59]). Die Taubnessel (Lamium album, L. purpureum, „wilda Brenessl") ist ihres Reichtums an Honig wegen von

Digitized by Google

Kindern geschätzt. Aus dem Spitzwegerich, „da Wechara", „da Spitzwecha" (Plantago lanceolata), gewinnt man einen Tee gegen Husten, Lungenkrankheiten und andere Brustbeschwerden. Die Blätter legt man auf Wunden und Geschwüre[60]). Nicht zu vergessen ist der Hauswurz, „d' Hauswurzl" (Sempervivum tectorum), der gern auf die Dächer und Mauern gepflanzt wird. Man sagt, er schütze das Haus, bringe auch Glück. Den Saft aus zerstoßenen Blättern verwendet man als blutstillendes Mittel und träufelt ihn auf Brandwunden, denn er kühlt sehr. Kinder essen die fleischigen Blätter oder jungen Sprossen[61]).

An die Häuser und Gärten schließen sich Felder, Wiesen und Wälder an. — Auf den Feldern baut der Landwirt „'s Troed", und zwar: Weizen („Woez"), Korn („Koan"), Gerste („Garschtn") und Hafer („Howan"), ferner „Gmischat" (= Gerste, Hafer, Wicken und Erbsen), „Arwas" (Erbsen), Wicken, „Roum" (Rüben), Dorschen, „Krat" (Kraut), „Flax", „Floas" (Flachs) und „Klöi" (Klee), vereinzelt wurden während des Krieges auch Linsen gebaut.

Denken und Sinnen des Bauers ist vor allem auf seine Feldfrüchte, auf Saat und Ernte, Wachstum und Gedeihen und Abwehr allen Unheils gerichtet. Das Vorhandensein der vielen Bräuche, Sitten und abergläubischen Anschauungen, die wir in Verbindung mit Säen, Ernten, Dreschen usw. finden, wird so erklärlich.

In früheren Jahren wurde das Saatgetreide stets mit Weihwasser besprengt, heute dürfte das selten noch gepflegt werden. Der Bauer machte beim Säen erst das Kreuzeszeichen. Getreide soll man am Gründonnerstag säen, daß es gedeihe; auch Erbsen und Wicken. Nie aber darf man an einem Freitag beginnen, denn der ist ein Unglückstag. Wenn einer beim Säen eine Untersaat macht, das heißt eine Stelle des Feldes nicht besät, so stirbt jemand im Hause. Den Lein soll man am Pankraz-, Servaz- oder Bonifaziustage („Eismanna") säen. Wenn dann noch die Sophie (15. Mai) „drasoecht" (dreinregnet), gedeiht der Flachs sicherlich. Auch soll der Bauer beim Leinsäen sich mit der Bäuerin zanken oder fluchen, das trägt auch dazu bei, das Gedeihen des Flachses zu sichern. Kraut steckt man tunlichst am Veittage (15. Juni) oder in der Woche, in die der Tag fällt, nie aber zu Georgi (23. April) säen, da es sonst kropfig würde. Beim Kartoffellegen dürfen über Mittag keine Kartoffeln liegen bleiben, sie müssen sämtlich eingeackert werden, da sie sonst faulten oder nicht gerieten. Die Kartoffel sagt: „Steckst me in 'n Aprül, kumm e, wenn e wüll; steckst me in 'n Mai, kumm e glei." Beim Kartoffeleinackern und Krautstecken wird der Knecht (meist von der Magd) mit Schrollen beworfen[62]).

Dann beginnt die Sorge um das Gedeihen der Feldfrüchte. Am Dreikönigstage (6. Jänner) besprengt man die Felder mit Weihwasser. Wenn zu Lichtmeß (2. Feber) die Sonne am Vormittag scheint, gerät die Frühgerste, scheint sie nachmittags, die Spätgerste. Am Palmsonntag steckt man Palmbüschel oder Palmzweige, am Karsamstag gab man früher Kienspänchen vom Judasfeuer auf die Felder. Daß das Korn gedeihe, wird am Ostersonntag vor Sonnenaufgang geschossen. Am Aschermittwoch ist es angezeigt, viel Bier zu trinken, denn dann gerät die Gerste. Daß der Flachs recht

Digitized by Google

wachse, muß man am Faschingsdienstag viel tanzen; so hoch man springt, so hoch wird der Flachs. Nach der Länge der Eiszapfen im Winter läßt sich ebenfalls auf die Länge des Flachses schließen. Im Mai, an den Bittagen, gehen in Mies Bittprozessionen in die Felder, den Schutz des Himmels zu erbitten. Zu Georgi soll das Korn schon so hoch sein, daß sich eine Krähe darin verstecken kann. Am Jakobitage (25. Juli) geht man die „Erdäpfl schüttln", das heißt behacken, daß sie ansetzen und wachsen. Viel Kartoffeln werden, wenn es viel Heidelbeeren oder Haselnüsse gibt. Um zu erfahren, was das Getreide kosten wird, horcht man auf den Wachtelschlag. Sooft der Vogel beispielsweise im Kornfeld schlägt, soviel Kronen wird ein Strich Korn kosten[63]).

Die Getreideernte beginnt gewöhnlich um Anna (26. Juli). Früher, wenn man das erste Mal schneiden ging, trugen Bäuerin und alle anderen weiblichen Personen schöne Kleider. Am Faschingsmontag mußte jeder Knecht und jede Magd einen Büschel (75 Stück) Strohbänder machen, die dann zum Binden der ersten Garben verwendet wurden. Der Bindnagel, den man eigens auf dem Felde liegen ließ, sollte die Mäuse erschlagen. Wer die letzten Halme auf einem Felde oder überhaupt schneidet, ist „d' Goaß", hat „d' Wawa", den „Bockl", auch wer die letzte Garbe bindet oder beim „Somma" (Sammeln) das letzte Ährenhäufchen aufhebt. Läßt einer beim „Somma" aus Versehen Halme liegen, so wird er in dem Jahre noch „wöign", das heißt ein Kind wiegen. Die letzte Garbe heißt „d' Wawa", auch beim Ernten jeder einzelnen Getreidegattung. „Wawa" oder „Bockl", „Stodl", „Goaß", „Wochtl" nennt man auch die wenigen Halme, die beim letzten Schnitt stehen bleiben, man dann oben zusammenbindet, daß eine Art Kuppel entsteht, Blumen dazugibt und unten hinein Ähren (daß der „Stodl", die Scheune, voll werde) und Steinchen legt („für d' Wochtl"). Früher, wenn der Bauer mit der ersten Fuhre Getreide heimkam, wurde sie mit Weihwasser besprengt. Im „Holborn", bevor das neue Getreide hineinkommt, müssen Erlenäste ausgebreitet werden, denn dann bleibt alles Ungeziefer fern. Die ersten Garben legte ehemals der Bauer in der Scheune kreuzweise an. Wenn das letzte Fuder Getreide nicht voll ist, sagt man, wachse im nächsten Jahre weniger[64]).

Nach Beendigung der Getreideernte wird der „Oschnitt", im südöstlichen Teil des Mieser Landes „Sichala" genannt, gefeiert. Früher war das in jedem Bauernhause ein Fest. Geigen oder Dudelsack spielten und in der Scheune wurde getanzt, daß „d' Kittl an Folkan gonga san". Heute ist nur noch ein Festschmaus üblich. Da gibt es Krapfen, Fleisch und Bier. Beim Essen wurde früher dem Bauer von der Magd ein Kranz aus Ähren und Blumen auf den Kopf gesetzt, wofür sie in der Regel einen Gulden erhielt. Der Kranz wurde dann in der Scheune bis zur nächsten Ernte aufbewahrt. In Sittna bestand der Kranz aus Rosen und Ähren von jeder Getreideart und die Magd sprach, indem sie ihn dem Bauer auf den Kopf legte:

„Baua, dao hots an Kronz,
Ogschnittn hom ma gonz,
Ogschnittn hom ma gsund und mit Freidn,

Digitized by Google

Soll ma afs Gaoa wieda glückle oschneidn!
D Wochtl loßt Enq betn,
Sollts uns an rechtn Krouch vull Böia gebn
Und a Floschn Wei(n),
Da ma kinna olla recht luste sein."[65])

Gleich nach dem Schnitt oder der Herbstausaat beginnt das Dreschen. Wer den letzten Flegelschlag macht, hat „d' Wawa" oder „d' Goaß". Nach dem Ausdreschen gab es früher „Drischala" (Buchten von der Form der noch heute bei den Bäckern zu Allerseelen erhältlichen „Sellala")[66]). An Winterabenden wurde, da es noch mehr Flachsbau gab, in der Rockenstube fleißig gesponnen, wobei gesungen und allerlei Kurzweil getrieben wurde[67]).

Auch im Leben der Kinder spielen die Feldfrüchte eine Rolle. So benützen sie Strohhalme für Wasserleitungen, Tabakpfeifen, Ketten, beim Erzeugen von Seifenblasen usw. Aus grünen Getreidehalmen machen sie „Farka", Blasinstrumente. Ähren bringen sie durch Anhauchen in der hohlen Hand zum Blühen. „Schworza Garschtn" dient ihnen zum Anmalen von Schnurrbärten. Aus Dorschen machen sie Totenköpfe. Kleeblüten schätzen sie ihres Honigreichtums wegen. Aus Werg (Flachsfasern) machen sie Bärte, Schnurrbärte und Stöpsel für „Puschkan". Wenn sie „in die Schoten" gehen, dürfen sie keine zertreten; schnappt aber doch eine, dann müssen sie laufen, da sonst der Besitzer käme und sie erwischt. Hafer und Heu legen sie am hl. Abend vor die Türe, daß des Christkindleins Pferde Futter haben.

Getreide und andere Feldfrüchte finden auch zu Heilzwecken Verwendung. Hafer, gebrüht, ist gut gegen Husten und Zahnweh. Der Absud aus Hafer- und Kümmelstroh dient zu Bädern bei geschwollenen Füßen[68]). Mit blühenden Kornähren bestreicht man kranke Augen[69]). Geriebene Kartoffeln legt man auf Brandwunden, geschnittene auf die Stirne bei Kopfschmerz, zerquetschte heiße legt man auf bei Magenschmerz. Der Dampf von gekochten Kartoffeln stillt Schmerzen in den Ohren[70]). Gegen verdorbenen Magen genießt man Sauerkraut. Bei Kopfschmerz wird es aufgelegt. Gekochten Lein oder Leinöl gibt man auf Brandwunden und Geschwüre[71]), [72]).

Während des Weltkrieges erzeugte man aus Kartoffeln Stärke, die zur Bereitung verschiedener Speisen diente. Wenn einmal ungeschälte gekochte Kartoffeln auf den Tisch kommen, sagt man scherzweise: „Heint gits Oea in Muntur" oder „Földhennla". Der Nikolaus bringt schlimmen Kindern gefaulte Erdäpfel. Eine bekannte Redensart ist: „Da dümmst Baua hot die graößtn Erdäpfl." — Das Kraut wird im Herbste eingemacht. Zutaten sind Kümmel, Salz, früher gab man auch Fenchel hinzu. „Sauerkraut füllt die Haut", sagt der Bauer. „Kratmua", „Kratstaudn", Kratscheißa" sind Schimpfwörter. Den Kopf seines Mitmenschen nennt der Ländler oft „Krathäupl". — Dorschen nimmt man zu Brühen und Kraut. Schimpfwörter, wie: „Dorschnkuapf", „Dorschnschädl" sind allgemein bekannt, auch „Roumschädl". Aus Zuckerrüben bereitete man zur Zeit des Krieges Sirup. „Wöi da Baua, sua d' Roum, wöi da Bota, sua d' Boum", pflegt man zu sagen. Zur Kriegszeit hörte man häufig: „Manna, Manna, dea Kröich, döi Weiwa und döi Dorschn!" — Vierblättriger Klee bringt Glück. Wenn sich die Kleeblüten schließen, ist Regen zu erwarten[73]). — Aus Leinsamen und Leinöl

Digitized by Google

bereitete man früher Leinkuchen, die zu Heilzwecken Verwendung fanden. „Du Lei(n)saot" ist ein Schimpfwort. Auch Flurnamen müssen hier Erwähnung finden: Pschiasnei, Pschiasnitz (von tschechisch přizný, příznice = Hanf-, Flachs-). — „Host Avwas 'gessn?" fragt man den, der nicht hören will. Unfolgsame Kinder müssen auf dem Erbsensack knien. Es herrscht der Glaube, daß man vom Genuß der Erbsen dumm werde. Ein Schimpfwort ist: „Schuatn!"[74]).

Dem Volke ist manches der auf den Feldern vorkommenden Unkräuter, sowie viele der am Feldrain oder Wegrande blühenden Pflanzen bekannt. Da ist die Kornblume, „s Koanblöiml" (Centaurea cyanus), vereinzelt Heilzwecken dienend (?)[75]), „s raota Kornblöiml", „d' Rodn", die Kornrade (Agrostemma githago), die von Kindern auch „Uhr" genannt wird, da sie durch Drehen der Blüte zwischen den Fingern Kelch und Blütenblätter in eine Lage bringen, darnach sie die Stunde des Tages bestimmen zu können glauben. Die schwarzen Körner sind ein Vogelfutter. Ungern sieht der Bauer die Vogelwicken (Vicia cracca)[76]), die Ackerwinde (Convolvulus arvensis), „da Stroefling", im Korn die Trespe, „da Treps" (Bromus secalinus), im Hafer den Hederich, „da Drüll" (Raphanis raphanistrum), im Kleefeld die Kleeseide (Cuscuta epithymum), die er durch Ausbrennen zu beseitigen sucht, ferner die vielen „Honsickn", „Fal Knecht", „Longa Hons" (Echium vulgare, Natterkopf) und „d' Kämpfm", die wildwachsende Mohrrübe (Daucus carota). Bekannt sind ihm auch Ackerstiefmütterchen, „d' Stöifmüttala" (Viola tricolor), die Ackerdistel, „d' Distl" (Carduus arvensis), das Ackertäschelkraut (Thlaspi arvense), der kreisrunden Früchte wegen von Kindern „Hellala" oder „Kreizala" genannt, das auch an Wegrändern blühende „Soefmgros" (Annagallis arvensis, Ackergauchheil), das badende Kinder als Seife benützen, das „Kleppmgros", „Düa(n)gros", „Düa(l)gros" (Galium aparine, gem. Klebkraut), der Klatschmohn „da Moah" (Papaver rhoeas), der Hasenklee, „da Tschitscherlklöi" (Trifolium arvense), und der Vogelknöterich (Poligonum aviculare), aus dem man einen Absud gegen Gallensteine gewinnt. Die Vogelmiere, „'s Buaglgros" (Stellaria media) ist der Salat der Stubenvögel. Der Sommersproß des Schachtelhalmes (Equisetum arvense), „'s Kondlgros", „'s Zinngros", „'s Kupfagros", „'s Toppmgros", findet zu Heilzwecken Verwendung, u. zw. ist der Absud aus der Pflanze gut gegen Blasenleiden und Bettnässen. Bei „Toppm" (geschwollenem Gesicht) legt man das getrocknete Kraut auf glühende Kohlen und räuchert die betreffende Stelle des Gesichtes. Auch wenn das Vieh Geschwülste hat, räuchert man damit.

Am Feldraine wachsen „Markita" (Galium verum, echtes Labkraut), „Hundsveichala" (Viola canina), „'s Wonzngros" (Ononis spinosa, dorniger Hauchechel), das Heilzwecken dient, „Roe(n)kinnala" (Thymus serpyllum), „'s Johanniskraut", im nördlichen Teil des Mieser Landes „Unra löibm Frau ihra Bettstraoh" genannt (Hypericum perforatum, gem. Hartheu), aus dem man einen Tee erzeugt, der Frauen dienlich ist, wenn die periodischen Blutungen ausbleiben[77]). Heilzwecken dient auch der Rainfarn, „Ruaflat" (Tanacetum vulgare). Den Absud aus der Pflanze gibt man den Tieren ein, wenn sie Würmer im Bauche haben oder die Nach-

Digitized by Google

geburt zurückbleibt. Einen Tee zur Reinigung, für Frauen (?) und gegen Nierenleiden gewinnt man aus dem Eisenkraut (Verbena officinalis)[78]).

Am Wegrande blüht die Steinnelke, „'s Roe(n)nacherl", „d' Studentnäugla" (Dianthus Carthusianorum, Karthäusernelke), aus der man einen Absud gegen Husten und Augenschmerz herstellt. Die Samenkörner des Wegerichs (Plantago media, mittl. Wegerich; siehe auch Spitzwegerich) naschen gerne die Stubenvögel. Der Absud aus der Wegwarte, „Fal Moad" (Cichorium intybus), wird bei Magenschmerz und verschiedenen Frauenleiden empfohlen[79]). Die beliebteste aller Heilpflanzen ist die echte Kamille (Matricaria chamomilla), die wohl jeder Ländler kennt („d' Hundskamülln [Anthemis arvensis] stinkt, d rechta Kamülln schmeckt", sagt er). Kamillentee treibt den Schweiß, stillt innere Schmerzen, wirkt beruhigend und wird auch den Tieren eingegeben, wenn ihnen „etwas ist". Gebrühte Kamillen legt man auf Geschwülste[80]).

Die Wiese wird zur Frühlingszeit ein farbenbuntes Blütenmeer: Kuckuckslichtnelken, „Hohnafüüß" (Lychnis flos cuculi) und „Buttablöimla" (d. s. alle gelben Hahnenfüße, vor allem jedoch Ranunculus acris, scharfer Hahnenfuß, und R. ficaria, Feigwurz), der Wiesenknopf, „d' Brauelln", in Sittna früher Noschiki (Scherchen) genannt (Sanguis orba off.); der Klappertopf, „d' Schlattala" (Rhinanthus), aus dem man einen Absud gegen Blasenleiden gewinnt, „Glockn" (Campanula rotundifolia, rundbl. Glockenblume, und C. patula, Wiesenglockenblume), ferner „Buaglleim" (Lychnis viscaria, Pechnelke), „'s Vagißmeinnicht" und „Gutzagagl", „Kuckak" (Orchis maculata, gefleckte Knabenkraut)[81]). Dann ist da der „Ompfa" (Rumex acetosa, gem. Sauerampfer), dessen Blätter von Kindern gegessen werden, auch einen Salat ergeben[82]), der Löwenzahn, „d' Mülchdistl", „'s Schmolzblöiml" (Taraxacum off.), der bei Kindern sich besonderer Wertschätzung erfreut. Die gelbe Blüte halten sie unters Kinn und sehen, ob sie viel „Schmalz" haben. Aus den Blütenstielen machen sie „Farka", Pfeifen und Ketten oder rollen sie im Munde durch kräftiges Anhauchen und beständiges Sprechen („Wawawawuckuck") auf. Den Fruchtstand blasen sie ab[83]). Einen Tee gegen Magenschmerz erzeugt man aus dem Tausendguldenkraut (Erithraea centaurium)[84]). Gegen Brust- und Lungenleiden nimmt man den Absud aus dem Lungenkraut (Pulmonaria off.)[85]). Die „Schworzwurzl" (Symphytum off., gebr. Beinwell), in Kornschnaps angesetzt, ist ein Heilmittel bei Verwundungen[86]). Ferner der „Boldrian" (Valeriana off., gebr. Baldrian), gegen Husten angewendet, auch schweißtreibend[87]); „da Bittaklöi" (Menyanthes trifoliata), sehr vereinzelt vorkommend, gegen Fieber gebraucht; „da Säusok" (Knautia arvensis, Skabiose)[88]); im Herbste die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), von der man annimmt, daß sie den Kühen die Milch in Blut verwandle, wenn sie sie fressen. Auf sumpfigen Wiesen[89]) wächst der Sonnentau (Drosera rotundifolia), als Heilpflanze sehr geschätzt (?). Andere Wiesenpflanzen sind: „d' Schlattala" (Briza media, Zittergras), der Wiesenfuchsschwanz (Alopecurus pratensis), dessen Ährenachse Kinder sich in die Haare drehen, und andere Gräser („Schmella"); der Kümmel (Carum carvi), zum Würzen der Suppe und des Brotes dienend, in Sauerkraut, Quark und auf dem

Digitized by Google

Braten beliebt. Den Absud aus den Früchten trinkt man bei Magen- und Bauchschmerz, den aus dem Stroh gebraucht man zu Bädern bei Geschwulst[90]); die Wucherblume, „da Gonsara" (Chrysanthemum leucanthemum), die Kindern und jungen Leuten zur Erforschung der Zukunft dient. Beim Ausziehen der Zungenblüten sprechen die Kinder:

„Kaisa, Könich, Koparol, Hundsboenl",
oder „Kaisa, Könich, Edlmua, Bürcha, Baua, Bettlmua"
oder „Auto, Schesn, Steiawagl, Schu(b)karrn".

Die gelben Röhrenblüten werfen sie in die Höhe und fangen sie auf dem Handrücken auf. So wollen sie die Zahl der Kinder aus ihrer zukünftigen Ehe feststellen. Liebende forschen:

„Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — gar nicht", oder „Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — insgeheim — ganz allein — ein wenig — gar nicht", oder „Ja — nein[91])."

Das erstemal wird die Wiese in der Regel nach dem Fronleichnamstage, das zweitemal um Laurenzi (10. August) gemäht. Die infolge Düngens mit Jauche auf der Wiese entstehenden dunkelgrünen Flecke und Ringe hält man für Hexenringe. Rasenstücke legt man am Walpurgisabend vor die Türen, um den Hexen das Eindringen zu verwehren. Man sagt, die Hexe müsse, um ins Haus zu können, alle „Staimla" (Grasstämmchen) des Rasens zählen. Das aber währe ihr zu lange und sie ginge lieber fort[92]). — Gras dient zum Färben von Ostereiern. Wenn Hunde Gras fressen, nimmt man an, sei Regen zu erwarten[93]).

Am Bachufer blühen und gedeihen: die „Schmurkn", die Sumpfdotterblume (Caltha palustris); der Wasserehrenpreis, „d' Wossabunna" (Veronica anagallis), oft fälschlich Brunnenkresse genannt, gegen Verstopfung des Stuhlganges angewendet; die Brunnenkresse (Nasturtium off.), deren Blätter als Salat genossen werden[94]); der bittersüße Nachtschatten (Solanum dulcamara), „'s Bittasöißhulz", dessen Stengel gekaut werden; das Springkraut (Impatiens), von Kindern gesucht, die die Frucht an einem Ende drücken, worauf sie aufspringt und eigenartige Formen zeigt; der „Zäpfling", „d' Uhr" (Equiselum palustre, Sumpfschachtelhalm; auch der Frühjahrstrieb des Ackerschachtelhalmes wird „Zäpfling" genannt), den das Vieh nicht fressen soll. Ein alter Häusler, der Sohn eines Hirten, erzählte, vor Jahren sei eine ganze Herde Schafe an solchen Schachtelhalmen zugrunde gegangen; der Kalmus (Acorus Calamus), „da Kolmas", „d' Dagn", dessen junge, noch weiße Blätter von Kindern gegessen werden. Die Wurzel weiß man bei Magenverstimmung anzuwenden, dem Vieh gibt man sie bei Verstopfungen[95]). Die Kolben machen den Kindern als „Zigarren" Spaß und aus den Blättern erzeugen sie Schiffe; „'s Sommagros" („Somma" ist eigentlich die junge Saat; also ihr ähnliches Gras), meistens Sumpfgräser mit breiten Blättern; aus Binsen (Juncus lampocarpus) flechten die Mädchen Körbchen, Nester und Zöpfe. Am Ufer eines jeden Gewässers wächst auch die Weide, „d' Widlstau(d)n", „Widla", „d' Felwa" (Salix fragilis, Bruchweide, „d' Schnoppfeltwa", und S. viminalis. Korbweide). Die dünnen Zweige, „d' Widla", braucht der Korbflechter und benützt man zum Palmbüschel- und Besenbinden[96]). Die Erle

Digitized by Google

„d' Ja(r)l", schätzt man ihres Holzes wegen, das gern zur Herstellung von Holzpantoffeln verwendet wird. Erlenzweige, vor der Ernte in die Scheune getan, schützen vor Ungeziefer[97]).

Wasserpflanzen sind wenige bekannt. Man faßt sie gewöhnlich unter dem Namen „Wossagros" oder „ochgros" (Wasserpest, Vallisnerie usw.) zusammen. Die grünen, schleimigen Massen an der Oberfläche der Tümpel und Teiche, die Grünalgen also (Spirogyra, Vaucheria usw.), werden „Kruanrouh" (d. i. Krötenruh) genannt.

Auf Triften, Hutweiden und sonnigen Plätzen begegnet man dem Augentrost (Euphrasia off.), im nordwestlichen Teil des Mieser Landes auch „Arma Dei" genannt, der bei Augenleiden angewendet wird; dem Ehrenpreis (Valeriana off., gebr. E., und V. chamaedrys, Gamander-E.), der als Heilpflanze sich gewisser Beliebtheit erfreut und zur Zeit des Krieges einen Tabakersatz darstellte. Der Absud aus der Pflanze ist vor allem gut gegen Verstopfungen und zur Blutreinigung[98]); dem Hornklee, „Oeaduatara" (Lotus corniculatus); der Hainsimse, „Hohnakral", auch „Fraunhaoa" (Luzula campestris); dem Huflattich (Tussilago farfara), „Oetazöicha" (= Eiterzieher), dessen Blätter man mit der grünen Seite auf Wunden und besonders Geschwüre legt[99]). Ferner trifft man an: die „Teifelsmülch", die Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias), mit deren Saft man Warzen vertreibt und den Kinder als Bartwuchsmittel ansehen. Fressen die Kühe die Pflanze, so soll die Milch ausbleiben[100]); Tormentill (Potentilla silvestris), in Kornschnaps angesetzt, gegen Magenschmerz und Frauenleiden[101]); das gemeine Leinkraut (Linaria vulgaria), „da Kloft", „d' Fraunschöügla", „d' Muttagottesschöügla"; den Steinklee (Melilotus off.), dessen Heilkraft (gegen ?) bekannt ist; das giftige „Bülsnkraut" (Hyoscyamus niger); „d' Hundszunga" (Cynoglossum off., Hundszunge), deren Blätter man auf Wunden legt[102]); „d' Mülchdistl" (Sonchus oleraceus, Saudistel); die Gundelrebe (Glechoma hederacea), die Heilzwecken dient[103]); die Erdbeere (Fragaria), „d' Raotbia", die mit an die Frucht gedrückten Kelch „Pruazl", „Preßling", „Schnoppa" genannt, deren Blätter während des Krieges geraucht wurden und aus denen man einen Tee gegen Husten und Lungenleiden herstellt. Die Früchte werden eingelegt und eingekocht. Die Mutter, der ein Kind starb, soll vor Johanni (24. Juni) keine Erdbeeren essen, da sonst ihr Kind im Himmel keine bekäme, wenn die Muttergottes sie verteilt[104]). In Gesellschaft der zuletzt genannten Pflanzen findet man auch das „Lunganmoos" (Cetraria islandica, isländ. Moos), das zu einem Tee gegen Lungenkrankheiten gebraucht wird, und die Eierboviste, „an Kas" (Bovista nigrescens), die von Kindern zur Zeit der Sporenreife zertreten werden. Die Sporen stäubte man früher auf Wunden.

Sonnige Hänge lieben auch so manche Stauden. Da ist der Hagebuttenstrauch, „d' Hohnabuttn" (Rosa canina, Hundsrose), dessen Früchte zu einem Tee gegen Blasen- und Gallenleiden gebraucht, zu „Hötschapötsch" eingekocht werden; und deren Fruchthärchen Kindern als „Niespulver" dienen. „Hötschapötsch" reinigt den Magen. Die durch die Rosengallwespen verursachten haarigen Auswüchse an den Zweigen, „Schlaof" genannt, legt man gegen Schlaflosigkeit unter den Kopfpolster des Bettes.

Digitized by Google

Sprossende Zweige steckte man früher häufig am Walpurgisabend zum Schutz vor Hexen auf den Düngerhaufen und vor die Türen. Will man Warzen vertreiben, reibe man sie mit einer schwarzen Schnecke ein und spieße das Tier auf einer Dornenhecke auf. Die Blütenblätter waren während des Krieges ein Zigarettentabakersatz[105]). Die Beeren des Schlehdorns werden getrocknet und eingelegt. In getrocknetem Zustande genießt man sie gegen Bauchschmerz. Der Absud aus den Blüten wirkt schweißtreibend, dient gegen Husten und Blasenleiden. Trägt der Strauch viele Blüten, werden viele Huren. Ebenso wie Heckenrosenzweige fanden auch solche des Schlehdorns am Walpurgisabend gegen Hexen Verwendung[106]). Die roten Früchte des Mehlbeerstrauches (Crataegus) naschen Kinder gerne. Haselnußzweige braucht man für Palmbüschel. In leere Nüsse, sagen die Kinder, hat „d' Marchat eingsoecht". Mit Haselnußstecklein, am Palmsonntag geschnitten, kann man Schätze auffinden. Folgender Vierzeiler ist allgemein bekannt: „Graoß bin e niat gwochsn — graoß wüll e niat wern — schöi(n) rumpfat, schöi(n) stumpfat — wöi a Hoslnußkern." — Eine alte Frau erzählte, im Pechanabarch bei Milikau sei zu gewissen Zeiten auf einer großen Kiste, die unter einer Haselstaude stand, ein schwarzer Hund gesehen worden[107]). — In der Umgebung dieser Sträucher wachsen auch: Himbeeren und Brombeeren, „Bromma", deren Blätter während des Krieges geraucht wurden, auch einen Tee liefern[108]); Kreuzlabkraut (Galium), „'s Düa(n)gros"; die Nelkenwurz (Geum urbanum), deren Früchtchen von Kindern Läuse genannt werden („d' Lais"); die Königskerze (Verbascum), die für Männer gut ist (?) und einen Tee gegen Zuckerkrankheit liefert. Der Absud aus der Pflanze, lauwarm gehalten, dient zu Bädern, wenn Rinder kranke Füße haben[109]); der Besenginster (Sarothamnus scoparius), „'s Hosnkrat", aus dessen Zweigen man Besen macht, darum der Strauch auch „Besenreisa" genannt wird. Besen verfertigt man auch aus den Zweigen der Birke. Kinder darf man nicht mit Besen schlagen, da sie sonst „dürr" würden. Die Hexen reiten auf Besen. Birkenzweige und -bäumchen spielen am Fronleichnamstage eine Rolle: man schmückt Altäre damit und Teile werden zu Kränzchen geflochten, die man in Stube und Stall gibt, da das vor Unglück bewahrt. Birkensaft ist ein Haarwuchsmittel[110]).

Wenden wir uns nun dem Walde zu. An Nadelbäumen finden wir hier: Kiefern, „Köisan", „Föhra", „Köiföhra", Lärchen, Tannen, „Tonna", Fichten, „Föichtn". Die Rinde der Kiefer dient Kindern zu allerlei Schnitzereien. Das Harz der Fichte braucht man zum Entfernen der Borsten des getöteten Schweines, die Wurzeln zum Korbflechten. Zweige der Tanne sind Bestandteile der Palmbüschel. Fichtenbäumchen finden Verwendung als Christbäume, beim Aufhalten des Hochzeitszuges und beim „Hausheben", große Fichten als Maibäume. Den leeren Christbaum gibt man zum Schutz gegen Blitzschlag auf den Dachboden. Die roten Blütenzapfen der Fichte soll man nicht ins Haus bringen, da aus ihnen Wanzen würden. Junge Triebe, im Mai gesammelt, nimmt man zu Bädern für Kinder und gegen Rheumatismus. Die Zapfen der Nadelbäume nennt man „Kouzala", „Kouzn"[111]). Im Walde wachsen auch Espen, „Oschpn", Robinien, fälsch-

Digitized by Google

lich „Akazien" genannt, deren süßlich schmeckende Blüten von Kindern gegessen werden, Wacholderstauden, die zum Räuchern des Fleisches dienen und deren Stämmchen Peitschenstiele liefern. Die Beeren werden getrocknet und eingelegt. Wacholderwein genießt man gegen Magen- und Bauchschmerzen, ebenso die getrockneten Beeren. Arme Leute sammelten und verkauften früher die Beeren. Für das Seidel bekamen sie 4 Kreuzer. Die jungen Triebe, in Kornschnaps angesetzt, gebraucht man gegen Rheumatismus[112]). Auf den Bäumen finden wir die Mistel (Viscum album), deren Früchte man für eingefangene Drosseln sammelt. In einem Hause in Kladrau legt man Mistelzweige unter den Weihnachtsbaum. (Sonst ist der Brauch unbekannt; es dürfte ein eingebürgerter sein[113]). An Beeren wachsen im Walde außer schon genannten noch die Heidelbeeren (Vaccinium myrtillus), „d' Schworzbia", die in getrocknetem Zustande ein Abführmittel darstellen. Sie werden auch eingelegt und eingekocht, ebenso die Preiselbeeren (Vaccinium vitis idaea), „d' Kreislsbia", „Preislbia". Aus Zweiglein der Pflanze flicht man Kränze (Allerseelen). Weite Strecken des Waldes sind bewachsen mit „Hoedn", Heidekraut (Calluna vulgaris, bei Beneschau auch die Erica), das als Stallstreu Verwendung findet. Wurmfarn, „Aotangros" und Engelsüß (Aspidium filix mas und Polypodium vulgare) werden zu Kränzen geflochten[114]). Der Waldmeister (Asperula odorata) wird gegen Brustleiden angewendet und war während des Krieges der beliebteste Tabakersatz[115]). Das Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum), am Himmelfahrtstage gepflückt, bringt Glück ins Haus. Arnika, „Konasblouma" (Arnica montana), wird in Kornschnaps angesetzt und auf Wunden gegeben. Getrunken, wirkt die Flüssigkeit schmerzstillend bei Krämpfen innerer Organe[116]). Ferner findet man den Kolbenbärlapp, „'s Drudngros", „da Drudnfouß" (Lycopodium clavatum), und viele Moose, „'s Möis", die man für den Winter in die Fenster gibt und zum Einstreuen im Stalle verwendet. Zum Allerseelentag schmückt man die Gräber mit Moos und Blumen.

An Pilzen wachsen im Walde und auf Waldwiesen: „da Stuapüls", der Steinpilz, und „da Herrnpüls", der Herrenpilz (Boletus edulis), „da Schampion", der Champignon (Agaricus campestris), „'s Oeaschwamma(r)l", Eierschwamm (Cantharellus cibarius), „da Raötling", der echte Reitzker (Laktaria deliciosa), „da Birknpüls", der Birken- oder Kapuzinerpilz (Boletus scaber), „da Ziegnbort", die Bärentatze (Clavaria flava), „da Klouska", der Ring- oder Butterpilz (Boletus luteus), „d' Schaoffschwomma", die Ziegenlippe, der Sandpilz und der Maronenpilz (Boletus subtomentosus, B. variegatus, B. badius) und „Malrochn", Speisemorchel und Speiselorchel (Morchella esculenta und Helvella esculenta), von den giftigen ist nur der Fliegenschwamm, „da Flöignschwomma" (Amanita nuscaria), bekannt, alle anderen Pilze nennt man „Säuschwomma". — Pilze werden roh und getrocknet zu Brühen und in die Suppe verwendet. Der Absud aus eßbaren Schwämmen ist ein vorzügliches Gurgelwasser bei Halsleiden. „Vül Schwomma, vül Jomma" sagt man allgemein, wenn viele Pilze wachsen. Der Pilz, den man einmal gesehen hat, wächst nicht mehr[117]).

Zum Schlusse seien noch einige Pflanzen erwähnt, deren Heimat nicht

Digitized by Google

das Mieser Land ist, die aber doch eine gewisse Rolle im Volksleben spielen. Da sind Kaffee (Coffea), Tee (Thea chinensis) und Kakao (das Produkt aus der Frucht des Kakaobaumes (Theobroma cacao), die man zur Bereitung der bekannten Getränke benötigt. Der schwarze Kaffee mäßigt die Trunkenheit[118]), Tee wirkt schweißtreibend, stillt den Husten und wird gegen viele andere Leiden angewendet. Kakao, in Milch oder Wasser gekocht, gibt man schwachen Kindern, Schokolade ist als Abführmittel bekannt. Die Schalen der Zitrone (Citrus medica) sind beliebt als Teigzweige, der Saft dient zur Herstellung eines erfrischenden Getränkes für Kranke, das aber auch gegen Halsschmerz und Heiserkeit gut ist, als Zusatz zum Tee und zum Würzen verschiedener Speisen. Wenn es zu regnen beginnt, singen die Kinder: „Renga, renga, Tropfen — (wöi schöi(n) blöiht dea Hopfm — wöi schöi(n) blöiht dös Summakrat — wenns nea tüchte renga tat) — „d' Boum mou ma klopfm — d' Moidla mouma schona — wöi a Zitrona[119])." Die Schalen der Orange (Citrus aurantium), „d' Pomarantschn", dienen dem gleichen Zwecke wie die der Zitrone. Süßholz (Glycyrrhiza glabra) wissen besonders die Kinder zu schätzen, wird gekaut und zu einem Tee gegen Husten verwendet[120]). Die braunen Fruchthülsen des Johannisbrotbaumes (Ceratonia siliqua) „'s Johannisbraot", sind ebenfalls den Kindern bekannt, auch Feigen (Ficus carica), die man auch auf dem Weihnachtsbaume antrifft. Rosinen sind eine Zutat zu vielen Mehlspeisen und Festgerichten, am hl. Abend gab es früher „Rosinknbröih" (darin Schwämme und Rosinen) und man legt sie auf harte Geschwüre[121]). An Gewürzpflanzen sind bekannt: Ingwer, „Ingwa", „Inma" (Zingiber off.), Zimmt, „Zimmat" (Cinnamomum Ceylanicum), auch auf „Darwitscha" (Kuchen) gestreut, Muskatnuß, „Muschkakugl", und Blüte „Muschkablöih" (Myristica off.), Pfeffer (Piper nigrum), manchmal heimlich dem Schnupftabak beigemischt, und „Mänglkean", Mandlkerne (Amygdalus communis[122]). Safran, „Säfrán" (Crocus sativus), dient zum Färben des Teiges und mancher Speisen[123]). Der Absud aus den Sennesblättern (die Blätter von Cassia; folia Sennae) ist ein bekanntes Abführmittel[124]). Baumöl (von Olea Europaea) genoß man früher gegen Trunkenheit[125]). Hirse, „Hirsch" (Panicum miliaceum), und Reis (Oriza sativa) nimmt man zu Brei und Suppe. Hirsebrei wurde vor Jahren beim Hochzeitsschmaus als erstes Gericht aufgetragen[126]). Küchlein füttert man mit Hirse, Reis und Mais. Dieser, „Kukuruz" genannt (Zea Mays) fand zur Zeit des Krieges vielfach Verwendung.

Bemerkt sei noch, daß die vorliegende Arbeit keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, da es mir trotz eifrigen Suchens und Forschens sicher nicht gelungen ist, alles zu erfragen und zu erfahren, was über Pflanzen an Verwendungsmöglichkeiten, Bräuchen, Sitten usw. im Mieser Lande bekannt ist. Eine Ergänzung soll später einmal folgen.

Anmerkungen

[1]) Vergl. hiezu unsere Ztschr. 1929 (Meißner), S. 150; John Al., Sitte, Brauch u. Abergl., Prag, S. 230.

[2]) Vergl. unsere Ztschr. 1929, S. 150; John 164 (blühende Myrte zeigt Todesfall an).

Digitized by Google

[3]) Über Verwendung der Rose zu Heilzw. siehe G. Schmidt, Mieser Kräuter- und Arzneienbuch, S. 44 (Rosenwasser gegen Sonnenflecke), 47 (dass. gegen Brand), 51 (dass. gegen Augenweh) und M. Höfler, Volksmedizin u. Abergl. in Oberbayerns Gegenw. u. Vergangh., München, S. 112 (gegen Augenweh), 118 (Rosenöl, Christ'sches Rosenpflaster), sonstige Verw. John 104 (Badewasser in die Rosenstaude schütten).

[4]) Vergl. hiezu unsere Ztschr. 1929, S. 149.

[5]) Vergl. hiezu unsere Ztschr. 1929, S. 149 (ebenso).

[6]) Vergl. Dr. Jos. Rieber, Alte Bauernrezepte aus der Karlsbader Gegend, Prag, S. 20 (für Stuhlgang) u. unsere Ztschr. 1929, S. 149, John 231.

[7]) Unsere Ztschr. 1929, S. 149 (ebenso). Über Verwendung zu Heilzw. vergl. Mieser K. u. A. S. 47 (auf offene Wunden).

[8]) Früher wuchs er sehr häufig im Freien. Z. B. in Techlowitz wurde er von Wallfahrern gesammelt und massenhaft weggetragen (Karl Storch, Westb. Heimat. Graslitz).

[9]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 30f. („Man kan daß Kraut im Wein, Bier, Waßer oder Geißmilch kochen, oder darrinnen den Saft auspressen, und in May trinken, so führet es die unreine Gall auß, erwärmet den schwachen Magen: reiniget daß Geblüt, befördert die Dauung, macht Apetit zum Eßen, theilet die Gelb- und Waßersucht. Außerlich auf die Schläfe gelegt befördert den Schlaf. Auf die Fußsohlen gebunden, ziehet die Geschwulst auß. Darmit geräuchert starket daß Gehör und stillet daß Saußen der Ohren. Zum Kleidern gelegt vertreibt die Motten und Schaben."). Vergl. ferner S. 38 (gegen kaltes Fieber), S. 42 (gegen Würmer im Ohr), S. 43 (gegen Würmer im Bauch), S. 51 (gegen „dunkle und blöde Augen"), S. 53, S. 60 (gegen böses Geblüt), und Dr. M. Urban, über volkstümliche Heilkunde Westböhmens, Mies, S. 21, 22, 30, 31, 38, 39, 40, 48, 51, 62, 70, 78, 96; John 230, 231.

[10]) Siehe Mieser K. u. A. S. 1 („Die Blumen und Samen öfnen die Milz, Löber und den Stuhlgang; seind gut auch zur Gelbsucht; äußerlich seind sie gut zur Mundfäule und Schavbok.").

[11]) Über Verw. siehe Mieser K. u. A. S. 43, 44 (gegen Sonnenflecke u. Runzeln im Gesicht), auch vergl. Urban, Volkst. Heilk. 41 (ebenso) und Höfler 138, 222; John 19 (Zaubermittel).

[12]) Verwendg. zu Heilzw. Mieser K. u. A. S. 24 (gegen Hauptkrankheiten, Schlag, Gicht, Gliederschmerz) u. 57 (gegen Wassersucht), vergl. ferner dazu Urban, Volkst. Hkd. 6, 54, 75, und Höfler 105 (gegen Lungensucht, bzw. zum Waßertreiben).

[13]) Über Verwdg. z. Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 15, 45 („Dienet für den Schlag, Krampf, Schlaffsucht, Zittern der Glieder. Treibet den Harn, befördert die Geburth. Gekäuet ziehet die Flüß von den Haupt. In Essig gesotten und in Mund gehalten, stillet die Zahnschmerzen. Daß gebrennte Waßer ist gut in Ohnmachten, vertreibt den Schwindel und stärket die Gedächtnuß."), auch Urban, Volkst. Hk. S. 25 u. 18, 25, 55, 93 (gegen Nachtwandeln und Geschwülste), Urban, Aus dem Volksleben des Tepl-Weseritzer Hochlandes, Mies, S. 81, Höfler S. 112, 222.

[14]) Siehe Mieser K. u. A. S. 26 (die oberen Spitzlein, im August gesammelt, in Wein oder Wasser gesotten und Honig dazugegeben, eine edele Medizin gegen Keuchen. „Dann es raumet die Brust, zertheilet das Herz Gesperr, stillet das tröpflichste Harnen, leget und stillet allen Wehethum im Leib und widerstehet der Fäulung. Das Kraut, zu Aschen gebrennt und mit Hönig zu einer Salbe gemacht, machet das Haar wachsen, darmit etliche Täge bestrichen.") u. S. 58.

[15]) Jetzt sehr selten geworden, die Myrte ersetzt ihn. Siehe John 88 (Schauerfeier), 144 (Taufe), 139f., 143, 145 (Hochzeit), 174 (Begräbnis), 226.

[16]) Siehe Mieser K. u. A. S. 21 („Öfnet die verstopfte Leber, Milz und Nieren. Ist gut zum Haupt, Schlaffsucht, Schwindel, zu der erkalten Mutter und Nerven." Gegen Gelbsucht u. Fluß bei Frauen, gegen zähen Schleim, Schlag, schwere Not, Magenkrankheiten, Gelenksteifigkeit u. dummen Kopf) u. 47 (Rosmarinpulver auf „faule" Wunden), zum Vergl. Urban, Volkst. Hlk. 68, 74, 81 (gegen Gifte, Geschwüre, weißen Fluß), Rieber 10, Höfler 98 (bei Augenweh, zu Bädern bei Lähmungen u. Schwäche). Sonst vergl. unsere Ztschr. 1929, S. 150.

Digitized by Google

[17]) Verwdg. zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 22 (gegen Gift, Franzosen, Schlaffsucht, Schlag, Grieß, Gelbsucht, Husten, Lähmung der Glieder, Zittern u. Blutspeien. Reinigt Magen und Hirn, macht Appetit. Macht schwarze Haare, vertreibt Mitesser und heilt Grind), 44, 46 (gegen faules Zahnfleisch), 61 (bösen Hals); ferner Urban, Volkst. Hlk. 26 (gegen Zahngeschwür), 28 (Halsweh), 32 (Nachtschweiß), 51 (zum Wurmabtreiben), 93 (gegen Geschwulst), und Rieber 8, 11, 15 (gegen Schweiß; Reinigung des Gehirns; gegen Geschwulst; stärkt das Gedächtnis; gegen weißen Fluß); John 231 (für Schweiß; Gurgelwasser); Höfler 109 (Angina, Keuchhusten, Nachtschweiß); unsere Ztsch. 1929 S. 149 u. 1930 S. 127.

[18]) Vergl. dazu Höfler S. 95 (ebenso) u. John 246.

[19]) Siehe Mieser K. u. A. S. 11 (Magenstärkung, gegen Schwindel u. zähen Schleim u. Husten; „treibet die Wind und vermehret den Weibern die Milch"), 53f.; Urban, Vkt. Hlk. 24, 62; Rieber 20.

[20]) Verw. in der Heilkd. siehe Mieser K. u. A. S. 16 („Stärket das Haupt, Hirn, Nerven, Mutter u. den Magen, zertheilet und treibet die Winde"; unter den Schnupftabak; als Niespulver), Höfler 95 (mit Schmalz als stärkende Schmiere).

[21]) Siehe Mieser K. u. A. Seite 14 (gegen zähen Schleim, „blöden Magen", Nierensteine, Engbrüstigkeit, Würmer), 56, 58; Urban, Vkt. Hlk. 25, 32, 93 (gegen Zahnweh, Lungenkrankheiten, Geschwulst).

[22]) Siehe Mieser K. u. A. S. 16, 62 (für Kopf, Herz, Magen, gegen Schlag, Epilepsie, Gift, Schwindel usw.), Urban, Vkt. Hlk. 82 (gegen graue Haare), Rieber 12.

[23]) Vergl. Mieser K. u. A. S. 38 u. Höfler S. 120 (ebenso).

[24]) Vergl. dazu Mieser K. u. A. S. 57 (gegen Wassersucht); Rieber 16; Höfler 118; John 230, 231; unsere Ztsch. 1929, S. 152.

[25]) Verw. z. Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 26 („Ist gut zur Lungen." Kühlet Leber u. Magen. Gegen „melancholisches Geblüt u. Aufblähung".).

[26]) Verw. z. Heilzw. Mieser K. u. A. S. 19 („Oefnet, machet dün und treibet den Harn gewaltig. Wird gebraucht zur Verstopfung der Leber, Mülz, Nieren und Blasen. Ist gut für Sand und Grieß, wie auch in der Husten, Gelbsucht und Verstopfter Weiber Zeit."), 37 (mit Kümmel gegen Harnverstopfung), 53 (Magen), 55 (Bauchwinde); Urban Vkt. Hlk. 50 (gegen Kolik), 54, 58 (gegen Stein, gegen Verrenkung); Urban, Tepl-Weseritz 81 (Wassersucht); Höfler 105; John 231.

[27]) Vergl. Mieser K. u. A. S. 56 (gegen Husten), 36 (gegen Podagra), 42 (gegen Ohrwürmer), 40 (gegen die Pest); Höfler 135, 119; John 17 (hl. Abend), 31, 32 (Schutzmittel), 228; unsere Ztsch. 1929, 152.

[28]) Siehe Mieser K. u. A. S. 45, Urban, Vkt. Hlk. 25, 63, Tepl-Weseritz 81 (ebenso), Rieber 9.

[29]) Vergl. hiezu auch Mieser K. u. A. 43, Rieber 9, Urban, Tepl-Weseritz 82 (gegen Würmer im Bauch). Über weitere Verwendung Mieser K. u. A. 43 (gegen Hühneraugen), 41 (gegen Fingerwurm), 40 (Pest), John 17, 31, 207, 208.

[30]) Siehe Mieser K. u. A. S. 46 (gegen Harnverstopfung), Rieber (ebenso), Höfler 118, 119.

[31]) Verw. z. Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 42 („wider übles Gehör").

[32]) Verw. z. Heilzw. Mieser K. u. A. S. 25 („Wärmet, trocknet und säubert vor sich selbst, oder mit anderer Speiß gekocht und gegessen, dienet sehr wohl den Hauptschwachheiten, wie auch in Magen und Brustkrankheiten und sonderlich in der Schwindt und Lungensucht.").

[33]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 14, Anmerkg. 81.

[34]) Siehe Mieser K. u. A. S. 57 (gegen Wassersucht), Höfler 105, uns. Ztschr. 1929, 150f., John 84 (Tee), 86 (Hulakuchen), 226; 72, 202.

[35]) Siehe John 70f., 202, 320 (Schutz vor Hexen) und 3. Umfrage unserer Ztsch.

[36]) Vergl. John 57f. (Palmsonntag, auf die Felder stecken), 66f., 184, 203.

[37]) Siehe hiezu John 121, Anm. und unsere Ztschr. 1929, 162.

[38]) Siehe John 16, 165.

[39]) Vergl. John S. 18 und 56. Umfrage in unserer Ztschr.

[40]) Siehe hiezu Mieser K. u. A. S. 54 (gegen Sodbrennen), 55 (Harnverstopfung); Urban, Vkt. Hlk. 30 u. Tepl-Weseritz 81.

[41]) Siehe 51. Umfrage unserer Zeitschrift.

[42]) Verw. z. Heilzw. siehe Höfler 222 (gegen Warzen).

Digitized by Google

[43]) Siehe John, Barbarazweige (meist Kirschen, auch Birken, Rosmarin usw.; zum „Peitschen") S. 5, 20, 22, 23f., 25, 28, 99, 200, 225; Weichselzweige vom Luziatag (13. Dez.) S. 7.

[44]) Vergl. John 16 (ebenso), unsere Ztschr. 1929, 153.

[45]) Vergl. John 15f., 224 u. 37 (mit Strohband umwickeln), 4, 41, 63 (Bäume schütteln), 8 (klopfen, horchen), 4, 225 (Zukunftserforschung), 104 (Kindesbad, Wasser) 167, 174 (Todansagen) u. 12, 68, 101. Siehe auch unsere Ztschr. 1929, 152f.

[46]) Siehe John 229f.

[47]) Verw. z. Heilzw. Mieser K. u. A. S. 55 (gegen Ruhr); Höfler 128. John siehe 329 (Jagdzauber).

[48]) Flurnamen siehe nun immer Pilsner Kreis 1929 S. 60 u. Mittgn. f. Heimatbildung 1928, X, 1929, I—IV.

[49]) Siehe auch John S. 230.

[50]) Siehe John 57f. (Palmsonntag; Kätzchen schlucken usw.), 58f., 226; auch 70f., 202, 320.

[51]) Siehe Mieser K. u. A. S. 36 (gegen „Stein"), Urban, Vkt. Hlk. 54 (ebenso), John 230 (gegen Husten), Höfler 115 (gegen Lungenleiden u. Wassersucht).

[52]) Siehe John 61, 227 u. 311f. (Schwalbenkraut, Schollkraut, Nagelkraut; Wurzel zeigt Schätze an).

[53]) Vergl. unsere Ztsch. 1930, 126 (ebenso).

[54]) Verw. z. Heilzw. Mieser K. u. A. 11 (gegen Krampf, verstopfte Leber, Engbrüstigkeit, Wassersucht, Milzsucht, Podagra), Urban, Vkt. Hlk. 45, 55, 94 (gegen Fraisen, Nachtwandeln, Pest) u. John 230 (Orakel).

[55]) Siehe auch John 203, 208, 229 (Neiddisteln, die auf Kreuzwegen wachsen).

[56]) Mieser K. u. A. S. 20 („Wird sonderbahr gebraucht, die Weiber Zeit befördern, den Urin zu treiben und in Blutausspeyen. Stärket das Haupt, Mutter und Magen. Machet Ruhen und vertreibet den Schwindel."); Urban, Vkt. Hlk. 5, 33 (gegen Gicht; Bäder für Kinder); John 109 (Bäder für Kinder), 189 (Kränze, Ernte) 229; unsere Ztsch. 1930, 126 (Bäder für Kinder).

[57]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 11 (zur Blutreinigung, gegen innere Verstopfung u. Galle), 18 (Salat, gegen Galle u. Zahnschmerz, fürs Herz, als Gurgelwasser, zum Auflegen), 62 (gegen Herzklopfen).

[58]) Siehe ebenso Mieser K. u. A. S. 45. Siehe weiter S. 61 (gegen Rotlauf) und 70. Umfrage in unserer Ztsch., Rieber 12, Höfler 113.

[59]) Siehe hiezu Mieser K. u. A. S. 12 („Treibet den Harn und Stein, eröfnet die Leber, und dienet gegen die Waßersucht; man trinket sie wie Thee, machet auch Esenzen davon. Als ein Gurgelwasser heilet es die Mundfäule."); Urban, Vkt. Hlk. 32, 62, 70, 74, 78 (gegen Lungenkrankheiten, Mattigkeit, kaltes Fieber, Goldaderkolik, geschwollene Füße); John 231 (auf Wunden), 227, 314; Höfler 103, 104; unsere Ztsch,. 1930, 125.

[60]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 29 („Wird gebraucht zu allen Verfehrungen, Lungen, Leber, Milz und Mutter, wie auch in Bauch Flüßen, Blut Auswerfen, in starken Weiber Fluß, in Fiebern." Äußerlich auf Wunden u. Geschwüre), 30 (gegen Ruhr, Blutspucken, Fluß bei Frauen, Gift, Stein u. Grieß, kaltes Fieber u. dreitägiges Fieber), Urban, Vkt. Hlk. 13, 20, 29, 55, 62, 66, 87 (gegen Blutspeien, Halsgeschwüre, Hunger, Müdigkeit, Hundswut; blutstillend, auf Wunden), John 231 (gegen Fieber: hat 99 Würzelchen, jedes gegen ein Fieber), Höfler 99, 106.

[61]) Sonstige Verw. z. Heilzw. Mieser K. u. A. S. 13 (kühlet, gegen Gallfieber, Durst, hitziges Fieber, Warzen, Hühneraugen, Halsgeschwüre und -entzündung, „Unsinnigkeit"), 34 (zerrieben, auf die Stirne bei Kopfweh; ebenso Urban, Vkt. Hlk. 17), 50 (gegen Überbein; ebenso Urban, Vkt. Hlk. 84). John 228 (auf Wunden, blutstillend, gegen Flechten), 230 (gegen Schwerhörigkeit). Höfler 96, 222.

[62]) Zu ‚Aussaat' vergl. John 185f., 195f.

[63]) Vergl. John 31, 184 (Weihwasser auf die Felder, Palmen, Judasfeuer, Aschermittwoch usw.), 65 (übers Korn schießen), 195 (Faschingstanz, Flachs, Eiszapfen). Zu Flachs siehe auch 16. Umfrage unserer Ztschr. u. John 195f.

[64]) Vergl. John 187—189, uns. Ztschr. 1929, S. 126.

[65]) Vergl. John 189—192, auch Pilsner Kreis 1929, Heft 5, und Urban, Vkt. Hlk. 219.

Digitized by Google

[66]) Siehe noch John 192f.

[67]) Siehe John 9f.

[68]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 53 (Haferbrei bei schwachem Magen), 54 (Haferkörner gegen Sodbrennen), 59 (Hafermehl gegen Lungensucht).

[69]) Mieser K. u. A. S. 55 (Korn zu Pulver gestoßen gegen Ruhr), 48, 61.

[70]) Vergl. John 230 (auf Entzündungen u. Brandwunden).

[71]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 59 (gegen Seitenstechen), 61 (gegen Brustgeschwüre), Urban, Vkt. Hlk. 20 (ebenso), Höfler 138 (auf Brandwunden), John 230 (aufgelegt).

[72]) Über Verwdg. anderer Feldfrüchte zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. S. 46, 49 (Rübe: gegen kalten Brand, gefrorene Rüben gegen erfrorene Füße), Höfler 118 (Rüben gegen Lungensucht), John 229 (Klee: gegen Verschreien), Mieser K. u. A. 50 (Gerstenmehl auf verrenkte Glieder).

[73]) Zu Klee siehe John 229.

[74]) Sonstiges über Feldfrüchte: John 183, Gebräuche beim Ackerbau, und fast alle anderen Kapitel. Auch unsere Ztschr. 1930, 155f.

[75]) Siehe Mieser K. u. A. 51 (Kornblumenwasser gut für die Augen), auch Urban, Vkt. Hlk. 22f., u. Tepl-Weseritz 80; John 86 (Kornblumenkränze schützen vor Blitzschlag).

[76]) Vergl. John 78.

[77]) Siehe noch John 84, 86f., 227 („Hexenkraut").

[78]) Siehe noch John 227 (sprengt Ketten und Bande), 314.

[79]) Siehe Mieser K. u. A. S. 30 (gegen Fluß bei Frauen, Ruhr, Blutspucken, Gift, Stein u. Grieß, kaltes Fieber, Tertianfieber), auch Urban, Vkt. Hlk. 23f., 38, 62 (gegen Augenfluß, Gelbsucht, Epilepsie) u. John 90, 228, 312f.

[80]) Vergl. Mieser K. u. A. S. 7 (reinigt die Brust u. Lunge, öffnet Leber, Milz, Nieren u. Blasen, „befördert die After Geburt und treibet die Todte Geburt", zum Haarwuchs), 61 (gegen Angina; ebenso Urban, Vkt. Hlk. 28 u. Tepl-Weseritz 81), Urban, Vkt. Hlk. 5, 25f., 29, 53f., 63, 73f., 78, 85 (gegen Gicht, Rheumatismus, Zahnschmerz, Mandelentzündung, Stuhlgang, Seitenstechen, Fingerwurm, Leberfeuchtigkeit, Goldaderkolik, geschwollene Füße), Höfler 110.

[81]) Siehe hiezu John 87, 224, 227 (Zukunftsersorschung).

[82]) Über Verwdg. zu Heilzw. Mieser K. u. A. S. 23 (für Leber u. Herz, gegen Fäulung, macht Appetit, löscht den Durst, gegen Galle, Fieber, für die Augen), Urban, Vkt. Hlk. 44 (gegen nächtlichen Samenerguß).

[83]) Siehe John 230.

[84]) Siehe auch Mieser K. u. A. S. 27 (für Leber u. Milz, gegen Feuchtigkeit im Leibe, Würmer, zur Blutreinigung, für Frauen), Urban, Vkt. Hlk. 75, 78, 83 (gegen Magenkrampf, geschwollene Füße, Grind), Höfler 107.

[85]) Vergl. unsere Ztsch. 1930, 126 (ebenso), Mieser K. u. A. 16 („heilet und heftet zusamm", gegen Lungensucht), Urban 31.

[86]) Siehe Mieser K. u. A. 24 („Heilet Lungen und Nieren Geschwär." Bei Brüchen, Beulen, Gliederschmerz, Verwundungen) 33.

[87]) Siehe auch Mieser K. u. A. 6 (gegen Harnwinde und Blutharn, Engbrüstigkeit, Husten, treibt Schweiß u. Urin usw.), Urban, Vkt. Hlk. 78, 94 (gegen Magenkrampf, Pest), Rieber 17, 20, Höfler 107.

[88]) Verwendung der Taubenskabiose (Skabiosa culumbaria) zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 23 (für Brust u. Lunge, gegen Schleim u. Geschwür), Urban 32, 62f.

[89]) Bei Tinchau, wo er von Pilsner Kräutersammlern packweise weggetragen wird. Früher bei Eisenhüttel (Pilsner Kreis 1930, 43).

[90]) Siehe auch Mieser K. u. A. 35 (gegen „schwachen Kopf" [Urban, Vkt. Hlk. 18, ebenso], Schwindel), 37 (gegen Harnverstopfung), 55 (gegen Bauchwinde), 56 (gegen Harnwinde, Husten); Urban, Vkt. Hlk. 19, 20, Tepl-Weseritz 80 (ähnlich); John 231 (gegen Bauchweh), 320 (Schutz vor Hexen); Höfler 94.

[91]) Vergl. John 230 (Gänseblümchen, ähnlich), uns. Ztschr. 1929, 158 (zum Teil ebenso).

[92]) Vergl. John 70—72, 202—205.

[93]) Siehe 55. Umfrage unserer Ztschr.

Digitized by Google

[94]) Verwendg. zu Heilzw. Mieser K. u. A. 5 (gegen Sand und Grieß im Urin, verstopfte Milz u. Leber, Scharbock), Urban, Vkt. Hlk. 48, 63, 66 (zur Blutreinigung, gegen Wassersucht, Herzklopfen), Höfler 209.

[95]) Vergl. Mieser K. u. A. 52 (gegen Magenerkältung), 54 (Appetit); Höfler 114.

[96]) Siehe hiezu John 67 (Ruten), 69, 226, 315 (Weidenwurzelschwamm gegen Schwindsucht).

[97]) Siehe auch John 320 (Schutz vor Hexen).

[98]) Mieser K. u. A. 9 (für Brust, Lunge u. Magen, gegen Verstopfung der Leber, Milz, Lunge u. Galle, Schwindsucht, fördert die Verdauung, Eßlust, reinigt das Blut), 37 (gegen Stein), 59 (gegen böses Geblüt); Urban, Vkt. Hlk. 32 (bei Lungenkrankheit); John 230 (gegen innere Leiden); Rieber 18.

[99]) Siehe auch Mieser K. u. A. 14 (gegen Husten), Urban, Vkt. Hlk. 74 (gegen harte Geschwüre), John 229 (auf Wunden), Höfler 103.

[100]) Siehe dazu Mieser K. u. A. 26, unsere Ztsch. 1929, 159.

[101]) Siehe auch Mieser K. u. A. 28 (schweißtreibend, gegen Pest, Ruhr, Menses, Frauenblutfluß, auf Wunden), Urban 13, 42, 78 (gegen Nasenbluten, zur Menstruation, gegen „Blutgang"), John 231, Rieber 13, 20.

[102]) John 230 (ebenso).

[103]) Siehe Mieser K. u. A. 12 (gegen Lungenverstopfung, „Größlöber", zähen Schleim der Lunge, Nieren und anderer Organe, Kolik).

[104]) John 110 (ebenso).

[105]) Vergl. John 107 (Rosenäpfel), 72 (Walpurgistag), 226.

[106]) Vergl. John 231, 320.

[107]) Siehe auch John 225f., 331 (Jagdzauber).

[108]) Bei John, 230, auf Wunden.

[109]) Siehe hiezu auch Mieser K. u. A. 31 (gegen Brustkrankheiten, Husten, Lungensucht, Blutspucken, Kolik, innere Geschwüre, Podagra, Katarrh, Schlag, „Flüße des Leibes"; die Wurzel sammelt man „an den letzten Freitag in abnehmenden Mond vor Aufgang der Sonne zwischen 15. August und 8. Sept."), 49; Urban 73; Höfler 97.

[110]) Siehe auch John 20, 28, 76, 99, 109, 225; Mieser K. u. A. 60 (gegen „böses Geblüt"); Höfler 128.

[111]) Über Nadelbäume siehe John 74f., 231, 244, 324.

[112]) Über Verwdg. zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 28 (für Leber, Brust, Lunge u. Nieren, gegen Winde, Harnverstopfung, Lendenstein, Sand und Grieß, zähen Schleim, Schlag und Schwindel, zur Blutreinigung. Schwangere Weiber nicht genießen), 39 (gegen Fieber), 40 (gegen Pest), 56 (gegen Husten); Urban, Vkt. Hlk. 19, 21, 30, 38, 42, 48, 49f., 82, 94f. (gegen Ohrensausen, Husten, verschleimten Magen, Gelbsucht, „böse Brust", Wassersucht, Kolik, Stein, Krätze, Pest); Höfler 124; John 228, 231.

[113]) In England schmückt man zur Weihnachtszeit die Häuser mit Mistel- und Stechpalmzweigen.

[114]) Siehe auch John 87, 228; Mieser K. u. A. 9, 53 (gegen „Undauung des Magens").

[115]) Vergl. John 231.

[116]) Ebd. 228.

[117]) Siehe auch John 64 (wachsen viele Schwämme, sterben viele Kinder) 228.

[118]) Ebenso Mieser K. u. A. S. 34.

[119]) Verwendg. zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 54 (gegen Schlucken), Höfler 113f., Rieber 20.

[120]) Siehe auch Mieser K. u. A. 27 (für Brust, Lunge, Leber, Nieren, Blase, Blut, Magen), Urban, Vkt. Hlk. 30, 42.

[121]) Siehe auch Mieser K. u. A. 35 (gegen Schwindel), John 102 (Rosinen u. Mandeln zur Geburt), 115 (Biersuppe), 117 (Gevatterssuppe).

[122]) Über Verwendung dieser Gewürze zu Heilzw. siehe Mieser K. u. A. 34 (Mandeln gegen Trunkenheit), 46 (Muskat gegen „faules Zahnfleisch"), 52 (Ingwer u. Zimmt gegen Magenerkältung), 54 Pfeffer u. Ingwer fördern den Appetit).

[123]) Auch zu Heilzwecken fand er Verwendung. Siehe Mieser K. u. A. 21 (für Herz u. Lunge, reinigt u. stärkt die Leber, Brust, Milz u. Mutter, gegen Herzklopfen

Digitized by Google

u. -zittern, Ohnmacht, Schwachheit, Lungensucht, Wassersucht, Schwindsucht, Engbrüstigkeit), 51 (gegen Augenschmerz), Urban, Vkt. Hlk. 25, 32, 42, 78, 93, Höfler 95.

[124]) Vergl. John 231 (ebenso), siehe auch Mieser K. u. A. 25.

[125]) Ebenso Mieser K. u. A. 34; siehe auch S. 55, 56, 59.

[126]) Vergl. John 28; siehe auch S. 94 (Kirchweih), 115 (Taufe), 152 (Hochzeit), 23 (Weihnacht); 79. Umfrage unserer Zeitschrift.

Hochzeitsbräuche in der Wischauer Sprachinsel

Von **Ernst Eßler**

Acht Tage vor der Hochzeit geht die Braut nachmittags die Gäste persönlich einladen; sie hat dabei ihr Staatskleid an und wird auf ihrem Gange von allen Ortsbewohnern beobachtet und kritisiert. Sonntags beginnt die eigentliche Hochzeit; am Nachmittage kommen alle geladenen Frauen zusammen, um die Hochzeitskuchen (Kolatschen) zu backen; sie bringen Mehl, Eier, Butter, Topfen, Mohn und Milch mit; denn die Anzahl der zu backenden Kuchen geht in die Tausende und die Frauen backen ununterbrochen, die ganze Nacht hindurch bis Montag nachmittag. Am Montag ist auch Polterabend. Die geladenen Gäste gehen entweder in das Haus der Braut oder in das Haus des Bräutigams und unterhalten sich bei Musik, Essen und Trinken. Die Braut steht in einem Winkel und muß weinen. Der Zeremonienmeister jeder Hochzeit ist der Redmo[u]; er kommt mit dem Brautführer in das Zimmer und trägt am Arm einen Korb, in dem sich die Brautschuhe (von bestimmter, eigenartiger Form) und ein Rosenkranz aus getrockneten Zwetschken und Orangen mit einem Lebzeltkreuz befinden. Der Brautführer überreicht der Braut die Schuhe mit den Worten: „Jungfer Braut! Der Junggeselle Bräutigam schickt der Jungfrau Braut diese Schuhe; die sollen dich morgen zieren, wenn du aus dem Vaterhaus ins Gotteshaus und wieder zurück ins Vaterhaus gehen wirst." Sodann hängt er ihr den Rosenkranz um den Hals und spricht: „Diesen Rosenkranz sollst du beten vor Mitternacht neunmal nach vorn und nach Mitternacht neunmal zurück." Hernach geht der Redmo[u] mit der ältesten Bittdirn (Kranzeljungfer) in das Haus des Bräutigams; diesmal enthält der Korb ein Hemd, gestickte Hosenträger und ein gesticktes Taschentuch (alles von der Braut verfertigt), sowie zwei große Sträuße aus Kunstblumen. Die Bittdirn überreicht diese Geschenke mit den Worten: „Junggeselle Bräutigam! Die Jungfrau Braut schickt dem Junggesellen Bräutigam diese Sachen; sie sollen dich morgen zieren, wenn du aus dem Vaterhaus ins Gotteshaus und wieder zurück gehst." Die zwei großen Blumensträuße bekommen der Bräutigam und der Brautführer, welche sie am Hochzeitstage auf dem Hute tragen. Dann gibt die älteste Bittdirn jedem männlichen Hochzeitsgaste ein kleines Sträußchen. Um Mitternacht gehen die Hochzeitsgäste nach Hause.

Am nächsten Morgen versammeln sich die Festgäste um 9 Uhr zum Frühstücke. Hernach geht der Brautführer mit dem Bräutigam und den Musikanten in das Haus der Braut. Beim Abschiede spielen die Musikanten

Digitized by Google

traurige Weisen, während sich der Sohn bei seinen Eltern für alles Gute, das sie ihm bis zum heutigen Tage erwiesen, bedankt, und sie bittet, ihm auch fernerhin beizustehen, wenn es ihm schlecht gehen sollte; er empfängt schließlich, vor seinen Eltern kniend, den Segen der Eltern. Im Brauthause angelangt, werden wieder die traurigen Weisen gespielt, während sich die Braut bei ihren Eltern bedankt. Der Bräutigam bittet um Aufnahme als Schwiegersohn und nun erhält das Brautpaar den Segen. Dann geht's zur Kirche; die Braut und die Bittdirnen tragen auf dem Kopfe das „Kranzl", die Bittweiber (junge, verheiratete Frauen) das „Happentichl". Alle Mädchen und Frauen haben um die Schultern das Brauttuch gelegt; dasselbe ist ein 3 m langer, ½ m breiter, mehrfach zusammengelegter Streifen feinster Leinwand, welcher in der Mitte mit Seide gestickt ist. Im Dorfe haben die Mädchen derselben Altersstufe (Poat = Partie) wie die Braut quer über die Straße die „Leine" gespannt, auf welcher die mit Seidenmaschen und Blumensträußen geschmückten „Leintüchl" befestigt sind. Das Brautpaar und die Hochzeitsgäste müssen sich loskaufen, um durch die Leine hindurchgelassen zu werden. Das dauert ziemlich lange, denn es wird gehandelt. Die Musik spielt dabei lustige Märsche. Bei der Trauungszeremonie werden den Brautleuten kleine Kränze aufs Haupt gelegt. Nach der Trauung zieht der Hochzeitszug in das Haus des Bräutigams; die Tür wird der Braut vor der Nase zugeschlagen. Auf Klopfen des Redmo" wird ein Spalt aufgetan und es hageln Erbsen, Fisolen und Zuckerln auf den Kopf der Braut; dasselbe geschieht beim zweiten Klopfen; erst beim drittmaligen Klopfen wird die Tür geöffnet und der Braut ein Besen vor die Füße geworfen, den sie aufheben muß. Versäumt sie dies, so gilt die Nachrede, daß sie als Frau im Hause keine Ordnung halten werde. Nach einem kurzen Mahle geht es zum Tanze ins Gasthaus; getanzt wird so lange, bis der Redmo" alle zum eigentlichen Hochzeitsmahle abholt. Der Speisezettel weist eine vorzügliche Rindsuppe, Rindfleisch mit Tunke und Schweinebraten (per Kopf ½ kg) auf, den sich aber alle mit nach Hause nehmen; zum Abschiede erhält jeder Gast zwei große „s pánem Bohem"-Kolatschen. Nach dem Essen wird die Braut ausgesungen. Zum Schlusse wird von den Hochzeitsgästen Geld auf einen Teller geworfen, welches zur Anschaffung des „Taufhäubels" verwendet werden soll. Die engere Familie hält am Mittwoch noch Nachhochzeit. Bei großen Hochzeiten sind oft 200 Gäste und es wird ein ganzes Rind verbraucht; die vielen Gäste sitzen bei schönem Wetter auch in den Zimmern der Nachbarhäuser, denn die Nachbarn gehören zu den bevorzugten Hochzeitsgästen.

Lucienglauben und -bräuche aus der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel in der Slowakei

Mitgeteilt von **Alfred Karasek-Langer**

Im 6. Heft des vorigen Jahrganges der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde wird in den Umfragen (Nr. 166) der Lucientag (13. Dezem-

Digitized by Google

ber) erwähnt und nach dem mit ihm in Beziehung stehenden Aberglauben gefragt. Hier soll nun aus dem in der Kremnitz-Probener und Hochwieser Sprachinsel gesammelten volkskundlichen Material jenes gebracht werden, das mit dem Lucientage in Zusammenhang steht. Die Fülle des Stoffes, besonders die der Sagen über das Lucienstühlchen, hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, daß bis zum 14. Jahrhundert, also noch zur Zeit der Besiedlung der Sprachinseln, der Lucientag als der kürzeste Tag des Jahres galt, an den sich deshalb viel Zauberei, Hexenwerk und Brauchtum der Neujahrsnacht heftete[1]). Es scheint, daß es sich hier um eine Häufung volkskundlicher Rückzugserscheinungen handelt, wie dies in Sprachinseln manchmal zutage tritt. Zum Beweis dafür, daß diese Sagen und Glaubensvorstellungen in der Kremnitz-Probener und Hochwieser Gruppe nicht vereinzelt dastehen, habe ich noch die altschlesische Bielitz-Bialaer Sprachinsel auf polnischem Volksboden[2]) und die ebenfalls aus dem Mittelalter stammende Deutsch-Pilsner Sprachinsel auf ungarischem Volksboden herangezogen, beide sind mit den Sprachinseln der Mittelslowakei nahe verwandt. Für einige Materialergänzungen aus der Kremnitz-Probener Gruppe bin ich der akad. Malerin Frl. Erna Piffl zu Dank verpflichtet, der Arbeit Doktor Hanikas[3]) sind einzelne Daten über Deutsch-Proben und Johannisberg entnommen worden[4]).

1. Das „Luciestühlchen" (Kr., Pr.), „Stühlchen" (Pr., Ho., Pi.), „Hexenschemel" (Pr.), „Luciesschemel" (Kr.), „Lotschenschemel" (Bi.) u. s. f. Das Lucienstühlchen wird von Lucia an bis zum 24. Dezember hergestellt. Es besteht aus einem Stück Holz (Krickerhau, Kr.), aus neuerlei Holz (Blaufuß, Kr.; Glaserhau, Kr.; Münnichwies Pr.; Alzen, Bi.; Kamitz, Bi.; Pi. u. s. f.), aus dreizehnerlei Holz (Hedwigshau, Pr.; Beneschhau, Pr.; Oberstuben, Kr. u. a.), aus dreizehn Spänen (Oberstuben, Kr.; Johannisberg, Kr.; Kloster, Pr.), aus dreizehn Keilen (Kuneschhau, Kr.). Bei dem Schemel muß jeder Fuß, das Brett und jeder der vier Keile aus einer anderen Holzart sein (Alzen, Bi.; Kamitz, Bi). Es muß jeden Mittag dazu das Holz im Wald gehackt werden, und zwar jedes Mal ein Stück von einer anderen Sorte (Hedwigshau, Pr.); man muß dazu jeden Abend etwas Holz aus einem anderen Hause stehlen, und wenn es nur ein Span ist (Johannisberg, Kr.). Gearbeitet wird an dem Stühlchen jeden Tag (überall), jeden Abend (Zeche, Pr.; Johannisberg, Kr.), nächtens (Oberohlisch, Bi.; Polisch, Ho.), zur halben Nacht (Pi.), nächtens von zwölf bis viertel eins (Wilmesau, Bi), von zwölf bis eins (Alzen, Bi.; Schmiedshau, Pr.). Derjenige, der an einem solchen Stühlchen arbeitet, muß dabei nackend sein (Alzen, Bi.), er darf

[1]) Vgl. Sartori, III, 20.

[2]) Ein Großteil des diesbezüglichen Materials ist in dem Buche: Karasek-Strzygowski, Sagen der Beskidendeutschen, Günther Wolff, Plauen i. V. 1930, veröffentlicht worden, siehe Sagen Nr. 397, 398, 412.

[3]) Hanika, Vom Volksglauben in der Kremnitzer Sprachinsel, Karpathenland II, 4, S. 174.

[4]) Es bedeuten: Kr. = Kremnitzer Sprachinsel; Pr. = Probener Sprachinsel; Ho. = Hochwieser Sprachinsel; Bi. = Bielitz-Bialaer Sprachinsel; Pi. = Deutsch-Pilsner Sprachinsel.

Digitized by Google

sein Tun keinem Menschen verraten (Brestenhau, Pr.; Oberohlisch, Bi.), sonst verliert das Stühlchen jede Kraft (Oberohlisch, Bi.). Er darf bei der Arbeit kein Wort reden (Alzen, Bi.), ja nicht einmal hinter sich blicken (Brestenhau, Pr.); auch darf er bei der Arbeit nicht gesehen werden (Gaidel, Pr.; Krickerhau, Kr.), muß das Fenster möglichst fest verhängen (Ho.; Pi.). Man muß bei der Herstellung des Schemels sehr geschickt sein, darf bei der ganzen Arbeit nur dreizehn Schläge tun, jeden Tag einen (Ho.; Hedwigshau, Pr.; Gaidel, Pr.), jedes Mal einen Schnitt (Oberstuben, Kr.), einen Hacker (Krickerhau, Kr.; Unterturz, Kr.). Es gruselt einem schrecklich bei der Arbeit, die Peilweisen oder Hexen kommen und pochen ans Fenster (Alzen, Bi.; Oberturz, Kr.), suchen einen bei der Arbeit zu stören (Johannisberg, Kr.), zu erschrecken (Polisch, Ho.), aus dem Haus zu locken (Kuneschau, Kr.). Sie kommen in allerlei grauslicher Gestalt (Brestenhau, Pr.), als schreckliche Tiere (Krickerhau, Kr.), können einem aber gar nichts antun (Alzen, Bi.). Der Schemel braucht nicht höher als 5 cm zu sein (Alzen, Bi.), soll so klein sein, daß man ihn leicht verbergen kann (Oberstuben, Kr.).

Am Christabend muß man daran den letzten Schlag tun (Ho.) oder den letzten Schnitt (Oberstuben, Kr.), was noch fehlt fertigstellen (Unterturz, Kr.); man muß das Stühlchen pünktlich zum 6-Uhrläuten fertigmachen, nicht früher und nicht später (Johannisberg, Kr.). Dann nimmt man es und geht damit zur Christmette (überall), muß aber das Stühlchen versteckt bei sich tragen, so daß es niemand sehen kann (Oberstuben, Kr.; Alzen, Bi.). Man muß schweigend zur Kirche gehn (Alzen, Bi.), von Kameraden umgeben sein, die einen schützen (Ho.), es dürfen aber nur drei Burschen dabei sein (Johannisberg, Kr.), soll Mohn auf den Weg streuen (Alzen, Bi.). Denn die Hexen lauern den Betreffenden auf und wollen ihm den Lotschenschemel wegnehmen oder ihn vom Weg ab- und irreführen (Alzen, Bi.). Die Truden, d. h. Hexen, hocken am Kreuzwege und warten auf den, der das Stühlchen mit sich hat, sie rufen ihn und locken ihn zu sich. Sie nehmen ihn auch mit Gewalt mit, führen ihn an einen Ort, wo viele Truden beisammen sind. Will er nicht mitgehen, so schlagen sie mit Besen oder Schuhen auf ihn ein, locken ihn unter die Dachtraufe eines Hauses, das einer Trud gehört, dort haben sie das Recht, ihn zu erschlagen. Geht der Besitzer des Stühlchens mit den Truden mit, so bringen sie ihn zur Trudenversammlung und geben ihm schönen Wein aus goldenen Bechern zu trinken, doch sind das keine Becher, sondern Viehklauen. Sie tanzen mit ihm auf einem Felde, an der Stelle tut nachher nichts mehr wachsen, und nehmen ihn dann unter die Truden auf (Pi.).

Wie in Deutsch-Pilsen der Träger des Stühlchens merkt, daß er nicht aus goldenen Bechern, sondern aus Viehklauen trinkt, so zeigt sich auch anderwärts schon am Wege zur Kirche die Macht des Stühlchens. Er sieht, wie sich an den Rock des hexenden Goralen kleine Teufel anhängen, wie dieser das Kreuz verkehrt schlägt (Alzen, Bi.). Mancherorts geht der Besitzer des Stühlchens nicht in die Kirche, sondern er kniet auf der ersten Kirchenstufe (Johannisberg, Kr.), vor der Kirchentür nieder und schaut durch das Schlüsselloch herein (Blaufuß, Kr.; Unterturz, Kr.). Meistens aber sitzt er in der Kirche während der Messe drauf (Alzen, Bi.; Brestenhau,

Digitized by Google

Pr.; Münnichwies, Pr.; Oberstuben, Kr. u. a.), kniet während der ganzen Messe (Honeshau, Kr.; Krickerhau, Kr.), nur während der hl. Wandlung (Gaidel, Pr.) drauf. Er muß den Pfarrer um Erlaubnis fragen und in der Sakristei sein (Krickerhau, Kr.; Münnichwies, Pr.), muß dem Pfarrer davon erzählt haben, damit der ihm im Notfalle gegen die Hexen zu Hilfe kommen kann (Münnichwies, Pr.), muß hinter dem Altar der Messe beiwohnen (Schmiedshau, Pr.). Man soll sich ein Rohr von Knochen (Bein oder Hand) zum Durchschauen mitnehmen, es darf aber nicht gewogen, d. h. einmal vom Fleischer gekauft worden sein, am besten ist deshalb ein Knochen von einem verendeten Pferd oder einem Menschen (Johannisberg, Kr.; Unterturz, Kr.). Wenn man durch dies Rohr durchschaut oder wenn man auch nur auf dem Stühlchen kniet, erkennt man die Hexen, die die anderen Kirchenbesucher nicht sehen. Man sieht die Hexen um den Altar laufen (Münnichwies, Pr.), hinterm Altar herumtanzen (Johannisberg, Kr.; Krickerhau, Kr.), Butter schlagen (Blaufuß, Kr.; Johannisberg, Kr.), auf den Pfarrer spucken (Krickerhau, Kr.). Man erkennt die Hexen, weil sie schwarze Gesichter haben, bei der hl. Handlung die Zunge herausstrecken (Alzen, Bi.), darf aber kein Wort sprechen, noch eine von ihnen verraten. Ein Bursch in Berg hat so seine Mutter gesehen und vor Schreck gerufen: „No, dort ist ja meine Mutter!" Da hat der nächste Bursch, der sich gleich drauf auf den Schemel kniete, eine Ohrfeige bekommen, so daß er herunterfiel und nichts mehr sah (Johannisberg, Kr.). Derjenige, der die Hexen sieht, nimmt ihnen damit die Macht, Schaden zu stiften (Blaufuß, Kr.), ja sogar den ganzen Nutzen ihrer eigenen Kühe (Brestenhau, Pr.).

Der Besitzer des Luciensttihlchens muß aber, weil die Hexen es spüren, daß sie gesehen werden (Brestenhau, Pr.), weil sie unruhig werden (Gaidel, Pr.), sobald sie merken, daß man sie erkannt hat, die Kirche verlassen (Alzen, Bi.), zwischen Wandlung und Agnus Dei aus der Kirche gehen (Johannisberg, Kr.), sehr obacht geben. Die Hexen können ihn auch in der Kirche angreifen, darum muß er Mohn bei sich haben (Johannisberg, Kr.). Darum hat ein slowakischer Pfarrer in Münnichwies seinem Kutscher, der solch ein Stühlchen in die Christmette mitnahm, bestimmte Kräuter mitgegeben. Der Kutscher, der Matusch, hat während der ganzen Messe nur so geschwitzt, aber sonst hat niemand die Hexen gesehen. Wie sie auf ihn losgegangen sind, hat der Pfarrer ihm slowakisch zugerufen, er soll sich die Pfeife mit den Kräutern anzünden, da haben die Hexen keine Macht mehr gehabt (Münnichwies, Pr.).

Der Besitzer des Stühlchens muß noch vor Schluß der Mette die Kirche verlassen (Krickerhau, Kr.), nach dem Ende der Messe schnell nach Hause laufen (überall). Er muß aus der Kirche heraus, wenn das meiste Volk herausgeht (Schmiedshau, Pr.), muß das Stühlchen erwischen und, ohne sich umzusehen, davonlaufen (Johannisberg, Kr.). Am Heimwege muß er Mohn streuen (überall), am besten den ganzen Weg über (Oberstuben, Kr.; Blaufuß, Kr.; Polisch, Ho.). Wenn er geht, soll er über kein Wasser (Oberohlisch, Bi.), kommt er doch über eines, so soll er den meisten Mohn hineinwerfen (Oberstuben, Kr.). Die Hexen müssen alle Mohnkörnlein aufklauben (Oberohlisch, Bi.) und im Wasser geht das am schwersten (Oberstuben, Kr.).

Digitized by Google

Erwischen die Hexen denjenigen, der am Lucienstühlchen während der Mette gekniet hat, so schlagen sie ihn tüchtig durch (Ho.), zerkratzen und zerohrfeigen ihn, daß er die ganzen Feiertage über nicht ausgehen kann (Johannisberg, Kr.), dreschen ihn halb tot (Blaufuß, Kr.), zerreißen ihn (Deutsch-Proben, Pr.; Unterturz, Kr.; Bettelsdorf, Pr.), bringen ihn um (Hedwigshau, Pr.; Brestenhau, Pr.). Erst unter der Dachtraufe des eigenen Hauses (Münnichwies, Pr.) über der Türschwelle (Krickerhau, Kr.; Kuneschhau, Kr.) ist er sicher. Einer hat zu wenig Mohn mitgehabt, da haben ihn die Hexen, er war schon mit einem Fuß unter der Dachtraufe, mit dem andern noch draußen, erwischt. Er ist zwei Jahre krank gelegen, der Fuß hat immer geschwürt und er hat die Hexen gesehen stehen an seinem Bette, sie haben ihn immer in den Fuß geschnitten (Zeche, Pr.). Derjenige, der die Hexen gesehen, darf sie nicht verraten (Krickerhau, Kr.), sonst tut es ihm aus den Beinen herausschwüren und die Finger verkrüppeln (Oberstuben, Kr.), stirbt er innerhalb eines Jahres (Beneschhau, Pr.). Bei dem Tode des Besitzers eines Stühlchens sind die Hexen um sein Bett gestanden, haben ihn mit Nadeln in die Füße gestochen. Die Leute spritzten mit Weihwasser nach ihnen, die Hexen mit schwarzem Pech zurück, dann sind sie ans Kopfende vom Bett gegangen und der Mann ist gestorben (Zeche, Pr.). Das Stühlchen muß man sofort nach der Heimkehr verbrennen (Oberstuben, Kr.; Münnichwies, Pr.).

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß das Lucienstühlchen, das von Lucia an bis zum 24. Dezember verfertigt und in die Christmette mitgenommen wird, ein Mittel ist, um die Hexen zu erkennen und ihrer Macht zu berauben. Der Gegenzauber der Hexen begleitet den Erzeuger desselben dauernd und bringt ihn ständig in Gefahren. Nur in Deutsch-Pilsen dient das Stühlchen dazu, um selbst Trud, d. i. Hexe zu werden. Im Stoffmaterial überwiegen Sagen von Verfolgungen durch Hexen nach der Christmette, doch gibt es auch eine Reihe einfacher Tatsachenberichte aus den letzten Jahren, die, noch nicht zur Sage ausgereift, durchwegs negativ sind: 1929 zu Weihnachten hat ein Bursch in Hochwies solch ein Stühlchen gemacht, aber nichts damit gesehen, ebenso 1928 in Glaserhau (Kr.). 1929 hat ein Bursch in Oberstuben (Kr.) so ein Stockerl gemacht, aber gar nicht in die Kirche mitgenommen, weil ihm Bedenken aufgestiegen waren u. a. m. Dies zeigt, daß der Glauben an die Lucienstühlchen noch bis in die jüngste Gegenwart hinein lebendig erhalten geblieben ist.

2. Das „Lucienholz" (Pr.) oder „Hexenfeuer" (Pr.). Von Lucia an bis zum hl. Abend wird jeden Tag Holz gehackt, und zwar immer ein anderes Stückl (Hedwigshau, Pr.; Kunzendorf, Bi.), es wird jede Nacht von einem lebenden Baum im Wald, immer von einer neuen Art, ein Splitter abgehackt (Bettelsdorf, Pr.) oder es wird ein Weidenstock ausgesucht und jeden Tag mit einem Beil ein Stück abgehackt (Oberohlisch, Bi.). Das auf diese Weise gewonnene Holz wird an einen heimlichen Ort getan, wo es niemand sehen kann (Bettelsdorf, Pr.). Am hl. Abend wird von dem zwölferlei (Oberohlisch, Bi.), von dem dreizehnerlei Holz (Hedwigshau, Pr.) ein Feuer, auch „Hexenfeuer" genannt, gemacht (Oberohlisch, Bi.; Bettelsdorf, Pr.; Hedwigshau, Pr.). Dann haben die Hexen schreckliche Schmerzen (Hedwigs-

Digitized by Google

hau, Pr.), sie kommen gelaufen (Hedwigshau, Pr.; Oberohlisch, Bi.) und wollen etwas borgen (Oberohlisch, Bi.); sie kommen nicht nur als Mensch, sondern auch in Tiergestalt, als Frösche, Katzen u. s. f. (Hedwigshau, Pr.). Wenn sie erscheinen, soll man sie durchprügeln (Oberohlisch, Bi.), darf sich ihnen nicht zeigen, sonst würden sie den, der das Feuer gemacht hat, zerreißen (Hedwigshau, Pr.). Sie sind dadurch, daß man sie gesehen hat, ohne Macht und können einem den Nutzen nicht mehr nehmen (Bettelsdorf, Pr.).

3. Das „Luciebändel" (Pr.; Kr.), „Hexenband" (Pr.), „Bändchen" (Kr.; Ho.) u. a. Das Luciebändchen, das Hexenband u. s. f. wird von Lucia an jeden Tag geflochten (Ho.; Fundstollen, Pr.; Zeche, Pr.; Beneschhau, Pr.; Johannisberg, Kr. u. a.). Man nimmt entweder sehr lange Fäden und flicht immer ein Stückchen weiter, läßt das übrige offen (Fundstollen, Pr.) oder nimmt jeden Tag einen neuen Faden und flicht ihn mit den bisherigen zusammen (Ho.; Johannisberg, Kr.). Die Fäden sollen aus neunerlei (Ho.) oder zwölferlei Farben (Johannisberg, Kr.), dürfen nur rot sein (Deutsch-Litta, Kr.). Es wird auch ein Strick genommen und jeden Tag ein Knoten hineingemacht (Pr.; Zeche, Pr.). Das Lucienbändchen wird zur halben Nacht (Deutsch-Litta, Kr.), vor der ersten Morgenstunde (Johannisberg, Kr.) geflochten. Die Hexen wissen es, einer hat nur noch zwei Stricke einzudrehen, d. h. zwei Nächte dran zu arbeiten gehabt, da ist er verschwunden und nicht mehr zurückgekommen, das haben die Hexen so gemacht (Beneschhau, Pr.). Man darf es niemandem sagen, daß man an dem Bändchen arbeitet, sonst verliert es alle Macht und ist zu nichts mehr nütze (Polisch, Ho.).

In der Christnacht nimmt man es in die Mette mit (überall). Wenn man am Weg zur Kirche nicht aufpaßt, so wird man von den Hexen geschlagen (Polisch, Ho.), mit Unrat beworfen (Fundstollen, Pr.). In der Kirche sieht man die Hexen, wenn man den Strick mit den Knoten im Sack hat (Pr.), wenn man aus dem Bändchen eine Schlinge macht und durch diese durchschaut; das darf aber nur der tun, der das Bändchen gemacht hat (Polisch, Ho.; Fundstollen, Pr.). Er muß mit geweihter Kreide (Polisch, Ho.), mit weißer oder roter Dreikönigs-Kreide einen Kreis um sich ziehen, sonst wird er zerrissen (Ho.). Er sieht die Hexen während der Wandlung um den Altar tanzen (Pr.), mit der um das Haupt gestürzten Gelte, d. h. Melkkübel (Zeche, Pr.), mit dem Butterfaß hinterm Altar (Ho.). Sie stehen mit dem Rücken gegen den Altar und wenn der Priester die Hostie hebt, so wollen sie den Altar und die Messe zertrümmern. Ebenso sieht er, wie der Priester die Hexen anspuckt. Nur er und der Priester allein sehen die Hexen (Fundstollen, Pr.). Er muß die Kirche verlassen, wenn der Pfarrer auf die rechte Seite geht (Zeche, Pr.). Am Rückweg von der Kirche muß er Mohn streuen (Polisch, Ho.; Fundstollen, Pr.; Zeche, Pr.). Die Hexen klauben den Mohn auf, wie wenn sie tausend Hände hätten, er darf sich aber nicht umsehen, sonst haben sie das Recht auf ihn (Fundstollen, Pr.); erst unter der Dachtraufe ist er in Sicherheit (Johannisberg, Kr.; Fundstollen, Pr.; Polisch, Ho. u. a.). Die Hexen kommen nachher zu seinem Fenster und er muß ihnen versprechen, daß er sie nicht verratet, sonst tun sie ihm etwas an (Zeche, Pr.).

Digitized by Google

4. Der „Lucienagel" (Kr.), „Hexennagel" (Pr.), „Hexenkeil" (Kr.) u. a. Am Lucienabend wird ein Nagel genommen, der wird in die Wand geschlagen. Dann kommen die Hexen des Ortes hin, wollen den Hexennagel herausreißen. Der das macht, sieht alle Hexen beisammen und erkennt sie. Sie fangen an zu schimpfen, bitten dann, er soll sie nicht verraten; wenn er sie wird verraten, kommt er ums Leben. Mit Lärm laufen sie dann weg (Gaidel, Pr.). An andern Orten wird der Nagel oder eine Haspe von Lucia bis zum Weihnachtsabend eingeschlagen, entweder in einen Birnbaum (Johannisberg, Kr.), in den Balken über der Stalltür (Johannisberg, Kr.) oder in die Stallwand (Unterturz, Kr.). Das Gleiche macht man mit dem Hexenkeil, einen Holzpflock, der in einen Birnbaum eingeschlagen wird (Johannisberg, Kr.; Kuneschhau, Kr.). Man muß mit der Arbeit am Luciaabend, wenn es sechs Uhr läutet, anfangen (Johannisberg, Kr.; Unterturz, Kr.), das erste Mal schlägt man einmal (Unterturz, Kr.; Johannisberg, Kr.) oder dreimal (Johannisberg, Kr.), sonst tut man jeden Abend beim Läuten nur einen Schlag (Johannisberg, Kr.; Kuneschhau, Kr.). Die Hexen suchen einen bei der Arbeit zu stören, sie kommen in vielerlei Gestalt (Kuneschhau, Kr.), man muß deshalb geweihte Kreide bei sich tragen (Unterturz, Kr.). Am Christabend soll man beim Abendläuten den letzten Schlag tun (Johannisberg, Kr.); im Ganzen nur dreizehn Schläge (Unterturz, Kr.). Schlägt man einmal zu fest und der Nagel geht noch vor dem 24. Dezember bis zur Kappe ins Holz hinein, so kommen die Hexen und schlagen den Betreffenden blutig (Johannisberg, Kr.), zerreißen ihn (Unterturz, Kr.). Zerbricht der Holzpflock bei einem Schlage, so muß man im kommenden Jahre sterben (Kuneschhau, Kr.). Am hl. Abend kommen nach dem letzten Schlag die Hexen gelaufen und wollen den Nagel herausziehen (Unterturz, Kr.); sind sie so stark, so behalten sie ihr Vorrecht, zu hexen, weiter, können sie es nicht, so haben sie keine Kraft mehr (Johannisberg, Kr.). Sie können nicht in die Christmette gehen und verlieren dadurch ihre Macht für das kommende Jahr (Kuneschhau, Kr.). Sie sind deshalb sehr wild und dürfen den Betreffenden nicht sehen, sonst machen sie, daß ihm eine Hand oder ein Fuß verkrüppelt (Unterturz, Kr.). Man muß schauen, sie zu erkennen, sie sind aber verschleiert (Johannisberg, Kr.). Hat man die Haspe in den Balken über der Stalltür eingeschlagen, so setzt man sich während der Christmette in den Stall, dann sieht man die Hexen, die einem die Kühe ausgemolken haben (Johannisberg, Kr.).

5. Der „Lucienapfel" (Kr.; Pi.), Loszeiten und sonstiges Brauchtum. Will ein Mädchen wissen, wie ihr Künftiger heißt, muß sie zu Lucia einen Apfel nehmen und einen Biß hineintun, dann jeden Tag einen weiteren Biß und am 24. Dezember den Rest aufessen. Nachher soll sie auf einen Kreuzweg gehen, den ersten Burschen, den sie dort trifft, fragen, wie er auf seinen Vornamen heißt, so wird auch der Bräutigam heißen (Oberstuben, Kr.). Zu Lucia soll sich das Mädchen einen Apfel in den Sack, das ist die Tasche vom Kittel einnähen, dann bis Weihnachten drinnen lassen. Am Christabend geht sie auf die Gasse, nimmt dort den Apfel heraus und wenn ihr der erste Mann begegnet, wird der Geliebte so heißen, wie er (Pi.). Wieviel Tage von Lucia an bis zum 24. Dezember

Digitized by Google

sind, soviel Zettel muß man mit Burschennamen beschreiben. Die faltet man zusammen und gibt sie an einen bestimmten Ort. Jeden Tag nimmt man einen Zettel ungelesen weg und wirft ihn ins Feuer. Welcher Name am 24. Dezember übrig bleibt, den wird der künftige Bräutigam haben (Oberstuben, Kr.).

Das Spinnen zu Lucia ist verboten. Eine Frau hat am Lucientag gesponnen, da ist eine Hexe gekommen, hat ihr viele Futterkörbe mit Spulen gebracht und befohlen, jede bis zum nächsten Tage mit Zwirn aufzuspulen, sonst wird sie sterben. Die hat vom Pfarrer den Rat bekommen, auf jede Spule nur einen kleinen Faden zu wickeln, so wurde sie fertig und entging der Strafe (Münnichwies, Pr.).

Der Lucientag ist ein Unglückstag. Wird ein Kind an dem Tage geboren, so wird es entweder eine Hexe oder bald sterben, lebt es doch, so ist es ein Krüppel oder blöd. Man soll an dem Tage nicht heiraten, sonst wird die Ehe eine schlechte; kein Geschäft machen, sonst hat man Schaden; und nichts aus dem Haus verkaufen, weil sonst die Hexen leicht die Macht übers Vieh bekommen (Blaufuß, Kr.).

Der Lucientag ist ein Hexentag, darum verkaufen die Leute am 13. Dezember keine Milch und Butter, weil sonst die Kühe keinen Nutzen mehr geben (Münnichwies, Pr.). Die Hexen gehen an dem Tage zum Nachbarn etwas borgen, um ihm den Nutzen nehmen zu können (Oberstuben, Kr.). Am Abend haben sie ihre Zusammenkünfte an bestimmten Orten (Fundstollen, Pr.), auf Kreuzwegen (Hedwigshau, Pr.), sie kommen am Hollerstein und Biebig zusammen, um dort die „Hexenhochzeit" zu halten; dort tanzen sie und weil sie Hufeisen wie die Pferde haben, so sieht man das am andern Tag (Münnichwies, Pr.). Auch anderen Orts tanzen sie (Kloster, Pr.), es bleiben dort die Hexenringe (Kuneschhau, Kr.) oder Trudenringe (Pi.) zurück, auf denen kein Gras mehr wächst.

Am Lucientage sind eine Reihe von Bräuchen üblich, die zum Teil als Gegenzauber gegen die Hexen wirken sollen, zum Teil Reste von Neujahrsbrauchtum sein dürften. In Münnichwies (Pr.) wird an dem Tage viel Knoblauch gegessen, das soll helfen. Die jungen Burschen gehen trompeten, nehmen alte Töpfe mit Steinen und werfen sie ins Vorhaus, je mehr die Leute darüber erschrecken, desto weniger kann ihnen die Hexe schaden. Ebenso haben die Burschen an dem Tage das Recht, Wagenräder, Dreschflegel, Pflüge, Schuhe und derlei mehr zu verschleppen, weil der Tag ein Hexentag ist.

In Fundstollen (Pr.) gehen die Burschen am Lucientage von Haus zu Haus, immer ihrer drei; einer trägt ein Pinkel, das heißt Bündel, einer ist als Frau und der dritte als Mann angezogen. Der das Bündel trägt, hat eine Glocke und läutet vor jedem Hause, dann singen sie das Lied von der hl. Lucia, nachher geht der Mann ins Haus und frägt nach, ob es erlaubt sei einzutreten. Wird es bewilligt, so kommen sie herein, der Mann und die Frau tanzen fest herum, denn je höher sie springen, desto besser wird im nächsten Jahr die Ernte ausfallen. Nachher geht der Mann, der Tannenreiser mithat, die Anwesenden „abkehren", das heißt er bestreicht sie mit den Reisern. Der mit dem Bündel steht die ganze Zeit über bei der Tür und

Digitized by Google

sammelt nachher die Gaben: Äpfel, Birnen, Nüsse u. s. f., dann gehen sie weiter. In einzelnen Häusern werden sie gefragt, woher sie sind, darum haben sie ein altes Buch, daraus tun sie sich legitimieren, sagen, daß sie von Indien kommen u. s. f. Früher soll man ihnen auch beim Eintritt ins Haus oder wenn zwei solcher Gruppen sich getroffen haben, Rätsel aufzulösen gegeben haben. In Kunzendorf (Bi.) kommen am Abend vor dem 13. Dezember die Männer, eingehüllt in weiße Tücher, zu ihren Nachbarn und Bekannten. Dort fegen sie mit Reisigbesen alles ab, das soll „für das kommende Jahr gut sein". In Bettelsdorf (Pr.) gehen die Burschen zu Lucia zu zweit herum, haben Larven im Gesicht, selbstgemachte, und schrecken damit die Kinder. Früher (und auch teilweise noch heute) war einer von ihnen als Teufel verkleidet, hatte eine Kette umgehängt, Glocke und Besen in der Hand, er mußte recht viel Lärm machen. Manchmal hat einer der Burschen einen Sack übers Gesicht gehabt, war sehr stark mit Heu oder Stroh ausgestopft und ist fest herumgesprungen, ähnlich dem „Lazzo", „Bär" u. s. f. bei den Faschingstänzen der Burschengemeinden in der Kremnitz-Probener Sprachinsel[1]).

Sehr verbreitet war früher das Lucienblasen durch den Gemeindehirt, es wird zum Teil auch heute noch in Blaufuß (Kr.), Glaserhau (Kr.), Kuneschhau (Kr.) und anderen Orts geübt. Am Lucienabend muß der Gemeindehirt von Haus zu Haus gehen, er frägt an, ob er herein darf und bläst dann das Hirtenlied. Er soll in jeden Hof kommen, das hilft, die Hexen zu vertreiben und in den Hof traut sich im kommenden Jahre keine Hexe herein. Als Belohnung für das Blasen bekommen die Hirten entweder Lebensmittel oder Geld.

Es mögen hier noch ein paar kurze Parallelen und Hinweise zu einigen der obigen Mitteilungen gebracht werden, sie sollen aber nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Über Lucienstühlchen und -Zauber berichtet zusammenfassend Wuttke[2]): das Schemel muß aus neunerlei Holz sein, von Bäumen die keine eßbaren Früchte tragen. Vor der Kirchentür oder während der Messe in der Kirche darauf sitzend, kann man alle Hexen erkennen (Süddeutschland, Pfalz), aber der Betreffende muß, ehe der Priester vom Altar geht, wieder daheim sein, sonst zerreißen ihn die Hexen (Bayern, Franken, Schweiz), er muß bis zum Segen bleiben, sonst zerreißt ihm das Herz (Franken, Pfalz). Auf einem Schemel aus siebenerlei Holz sieht man in der Christmette den Teufel am Altar sitzen, wie ihn die Hexen frisieren (Österreich). Kniet man während der Wandlung auf einem Bündel aus neunerlei Holz, so sieht man die Hexen verkehrt in der Kirche stehen, muß aber vorm Ende des Gottesdienstes unter ein anderes Dach flüchten, sonst zwingen sie einen, sich vor allen Leuten zu entkleiden (Baden). Auf einem Stuhl mit neun Füßen, die so angeordnet sind, daß sie ein Kreuz bilden, wobei jeder Fuß aus anderm Laubholz sein muß, sieht man in Mettnitz (Kärnten) in der Christmette während der hl. Wandlung die Qualen der

[1]) Vgl. auch die Namensübereinstimmung beim Faschingstanz u. a., wo diese verkleideten Burschen „Luzen", „Luza" heißen.

[2]) Vgl. Wuttke, 374.

Digitized by Google

Verdammten[1]). Auf einem Schemel aus neunerlei Holz erkennt man in Niederösterreich während der Christmette die Hexen[2]). In Niederösterreich werden in der Luciennacht die Spinnräder stillgelegt, die Hexen ausgeraucht und aus den Lucienkreuzen geweisfagt[3]), ebenso ist in den Alpen das Spinnen am späten Lucienabend verboten[4]). In der Zipser Sprachinsel[5]) schreiben die Mädchen am Lucienabend auf 12 Zettel die Namen ihrer Verehrer und werfen dann jeden Abend einen ungelesenen ins Feuer. Der Zettel, der am hl. Abend übrig bleibt, offenbart den Zukünftigen. Am Lucienabend wird auch angefangen, einen Apfel zu essen, jeden Tag einen Biß. Am hl. Abend, während des Läutens, geht das Mädchen vor das Tor und ißt den Rest auf; der Mann, den sie zuerst trifft, wird ihr Gatte. Die Burschen schnitzen von Luciä an mit dem Taschenmesser an einem Tischchen. Wenn sie bei der Christmette durch dasselbe schauen, sehen sie während der Predigt die Hexen tanzen. Sie müssen vor dem Amen des Priesters die Kirche verlassen, sonst werden sie von den Hexen zerkratzt. Am Lucienabend kann man die Hexen auf Bergwegen tanzen sehen. Als Schutz gegen sie gibt man dem Vieh Knoblauch mit Brot und Salz oder Tille. Am Lucienabend wird außerdem noch an die Stalltür mit Knoblauch ein Kreis gemacht.

In Ungarn[6]) gehen am 13. Dezember die Hexen um. Wenn man von Lucia an jeden Tag ein Spänchen von einem blitzgetroffenen Baum ins Fett gibt und damit am Weihnachtsabend heizt, so kommen die Hexen der Umgebung in den Rauchfang und bitten, man soll aufhören. In der Tornaer Gegend macht man mit solchem Holz im Vorhaus ein Feuer, da versammeln sich die Hexen drum. Geht man in der Mitternacht des Lucientages mit einem leeren Holznapf auf einen Kreuzweg, so nehmen einen die Hexen auf den Blocksberg bei Budapest mit (Torna). Um die Hexen in der Christnacht zu erkennen, wird ein Lucienstuhl gemacht. Will ein Mädchen wissen, welches ihr Zukünftiger sein, das heißt wie er heißen wird, so muß sie von Lucia bis Weihnachten fasten, jeden Tag in ein und denselben Apfel hineinbeißen und ihn am Weihnachtsabend auf der Gasse verzehren u. s. f. Eine Peitsche, die von Lucia bis zu Weihnachten geflochten wird, wirkt als Liebeszauber, welchen Burschen das Mädchen damit berührt, der muß sie heiraten.

Bildmaterial zur Volkstrachtenkunde

Von **Karl M. Klier** (Wien)

Schon vor ungefähr zwanzig Jahren hat Karl Spieß in seinem Werkchen über die deutschen Volkstrachten auf das wichtige Bildmaterial hingewiesen, das in den Ansichtspostkarten verstreut ist. Wer den Versuch machen wollte, sich die von ihm angeführten Bildreihen zu beschaffen, würde bald erfahren, daß dies nahezu unmöglich ist; teilweise sind die Firmen

[1]) Graber, Sagen aus Kärnten, S. 201.
[2]) Mailly, Niederösterreichische Sagen. Eichblatts Deutscher Sagenschatz, Bd. 12, S. 69.
[3]) Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 252.
[4]) Vernaleken, Alpensagen, 112.
[5]) Laut Mitteilung von Dr. Aschenbrenner-Prag.
[6]) ZVfVkd., Jg. IV, S. 309ff.: Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn.

Digitized by Google

verschwunden, oder die betreffenden Bilder längst ausverkauft, da Händler und Verleger dem immer bestehenden Wunsch nach Neuem folgen müssen. Während aber alle erscheinenden Druckwerke, Bücher, Broschüren und Noten — und wären es die belanglosesten Eintagsfliegen — ernsthaft im „Wöchentlichen Verzeichnis" und in Hofmeisters „Monatsbericht" verzeichnet, die wissenschaftlich bedeutenderen Erscheinungen weiterhin in Übersichten und Bibliographien aufgenommen werden, verschwindet jenes Trachtenmaterial spurlos von der Oberfläche. Bücher unterliegen einem gewissen Kreislauf und können im Antiquariatshandel beschafft werden; Trachtenbilder der erwähnten Art finden sich dort höchst selten und meist nur dann, wenn sie von einem Liebhaber in Buchform gebracht worden waren. Zu bedenken wäre ferner, daß die Drucktechnik heute ganz andere Bildkarten herstellt, als vor zwanzig, dreißig Jahren; die damaligen meist primitiven Strichätzungen und groben Rasterbilder lassen sich in keiner Weise mit den heutigen Mehrfarbendrucken, Kupfertiefdrucken und Bromsilberkopien vergleichen, bei denen das Bild Selbstzweck ist, nicht wie früher der bescheidene Schmuck der Schreibfläche.

Bei einem Versuch, solche Trachtenkarten zu sammeln, boten sich einige Anfangsergebnisse und Ausblicke, die hier mitgeteilt werden sollen. Alles Einschlägige zu verfolgen und zu sammeln, übersteigt weitaus die Kräfte des Einzelnen; nur bei länderweiser Arbeit ist auf einige Vollständigkeit zu hoffen. Vielleicht wird dieser Anfang zu Ergänzungen anregen; vielleicht auch werden die Bibliographen der Volkskunde einen Weg finden, um diesen Stiefkindern Beachtung zu sichern.

Egerländer Trachten hat der „Bund der Eghalanda Gmoin" herausgegeben (Versand: Konrad Zeilinger, Bodenbach a. d. E. 617 a). Der heimische Maler G. Zindel hat die Bilder aus dem Volksleben und nach Volksliedern entworfen. Für einige figurenreiche Darstellungen erweist sich der Maßstab als zu klein, und der Beschauer erinnert sich mit Vergnügen an die prächtigen ganzseitigen Trachtenbilder des Malers in der „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Der „Deutsche Böhmerwaldbund", Budweis, hat einen Hochzeitszug der Budweiser Sprachinsel in mehreren Karten festgehalten, von denen die farbige von G. Moest die gelungenste ist; sie zeigt den Vorreiter und den Wagen im Hochzeitszug. Weniger gut sind die Lichtbildkarten, die im Hintergrund einen Theaterbau oder ähnliches zeigen.

Trachten-Lichtbilder sind überhaupt eine heikle Sache; einmal fehlt die Farbe, ein sehr wesentlicher Bestandteil. Dann: der Maler, der Trachten malt, hat meist einige Sachkenntnis und guten Geschmack, was nicht von jedem Lichtbildner gesagt werden kann. So kommt es oft zu Bildern von recht zweifelhaftem Wert, wie z. B. den vielen Aufnahmen gelegentlich des Jubiläumsfestzuges in Wien 1908, mit Kasernen- und Tribünenwänden im Hintergrund. Der Lichtbildner hat eben nicht nur auf die Tracht zu sehen, sondern auch die charakteristischen Menschen auszuwählen und eine passende Umgebung zu finden. Wer in dieser Hinsicht vorzügliche Bilder sehen will, nehme die Aufnahmen von O. Steiner, Silvrettaverlag (Schruns, Vorarlberg) mit Vorarlberger Trachten zur Hand (z. B. Nr. 522, 953).

Digitized by Google

Lichtbildkarten mit sudetendeutschen Volkstrachten stellen die Lichtbildwerkstätten Ing. Irenäus Popp (Glatz-Hassitz, Jugendhof) her. Besonders auf die Bilder aus dem Riesengebirge soll hingewiesen werden. Die jungen Leute in Kuhländer Tracht dagegen sehen wie verkleidete Wandervögel aus.

Man betrachte vergleichsweise jene vorzüglich gewählten Charaktergestalten, deren Aufnahme die Slowakische Matice in den Karpathen veranlaßte (K. Plicka, Turčiansky Sv. Martin). Auch sonst besitzen die Slawen der ČSR. reiches Material, wie z. B. die umfangreichen farbigen Reihen der Firmen R. Fencl (Hodonin) und Josef Pithart (Prag XI., Kristanova 644), denen Gemälde zugrunde liegen, während sich das Nationalmuseum in Prag sehr gut mit farbigen Aufnahmen von Trachtenfigurinen half.

Große Bestände an Trachtenkarten brachte vor dem Umsturz der Verlag R. Promberger (Olmütz) heraus; was von diesen, die sich über alle Länder der alten Monarchie erstreckten, noch heute erhältlich ist, war nicht in Erfahrung zu bringen.

Promberger druckte u. a. eine Folge von historischen Tiroler Trachtenbildern nach Vorlagen im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck. Damit treffen wir auf die Möglichkeit, solche wertvolle Bilder einem großen Kreis leicht zugänglich zu machen. In verschiedenen Ländern gibt es derartige Reihen, die durchwegs ungemein ansprechend sind. Es seien erwähnt: alte Schweizer Trachten nach D. A. Schmid von Schwyz, 22 Farbenbilder (Verlag E. Kalt-Zehnder, Zug), und Steyrische Trachten, um 1810 von F. Ruß gemalt, 10 Farbenbilder (Südmarkverlag, Graz). Teilweise wurden die letzteren benutzt und umgezeichnet von M. E. Fossel für eine Folge (8 St.) Steirischer Bauerntrachten (Heimatverlag Stocker, Graz), eine Art, die für den Wissenschaftler von zweifelhaftem Wert ist, besonders dann, wenn jeder nähere Hinweis fehlt.

Die geschmackvollsten neuzeitlichen Bilder meiner bescheidenen Sammlung sind slowenische des Malers Maksim Gaspari (Laibach, Jugoslawische Buchhandlung); in vorbildlicher Weise sind Tracht, Volksleben und Landschaft auf dem kleinen Format vereint und wir können nur wünschen, daß jede deutsche Landschaft einen solchen Künstler und — Verleger besäße.

Einzelne Landschaften sind auf dem Gebiet der Trachtenkarten besonders gut vertreten, was in einem gewissen Grade mit dem Fremdenverkehr zusammenhängen mag. So hat der Verlag E. Lippot (Kufstein) bisher an hundert Karten mit Tiroler Trachten nach Bildern von Paula Hernstein-Tiefenthaler herausgebracht. Erwähnt sei, wenn auch nicht ganz hierher gehörig, der Kunstverlag A. Stockhammer (Hall i. Tirol), der hunderte Aufnahmen der Volkskunst des Landes besitzt, beispielsweise wunderbare Schmiedearbeiten, Wirtshausschilder, Grabkreuze usw.

Nicht zu übersehen wären schließlich die Provinzphotographen, die oft den Postkartenbedarf ihrer näheren Umgebung decken und meist recht beachtenswerte Leistungen in unserem Sinne aufweisen können.

✤

Digitized by Google

Zur jüdischen Volkskunde der Tschechoslowakei

Von **Franz J. Beranek**

Die „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde" bietet in ihren Aufsätzen, Mitteilungen und Besprechungen einen getreuen Querschnitt durch das volkskundliche Schaffen innerhalb des tschechoslowakischen Staates, insbesondere, soweit es von Deutschen getragen wird. In der klaren Erkenntnis, daß die Volkskunde, mit Ausnahme einiger weniger Teilgebiete, nicht stammes-, sondern gebietsmäßige Betrachtungsweise erfordert, beschränkt sich die Arbeit unserer deutschen Volkskundler nicht nur auf die Sudetendeutschen, sondern umfaßt in gleicher Weise — von manchmal sich bietenden praktischen Schwierigkeiten abgesehen — auch die übrigen Völker unseres Staates. Tschechische und slowakische, ja selbst russinische Volkskunde fand in der Zeitschrift wiederholt Aufnahme als Zeichen der rein wissenschaftlichen Einstellung unserer Arbeit. Madjarisches aus dem Osten unseres Staates bringt des öftern die nahestehende Zeitschrift „Karpathenland", als in ihr eigentliches Arbeitsgebiet fallend. An einem Volkstum ging aber unsere — und auch der tschechischen Volkskundler — Arbeit bisher stets vorüber: an dem der Juden.

Unwichtig ist hiebei die Frage, ob die Juden, besonders die unseres Staates, ein Volk im gebräuchlichen Sinne des Wortes darstellen oder ob sie je nach ihrer Umgangssprache dem einen oder andern der „bodenständigen" Völker zuzuzählen sind, wie sie es selbst in zahlreichen Fällen tun. Für den Osten des Staates, Karpathenrußland und die Ostslowakei, wo schon Sprache und Tracht eine sinnfällige Scheidung zwischen Juden und Nichtjuden ermöglichen, wird niemand das erstere in Abrede stellen wollen. Aber auch in der Westslowakei und in den Erbländern bilden die Juden, trotz aller Emanzipation und gelegentlicher sprachlicher und politischer Hader, einen scharf umrissenen Lebenskreis, der durch gemeinsame Rasse, Konfession, Tradition und dadurch bestimmte Lebensweise, bis vor wenigen Jahrzehnten auch durch gemeinsame Sprache, das „Jiddische", ebenso fest in sich gefügt wie nach außen abgeschlossen ist. Und wie jeder andere Lebenskreis, haben auch die Juden ihre besondere Volkskunde.

Es ist nun etwas Besonderes um diese jüdische Volkskunde: selbst die nationaljüdischen wissenschaftlichen Kreise (um Prof. Dr. Samuel Steinherz in Prag und Hugo Gold in Brünn) vernachlässigen sie gegenüber einer geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Einstellung. Um so mehr die nichtjüdischen Wissenschaftler, trotzdem auch diesen die Dinge gar nicht so fern liegen, wie man glauben könnte. Jeder von ihnen weiß sicherlich etwas von jüdischen Festen, Speisevorschriften, Anschauungen, von der Kleidung der Juden, besonders der älteren Generation und der Ostjuden, jeder kennt ein paar Brocken ihrer Sprache. Doch er weiß und kennt dies alles zumeist nur aus den zahlreichen jüdischen und Juden verhöhnenden Witzen und Anekdoten, der Form, in welcher wir unsere jahrhundertealte Abneigung gegen das äußerlich so unheroische zähe Aufwärtswollen des uns so fremden jüdischen Volkstums abzureagieren gewohnt sind. Überheblichkeit, Verachtung und, in neuerer Zeit, politischer Haß haben den nichtjüdischen

Digitized by Google

Volkskundler bisher daran gehindert, diese vielen, ihm und jedem nichtjüdischen Laien genugsam bekannten Einzelheiten aus ihrer Aura geringschätzigen Spottes herauszuheben und als das zu betrachten, was sie sind: als Äußerungen eines ausgeprägten Volkstums, mit welchem wir übrigens bereits Jahrhunderte sozusagen unter einem Dach leben.

Haben wir uns erst einmal zu dieser, eines Wissenschaftlers einzig würdigen, Betrachtungsweise durchgerungen, so wird es uns auch nicht schwer fallen, den Umfang des Schatzes jüdischer Volkskunde zu ermessen. Ist doch der jüdische Lebenskreis in sich ebenso mannigfaltig wie der jedes nichtjüdischen Volkes. Haben wir doch selbst in den Erbländern, wo das Hauptbetätigungsfeld der Juden im Handel liegt, eine ganze soziale Stufenleiter vom Bankdirektor bis zum armen Hausierer hinunter vor uns. Im Osten unseres Staates sind die Juden noch dazu beruflich differenziert; gibt es dort doch auch jüdische Handwerker, Bauern und Arbeiter der verschiedensten Zweige, selbst Musikanten, Steinklopfer und Flößer. Überhaupt ist hier das ganze Verhältnis der Juden zu ihrer Umwelt ein anderes. Demgemäß wird auch der volkskundliche Bestand hier ein etwas anderer und zwar bedeutend reicherer sein als im Westen, der schon seit langem im Bannkreise der mitteleuropäischen Zivilisation liegt. Eine eigene Volkskunde haben die Juden Böhmens und Mährens trotzdem noch, besonders, wenn man die ältere Generation oder dörfliche Siedlungen in Betracht zieht. Häuser und Wohnungen weisen ihre Eigenheiten auf (z. B. eisenbeschlagene Türen und Fensterläden, „Schabesstube", Wassergefäß nächst der Haustür, „Mesuse"), desgleichen Hausgeräte („fleischiges" und „milchiges" Geschirr), Speise (mannigfaltige Zubereitungsarten von Geflügel), Tracht (Hauskappe des Mannes, „Scheitel" und Haube der Frau) und Lebensgewohnheiten (Gebete mit „Talles" und „Twillim", Feier des „Schabes", Rasieren mit „Aurum"). Die Feier der verschiedenen Feste mit ihren differenzierten Geräten und Zeremonien, Geburt und Beschneidung, Verlobung und Hochzeit mit „Kallescherbelach" und „Chuppe", der Tod mit „Krijeschneiden" und „Schiwesitzen" sind jedes für sich umfassende Sonderkapitel. Märchen, Sagen und Volkslieder, dies vor allem in Karpathenrußland, dann Aberglaube und Volksmedizin, Spruchweisheit und Namengebung zeugen vom Vorhandensein auch einer reichen geistigen Volkskunde. Höchst eigenartig ist die Sprache der Juden, das sogenannte „Jiddisch", dessen Geschichte noch immer viele Geheimnisse birgt und das sich einerseits im Osten (und in Nordamerika) zu einer beachtenswerten Literatursprache emporgeschwungen hat, anderseits im Westen gegenüber dem Deutschen und Tschechischen im Aussterben ist und hier nur noch von einigen konservativen Angehörigen der älteren Generation gesprochen wird.

Von allen Wissenschaften, welche als „nationale" bezeichnet werden, ist die Volkskunde zweifellos die nationalste. Es ist darum höchst erstaunlich, daß die jüdische Volkskunde von der nationalen Gruppe des Judentums so vernachlässigt wird. Doch auch unsere nichtjüdischen Volkskundler haben allen Anlaß, sich mit ihr eingehender zu befassen. Kann man doch das Wesen der jüdischen Volkskunde am besten definieren als das Produkt der Auseinandersetzung jüdischer religiöser Traditionen mit der nichtjüdischen

Digitized by Google

Umwelt. Demgemäß enthält sie vieles rein Rituelle, so das Grundsätzliche der Speisevorschriften, Gebete und Feste. Der Schutz der Häuser gegen gewalttätige Eindringlinge, die „Schabesgoite", vielleicht auch die Vorherrschaft der Juden im Handel sind Ausflüsse ihres besondern Verhältnisses zu dem Milieu, in welchem sie leben. Aus diesem selbst wurde vieles in die jüdische Volkskunde, mehr oder weniger assimiliert, aufgenommen. Die Amtstracht der Rabbiner zum Beispiel hat sicherlich in der der christlichen Geistlichen ihr Vorbild. Das Aufstellen eines Weihnachtsbaums ist bei vielen Juden bereits eine Selbstverständlichkeit. Diese Vorgänge haben zur Folge, daß wir zahlreiches, bei den Deutschen und Tschechen mehr oder weniger ausgestorbenes volkskundliches Gut bei den Juden noch erhalten vorfinden, zum Beispiel die goldene Hochzeitshaube der Frau u. v. a. Besonders gilt dies für die Sprache. In dieser bietet sich uns infolge ihres eigenartigen Lautstandes und der Erhaltung zahlreicher altertümlicher, in unsern Gegenden längst nicht mehr üblicher oder überhaupt niemals üblich gewesener Wörter eine bisher fast unbenützte Quelle zur Erkenntnis deutscher, im Besonderen wohl auch sudetendeutscher Sprachgeschichte. Desgleichen weist das Jiddische für die Ortsnamen abweichende Formen auf, die einem älteren Zustand des Hochdeutschen entsprechen, so daß auch die Ortsnamenforschung dortther wirkungsvolle Impulse beziehen kann.

Es ist darum hoch an der Zeit, daß sich die Deutschen, ebenso wie die tschechischen Volkskundler des brachliegenden, aber unermeßlich fruchtbaren Feldes der jüdischen Volkskunde bemächtigen. Sie halten sich damit einerseits den Vorwurf einer vorurteilsbeschwerten Einstellung vom Leibe, während sie anderseits daraus für die Arbeit an der Volkskunde ihres eigenen Volkes großen Nutzen ziehen.

Kleine Mitteilungen

Zwei Zeugnisse von Rübezahl

Vielleicht sind nachfolgende Erwähnungen Rübezahls nicht ohne Reiz für den Erforscher dieser Sagengestalt.

Im Dezember 1644 schreibt Colloredo: „Der Feindt Torstenson liegt zwischen uns, so kann der Herr gedenken, was dieses für eine schene Comedie ist, daß der Riberzal mechte dazu lachen ..."

(Nach Oberst Freiherr Sigmund Mislik v. Hirschov. Historisches Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges. Gesammelt aus den Urkunden des gräflich Czernin'schen Archivs zu Neuhaus, dargestellt von Franz Tischer, Archivbeamten. Neuhaus, Landdraß.)

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und königlicher Hofbarbier[1]), berichtet in der Beschreibung seines Lebens über den Feldzug wider die Türken, der ihn über Troppau und die Slowakei führte:

„Nun wieder auf den Marsch zu kommen. Ging es fort durch Mähren über die Alpen und Jablunka, welches ein festes Blockhaus, und man hat über zwei Meilen Morast, darüber Blockdamm, auf beiden Seiten Holz und Morast; ist sehr unsicher zu reisen.

---

[1]) Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und königlicher Hofbarbier. Nach der alten Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin zum ersten Male in Druck gegeben von Dr. Ernst Consentius. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — (Das Buch ist seit Jahren vergriffen.)

Digitized by Google

Und habe ich dabei im Gebürge viel von Rübezahl hören sagen, und eine Nacht an demselbigen gelegen. Es ist nicht ohne, daß etwas darein sein muß, daß ein verbanneter Waldgeist oder der Teufel sein Spiel hat. Den ich selbst mit meinen Ohren gehöret, da wir im Haus des Nachts aufm Stroh gelegen, daß zu Mitternacht ein erschröcklich Geräusch und Getöne, von Pferden, Hunden und Jagen vor dem Hause etliche mal vorbeigegangen. Es sagten die Leute, dies wär alle Nacht und ihnen nichts neues. Erzähleten auch sonst viele Dinge von dem Rübezahl, wie er die Leute veriere und über die so ihm spotten, Gewitter machen könnte u. s. w. So ich an seinen Ort stelle, ob's wahr ist."

Karlsbad. Karl Franz Leppa.

Die Sommerdocke

Der Sonntag vor dem Palmsonntag ist der Totensonntag. An diesem Tage gingen im Dorfe Nebosedl bei Ludiz in Nordwestböhmen die Schulmädchen mit der Sommerdocke.

Ein buschiges Fichtenbäumchen, etwa ein Meter hoch, wurde mit Bändern, meist alten Haubenbändern, geschmückt und am Stamme des Bäumchens eine schön geputzte Puppe, die Sommerdocke befestigt. Schon um sechs Uhr früh fanden sich die Schulmädchen des Dorfes zusammen und zogen mit der Sommerdocke von Haus zu Haus. Eines der Mädchen trug das Bäumchen, ein zweites den Korb für die Eier und ein drittes das Geldtäschchen. In jedem Hause wurde von den Mädchen das Liedchen gesungen:

Wir treten vor das große Haus,
Da schaut eine schöne Frau heraus.
Sie wird sich wohl bedenken
Und wird uns etwas schenken,
Wir werden es nicht von dannen wegtragen,
Wir werden dem Herrn und der
Frau einen schönen Dank dafür sagen.
Wir wünschen der Frau einen Beutel voll Geld,
Er liegt noch weit im Preußenfeld;
Wir wünschen dem Herrn ein Faß voll Wein,
Es liegt noch weit in Ungarn herein,
Dabei soll er recht lustig sein.

Nach Absingen des Liedes bekamen die Mädchen ein bis zwei Eier oder einige Kreuzer als Geschenk. Dieser schöne Brauch hat in Nebosedl vor etwa 40 Jahren aufgehört.

Gratzen. Augustin Galfe.

Die Spinne und das Zipperlein

Eine Spinne und das Zipperlein gingen miteinander auf die Wanderschaft. Als es Nacht wurde, ging das Zipperlein zu einem Bauern und die Spinne zum Pfarrer, um zu übernachten. Als der Bauer früh aufstand, tat ihm der Fuß weh. Das wird schon vergehen, dachte er, ging zur Miststelle und lud fest Mist auf. Das Zipperlein aber mußte weichen. Wie die Pfarrköchin früh aufstand, sah sie die Spinnwebe. Sie nahm gleich den Besen und kehrte die Spinne heraus. Als die Spinne und das Zipperlein abends wieder einander begegneten, sagten sie: „Heute werden wir tauschen!" Das Zipperlein ging nun zum Pfarrer und die Spinne zum Bauern. Als der Pfarrer früh wach wurde, spürte er Schmerzen im Fuße und blieb im Bette liegen. Als die Bäuerin früh aufstand, hatte sie keine Zeit nach der Spinne zu sehen und so blieb die Spinne bei den Bauern und das Zipperlein bei dem Pfarrer.

Holeischen. Josef Maschek.

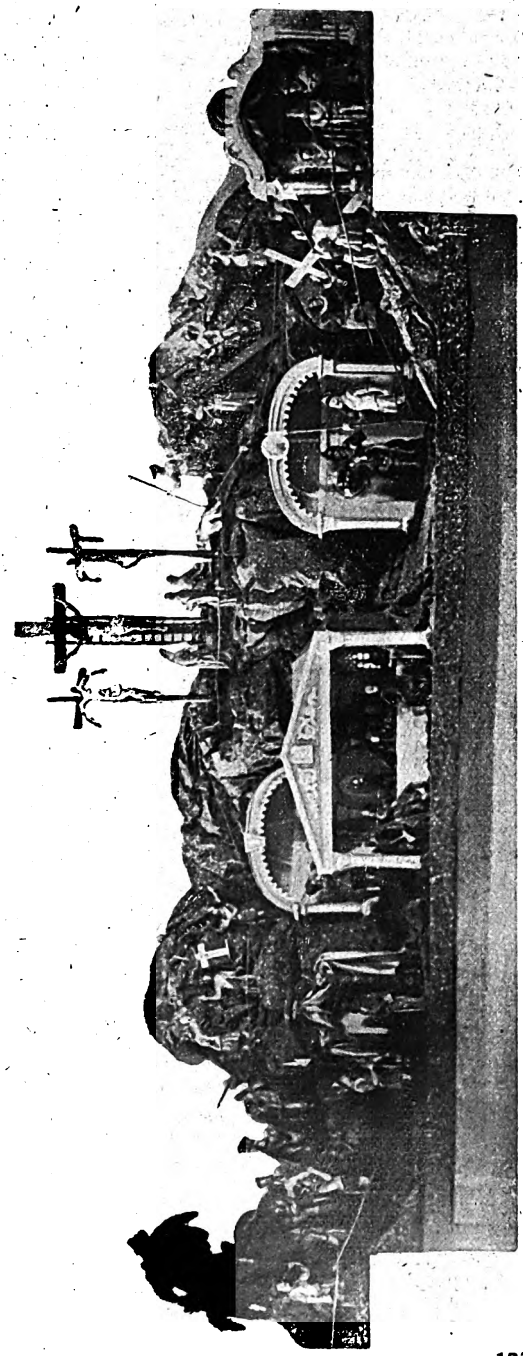
Digitized by Google

Eine Iglauer Fastenkrippe

Unsere Krippe war ursprünglich in der Kalvarien-Kapelle. Als diese abgebrochen und die Stationen zum Johanniskirchlein verlegt wurden, so übersiedelte auch die Krippe mit und fand über dem Grabmal Aufstellung. Sie enthält, wie das Bild zeigt, alle jene Begebenheiten, wie sie uns aus der Leidensgeschichte bekannt sind, und zwar vom Abendmahl bis zur glorreichen Auferstehung. Das Gelände ist aus Felsenpapier gemacht; die Figuren sind aus Holz geschnitzt und ähnlich der auf den Weihnachtskrippen.

Znaim.

Ignaz Göth.



Das Pflockschlagen

Das Pflockschlagen nehmen die Burschen in der Nacht vom Samstag auf den zweiten Sonntag vor Ostern (schwarzer Sonntag) vor. Die Pflöcke werden vor die Türen oder Fenster jener Häuser geschlagen, in welchen sich ledige Mädchen befinden. Das Pflockschlagen ist gewöhnlich eine Ehre für ein Mädchen; je mehr Pflöcke es hat, um so stolzer und freudiger kann es sein. Obwohl die Pflöcke Ehrenzeichen sind, stehen doch die Mädchen zeitlich auf und bemühen sich, die Pflöcke herauszuziehen, was aber selten gelingt. Geht der Pflock nicht heraus, so wird die Säge geholt und der Widerspenstige kurzerhand abgeschnitten.. Der Bursch schlägt dem Mädchen aber nicht nur einen Pflock, er stellt ihm auch an einen gewählten Platz eine Flasche Osterschnaps: „Pflukbrompei". Wer seiner Angebeteten Pflukbrompei gebracht hat, der trägt ihr am Palmsonntag offen Osterschnaps ins Haus und erhält als Gegengeschenk ein

Digitized by Google

seidenes Halstüchel und einen „Ustertoma". Der Ustertoma ist ein rundes, hohes Gebäck aus Striezelteig und muß im Backofen gebacken werden. Es müssen viel Weinbeeren (Rosinen) darinnen sein und obenauf viel Labkücha (Lebzelt) und Zucker. Das Gebäck muß auch sehr breit sein (daher der Witz, daß man den Backofen vorn aufreißen muß, damit der Ustertoma hinein- und herausgeht). Damit er auch die nötige Höhe hat, kommen viele Verzierungen und Kringel (Schnacken) darauf.

Spröden Mädchen hängt man in dieser Nacht einen Strohmann an einen Baum vors Haus und dazu ein Pasquill. Dieser Ausdruck wird hier gebracht und Paschkewell gesprochen; auch stellt man eine Flasche mit Mistjauche an einen Ort. Dieser letztgenannte Brauch, eine Art Volksgericht, hatte wiederholt ein gerichtliches Nachspiel.

Mähr.-Rothmühl. Eduard Böhs.

Wandlungen einer Dorflitanei

Viel zu wenig wurde bisher beachtet, daß die Dorflitaneien nichts Starres und Festes sind, sondern sich zugleich mit den Hausbesitzern zu ändern pflegen. Als Beispiel sei die Litanei von dem im Volksmund wegen der ehemaligen Erzeugung von „Betteln" (Perlen) „Bettelhäuser" genannten Dorf Birkenhaid im Bezirk Winterberg (Böhmerwald) mitgeteilt: Sie lautete vor 50 bis 60 Jahren:

's Hanaf'n häbn drei hübschi Ka(r)ln,
Jä, wenn s' wäs tan (täten, arbeiteten)?
Da Binder is ällweil dahinter.
„Da mei(ne) geht glei(ch)",
Sägt 's Hanselbuam Wei(b).
Da Miłłschei is a kloana Mä(nn),
Känn eahm 's Wei(b) brav ä(n).
Da Ernest ságt ällweil „ei, ei!"
Und sitzt dan Oufa hiebei.
Da Lorenz hät a roudi (rote) Näs'n.
Da Franzl-Hannes tuat Flautn (Flöte) bläsn.
„Hiatzt fuit (fällt) a um",
Sägt da Hänsädum.

Vor 30 bis 40 Jahren hieß es:

Bei 's Hanes'n fangt si 's Elend ä(n).
Da Binder-Michl hängt scho(n) drä(n).
Dan Binder-Tonei häbnt s' koa Brout.
Da Hanslbuam-Liebreich saft (säuft) si z'tout,
Da Miłłschel-Hannes hät an Koupf wiar a Kugl
Und Hoar (Haare) wiar a Bär am Bugl,
Da Ernest wa (wäre) a brava Mä(nn),
Aba 's Wei(b) hät d' Hos'n ä(n).
's Leopoldn Wei(b) hät a schöni Haub'n,
's Philippn Wei(b) draht si wiar a Turteltaub'n.

Seit ungefähr 10 Jahren ist die folgende Form üblich:

Da Hanes'n-Adolf is a Kro (Krähe),
Da Binder-Franzei rennt eahm nä(ch),
Da Tonei-Hermann is a brava Mä(nn),
Da Liebreichn-Luisei hät eahn 's Fleisch davo(n),
Da Miłłschel scheibt an Bugl af,
Da Heinrich streicht an Butta draf,
Da Leopoldn-Hermann leckt 'n weg,
Und da Philipp hät an Dreck.

Hermannshütte. Günther Tuma.

Schlesische Kulturwoche in Neu-Titschein

Die 7. Schlesische Kulturwoche findet vom 2. bis 6. Juli mit einer reichen Vortragsordnung in Neu-Titschein statt. Verbunden ist damit eine Ausstellung der Werke schlesischer Künstler und die Enthüllung eines Denkmals für Gregor Johann Mendel, den Entdecker der Vererbungslehre.

Digitized by Google

Vom Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied

Das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur in Prag hat den a. o. Professor für deutsche Volkskunde Dr. Gustav Jungbauer zum Vorsitzenden und den o. ö. Professor für Musikwissenschaft Dr. Gustav Becking zum Mitglied des deutschen Arbeitsausschusses der Staatsanstalt für das Volkslied ernannt.

Atlas der deutschen Volkskunde

Den e r s t e n Fragebogen beantworteten ferner: OL. V. Körner, Geppersdorf, OL. F. Kosak, Neurothwasser; FW. V. Strelsky, Eisgrub; Ln. M. Schirmer, Brunn; OL. B. Conlon, Kunzendorf; OL. J. Eberl, Koslolup; OL. E. Haberer, Hackenhäuser; Stadtsekretär A. Wässerle, Deutsch-Proben (für Beneschhau); OL. St. Hof, Gurtendorf; OL. G. Mathy, Alt-Zedlisch; JUC. A. Newrzella, Bolatitz; L. J. Schreiber, Parschnitz; OL. G. Parg, Reithwiesen; SL. A. Gschwind, Pladen; L. i. R. A. Slesina, Hultschin; L. O. Jrouschek, Zeislitz; L. E. Spitzenberger, Kunas; SL. F. Prohaska, Groß-Schönau; Steueroffizial i. R. R. Müller, Klein-Priesen; L. E. Olauhy, Zawada (zugleich für Buslowitz) bei Hultschin; OL. K. Schreiner, Schönbrunn; L. L Benischek, Böhmdorf; Ln. E. Kleiber, Pist bei Hultschin (mit Landwirt A. Seifried); L. J. Lutsch, Hafnerluden; SL. F. Moser, Goldbach; OL. A. Preibisch, Hermsdorf; Landwirt P. Lande, Meronitz; SL. J. Grohmann, Teschetitz; OL. i. R. J. Zimmermann, Rosenthal (mit OL. F. Welser); L. W. Matejka, Wistritz; OL. F. Röthke, Wüstrei; SL. F. Posner, Chlumitz; L. J. Falge, Liboritz; SL. F. Walter, Hohen-Erlitz; OL. A. Panhans, Schönhof; L. F. Machatsch, Hetschigau; L. E. Liehmann, Tschermany (Slowakei); OL. J. Puschmann, Prohorsch; OL. J. Münzel, Schönborn; OL. E. Pessel, Weißkirchen a. d. N.; Ln. H. Proprenter, Glashütten bei Neuern; OL. R. Schürrer, Gehaag; L. A. Weißner, Taßwitz; OL. R. Rosam, Kostelzen; OL. A. Hitschfel, Meistersdorf; OL. E. Brandner, Ober-Schossenreuth; OL. A. Porsch, Salesel; cand. jur. A. Klim, Naschmeritz; SL. F. Zlamal, Petersdorf bei M.-Trübau; OL. R. Schön, Dürrseifen; SL. F. Gobes, Hadruwa; theol. E. Rubella, Köbenwitz; SL. B. Stanzel, Bernhau; OL. W. Guldan, Mirschikau; L. F. Hahn, Schmiedeberg (mit L. K. Müller); cand. med. A. Schikova, Hoschialkowitz (zugleich für Ellgoth) bei Hultschin; L. A. Tausch, Mariastock; L. A. Freisleben, Unter-Groschum; Landwirt J. Schöfer, Peischdorf; SL. G. Giebisch, Turban; Prof. F. J. Beranek, Neuhaus (für Hosterschlag); OL. J. Roch, Friesedorf; SL. F. Amler, Netschenitz; SL. A. Schmied, Schönau bei M.-Rothwasser; L. Ch. Kramer, Probstau; FW. G. Hübner, Niedergrund bei Wannsdorf; L. E. Franz, Wiklitz; cand. arch. ing. E. Mura, Kratzarn; OL. i. R. J. Pauserwang, Wichstadtl; OL. W. Dreßler, Stachenwald; SL. K. Härtl, Tutz; Landwirt F. Loh, Schobrowitz; OL. F. Leeder, Huttendorf; OL. W. Prosch, Scheles bei Podersam; SL. E. Fiedler, Hultschken; L. J. Sirsch, Domeschau. cand. med. J. Obrußnik, Strandorf bei Hultschin; Skarkassenbeamter J. Hofmann, Johannisthal (Schlesien); OL. A. Rauscher, Güntersdorf; Bahnbeamter J. Brandstädter, B.-Leipa (für Niederliebich); SL. K. Ploner, Groß-Chmelischen.

Der z w e i t e Fragebogen, der Ende März von der Hauptstelle in Berlin aufgegeben wurde, aber erst am 8. April der Arbeitsstelle zukam, wurde in der Zeit vom 9. bis 14. April allen Beantwortern des ersten Fragebogens zugesandt.

Die „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik" in Prag hat der Arbeitsstelle eine Unterstützung von 2000 K für das Jahr 1931 gewährt.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 15. April)

Nr. 94. Dr. Rudolf K u b i t s c h e k, Eger: Ausführliche handschriftliche Abhandlung über „Das volkstümliche Reimgebet".

Nr. 95. Rudolf H r u s c h k a, Alt-Hart: 248 Vierzeiler mit 10 Singweisen.

Digitized by Google

Nr. 96. cand. phil. Dr. R. Fietz, Weidenau: Lichtbild des schlesischen Volksforschers Anton Peter.

Nr. 97. Dr. L. Wieder, Schattau: Nachtwächterrufe (Noten von Oberlehrer Mauler, Gnadlersdorf) mit einem vom Nachtwächter Hellner verfaßten Zusatz:

Alle meine Herren, um was i Euch bitt',
Vergeßt's auf Euern Nächtwächter nit!
Er hätt' so gern a Trum Wurscht und a Seidl Wei(n).
Nächher kunnt er erst no viel besser schrei(n).
Gelobt sei Jesus Christus!
Hät oans g'schläg'n.

Nr. 98. Bruno Hocke, Gartitz: Mehrere Kinderreime.

Nr. 99. Dr. Franz Longin, Prag: Zahlreiche Antworten von Schülern des 3. Jahrgangs der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag auf unsere Umfragen (vgl. das letzte Heft S. 42).

Nr. 100. Karl M. Klier, Wien: 55 während des Krieges beim IM. 74 (Kaaden) aufgezeichnete Soldatenlieder, ferner ein Soldatenlied aus Schattau und ein Weihnachtslied aus Neutitschein, beide seinerzeit mit Singweisen aufgezeichnet von Felix Kosetinsky, Lehrer in Wien.

Nr. 101: Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt: Gegen 400 Lieder mit rund 200 Singweisen, ein Krippelspiel und andere Weihnachtsspiele, 674 Kinderreime und Sprüche, mehrere Kühhüterrufe, Rätsel u. a.

Nr. 102. Ignaz Göth, Iglau: Trachtenbilder aus Groß-Schlagendorf und Mühlenbach in der Zips, Bilder zur Iglauer Bauernstube und drei Neujahrssprüche aus Südmähren.

Nr. 103. J. C. John, Gablonz a. d. N. (durch Vermittlung von Bürgermeister Karl R. Fischer): Christkindlspiel mit Singweisen, wie es um 1860 in Gablonz üblich war.

Nr. 104. J. Maschek, Holeischen: Mehrere Märchen, ferner volkstümliche Überlieferungen über die Finger.

Nr. 105. Theodor Chmela, Prag: Volkslied aus Malsching.

Nr. 106. Alfred Karasek-Langer, Brünn: Bruchstück eines Weihnachtsspieles aus Oberstuben (Slowakei).

Nr. 107. Georg Tilscher, Kornitz: Antworten auf 40 Umfragen der ersten zwei Jahrgänge und Mitteilungen zum Volksglauben.

Nr. 108. cand. phil. Franz Böhm, Prag: Christkindlspiel aus der Böhmerwäldlersiedlung Felizienthal in Galizien, mit allen Singweisen.

Nr. 109. Anton Wässerle, Deutsch-Proben: Verzeichnis der Patrone der Handwerker, der Viehpatrone, Krankheitspatrone usw.

Nr. 110. Franz Götz, Poschkau: Zahlreiche Spottreime auf Ortschaften Ostmährens.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai)

98. Umfrage. In Runarz (Sprachinsel Deutsch-Brodek in Nordmähren) gab es in den 80er Jahren nur Bienenstöcke aus ausgehöhlten Bäumen, die mitunter mit Kalk bestrichen wurden. (Georg Tilscher, der außerdem 40 Umfragen der ersten zwei Jahrgänge beantwortete.)

101. Umfrage. Zum Namen Wagendrüssel sandte Buchwart A. Herr (Warnsdorf) weitere Nachweise.

115. Umfrage. Auch im Schönhengstgau wird am Blasiustage in der Frühmesse vom Priester der Blasiussegen erteilt, durch den man sich das ganze Jahr über gegen Halsschmerzen gefeit glaubt. (K. Ledel, Grünau.)

122. Umfrage. In der Umgebung von Mähr.-Trübau werden derzeit Ostereier mit eingekratzten Sprüchen, Mustern usw. nicht mehr angefertigt, sie waren aber früher üblich, wie die diesbezügliche Sammlung im Holzmaister-Museum in Mähr.-Trübau beweist. (K. Ledel.)

Digitized by Google

133. Umfrage. In Mähr.-Trübau sind zwei Standbilder des heiligen Johann von Nepomuk, eins auf der Brücke in der Gewitscherstraße, das andere auf dem Straßenknotenpunkte Herrengasse-Zwittauer Straße, Adlergasse-Brünner Straße. Vor Johanni werden beide Standbilder mit Blumen und Kränzen geschmückt, beim zweiten werden auch Tannenbäumchen aufgestellt. Außerdem werden Laternen angebracht. Mit Einbruch der Dunkelheit sammeln sich dann eine Woche hindurch fromme Leute und besonders gern Kinder vor den Statuen und beten und singen. Auf dem Platze vor der Herrengasse bringt am 15. Mai eine Musikkapelle dem Heiligen ein Ständchen und begleitet den Gesang der Gläubigen. Das Geld für alle Auslagen wie auch für die Erhaltung der Standbilder wird durch eine Sammlung von Haus zu Haus in den Stadtvierteln, in welchen sich die Standbilder befinden, aufgebracht. (K. Ledel.)

159. Umfrage. Hier sind deutsche Spielkarten üblich. Man spielt: Hunderteins (um süßen Schnaps), Einundzwanzig, Mariage (Rufmariage, Zwickmariage), Preferanz, Ramscheln, Zwicken, Färbeln, Schnapsen, Achtfarben, Sebischlagen. Kinder spielen mit Vorliebe Tutak-Duro, Tatsch, Tschoch (diese Namen erhält der Verspieler). (Toni Wässerle, Deutsch-Proben.)

161. Umfrage. In Mähr.-Kotzendorf scheint das Wort Wirt für Bauer früher gebräuchlich gewesen zu sein, auch in Seifersdorf (Schlesien). Es kommt in einer etwa 120 Jahre alten Testamentsabschrift vor, die ich besitze. (cand. med. Hans Englisch.) Nach Stadtarchiv fasc. I. 13 fol. wurden in Deutsch-Proben anno 1599 alle „Wirte" und „Häusler" beauftragt, die von der Stadtvertretung vorgeschriebene Ordnung einzuhalten. (T. Wässerle.)

163. Umfrage. Im nordböhmischen Niederlande werden die Bewohner von Georgswalde, Groß-Schönau, Wolfsberg und Zeidler von den Nachbarn wegen der auffälligen Aussprache des R als „Edelroller" und „Knödelkäuer" gehänselt. In diesen Orten wird aber auch das L zum Teil mit ähnlichem, rollendem Anklange ausgesprochen wie das R. (Erna Zimmer, Schönlinde.) Einen „Ratscher" verspottet man auch mit dem Satze: D' Vota ratscht, d' Mutta ratscht (die G'schwista ratschn), nea ich sog grodraus Krautstrunk. (K. Ledel, Grünau.) Als Schulkinder haben wir Gespielen mit einer auffälligen Aussprache des R durch die Worte „Roperradla rutschl" geärgert. (H. Englisch, Mähr.-Kotzendorf.) Auch hier nennt man solche Leute „Ratscher" oder man sagt, die Zunge hängt ihnen noch. (T. Wässerle.)

164. Umfrage. Weitere Scherznachdichtungen (Blaue Luft, Blunzenduft. Üb' immer Treu und Redlichkeit. Als ich noch ein Knabe war) sandte K. Ledel ein. In Schönlinde (Erna Zimmer) singen die Schulkinder:

Blaue Luft, Schusterduft,
In der Winde Weh'n.
Immerzu, zerrissene Schuh',
Über Tal und Höh'n.
Heissa, wie die Schuster schlagen
mit der linken Hand —
Unser kleener Schusterjunge
Hot'n Arsch vabrannt!

Ebenda wurde das Tedeum auf Lobendau bei Hainspach umgedichtet:

Großer Gott von Lobendau,
Herr, wir brauchen weiße Stärke.
E Schächtel bloue hommer nou
Vu dr aldn Stärkefrou.

165. Umfrage. Im Niederlande erzählt man sich gern folgende biblische Rätsel: Wie hieß die hl. Maria mit dem Familiennamen? Bitterlich, weil es in der Bibel heißt: Da weinte Maria bitterlich. Damit ist auch klar, daß die hl. Maria aus Georgswalde stammte, wo der Familienname Bitterlich sehr häufig ist. — Wie hieß der hl. Josef? Floh, denn es heißt: Josef floh aus Bethlehem. — Wie hieß Adam mit dem Familiennamen? Krause, denn es heißt: Als Gott die Welt erschaffen hatte, sah er mit Krausen (Grausen) in die Tiefe. (Erna Zimmer.) — Warum können alte Weiber nicht in die Hölle kommen? Weil es in der Bibel heißt, daß dort Heulen und Zähneknirschen sein wird. Letzteres können die alten Weiber nicht, weil sie keine Zähne mehr haben. (K. Ledel.) Wer waren die ersten Schnapsfabrikanten?

Digitized by Google

Die Korinther. Denn Paulus schrieb an sie: Schwach ist euer Rumm (Ruhm). — Wer hatte den schönsten Abort? König David. Denn er hatte einen Absalon. — Wer spielt im Himmel die große Trommel? Der hl. Antonius. Denn sie hat nur „an (einen) Ton". (G. Tilscher.) — Welcher Heilige hat vier Füße? Der Heilige Stuhl. (Franz Götz, Poschkau.)

166. Umfrage. Im Niederlande ist es unter den Handwerkern, besonders den Schneidern, noch vielfach üblich, am Thomastage bis Mitternacht zu arbeiten. Man nennt das „thomsen" und glaubt dadurch das ganze künftige Jahr mit viel Arbeit gesegnet zu sein. (Erna Zimmer.) Vom Lucientage heißt es: Luza tut den Tog stutza. (T. Wässerle.)

167. Umfrage. In Deutsch-Proben wurde der Weihnachtsbaum von dem aus Schmiedshau gebürtigen Pfarrer Josephus Steinhübl (gest. 1872) im Jahre 1842 in der Kirche eingeführt und bürgerte sich vom nächsten Jahre an auch in den Familien ein. Bis zu dieser Zeit pflegte man den Fußboden der Stube mit Stroh zu bestreuen und Mispelzweige hinter die Heiligenbilder zu stecken. (T. Wässerle.)

168. Umfrage. Das Gertraudenbüchlein war als Gebetbuch sehr beliebt bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo es vom „Goldenen Himmelschlüssel" Cochems verdrängt wurde. Ich selbst besitze zwei Traudenbüchlein. Das eine wurde 1701 zu Olmütz gedruckt, doch fehlt das Titelblatt. Dieses lautet beim zweiten: „Hoch-Nützliches und sehr Trost-Geistreiches Tractätlein von dem Mündlichen Gebett Mehrentheils auß den Offenbahrungen der heiligen Gertrudis und Mechtildis außgezogen. Und deren Gebett-Buch. Zu sonderlichen Nutzen allen Frommen eyffrigen Gottseeligen hinzugesetzt. Gedruckt zu Ollmütz Bey Anna Elisabetha Rosenburgin, im Jahr 1718." Jedes der mit Bildern geschmückten Bücher umfaßt 500 Seiten. Viele Leute, so auch meine Großmutter, wußten früher alle darin enthaltenen Gebete auswendig. (T. Wässerle.)

169. Umfrage. Bei Augenkrankheiten hilft die hl. Agatha. (T. Wässerle, der zugleich ein Verzeichnis aller Patrone einsandte.)

170. Umfrage. Im Bezirk Römerstadt beginnt das alte Bauerngerät bereits der modernen Ware zu weichen, das Joch wird durch das Zieh- oder Zugblatt verdrängt, der „Brachreißer" durch den Kultivator; mit der Handdreschmaschine, der hölzernen Putzmühle, dem Pflug mit drei Stelzen, dem „Erdäpfelausreißer" u. a. verschwindet viel, das wenigstens im Bilde festgehalten werden soll. (H. Englisch.) Im Schönhengstgau verwenden die Landwirte meist noch handgearbeitetes Ackergerät und Geschirr. Den Geschirren fehlt aber der früher übliche reiche Zierat. Die großen und hohen, oft kunstvoll gearbeiteten Kummete sieht man schon sehr selten. (K. Ledel.)

171. Umfrage. Der richtige Wortlaut der die Neutitschein kennzeichnenden Redensart ist: Neunundneunzig Juden und ein Zigeuner machen noch kan Neutitscheiner. (Ing. Gustav Stumpf, Brünn.) Um Odrau sagt man: Neunzig Juden und neun Zigeuner machen noch kein' Neutitscheiner. (K. Ledel.)

172. Umfrage. Die Mundart Südböhmens kennt den 1., 3. und 4. Fall. (Th. Chmela, Prag.) In Kunarz gebraucht man bei den männlichen und weiblichen Hauptwörtern alle vier Fälle, bei den sächlichen bloß den 1., 3. und 4. Fall. (G. Tilscher, der noch weitere Angaben über die Eigentümlichkeiten seiner Heimatmundart mitteilte, z. B. daß das Umstandswort „gern", wohl in Anlehnung an tschechisches „Já jsem rád", als Eigenschaftswort gebraucht wird: Ich bin garn (= froh). — In Südmähren wird vornehmlich der 1., 3. und 4. Fall der Hauptwörter gebraucht; der 2. Fall kommt nur in der volkstümlichen Namengebung vor: 's Hansaln Bui (der Bub des Hansal). (F. J. Beranek, Neuhaus.)

173. Umfrage. Die Nachdichtungen zu modernen Schlagern, die oft nur ein Wort oder eine Zeile, mitunter aber auch den ganzen Kehrreim oder das ganze Lied betreffen, sind meist, den Vorbildern entsprechend, pornographischer Art. Es sei bloß auf die Parodien zu „Ausgerechnet Bananen", „Was machst du mit dem Knie, lieber Hans?", „Du brauchst mich nicht zu grüßen" oder „Ich küsse Ihre Hand, Madam" hingewiesen. Eine mit den Worten „Schöner Hopfenbauer" beginnende Umdichtung des „Gigolo" hörte ich im Vorjahr im Saazer Land; sie hatte die Hopfenkrise zum Gegenstand. Natürlich haben auch die Tschechen ähnliche Umdich-

Digitized by Google

tungen der internationalen Schlager, wie etwa die bekannte: Marion, až vyhraju milion, koupím ti žebírko čokolády Orion... (F. J. Beranek, Neuhaus.) Zum „Gigolo" gibt es auch eine den Zeitverhältnissen entsprechende „Junglehrerparodie", verfaßt von Karl Hieke, Lehrer in Schwaden a. d. Elbe. (W. Seidel, Aussig a. d. E.).

174. Umfrage. In Ottau (Südböhmen) hörte ich 1919 bei einer Tanzmusik singen. Während einer größeren Pause stellten sich in der Mitte des Tanzsaales die Mädchen im Kreise auf und gaben sich kreuzweise die Hände. Dann sangen sie das Wilhelminenlied (Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine). Die Burschen standen außerhalb des Kreises und hörten zu. In Malsching soll der Brauch mit dem „Polstertanz" verbunden sein. Die Paare stellen sich im Kreis auf, ein Bursch nimmt einen Polster und geht in die Mitte des Kreises. Die Paare bewegen sich dann um ihn herum und singen dabei:

Hälf'n ma 's Dirnei,
Aba nit in d' Seit'n,
Daß 's nit krump und buglat wird.
Däs war (wäre) a Schänd' vor'n Leut'n.

Nun wirft der Bursch den Polster vor ein Mädchen, sie knien darauf nieder und küssen sich. Der Bursch tritt aus, das Mädchen bleibt im Kreis und alles wiederholt sich. (Th. Chmela.) Der Brauch wird in der hiesigen Gegend „Roia" (Reigen) genannt. Meistens tanzen ihn nur Mädchen, die mit um die Hüften geschlungenen Armen einen Kreis bilden. Musik und Gesang wechseln ab. Während des Gesanges wiegt sich der ganze „Roia" nach dem Takte in den Hüften. (Eduard Höhl, Bischofteinitz). In der Iglauer Sprachinsel wird nach den Rundtänzen ein „Radl" gemacht. Außen gehen die Burschen, die Arme um die Schultern der Nachbarn. Der erste hält einen Doppelliter. Die Burschen singen ein Lied oder Vierzeiler; die Musik übernimmt die Melodie und dabei tanzen die Mädchen links, bzw. rechts herum. Die Burschen tun dies im selben Rhythmus. In Luppau bei Znaim bilden Mädchen und Burschen einen Kreis. In der Mitte steht Wein. Beim Spiel der Musik drehen sie sich im Kreise, einmal links, einmal rechts; dann singen sie ein Lied und trinken schließlich. (Ignaz Göth, Iglau-Znaim.) Das Singen in den Pausen der Tanzmusik ist in Poschkau sehr beliebt. In der Mitte des Tanzsaals versammeln sich die Mädchen, zu denen sich auch zuweilen Burschen gesellen, um verschiedene Lieder zu singen. Am liebsten halten sie sich um die Hüften, auch um den Hals, und gehen singend zu dreien, vieren und auch mehr, im Kreise herum. Die Musik wartet gewöhnlich so lange, bis die Sänger ihr Lied beendet haben. (Franz Götz.) Beim Singen bei Tanzunterhaltungen sitzen die Mädchen, abgesondert von den Frauen, auf den Bänken an den Saalwänden oder stehen auch mitten im Saale bei einander. Ein Aufstellen in einem Kreis ist unbekannt. (K. Ledel.)

175. Umfrage. Die Soldaten aus Südböhmen pflegten „geweihte" Medaillen und Skapuliere als Schutzmittel zu tragen. (Th. Chmela.) In Südmähren gab es meist die von der Kirche geweihten und ausgeteilten Medaillons, die man am Halse trug. Vielfach nahm man Heiligenbilder, Rosenkränze, Gebetbücher, verschiedene Dinge mit Hufeisen, in der Uhr Heiligenbildchen, solche auch bei Photographien von Frau und Kindern; man hatte ferner kleine Antoniusfigürchen in Blechkapseln oder man nähte sich ein Kreuz auf die Kappe oder steckte Kreuze ein. In Znaim waren aus Aluminium geflochtene Glücksringe mit der Aufschrift „Kriegsglück 1915" (1916 usw.) käuflich zu haben. (J. Göth.)

176. Umfrage. Das Todaustragen, bei dem Mädchen eine Puppe von Haus zu Haus tragen und singen, ist noch in Milikau bei Mies üblich. (A. Glücklhorn.)

177. Umfrage. Das augenscheinlich im schlesischen Ostböhmen abgekommene Saatreiten wird in Nordmähren und Schlesien noch geübt. In Weidenau stellt sich der Zug bei der Pfarrkirche auf. Er besteht oft aus 60 bis 80 Personen mit einem bis drei Geistlichen, Mesner, Ministranten, Kreuz- und Fahnenträgern und Musikanten, alle auf Pferden, die mit Bändern geschmückt sind. Der Zug umreitet unter Gesang und Gebet im weiten Kreise die Felder der Stadt und der angrenzenden Dörfer. Bei einigen am Wege liegenden größeren Kapellen wird eine Andacht verrichtet und es wird bei dem Umzug auch in einem Wirtshause eingekehrt. Nach der

Digitized by Google

Rückkehr — unser Bild zeigt die heimkehrenden Saatreiter am Ringplatz in Weidenau — findet eine Andacht in der Pfarrkirche statt. Ebenso ist das Saatreiten in Hennersdorf (Schlesien) üblich und findet seit neuester Zeit auch in Freiwaldau statt. Ihm entspricht auf den umliegenden Dörfern ein Saatengang unter Führung eines Geistlichen. (Oskar Bernerth, Sternberg.) In Kornitz wurde das Saatreiten im Jahre 1930 eingeführt. Es wird so begangen, wie es in einem Hefte der „Deutschmährischen Heimat" beschrieben war. (G. Tilscher.) Hier stirbt der Brauch langsam ab. Während der letzten zwölf Jahre sah ich das Saatreiten nur zweimal, und zwar in Bodenstadt und in Fünfzighuben. Dagegen wird das Saatreiten in Nordmähren, besonders in Stadt Liebau und Umgebung, und im Kuhländchen noch immer gern geübt. (Franz Götz, Poschkau.) Aufnahmen von Saatreitern aus dem Kuhländchen besitzt das deutsche Volksliedarchiv in Prag. (Nachlaß J. Götz.)

178. Umfrage. In der Iglauer Sprachinsel (böhmischer Teil) ißt man erst die Hauptspeise, dann die Suppe. (A. Glücklhorn.)

179. Umfrage. In Südböhmen kennt man Fleischwürste, Leberwürste und Blutwürste (Plunzen). (Th. Chmela.) Um Bischofteinitz gibt es die Wurstarten: Leberwurst, Blutwurst oder Graupenwurst, Preßwurst oder Sausack. (E. Hönl.) Ebenfalls Leber-, Blut- und Preßwürste stellt man beim Hausschlachten in der Mieser Gegend her (A. Glücklhorn), in Neurohlau bei Karlsbad (R. Baumann) und im nordböhmischen Niederlande (Erna Zimmer) dagegen nur Leber- und Blutwürste. Im Schönhengstgau macht man neben Leber-, Graupen- und Preßwürsten zuweilen auch Semmelwürste. (K. Ledel) Zu denselben Würsten kommen in Kornitz noch die Fleischwürste (Klobaße), während man in Runarz neben den altüblichen Graupenwürsten erst in neuerer Zeit auch Leberwürste erzeugt. (G. Tilscher.) Um Iglau macht man Leberwürste, Blutwürste, die Semmel, Blut, Würfelspeck und Gewürze enthalten, Graupenwürste (Blut und Graupen), Fleischwürste, die geselcht werden, ferner Preßwürste und vereinzelt auch Klobaße und Bratwürsteln. (J. Göth.) In Poschkau kennt man Leberwürste, Blutwürste, Preßwürste, Klobaße, Räucherwürste, Plunzen, Netzwürste und Graupenwürste. (Franz Götz.)

180. Umfrage. Gehschulen kannte man schon im Mittelalter, wie der Holzschnitt, entnommen dem „Trostspiegel" von Franciscus Petrarca (Ausgabe von 1551 S. LXI, von 1572 dieselbe Seite, von 1620 S. 104) beweist, der eine Kinderstube des 16. Jahrhunderts vorführt. Sie sind auch heute noch auf dem Lande zu finden. In Malsching werden sie Gehwagen genannt. Ein solcher Wagen sieht wie ein Stockerl aus, dessen Sitzfläche ein so großes Loch hat, daß man das Kind hineinstellen kann. Er ist dreibeinig und hat an den Beinen Räder. (Th. Chmela.) Im südlichen Böhmerwald kennt man auch Gehschulen, die mit Stricken an der Stubendecke befestigt sind. — In Poschkau gibt es eine Gehschule, die der Besitzer im Dorfe, aber auch an Bekannte in Nachbardörfern verborgt. Sie besteht aus zwei Kreisringen; der untere, mit einem Durchmesser von 60—70 Zentimeter, hat drei Rollrädchen; der kleinere obere Ring — das Gestell ist aus Holz — ist durch Seitenstäbe, die rund

Digitized by Google

gedreht sind, verbunden. Manche Leute verwenden auch Wäschekörbe als Gehschulen. (F. Götz.) Gehschulen trifft man auch in Oberitalien, wie das 1917 oder 1918 in der Gegend von Conegliano aufgenommene, von Prof. Dr. L. Franz, der selbst auch auf dem Bilde erscheint, zur Verfügung gestellte Bildchen zeigt.

Umfragen

181. Nach Mitteilung von Th. Ohnesa lautet ein Spottreim auf das Dorf Buggaus in Südböhmen: In Buggaus is's goar aus, treibn neun Bau(r)n oa(n) Schouf (Schaf) aus. Wer kennt ähnliche Kennzeichnungen der Armut eines Dorfes?

182. Findet sich der Unfug der Kettenbriefe auch bei der Landbevölkerung?

183. Nach Mitteilung von Erna Zimmer besteht in Altehrenberg bei Rumburg und in Schönbüchel bei Schönlinde noch ein in die Zeit, in der die Besitzer abwechselnd die Ortsnachtwache besorgten, zurückreichender Brauch. Der „Spieß", eine alte Hellebarde, wird jeden Tag in ein anderes Haus getragen, zugleich mit einem Einschreibbüchel, worin der Empfang des Spießes zu bestätigen ist. Wer den Spieß bekommt, wäre verpflichtet, in der folgenden Nacht zu wachen, was aber längst nicht mehr geschieht. Wo hat sich der gleiche Nachtwächterbrauch erhalten?

184. Ist es noch irgendwo üblich, daß am Morgen der beiden Pfingsttage die Knechte durch das Dorf ziehen und mit langen Peitschen knallen? Erfolgt das Peitschenknallen nach einem bestimmten Rhythmus? Werden dabei Reime oder Redensarten gebraucht?

185. Wie entsteht nach dem Volksglauben die Gelbsucht und wie heilt man sie?

186. Wird die Pfeife oder Zigarette (Zigarre) bevorzugt? Gibt es noch bodenständige Erzeuger von Holzpfeifen? Welche Holzart wird dabei am meisten verwendet?

Digitized by Google

187. Wo gibt es noch Fastenkrippen?

188. Welche jüdischen Gebräuche, Gewohnheiten und Ansichten sind dem Durchschnitt des Volkes bekannt?

189. Welche jüdischen Wörter sind in der Umgangssprache, besonders der Städte, zu finden (z. B. meschugge, Ponim, Ezes u. a.)?

190. Welche Rolle spielen die Juden im Aberglauben (beim Wegzaubern von Krankheiten, als Glücksbringer usw.)?

Schrifttum.

Karl Franz Leppa und Josef Mühlberger, Ringendes Volkstum. Vom sudetendeutschen Wesen. Mit einem Geleitwort von Admiral von Trotha. Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Drahowitz. Geh. 5 M. 50, geb. 7 M. 50.

Das mit 15 Kunstbeilagen und einer Zeittafel ausgestattete Buch ist schlechthin das Lesebuch der Sudetendeutschen und über die Sudetendeutschen, über deren wechselvolle Geschichte, geistige und kulturelle Entwicklung und über deren Leistungen es berichtet. Auch die führenden Männer auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft der Gegenwart kommen zum Wort. Wegweisend sind insbesondere die Ausführungen von Josef Nadler „Was wir sind und sein sollen", der sich vor allem mit den verhängnisvollen Schattenseiten der ostmitteldeutschen Wesensart, dem Hang zum Grübeln, dem Schuß Leichtsinn und der Freude am Wort, beschäftigt und eine Umstellung der Ostmitteldeutschen fordert. „Unsere fränkischen und bayrischen Heimatgenossen haben vieles vor uns voraus. Es ist kein Zufall, daß Stifter und Postl bayrischen Stammes sind."

Die alte Bergstadt Mies, in Holzschnitten von Albert Gröschl. „Westböhmische Städtemappen", herausgegeben und eingeleitet von Dr. Alois Bergmann. Selbstverlag der „Westböhmischen Zeitschrift für Heimatforschung", früher „Der Pilsner Kreis". Staab 1931.

Diese prächtige Bildermappe mit den ausgewählten 11 Holzschnitten stellt sich rechtzeitig zur Feier des 800jährigen Bestandes der Bergstadt Mies ein.

Josef Blau, Geschichte der Burg Bayreck. Verlag der Buchdruckerei A. Weiner. Neuern 1931.

Die Schrift stellt alle auf die Entstehung und Geschichte der Burg und auf ihre Besitzer bezüglichen Tatsachen auf Grund gründlicher Forschungen zusammen und räumt mit manchen bisher fortgeschleppten Irrtümern auf. Angeschlossen sind alle bisher bekannt gewordenen „Bayrecker Sagen".

Walter Kuhn, Bevölkerungsstatistik des Deutschtums in Galizien. Verlag von Julius Springer, Wien 1930. Preis geh. 6 M.

Diese als 7. Band der „Schriften des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien" erschienene Arbeit ist eine Ergänzung zu dem verdienstvollen Werk „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien". Mit beiden Büchern hat sich Kuhn nicht allein als der derzeit beste Kenner des Deutschtums in Galizien, sondern auch als ein gründlicher, vielseitiger Forscher erwiesen, der für die gesamte Sprachinselforschung Weg und Methode vorzeichnet. Auch diese statistischen Angaben bezeugen, daß von allen deutschen Siedlern Galiziens die 1803 und 1848 aus dem Böhmerwald und Egerland Eingewanderten ihr Deutschtum am besten erhalten haben.

Karl Prause, Deutsche Grußformeln in neuhochdeutscher Zeit. Preis geh. 15 M. — Karl Olbrich, Die Freimaurer im deutschen Volksglauben. Preis geh. 6 M. — Gotthard Niemer, Das Geld. Ein Beitrag zur Volkskunde. Preis geh. 12 M. 60. (19., 20. und 21. Heft von „Wort und Brauch".) Verlag von M. & H. Marcus. Breslau 1930.

Digitized by Google

Alle drei Bücher sind fleißige und verläßliche Stoffsammlungen. Im ersten Buch ist auch das sudetendeutsche Gebiet mit Ausnahme Nordböhmens vertreten. Für Südböhmen und Südmähren lieferten die von der Kanzlei des bayrisch-österreichischen Wörterbuchs in Wien versandten Fragebogen Prauses viel Stoff, Beiträge steuerte auch unser Mitarbeiter H. Haßmann für das Egerland bei. Zum Abschnitt „Der Gruß im Volksglauben und in der Sage", bzw. zu den „Formeln beim Niesen" wäre auch auf die Sagen zu verweisen, in welchen das Niesen einer unsichtbaren armen Seele den Zweck hat, ein „Helf Gott" des Menschen zu veranlassen, mit dem die Erlösung gegeben ist. An Druckfehlern wären richtigzustellen: S. 80 Freiwaldau (Schlesien, statt Mähren), S. 169 für Plattetschlag: winsch besln (nicht beste) avadig (Appetit), S. 216 Petschau, statt Petschen. — Im zweiten Buch wird ein durch zwanzig Jahre gesammelter Stoff vorgelegt und untersucht. Das räumliche Verbreitungsgebiet des Freimaurerglaubens beschränkt sich auf Mittel- und Norddeutschland. Für seinen Ursprung stellt der Verfasser drei Gruppen fest. Die erste knüpft an beobachtete Eigentümlichkeiten der Freimaurer und erlauschte Vorgänge in der Loge an, die sich das Volk in seiner Weise zurechtlegt; die zweite beruht auf der Übertragung alter Vorstellungen und Sagen auf die Freimaurer; die dritte ist aus irrigen Deutungen von krankhaften Erregungszuständen, Geistesstörungen und plötzlichen Todesfällen entstanden. — Das dritte Buch zeigt, welchen großen Niederschlag das Geld in den kurzen Jahrhunderten seit der völligen Vorherrschaft der Geldwirtschaft (Ende des 15. Jahrhunderts) im Volksglauben und Volksbrauch hinterlassen hat, wobei allerdings in jedem einzelnen Falle erst zu untersuchen ist, ob das Geld selbst oder das Metall den Ausgang für den Glauben oder Brauch bildet, was auch von seiten des Verfassers gewissenhaft geschieht. Zum Legen von Geldstücken beim Hausbau (S. 25) vgl. auch den Jahrgang 1930 unserer Zeitschrift, S. 218.

Karl M. Klier, Neue Anleitung zum Schwegeln (Seitenpfeifen). Mit 16 Notenbeispielen, 6 Grifftabellen und einer Tafel. Verlag Eichendorff-Haus, Wien 1931. Preis 1 Sch. 40 (1 M.).

Die zuerst in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" gedruckte und 1923 als Heftchen erschienene Anleitung hat großen praktischen Erfolg gehabt. Die erste Auflage von 1000 Stück war bald vergriffen und der darin empfohlene Drechsler und Erzeuger von Seitenpfeifen A. Ganslmayer in Haiden bei Ischl hat seitdem über 2000 Instrumente abgesetzt. Es ist daher zu hoffen, daß auch die neue verbesserte Anleitung von gleichem Erfolg begleitet sein wird.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 7. Band (Gas—GZ). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1930. 796 S. Preis in Ganzleinen 26 M., bei Rückgabe eines alten Lexikons 26 M. 50.

Auch dieser Band bringt zahlreiche umfangreiche Artikel, so die folgenden Stichwörter mit ihren Zusammensetzungen: Gas, Geburt, Gehirn, Geld, Gelenk, Gemeinde, General, Geographie, Geologie, Gericht, Germanen, Geschütz, Gewerbe, Glas, Gold, Goethe, Gotik, Griechenland, Großbritannien u. a. Von volkskundlichen Stichwörtern sind zu nennen: Gaunersprachen, Gebildbrote, Geheimsprachen, Geisterglaube, Gemeinschaftskultur, Gesta Romanorum, Gesundbeten, Gewanndorf, Gewitterläuten, Glockensagen, Glückshaube, Geiger von Gmünd, Gottesurteil, Gregoriusfest, Otto von Greyerz (Schweizer Mundart- und Volksliedforscher), Gugel u. a. Von Sudetendeutschen führt der Band an: Friedrich Freiherr von Georgi, General, geb. 1825 Prag; Franz Anton Ritter von Gerstner, Ingenieur, geb. 1793 Prag; Anton Gindely, Historiker, geb. 1829 Prag; Wilhelm Julius Gintl, Mathematiker und Physiker, geb. 1804 Prag, und sein Sohn Wilhelm Gintl, Chemiker, geb. 1843 Wien, gest. 1908 Prag; Friedrich Karl Ginzel, Astronom, geb. 1850 Reichenberg; Karl Giskra, Staatsmann, geb. 1820 Mähr.-Trübau; Eduard Glaser, Forschungsreisender, geb. 1855 Deutsch-Rust bei Podersam; Julius Glaser, Jurist und Staatsmann, geb. 1831 Postelberg; Theodor Gomperz, klassischer Philolog, geb. 1832 Brünn; Artur von Görgey, General, geb. 1818 Topportz (Zips); Leo Greiner, Schriftsteller, geb. 1876 Brünn; Karl Grobben, Zoolog, geb. 1854 Brünn; Gustav Groß, Politiker, geb. 1856

Digitized by Google

Reichenberg; Wenzel Gruber, Anatom, geb. 1814 Krukanitz i. B.; Alfred Grünfeld, Pianist, geb. 1852 Prag, und dessen Bruder Heinrich Grünfeld, Violincellist, geb. 1855 Prag; Karl Grünhut, Rechtsgelehrter, geb. 1844 St. Georgen bei Preßburg; Josef Gruntzel, Nationalökonom, geb. 1866 Alt-Paka; Anton Günther, katholischer Philosoph und Theolog, geb. 1783 Lindenau i. B.; Eugen Gura, Sänger, geb. 1842 Pressern bei Saaz; Adalbert Gyrowetz, Tondichter, geb. 1763 Budweis. — Zur „Giovinezza", der italienischen Faschistenhymne, wäre zu bemerken, daß die Weise einem deutschen Volkslied der Schweiz („Die Mädchen von Emmenthal") entlehnt ist. Bei der nächsten Auflage wären fälschlich für ein Volk oder eine Sprache verwendete Landesbezeichnungen zu beseitigen, so etwa, wenn es von Göding heißt, daß es (1921) 13.200 „mährische" Einwohner hatte, oder wenn bei den Werken des Geologen Gorjanović-Kramberger „jugoslawisch" steht, da es wohl eine serbische oder kroatische, aber keine jugoslawische Sprache gibt, ebensowenig wie eine tschechoslowakische oder mährische. Bei Jaroslav Goll soll es richtig heißen „Professor an der tschechischen Universität", statt „Professor an der Universität", da es in Prag auch eine deutsche Universität gibt. Diese Kleinigkeiten besagen allerdings nichts gegenüber der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der auch dieser Band verfaßt wurde, den wiederum ausgezeichnete Abbildungen und Farbtafeln von einer geradezu erstaunlichen Naturtreue zieren.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 35. Jahrgang, 6. Heft: Hofrat Dr. M. Haberlandts 70. Geburtstag; J. Manninen, Kugelklapper und Hillebille; G. Mayer-Pitsch, Weihnachtsbräuche in Knittelfeld und Umgebung und Wetterglaube u. a. Aus den Besprechungen: K. Horak über G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwald; G. Jungbauer über W. Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien; W. Kuhn über E. Faubel, Das Zipser Deutschtum. — 36. Jahrgang, 1./2. Heft: G. Graber, Deutsche Einflüsse im Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen; F. Wirleitner, Sympathiemittel der volkstümlichen Viehdoktorei in den österreichischen Alpenländern u. a. Aus den Besprechungen: K. Horak über O. Fladerer, Die sudetendeutschen Volkstänze. 3. und 4. Teil. (Darnach ist der „Nordböhmische", dessen Zusammenfassung und Neubearbeitung von Fritz Hugo Hoffmann stammt und seit 1920 durch Wandervögel und Singwochenteilnehmer verbreitet wurde, nicht als echter Volkstanz anzusehen.)

Das deutsche Volkslied (Wien). 32. Jahrgang, 8. Heft: R. Zoder, Vom österreichischen Soldatenlied; J. Lanz, Von deutschböhmischen Siedlern in Ostgalizien (Lieder mit Singweisen); Sepp Piller, Volkslied und Volksmusik aus Slavonien u. a. — 9./10. Heft: J. Lanz, Christkindchenspiel aus Neudorf und Kranzberg in Ostgalizien; K. Horak und A. Pöschl, Volkslieder aus der Kremnitz-Probener Sprachinsel (drei geistliche Lieder und ein Neujahrswunsch); Franz Gutwillinger, Wanderlied des Petrus und Pilatus (aus Pulgram in Südmähren) u. a. — 33. Jahrgang, 1./2. Heft: V. Schirmunski, Alte und neue Volkslieder aus der bayrischen Kolonie Jamburg am Dnjepr (mit dem Schlußteil im 3. Heft zusammen 35 Lieder). Aus den Besprechungen: R. Zoder über L. Hoidn, Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald. — 3. Heft: K. Liebleitner, Singen und Jauchzen im Jogltand; K. Klier, Gereimte Brandbriefe aus Niederösterreich. Aus den Besprechungen: K. Klier über O. Fladerer, Die sudetendeutschen Volkstänze. 3. und 4. Teil.

Deutschungarische Heimatblätter (Budapest). 3. Jahrgang, 1. Heft: J. Gréb, Die Sprachprobe in dem Rechenbuch des J. Bubenka und deren Mundart (das Buch wurde 1689 in Leutschau gedruckt); R. Schilling, Deutsche Ansiedlung im Komitat Neutra unter Josef II.; R. Hartmann, Die „Falsche Braut" in der schwäbischen Türkei. — 2. Heft: A. Gárdonyi, Die ersten Ansiedler der Stadt Ofen nach der Türkenherrschaft (darunter ein Kaufmann Andreas Sigl aus Iglau); R. Hartmann, Der „Pfingstlimmel" in deutschungarischen Siedlungen.

Sudeta. Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte (Reichenberg). Im Schlußheft 1930 berichtet K. Brdlik über vor- und frühgeschichtliche Funde aus dem südlichen Böhmerwald, die ihn und Univ.-Prof. Franz (Prag) zu größeren Grabungen 1930 und 1931 veranlaßt haben. Die alte Meinung von der Siedlungsleere des Böhmerwaldes in vorgeschichtlicher Zeit ist damit erledigt. — Im

Digitized by Google

gleichen Heft erzählt A. Neubauer von einer kleinen Grabung am Tuffetfelsen bei Wallern, auf dem sich im hohen Mittelalter ein Wartturm befand, der wahrscheinlich mit dem „Goldenen Steig" in Zusammenhang stand.

Der Hochwart (Eisenach). Diese seit Beginn 1931 erscheinende, durch die Buchhandlung Rudolf Schneider in Friedland i. B. zu beziehende „Monatsschrift für geistigen Austausch und schöpferischen Aufbau, für sachliche Verständigung und seelische Vertiefung" überrascht durch ihre gediegenen Beiträge, die sich auf Tatsachen aufbauen und die sonst so beliebte Phrase nicht kennen. Im 4. Heft fordert Dr. V. Aschenbrenner (Prag) in seinem Aufsatz „Deutschland und die anderen Völker" eine neue und richtigere Einstellung der Deutschen zu den anderen Völkern und meint in bezug auf die Tschechen: „Es wäre sicherlich kein müßiges Beginnen, beispielsweise deutsch-tschechische Studiengesellschaften ins Leben zu rufen, die sich u. a. um die Heranziehung tschechischer Studenten an deutsche Hochschulen — vor allem Philosophen, Juristen und Staatswissenschaftler — um Professorenaustausch, um Übersetzungen guter und wertvoller deutscher Werke ins Tschechische, um lebendige deutsch-tschechische Wechselbeziehungen zu kümmern hätten. Auch die Herausgabe einer Revue in tschechischer Sprache, die den Tschechen deutsche Gedankengänge und Leistungen nahe bringen könnte, wäre eine wichtige Aufgabe des deutschen Außenamtes und anderer kulturpolitischer Faktoren."

Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung (Leipzig). Diese neue, sechsmal jährlich erscheinende Zeitschrift (Jahresbezug 12 Mark), die zahlreiche Kartenbeigaben bietet und mit einer Bibliographie des Schrifttums zur Erforschung des grenz- und auslanddeutschen Volks- und Kulturbodens verbunden ist, verspricht unter der weitblickenden Leitung von W. Volz und H. Schwalm, ihre Aufgabe, Wegbereiter einer einheitlichen und umfassenden Deutschtumsforschung zu sein, voll zu erfüllen. Das 1. Heft eröffnet ein Aufsatz von E. Lehmann „Zur Volkskunde der deutschen Stämme und Schläge", der die Wichtigkeit der volkskundlichen Stammesforschung betont, im 2. Heft beginnt ein längerer Beitrag von J. Pfitzner über „Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters", der seinen Abschluß im 3. Heft finden wird, das außer anderen Aufsätzen auch einen von Th. Mayer über „Aufgaben der Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern" enthalten wird.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1930 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Mouchа in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird um 10 Ktsch. von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden. Preis des II. Jahrganges (1929) 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch. Alle Preise gelten nur für das Inland, wenn die Bestellung unmittelbar bei der Verwaltung der Zeitschrift erfolgt. Für das Ausland und für den Buchhandel gelten die am Umschlag angeführten Preise auch für ältere Jahrgänge.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Das 4. Heft erscheint im September, das 5. und 6. Heft als Doppelheft im November. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 1. September, bzw. 1. November.

Digitized by Google

Unser zweites Beiheft

Gustav Jungbauer:

Geschichte der deutschen Volkskunde.

Im Buchhandel durch die Univ.-Buchhandlung J. G. Calve in Prag I., Malé nám. 12.

Preis für das Inland 27 Ktsch., für das Ausland 3.60 Mark.

Schon seit langem war das Bedürfnis nach einer übersichtlichen Geschichte der deutschen Volkskunde vorhanden. Eine solche benötigt nicht allein der volkskundliche Forscher, sondern auch der Lehrer in der Schule. Eine solche verdient auch ihren festen Platz in jeder deutschen Bücherei. Sie zeigt, wie sich die deutsche Volkskunde aus kleinen Anfängen, in welchen die bloße Beschreibung der Erscheinungen üblich war, zur Wissenschaft emporgearbeitet hat, die den Kräften nachforscht, aus denen das ganze Leben und Schaffen eines Volkes erwächst. Sie zeigt zugleich, wie diese Kräfte für die Gesundung und Stärkung des Volkstums nutzbar gemacht werden können. Sie bietet aber auch eine Geschichte des deutschen Volkes selbst, wobei der Blick allerdings nicht auf Fürstenhäuser und herrschende Schichten, sondern auf die Masse des Volkes eingestellt ist.

Das 196 Seiten umfassende Buch gliedert sich in die folgenden Abschnitte:

Einleitung. Der Name Volkskunde (Folklore).

Die germanische Vorzeit. Die „Germania" des Tacitus.

Werden und Wandel der volkskundlichen Erscheinungen.

Heidentum und Christentum. Karl der Große.

Die Besiedlung des Ostens.

Die ersten Anfänge der volkskundlichen Forschung.

Humanismus und Hexenwahn.

Reformation und Religionskriege. Der Bauernstand.

Die Auferstehung des Volksliedes.

Herder und seine Zeit. Die Aufklärung.

Romantik und Freiheitskriege.

Die Erweiterung des Stoffkreises.

Die Brüder Grimm.

W. H. Riehl und die Zeit bis 1890. Der Arbeiterstand.

Die Volkskunde als Wissenschaft.

Von 1890 bis zum Weltkrieg.

Die Nachkriegszeit. Volkskundliche Auswirkungen der neuen Staatsgrenzen.

Volkskunde und Schule (Volksbildung).

Angeschlossen ist ein Personen- und Sachverzeichnis.

Unsere Abnehmer erhalten, wenn sie das Buch unmittelbar bei der Verwaltung der Zeitschrift (Prag XII., Chodská 2a) bestellen, dasselbe zu einem Vorzugspreis von 18 Ktsch. für das Inland und 2 Mark 50 für das Ausland postfrei zugesandt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

4. Jahrgang 1931 4. Heft

Deutsche Lieder beim JR. 74

Von Karl M. Klier

Das vormalige Infanterie-Regiment Nr. 74 ergänzte sich aus Deutschen des Riesengebirges (Trautenauer Kreis) und Tschechen (Jičiner Kreis). Als ich zu Beginn des Jahres 1915 von meinem zuständigen Regiment Deutschmeister in Wien zu ihm versetzt wurde, lag das Ersatzbataillon in Kaaden. Hier hatte ich schon Gelegenheit, viele Soldatenlieder zu hören; andere Mannschaftsteile lernte ich kennen, als ich mit einer Marschkompagnie zunächst in den Etappenraum bei Adelsberg (Krain), dann an die Isonzofront abging; verhältnismäßig am wenigsten gesungen wurde während des Vormarsches durch Serbien, den ich mit dem III. Bataillon des JR. 74 von Belgrad bis vor Ipek an der damals serbisch-montenegrinischen Grenze mitmachte. Eine kleine Sammlung der bei diesen Gelegenheiten gehörten Lieder, alle beim JR. 74 von Leutnant Karl Wihan und mir aufgezeichnet, mögen nun einen kleinen Querschnitt durch das Liedgut jener Zeit geben.

Wie damals plötzlich alte Kugelsegen wieder auftauchten und gerade so und mit denselben Worten, wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges den Träger schützen sollten, ebenso tauchten aus irgend welchen Winkeln des Volksgedächtnisses alle die alten Kriegs- und Soldatenlieder auf und wurden auf denkbar einfache Weise, durch Einsetzen anderer Personen- und Ortsnamen für den weiteren Gebrauch zurechtgemodelt. Statt „bei der Festung Königgrätz" wurde gesungen „bei der Festung Przemysl", aus „bei Sedan auf der Höhe" wird „bei Sarajevo auf der Höhe", aus einem allgemein gehaltenen „Schützenlied" wird ein „Schönburglied" — nach dem Korpskommandanten; anstatt „Kaiser Franz will abermal" heißt es „Kaiser Karl will abermal". Ganz ähnlich wird ja auch aus Rußland berichtet, daß anstatt „Zu Petersburg am Zarenhof" jetzt gesungen wird „Zu Leningrad am Sowjethof".

Merkwürdig wird dem Fernstehenden erscheinen, daß eine so bewegte Zeit, wie die von 1914—18 keine oder nur unbedeutende neue historische Lieder hervorbrachte. Wer aber die Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, wird sich darüber nicht wundern. In Kriegen früherer Jahrzehnte marschierten die Truppen oft wochenlang in bequemen, vorbereiteten Etappen vom Hinterland an ihre Bestimmungsorte, z. B. über den Loibl, durch Oberkrain nach Oberitalien. Die Verluste waren, gegen Weltkriegsziffern, gering und der Stand der Truppe wenig verändert: die gleichen

Digitized by Google

Leute waren ausmarschiert, hatten Kämpfe mitgemacht, waren heimgezogen. Jeder Mann kannte den obersten Führer persönlich, wußte von ihm Geschichten zu erzählen. Im Weltkrieg dagegen war der Führer zum hohen Kanzleibeamten geworden, der Menschenverbrauch ungeheuer. Von Belgrad bis Ipek hatten z. B. die Truppen des JR. 74 fast den gesamten Stand verloren und durch Ersatz wieder aufgefüllt. Die Führer Köveß und Mackensen hatten die Leute überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Nicht einmal ein so balladenhaft-romantisches Unternehmen wie der Donauübergang bei Belgrad im Herbst 1915 fand im Soldatenvolke seinen Sänger. Von allen 55 Aufzeichnungen nimmt einzig ein „Karpathenlied" auf Kampfhandlungen der altösterreichischen Armee Bezug, und das nur ganz allgemein.

Verzeichnis der vorzugsweise benutzten Werke

Jungbauer, Bibl.: Dr. Gustav Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. — Daß dieses Werk mit dem Ende des Jahres 1912 abgeschlossen wurde und die Aufzeichnung der Soldatenlieder 1915 begann, ist für den Vergleich besonders wertvoll; die dazwischenliegende geringe Zeitspanne wird im Liedbestand wohl keine bedeutenderen Veränderungen verursacht haben.

Soldaten-Liederbuch JR. 75: Ein anonymes Büchlein mit 30 deutschen und 35 tschechischen Liedern, meist mit Melodien; viele davon in beiden Sprachen. Der Titel lautet: Soldaten-Liederbuch. Selbstverlag. K. u. k. Hofbuchdruckerei A. Landfras Sohn in Neuhaus. — Aus dem Anhang geht hervor, daß es 1912 im Verlag des 75. Infanterie-Regimentes zu Neuhaus (Südböhmen) erschien. Ein für Altösterreich sehr bezeichnendes Büchlein!

Paumgartner: Soldaten-Liederbuch, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsministerium (Musikhistorische Zentrale). I. Band. 100 deutsche Soldatenlieder. Wien o. J. (1918). — Quellenwerk mit einigen Nachweisen.

Angenetter-Blümml: Lieder der Einser Schützen. Wien 1924. Gute Literaturnachweise. Das Regiment ergänzte sich aus Wien.

Kutscher: Das richtige Soldatenlied. Verse und Singweisen, im Felde gesammelt von Artur Kutscher. Berlin 1917. — Der Verfasser, ein Münchner Universitätsprofessor, sammelte im Felde bei seinem Reserve-JR. Nr. 92.

Weltkriegs-Liedersammlung. Mit Unterstützung der Weltkriegsbücherei Stuttgart, der Deutschen Bücherei Leipzig und zahlreicher Kriegsteilnehmer bearbeitet und ausgewählt. Verlag „Der Deutschmeister", Dresden 1926. — Nur Texte, darunter viele Kunstdichtungen 1914—18; dadurch wertvoll, aber leider ohne genauere Nachweise.

Es wurden also für Böhmen, Altösterreich und das Deutsche Reich je zwei Werke herangezogen und damit so ziemlich das Auslangen gefunden. Erschöpfende Nachweise zu bieten, war nicht beabsichtigt.

Einteilung der Lieder

Die Lieder wurden in drei Gruppen geteilt: in Volkslieder, in Kunst- und volkstümliche Lieder, die bereits vor dem Kriege nachweisbar sind,

Digitized by Google

und in Kriegslieder, das sind solche, die aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jahren 1914 bis 1918 entstanden sind. — Unter der ersten Gruppe, den Volksliedern, trifft man viele alte Bekannte, die im ganzen deutschen Sprachgebiet gesungen werden (Des Morgens zwischen drei und vieren, Musketier sind lustge Brüder, Was blinkt so freundlich . . .), andere sind schon in den früher üblichen Schulliederbüchern enthalten (Prinz Eugen). Ein einziges Lied findet sich vor, das offenbar beim Regiment entstanden ist und nur hier gesungen wurde (In unserm schönen Reichenberg). Diese Gruppe, durchwegs Marsch- und Reservistenlieder, wurde am meisten von den älteren Jahrgängen gepflegt und weiter überliefert. — Die vor dem Krieg entstandenen Kunstlieder zeigen starken Einfluß durch gedruckte Bücher, sei es durch Sammlungen von völkischen Vereinen (Bundesliederbuch), sei es durch Schulbücher. Dadurch wurden diese Lieder vor dem Zersingen geschützt und fast unverändert dem Aufzeichner vorgesungen. So ist auch der volkskundliche Wert hier geringer, obwohl aus dem Vorhandenen manche bemerkenswerte Beobachtung gezogen werden kann. An der Spitze stehen der Zahl nach Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege (8 von 31). Auch zahlreiche volkstümliche Gesänge ohne unmittelbaren soldatischen Einschlag finden sich, mit Beziehung auf die Heimat, auf die Liebe. Der Einfluß Wiens zeigt sich bloß in zwei Stücken, dem unterlegten Text zum Radetzkymarsch und dem alten „I bitt, Herr Hauptmann". An geistlichen Liedern ist nur „Ich bete an die Macht der Liebe" vorhanden, das auch in vielen reichsdeutschen Soldatenliederbüchern abgedruckt ist. An modernen, schlagerartigen Liedern wurde mit Begeisterung gesungen: „Es war ein Knab gezogen" und das damals von allen Werkeln gespielte „Seemannslos". — Die zahlenmäßig geringste Gruppe ist die dritte der Kriegslieder. Hier können wir eine Beobachtung machen, die auch für vergangene Zeiten ähnlicher Stimmung Geltung hat: durch die hochgehende Begeisterung veranlaßt, erscheinen Dichtungen von Berufenen und Unberufenen, die der augenblicklichen Lage entsprechen, vorübergehend von der Masse auch aufgegriffen werden, später aber in Vergessenheit geraten und dann nur mehr ein Gegenstand literarhistorischer Darstellungen und Untersuchungen bleiben — man denke an die Dichtung von 1809, Castelli, Collin usw., 1813, 1848, 1870 . . . Nur verhältnismäßig ganz Weniges vermag volkstümlich zu werden und Jahrzehnte zu überdauern. Gesänge, wie der

Für die Böhmische Landwehr

1. Die Pflicht gebeut! Wohlan zum Streit!
Es ruft das Vaterland!
Zum Kampf und Tod sind wir bereit;
Schon hebt sich jede Hand!
Nun zeigt, daß unsrer Ahnen Blut
Noch in den Adern fließt;
Und daß der Böhmen alter Muth
Noch nicht erloschen ist.

Digitized by Google

(Folgen fünf Gegensätze. Fliegendes Blatt: „Kriegsgesänge für das Heer und die Wehrmänner Österreichs. Gewidmet diesen tapfern Vertheidigern 1809. Wien bey Anton Strauß. Musik besonders als Klavierauszug[1].)

sind ebenso vergessen, wie der Versuch, späterhin ähnliche Gedichte mit Hilfe von bekannten Melodien, besonders aus Opern, volkstümlich zu machen. Einen solchen machte der Oberlieutnant im Infanterie-Regimente Baron Palombini Nr. 36 (das Jungbunzlauer Regiment) Gottfried Uhlig in seinen „Soldaten-Liedern", 1839 in Prag bei Johann Spurny gedruckt. Von heute noch bekannten Liedern finden wir nur „Vater, ich rufe dich", „Du Schwert an meiner Linken" und „Die Feldflasche"[2]). Sonst finden sich Gedichte, größtenteils von verschollenen Verfassern, die zu Weisen aus Norma, Fra Diavolo, Zampa, Robert dem Teufel usw. gesungen werden sollten. Begründet wird dies damit, daß „die wenigen vorhandenen Soldatenlieder eher den militärischen Geist darniederdrücken, statt ihn zu heben, oder oft ins Triviale fallen". Damit sind zweifellos die altüberlieferten Soldaten-Volkslieder gemeint, wie sie in unserer I. Gruppe anzutreffen sind. Allerdings fällt auch Uhlig mitunter unbewußt ins Triviale oder Komische; z. B. heißt Nr. 6 bei ihm:

Auf der Wache

Brüder, welch ein Augenschmaus,
Wenn wir Wache stehen
Und vorbei am Schilderhaus
Schöne Mädchen gehen . . .

(Gedicht von Dietrich.)

Die Musik dazu ist der Oper „Die Puritaner" entnommen . . .[3]).

Aus unserer Reihe von Kriegsliedern 1914—18 verdienen zwei hervorgehoben zu werden: „Deutschlands Fahnenlied", das der im Alter von fünfzig Jahren freiwillig eingerückte Richard Dehmel im Herbst 1914 verfaßte (Erstdruck in der „Kölnischen Zeitung") und das mit der Weise eines unbekannten Komponisten beim JR. 74 gesungen wurde, und das „Karpathenlied". Einige Texte dieser Gruppe konnten nirgends nachgewiesen werden, was bei der Flut an derartigen Dingen nicht erstaunlich sein dürfte.*)

Gruppe I: Volkslieder

1. Bald scheiden wir aus diesem Kreise — 6 Gesätze.
Und legen ab den Ehrenrock. — Reservistenlied.

Jungbauer, Bibl. Nr. 1342.

Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 45 (7 Ges. 1 bis 6 entsprechen unserer Fassung. Ohne Weise).

---

[1]) Wiener Stadtbibl. Nr. 19.753 A.
[2]) Vgl. Sudetend. Ztschr. f. Vkde. II, S. 181.
[3]) Exemplar der Prager U.-Bibl.
*) Der volle Wortlaut aller Lieder sowie die Singweisen sind vom Verfasser dem Deutschen Volksliedausschuß (vgl. unser letztes Heft S. 126, Einlauf für das Archiv Nr. 100) übermittelt worden.

Digitized by Google

Paumgartner S. 54, 139 (aus den Alpenländern); Weise im geraden Takt.
Kutscher S. 13.
Vgl. Musikbeispiele, Nr. 1..

2. **Des Morgens zwischen drei und vieren,** 3 Gesätze.
Da müssen wir Soldaten marschieren. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1355.
Kutscher S. 23.

3. **Drum, Brüder, haben wir kein Brot,** 4 Gesätze.
Dann schlagen wir die Russen tot. Marschlied.
Paumgartner S. 98, 141. Kutscher S. 16. — Ditfurth, Histor. Volkslieder des Bayrischen Heeres, Nr. 33 (aus Franken, 1840 aufgez.). Danach z. B. im Wandervogel-Liederbuch von Fischer und vor dem Krieg viel gesungen.
Ein Musterbeispiel für die Wandlungsfähigkeit eines historischen Liedes. Zu Beginn des Liedes werden Russen, Serben, Franzosen erwähnt (Weltkrieg 1914), in der Mitte Radetzky und die Schlacht bei Santa Lucia (italienischer Krieg 1848), am Schluß Napoleon (bei Ditfurth heißt die Überschrift „Landsturm 1813"). Dazu kommt noch, daß die Weise von dem Lied „Lilge, du allerschönste Stadt" (Belagerung durch Eugen 1708) herstammt, vgl. Ditfurth, Histor. Lieder des Österreichischen Heeres S. 17, 100, 105.

4. **Drunten im Holsteiner Wald,** 3 Gesätze.
Ei, da ist es wunderschön. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 380.
Kutscher S. 32.

5. **Es war amal a Müllerin,** 2 Gesätze (Bruchstück).
Ein wunderschönes Weib. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 136.
Kutscher S. 44.
An das Lied ist folgender Kehrreim angehängt:
Und a jedes junge Madel hat die Stube ganz allein,
Die Stube ganz allein die ganze Nacht.
Und die eine hat sie groß und die andre hat sie klein,
Die Stube ganz allein die ganze Nacht.
Zu Lied und Kehrreim: Angenetter-Blümml S. 52, 144.

6. **Frühmorgens, wenn das Jagdhorn schallt,** 3 Gesätze.
Zieht der Jäger in den grünen Wald. Marschlied.
Angenetter-Blümml S. 57, 145. — Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" XV (1913), S. 29 aus Oberösterreich. — Kutscher S. 59.
Die Bezeichnung „Standesamt" im 3. Gesätz zeigt reichsdeutschen Einfluß.

7. **Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen,** 4 Gesätze.
Frankreich läßt uns keine, keine, keine Ruh. Marschlied.
Kutscher S. 61. — Scheint von dem Deutschen Heer übernommen zu sein.

Digitized by Google

8. **In unserm schönen Reichenberg,** 4 Gesätze.
Da liegt die M. G. A. Marschlied.
(MGA. = Maschinen-Gewehr-Abteilung.)
Offenbar beim Regiment entstanden.
Vgl. Musikbeispiele, Nr. 2.

9. **Kein besser Leben ist** 5 Gesätze.
Auf dieser Welt zu denken. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1345.
Paumgartner S. 32, 138.
Kutscher S. 82.

10. **Musketier sind lustge Brüder,** 4 Gesätze.
Haben frohen Mut. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1333.
Angenetter-Blümml S. 85, 153.
Kutscher S. 60.
Schon die Bezeichnung „Musketier" zeigt den Einfluß der reichsdeutschen Überlieferung, ebenso die alleinige Erwähnung Frankreichs und die zweijährige Dienstzeit (Altösterreich dreijährig).

11. **O Straßburg, o Straßburg,** 7 Gesätze.
Du wunderschöne Stadt. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1352.
Kutscher S. 113.

12. **Prinz Eugen, der edle Ritter.** 4 Gesätze.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1377. Marschlied.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 13 (deutsch und tschechisch).
Das Lied stand außerdem in den meisten Schulliederbüchern.

13. **Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier.** 7 Gesätze.
Jungbauer, Bibl. Nr. 253. Marschlied.
Paumgartner S. 16, 137.
Kutscher S. 116.

14. **So leb denn wohl, wir müssen Abschied nehmen,** 5 Gesätze.
Die Kugel wird ins Flintenrohr gesteckt. Marschlied.
Paumgartner S. 68, 140.
Angenetter-Blümml S. 86, 154.
Kutscher S. 31.

15. **Was blinkt so freundlich in der Ferne?** 4 Gesätze.
Das liebe, teure Vaterhaus. Reservistenlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1342.
Angenetter-Blümml, S. 108, 159.
Kutscher S. 135.

Gesätz 4: Ich hab gedient, das ist gewiß,
Zwei Jahr' als östreich'scher Infanterist,
Und mache auch, wenn ich noch kann,
Die Übung mit als Landwehrmann.

Zeigt reichsdeutschen Einfluß (hier dreijährige Dienstzeit, Bezeichnung „Reservist", bzw. „Ersatzreservist").

Digitized by Google

16. **Was hab ich denn meinem Feinsliebchen getan?** 4 Gesätze.
Es geht ja vorüber und schaut mich nicht an. Marschlied.
Jungbauer, Bibl. Nr. 221.

17. **Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren,** 5 Gesätze.
Öffnen die Mädchen Fenster und die Türen. Marschlied.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 4 (deutsch und tschechisch).
Angenetter-Blümml S. 113, 160.
Kutscher S. 136.

18. **Wenn wir marschieren,** 4 Gesätze.
Marschieren wir zum Tor hinaus. Marschlied.
Angenetter-Blümml S. 116, 161.
Kutscher S. 140.

19. **Wohlan, die Zeit ist kommen,** 3 Gesätze.
Mein Pferd, das muß gesattelt sein. Marschlied.
Kutscher S. 147.

Gruppe II: Kunstlieder, volkstümliche Lieder,

bereits vor dem Krieg entstanden.

1. **Das schönste Leben auf der Welt** 3 Gesätze zu
Führt der Soldat, zieht er ins Feld. 8 Zeilen.
Verfasser und Komponist unbekannt; um 1860 (Hoffmann-Prahl Nr. 167).
Kutscher S. 19.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 18.
Die Stelle „mit Gott für Vaterland und König" beweist reichsdeutsche Einwirkung.

2. **Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,** 4 Gesätze.
Wer legt noch die Hände jetzt feig in den Schoß?
Vers. Theodor Körner 1813. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1582. Zur Weise Friedländer, Kommersbuch (4), S. 189.

3. **Der Landsturm! Der Landsturm!** 5 Gesätze.
Wer hat das schöne Wort erdacht?
Vers. Friedrich Rückert 1813.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 104.

4. **Du Schwert an meiner Linken,** 12 Gesätze.
Was soll dein freundlich Blinken?
Vers. Theodor Körner 1813. Weise von K. M. v. Weber 1814.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1627.

5. **Ei Mädchen vom Lande, wie bist du so schön,** 3 Gesätze.
So hab ich im Städtchen noch keine gesehn.
Vers. J. W. L. Gleim 1794. Volksweise (John Meier, Kunstlieder im Volksmunde Nr. 66).
Weltkriegs-Liedersammlung S. 364.

Digitized by Google

6. **Es ritten drei Uhlanen** 5 Gesätze zu
Wohl übern grünen Rhein. 12 Zeilen.
Verf. u. Komponist unbekannt. Stammt dem Wortlaut nach aus der Zeit 1870/71; aus dem Reiche übernommen.

7. **Es war ein Knab gezogen** 5 Gesätze.
Weit in die Welt hinaus.
Verf.? Weise von Eugen Süß (Dr. W. Werckmeister, Vaterländisches Volkslied S. 263).

8. **Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,** 5 Gesätze.
Es ist nun an der Zeit.
Verf. Friedrich Fouqué 1813.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 132.

9. **Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,** 4 Gesätze.
Die Stimme erhebet zu freudigem Gesang.
Verf. u. Komponist A. Methfessel 1813.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1714.
Angenetter-Blümml S. 60, 146.

10. **Horch, was kommt von draußen rein,** 5 Gesätze.
Holla hi, holla ho.
Verfasser unbekannt. Nach 1800.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1719.

11. **Ich bete an die Macht der Liebe,** 3 Gesätze.
Die sich in Jesu offenbart.
Verfasser Gerhard Tersteegen. Weise D. St. Bortnianskŷ.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 636.

12. **I bitt, Herr Hauptmann, bitt gar schön,** 6 Gesätze.
Gehn S', lassen S' mich auf Urlaub gehn.
Verfasser Josef Rueff, Wien, nach 1850.
Soldaten-Liederbuch JR. 75 (deutsch und tschechisch) S. 37.
Angenetter-Blümml S. 61, 146.
Kutscher S. 65.
Der ursprüngliche Wortlaut bezog sich auf das Wiener Regiment Deutschmeister. Er wurde auf fliegenden Blättern aus Wien und Steyr (bei Michael Haas) verbreitet. Die Weise ist im geraden (Thierer, Heimatsang Nr. 95; John, Erzgebirge Nr. 196) und im ungeraden Takt anzutreffen (Marriage, Badische Pfalz Nr. 258; Moll, Tyroler Bauerntänze II: Urlauber-Walzer).
Zum Text sei folgende Stelle erwähnt:

Zum Rapport: Herr Hauptmann, bitte,
Gern auf Urlaub möcht' ich gehn.
Ja, den Urlaub sollst du haben,
Doch kehr' wieder als braver Soldat...

(Mussolini, Mein Kriegstagebuch, Übersetzung von Corti, S. 122. — Im April 1916 von italienischen Soldaten gesungen.)

13. **Ich hatt einen Kameraden,** 3 Gesätze.
Einen bessern findst du nit.
Verfasser Ludwig Uhland 1809. Weise von Friedr. Silcher.

Digitized by Google

Jungbauer, Bibl. Nr. 1736.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 26 (deutsch u. tschechisch).
Kutscher S. 72.

14. Ich hatt einen Kameraden, 3 Gesätze.
mit Kehrreim Gloria, Viktoria.
Baumgartner S. 3; 137.
Kutscher S. 155. Literatur: Künzig, Lieder der Badischen Soldaten S. 201.

15. Im schönsten Wiesengrunde 3 Gesätze.
Ist meiner Heimat Haus.
Verfasser W. Ganzhorn, um 1850. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1759.

16. Kameraden, halts enk fest zusamm,
Wir ziehn hinaus in Gottes Nam'.
Text zum Radetzky-Marsch. Komp. von Johann Strauß Vater.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 581.
Dieter, Soldaten-Liederbuch, Salzburg 1897.
Kutscher S. 171.

17. Morgenrot, Morgenrot, 4 Gesätze.
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Verfasser W. Hauff 1824. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1818.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 40 (deutsch u. tschechisch).
Angenetter-Blümml, S. 84, 152.

18. Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus, 3 Gesätze.
Städtele naus und du, mein Schatz, bleibst hier.
1. Ges. Volkslied, 2. u. 3. Vers. H. Wagner 1824.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1820.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 41 (deutsch u. tschechisch).

19. Nun ade, du mein lieb Heimatland, 3 Gesätze.
Lieb Heimatland, ade!
Verfasser A. Diffelhof 1851. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1832.

20. O Deutschland hoch in Ehren, 3 Gesätze.
Du heilges Land der Treu.
Verfasser L. Bauer 1859. Weise H. A. Pierson.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1838.
Kutscher S. 108.

21. Schon glänzt des Mondes Licht 4 Gesätze.
Am Himmelsbogen.
Nach dem italienischen Lied „Santa Lucia".

22. Steh ich in finstrer Mitternacht 6 Gesätze.
So einsam auf der stillen Wacht.
Verfasser W. Hauff 1824. Volksweise.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1875.

Digitized by Google

Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 39 (deutsch u. tschechisch).
Angenetter-Blümml S. 94, 156.
Kutscher S. 127.

23. **Stimmt an mit hellem hohen Klang,** 5 Gesätze.
Stimmt an das Lied der Lieder.
Verfasser M. Claudius 1772. Weise A. Methfessel 1818.
Jungbauer, Bibl. 1878.

24. **Stürmisch die Nacht und die See geht hoch,** 2 Gesätze.
Tapfer noch kämpft das Schiff.
„Seemanns-Los".
Weltkriegs-Liedersammlung S. 304. Vers. nicht genannt, Komp. von H. W. Petrie-Martell.

25. **Vater, ich rufe dich!** 6 Gesätze.
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze.
Verfasser Theodor Körner 1813. Weise von Himmel.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 12 (deutsch u. tschechisch).
Dieses Lied wurde während des Weltkrieges beim Abmarsch der 74er-Marschkompagnien am Ringplatz zu Kaaden (nebst dem Kde domov muj) von der Musik gespielt.

26. **Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!** 5 Gesätze.
Es reitet der Herr Feldmarschall im fliegenden Braus.
Verfasser E. M. Arndt 1813. Volksweise.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 311.

27. **Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?** 3 Gesätze.
Hör's näher und näher brausen.
Verfasser Th. Körner 1813. Weise von K. M. v. Weber.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1919.

28. **Weh, daß wir scheiden müssen!** 3 Gesätze.
Laß dich noch einmal küssen.
Verfasser Gottfried Kinkel. Volksweise.
Angenetter-Blümml, S. 110, 159.

29. **Wie ein stolzer Adler** 5 Gesätze.
Schwingt sich auf das Lied.
4. und 5. Gesätz Parodie (Unsere Katz hat Junge; An der blauen Donau).
Verfasser Heinr. Schütz. Weise von Ludwig Spohr.
Angenetter-Blümml. S. 119, 162.
Kutscher S. 140.

30. **Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,** 4 Gesätze.
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Verfasser Fr. Schiller. Weise von J. Zahn.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1969.

31. **Zu Mantua in Banden der treue Hofer war,** 5 Gesätze.
Zu Mantua dem Tode (!) führt ihn der Feinde Schar.
Verfasser J. Mosen 1831. Weise von L. Knebelsberger.
Jungbauer, Bibl. Nr. 1979.
Soldaten-Liederbuch JR. 75, S. 17 (deutsch u. tschechisch).

Digitized by Google

Gruppe III: Kriegslieder 1914—1918

1. **Auf denn zum heilgen Krieg,** 3 Gesätze zu
Frisch auf zum Kampf und Sieg. 7 Zeilen.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 94, 3 Ges.
Kein Verfasser genannt. Weise dort: Heil dir im Siegerkranz.

2. **Deutsche in der Welt voran,** 3 Gesätze zu
Daß sie deutsches Wesen achte. 5 Zeilen.
?

3. **Es zieht eine Fahne vor uns her, herrliche Fahne!** 3 Gesätze zu
Es geht ein Glanz von Gewehr zu Gewehr, Glanz um die Fahne. 8 Zeilen.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 57, 3 Ges.
Verfasser Richard Dehmel.

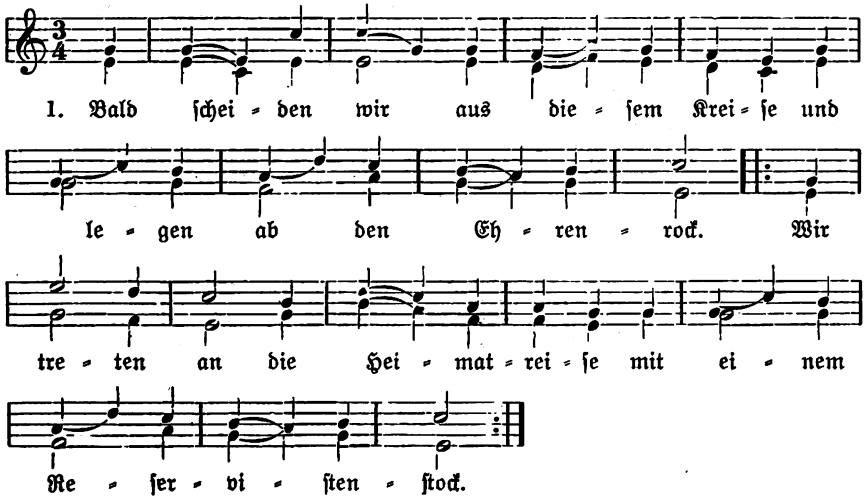
4. **Mein Schatz, es ist schon lange her,** 2 Gesätze zu
Seit Abschied wir genommen. 10 Zeilen.
(Karpathenlied.)
Vgl. Musikbeispiele Nr. 3.

5. **Wir traben durch die stille Welt.** 3 Gesätze zu
Wohin? Wohin? Ins Feld, ins Feld. 6 Zeilen.
Weltkriegs-Liedersammlung S. 337, 3 Ges.
Verfasser Paul Warncke. — Die beim JR. 74 aufgezeichnete Weise ist typisch kunstmäßig in Moll.

Anhang:
Einige Texte zu militärischen Signalen

Vgl. Musikbeispiele Nr. 4. — Literatur für Österreich: Angenetter-Blümml S. 124 f., 163; für das Deutsche Reich: J. Bolte, Ztschr. f. Volkskde. Neue Folge II (1930) S.

Musikbeispiele:
Nr. 1. Reservistenlied



Digitized by Google

2. Geschlossen geht es aus dem Tore
Zum letztenmal vergnügt hinaus;
Die Mütze sitzt uns auf dem Ohre
Und keine Waffe schmückt uns aus.

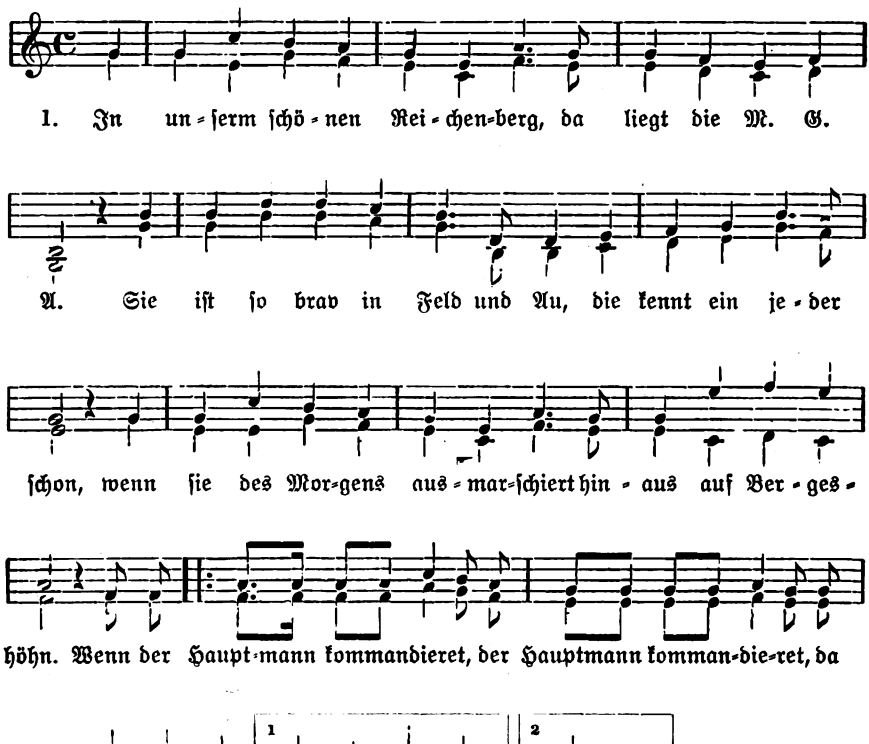
3. Leb wohl, du liebe Kompagnie,
Leb wohl, mein altes Regiment.
Das Herz uns jetzt zur Heimat ziehet,
Denn unsre Dienstzeit ist zu End.

4. Nun lebet wohl, ihr hübschen Mädchen,
Lebt alle, alle herzlich wohl!
Leb wohl, du altes, schönes Städtchen,
Von dir ziehen wir sehr trübevoll.

5. Seid guten Muts, ihr Kameraden,
Die ihr noch länger dienen müßt!
Zu euch wird man ja auch bald sagen!
Seht dort den jungen Reservist!

6. Doch dien' ich meinem Kaiser fort
Zu Haus als treuer Reservist.
Will zeigen stets durch Tat und Wort,
Was echte Kaisertreue ist.

Nr. 2. Reichenberger MGA.-Lied[1])



[1]) M. G. A. = Maschinen-Gewehr-Abteilung.

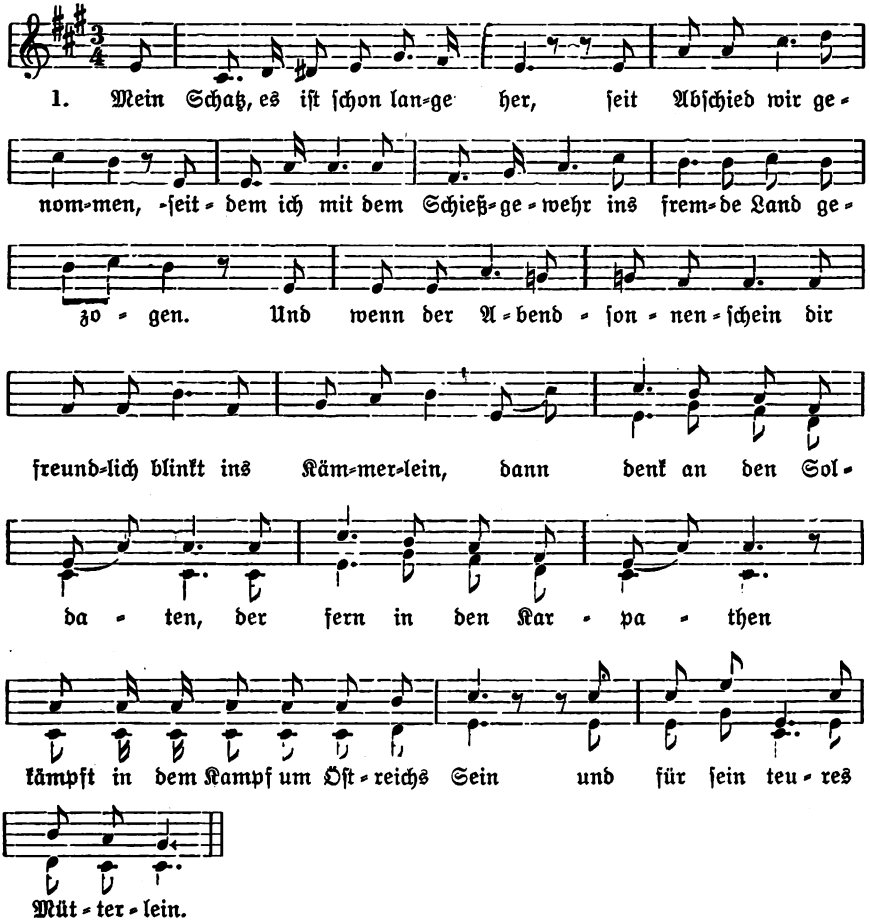
Digitized by Google

2. Da steht so manches Mägdelein
Und schaut mit frohem Sinn,
Denn in der schönen M. G. A.
Ist auch ihr Liebster drin.
Den ehrt sie sehr, dem ist sie treu,
Dem ist sie gar so gut.
Nichts Schönres gibts, sie bleibt dabei,
Als das Maschinisten-Blut!

3. Im Volksgarten ists wunderschön,
Das muß ein jeder sagen.
Da kann man viel Maschinisten sehn
Mit Sternlein auf dem Kragen,
Ein hübsches Mägdelein am Arm,
Ein freundliches Gesicht dazu;
Dann ziehen beide fröhlich
Dem stillen Plätzchen zu.

4. O du mein schönes Reichenberg,
Dir bin ich gar so gut,
Und wenn ich einst von dannen zieh',
Dann schwenk' ich meinen Hut.
Mit Stolz blick' ich auf dieser Welt
Auf die M. G. A. mit voller Freud',
Denn unser Hauptmann hat,
Fürwahr nur brave Leut!

Nr. 3. Karpathenlied

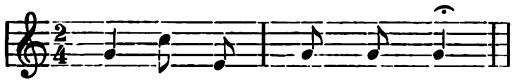


Digitized by Google

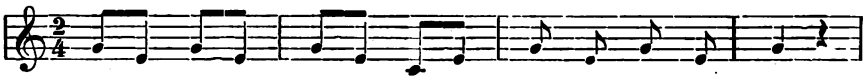
2. Mein Schatz, siehst du ein kühles Grab,
An dem die Weiber klagen,
So trockne dir die Tränen ab,
Denn Leid muß man still ertragen.
Und wenn der holde Friede bricht (?)
Es auf den Zweigen grünt und blüht,
Dann denk an den Soldaten . . .

Nr. 4. Texte zu militärischen Signalen

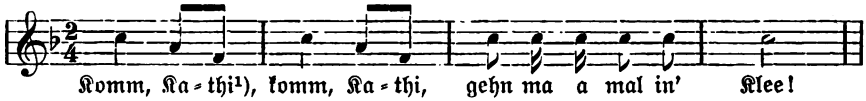
74-er Regimentsruf:



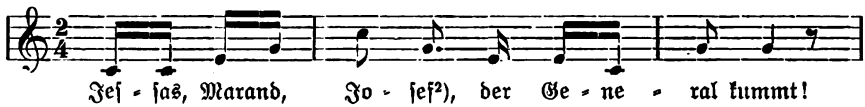
Kavallerie:

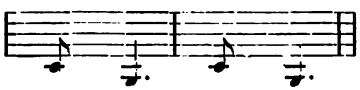


Sturm:



General:





K. R. Fischer und A. Wesselski — Ehrendoktoren

Mit Befriedigung können wir die hohe Auszeichnung, welche diesen zwei Männern gerade in dem Jahre, in welchem sie ihr 60. Geburtsfest feierten, durch die Verleihung des Ehrendoktorates von seiten der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag zuteil wurde, auch als eine Anerkennung ihrer Leistungen auf volkskundlichem Gebiete ansehen.

---

[1]) Katharina. [2]) Jesus, Maria und Josef.

Digitized by Google

Karl R. Fischer wurde am 16. Juli 1871 zu Wiesenthal a. R. geboren, besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz und wirkte seit

Karl R. Fischer

1890 als Lehrer in Gablonz a. R., wo ihn das Vertrauen seiner Mitbürger im Jahre 1918 auf die verantwortungsvolle Stelle des Bürgermeisters berief, die er bis heute einnimmt. Damit eröffnete sich ihm ein weites Wirkungsfeld, auf dem er sich in der fruchtbarsten Weise in Wort, Schrift

Digitized by Google

und Werk betätigte. Neben der Förderung des heimischen Gewerbes und insbesondere der Glasindustrie, die in der Fachschule für Kunstgewerbe in Gablonz a. N. eine wegweisende Anstalt besitzen, neben der Förderung der Stadt Gablonz selbst, die unter Fischers Leitung zu einem vorbildlichen Gemeinwesen aufblühte, bekundete Fischer jederzeit Sinn und Verständnis für Kunst und Wissenschaft. Er ist Gründer und Obmann der G. Leutelt-Gesellschaft, ihm verdanken viele heimische Dichter, Maler und Bildhauer tatkräftigste Unterstützung, unter ihm hob sich das Gablonzer Theater, wurde das Städtische Museum ausgestaltet und die Stadtbücherei in einer musterhaften Weise ausgebaut. Mit besonderer Liebe und Umsicht ist Fischer auf dem Gebiete der Volksbildung tätig. Vor allem fanden die volkstümlichen Hochschulkurse an ihm einen wertvollen Mitarbeiter. Auf seine Veranlassung finden jedes zweite Jahr in Gablonz Hochschulwochen statt, durch die sich ein engeres Band zwischen dieser geistig regen Stadt und den deutschen Hochschulen Prags gebildet hat, deren Studentenfürsorge in Gablonz auf stete Unterstützung rechnen kann.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Fischers gehören teils der geschichtlichen, teils der volks- und heimatkundlichen Forschung an. Namentlich für die Geschichte der böhmischen Glasindustrie hat er wertvolle Beiträge geliefert, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Einer Familie, die in der Entwicklung der nordböhmischen Glaserzeugung eine große Rolle gespielt hat, ist die Monographie gewidmet: Die Schürer von Waldheim. Beiträge zur Geschichte eines Glasmachergeschlechtes. Prag 1924. Zahlreich sind die volkskundlichen Veröffentlichungen Fischers; sie werden in der eben im Druck befindlichen 2. Auflage von Hauffens „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen" angeführt. Hier sei bloß das Hauptwerk genannt, die ausgezeichnete Schrift: Doktor Kittel, der nordböhmische Faust. Gablonz 1924.

Albert Wesselski wurde am 3. September 1871 in Wien geboren, besuchte von 1888 an die Universität und von 1892 an die Technische Hochschule in Wien. Zuerst wirkte er als Ingenieur im steiermärkischen Landesdienste, fand aber darin wenig Befriedigung und wandte sich der Journalistik und wissenschaftlicher Tätigkeit zu. Er war als Schriftleiter von Zeitungen in Tetschen a. E., Salzburg, Innsbruck und Prag tätig und ist seit 1918 Hauptschriftleiter der Deutschen Zeitung Bohemia. Seine umfassende wissenschaftliche Arbeit liegt hauptsächlich auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturkunde mit besonderer Bevorzugung der vergleichenden Motivforschung beim Märchen, Schwank und Sage. Wesselski, der sich auch als Übersetzer und Herausgeber von Werken, die sich stets durch gründliche wissenschaftliche Einleitungen und Anmerkungen auszeichnen, hohe Verdienste erworben hat, hat neben vielen Aufsätzen in Zeitschriften bisher eine lange Reihe von Büchern veröffentlicht, von welchen wir bloß die folgenden hervorheben: Heinrich Bebels Schwänke (2 Bände, 1907). Mönchslatein (1909). Narren, Gaukler und Volkslieblinge (5 Bände, 1910, 1911, 1920). Italienischer Volks- und Herrenwitz (1912). Deutsche Schwänke (1914). Das lachende Buch (1915). Flämische Volkslieder (1917). Die Legende um Dante (1921). Dante-Novellen (1924). Märchen des Mittel-

Digitized by Google

alters (1925). Erlesenes (1928). Angelo Polizianos Tagebuch (1929). Von Aufsätzen in Zeitschriften seien bloß aus den letzten Jahren erwähnt: Christus und Buddha als Schlangenbeschwörer (Hochschulwissen 1927). Der

Albert Wesselski

Müller von Sanssouci (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Berlins 1927). Der Gott außer Funktion (Archiv orientální 1929, wo noch weitere Beiträge erschienen sind). Der säugende Finger und Das Totbeten in unserer Zeitschrift, endlich die gehaltvolle Untersuchung „Der Knabenkönig und das kluge Mädchen", die als 1. Beiheft unserer Zeitschrift erschienen ist.

Fischer und Wesselski sind korrespondierende Mitglieder der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische

Digitized by Google

Republik. Mit der Verleihung des Ehrendoktorates an diese zwei Männer hat die Deutsche Universität in Prag zugleich zwei für das geistige und kulturelle Leben wichtige Berufskreise geehrt, den Journalisten, der zuweilen entscheidend in die Entwicklung eingreift, und den Lehrer, der die Grundlagen für die gesamte Volksbildung schafft und der auf sudetendeutschem Boden stets bewiesen hat, daß er über sein engeres Berufsleben hinaus auch an allen Fragen der Öffentlichkeit, der Kunst und Wissenschaft und nicht zuletzt auch der Volkskunde regsten Anteil nimmt.

Die ungetreue Schwester

Märchen aus Glaserhau in der Kremnitzer Sprachinsel, Slowakei, aufgezeichnet von Alfred **Karasek-Langer.**

Es waren einmal zwei arme Leute und haben zwei Kinder gehabt, und da war nichts zu essen und zu beißen. Jetzt haben die Eltern gesagt: „Liebe Kinder, probierts weiter, wo vielleicht wird euch der liebe Gott was geben zu essen! Zu Haus haben wir nichts und weniger könnts ihr nicht kriegen!" Die Kinder waren Mädel und Bub, nahmen sich ihr Pinkel (= Bündel) zusammen, ihre Kleider, und machen sich eine Reise, gehen halt weg von zu Hause. Sie sind gegangen durch einen großen Wald, sind nicht ganz durchgegangen, und wie sie sind kommen zur Nacht, da war schon sehr dunkel, haben sie gesehen eine Rauberhöhle, sie haben gedacht, das ist ein Dorf. No jetzt haben sie gesehen, das ist eine Rauberhöhle: „No, was jetzt machen? Jetzt ist Nacht, wir werden auf einen Baum heraufkriechen!" Auf dem Baum ist das Mädel eingeschlafen, der Bursch hat gewartet, hat nicht können schlafen, was sich dort tut. In der Nacht kommen die Räuber, es waren zwölf, und sie sagen zueinander: „No, jetzt machen wir gut zu und schauen wir sich um, daß uns niemand zuschaut! Sieben Jahre gehen wir weg und bis sieben Jahre darf uns niemand da was wegtragen!" Bevor sie sind weggegangen, haben sie mit einer Ruten auf die Tür hingehaut, und wie der hat hingehaut, ist die Tür zugegangen. Dann haben sie die Rute vergraben im Laub.

Wie sie schon waren weg, hat der Bub die Schwester aufgeweckt, er hat gesagt, sie werden dort hingehen und was holen. Der Bub hat gewußt, wo die Rute ist, hat sie genommen, auf die Tür gehaut und die ist aufgegangen. Die Rute haben sie mit hinein genommen. Jetzt haben sie sich dort schon umgeschaut, es waren viele Zimmer, Fleisch, Geld und alles mögliche von allem. Dort waren ein paar Kufen voll Fleisch und der Bub war froh: „Jetzt wird es uns schon gut sein, bis sieben Jahre, bis die da sein, die können jetzt nicht herein!" Sie haben dort gegessen und gelebt. Wie es halt schon war, der Bub nimmt sich ein Gewehr und geht auf die Jagd. Er ist herumspaziert im Wald, probieren, welcher Säbel gut ist, was gut schneidet.

Dann ist er halt mehrmal gegangen auf die Jagd und hat Wild gebracht. Auf einmal begegnet ihm ein Bär auf einer Wiesen und er will schießen auf den Bär. Der sagt aber: „Du mein Knecht (= Bursch) nicht

Digitized by Google

schießen auf mich, ich werde dir einmal eine Hilfe geben!" Er geht zu ihm und der Bär gibt ihm ein Pfeifel: „Wenn du wirst pfeifen mit dem, auch wenn du bist verschlossen und es ist eine Eisentür, so komm ich durchgebrochen und werd dir helfen!" So ist er wieder weiter. Er hat aber seiner Schwester nichts gesagt, daß er hat so ein Pfeifel. Später geht er wieder, begegnet ihm ein Wolf. Der sagt: „Mein Knecht, nicht schieß auf mich, ich werde dir einmal eine Hilfe sein!" und er gibt ihm wieder so ein Pfeifel. Der hat sich das wieder ins Sackel gesteckt und dann ist er halt noch so rumgegangen und geht wieder nach Haus. Jetzt hat er schon zwei gehabt. Seine Schwester hat schon alles hergerichtet gehabt und da haben sie halt gegessen. Später geht er wieder auf die Jagd und da begegnet ihm ein Wildschwein. Das hat er wieder wollen schießen, das hat wieder so, nämlich wie die andern zwei, gesagt: „Tu nicht schießen, ich werde dir einmal eine Hilfe sein!" und gibt ihm wieder ein Pfeifel. Seiner Schwester hat er aber nichts gesagt auch davon.

Über die Zeit ist zugekommen, daß die Räuber sind zurückgekommen. Der Bursch hat schon mit seiner Schwester sich besprochen: „Du, jetzt können sie nicht rein, jetzt haben wir die Rute. Jetzt müssen sie sich ein Loch graben und ich werd die Köpfen weghauen, und du wirst sie nehmen und in die Kufen, wo das Fleisch drinnen war, hineinhauen!" No, und so haben sie es auch gemacht. Wie die Räuber gekommen sind, haben sie ein Loch gemacht und haben müssen dort hinein und der Meister ist auf zuletzt geblieben. Allen hat der können die Köpfe weghauen, dem Meister schon nicht. Den hat er nur ein bissel da (zeigt auf das Hinterhaupt) abgeköpft und die Schwester war so stark und hat ihn auch dort hineingeworfen in die Kufen, aber sie hat eine Spalte offen gelassen, daß er hat atmen können. Jetzt war aber der Bruder schon müde vom Köpfen und hat sich ein bißl abgerastet. Die Schwester ist schon hingegangen und der Räuber hat gesagt: „Beim neunten Baum ist so ein Kräutig, und von dort wirst du es nehmen und mir am Kopf geben, und da wird es schon gut!" Das war a fescher Kerl, der Räuber, und da hat die Schwester schon mit ihm verkehrt, dem Bruder hat sie nichts gesagt.

No, den zweiten Tag geht der Bruder auf die Jagd. Jetzt haben die zwei sich besprochen. Sie hat ihm zuerst zu essen gegeben und dann haben sie besprochen, sie soll gehen zu dem und dem Baum, dort ist so ein Kräutig, und von dem soll sie bringen und kochen und ein Bad machen. Und soll sagen zu dem Bruder: „Du bist schon schmutzig, heut kannst du dich ein bissel baden!" Aber der Bruder war nicht so neugierig zum Baden: „Aber ich wasch mich ja jede Früh, was soll ich mich abbaden!" Den ersten Tag hat er sich nicht gebadet. Den andern Tag hat sie wieder ein Bad gemacht. Jetzt hat sie gesagt, es grauft ihr schon, er wird sich doch baden. Nun der liebe Bruder hat sich einmal zusammengepackt und geht ins Bad und die Schwester geht den Räubermeister herauslassen. Der kommt über den Bruder: „No, jetzt hab ich dich, was meine Brüder hat umgebracht!" Der hat sich aber nicht können wehren, das war so ein Bad, das schwach macht. Jetzt sagt der Räuber: „Ich geb dir noch eine halbe Stunde frei, jetzt kannst machen, was du willst", er hat ihn noch nicht gleich hingemacht,

Digitized by Google

„jetzt kannst pfeifen, spielen, was du willst!" Der Bruder sagt: „Ach, zu Haus hab ich einmal Lämmer geweidet, da hab ich mir so ein Pfeifel gemacht, das soll man mir herbringen und ich will darauf pfeifen." Die Schwester ist schon geloffen und hat ihm das gebracht, und er hat sich diese drei Pfeifel alle drei zusammen im Mund genommen und macht einen Pfiff. Da sind diese drei Wilde gekommen geloffen und haben den Räuber gepackt und gehalten. Das Schwein ist gleich geloffen um solche Kräuter, und das haben sie ihm gehalten unter die Nase, und der Mensch ist gleich so geworden, wie er früher war. Wie er gesund war, den Räubermeister haben die Tiere gleich zerrissen gehabt, da haben sie ihn gefragt: „Was soll man mit der Schwester machen?" Sagt er: „Die Schwester werdet ihr nicht umbringen, aber ich werd ihr so ein Urteil geben, wird sie das aushalten, gut, so nicht, wird sie halt dort sterben!" Hat er sie in den Koffer hinein, wo die Räuber drinnen waren, und hat gesagt: „Wenn du das hast aufgegessen, werd ich dich abholen!" Er hat ihr soviel Luft gelassen, daß sie nicht erstickt.

No, jetzt hat er sich zusammen mit diese drei Viecher satt gegessen; nach dem sind sie gereist weg. Hat er gehabt einen Säbel mit. So sind sie durch den Wald durchgekommen und sind vorm Wald hingekommen, und dort waren Erdäpfel, und hat er geschaut, dort war auch eine weite Stadt. Da sind schon diese Viecher gangen Erdäpfel auswühlen und Holz nehmen, und haben sich Erdäpfel gebraten und gegessen, und sind in die Stadt. Aber sie haben schwarze Fahnen in der Stadt gesehen und haben sich gewundert, was das Neues ist. No, sind sie hin in die Stadt und haben gefragt, was sie dort haben eine Traurigkeit. Da hat man ihnen gesagt: da ist ein Drache mit sechs Köpfen, der zieht sich das Wasser zu, und da haben sie kein Wasser. Und wenn sie ihm keinen Menschen zu fressen geben, bekommen sie kein Wasser. Dann sagte ihnen der Bursch, man soll ihm das zeigen, vielleicht wird er sie behelfen. Und da hat man ihm gezeigt das Loch, wo der sich schon drinnen tut aufhalten, der Drache, und er ist hingegangen mit die drei Viecher und ist hinein in das Loch. Wie der hat gehört, daß schon jemand dort rumrampelt, sagte der Drach: „No kommt schon wer, ich wart schon lang auf dich!" Der Bursch ist hinein in das Loch mit die drei Viecher und hat dem Drachen die Hand gegeben. Der Drach hat ihm aber die Hand sehr zusammengequetscht. Die Viecher haben ihn aber gehalten und er hat dem Drachen die drei Köpfe abgehauen.

Dann sind sie hinein ins Dorf und man hat sie gerufen in den Pfarrhof, aber diese Viecher hat man nicht wollen hereinlassen in die Pfarrei. Er hat gesagt, wenn die Viecher nicht reinkommen, so kommt er auch nicht, so hat man sie mitgenommen. Man hat ihm geben wollen Geld, aber er hat selbst genug gehabt. Dann hat er zu essen und zu trinken bekommen, auch die Viecher, ein jedes seine Portion hat gegessen wie er. Wie sie sattgegessen waren und getrunken: „No gut, gehen wir weiter!" Geld hat er nicht wollen nehmen, no, ist er so gereist.

Endlich trifft er wieder so a Traurigkeit. Da sehen sie, daß die Fahnen sind ausgesteckt schwarz und da fragt er, was das Neues ist. Ein Drach mit zwölf Köpfen und die ziehn das Wasser zu, daß man nirgend nichts hat,

Digitized by Google

da muß man dem Drach geben Menschen zum Essen. No, ihm soll man das zeigen, wo ist das. Sagt man ihm, wo der Drach ist, man wird ihm schon das Loch zeigen in der Erden, wo der drinnen steckt. Aber er soll nicht hin, er wird ihn auch fressen, der Drach. Man soll ihm nur das zeigen! So hat man ihm das Loch gezeigt und er ist schon hin mit seine Viecher, in das Loch hinein. Dem Drach dort hat er aber nicht mehr die Hand gereicht, die Viecher haben ihn gleich gepackt von der Seiten und er hat angefangen, die Köpfe abzuhaun. Das Schwein hat sie schon zerbissen, daß sie nichts haben können anwachsen mehr. Wie er fertig war, ist er heraus. Jetzt hat man ihn gerufen in ein besseres Lokal, hat ihm Geld gegeben, so viel er hat wollen, er hat aber sehr wenig genommen, hat nicht brauchen, genug gehabt. Dort haben sie wieder eine Mahlzeit gemacht, ein Gegesse und Getrinke, und das Wasser ist geflossen aus allen Quellen.

No, jetzt gehen sie wieder ein Stückl Weg, jetzt kommt aber der Königskutscher mit der Königstochter und so schwarz angezogen, schwarz gekleidet und schwarz alles. Der fragt: „Was ist denn los, was seid ihr so traurig!" Die Königstochter: „Heut ist mein letztes Ende, wir haben einen Drach mit 18 Köpfe, der tut uns alles Wasser wegnehmen aus der Stadt, und damit wir nicht kein Wasser haben, muß ihm jeder eine Person dorthin schicken, daß er hat zu fressen. Jetzt ist auf mir das Los!" Da sagt er zu ihr: „Sie geben mir einen halben Ring und vom Sacktüchel die Hälfte, jetzt geh ich mich lassen an ihrer Stelle fressen und sie fahren zu Haus!" No, jetzt sind die dort hingegangen zu dem Loch und der Kutscher ist zu Haus gefahren. Aber was macht der Kutscher, wie er ist zurückgefahren? Es ist dort eine große Brücke, hoch, nur Wasser war keines, solang der Drach sich hat aufgehalten. Der Kutscher sagt zur Königstochter, wenn sie nicht sagt, er hat sie erlöst, so schmeißt er sie hinein in die trockene Bach. Sie hat sich beschworen, sie wird sagen, er hat sie erlöst, und so sind sie nach Haus gefahren, die Königstochter nicht so freudig. Da haben sie gleich angestellt ein Gastmahl zum Unterhalten, und jetzt werden sie heiraten, wenn er sie hat erlöst, und die haben zu Haus die Hochzeit fertig gemacht. Der Bursch ist derweil dorthin mit die Viecher, wo der Drach war, und hat schon den Drach mit die 18 Köpfe umgebracht und sie ihm abgehaut, das Schwein hat sie gleich gefressen.

Wie er fertig war, ist er hinaus aus dem Loch und geht halt schön seinen Weg durch die Stadt, und kommt in ein Wirtshaus mit die drei Viecher hinein. Es war ein kleines Wirtshaus und hat sich dort angeschafft etwas zu essen und trinken, fragt den Gastwirt, was da Neues ist. Der sagt: „Heut ist so viel Neues, der Kutscher hat die Königstochter erlöst vom Tode und jetzt haben sie die Hochzeit!" Die Königstochter aber hat sich wenig drinnen unterhalten, die ist mehrstenteils gegangen am Gang, ob der nicht zukommt, was sie hat wirklich befreit. Sie hat keine Freude dabei gehabt und gedacht, er wird schon kommen. Da hat der einen Zettel geschrieben und hat den Bären geschickt mit dem Zettel in den Königshof. Dort ist doch Wache und man läßt niemand herein gehen, aber das Wild ist über die Mauer gesprungen. Die Königstochter hat das gesehen vom Gang, ist gleich heruntergesprungen vom Gang zu dem Bär, hat ihm den

Digitized by Google

Zettel genommen und gelesen, was dort ist. Da war geschrieben, sie soll sofort kommen in den Wirtshaus. No, beim ersten Mal ist sie nicht gegangen, da wartet er ein bissel. Dann schickt er den Wolf mit dem Zettel, sie soll sofort kommen in den Wirtshaus, da geht sie noch nicht. Natürlich hat sie schon spekuliert, was sie schon soll tun, aber hat sich noch nicht bewilligt. Dann wartet er noch eine Zeit und hat das Schwein geschickt mit dem Zettel. Wie sie schon hat das Schwein gesehen kommen, ist sie schon geloffen, hat sich selbst eingespannt ein Paar Pferde, und das Schwein hat sich aufgesetzt am Kutschbock, und sie sind gefahren zusammen in den Wirtshaus.

No jetzt haben sie sich, die Königstochter, der Bursch und die Biecher, wie sie beisammen sind gewest, schon besprochen, wie das ist, was sie machen. Hat sie ihm erzählen müssen, wie sich das hat zugetragen, daß der Kutscher sie hat können machen zu seiner Frau. Dann, weil er hat es jetzt gewußt von der Brücke und dem Schmeißen in die Bach, so hat sich der Bursch einen Zorn gekriegt. Dann ist er schon dort hin, in den Saal, wo die Hochzeit war, geht hinein und stellt sich vor. Die Königstochter hat sich neben ihn gestellt, er zeigt die Sachen heraus, zuerst hat er die Erlaubnis verlangt, und dann hat er verlangt, daß sie soll herzeigen den Ring und das Sacktuch. Da war die Hälfte auf dem und die Hälfte auf dem, und da war nichts vom Kutscher erlöst, sondern von ihm. „Jetzt was machen wir mit dem Kutscher?" Da haben sie ihn wollen zuerst verbrennen, aber dann hat man ihn gerädert und auf jeder Hand und jeden Fuß ein Paar Pferde angespannt und zerrissen. Und nachdem waren die zwei zusammen, die Königstochter mit dem, was die drei Biecher mit hatte, und er ist jetzt König geworden und sie haben die Hochzeit vollendet.

Jetzt haben sie so dort weiter gelebt, er war dort als Prinz, und mit die Biecher ist er immer im Garten gegangen spazieren. Durch diese Zeit hat man ihn aber gefragt, ob er niemand hat zu Haus, keine Eltern oder keine Geschwister. Keine Eltern hat er mehr nicht, die werden schon sein gestorben, aber die Schwester, die hat er. Sie ist in so eine Qual gegeben, ob sie noch wird leben, gut, wenn nicht, so muß sie dort bleiben. So sind sie mit vier Pferden gefahren und seine Frau, die Prinzessin, hat schöne Kleider genommen für seine Schwester mit. Sind sie schon gefahren die Schwester abzuholen, von die Koffer hinaus. Wie sie sind hingekommen, da war aber die Schwester schon ganz wild, so hat sie ausgeschaut von die Leiber, was sie hat gehabt zur Nahrung, und hat schon von ihrer Hand abgegessen gehabt das Fleisch. No, jetzt hat man sie heraus, a Bad gemacht, sie abgewaschen und reine Kleider gegeben, ihre Kleider waren schon abgefault. No, haben sie ihr doch Essen gegeben, haben sich aufgesetzt: „Jetzt fahren wir nach Haus in Königshof!"

Also dort hat man ihr gesagt: „Du brauchst nichts anderes arbeiten, du wirst die Betten machen, Zimmer reinigen, viel arbeiten brauchst du nicht!" Eine Zeit hat sie das gemacht gut und der Bruder ist herausgegangen, herumspazieren mit die Biecher, hat auch manchmal seine Frau nicht mitgenommen, ist allein mit die Biecher herumgegangen und war so kuraschig. Wo er sich am Abend hat niedergelegt, hat er sich im Bett so

Digitized by Google

hereingeworfen. Auf einmal, a Zeit war das gut, stellt die Schwester ihm ein Messer durch eine Leintuch. Wie er sich hat so hereingeworfen, hat sich ihm das Messer hinten herein und vorn heraus. Die Viecher sein gleich hin, das Messer herausgerissen, und der Bär hat das zugehalten, die Löcher mit seiner Patzen, und das Schwein ist schon geloffen, hat solche Kräuter gebracht, gleich war das verheilt. No, jetzt sagen diese Viecher zu ihm, wie er gesund schon war: „Was sollen wir jetzt mit deiner Schwester machen? Zwei Mal haben wir dir geholfen, das dritte Mal können wir dir nicht helfen!" Sagt er: „Jetzt werd ich mit ihr Ordnung treffen!" Der laßt von Holz aufstellen so ein Kastel, und dort hinein die Schwester, und das hat man eingebuttert mit Petreol (= Petroleum), und die Schwester war drinnen, ist angezündet worden.

No, jetzt war die Schwester weg, jetzt ist er mit die Viecher am dritten Tag wieder gegangen hinaus, spazieren aus dem Garten, und auf einmal sagen die Viecher zu ihm: „Lieber Freund, so lang haben wir miteinander gewesen, so lang haben wir dir geholfen, jetzt tu uns entweder die Köpfe abhacken oder sonst werden wir dich töten!" Ihm war leid, sie zu töten, ihm war es zu schwer. „No, wenn du nicht willst, so werden wir halt dich!" Da hat er doch nicht wollen sich töten lassen und hat ihnen die Köpfe weggehackt, hat genommen eine Schaufel und schaufelt, unten im Garten hat er ein Loch gegraben und hat sie schon beerdigt. Nachdem, daß er sie beerdigt hat, schaut er sich um im Kastell, da sieht er drei weiße Buben oben. Das waren drei verwunschene Leute, und er hat sie erlöst, und nachdem hat er dort gelebt bis er ist gestorben.

Erzählt von dem etwa 60 Jahre alten Bauern Georg Derer, Glaserhau Nr. 217.

Von Wassermännern und Feuermännern

Von **Oberlehrer Franz Götz**, Poschkau

Die Wassermänner hielten sich hauptsächlich in den großen Teichen um Poschkau, namentlich in dem sogenannten Breiten Teiche, dem Gerohrteiche und den nördlich davon liegenden Teichen zwischen Hermsdorf, früher Hermersdorf genannt, und der noch heute bestehenden Bleiche auf.

Die alten Leute erzählen, daß sich die Wassermänner oft Frauen aus dem Dorfe holten und mit ihnen nicht selten auch ihre Kinder fortschleppten. Erkenntlich waren die Wassermänner meistens daran, daß sie den untersten Saum ihres Kleides naß hatten. Es lebte hier eine Frau, die mit dem Wassermann vier Kinder hatte. Er hatte oft am Ufer des Teiches vielfarbige Schnüre ausgespannt; wenn man näher kam, um sie zu holen, verwandelten sie sich in spinnwebeartige Fäden, auf denen Wassertropfen hingen. Die Wassermänner waren eine Art Zwerge, die sich in verschiedene Personen verwandeln konnten. Sie führten den Vorübergehenden so manchen Schabernack auf. Es kam zuweilen auch vor, daß sie als Wohltäter auftraten. Oft führten sie die betrunkenen Leute nach Hause. Als einmal Anton Schmidt, der Urgroßvater des Jordan Johann (Haus Nr. 22) betrunken in der Nacht aus Bodenstadt ging und nicht mehr weiter konnte, da trug ihn

Digitized by Google

ein Wassermann bis zum Brechhaus beim Tiergarten auf dem Rücken und ließ ihn dann weiter laufen. Dieser lief dann voll Angst bis nach Hause, ohne sich umzusehen.

Im Wassertümpel bei der Brücke, die von der Bezirksstraße nach Fünfzighuben führt, hielt sich ein Wassermann auf, den immer eine Frau auf dem Rücken tragen mußte. Er hatte einen großen Kopf und trug stets eine grüne Hose und einen grünen Hut. (Erzählt von Jordan Hans.)

Einmal fuhr ein Fuhrmann auf der Straße nach Bodenstadt. Da lief ihm ein Wassermann nach und wollte sich aufsetzen. Der Fuhrmann schlug mit der Peitsche auf ihn los. Voller Zorn rief er ihm nach, daß er in einer Pferdelacke ertrinken werde. Als dann nächsten Sonntag der Fuhrmann in die Kirche zeitlich früh ging, so erschien wieder der Wassermann und drückte ihn in eine Pferdelacke, wo er ertrinken mußte. (Jahn Johann.)

Oft sahen die Leute am Ufer des Breiten Teiches verschiedene Blumen, Wäsche und sonstiges ausgebreitet. Wollten sie sich überzeugen, wessen Wäsche es sei oder die Blumen pflücken, so war alles verschwunden. Dies waren die Wassermänner, die sich so verwandelten, um die Leute zu täuschen. Diese Wassermänner sind verbannte Geister, die oft Leute zum Wasser lockten und sie hineinzogen, wobei viele ertrunken sind.

Wenn man um Mitternacht beim Teiche allein ging, so ist der Wassermann den Leuten „aufgehockt", das heißt, er hat sich ihnen auf die Schulter gesetzt und die Leute mußten ihn tragen. Dabei nahm er die Gestalt eines Hundes an, aber gleich wieder war er ein verkrüppelter Mensch oder nahm sonst eine andere Gestalt an. Da mußten die befallenen Leute folgenden Spruch sagen: „Leck mich am Arsch und ich geh zwischen Stahl und Eisen, ich werde dir Arschlecken geweisen!" Darüber war der Wassermann böse, ist sofort heruntergesprungen und verschwand. Die Leute mußten über diese Last sehr viel schwitzen vor lauter Angst. Das war immer um die zwölfte Stunde zu Mittag oder zu Mitternacht überall bei einem Wasser. (Nach Thevesia Schwarz aus Hermsdorf.)

Zu Mittag hat die Magd bei Grohmann Franz (Haus Nr. 2) die Kühe gemolken. Da holte sie der Wassermann vom Melkschemel weg. Als sie von seinem Quartier, dem Wasser, nach Hause gehen wollte, so sagte er zu ihr: „Horch, wie auf Poschkau die Hund heulen!" und da haben gerade die Kirchenglocken geläutet. Die Magd kam aber nicht mehr zurück.

Pulz Franzens Vater (Haus Nr. 20) und Lehnert Josef haben auf dem Stoppelland beim Gerohrteich Schafe gehütet und haben auf dem großen Acker in Fünfzighuben, der heute dem Hornik Franz in Fünfzighuben gehört, eine ganze Reihe schöner seidener Schnüre (Bänder) ausgebreitet gesehen, daneben lagen auch weiße Schnupftüchlein. Lehnert hatte sich eines mitgenommen und zu Hause in die Tischlade aufgehoben. Als er dann in die Kirche gehen und das Tüchlein nehmen wollte, war es verschwunden.

Der Wassermann nimmt oft verschiedene Gestalten an. So geht er als kohlschwarzer Hund an der Seite des Menschen und forscht ihn aus, oder er geht vor ihm nach vorwärts und schaut dabei stets nach rückwärts.

Beim „Pfarrerskreuz" hatte er seine Schnupftüchel gewaschen, war ganz nackt und hatte im Munde eine Pfeife und rauchte. Manchmal war

Digitized by Google

er ganz grün angezogen wie ein Jäger, saß auf dem Wege und hielt eine Reihe buntgefärbter Bänder. Wenn Mädchen vorübergingen, reichte er ihnen dieselben. Griffen sie darnach, so verwandelte sich das Band in einen Frosch, der sofort wegsprang. Gingen die Mädchen beim Breiten Teich vorüber, so hielten sie sich ihre Röcke enge an, weil der Wassermann immer nach ihnen gegriffen hatte und sie ins Wasser ziehen wollte.

Oft hat er schöne Rosen auf dem Teiche schwimmen lassen (Wasserrosen). Wollte sie jemand holen, hat er ihn hineingezogen. Manchmal ist er, als grüner Jäger angezogen, über einen Wassergraben gesprungen und hat dadurch die in der Nähe spielenden Kinder hevangelockt. Diese kamen auch und sprangen mit dem Jäger, bis dieser eines von ihnen packte und ins Wasser zog. (Erzählt von der Mutter der 75jährigen Theres Läßler).

Einmal ging Antonia Kretschmer von Winkelsdorf beim Teiche des Schmidt Andreas vorbei. Plötzlich sah sie einen Wassermann, der am Bache allerhand Wäsche aufhängte und ihr zurief: „Komm her!" Sie sprach: „Leck mich am Hintern!" Der Wassermann sprach: „Gingest du nicht zwischen Stahl und Eisen, so möchte ich dir das Hinterlecken geweisen!" (Falzner Josef.)

Auf der Wiese des Herrn Grohmann Franz hatte der Wassermann immer zu Mittag seine Wäsche getrocknet. (Nach Jahn Ernst.)

Früher waren in der Daola, das ist die letzte Talmulde vor Hermsdorf, wenn man von Poschkau geht, Wassermänner. Wenn jemand vorüberging, so haben sie sich aufgehockelt, das heißt, sie haben sich dem Betreffenden auf die Schulter gesetzt. Dort haben sich auch viele Leute verirrt.

Auf der Grenze nach Mittelwald waren auch Wassermänner. Als einmal Josef Hornik von Mittelwald nach Hause fuhr, haben sich ihm die Wassermänner aufgesetzt. Die Pferde konnten nun den Wagen nicht erziehen. Da fing er zu schimpfen an und die Pferde sind dann sofort gegangen. (Nach Hornik Josef.)

Als einst ein Poschkauer Zimmermann von Groß-Dittersdorf über die Daola nach Hause ging, da sprang ihm ein Wassermann auf den Rücken. Am nächsten Tage wiederholte sich dasselbe. Da erfaßte der Zimmermann sein Breitbeil und wollte dem Unholde den Kopf zerspalten. Dabei erschlug er sich aber selbst. (Nach Pulz Amalia.)

Jahn Rudolf aus Hermsdorf ist eines Tages über die Daola nach Poschkau gegangen. Da sah er einen Mann beim Wasser sitzen und dachte, es sei der Wassermann und rief ihm nach: „Wer da?" Er erhielt aber keine Antwort und da wollte er mit dem Gewehr auf ihn schlagen, weil man auf den Wassermann nicht schießen darf. Als er näher kam, sah er, daß es ein alter Herr war. Wenn er geschossen hätte, so würde er ihn erschossen haben.

Ein andersmal ging er wieder nach Poschkau zur Musik. Als er um 12 Uhr nachts über die Daola nach Hause ging, hörte er ein furchtbares Gekläff eines Hundes, der wie ein Kalb aussah. Seine Zunge und die Augen waren glühend. Er lief über den Weg in den Wald hinein. (Nach Joh. Pollak.)

Digitized by Google

Eine Frau in Poschkau wollte nicht glauben, daß es Wassermänner gäbe. Eines Tages mußte sie recht bald in Leipnik sein, weshalb ihr Mann die Uhr vorschob, damit sie nicht verschlafe. Um drei Uhr stand sie auf und ging gegen Mittelwald zu. Als sie in den Grund kam, kam ihr ein Mann entgegen, sprang ihr auf den Rücken und sie mußte ihn bis nach Mittelwald tragen. In Mittelwald ging sie zu einer Freundin und der Unhold verschwand. Jetzt wußte sie, daß es Wassermänner gäbe und wie schwer ein solcher ist. (Nach Schneider Amalia.)

Einmal ging Olbort Johann nach Mährisch-Weißkirchen. Als er im Grund zum Waldesrande kam, bemerkte er vor sich ein Faß kollern. Dieses kollerte ein Stück des Weges. Dann fiel es in den Bach und zerfiel. Das war der Wassermann.

Eine Magd hatte sonst niemanden in der Welt; als eine alte Muhme, die ein armes Weib war. Eines Tages ging die Magd mit dem Rocken spinnen. Sie hatte sich etwas mehr Flachs mitgenommen, denn sie wollte für die Muhme spinnen. Die Muhme besaß keine Uhr. Die Magd spann halt so lange, bis sie fertig war. Als sie nach Hause ging, sah sie von weitem einen Mann kommen und glaubte, es sei der Nachtwächter „Schramm!"; so hieß nämlich derselbe, und rief ihn. Als der Mann ihre Stimme hörte, rannte er in den Bach. Es war damals Winter und der Bach war zugefroren. Es krachte und die Magd sah, daß der Mann keinen Kopf hatte. Das war der Wassermann. Dies trug sich vor dem Hause Nr. 57 zu, dort, wo die Quelle aus der Erde hervorsprudelt. (Berger Josef.)

Einmal gingen zwei Frauen aus Bodenstadt nach Poschkau. Beim Breiten Teich saß ein Mann, winkte ihnen zu und sagte, sie sollen ihm einen grünen Rosenkranz abkaufen. Sie wollten nicht. Da ließ er sie nicht vorbei. Endlich erfüllten sie ihm den Wunsch und der Wassermann, der es war, ließ sie vorbei.

Der Großvater des Polzer Alois war ein Zimmermann und stammte aus Neueigen. Er arbeitete in Poschkau. Als er eines Tages in der Nacht nach Hause ging, sah er bei einem Kreuzwege drei Männer sitzen, die ihn baten, er solle ihnen den Weg zeigen, weil sie sich verirrt haben. Sie gaben ihm dafür 10 Pfennige. Als sie zu einem Teiche kamen, hörte er ein Geflatter und die drei Männer waren weg. Das schauerte den Großvater; denn diese drei Mäner waren Wassermänner. Am andern Morgen ging er nach Leipnik und kaufte sich etwas für diese 10 Pfennige und bezahlte. Als er dann später in die Tasche griff, waren immer die 10 Pfennige darin. Er erzählte nun den Leuten, woher er das Geld habe und sie sagten ihm, der Wassermann hätte ihm gut den Dienst gezahlt. Sofort warf er das Geldstück weg, aber es war trotzdem noch in seiner Tasche geblieben. Vor Wut steckte er den Rock samt den 10 Pfennigen in den Ofen. Dann erst war er von den 10 Pfennigen befreit. (Nach Polzer Alois.)

Einmal waren zwei Töchter eines Wassermannes bei einer Tanzmusik in Poschkau, dort wo früher die Erbrichterei stand. Sie tanzten schön und waren sehr lustig. Man erkannte sie daran, daß die unteren Fransen ihrer Röcke immer naß waren. Als es 12 Uhr nachts war, sind sie verschwunden und ein Bursche wollte wissen, wohin diese zwei nach Hause gehen werden.

Digitized by Google

Sie riefen ihm zu, er soll sie nach Hause begleiten und so kamen sie bis zum Tümpel auf Schmidt Engelberts Wiese. Dort lauerte schon der alte Wassermann, erfaßte den Jüngling und zog ihn in die Tiefe, wo er ertrank. (Nach Mück Franz.)

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Andere Unholde, die dem abergläubischen Volke viel Angst und Kopfzerbrechen verursachen, sind die sogenannten „Feuermänner". Auch von diesen weiß das Volk die unheimlichsten Geschichten zu erzählen. Sie waren dem Volke nie gut gesinnt und haben ihm viel Schlechtes angetan. Deshalb waren sie sehr gefürchtet.

Die zwei Nachbarn Grohmann Josef und Beier Isidor hatten immer Grenzstreitigkeiten. Weil sie im Leben so uneinig waren, mußten sie nach dem Tode als Feuermänner herumirren. Sie kamen oft auf die Wiese, die zum Hause Nr. 35 gehörte, unter das weidende Vieh und „vempelten" dort die Rinder an. Der Hirt sah nichts, nur die Vorübergehenden. Das hatte sehr oft Theresia Schwarz (Pulz) als sechzehnjähriges Mädel noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus dem Fenster ihres Elternhauses in Poschkau Nr. 16 gesehen. (Erzählt von Ther. Schwarz.)

Der Nachtwächter Falzner Josef von Poschkau will solche Feuermänner noch im Jahre 1921 beim Niederwalde gesehen haben. In Schmiedsau lebte ein Fuhrmann Jahn Daniel, der öfters nach Poschkau um Klötzer gefahren ist. Einst ist er wieder einmal nach Hause durchgefahren, konnte aber nicht vom Fleck, weil die Feuermänner den Wagen gebremst haben. (Röder Josef.)

Oft geschah es, daß sich der Feuermann jemandem auf den Rücken setzte, wenn er spät in der Nacht nach Hause ging. Wenn ein Geizhals jemandem ein Stück Acker verkaufte, geschah es oft, daß er in der Nacht den Grenzstein zu seinem Vorteile wegsetzte. Derjenige, der das getan hatte, der mußte zur Strafe alle Abende als Feuermann um den versetzten Stein herumlaufen.

Als einmal Schmidt Ignaz von Bodenstadt in der Nacht nach Hause ging, sah er auf dem Fünfzighubner Berg drei Feuermänner herumtanzen. Um sich dieselben von der Nähe anzusehen, ging er hin; da war aber nichts mehr zu sehen. Als er sich entfernte, sah er sie wieder. Dann hörte er schießen. Die Männchen stießen zusammen und verschwanden.

Alte Leute erzählen, daß sich Feuermänner bei der Glashütte und auf dem Lindenauer Berge befunden haben. Im Jahre 1871 hatte man oft ein Licht bei der Windmühle, gleich beim Hause Nr. 31 des Heger Andreas, dann wieder bei der Dorfkirche gesehen.

Einst ging eine Magd spät am Abend um Futter. Als sie fertig war, sah sie in der Ferne Feuermänner. Sie lachte sie aus und lief davon. Bevor sie noch zur Haustür kam, stand schon ein Feuermännchen dort. Sie lief schnell ins Haus, wurde krank und starb bald darauf. (Erzählt von Pulz Amalie.)

Frau Friedrich Anna sah im Jahre 1894 oft Feuermännchen auf der Gemeindewiese, bei der Oberkirche in Bodenstadt und auf dem Milbeser Wege.

Digitized by Google

Einst gingen zwei Männer aus Groß-Dittersdorf über die Davla bei Hermsdorf nach Poschkau. Da sahen sie am Bache Feuermänner bei einem Feuer sitzen. Diese ließen die zwei Leute nicht früher vorübergehen, als bis sie ihnen die in Groß-Dittersdorf gekauften Apfel dort gelassen haben. (Püschel Joh.)

Einmal ging der alte Nachtwächter und Gemeindebote Mück Franz aus Poschkau, der in seiner freien Zeit Holzfäller war, ziemlich spät abend aus dem Oberwalde nach Hause. Als er an der am Waldesrande stehenden großen Birke vorüberkam, bemerkte er auf derselben ein Licht, das immer vom Boden bis zum Wipfel sprang. Je näher er kam, desto deutlicher erkannte er, daß das Licht eine Gestalt war. Als er aber bis zu dem Baume kam, um sich zu überzeugen, was für ein Licht das wäre, ist die Lichtgestalt ganz verschwunden. (Überliefert von Mück F. selbst.)

Eines Abends ging ein Koslauer Zimmermann von Poschkau nach Hause. Sooft er bei der „Granz" vorüberging, „huckelte" ihm ein Feuermann auf, das heißt, er setzte sich ihm immer auf die Schulter. Diesmal nahm er sich vor, sich von diesem Plaggeiste zu befreien. Der Feuermann kam und huckelte sich wieder auf. Der Zimmermann erfaßte das Beil und wollte den Feuermann hacken. Dabei hackte er sich aber selbst in den Rücken; denn der Feuermann war, bevor es der Zimmermann bemerkte, heruntergesprungen und verschwunden. (Nach Läßler Therese.)

Altgermanisches in den Hochzeitsbräuchen der Wischauer Sprachinsel

Von **Dr. Ernst Hoyer** (Prag)

Es ist außerordentlich zu begrüßen, wenn die „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde" dafür sorgt, daß die in den einzelnen Teilen des deutschen Siedlungsgebietes der Tschechoslowakischen Republik heute noch im Schwange stehenden Volksbräuche von berufener Hand sorgsam aufgezeichnet werden. Dadurch wird nicht nur auf das wirksamste eingetreten für die Erhaltung dieser alten, schönen und sinnigen Bräuche, es wird dadurch auch und vor allem der Nachweis ermöglicht, daß diese deutschen „Kolonisten", als sie vor fast tausend Jahren wieder in die von ihnen heute noch bewohnten Gegenden zurückkehrten (vgl. darüber u. a. K. Hampe, Der Zug nach dem Osten, „Aus Natur und Geisteswelt", 731. Bd., 1921, S. 11 ff.; Ernst Hoyer, Das Sprachenrecht des Sachsenspiegels, Jahrb. d. Vereins f. Gesch. d. Dtsch. i. Bhm., 2. Jg., 1929, S. 5 ff.), ihr altes Recht und ihre angestammten Sitten mit sich brachten und hier durch Hunderte von Jahren lebendig erhielten (vgl. u. a. auch Wilhelm Wostry, Das Kolonisationsproblem, Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. d. Dtsch. in Bhm., 60. Jg., 1.—4. Heft, 1922, bes. S. 125); ein Zeichen der Kraft und Geschlossenheit des Volkskörpers, der da in den Urwäldern und den dünn besiedelten Sumpf- und Moorgebieten östlich der Elbe Ackerbau und Kultur heimisch werden ließ und Recht und Freiheit den schutzlos der Willkür ihrer angestammten Herren ausgelieferten Wenden brachte (vgl. Hampe,

Digitized by Google

Der Zug nach dem Osten, S. 26 ff.; Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 1. Bd., 1923, S. 60, 61, 65). Es verpflichtet darum in mehr als einer Hinsicht zu ganz besonderem Danke, wenn in dem zuletzt erschienenen Hefte (2./3.) des vierten Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 106, 107) Ernst Eßler über die „Hochzeitsbräuche in der Wischauer Sprachinsel" berichtet. Es reiht sich diese Darstellung sehr passend an die beiden bereits (in der 2. und 5. Folge des dritten Jahrganges, S. 65 ff., 205 ff.) erschienenen Arbeiten über südmährische Hochzeitsbräuche von Rudolf Hruschka und Franz Breiner an. War bei diesen die Ausbeute für den Rechtshistoriker eine überraschend große — was JUC. Franziska Munory im 1. Hefte des vierten Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 25 ff.) dargetan hat („Altes Rechtsgut in den bäuerlichen Hochzeitsbräuchen Südmährens") — so können wir auch in den in aller Kürze aufgezeichneten Hochzeitsbräuchen der Wischauer Sprachinsel immer wieder Anklänge an jenes Recht feststellen, das nach dem Zeugnisse der „Germania" des Tacitus um die Wende des ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhunderts bei den am Rheine wohnenden Germanenstämmen galt. Da wäre der Austausch von Geschenken zwischen Bräutigam und Braut in Gegenwart der Eltern und Verwandten und durch Vermittelung von „Redmou", Brautführer und „Bittdirn" (die offenbar zur „Freundschaft" gehören), wie ihn uns Tacitus, Germania c. 18, berichtet. Oder die Förmlichkeiten beim Ausscheiden des Sohnes aus der Hausgenossenschaft des Vaters, die an die Aufhebung der väterlichen Muntgewalt gemahnt, die bei den Germanen erfolgte, sobald der Hausfohn seinen eigenen Herd gründete (vgl. u. a. Richard Schröder — Eberhard Frh. von Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 1. Bd., 6. Aufl., 1919, S. 72). Und dann das an den alten Frauenraub und seine Sühnung (vgl. Schröder — Frh. v. Künßberg, Lehrb. d. dtsch. R.-G., 1. Bd., S. 74) gemahnende Spannen der „Leine", welche den Hochzeitszug aufhält, bis der Weg zur Kirche erkauft ist (vgl. Grimm RA. I. [1922], S. 600 f.).

Das sind gewiß vollgültige Beweise dafür, wie kräftig das deutsche Volkstum in der Wischauer Sprachinsel verwurzelt ist und wie es all' die Springfluten überdauert hat, welche im Laufe der Jahrhunderte über diese „Insel" dahinrauschten.

Wenn die Rechtswissenschaft historischer Richtung das aufzeigt, so stützt sie sich dabei auf Ergebnisse volkskundlicher Forschung. Es sei deshalb auch gerne anerkannt, daß Franz J. Beranek im Rechte ist, wenn er im nämlichen (2./3.) Hefte des vierten Jahrgangs dieser Zeitschrift (S. 120) sagt, daß „von allen Wissenschaften, welche als ‚nationale' bezeichnet werden", „die Volkskunde zweifellos die nationalste" ist.

Das Kukuser Heimatmuseum

Von **Josef Butzke**, Prag-Siebojed

Das in einer Besprechung des Riesengebirgsmuseums in Hohenelbe (1. Jahrg., 2. H., unserer Zeitschrift) bezeichnete Gebiet Ostböhmens umfaßt in seinem südlichsten Teile, dem deutschen Vorland, einen Landschaftsteil,

Digitized by Google

der im Norden gegen das Gebirge durch den Höhenzug des Königreich-Waldes geschieden ist. Im Westen, Süden und Osten scheidet die Sprachgrenze. Im Westen die erste Durchdringung des deutschen Elbetal in dem tschechischen Streifen Třemešna-Königinhof, dann am flachen Südabhang des Switschinrückens bis zum östlichen Übergang bei Jaroměř-Skalitz in das satte Innerböhmen.

Die 42 deutschen Gemeinden des politischen Bezirkes Königinhof erfüllen diese Elbtallandschaft. Ihre fruchtbare Erde gab mehr als nur

Reichsgraf Franz Anton von Sporck.

gerade zum Leben notwendig war. Es reichte noch auf eine reichlich goldgestickte Festtagstracht, auf ein stattliches Haus und buntbemalte Truhen, manchmal auch auf ein schönes Bild oder Schnitzwerk.

Im 18. Jahrhundert waren es besonders die beiden grundherrlichen Obrigkeiten, der Reichsgraf von Sporck in Kukus und die Niederlassung der Jesuiten in Schurz, denen es ermöglicht war, ihre großzügigen künstlerischen Absichten zu verwirklichen. Sie haben mit ihren Bauten und Bildwerken, ihrem Baumschmuck die wesentlichen Linien in das Bild unserer Heimat gezeichnet. Während um Schurz ein Kreis von heimischen Künstlern sich scharte, die ihre Anregungen von Wien-Österreich bezogen (die Schurzer Jesuiten kamen von St. Anna in Wien) und so eine süddeutsche Barocke uns vermittelten, waren es in Kukus-Bad die bedeutenden Künstler Böhmens, Mathias Braun und Peter Brandl, die der Graf

Digitized by Google

Sporck mit der Verwirklichung seiner universalen Ideen betraute[1]). Beide Kulturkreise reichen in ihren Ausläufern und Nachwirkungen bis in die jüngste Zeit.

Eine so mannigfache künstlerische und kulturelle Entwicklung der Vergangenheit in den unseren Tagen verbliebenen Resten festzuhalten und der Gegenwart vor Augen zu führen, sind die Aufgaben des jüngst in Kukus gegründeten Heimatmuseums.

Der Volkskunde, die hier zunächst interessiert, sind drei Räume gewidmet. Der Bestand an Truhen, Almern, Tüchern, Trachten und Geschirr ist

Bauernstube.

so groß, daß nur ein ausgewählter Teil aufgestellt werden konnte, dies zu Gunsten einer Aufstellung, die auch das ursprüngliche Raumbild (Bauernstube, -Küche) vor Augen führen sollte. Ein Anfüllen der Räume hätte diese Absicht nicht erkennen lassen. Trachtenbilder und Darstellungen aus dem Bauern- und Handwerkerleben ergänzen das gegenständlich Vorgeführte. Wenn auch ein in Arbeit befindliches topographisches Verzeichnis der Volkskunstdenkmäler wird beendet sein, wird ein wesentlich vollständiges Bild der volkskundlichen Entwicklung des Museumsgebietes gegeben sein. Der im Ort und in der Umgebung heimisch gewesenen Seiden-

[1]) Literatur: G. Pazaurek, Franz Anton Reichsgraf von Sporck ein Mäzen der Barockzeit und seine Lieblingsschöpfung Kukus. H. W. Hiersemann, Leipzig 1901. H. Benedikt, Franz Anton Reichsgraf v. Sporck. Manz-Wien 1926. Über Schurz siehe einiges in: Die Pfarrkirche in Dubenetz, Ostböhmische Heimat 1930, S. 243 bis 246.

Digitized by Google

und Leinenweberei gilt eine Webkammer. Ein Seidenwebstuhl und die verschiedensten Werkzeuge zur Flachsbearbeitung sind hier aufgestellt.

In einem bürgerlichen Zimmer wurden ein Spinett, eine Biedermeierkommode und viele Kleinkunstsachen des vorigen Jahrhunderts ausgestellt. Hier verdienen die Porträtbilder zweier Ruhs, der gleichnamigen Malerfamilie aus dem benachbarten Littitsch entstammend, die im 18. Jahrhundert in Wien, Trautenau und Breslau ihre Kunst ausübten, Beachtung. Sie kamen aus dem Kreise der um die Schurzer Jesuitenniederlassung gescharten Künstler. An ihre Malweise hat glücklich im vorigen

Himmelbett u. a.

Jahrhundert der gleichfalls in Littitsch geborene A. Fiedler angeknüpft. Von ihm sind hier die Porträtbilder seiner Eltern zu sehen. Er war an der Wiener Akademie gebildet und wußte die Vorzüge der Malweise des 18. Jahrhunderts mit einer glücklichen Neigung für volkstümliche Stoffkreise zu verschmelzen. Fiedler hat uns in seiner Bauernstube mit Trachtenbildern und Bildern aus dem Handwerksleben manch Wertvolles aus dem Volksleben überliefert.

In zwei weiteren Räumen sind die zahlreichen Bodenfunde, historische Karten unserer Landschaft, in der Eisenkammer Schlösser, Waffen und manch anderes untergebracht. Ein Raum für Plastiken birgt neben Schnitzbildern von Volkskünstlern auch einige Schnitzwerke, die zweifellos der von Braun gescharten Künstlergruppe entstammen.

Digitized by Google

Die wertvollsten Bestände dankt das Museum der Sammelfreude des Herrn Carl Jeschke, der als Gründer und Gönner des Werkes seine sämtlichen Sammlungen überließ. Die Sporckſammlung wurde im größten Raume untergebracht, der der Glanzzeit von Kukus gewidmet ist.

Zahlreiche Stiche veranschaulichen die bauliche Entwicklung des Schlössels und der Stiftsanlage, ein großer Foliostich „Kuckus-Bad" 1724 das Hof- und Jagdleben des damals beliebten Badeortes. Von des Grafen Hofkupferstecher Michael Rentz, der dauernd in Kukus wohnte, von J. D. Montalegre, Johann Balzer, der für Pelzels Werke der „Abbildungen Böhmischer Gelehrten und Künstler" die Porträte stach, A. Birkhart und A. Wortmann und vielen anderen werden Bilder gezeigt. Die reiche Phantasie Rentz' können wir in den 50 Bildern der Totentanzfolge in zahlreichen Buchillustrationen und Einzelstichen bewundern.

Zwei Gemälde Franz Anton von Sporck', eine Reihe aus seiner Druckerei hervorgegangener Werke, die fast vollständige Sporckliteratur ermöglichen ein klares Bild vom Wesen und Werk dieser so vielseitigen Persönlichkeit[1]).

Vom Bildschnitzer Rint, der, obwohl Ausläufer jener großen Kunstepoche von Kukus, seinem Lebenswerk doch wieder eine eigene Note zu geben wußte, sind mit viel Eifer einige Werke und viele Abbildungen seiner besten Stücke zusammengetragen. Rint ist ein gebürtiger Kukuser, genoß seine Ausbildung auf der Münchner Kunstakademie und ließ sich nach längeren Studienreisen in Linz dauernd nieder, wo er als Hofbildschnitzer starb. Seine bedeutendsten Werke befinden sich in der Kunstkammer des Stiftes Kremsmünster, in den Museen von Linz und Wien, sowie in Privatbesitz.

Von der Herrschaft Schurz sind Jesuitenbriefe, Grundbücher, Robot- und Zunftdokumente zu sehen.

Auch sind einige Wiegendrucke der Buchdruckkunst ausgestellt.

In der Aufgabe, die Kenntnis der Heimat und die Liebe zu ihr zu fördern, sehen wir nicht nur Berechtigung, sondern die Notwendigkeit der Schaffung von Heimatmuseen. Sie mögen in lebendiger Fühlung mit den Positiven des Volkes die hohen Werte, die aus dem Boden der Heimat für das Gefühlsleben des Menschen erwachsen, verwerten, und unserer entwurzelten Zeit Wege weisen zu einer neuen, edleren Lebensform.

---

[1]) Der gelehrte Graf war auch ein humorvoller Mann. Im Jahre 1724 machte er für seinen zahmen Hirsch „Nickel", der ihm von einem Schmied bei dem Dorfe Liebthal erschossen worden war, die Grabschrift (vgl. Sächs. Cur.-Cabinet I. 287):

Hier liegt ein zahmer Hirsch. Er war des Herren Freude,
Er starb durch Hinterlist auf einer grünen Heide.
Wer dieses Grabmal nicht mit seinen Tränen netzt,
Dem werd' ein Hirschgeweih von Weibern aufgesetzt.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Ein Arbeitslosenlied

Das folgende Lied wurde am Dotterwieser Kirchenfest (28. Juni 1931) von einem Arbeitslosen, einem gewissen Franz Baumgartl aus Frühbuß, gesungen, um die Mildtätigkeit der Vorübergehenden zu wecken. Er behauptet, es selbst gedichtet zu haben. Singweise wie „Sprach der Knabe zu dem Bächlein".

1. Ganz verlassen von der Heimat,
Steh' allein auf dieser Welt.
Arbeitslosigkeit und Elend
Treibt uns weiter durch die Welt.

2. Habt Erbarmen, liebe Leute,
Nehmet unser Elend an!
Denn wer weiß, wer weiß, wie weiter
Unser Elend enden kann.

3. Edlen Dank für Eure Gaben!
Gott der Herr wird Euch es lohn',
Denn Ihr habt noch eine Heimat,
Und ein Heim, worin Ihr wohnt.

4. Lebt denn wohl, wir müssen scheiden,
Müssen zieh'n von Land zu Land,
Denn wir haben keine Heimat,
Leben nur von milder Hand.

Dotterwies. Fr. Böhm.

Der „Donnerkeil" im Volksglauben

Neben der Straße, die von der Neumühle nach Fichtau führt, befindet sich rechter Hand nächst des Dorfes Böhmisch-Bernschlag (Gerichtsbezirk Neubistritz, Südböhmen) ein alter schätzungsweise ¾ Meter hoher Gedenkstein, dessen Vorderseite folgende Inschrift aufweist:

Die Inschrift bietet mir Gelegenheit zu einigen Bemerkungen. Es wird hier berichtet, daß an dieser Stelle Tams (= Thomas?) Mach „durch den Donnerkeil verschieden" ist, d. h. vom Blitz erschlagen wurde.

Im allgemeinen versteht man unter einem „Donnerkeil" ein fingerförmiges Gebilde aus Stein, das nichts anderes als der Rest eines Belemniten ist. Aber auch neolithische Steinhämmer, die überdies in der Volksmedizin eine große Rolle spielen, werden vom Volke mit diesem Namen bezeichnet.

Aus dieser Inschrift geht nun hervor, daß man in früheren Zeiten an folgende Vorstellung glaubte: Nicht die Wirkungen des Blitzstrahles, wie wir heute wissen, rufen den Tod hervor, sondern der „Donnerkeil", der in Form des Blitzes vom Himmel herunterfährt und „erschlägt". Die biblische Redewendung „vom Blitz erschlagen" mag auf jene Vorstellung zurückgehen.*)

Brünn-Czernowitz. Hans Freising.

Der Skorpion

Den Skorpion nennt man in der Iglauer Sprachinsel (Pattersdorf) auch „Bär". Eine alte Frau wußte von ihm zu erzählen: Er lebt am liebsten in den Häusern, und zwar unter dem Fußboden. Dort hat er auch sein Nest. Er hat sehr viele Junge, so daß sie kaum in einer Brotschüssel Platz fänden. Diese jungen Skorpione verzehren sich gegenseitig, so daß zuletzt nur ein einziges Tier übrigbleibt, das dann recht groß ist. Wenn man einen Skorpion findet, soll man ihn in Spiritus werfen. Die Flüssigkeit ist ein gutes Mittel gegen den Stich des Skorpions selbst. Die Flüssigkeit streicht man auf die Wunde. Auch zur Heilung von Wunden, die sich Tiere zuziehen, wird sie gebraucht.

Milikau bei Mies. Adolf Gücklhorn.

*) Zu Donnerkeil-Blitz vgl. Grimm Wb. II. 1244 f. Anm. d. Schriftleitung.

Digitized by Google

Zur hl. Kümmernis

Der Schriftleitung kam aus Steiermark das folgende, mit vollem Namen gezeichnete Schreiben zu, dem zwei Bilder (Der Gekreuzigte a. d. Handschrift des Jahres 1070 und Il volto santo di Lucca) beilagen:

„Verschiedentlich brachten Sie einiges über die „Kümmernis", aber ganz unrichtige Erklärungen dazu. Seit 30 Jahren bin ich dieser „hl. Kümmernis" nachgegangen und ich glaube, diese Angelegenheit nach jeder Richtung endgültig gelöst zu haben. Ohne Klischee umfaßt die Arbeit zirka einen Druckbogen. Das Manuskript aber gebe ich niemandem heraus; falls ich es bis zu meinem Tode nirgends im Drucke unterbringen kann, wird es nach meinem Tode laut Testament verbrannt, da ich nicht will, daß sich jemand auf meine jahrelangen Mühen groß machen kann; ich bin hochbetagter katholischer Weltpriester aus dem Egerlande. Die Beilage können Sie behalten, aber Nachdruck ist verboten."

H. Cysarz über die Prager Germanistik

In einer Abhandlung „Literaturwissenschaft als Forschung und Lehre", erschienen in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte", schreibt H. Cysarz die treffenden Sätze: „Es bleibt die eine Gunst des Prager Bodens (auf dem ich das dritte Jahr wirke), daß die Geschichtsforschung hier augenscheinlicher als irgendwo Notdurft und Notwendigkeit, minder als irgendwo Luxus und Bureaukratie ist. In Prag ist einerseits eine vorwiegend sprachwissenschaftliche, volks- und heimatkundliche Germanistik vonnöten und vorhanden, Ausgeburt nationalen Schicksals und zumindest als solche vergleichbar mit der Germanistik der Görres und Uhland und Brüder Grimm. Das nämliche Schicksal indes, Schicksal auch Deutschlands als der Walstatt des Streits um Sein oder Nichtsein Europas, gebietet andererseits, die Literarhistorie zur Wissenschaft letzter menschlicher Werte zu machen, zum Forum alleräußerster biologischer, psychologischer, ethischer Energien. Wir müssen Keime schöpferischer Geistigkeit in alle Brunnen und in alle Suppen mengen; wir müssen jedem Urteil, jeder Fußnote den Index der Kultur und der Humanität anheften. Und wir müssen eine Historie pflegen, die keinen Tag am Ende, aber jeden Tag am Anfang steht."

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 1. Fragebogen wurde ferner beantwortet von H. Lichtblau, Kapellmeister, Herlsdorf; J. Streit, Buchwart, Gablonz a. N. (für Reinowitz); OL. L. Bernt, Schumburg-Giftei (mit dem Ortsgeschichtsausschuß); L. R. Albrecht, Freihöls; L. J. Reinert Schlag (durch den Bezirksbildungsausschuß Gablonz a. N.); SL. K. Klein, Siegertsau; Ln. H. Wenzel, Doberseif; OL. W. Effenberger, Wustung; P. A. Schweidler, Pfarrer, Adelsdorf; A. Riemer, Landwirt, Arnsdorf bei Bullendorf; OL. F. Kaunzner, Tiß; L. H. Fenkl, Elbogen; FL. A. Steiner, Landskron; OL. J. Kirsch, Mönchsdorf; OL. A. Pospischil, Tschimischl; L. H. Weiser, Frankstadt.

Vom 2. Fragebogen, der im April versandt wurde, sind bis 15. Juli 732 Stück beantwortet worden, deren Urschrift an die Zentralstelle in Berlin weitergeleitet wurde. Bis zum 15. September sind weitere 171 Stück eingelaufen. Der 3. Fragebogen gelangt gegen Ende des Jahres zur Versendung.

Antworten

(Einlauf bis 15. September)

96. Mit Fensterschweiß bestreicht man am Morgen, bevor man gegessen hat, die aufgesprungenen Lippen; er hilft auch gegen Schwinden im Gesicht, die entstehen, wenn man von Kindern angehaucht wird. Endlich bestreicht man sich mit Fensterschweiß, wenn man sich mit einer Nadel im Gesicht geritzt hat. (R. Baumann, Elbogen, für Neurohlau, zugleich mit vielen weiteren Antworten, die dem Archiv einverleibt werden).

Digitized by Google

121. Hühnereier als Ostereier sind hier fast nicht gebräuchlich; sondern nur Zuckereierchen und „Möläer" (gemalte Eier). Der Bäcker bäckt sie aus einem Honigteige. Zwei eiförmige Platten (große Achse etwa 12 Zentimeter, kleine 8 Zentimeter, Dicke 2 Zentimeter), von denen die obere durch ein Loch von etwa 3 Zentimeter Durchmesser ein färbiges Bildchen sehen läßt, kleben auf einander. Die obere Platte ist mit Glasurzucker (weiß und rosarot) verschieden verziert. Zwischen beiden Platten steckt oben eine Kunstblume mit Blättern. Von den Jungen, die schmeckostern, bekommt jeder am Ostermontag ein solches Ei. (J. Keßler, Petersdorf bei Hennersdorf in Schlesien, mit zahlreichen anderen Antworten.)

135. Wenn sich die Katze am Besen dehnt und die Krallen schärft, wird der Wind gehen. (J. Keßler, Petersdorf.)

142. Ein Unterschied zwischen Stuhl und Sessel wird hier nicht gemacht. Man gebraucht allgemein die Bezeichnung Schemel statt Stuhl oder Sessel. (J. Bernard, Nieder-Mohrau i. M.) Die Bezeichnung Sessel ist hier zwar bekannt, aber in der Mundart nicht gebräuchlich; man sagt Schemel. Jüngere Leute gebrauchen das Wort Stuhl, wenn sie sich schriftdeutsch ausdrücken wollen. Der kleine Fußschemel selbst heißt „Retsche". (J. Keßler, Petersdorf.)

145. Der Jäger hat Pech, wenn ihm eine alte Frau begegnet, wenn man ihm Glück wünscht oder ihm eine Katze über den Weg läuft. Will er Glück haben, so muß er vor dem Fortgehen der Frau an die Geschlechtsteile fühlen. Glück bringt ihm auch, wenn ihm ein junges Mädchen begegnet. (J. Keßler, Petersdorf.)

152. Das Grübchen im Kinn gilt als ein Schönheitszeichen, wird aber nicht künstlich gemacht. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Wer Grübchen im Kinn oder in den Wangen hat, den hat „die" Pate geküßt, bevor sie mit ihm zur Taufe ging. (J. Keßler, Petersdorf.)

155. Alte Leute glauben, daß man Heilmittel nur in ungerader Zahl gebrauchen soll, z. B. 3 oder 5 oder 7 Stück Kamillen bei kleinen Kindern. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.)

156. Als Pestheiliger wird hier der hl. Rochus verehrt, der auch Kirchenpatron ist. Nach der Sage hatte die Pest einmal bereits das ganze Nieder- und Mitteldorf ergriffen. Da errichtete man im Oberdorfe ein Bild des hl. Rochus und dieser Teil blieb von der Pest verschont. (J. Keßler, Petersdorf.)

161. Heute noch bezeichnen die Inwohner und Ausgedinger den Bauer und Hausbesitzer als den Hauswirt. (F. Götz, Poschkau.)

164. Weitere Scherzumdichtungen von Schulliedern sandten mehrere Mitarbeiter ein. In Nieder-Mohrau (J. Bernard) lautet z. B. die Umdichtung der „Blauen Luft":

Blaue Luft, Blumenduft; Leberwürscht und Kraut
essen gern die feinen Herrn und die Fräulein auch.

Auch Nachdichtungen zu Kirchenliedern sind häufig. So war nach Mitteilung von E. Böhs in Mähr.-Rothmühl um 1850 in Mähr.-Schönberg eine Nachdichtung zu dem Kirchenliede „Wir werfen uns darnieder" bekannt, deren 1. Gesätz lautete:

Wir werfen uns darnieder
Im Wirtshaus auf die Bank.
Der Wein stärkt unsre Glieder,
Vom Wasser wird man krank.
Wir opfern nicht mehr Kälber,
Wie Aaron hat getan;
Wir fressen sie lieber selber,
Da sind wir besser dran.

165. Zu den biblischen Rätseln, von welchen die bereits angeführten allgemein verbreitet sind, teilten weitere E. Böhs in Mähr.-Rothmühl und M. Schnelle in Meißen (Sachsen) mit. Bemerkenswert ist, daß man in Sachsen bei der Frage „Woher stammte Judas, der Verräter?" den Ort Eich im sächsischen Vogtlande bei Lengenfeld nennt.

167. Der Weihnachtsbaum ist hier schon seit Menschengedenken üblich. (F. Götz, Poschkau.) Auch hier besteht er schon so lange, daß sich selbst 90jährige Leute nicht an seine Einführung erinnern können. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Hier wurde er vor etwa 60 Jahren eingeführt. (J. Keßler, Petersdorf.)

Digitized by Google

173. Nach Mitteilung von R. Baumann lautet in Neurohlau die Scherznachdichtung zum Gigololied:

Kluina Gigolo, graußa Gigolo,
kaffts mar a weng wos o!
Schoubandla, Zwirn u Kneppla (oder: Butter, Quark u Kas).
Kinna howe a,
oins, zwaa, dra.
Uins is daba, haut a Kreppl a.

175. Als Schutzmittel trugen die Soldaten Medaillen mit den Bildern von Jesus, Maria u. a. oder auch einen Knopf oder ein Stück Strick von einem Gehängten (J. Bernard, Nieder-Mohrau), dann Rosenkränze, Medaillons, Anhängsel mit den Bildern der Angehörigen oder Kapseln mit einigen Haaren (J. Keßler, Petersdorf). Zu Schutzmitteln im allgemeinen führt A. Wässerle (Deutsch-Proben) an, daß in seiner Heimat gern Glücksringe und auch Zauberringe getragen werden. Die letzten sind zuweilen Siegelringe, die sich in der Familie auf den ältesten Sohn vererben. Gibt z. B. eine Kuh blutige Milch, so wird sie durch einen solchen Zauberring gemolken.

177. Das Saatreiten findet zuweilen noch in der Umgebung statt. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Hier ist es noch immer üblich. Die Reiter reiten früh gegen ½6 Uhr dreimal um die Kirche, dann nach Johannesthal, dort dreimal um die Mariensäule, hierauf zurück nach Petersdorf bis ins Oberdorf, von wo sie wieder zur Kirche zurückkehren und dreimal um sie reiten. Nachmittags wiederholt sich dasselbe. Die Saatreiter in Johannesthal reiten zuerst nach Hennersdorf und dann nach Petersdorf, ebenfalls früh und nachmittags. Auch in Hennersdorf ist der Brauch noch vorhanden. Die dortigen Saatreiter besuchen Johannesthal. Zum Schlusse findet ein Saatenreitersegen und abends meist ein Saatenreiterkränzchen statt. Wenn auch die Saatreiter an der Spitze ein Kreuz und im Zuge eine Auferstehungsstatue und zwei rote Fähnchen tragen und religiöse Lieder singen, so ist doch die Andacht nicht so groß und es handelt sich mehr um ein Vergnügen als um einen frommen Brauch, zumal die Pausen in den Wirtshäusern oft sehr lange dauern. (J. Keßler.) Hier findet die Saalenweihe am 25. April statt. Der Geistliche weiht, begleitet von den Gläubigen, außerhalb der Stadt die Saat ein. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

178. Hier wird zuerst die Hauptspeise, dann erst die Suppe gegessen, z. B. Mohnnudeln und nachher Einbrennsuppe. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

179. Hier gibt es nur Leber-, Graupen- und Preßwürste. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) In Petersdorf in Schlesien kennt man außer diesen auch Blutwürste. (J. Keßler.) In Deutsch-Proben (A. Wässerle) erzeugt man Graupen-, Blut- und Stangelwürste und aus Fleisch die „Schbatebjoscht" (Schwartenwurst oder auch Preßwurst).

181. Spottreime zur Kennzeichnung der Armut bestimmter Ortschaften sandten ein Th. Chmela (Prag) für südböhmische Orte und A. Wässerle (Deutsch-Proben) für zehn Orte der Slowakei.

182. Mit Ausnahme von Petersdorf in Schlesien (J. Keßler), wo Kettenbriefe nur während des Krieges vorkamen, finden sie sich in den meisten Gegenden, so in Südböhmen (Th. Chmela), in Westböhmen (A. Glücklhorn für Milikau bei Mies). F. Götz in Poschkau nahm einen solchen, „Glückskette" überschriebenen Brief im Schuljahr 1930/31 einem Schulkind ab. Dieser hat folgenden Inhalt: „Mache neun Kopien dieses Schreibens und sende sie an Dir bekannte Personen, denen Du Gutes wünschst. Diese Kette wurde im Kriege von einem amerikanischen Hauptmann des Inf.-Rgt. 411 begonnen und soll die Reise um die Erde machen. Sende die Kopien möglich 24 Stunden nach der Aufforderung weiter, unterbreche die Kette nicht, sonst wird Dir ein Unglück zustoßen. Noch im Verlaufe der nächsten Tage wird Dir unerwartetes Glück zukommen. Zähle die Tage, dann wirst Du Dich freuen. Behandle dieses Schreiben nicht als Witz. Sende die Kopien weiter, sonst wirst Du nicht glücklich sein. N. L. Etzel verdankt sein Vermögen oben angegebenen Pflichten. N. L. Papare erfüllte sofort nach Erhalt dieses Schreibens die Regel und gewann das Los der großen Staatslotterie. V. Monaki Frs. 60.000. Vonstej gewann am 7. Tage das große Los von Minkinger in der Lotterie, Fr. de Laare, der die Kette nicht ernst nahm, erlitt im Verlaufe von 8 Tagen den totalen Verlust seines Ver-

Digitized by Google

mögens. N. Danis aus Lissabon erkrankte aus diesem Grunde schwer und starb nach Empfang der Mitteilung in der Zeit von 3 Tagen den 12. März 1921. Nicht an den Absender retournieren. Dieses Schreiben durchlief folgende Kette." (Nun folgt eine ganze Reihe von Namen.)

183. In Kutscherau bei Wischau bestand noch vor 20 Jahren der Nachtwächterbrauch, daß die Hausbesitzer der Reihe nach im Sommer die Nachtwache halten mußten, meist zu zweit. Wer Wache halten sollte, bekam einen dicken Stock in das Haus zugestellt. So wanderte der Stock von Haus zu Haus. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Ebenso wachen in Koslau und in dem vor 30 Jahren noch deutschen, jetzt tschechischen Ungersdorf bei Poschkau alle Tage je zwei andere Personen. (F. Götz.) In gleicher Weise wird in Runarz in der Sprachinsel Deutsch-Brodek Wachtl die Nachtwache der Reihe nach gehalten. Zwei Nachbarn wachen immer zusammen. Die Stunden werden auf einer Metallpfeife gepfiffen, die im Gasthause erliegt und hier von den jeweiligen Wächtern geholt und am Morgen wieder zurückgebracht wird. (G. Tilscher, Kornitz.) Daß jede Nacht zwei Nachbarn im Dorfe Wache hielten, war noch vor etwa 15 Jahren in Milikau bei Mies üblich. Das Nachtwächterhorn wurde dabei von den alten Wächtern den neuen weitergegeben. (A. Gücklhorn.)

185. Gelbsucht heilt man, indem man in einen goldenen Kelch schaut oder „Saitlinge" in ein Mullsäckchen bindet und mehrere Stunden lang auf der Brust trägt (Th. Chmela für Ottau in Südböhmen). indem man den Kranken anspuckt und anschreit: „Pfui, du hast ja Gelbsucht!" (A. Gücklhorn für Milikau bei Mies), indem man dem Kranken überraschend ins Gesicht spuckt (G. Tilscher, Kornitz). Oder man muß, ohne zu reden, die Stube betreten, dem Kranken ins Gesicht spucken und wieder, ohne zu reden, hinausgehen. (J. Keßler, Petersdorf.)

186. Nach übereinstimmenden Mitteilungen bevorzugen die alten Leute die Pfeife, die jungen die Zigarette, die besonders nach dem Kriege sehr beliebt geworden ist. Die Erfahrungen der tschechoslowakischen Tabakfabriken besagen dasselbe und einen gewaltigen Rückgang des Verbrauchs von Zigarren in den letzten zehn Jahren, der die Entlassung zahlreicher Arbeiter aus den Tabakfabriken zur Folge hatte. Aus diesem Anlaß richtete die Tagung des Verbandes der Angestellten der tschechoslowakischen Tabakregie zu Pfingsten d. J. die Aufforderung an die Raucher, mehr Zigarren zu rauchen. Wenn deren Verbrauch wieder auf den Stand des Jahres 1921 gebracht werden könnte, so müßten 12.000 Arbeiter und Arbeiterinnen in den Fabriken neu eingestellt werden. — Bodenständige Pfeifenmacher gab es noch in der letzten Zeit und gibt es in manchen Gegenden noch heute. In Priesern bei Rosenberg im Böhmerwald verwendete ein dortiger Pfeifenmacher Weichselholz für das Rohr und „Birkenflader" für den Kopf der Pfeife (Th. Chmela); in Kornitz nahm ein Pfeifenschneider, der noch vor 25 Jahren dort lebte, am liebsten das Holz von Erlenstöcken. Für einfache Pfeifen Erlenholz, für bessere Birkenholz und für die viel verlangten besten Pfeifensorten das aus Amerika bezogene Bruyèreholz verwenden die heute noch tätigen Pfeifenschneider Otto, Emil und Oskar Streit in Reihwiesen und Metzner und Pawlitschka in Zuckmantel in Schlesien. (O. Bernerth, Sternberg.)

188. Von jüdischen Gebräuchen ist dem Durchschnitt des Volkes bekannt der Schabesbrauch, die Osterbräuche, die Laubhütte. Hier herrscht auch der Glaube, daß in das Osterbrot der Juden das Blut eines unschuldigen Christenkindes beigemischt werde. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

189. Von jüdischen Wörtern finden sich in der Umgangssprache: meschugge und Epesjüd (F. Götz, Poschkau), meschugge und koscher (J. Keßler, Petersdorf), meschugge, Rejwach (Reppach), Bschores, Gseras, kapores, koscher (A. Gücklhorn, Milikau bei Mies). Viel größer ist der jüdische Wortschatz bei den Deutschen in der Slowakei, von wo A. Wässerle allein 35 Ausdrücke mitteilt.

190. Die Rolle der Juden im Aberglauben verschiebt sich von Westen nach Osten beträchtlich. In Nordmähren schreckt man Kinder, die nicht folgen wollen, mit dem Juden. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.) In der Slowakei galten sie früher als Glückbringer. Konnte jemand einem Juden unbemerkt ein Quäftchen von seinem Zitzes entwenden, so sollte dies ihm Glück bringen. Jüdische Ärzte wurden mit Vorliebe in Anspruch genommen, da sie nach der Volksmeinung von ihren Ahnen her magisch begabt sein sollten. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.) Nach

Digitized by Google

Mitteilung der Frau Berta Stankiewicz in Prag VIII bringt bei der Eröffnung eines neuen Geschäftes eine hübsche Jüdin Glück, wenn sie als erste Käuferin das Geschäft betritt. (A. Glücklhorn.)

Umfragen

191. Welche Ansicht hat das Volk von den Freimaurern?

192. Gibt es noch, besonders in Mähren und in der Slowakei, Erinnerungen an die Tempelherren und Templersagen?

193. Kommt die Tödin außer in der Schweiz, der Gottschee, Kärnten und der Kremnitz-Probener Sprachinsel noch sonst irgendwo als Sagengestalt, als Unheilverkünderin, Kinderschreck usw. vor? Wird der Ausdruck „du Tödin" noch irgendwo als Schimpfwort und verächtlicher Ausdruck gebraucht?

194. Wo findet man im Volke noch den Glauben, daß das Unwetter durch den im Berge hausenden Lindwurm, der von einem Schwarzkünstler (Lotterpfaffen) herausgebetet wurde, verursacht wird? Wo wird das Wort Lotterpfaff als verächtlicher Ausdruck für einen Bettler, einen kleinen, unansehnlichen Mann oder sonst wen, aber nicht in Beziehung zum priesterlichen Amte gebraucht?

195. Ein „Sauschneider" (Kastrierer) im südlichen Böhmerwald pflegt nach verrichteter Arbeit seinen Hut auf die wunde Stelle zu legen und dann laut zu beten. Wo ist dasselbe üblich?

196. Bekannt ist der Scherz, daß ein Mann, nach seinem Beruf und dem seiner Vorfahren befragt, zur Antwort gab: „Mein Großvater war Bauer, mein Vater Landwirt und ich bin Ökonom." Wo ist heute tatsächlich eine Bedeutungsentwertung der Worte Bauer und Landwirt festzustellen?

197. Engländer und Amerikaner unterscheiden sich durch die Art, wie sie essen. Jene schneiden einen Bissen ab und führen ihn gleich zum Munde, diese schneiden erst das ganze Fleisch in Stücke, legen dann das Messer weg und essen allein mit der Gabel. Ist die zweite Art des Essens auch heute noch überall bei der Landbevölkerung üblich?

198. Was für Verbotzeichen stellt man auf Wegen, Grundstücken usw. auf?

199. Welche Fangart bevorzugt man beim Aal (Angel, Reuse, Stechen)?

200. Wie weit läßt sich nach dem tschechischen Sprachgebiet zu die Verbreitung des Umgebindehauses verfolgen? Kommt es dort in häufigerer Anzahl vor? Wo erscheint es im Böhmerwald? Treten hier Häuser mit Umgebinde im Obergeschoß auf?*)

Schrifttum.

Schwarz E. Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. Verlag von R. Oldenbourg, München 1931. 522 S. Mit 13 Abbildungen im Text, einer Grundkarte und 10 z. T. mehrfarbigen Deckblättern. Preis geheftet 36 Mark.

Das als 2. Folge, 2. Band der „Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken" mit Unterstützung der Wenzel-Heckmann-Stiftung, der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik und der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig erschienene Werk stellt eine Glanzleistung der wissenschaftlichen Forschung auf sudetendeutschem Boden dar. Der aus der gediegenen Schule Primus Lessiaks hervorgegangene Verfasser hat es ausgezeichnet verstanden, den riesigen Stoff zu bewältigen, indem er räumliche Betrachtung mit geschichtlicher Vertiefung verband, indem er nicht einseitig vom sprachlichen oder geschichtlichen Standpunkt, wie die meisten seiner Vorgänger, an seine Aufgabe ging, sondern zu

*) Frage Nr. 192 stellt Pfarrer Dr. A. Jacoby in Luxemburg, Nr. 193 und 194 A. Kapaskel-Langer (Brünn-Wien), Nr. 200 Martin Schnelle in Meißen (Sachsen), Goldgrund 16, der Auslagen, z. B. für Lichtbildaufnahmen, gerne vergütet.

Digitized by Google

gleicher Zeit mit den Mitteln der modernen Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft arbeitete. Dadurch ist sein Werk, in dem naturgemäß die deutschen und tschechischen Ortsnamen im Mittelpunkt stehen, auch für die sudetendeutsche Siedlungsgeschichte von grundlegender Bedeutung geworden. Dies beweisen schlagend die zwei Beispiele namenkundlicher Betrachtungsweise, welche „Die slawische Besiedlung des Egerer Bezirkes auf Grund der Ortsnamen" und „Die Bildung der Schönhengster Sprachinsel im Lichte der Ortsnamen und Mundarten" behandeln. Diese Abschnitte gehören dem 2. Teile des Buches „Ortsnamen als Geschichtsquelle" an, während der 1. Teil „Bildung und Veränderung der Ortsnamen" mit seiner philologischen Behandlung des Stoffes die Grundlage für die geschichtliche Verwertung im 2. Teile bietet. Die der Grundkarte beigegebenen Deckblätter ermöglichen eine rasche Übersicht über die Ortsnamen auf —dorf und —ing, über deutsche Rodungsnamen, über die in der Neuhaus-Neubistritzer Sprachhalbinsel so häufigen genitivischen Ortsnamen, ferner über die tschechischen Ortsnamen bis 1230, über die deutschen Ortsnamen bis 1300 u. a.

Schneeweis E. Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden. Veröffentlichungen des Slawischen Instituts der Universität Berlin. Verlag Markus und Petters, Leipzig 1931. 260 S. mit 14 Bildtafeln. Preis geh. 10 Mark.

Das Buch bringt die erste wissenschaftliche Bearbeitung des wendischen Brauchtums. Der Verfasser hat nicht bloß die gesamte gedruckte Literatur verarbeitet, sondern auch viel neues, bei wiederholten Bereisungen der Lausitz von ihm selbst erhobenes Material beigebracht. Genau berücksichtigt ist die Terminologie, denn aus ihr läßt sich vieles bezüglich der Herkunft der Bräuche herauslesen. Das Buch enthält eine Fülle neuer Deutungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Hervorgehoben sei bloß die S. 122—132 sehr überzeugend entwickelte Hypothese von Neumondfesten bei den heidnischen Slawen. Das streng wissenschaftlich gehaltene Buch ist jedem Volkskundler aufs wärmste zu empfehlen.

Dr. Schmid Hans. Sprachinsel und Volkstumsentwicklung. Die Wandlung volkskundlichen Bestandes in der deutschen Sprachinsel Machliniec in Ostgalizien. Mit einem Vorwort und Anmerkungen von Dr. G. Jungbauer. Verlag Aschendorff, Münster i. W. 1931. Mit 3 Planskizzen, 1 Karte und 4 Bildtafeln. XVI und 141 S. Preis geh. 5 Mark 50, geb. 6 Mark 50.

Das als 46. Heft der von Georg Schreiber herausgegebenen Sammlung „Deutschtum und Ausland" erschienene Buch ist aus einer Prager Dissertation erwachsen. Der aus dem Egerland stammende Verfasser hat die von 1823—1830 durch Auswanderer aus der Plan-Tachauer Gegend begründete Sprachinsel Machliniec östlich von der Stadt Stryj wiederholt besucht und nicht allein die Geschichte und Entwicklung dieser fernen Siedlung verfolgt, sondern insbesondere die volkskundlichen Verhältnisse und Beziehungen zur alten Heimat erforscht. Gerade die volkskundliche Untersuchung hat ergeben, daß die aus dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet in die Sprachinseln des Ostens vorgeschobenen Siedler zu einer neuen Erscheinungsart des deutschen Menschen werden, daß der Vorgang der Siedlung, die östliche Landschaft, das Verhältnis zum Umvolk und andere Umstände auf sie einen Einfluß ausüben und sie geistig und seelisch wandeln. Der Vergleich zwischen dem Volksgut der alten und der neuen Heimat war in diesem Falle dadurch sehr erleichtert, weil das Egerland und besonders die Plan-Tachauer Gegend über ein reiches volkskundliches Schrifttum verfügt.

Kubitschek R. „Tief drin im Böhmerwald. Das Heimatlied der Böhmerwäldler. Verlag A. H. Bayer, Pilsen 1931. 22 S. Preis 10 Ktsch.

Die mit großer Liebe zur Sache geschriebene Untersuchung verfolgt die Entstehung und Verbreitung des Böhmerwaldliedes und teilt die ältere, mehr bodenständige sowie die jüngere oder steirische Weise mit. Ein Bild des Glasarbeiters Andreas Hartauer (1839—1915), auf den das Lied zurückgeht, ist dem empfehlenswerten Büchlein beigegeben.

Digitized by Google

Festschrift der Bergstadt Mies 1931 zur 800-Jahrfeier, 11.—13. Juli 1931, herausgegeben vom Festschriftausschusse. Mies 1931. 192 S. und Anzeigenteil. Preis einschließlich Porto 15 Ktsch.

Die von G. Schmidt (Mies 63) geleitete Festschrift bringt in drei Abschnitten Beiträge zur Geschichte, Volks- und Heimatkunde und Wirtschaftsgeschichte. Von den volkskundlichen Beiträgen sind die von J. Hanika hervorzuheben, der in dem Aufsatz „Vorstadtpoesie" Vierzeiler mitteilt, die J. Peschek im Jahre 1907 für den deutschböhmischen Volksliedausschuß in Mies-Vorstadt aufgezeichnet hatte, und in der Skizze „Von unseren Trachten" die im Mieser Gebiet noch erhaltene weibliche Volkstracht bespricht.

König A. Alt-Reichenberg. Zeitgeschichtliche Streifbilder. 2. Auflage, Selbstverlag Reichenberg, 1931. 47 S. Preis 7 Ktsch.

In bunten Bildern zieht hier das alte Reichenberg der Leinweber und Tuchmacher vor unsern Augen vorbei, deren Leben und Treiben, Sitten und Bräuche liebevoll geschildert werden, wobei auch der Volksgesang nicht vergessen und ein besonderer Abschnitt dem „Mailieder-Singen" gewidmet wird.

Jahrbuch des Deutschen Vereines für Familienkunde für die Tschechoslowakische Republik. Geleitet von Dr. H. F. Zimmermann. 1. Jahrgang 1930. Prag 1931.

Das neue Jahrbuch erfreut durch seine wissenschaftlichen Beiträge über „Familienkunde und Vererbung" von A. Tschermak-Seysenegg, „Neue Ziele der Rassenkunde unter besonderer Berücksichtigung der Forschung in den Sudetenländern" von B. Brandt, „Die Grundlagen der Eugenik" von F. Breinl, „Arzt und Familienforschung" von W. Koerting u. a. Auch die tschechische Familienforschung wird entsprechend berücksichtigt, ebenso das für die Familienforschung so wichtige Archivwesen.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1925 und 1926. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer, herausgegeben von Paul Geiger. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1931. 593 S. Preis 39 Mark, für Mitglieder des Verbandes 26 Mark.

Auch dieser Band des unentbehrlich gewordenen Hilfsbuches überrascht durch seine Reichhaltigkeit. Trotzdem die exotische Völkerkunde und Orts- und Flurnamen diesmal ausgeschieden wurden, umfaßt der Band etwa ein Drittel mehr Nummern als der vorhergehende. Bei einem derartigen Umfange sind Versehen und Druckfehler unvermeidlich. So soll es, um einiges aus den sudetendeutschen Arbeiten richtigzustellen, heißen: Nr. 4618 Hilgart (statt Hilpert), Reichenberg (statt Reichenau), Nr. 5006 Sternberg (statt Sternburg), Nr. 5216 Kreibich (statt Kreibisch), Nr. 5334 Karbitz (statt Korbitz), Nr. 5442 und auf S. 508 Hofer (statt Hefer), Nr. 5462 und auf S. 556 Waltenberger (statt Waltenburger), Nr. 5680 Göth (statt Goth), Nr. 7467 Schluckenau (statt Schluchenau). Ansonsten ist das sudetendeutsche Gebiet bis auf die kleinsten Veröffentlichungen erfaßt.

Peßler W. Deutsche Volkstumsgeographie. Verlag G. Westermann, Braunschweig, Berlin und Hamburg, 1931. 108 S. und 21 Karten. Preis geh. 7 Mark.

Dieses neue Werk des Vorkämpfers der geographischen Methode in der Volkskunde gliedert sich in die vier Abschnitte: Volkstumsgeographie. Das Deutschtum im Gegensatz zum Undeutschen. Des Deutschtums innere Gliederung. Verzeichnis der volkstumsgeographischen Karten des Deutschtums. Eine genaue Grenzbegehung des deutschen Volksbodens bildet den Hauptteil des zweiten Abschnittes, eine weiterweisende Besprechung der im Schlußteil verzeichneten Karten den vorwiegenden Inhalt des dritten Abschnittes. Mag man sich zu der mehr oder minder einseitigen und vielfach an Äußerlichkeiten haftenden, nicht in die Tiefe dringenden geographischen Methode wie immer verhalten, das vorliegende Buch Peßlers, bei dem

Digitized by Google

besonders die Vertreter der Stammesforschung Lücken finden werden, ist entschieden als eine treffliche und anregungsreiche Leistung zu werten.

Kriß R. Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums. Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg 1930. 380 S. Mit mehreren Karten und 112 Abbildungen. Preis geh. 28, geb. 30 Mark.

Das in der von J. M. Ritz und Spamer geleiteten, im Auftrage der deutschen Volkskunstkommission herausgegebenen Sammlung „Das Volkswerk, Beiträge zur Volkskunstforschung und Volkskunde" erschienene Werk ist sowohl wegen seines gediegenen, einzigartigen Inhaltes wie auch wegen der prächtigen Ausstattung geradezu als musterhaft zu bezeichnen. Da liegt keine Arbeit vom grünen Schreibtisch allein vor, der Verfasser hat vielmehr fast den ganzen Stoff auf fortwährenden Wanderungen von einer Wallfahrtskirche zur anderen in ganz Bayern und im angrenzenden Österreich selbst gesammelt. Daraus ergibt sich nicht allein die Verläßlichkeit aller Angaben, sondern auch die frische Unmittelbarkeit der Darstellung. Die religiöse Volkskunde, die erst in den Nachkriegsjahren sich reger entwickelt hat, hat mit diesem Buch ein vorbildliches Werk erhalten, das in anderen Ländern Nachahmung verdient. Besonders lehrreich sind die Tabellen zur Verbreitung der außergewöhnlichen Opfergaben, der Legendenmotive und des Quellenkultes, die eine rasche Übersicht über das im Textteile Dargestellte gestatten.

Stückrath O. Nassauisches Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel. II. Band, 1. Lieferung des Volksliedausschusses für das Land Nassau. Wiesbaden-Biebrich 1931. 80 S. Preis 4 Mark, durch den Buchhandel 5 Mark.

Mit diesem Werk, bei dem fünf Lieferungen vorgesehen sind, legt O. Stückrath eine kleine Auswahl aus seiner 25 Jahre umfassenden Sammeltätigkeit vor. Auch der genaueste Kenner des Volkslebens muß staunen über den Reichtum und die Vielseitigkeit des aufgebrachten Stoffes wie auch über die geschickte und übersichtliche Anordnung. Der 1. Abschnitt „Die werdende Mutter und das Ungeborene" enthält z. B. die folgenden Punkte: Volksmeinung über Kinderlosigkeit und Kindersegen. Der Wunsch nach dem Kind. Die Zahl der zu erwartenden Kinder. Scherzhafte Orakel, die Kinderzahl betreffend. Das Kind wird angemeldet. Voraussagungen über das zu erwartende Kind. Vorschriften, die das Wohl des Kindes bezwecken. Das Versehen. Vorschriften, die das Wohl der werdenden Mutter bezwecken, Vorzeichen einer schlechten Geburt u. a. Lieder, denen die Singweisen beigegeben sind, Spiele und Volksglaube und Volksbrauch verbinden sich so zu einer Einheit, die das volkskundliche Gesamtbild des Kinderlebens nach allen Seiten hin anschaulich beleuchtet.

Zoder R. und Klier K. M. 30 neue Volkslieder aus dem Burgenlande. Aus dem Liederschatze des Burgenländischen Volkslied-Arbeitsausschusses. Verlag des Deutschen Volksgesang-Vereines in Wien, 1931. 48 S. Preis 1 S. 20.

Das Heft, das dem Burgenland anläßlich der zehnjährigen Zugehörigkeit zum deutschen Mutterland Österreich als Festgabe zugedacht ist, bringt eine Auswahl aus einer Fülle von Volksliedern, die der Arbeitsausschuß Burgenland 1929 und 1930 gesammelt hat. Sie bekundet deutlich die volkskundliche und damit auch kulturelle Zusammengehörigkeit dieses Gebietes mit den österreichischen Alpenländern, mit dem es Vierzeiler, Wildschützenlieder und anderes Liedgut gemeinsam hat.

Sturm P. Weihnachten im deutschen Spiel. Hirten- und Krippenspiele aus 5 Jahrhunderten. Mit Liedern und Sätzen für Gesang, Chor und Instrumente von P. Kickstat, W. Rein, H. Stephani, P. Sturm. Verlag Franz Tafel, Karlsruhe, 1932. 96 S. Text- und Notenbuch 3 Mark 20, 1 Hauptbuch und 8 Rollenhefte 15 Mark.

Digitized by Google

Diese von einem gediegenen Kenner der Volksdichtung herrührende Bearbeitung verdient besondere Empfehlung. Von P. Sturm sind soeben im gleichen Verlag auch die 3. Auflage seines Erbauungsbuches „Sonnenland, Gedanken und Gedichte" und das Buch „Lach auf! Lustige und nachdenkliche Geschichten und Plaudereien" erschienen, das neben ergötzlichen Tiergeschichten für Kinder auch scharfe Satiren, z. B. auf den hl. Bürokratius oder auf den Reichsfahnenstreit, enthält.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. (Vgl. die Anzeigen im 1., 3. und 5. Heft 1928, im 4./5. Heft 1929, im 3. und 5. Heft 1930.)

Pünktlich erscheinen allmonatlich die Lieferungen dieses Riesenwerkes. Seit der letzten Anzeige liegen die 6.—13. Lieferung des III. Bandes, womit dieser abgeschlossen ist, und die 1. Lieferung des IV. Bandes vor. Besonders umfangreich sind die Artikel: Geschlechtsverkehr, Gevatter (Pate), Gewitter, Gott, Gottesurteil, Grab, Grenze, Gürtel, Haar, Hagel, Hahn, Hand, Handwerker, hängen, Harn, Hase, Hasel, Hebamme, Heiden, heilig, Hemd, Herd, Herz, Hexe (mit 1297 Belegstellen), Himmel, Hinrichtung, Hirn, Hirsch, Hirte, Hochzeit. Zu mehreren Artikeln erbringen unsere Umfragen neuen Stoff. Zu „Geschlechtsverkehr" ist zu bemerken, daß man von einer weißen Leber wohl häufiger bei Frauen als bei Männern spricht. Eine solche besaß z. B. nach der Volksmeinung die „Weiße Frau" von Murau in Steiermark Anna Neumann von Wasserleonburg, die sechsmal verheiratet war (vgl. unsere Zeitschrift II. S. 89). Bei „Haberfeldtreiben" fehlt: G. Queri, Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern. München 1911. Daß dieser Brauch ursprünglich ein „dämonenvertreibender Lärmumzug" war, ist kaum anzunehmen.

Meiche A. Beiträge zur Geschichte der heimischen Bienenzucht, namentlich im Gebiete der Sächsischen Schweiz. Sebnitz 1931. 34 S.

Dieser bei der Vertreterversammlung des Landesverbandes der sächsischen Bienenzüchtervereine in Sebnitz am 11. Juli 1931 gehaltene Vortrag geht besonders den Ortsnamen nach, die auf die Bienenzucht hinweisen, wie z. B. Mittweida in Sachsen oder Zeidler in Böhmen, übersieht aber auch nicht die große Rolle, welche die Biene im Volksglauben spielt.

Winkler W. Statistisches Handbuch der europäischen Nationalitäten. Verlag W. Braumüller, Wien 1931. XII und 248 S. Preis geh. 8 Mark 20, geb. 10 Mark.

Mit diesem Werke hat der verdiente Vorstand des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien ein Handbuch geschaffen, das nicht allein der Staatsmann und Politiker, sondern auch der volkskundliche Forscher benötigt, da es genauen Aufschluß gibt über die nationale Verteilung innerhalb der europäischen Staaten, die Siedlungsweise, Altersgliederung, Konfessionsgliederung der Völker, ihre natürliche Bevölkerungsbewegung und ihre Wanderbewegung. In dem Abschnitt „Die Tschechoslowakei" wird wiederholt die Unrichtigkeit der amtlichen Volkszählungsergebnisse vom 15. Feber 1921 nachgewiesen.

Jahrbuch 1930 der Luxemburgischen Sprachgesellschaft (Gesellschaft für Sprach- und Dialektforschung). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1930. 176 S. Preis 6 Mark.

Unter den Beiträgen in deutscher Sprache sind namentlich die von A. Jacoby herauszuheben: Beiträge zur Luxemburger Volkskunde. Vom Scheuermännchen. Der Bleimantel. Die Aufgaben der Luxemburger Volkskunde.

Zaloziecky V. Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart. 28./29. Heft von „Deutschtum und Ausland". Verlag Aschendorff, Münster i. W. 1930. 219 S.

Im Vereine mit mehreren Mitarbeitern gibt der Verfasser ein Gesamtbild über die Geschichte und das geistige Leben der Ukraine. Die ukrainische Volkskunde behandelt Z. Kuziela, der betont, daß die Beschäftigung mit der Volkskunde sogar durch die Auflösung der ukrainischen Abteilung der Geographischen Gesellschaft in Kiew und das berüchtigte Verbot der ukrainischen Sprache und Literatur durch die

Digitized by Google

russische Regierung vom Jahre 1876 nicht gänzlich unterbrochen wurde, da gerade das wissenschaftliche Studium des ukrainischen Volkstums der nationalbewußten ukrainischen Intelligenz die einzige Möglichkeit gab, mit dem Volke in Berührung zu bleiben und längere Zeit allein — nachher auch mit Hilfe des ethnographisch gefärbten Theaters — die ukrainische Öffentlichkeit in ihren Emanzipationsbestrebungen zu stärken.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 8. Band (H—Hz.) Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931. 796 S. Preis in Ganzleinen 26 Mark, bei Rückgabe eines alten Lexikons 23 Mark 50.

Auch dieser sorgfältig gearbeitete Band bringt neben einer Fülle von Wissensschätzen und größeren Artikeln wie Haar, Hafen, Handel, Handwerk, Harn, Haus, Heer, Herz, Holz, Hunde u. a. und den Zusammensetzungen wie etwa Holzfärbung, Holzschneidekunst usw. eine Reihe von volkskundlichen Stichwörtern, z. B.: Haberfeldtreiben, Sekte der Habaner, Haberlandt A. und M., Hakenkreuz, Hänsel und Gretel, Hausmarke, Hausnamen, Heilige, Heimatkunst, Hexe, Hildebrand R., Hochzeitsbräuche, Hoffmann von Fallersleben, Hoffmann-Krayer E. u. a.

Von Sudetendeutschen führt der Band an: A. E. Haas, Physiker, geb. Brünn, 1884; R. Haas, Schriftsteller, Mies, 1877; J. E. Habert, Kirchenmusiker, Oberplan, 1833; E. Hadina, Schriftsteller, Wien, 1885, jetzt in Troppau; K. Halir, Geiger, Hohenelbe, 1859; A. Hammerschmidt, prot. Kirchenmusiker, Brüx, 1611 oder 1612; A. Hanak, Bildhauer, Brünn, 1875; J. Handl, genannt Gallus, Komponist, gest. Prag 1825; J. Hardtmuth, Begründer der Bleistiftfabrik in Budweis, geb. Asparn, 1758; H. J. F. Hartl, Geodät, Brünn, 1840; M. Hartmann, Schriftsteller, Duschnik i. B., 1821; L. Ritter von Hasner, Staatsmann, Prag, 1818; A. Hauffen, Germanist, 1863—1930; A. Hauschner, Schriftstellerin, geb. Prag 1852; F. Ritter von Hebra, Dermatolog, Brünn, 1816; J. A. Freiherr von Helfert, Staatsmann und Historiker, Prag, 1820; K. B. Heller, Naturforscher, Myslibořitz i. M., 1824; E. Herbst, Jurist und Politiker, seit 1858 Univ.-Prof. in Prag; H. Herkner, Nationalökonom, Reichenberg, 1863; K. Herloßsohn, Schriftsteller, Prag, 1804; K. Hilgenreiner, Univ.-Prof. in Prag und Politiker, geb. Friedberg (Hessen), 1867; F. Ritter von Höfer, General, Komotau, 1861; H. Edler von Höfer, Geolog, Elbogen, 1843; Kl. M. Hoffbauer, Heiliger, Taßwitz i. M., 1751; J. Hoffmann, Baumeister, Pirnitz i. M., 1870; E. Ritter von Hofmann, Mediziner, Prag, 1837; F. Hofmeister, Chemiker, Prag, 1850; R. Hohlbaum, Schriftsteller, Jägerndorf, 1886; L. Ritter von Höhnel, Seeoffizier und Forschungsreisender, Preßburg, 1857; A. Hölzel, Maler, Olmütz, 1853; E. Horn, Musiker, Reichenberg, 1860; J. N. Hummel, Klaviervirtuos und Komponist, Preßburg, 1778; F. Hueppe, Hygieniker, seit 1889 Univ.-Prof in Prag, geb. Heddesdorf (Rheinprovinz) 1852; M. Freiherr von Hussarek, Staatsmann, Preßburg, 1865; E. Husserl, Philosoph, Proßnitz i. M., 1859.

*

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). 40. Jahrgang. Neue Folge, Bd. II. Heft 3: R. Kriß, Votive und Weihegaben des italienischen Volkes; A. Marmorstein, Der Nikolsburger Geist (nach einem 1785 in Brünn und 1920 in London neu gedruckten Büchlein in hebräischer Sprache), u. a. Besprechungen von: L. Otto-Hanika, Sudetendeutsche Volksrätsel; G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde, und E. Volkmann, Die Sudetendeutschen.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bremen). 8. Jahrgang, 3./4. Heft: Hermann Kügler, Zur Geschichte der Weihnachtsfeier in Berlin (eine stoffreiche Abhandlung); W. Krogmann, Die Grundform der Schwanenrittersage; M. Bringemeier, Produktive Gemeinschaft im Volk u. a. — 9. Jahrgang, 1./2. Heft: R. Hünnerkopf, Zur altgermanischen Namengebung; H. Tardel, Bremen im Volksreim und Volkslied; W. Mitzka, Norddeutsche Bootsarten u. a.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde (Wuppertal-Elberfeld). 27. Jahrgang, 3./4. Heft: G. Henßen, Till Eulenspiegel in westfälischen Volkserzählungen; O. Runkel, Volkstümliche Spiele Westerwälder Kinder (Schluß); P. van Beeck, Wesensart der Westfalen nach Werner

Digitized by Google

Kolevinck; S. M. Th. Voelker, Die Pflanze im volkstümlichen Glauben des Sauerlandes u. a.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). 5. Jahrgang, 6. Heft: R. Jamscher, Aberglauben in Großbothen; M. Militzer, Aus der Werkstatt Oberlausitzer Pflanzennamen; Horst Becker, Bänkelsänger; M. Freytag, Aus der Trachtenkunde u. a. — 6. Jahrgang, 1. und 2. Heft: G. Fischer, Über handwerkliches Brauchtum; F. Karg, Sprachgeographie u. a. — 2. Heft: Horst Becker, Der Gedanke des Bauopfers u. a. — 4. Heft: A. Jolles, Geschlechtswechsel in Literatur und Volkskunde.

Hessische Blätter für Volkskunde (Gießen). 29. Band (1930): W. Schoof, Zur Entstehungsgeschichte der Grimm'schen Märchen; F. Stroh, Stil der Volkssprache; T. Sokolskaja, Alte deutsche Volkslieder in der oberhessischen Sprachinsel Below jesch (Nord-Ukraine) u. a. Aus der Bücherschau: E. Kagarow über P. Bogatyrev, Actes magiques, rites et croyances en Russie subcarpathique; A. Götze über G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde.

Oberschlesische Volkskunde (Beuthen). 1. Jahrgang, 5./10. Heft: F. Pudollek, Volkslieder des Oberglogauer Landes (die meisten Lieder sind auch in den deutschen Sprachinseln Galiziens daheim) und Kinderlied und Kinderspiel in Oberglogau; E. Borzutzki, Zur Volksheilkunde des Beuthener Landes. 11/12. Heft: W. Krause, Zur Speicherforschung; A. Maruschke, Christkindelspiele in der Neustädter Gegend u. a. 2. Jahrgang, 1/4. Heft: A. Perlick, Die Zwiespältigkeit im Blute des Oberschlesiers; W. Krause, Zur Flurnamenforschung; E. Stephan, Zwei Kinderspiele aus Schönau; R. Slupik, Sagen aus Ostoberschlesien u. a. 5/10. Heft: P. Frangke, Vorweihnachtsstimmung auf dem Lande; R. Slupik, Weihnachten in Sussetz u. a.

Schaffen und Schauen (Kattowitz). 7. Jahrgang, 5. Heft: Alfred Karasek-Langer, Dvimlein und Schleier in Wilmesau. Ein Beitrag zur Trachtengeographie des beskidischen Raumes. Ferner vom gleichen Verfasser: Der Bär, der Lis (Fuchs) und der Hase (Märchen aus der Wilmesauer Sprachinsel) und Sternsinger- und Kolendalieder aus der Bielitz-Bialaer Sprachinsel.

Heimatgaue (Linz). 12. Jahrgang, 1. Heft: E. Haller, Oberösterreichische Passionsspiele; G. Gugenbauer, Linzer Witz vor 200 Jahren; F. Angerer, Vom Volkscharakter des unteren Mühlviertels; A. Depiny, Von Tracht und Trachtenpflege u. a.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bühl, Baden). 4. Jahrgang, 2. Heft: E. Fehrle, Grundfragen der Volkskunde (mit sehr vernünftigen und klaren Gedanken, zum Teil Widerlegung der Ansichten H. Naumanns); W. Schuhmacher, Zeitgemäße Volkskunde (mit der Forderung nach Berücksichtigung der Volkskunde an den Hochschulen); J. Künzig, Die Legende von den drei Jungfrauen am Oberrhein (eine sehr gründliche Untersuchung); R. Stroppel, Die Jungfrau Maria als „Kaiserin" u. a. — 5. Jahrgang, 1. Heft: E. Fehrle, Sommereinholen (mit 3 Bildern); R. Hindringer, Der Schimmel als Heiligen-Attribut; F. Herrgott, Die Sagen vom „Goldenen Kalb"; R. Hünnerkopf, Fasselrutschen (mit Behandlung der Gleitbräuche; vgl. dazu auch G. Jungbauer, Märchen aus Turkestan und Tibet. Jena 1923. S. 195); L. Mackensen, Die Ballade von der Rabenmutter u. a.

Die Singgemeinde (Kassel). 7. Jahrgang, 3. Heft: Fritz Reusch, Volksliedpflege in der neuen Lehrerbildung (Volksliedkunde als Gegenwartskunde) u. a. — 4. Heft: A. Seifert, Die Volkslieder des Egerlandes und der Dudelsack u. a. — 6. Heft: K. Schulz, Evangelische Kirchen- und Volksmusik im Ostland u. a.

Blätter für Volkstanzgruppen (Wien). Die 2. Folge 1931 berichtet über den unter verschiedenen Namen (Judenpolka, Winker, Klatschpolka u. a., im Polnischen Strafchak, auch bei den Tschechen bekannt) vorkommenden Spitzbuamtanz und bringt die in Wallsee von K. Horak aufgezeichnete Weise einer Schusterpolka.

Die christliche Kunst. Im 27. Jahrgang (Jänner 1931) dieser Monatsschrift veröffentlicht Dr. Walter Bernt eine mit zahlreichen Bildern versehene Abhandlung „Alte Andachtsbilder", die vor dem Erscheinen des großen Werkes von A. Spamer geschrieben wurde. Sie bietet eine gute Übersicht über die Geschichte und Entwicklung des kleinen Andachtsbildes vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Digitized by Google

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). 30. Jahrgang, 4. Heft: E. Hoffmann-Krayer, Individuelle Triebkräfte im Volksleben (weist gegenüber der Behauptung Naumanns von der „individualismuslosen" Gemeinschaft darauf hin, daß es ausgeprägte, schöpferische Individuen auch in der Unterschicht gibt). 31. Jahrgang, 1. und 2. Heft: J. Bertrand, Le Théâtre populaire en Valais. Das 2. Heft enthält ferner den 1585 Nummern umfassenden „Fragebogen über die schweizerische Volkskunde".

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). 14. Jahrgang, 1. Märzheft: G. Haas, Zur Geschichte der deutschen Industrie in der Tschechoslowakei; 1. Aprilheft: H. Härlen, Das Deutschtum in Krakau. — 2. Aprilheft: K. Goßner, Deutsche Volksbräuche in Liebling (Banat). — 2. Juliheft: A. Eichler, Die letzten Deutschen von Zyrardow (in Polen, wo Hielle und Dittrich aus Schönlinde 1857 die Leinenerzeugung begründeten und ein Unternehmen schufen, das vor dem Kriege 9000 Arbeiter beschäftigte). — 1. Augustheft: E. Lendl, Deutsche Kolonisten in Oberslawonien. — 1. Septemberheft: N. Hoffmann, Die Bedeutung des deutschen Arztes für das deutsche Volkstum im Banat.

Karpathenland (Reichenberg). 3. Jahrgang, 4. Heft: W. Kuhn, Das Deutschtum der Kremnitzer Gegend in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; J. Gréb, Bibliographie der Zipser Volkskunde u. a.; 4. Jahrgang, 1. Heft: J. Hanika, Beiträge zur Namenkunde der Häuergemeinden; T. Wässerle, Sagen aus Deutsch-Proben; A. Damko, Volksdichtungen aus Kuneschhau; J. Wollner, Die hl. drei Könige in Blaufuß; J. Stricz, Hochzeitsbräuche aus Glaserhau; J. Hajnal, Schwurformeln aus Deutsch-Litta; T. Wässerle, Eine Brautausstattung in alter Zeit; R. Zeisel, Deutsch-Probener Volkssprüche und Sprichwörter. — 2. Heft: K. Horak, Wochentagslieder aus Münnichwies; R. Zeisel, Eine alte Bauernhochzeit in Zeche.

Das Kuhländchen (Neutitschein). 12. Jahrgang, 9. Heft: H. Schubert, Alte Weihnachtslieder aus Odrau; St. Weigel, Das Haus und seine Aufschriften im Kuhländchen. — 10. Heft: Fortsetzung dieses Beitrages aus dem Nachlaß Weigels u. a. Mit der 11./12. Folge hat die Zeitschrift ihr Erscheinen eingestellt.

Mitteilungsblatt des Heimat- und Familienkundlichen Vereins im Odergebirge (Neueigen). Von dem seit Mai d. J. erscheinenden Blatt liegen bisher drei Folgen vor, in welchen u. a. fortlaufend über die Flurnamensammlung berichtet wird. Auch die Vorgeschichte wird von dem Verein, der unter der umsichtigen Leitung des Oberlehrers F. E. Rößner steht, entsprechend berücksichtigt.

Südmährens Deutsche Jugend (Znaim). 5. Jahrgang, 4. Heft: Das Bauernhaus um 1850. Die einstige Bauerntracht in Grusbach. Sagen u. a. — 5. Heft: Sagen und Auszählreime. — 6. Heft: Kinderspiele und Auszählreime. — 7. Heft: Volkskundliches aus Nikolsburg.

Deutschmährisch-schlesische Heimat (Brünn). Auch das 11./12. Heft des 16. Jahrgangs und das 1/2. Heft des 17. Jahrgangs sind vorwiegend der Sprachinsel Wischau gewidmet und bringen Beiträge über die Flurnamen, das Brauchtum, die Kleidung, das Bauernhaus, das Volkslied usw. Eine übersichtliche Zusammenstellung des Schrifttums über die Sprachinsel von H. Freising ist dem 2. Heft beigegeben. — 3./4. Heft: F. Bürger, Verlebendigte Trachten. — 7./8. Heft: E. W. Braun, Ein altes marianisches Gnadenbild in Goldenstein u. a.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes (Mähr.-Trübau). 26. Jahrgang, 4. Heft: K. Bilek, Der Gemeindehaushalt Brüsau im 18. Jahrhundert bis 1786; A. Jenisch, Ein sonderbarer Rechtsfall des Erbgerichtes in Langenlutsch. — 27. Jahrgang: K. Ledel, Volkskundliches; G. Tilscher, Dorforiginale von Runarz u. a.

Ostböhmische Heimat (Trautenau). 5. Jahrgang, 9. Heft bis 6. Jahrgang, 6. Heft: Weitere Fortsetzungen der Beiträge F. Meißners, Bilderschatz der heimischen Mundart, und H. Herrmanns, Weihnachtsspiele im Braunauer Ländchen (hier Schluß im 2. Heft 1931); ferner im 10. Heft 1930: J. Meißner, Der Feuermann (Sagen), im 3. und 4. Heft 1931: A. Kahler, Giebelinschriften in Weckersdorf bei Braunau, im 6. Heft: R. Fischer, Die ostböhmischen Bauern im Knüttelkriege (Aufruhr 1775).

Digitized by Google

Mitteilungen des Nordböhmischen Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege (Böhm.-Leipa). 53. Jahrgang, 4. Heft: Florian Holfeld, Eine Schluckenauer Ortssage und ihr geschichtlicher Hintergrund; K. Lichtenfeld, Verschollene Gedenksteine u. a.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). 10. Jahrgang, 4. Heft: H. R. Kreibich, Über die Radzeiner Adalbertsage u. a. — 11. Jahrgang, 1. Heft: H. R. Kreibich, De Bauernhuxt. Ein altes mundartliches Lied. — 2. Heft: H. Lipser, Zur Flurnamensammlung im Aussiger Bezirke u. a.

Unser Egerland (Eger). 34. Jahrgang, 10./11. Heft: A. Krauß, Professor G. Schmidt zum 65. Geburtstag (mit einem Verzeichnis der Schriften). 12. Heft: K. Pichert, Der Bauernaufstand im Stift Tepler Gebiet im Jahre 1680. — 35. Jahrgang, 1. und 2./3. Heft: K. Siegl, Verzeichnis von Besitzern Alt Egerer Häuser. — 4. Heft: K. Siegl, Das Egerer Fronleichnamsspiel. — 5./6. Heft: G. Schmidt, Volkskundliches aus einem Mieser Ratsmanual des 18. Jahrhunderts. — 7. Heft: G. Schmidt, Die ehemalige Papiermühle bei Mies.

Westböhmische Zeitschrift für Heimatforschung, früher Der Pilsner Kreis (Staab). 2. Jahrgang, 6. Heft: L. Walch, Die Flurnamen des Bezirkes Tachau-Pfraumberg u. a. — 3. Jahrgang, 1. Heft: J. Maschek, Verschwindendes Volkstum der Holeischner Gegend u. a. — 2. Heft: J. Micko, Höflichkeit vor 300 Jahren u. a. — 3./4. Heft: K. Storch, Die alten Mieser Fronleichnamspflanzen; L. Eylardi, Der Klausner von St. Apollonia und seine „Wutsteine". — 5. Heft: F. Andreß, Robot für Chotieschau u. a.

Waldheimat (Budweis). 7. Jahrgang, 12. Heft: K. Reimark, Allerlei Besuche im Böhmerwald-Bauernhaus während des Jahres (Händler, Bettler usw.), mit Zeichnungen von F. Schuster; E. F. Raffelsberger, Hinterglasmalereien; R. Kubitschek, Der „Arme Böhmerwald" (Volksdichtung); K. Paschek, Der Johannestrunk. — 8. Jahrgang, 1. Heft: A. Webinger, K. F. Leppa; M. Havaut, Hochzeitsbräuche in der Gegend von Neubistritz. 2., 3. und 5. Heft: S. Skalitzky, Ein Jahr im Waldland (Bräuche); — 2. Heft: H. Micko, Sagen aus dem südlichen Böhmerwald; J. Rammel, Heimische Krippenkunst, 3. Heft: J. Blau, Die Sage von den umgesiedelten Polen (Kritik des Aufsatzes „Aus dem Tauser Land" im 2. Heft). 4. Heft: G. Tuma, Ostermond im Böhmerwald; F. Fischer, Alte Haus Apothek für Leut und Vieh von 1760 u. a. — 6. Heft: A. Carolo, „Brüderlein fein . . ." (über den 1782 im tschechischen Wällischbirken bei Prachatitz als Sohn eines deutschen Kantors und Schullehrers geborenen Tondichter Josef Drechsler). — 8. und 9. Heft: † J. Thür, Pflanzen der Heimat im Volksmund (wörtlich nach Handschriften von † L. Thür, dem Vater des Verfassers). — 9. Heft: E. F. Raffelsberger, Kunst am Wege (mit Abbildungen von Kapellen und Wegsäulen).

Natur und Heimat (Tetschen a. E.). 1. Jahrg., 4. Heft: Eingang des Aufsatzes von A. Glückhorn, Die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes. — 2. Jahrgang, 1. Heft: K. Prinz, Von der unbekannten blauen Blume u. a. — 2. Heft: R. Richter, Volkstümliche Pflanzennamen im Böhmischen Niederlande. — 3. Heft: V. Kindermann, Der Färberwaid im böhmischen Elbtal (mit Bild einer alten Waidmühle).

Winkelried (Gossengrün). Das 10. und 11. Heft des 9. Jahrganges bringt einen beachtenswerten Aufsatz von K. Bažant über den Böhmerwald.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). 3. Jahrg., 2. Heft: F. Andreß, Eine Kirchensitzordnung für die Pfarrkirche zu Dobrzan aus dem Jahre 1684 u. a. — 3. Heft: R. Hruschka, Familiennamen aus dem Pfarrsprengel Neustift im Gerichtsbezirke Zlabings von 1580 bis 1880. F. Meißner, Familiennamen in Niederlangenau u. a. — 4. Heft: F. J. Umlauft, Über die Veranstaltung von Familientagen; R. Hruschka, Familiennamen aus dem Pfarrsprengel Alt-Hart von 1641—1890; E. Reiniger, Die mütterlichen Ahnen E. G. Kolbenheyers.

Národopisný věstník československý (Prag). Diese von J. Polívka im Vereine mit J. Horák und K. Chotek geleitete, führende Zeitschrift der slawischen Volkskunde in der Tschechoslowakei bringt auch im letzten Doppelheft (1./2. Heft des 24. Jahrgangs) eine Reihe wertvoller Beiträge, so von V. Tille Bemerkungen zu dem auch in Zeitungen der Gegenwart erscheinenden Stoff von dem Räuber im einsamen Forsthaus, in dem gewöhnlich nur ein Kind oder Mäd-

Digitized by Google

chen daheim ist, und zu dem Märchenmotiv von der magischen Flucht, von J. Janko eine etymologische und ethnographische Untersuchung über die Herkunft der „Dalken" genannten Mehlspreise, von J. Soukup über abergläubische Dreikönigsbräuche im 15. Jahrhundert, von K. V. Adámek über die als fliegende Blätter verbreiteten und meist auf Jahrmärkten oder in Wallfahrtsorten verkauften volkstümlichen Lieder, von L. Niederle über die Anfänge der slawischen Besiedlung Karpathenrußlands, von D. Stránská in einer sehr eingehenden vergleichenden Abhandlung über die landwirtschaftlichen Volksbräuche, von verschiedenen Verfassern über die tschechoslowakische Volkskeramik, darunter von K. Černohorský über die Erzeugung von Fayence in Wischau i. M., wo sich 1687 Josef Eckart, der sich in seinem Gesuche „Meister des Wiederthaufferischen Geschier von Skalitz" nennt, niederlassen wollte u. a. Das Heft enthält endlich ausführliche Besprechungen der „Sudetendeutschen Volksrätsel" von L. Otto-Hanika und des 1. Heftes 1931 unserer Zeitschrift von J. Horák.

Urteile über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

... Das Buch, das anscheinend aus einem rein praktischen Bedürfnis heraus erwachsen ist und gewiß auch einem solchen dienen soll, ist, sehr frisch und lebendig geschrieben, recht brauchbar und dürfte nicht etwa nur Studierenden oder Lehrern eine willkommene Gabe sein. (Dr. A. Wrede in der „Kölnischen Zeitung".)

... Der Verfasser hat mit dieser Gesamtschau allen Freunden der Volkskunde, besonders Lehrern und Studenten, einen wertvollen Dienst erwiesen. (A. Zirkler in der „Sächsischen Schulzeitung".)

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1930 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie **bis zum 31. Oktober** ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereiinstruktor Dr. Anton Mousha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird um 10 Ktsch. von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden. Preis des II. Jahrganges (1929) 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch. Alle Preise gelten nur für das Inland, wenn die Bestellung unmittelbar bei der Verwaltung der Zeitschrift erfolgt. Für das Ausland und für den Buchhandel gelten die am Umschlag angeführten Preise auch für ältere Jahrgänge.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde" steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postscheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Das 5. und 6. Heft erscheint als Doppelheft zu Beginn Dezember. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 15. November.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

4. Jahrgang 1931 5./6. Heft

Deutscher, tschechischer Städtebau und Prag

Von Dr. Kurt Klaudy, Wien

Ich bin mir des Befremdlichen in der Überschrift dieser Studie wohl bewußt — sowohl dem Unterfangen nach, etwas Neues auf diesem Gebiete beibringen zu wollen, als in der Aufstellung einer Polarität, die der bisherigen Betrachtungsweise völlig widerspricht. Gerade für Böhmen sind wir in der glücklichen Lage, reiche Vorarbeiten auf historischem und topographischem Gebiet[1]), endlich eine scheinbar erschöpfende monographische Behandlung[2]) und Erledigung des städtebaulichen Fragenkomplexes aus jüngster Zeit zu besitzen. Wie ähnliche Arbeiten über Stadtbauforschung erlangt die Arbeit A. Hoenigs, von der die Rede ist, jedoch den Schein der Endgültigkeit nur durch radikale Beschränkung des Arbeitsgebietes, womit man sich nicht mehr zufrieden geben kann[3]). Insbesondere entspricht sie nicht dem gegenwärtigen Stand der Nachbarwissenschaften und einer verbindenden Gesamtauffassung der Siedlungsvorgänge. Dies liegt an Mängeln, die die gesamte deutsche Forschung über Städtebau in eine arge Sackgasse gebracht haben.

Die Forschung zum Städtebau, deren unbestrittene Leistung es bisher war, die Planbilder der Städte systematisch bearbeitet zu haben, hat sich zwangsläufig von Anfang an auch mit pragmatischer Städtebaugeschichte, mit Untersuchungen der Wandlungen und Wanderungen, mit Entwicklung solcher Typen befaßt. Abgesehen vom systematisch-deskriptiven Teil dieser Arbeiten setzt dies zweifellos eine richtige Begriffserkenntnis nach Umfang und Inhalt voraus. Beides aber scheint heute einer gewissen Revision zu bedürfen.

Den Umfang gab seit jeher ausschließlich der rechtsgeschichtliche Stadtbegriff an[4]), wenn man sich auch manchmal bewußt war, daß die Stadt eigentlich als Siedlung in Rede stehe[5]). Daß eine derartige Umgrenzung durch einen, dem Siedlungsbegriff heterogenen und zu ihm ganz beziehungslosen Begriff, den des „Stadtrechtes" früher oder später zu Irrtümern führen mußte, liegt auf der Hand. Zudem ergab sich ein circulus vitiosus auch insofern, als z. B. der Rechtshistoriker Zycha in kritischen Fällen zur genaueren Determination seines Begriffes Eigenschaften des Siedlungsbegriffes heranziehen mußte[6]), den umgekehrt alle Stadtbauforscher, wie auch Hoenig, durch den rechtshistorischen Begriff bestimmen.

Der Inhalt des Begriffes ist übrigens noch stärker aus historischen Unmöglichkeiten aufgebaut. Für die Entstehung des Planbildes — und

Digitized by Google

bei der anerkannten, durch Jahrhunderte erkennbaren Konstanz eines einmal festgelegten Grundrisses für den ganzen Bereich des Siedlungswesens von der kleinsten dörflichen bis zur ausgesprochen städtischen Anlage kommt es für pragmatische Beurteilung nur auf solche Anfangspunkte an — ist theoretisch wie erfahrungsgemäß die Begabung mit einem bestimmten Recht ebenso irrelevant[7]), wie die Ummauerung, welche bis vor kurzem als notwendige Bedingung für das „Städtische" angesehen wurde, weder hinreichende noch notwendige Bedingung hiefür ist[8]). Alles übrige, der ganze, von uns gewissermaßen a priori an die wissenschaftliche Materie herangetragene Begriff des „Städtischen", erweist sich bei einiger Einarbeitung schon gar als Anachronismus, als unberechtigte Rückverlegung später erworbener Eigenschaften der Stadt in ihr Anfangsstadium; weder die städtische geschlossene Bauweise[9]), noch die Hausgestalt[10]) oder das Baumaterial[11]), in den meisten Fällen aber auch nicht die geringste Unterscheidung der Lebensgewohnheiten oder sozialer Sonderart dürfen in die mittelalterliche Gründungszeit hineingedacht[12]) werden. Dorf und Stadt fließen ineinander über, decken sich vielfach völlig. Es ist gar nicht zu verwundern, wenn in den Selbstbezeichnungen[13]) der Urkunden beide Begriffe synonym gebraucht werden und selbst in wichtigen organisatorisch eingreifenden Verordnungen nicht völlig feststehen.

Es ist hier nicht der Platz, sich mit der Methodik allgemein weiter auseinanderzusetzen. Auf die Ansicht über den böhmischen Städtebau muß jedoch etwas näher eingegangen werden. Daß Hoenig dem allgemeinen Fehler der Übernahme des Stadtbegriffes im rechtsgeschichtlichen Sinne nicht entging, beraubte ihn einer Möglichkeit zu tieferem Verständnis, hätte aber keine ausgesprochenen Fehler ergeben in jedem anderen Lande außer in Böhmen. Denn hier erscheint jede Feststellung sofort mit dem hart umkämpften Nationalitätenprinzip verquickt und damit einer neuen subjektiven Fehlerquelle unterworfen[14]). Da nämlich das Stadtrecht eine über jeden Zweifel erhaben rein deutsche Erscheinung ist, in der das slawische Element nicht einmal in Spuren vertreten erscheint, ergab sich für ihn zwangsläufig die Folgerung, das ganze böhmische Städtewesen sei deutsch, deutsch *auch im siedlungskundlichen Sinn*[15]), mit der einzigen Einschränkung, die Unfähigkeit des Lokators oder das Nachgeben gegenüber bestehenden Siedlungen mit sich bringen.

Es übersteigt den Rahmen dieser kleinen Studie, Richtigstellungen im einzelnen vorzunehmen. Von Bedeutung für das Folgende ist mir die These, die unbewiesen hingenommen werden muß: Nur das Stadtrechtswesen, die organisatorisch-soziale Umschichtung, ist deutsch. Hinter dieser Kulturströmung, die in der Siedlungsforschung keineswegs etwas Einzigartiges darstellt, sondern im Bereich der deutschen Kolonisation mehr als ein Seitenstück hat, ist nicht überall eine *körperliche Volksbewegung* zu suchen[16]). Die Entscheidung, ob eine neue Stadt auch in *diesem* Sinne deutsch ist, entzieht sich daher zumeist überhaupt der Beurteilung des Rechtshistorikers. Diese Entscheidung ist jedoch sowohl von größter Bedeutung als auch verhältnismäßig leicht für eine siedlungskundliche

Digitized by Google

Arbeit, die im Bereich ihrer eigenen Erfahrung bleibt und sich von vorgefaßten Meinungen fern hält.

Städtebau im siedlungsgeschichtlichen Sinn gab es bereits in der vorkolonisatorischen Zeit. Wir kennen die den Slawen eigentümlichen Formen[17]), wie die deutschen der Spätzeit. In jedem einzelnen Falle sind beide Komponenten zu trennen. So auch in Prag.

1.

Das Prager Stadtrecht ist auf keinen Anfangspunkt zurückzuführen. Da die Stadt[18]) überdies grundrißlich des einheitlichen Gusses entbehrt, in der scheinbaren Regellosigkeit der Straßenführung ihrer Altstadt zudem ein Analogon zu jenen westdeutschen Städten, über deren allmähliche Entstehung man hinreichend unterrichtet ist, zu bieten scheint, so wurde sie unbestritten unter die „gewordenen Städte" eingereiht. Nun fordert eine solche Vorstellung (ihre Berechtigung sei hier keiner Kritik unterzogen), für welche man keinen Typus, kein Vorbild zu suchen braucht, um so nachhaltiger eine individuelle Entstehungs- und Wachstumsgeschichte heraus. Ein derartiger Versuch liegt von A. Hoenig in ausführlicher Weise vor[19]). Er muß als topographisch fast restlos geglückt bezeichnet werden. Insbesondere ist es sowohl methodisch richtig, bei einer Stadt, deren Größe eine Folge ihres Handels ist, die „Urstraßen" als das Gerippe des Gesamtorganismus aufzusuchen, als überzeugend, jene drei Linienzüge[20]), die von außen her kommend geradeaus der Altstadt zustreben und auch in ihr ungebrochen einem gemeinsamen Vereinigungspunkt (dem Beginne der überlieferten Furt über die Moldau bei St. Valentin) zustreben, als solche anzusprechen.

Für unsere Suche nach jenen Komponenten hat er bereits einen Beitrag geliefert mit der Vermutung, jenes auffallende, strahlige Gebilde um den Bethlehemsplatz wäre ein alter slawischer Siedlungskern[21]), was im Prinzip unbedingt zu unterschreiben ist. Die knotenförmige Gestalt mit einem kleinen runden Platz in der Mitte, vor allem die Radialstraßen als Folge einer alten typischen Sektorentrennung der einzelnen Glieder, zeigen sich so verwandt mit den in der Umgebung Prags feststellbaren Gestalten der Dörfer, daß wir auch hierin ein solches erblicken dürfen[22]).

Ich habe weiters die durch eine große Zahl analoger Gestalten in anderen tschechischen Städten[23]) begründete Vermutung, daß auch der Altstädter Ring und seine Umgebung ein slawischer Siedlungskern ist. Einerseits fehlt jede Nachricht für die gewollte Anlage dieses nach westeuropäischen Begriffen sehr bedeutenden Platzes[24]) als Marktstätte, anderseits gäbe es siedlungsgeschichtlich weder im deutschen Städtebau, der übrigens von Hoenig wegen der wohl sicher vordeutschen Entstehungszeit des Platzes zu Unrecht herangezogen wird, Analoges, noch auch im slawischen Siedlungswesen, das, wie unzweifelhaft feststeht, keine sozial-städtischen Züge entwickelt hatte[25]).

Für eine Gestaltbildung als slawischer Siedlungskern dagegen sprechen jene typischen, der Erscheinung wie der Größe nach (was bei den außergewöhnlichen Ausmaßen vielleicht am überzeugendsten wirkt) völlig

Digitized by Google

entsprechende Dorfanlagen im westlichen Zentralböhmen in breiter Schicht, aber mehr oder weniger modifiziert fast überall im tschechoslawischen Siedlungsraum. Diese Platzdörfer, wie ich sie nenne [trotzdem einzelne Siedlungsforscher mit diesem Namen andere Dorfgestalten bezeichnen[26])], sind dem Prinzip nach Rundlinge mit unverhältnismäßig größerem, sich bis zu völlig rechtwinkliger Regelmäßigkeit steigerndem Freiraum in der Mitte[27]). Eine Unterscheidung vom Rundlingsbegriff der Literatur[28]), — der in Wirklichkeit freilich nur einen Grenzfall darstellt, von wo aus alle Stadien der Verwässerung des Typus bis zum Haufendorf überleiten, — bedeutet die größere Aufgeschlossenheit der Dorfanlage nach außen durch eine ganze Anzahl von Zugängen, mit Vorliebe in den Ecken in der Richtung der Platzdiagonale einmündend, genau wie am Altstädter Ring. Bei Rundling wie Platzdorf ist die Umbauung des Zentralplatzes bloß einfach. Die Gasse als Aufschließung einer Siedlungsfläche zu verwenden, ist ganz ungebräuchlich. Ein Wachstum erscheint ausgeschlossen, wodurch die Vermutung, es handle sich um einmalige Anlagen [Kolonialdorf[29])] stark an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Die stark schwankende Größe solcher Dörfer wird durch die Abmessungen des Platzes allein bestimmt, spätere Bevölkerungszunahme scheint nur durch spaltungsähnliche Absonderung von Tochtersiedlungen paralysiert worden zu sein[30]).

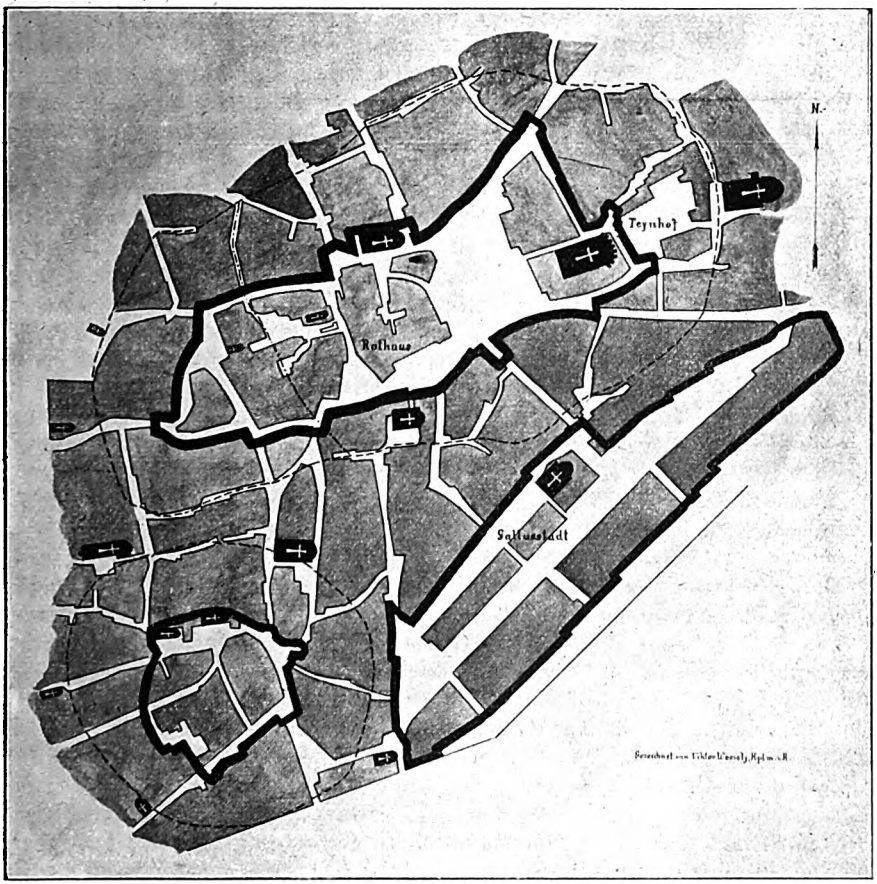
Alle diese Merkmale zeigt die Umbauung des Altstädter Ringes auch. Unmotiviert gekrümmte Gassen im heutigen Planbilde geben die Grenzen des ganz seicht umbauten Raumbildes, der Zusammenfluß von Außenstraßen vor ihrem Eintritt in die Siedlung, für zugangsarme Siedlungsformen charakteristisch[31]), die ungefähre Lage der äußeren Eckpunkte an. Die Kirche, wie der Rathauskomplex liegen auf der gemeinsamen Platzfläche, genau die auch anderwärts übliche Lösung. Auch die gegenseitige Stellung des ersterwähnten slawischen Siedlungskernes zu unserem „Platzdorf" ist bezeichnend. Müßte man sie aus der Kenntnis der Flurgewohnheiten der in Rede stehenden Typen rekonstruieren, man würde zur selben Diagonallage kommen, die sie tatsächlich aufweisen.

Die siedlungskundliche Analyse des Planbildes müßte auch im Viehmarkt (Karlsplatz), jenem Unikum an Platzgröße, den Freiraum eines solchen ehemaligen Platzdorfes erblicken, das erst bei der karolinischen Stadterweiterung an Prag angeschlossen wurde, wenn auch jede historische Beglaubigung, die wir 1348 eigentlich verlangen müßten, dafür fehlt[32]). In diesem Falle würden die im Gebiete des Städtebaues im engeren Sinn ganz vereinzelt dastehenden gewaltigen Dimensionen hinreichend erklärt: denn so wenig glaubhaft es klingt, in den Platzdörfern Böhmens gibt es in fast städtisch geschlossener Aufmachung Riesenplätze von rechteckiger Gestalt[33]), die dem Prager Viehmarkt gleichkommen, ihn sogar übertreffen.

Ich kann mir wohl denken, welche Zumutung solch ein Ineinandersehen von Dorfformen mit großen, scheinbar rein städtischen Schöpfungen bedeutet. Man wird einwenden, daß auch bei völliger Gleichheit des Grundrißbildes, bei ähnlicher Art der Umbauung, die Verschiedenheit der räumlichen Erscheinung eine genetische Beziehung nicht gestatte. Ich weiß, daß der Freiraum des Rundlings wie des Platzdorfes als Anger vorgestellt

Digitized by Google

wird, dessen Größe nicht zuletzt durch Teiche und dergleichen bedingt sein soll. Ich habe gerade diese Frage an Hand der Militäraufnahmen 1 : 25.000 für Böhmen überprüft und muß feststellen, daß eine willkürliche, oft beträchtlich geneigte Hanglage jeden Gedanken an eine Bedingtheit der Größe des Platzes durch Wasserflächen ausschließt. Gestalt und Größe



Die besprochenen Plätze sind durch schwarze Umrandung hervorgehoben. Sie wurde im Südosten der Gallusstadt irrtümlich an der äußeren Siedlungsgrenze gemacht.

— — — — — Ausdehnung der slawischen Siedlungskerne.

— . — . — . — Grenze der ebenfalls möglichen kleineren Platzsiedlung, für welche nur die vom Rathausblock nach Nordosten liegenden Baublöcke als spätere Einbauten anzusehen wären.

bleiben damit wohl soziologischen oder organisatorischen Gründen allein zur Erklärung überlassen, sie stellen aber gerade darum nichts dar, was mit dem dörflichen Charakter steht und fällt.

Digitized by Google

Aus historischen Gründen ist zu diesen slawischen Kernen des ältesten Stadtgebietes noch ein solcher auf der Kleinseite unter der Burg hinzuzudenken. Er mußte der neuen Stadtanlage Przemysl Ottokars II. weichen.

2.

Außer den slawischen Siedlungen bestehen seit relativ früher Zeit die vici Teutonicorum[34]) zumindest seit dem 11. Jahrhundert am Pořič lokalisierbar. Die Mehrzahl „vici" sowie die kleinen Knoten in jener Gegend lassen eine Reihe von kleinen Haufen- oder Weihevanlagen annehmen. Wir kennen keine Siedlungsgestalt, die aus deutschen Kaufmannsniederlassungen typisch geworden wäre. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es überhaupt nicht zu einer derartigen Typenbildung gekommen. Es wäre der in der ganzen Städtebaugeschichte äußerst seltene Fall, für welchen eine tatsächliche allmähliche Entstehung, ein gesetzloses Werden denkbar ist. Auch in Prag läßt das heutige Straßenbild nichts Überzeugendes mehr für ihre Gestalt erschließen.

Das gleiche gilt für die Ansiedlung der Juden, vielleicht im allgemeinen für Judenstädte überhaupt. Für die älteste Topographie Prags ist nur wahrscheinlich, daß sie sich an derselben Stelle wie in historischer Zeit, der nördlichen Handelsstraße folgend, schon ursprünglich befunden habe[35]).

Damit ist das Siedlungsbild um 1200 etwa gerundet. Es reichte sicherlich in annähernd geschlossener Weise mithin bedeutend über jene Linie hinaus, die Hoenig durch gewisse Analogien zu deutschen gewordenen Städten und unter der Annahme einer Entstehung des Altstädter Ringes vor den Toren der Stadt als alte befestigte Umgrenzung[36]) entgegen dem Schweigen der Quellen deuten will.

Daß der Altstädter Ring schon frühzeitig als Marktplatz der Gesamtstadt benützt wurde, ist die Ansicht der meisten Ortskundigen[37]). Hoenig allein ist der Meinung, der erste Markt, dessen Anlage durch die Nachricht bei Hajek[38]) in das Jahr 795 verlegt wird, sei am ehemaligen Tummelplatz unterhalb des Vereinigungspunktes der Urstraßen bei St. Valentin zu suchen. Dagegen sprechen nicht nur historische Gründe. Vor allem die bei Durcharbeitung der Siedlungsformen gewonnene Erfahrung, daß die Tschechoslowaken bewußt den Kampf mit Überschwemmungsgefahr oder dem Sumpfgelände in unmittelbarer Nähe von größeren Flüssen mieden und sich stets erst in gewissem Abstand von ihnen ansiedelten[39]); daß aber jene Gefahrmomente[40]) auch bei der Moldau bestanden, dafür ist die heute stark landeinwärts gerückte Vereinigung der Urstraßen (d. h. der Beginn der Furt) Beweis genug.

Lag alles bisher Besprochene noch stark im Dunkeln, so ist die Entstehung einer weiteren Keimzelle bereits fast geschichtlich verfolgbar. Es ist die sogenannte Gallusstadt, unmittelbar an den alten Strahlenkern einerseits, an die zum Zentrum gewordene Platzsiedlung anderseits anschließend. Die heutigen Einbauten an der Kotzengasse, die den Eindruck mehrerer Parallelstraßen erwecken, lösen sich bereits in den älteren Stadtansichten auf. Die einstige Freiheit und Einheitlichkeit des langgestreckten Platzraumes, auf dem nur der Kircheneinbau ursprünglich beabsichtigt erscheint,

Digitized by Google

ist über jeden Zweifel erhaben[41]). Die Zugänge lagen an den Längsenden und sind einerseits an die alte ost-westliche Urstraße, anderseits an die nord-südliche bzw. dem Strahlenkern angeschlossen. Ein Zugang an der Längsseite gegen den Altstadt-Ring — mindestens — muß ursprünglich sein, dagegen sind diejenigen an der anderen Langseite (von Zycha angenommen), schon durch die bald darauf erfolgte Ummauerung sehr unwahrscheinlich.

Im ganzen ist die Gestalt durchaus bekannt. Sie entspricht zahlreichen Kolonistensiedlungen, dörflichen und städtischen Charakters zu Beginn der Besiedlung Schlesiens wie Böhmens von Westen aus. Dem Prinzip nach stehen, um nur die aus Hoenigs Zusammenstellung bekannten zu nennen, die Anlagen von Rakonitz, Plan, Taus, Winterberg und Schlackenwerth[42]) recht nahe, unmittelbar zusammen zu sehen sind jedoch etwa Neumarkt und Falkenberg in Schlesien[43]). Stammvater dieses Typus ist die Straßensiedlung, die wohl mit Recht als Derivat fränkischer Kolonisationstätigkeit[44]) gilt. Geographisch weist sie in so früher Zeit nach Westen.

Geschichtlich ist auch die zweite Tat des deutschen Städtebaus in Prag: die Gründung der neuen Stadt auf der Kleinseite. Es ist zum erstenmal eine Gründung in landläufigem Sinn, d. h. eine Anlage, bei welcher die Verleihung eines Stadtrechtes mit körperlicher Anlage der Siedlung Hand in Hand geht. Die urkundliche Erwähnung der volklichen Fremdheit der neuen Siedler[45]) — sicherlich Deutsche — nimmt jeden Zweifel, welche Komponente am Werk ist, wofür auch die Gestalt allein Beweis genug wäre. Bringt man die etappenweise an den Bildern[46]) der Kleinseite nachweisbare Verkümmerung der Südwestecke bzw. der dort zu vermutenden Straßen in Anschlag, so verbleibt ein ganz regelmäßiger lang-rechteckiger Platz mit Straßenzügen, die an den Langseiten vorbeistreichend die Ecken im rechten Winkel zueinander verlassen, mit flachen Baublöcken an allen vier Seiten, so daß zu den Platzseiten parallele, die Fläche erschließende Gassen essentielle Bedeutung gewinnen — mithin ein Schema, das durchaus als koloniale Schöpfung der ostdeutschen Rückwanderung anzusprechen ist. Jene Stadtformen als Vergleich heranzuziehen, liegt um so näher, als Przemysl Ottokar II. eben vom preußischen Kreuzzug zurückgekehrt, sicherlich noch voll lebendiger Eindrücken vom neuen Gründungsfieber[47]) im Osten an die Prager Neuanlage herantrat (1257).

Die weiteren planbildenden Schicksale Prags sind genügend bekannt. Das nächste große Ereignis ist die Erweiterung durch Karl IV. Es scheint eine durchaus planmäßige, mit dem Jahre 1348 festgelegte Stadterweiterung zu sein. Kern und Achse des neuen Viertels bildete der Roßmarkt (Wenzelsplatz), ein Straßenmarkt, der als „süddeutscher Typus" in der Literatur bekannt ist, mit gegenständig abzweigenden Querstraßen, soweit keine ältere Verbauung dem Schematismus Einhalt gebot. Die Gründung der Neustadt fällt jedoch zeitlich wesentlich aus jenem Abschnitt heraus, der als „Gründungszeit" der Städte für eine Geschichte des Städtebaues in erster Linie wichtig ist.

Digitized by Google

Die Früchte einer derartigen Studie liegen in der für die allgemeine Siedlungskunde, namentlich die tschechische so überaus wichtigen Gelegenheit zu einer relativen Chronologie, zum Teil sogar einer absoluten Datierung, die bisher nicht glücken wollte. Denn an Hand der immerhin reichen historischen Daten und der Rekonstruierbarkeit des städtischen Wachstums auf Grund der bekannten allgemeinen Entwicklung Prags lassen sich die festgestellten Kerne durch termini ante et post wenigstens einigermaßen festlegen, was alles bei kleinen Siedlungen auf die äußersten Schwierigkeiten stößt. Was die tschechischen Kerne anlangt, ergibt sich die beste Datierungsmöglichkeit durch Zusammenhalt mit den Urstraßen.

Nach dem allgemeinen Bild der frühslawischen Kulturlandschaft[48]) sollte man der nach Norden führenden Handelsstraße das höchste Alter zubilligen. Jedoch wird auch die west-östliche Durchzugslinie für jene Zeit bereits bestehend gedacht werden müssen[49]), in der Prag als Handelsstadt eine Rolle zu spielen beginnt; ja gerade sie muß doch als Voraussetzung hiefür gelten[50]). Nun liegt der Umschwung vom lokalen Siedlungsgebilde zur Handelsstadt von weittragender Bedeutung wohl zweifellos zwischen dem Bericht des sächsischen Annalisten[51]) und dem des Juden Ibrahim, also um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts. Hiedurch erscheinen jene beiden Urstraßen hinreichend absolut datiert. Relativ jünger sollte die Südstraße sein. Hingegen bleiben wir ihr gegenüber ganz auf die Beurteilung des zentral- und südböhmischen Landesausbaues angewiesen, d. h. ganz im Hypothetischen. Immerhin ist ein Vorhandensein zu Ibrahims Zeit auch für sie absolut möglich, im Hinblick auf die ganz klare Führung durch die gewiß früh verbauten Teile gegen St. Valentin zu sogar wahrscheinlich.

Nun müßte die ganze bisher gesammelte Erfahrung über die zentralen Dorfformen, die für jene Zeit als slawisch zu gelten haben, vor allem die überall feststellbare Tendenz nach Abgeschlossenheit und Abseitigkeit vom Durchzugsverkehr ein Irrtum sein, wollte man annehmen, jene beiden[52]) festgestellten Kerne wären n a ch den Urstraßen entstanden. Dann hätten sie sich ihnen geradezu in den Weg gelegt, sich von ihnen durchschneiden lassen, zu einer Zeit, als sie sicher noch nicht im städtischen Gesamtbild aufgegangen waren.

Dies ist im Laufe der Jahrhunderte verhältnismäßig selten geschehen, für jene frühe Zeit erscheint es ganz unglaubwürdig. Ja, es muß sogar einige Zeit für eine gewisse Umstellung der Lebensformen in diesen Siedlungen in Anschlag gebracht werden, von einer rein ländlichen, der zumindest die Anlage des ersten Kernes entspricht, zu einer dem bürgerlichen Leben etwas angenäherten, die die Voraussetzung für jene ungewohnte Durchschneidung bildet.

Relativ zu einander kann wohl dasselbe Verhältnis angenommen werden, das in der Chronologie der Dorfformen allgemein gilt: der Platzdorfkern ist die spätere, um so mehr, als für ihn eine Entstehung als städtische Nachbildung eines ländlichen Typus immerhin möglich ist.

Digitized by Google

Jedenfalls liefert auch diese Seite einen sehr frühen terminus ante. Eine nähere Bestimmung, wann der Altstädter Ring zum Handelszentrum der Stadt wurde[53]), erfließt aus der zeitlichen Festlegung des Prager Brückenbaues[54]). Denn nur nachdem die Verlegung des Schwerpunktes von St. Valentin hierher erfolgt war, ist die neue Überquerungsstelle der Moldau verständlich. Die Mitte des 11. Jahrhunderts wird allgemein hiefür in Anschlag gebracht. Auch dieser terminus ante besitzt noch außerordentliche Tragweite für die allgemeine Siedlungsforschung. Wird doch die Entstehung des Platzdorf-Typus dieser Art von den meisten Forschern erst in die Blütezeit der slawischen Innenkolonisation, in das 11. bis 12. Jahrhundert gesetzt![55])

Nachdem aber jedenfalls mancherlei Gründe für relativ späte Ansetzung der Entstehungszeit sprechen, so drängt sich für den Prager Boden wiederum der Rückschluß auf eine späte Datierung, etwa in das 10. Jahrhundert auf, jedenfalls nicht wesentlich früher als Ibrahim ibn Jakûb Prag besuchte, und damit, wie schon gestreift, die begründete Vermutung, daß die ganze Anlage mit der Dorfform nur die Gestalt gemein hat, der Bestimmung nach jedoch bereits kommerziell ist. Wir hätten es dann mit einer Anlage zu tun, die siedlungskundlich unbedingt bereits unter Städtebau im engeren Sinne fällt.

Die vici Teutonicorum der Quellen zeitlich festzulegen, gelingt nur schwer und auch nur so weit, als wir sie nach Pořič lokalisieren. Hier ist eine deutsche Gemeinde bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts bezeugt. Da wir mit einer deutschen Kolonie aber bereits 100 Jahre früher zu rechnen haben[56]), verschiebt sich der terminus mindestens bis in diese Zeit, ja aus der Unmöglichkeit einer anderen Lokalisierung muß die Wohnstätte der deutschen Kaufleute zu Ibrahims Zeit[57]) ebenfalls bereits am Pořič angenommen werden, was durch das Alter der Handelsstraße, an welche sie sich hält, bestärkt wird. Ein terminus post ist ebensowenig vorhanden wie bei den slawischen Kernen. Die bestenfalls aus dem Pořičer Siedlungsbild herauslesbaren weilerförmigen Knoten deuten jedenfalls auf die Zeit vor der Ausbildung kolonialer Siedlungstypen, also vor die Jahrtausendwende, im übrigen aber gerade deswegen weder auf eine bestimmte Gegend noch Epoche.

Dagegen ist die Gallusstadt geschichtlich wie siedlungskundlich klar faßbar. Terminus ante wäre die Ummauerung der Altstadt, welche in die Jahre 1235—50 fällt, terminus post mindestens die Entstehungszeit der beiden slawischen Kerne, an welche sie sich schmiegt — wenn wir die Anlage nicht auch in den historischen Quellen nebenher erfühlen könnten. Direkte Quellen sind kaum vorhanden; nach Tomek hätte sich der Vorgang durch Lokation abgespielt[58]). Die völlig eindeutige Grundgestalt sowie die topographische Sachlage zu dieser Zeit läßt es auch siedlungsgeschichtlich annehmen. Ob es sich aber dabei um eine Neugründung wie bei anderen Städten handelt, scheint zweifelhaft. Weit eher dürfte es die Verlegung der alten Wohnsitze der Prager Deutschen sein[59]), die, nach Zycha, vom Marktplatz und Theynhof angelockt, der Stadt nähergerückt wären und schließlich in den Mauerbereich einbezogen wurden. Wenn die neue Anlage

Digitized by Google

damals wirklich als eigenes, selbständiges Gebilde geführt wurde, so spricht es entweder dafür, daß die Annahme eines gesamtstädtischen deutschen Stadtrechtes im gebräuchlichen Sinne für die zwanziger Jahre des Jahrhunderts[80]) nicht ganz haltbar ist, oder, was wahrscheinlicher ist, die Gallusstadt ist als Anlage älter, etwa in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts entstanden, zu welcher Zeit eine Selbständigkeit gegenüber der Altstadt durchaus verständlich ist, und die Nachricht über den Lokator Eberhard ist nicht als körperliche Gründung, sondern als eine Art Umorganisation zu verstehen.

Daß die Entstehung der Siedlung und die Ummauerung gleichzeitig erfolgte, oder jene gar als Ausfüllung des Mauernzuges aufzufassen wäre, wie Hoenig meint[81]), scheint bei unserer Auffassung der Siedlungsgestalt ausgeschlossen. Die Begrenzung der Siedlung gegen Südosten wäre unbeeinflußt genau in der gleichen Weise durchgeführt worden und die Mauer tat daher nichts anderes als sich der vollzogenen Sachlage anzupassen.

Die nächste städtebauliche Leistung Prags, die Neugründung der Kleinseite (1257) und alle folgenden Veränderungen bedürfen keiner Datierung, sie sind quellenmäßig belegt.

Der deutsche Städtebau auf dem Boden Prags, gegenüber der slavischen Tradition von außen her bestimmt, also variabel, unterliegt aus diesem Grunde dem Wechsel der Kulturwellen. Sind seine einzelnen Verkörperungen unter der Deckschicht der heutigen Großstadt auch wesentlich verschwommener als bei Städteanlagen für sich, so kann immerhin mit ziemlicher Sicherheit herausgelesen werden, daß zwei verschiedene Einflußwellen einander ablösten. Die erste, die in der Gallusstadt ihren Niederschlag fand, ist ausgesprochen westlich eingestellt. Nur muß man, wie schon gesagt, weniger die unmittelbaren Nachbarn etwa Bayern oder die Oberpfalz heranziehen, sondern entsprechend der rein kolonialen Gestaltgebung die gleichen Wurzeln heranziehen wie im übrigen frühen Kolonisationsraum des Ostens, das Straßenplatz-Planbild der Franken oder seine thüringische Modifikation. Das Waldbild des beginnenden 13. Jahrhunderts mit seiner Kontaktwirkungen trotz der vereinzelten Handelsstraßen verhindernden tiefen Abschließung längs der Gebirge gegen fast alle Himmelsrichtungen gibt die Erklärung zu jener westlichen Beeinflussung auf größere Entfernung; und ebenso für die Umkehrung der Einflußrichtung, sobald die Besiedlung der Sudeten ein Bindeglied zwischen Böhmen und dem deutschen Osten schuf, die politische Betätigung Przemysl Ottokars II. im Gebiet des jungen ostdeutschen Städtewesens die tatsächliche Verbindung herstellte. Die Neugründung auf der Kleinseite ist ihr erster Niederschlag, eine große Zahl böhmischer Neustädte ihre weitere Folge. Prag ist von der Mitte des Jahrhunderts an nur mehr ein Teil Gesamtböhmens.

Anmerkungen

[1]) Vor allem: A. Zycha: Über den Ursprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Przemysliden, Prag 1914. — W. Friedrich: Historische Geographie Böhmens bis zum Beginn der deutschen Kolonisation. Abhandlungen der k. k. geogr. Gesellsch. in Wien IX., Wien 1911. — Lippert: Sozialgeschichte Böhmens in vor-

Digitized by Google

hussitischer Zeit, Wien 1898; ferner die Literaturangaben bei Th. Mayer und J. Pfitzner: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, Hft. 3, 1930/31, Berlin.

[2]) A. Hoenig: Deutscher Städtebau in Böhmen, Berlin 1921.

[3]) Nach Fertigstellung dieser Studie bekam ich die ausgezeichnete Abhandlung Th. Mayers: Aufgaben der Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern, Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1930/31, Heft 3, in die Hand. Abgesehen von der im Sinne Hoenigs gelegenen Verkehrung der genealogischen Stellung der böhmischen Stadtanlagen im Konkreten enthält er im Wesentlichen die gleiche notwendigerweise zu fordernde Umstellung der Städtebauforschung auf allgemein siedlungsgeschichtliche Grundlage und ist mir daher eine wertvolle Bestätigung. Wenn er im übrigen den Stadtplänen als Quellenmaterial skeptisch gegenübersteht, so kann ich dem nicht beistimmen. Zu Irrtümern führt nur unrichtige Behandlung des Stoffes, dieser selbst ist ebenso aufschlußreich wie etwa die Denkmäler der Kunstgeschichte.

[4]) Zycha erkennt diesen Sachverhalt sehr richtig: a. a. O. S. 8.

[5]) In der Theorie auch Hoenig, a. a. O. S. 3.

[6]) Zycha, a. a. O. S. 18: „Für die Stadt als solche läßt sich ... nur das Kriterium einer gewissen Territorialisierung des bürgerlichen Rechtes auf dem Boden einer geschlossenen ... Siedlung aufstellen" (!).

[7]) Die Rechte wechseln häufig. Ganze Gebiete gründen ihre Städte auf „deutsches Recht" allein wie die ländlichen Siedlungen auch. Eines verschwimmt in das andere. Vgl. Tzschoppe-Stenzel: Urkundensammlung zur Geschichte der Städte in Schlesien, Hamburg 1832, u. a.

[8]) Für Böhmen: Zycha: a. a. O. S. 18 und besonders S. 87 ff.

[9]) Diese fehlt einerseits vielen Städten heute noch, tritt bei den meisten erst innerhalb der bildlich verfolgbaren Zeit zu Tage, kommt anderseits bei gewissen Dorfformen (Rhein, Mosel) durchgängig vor.

[10]) Hier muß ich mich auf eine eigene ungedruckte Arbeit über die städtischen Lauben des Mittelalters berufen, worin die Identität gewisser Stadthausformen des endenden 13. Jahrhundert mit solchen vom flachen Lande nachgewiesen wird.

[11]) In jedem Falle Holz, mit größter Wahrscheinlichkeit nur Block- oder Schrotholzbau.

[12]) W. Sombart, der im übrigen logisch von einer Diskrepanz zwischen Dorf und Stadt ausgeht, muß daher in: Der moderne Kapitalismus, 1. Bd., S. 135, notgedrungen feststellen: „Man kann zweifelhaft sein, ob es überhaupt Städte (im ökonomischen Sinne) während des europäischen Mittelalters gegeben habe ..." Vgl. auch H. Jecht: Studien zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte, Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch. XIX. 1926, S. 57: „Wenn ‚Stadt' der Sitz von Gewerbe und Handel ist, dessen Bewohner in ihrem Unterhalt ganz oder überwiegend auf die Erzeugnisse fremder landwirtschaftlicher Arbeit angewiesen sind ... so ist ein großer, wahrscheinlich sogar der größte Teil der mittelalterlichen Städte wirtschaftlich Dörfer gewesen."

[13]) Civitas, villa forensis, oppidum ... für Böhmen s. hiezu Zycha a. a. O. S. 17, 18.

[14]) Hiezu die eigentümliche Stellung von B. Bretholz zu den beiden Komponenten im Städtischen und Zychas Replik a. a. O. S. 12 ff.

[15]) Vgl. die Schlußbemerkung S. 118: „Alle Städte im Lande wurden ursprünglich von Deutschen angelegt, erbaut und bewohnt; die Stadtformen ... sind als nicht autochthon erkannt worden. Ihre Herkunft ist deutscher Art."

[16]) Die Verbreitung deutscher Rechts- und Siedlungsformen in Ungarn (G. Prinz), die gleiche Verpflanzung aus zweiter Hand in Polen weit nach Osten hin, die Wanderung der deutschen Stadttypen im gleichen Gebiet usw.

[17]) Hier und im folgenden wird ihre Ursprungsfrage in keiner Weise angeschnitten. Für unsere Polarität wäre sie ganz nebensächlich. Denn damals muß die Rundlingsgestalt als slawische Eigentümlichkeit gelten. Gute Zusammenstellung der verschiedenen Theorien bei B. Zaborski: über Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung, Breslau 1930, S. 40 ff.

Digitized by Google

[18]) Literatur vor allem V. Tomek: Geschichte der Stadt Prag, 1856. Derselbe: Mapy staré Prahy k letům 1200, 1348 a 1419. 1892. — A. Zycha: Prag, ein Beitrag zur Rechtsgeschichte Böhmens im Beginn der Kolonisationszeit, Prag 1912. — Josef Teige: Základy starého místopisu Pražského. Prag 1910.

[19]) A. a. O. S. 75 ff.

[20]) 1. Karpfengasse—alte Niklasg.—Ring—Zeltnerg. — 2. St.-Valenting.—Marienplatz—Husg.—Brennteg.—Karlsplatz—Wyschehrad. — 3. Josefstädterstr.—Stockhausg.—Kastulusg. — Bereits 10 Jahre vorher hatte W. Friedrich a. a. O., S. 126, aus gleichen Erwägungen die Urstraßen aufgesucht: Die ostwestliche Straße (Zwittauerweg) bestimmt er genau wie später Hoenig, nur entsprechend seiner Annahme, der Altstädterring wäre seit jeher das Zentrum der Stadt gewesen, nur bis zu diesem. Auch die Südstraße (Linzerweg) stimmt überein, nur im letzten Teil durch die Aegidistraße zum Altstädterring abgelenkt, was einem späteren städtischen Stadium entspricht. Die nördliche Urstraße (Meißnerweg) läßt er über die Poříčerstraße in die Zeltnerg. einmünden. Hier verdient Hoenigs Annahme unbedingt den Vorzug. — Friedrich wird von Hoenig nicht zitiert und fehlt in seinem Literaturverzeichnis.

[21]) a. a. O., S. 81.

[22]) Blätter 3952/53 und 4052/53 der Militärsektionen 1 : 25.000. Z. B. Jenštyn, Zlenec, Doubek, Tuklat.

[23]) Böhmischbrod, Nachod, Budin, Tachau . . ., um nur die bei Hoenig veröffentlichten Grundrisse anzuführen.

[24]) 150×200 m, da der kleine Ring erst später durch den eingebauten Rathausblock abgetrennt wurde. Der Freiraum der Siedlung erstreckte sich jedoch wahrscheinlich noch über die anschließenden Einbauten. Ausmaße daher etwa 500×150.

[25]) Vgl. Zycha a. a. O. S. 11 ff.

[26]) übereinstimmend gebraucht bei W. Gley: Die Besiedlung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624. Stuttgart 1926, S. 22. Daselbst auch die gegenteiligen Verwendungen.

[27]) Beisp. Honositz, Milit.-Sekt. Bl. 4149.

[28]) R. Mielke: Die Herkunft des Runddorfes, Zeitschr. f. Ethnologie 1920/22. LII., S. 273.

[29]) Für Böhmen: W. Friedrich a. a. O. S. 142.

[30]) Ganz besonders instruktive derartige Gebilde in der Gegend von Kladrau z. B. Milit.-Sekt. Bl. 4149. Weschoř, Elhotten . . .

[31]) Von Gley a. a. O. in der Mittelmark an Straßendörfern festgestellt, in Böhmen natürlich außerordentlich häufig, z. B. im erwähnten Honositz.

[32]) Nach Zycha fehlen Nachrichten über vorhandene Dörfer auf dem Boden der Stadterweiterung von 1348. Da aber eine ganze Reihe solcher älterer Siedlungsanfänge (Friedrich a. a. O. S. 125 ff, von Hoenig im Prager Plan eingezeichnet) sicher vorhanden war, kommt dem erwähnten negativen Urteil keine Bedeutung zu.

[33]) 650×130 (Milit.-Sekt. Bl. 4150), Přeheischen; in unmittelbarer Nähe Prags Hostomic, 510×130 (Bl. 4052) u. a. m. Vgl. Prager Viehmarkt: 500×130, inkl. dem eingebauten Block 620×130 m.

[34]) Zweite Hälfte des 11. Jhdts. vici teutonicorum; J. Čelakovský: Jura municip. I. Priv. Prag. Nr. 1, p. 2.

[35]) Friedrich a. a. O. S. 127.

[36]) Hauptsächlich von dem im Planbild scheinbar nahegelegten ringförmigen Straßenzug verführt. Dieser ergibt sich jedoch auch bei unserer Annahme ganz natürlich.

[37]) Zuletzt bei Friedrich a. a. O. S. 127 ausgesprochen und mit Ibrahim ibn Jakubs Markt zusammengebracht.

[38]) Kronyka Czeska des Hajek von Libočan, Prag 1541, eine Quelle von sehr zweifelhaftem Wert.

[39]) Besonders deutlich im Elbetal, oberem Marchtal und mährischem Odertal.

[40]) Vgl. hiezu die Zusammenstellung der Sumpf- und Überschwemmungsgebiete für Böhmen bei Friedrich a. a. O. S. 59 ff. Er gibt die Überschwemmungsbreite bei Prag mit 3 km an.

Digitized by Google

[41]) Vgl. dazu die axonometrische Stadtansicht vom Ende des 17. Jhdt. bei J. Teige a. a. O.

[42]) Der Widerspruch zu der bekannten, durch den historischen Sachverhalt (Winterberg gehört bayrischen Grafen) gestützten Zuweisung an das Gebiet bayrisch-süddeutscher Stadtformen ist nur scheinbar, kann freilich in dieser Kürze nicht aufgeklärt werden.

[43]) Stadtpläne veröffentlicht in A. Meurer: Der mittelalterliche Stadtgrundrisse im nördlichen Deutschland, Berlin 1912.

[44]) Zuletzt ausgesprochen bei R. Mielke: Siedlungskunde des deutschen Volkes, München 1927, S. 129.

[45]) Pepulit Bohemos et locavit alienigenas.

[46]) Sehr reichhaltiges Material im städtischen Museum von Prag.

[47]) Eine sehr aufschlußreiche Einzeluntersuchung aus dem Bereich des Breslauer Bistums gibt J. Pfitzner: Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters. Deutsche Hefte f. Volks- u. Kulturbodenforschung, a. a. O. S. 172.

[48]) W. Friedrichs Ansicht über die Ausmaße der böhmischen Urlandschaft und demgemäß auch über die weitere Ausbreitung der Slawen sind durch die seither vorgeschrittenen prähistorischen Forschungen zu korrigieren. Vgl. hiezu auch J. Pfitzners Literaturzusammenstellung und Bericht hierüber, a. a. O. Heft 2, S. 71.

[49]) Ibrahim erwähnt 965 in erster Linie die Ostvölker als Handelsleute, die von Krakau kommen; Lippert nimmt gar eine Verknotung von 6 Straßen in Prag für die Frühzeit an.

[50]) W. Friedrich a. a. O. S. 93: „Nicht die Stadt als Handelsmittelpunkt ist wohl zuerst dagewesen und hat die Wege an sich gezogen, sondern die Verkehrslinien haben in ihrem Kreuzungspunkt die Stadt erstehen lassen."

[51]) Tomek I. S. 50, Fußnoten. Widukind 432 zum Jahre 928. Urbs Prag lokal erwähnt, aber ohne besondere Kennzeichnung als Handelsstadt.

[52]) Zu diesen beiden kommt, wie bereits bemerkt, in gleicher Weise der Viehmarkt hinzu. Die Nachricht des Cosmas über einen bedeutenden Markt zwischen Wyschehrad und der Stadt an der Wyschehrader Straße kann nur auf ihn bezogen werden.

[53]) Tomek a. a. O. Prag, Seite 27, erklärt ihn für die ursprüngliche Marktstätte überhaupt.

[54]) Im 11. Jahrh. Holzbrücke, 1150 zerstört und in Stein erneuert. Vergl. auch Lippert a. a. O. II., S. 193.

[55]) Für Böhmen: Friedrich a. a. O. S. 138 ff.

[56]) Zycha a. a. O. S. 33.

[57]) Nach Bretholzs Meinung wäre die Nichterwähnung der Deutschen bei Ibrahim aus der Selbstverständlichkeit ihrer Aufzählung zu erklären. Jedenfalls folge aus der Wenzelslegende um 980 der Besuch Prags durch deutsche Kaufleute zu jener Zeit. B. Bretholz: Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Przemysliden. München 1912. S. 360.

[58]) Zycha a. a. O. Prag, S. 211.

[59]) Die Lösung der Beziehungen der Deutschen zu ihrer alten Gemeindekirche St. Peter am Poříč in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. ist sowohl hiefür wie für die Datierung der Gallusstadt Beleg. Vergl. Lippert a. a. O. II. S. 140.

[60]) Zycha a. a. O. Ursprung, S. 33.

[61]) a. a. O. S. 85, 86.

Um die Geburt des Kindes

Volksglaube und Volksbrauch im mittleren Böhmerwalde

Von **Günther Tuma**, Hermannshütte

Der Stoff zu den nachfolgenden Ausführungen wurde im Dorfe Birkenhaid bei Obermoldau (Bezirk Winterberg) gesammelt. Man vgl. dazu insbesondere J. Schramek, Der Böhmerwaldbauer, S. 179 ff.

Digitized by Google

(12. Bd. der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Prag 1915) und den Artikel „Geburt" im Hw. Aberglaube, Bd. III.

Schon während der Schwangerschaft werden alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. So darf die junge Frau niemals heiß essen oder mit der Hand ins Mehl greifen, denn da bekäme das Kindlein den „Mehlhund" (weißbelegte Zunge und Mundhöhle). Auch Salz und Sauerkraut darf sie nicht mit der Hand berühren, denn das hätte arge Blasen im Munde zur Folge, die dem jungen Wesen das Trinken erschweren würden. Sie darf nicht in Lauge oder Kalk greifen, sonst wären später Hände und Füße des Kindlein ganz zersprungen, von tiefen „Schrunden" (Rissen) durchfurcht oder ganz „spehr" (vertrocknet). Niemals wird sich die Schwangere unterstehen, Schweinefleisch zu sich zu nehmen, denn dies würde das kleine Körperchen mit schwierigen Ausschlagbeulen bedecken. Dasselbe würde eintreten, wenn sie Speck oder Erbsen essen wollte. Geht sie im Freien, so wird sie niemals über eine Wagendeichsel steigen oder darunter durchkriechen, sonst müßte sie das Kind ein volles Jahr unter dem Herzen tragen. Einen Toten darf sie nicht anschauen, denn dadurch kann sie verhindern, daß ihr Neugeborenes einst ganz blaß sein wird.

Mit Bangen erwarten die werdenden Mütter die Mettennacht. Ist sie finster, so sind schwere Entbindungen zu erwarten. Den schwersten Tag einer jungen Frau bezeichnet man im Böhmerwalde mit „Ousa ei(n)schlogn" (Ofen einschlagen). Alle, welche die Wöchnerin besuchen, gehen ins „Weisat". Dabei bringen die Verwandten allerlei Geschenke mit (Hühner, Butter, Eier, Bettüberzüge, früher gaben reichere Leute auch Goldstücke).

Es darf sich aber niemand einbilden, daß mit der Geburt des Kindes der Aberglauben etwas zurücktreten würde. Weit gefehlt! Nun ist man daran, das Kind gesund zu erhalten. Gleich nach der Geburt darf die Mutter das Neugeborene nicht berühren, denn sonst würde es ein Muttermal bekommen, und zwar in Form einer Kirsche oder Preiselbeere, einem schweinsschwartenähnlichen Fleck mit Borsten, je nachdem, was die Wöchnerin gerne gegessen hätte. Man soll das Kindlein gleich zu beruhigen suchen, denn wenn es in der Geburtsstunde viel schreit, so schreit es alle Tage. Gleich muß es eine Haube auf den Kopf bekommen, damit es sich nicht verkühlt oder den „Vierzger" (Vierziger, Hautausschlag am Kopfe, der 40 Wochen dauern soll) bekommt. Gewöhnlich gibt man auch ein gelbes Tuch über die Wiege, damit das Kind nicht von Gelbsucht befallen wird. Das Gesicht soll überhaupt immer verdeckt sein, daß es keine Schmerzen in den Augen bekommt. Die Fenster werden verhängt, damit die Wöchnerin nicht verhext wird, sonst wird ihr alles, auch das Essen, „verluagt" (verhext) und sie muß langsam „vergehen" (sterben). Nie darf sie allein im Zimmer sein. Wenn sie sich in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes fürchtet, so soll sie die Ausgangshose des Ehegatten unter den Kopfpolster geben, dann kann er nämlich nicht ausgehen.

Die Taufe des Säuglings ist immer ein kleines Fest, welches meist mit allen Verwandten gefeiert wird. Beim Heimkehren mit dem Täufling von der Kirche steckt man ihm einen „Leerbamern Ost" (Lärchenbaumast) in

Digitized by Google

den Wickel, damit er einen „bulleten" Kopf (Krauskopf) bekommt. Die Taufpatin darf erst nach der Heimkehr von der Taufe auf die „kleine Seiten" gehen, sonst werden später gar oftmals die Windeln des kleinen Kindes naß sein. Beim ersten Baden nach der Taufe werden vom Kopf die „Kre(i)sn o'g'woschn", das heißt es wird die Stelle des Kopfes, die mit Taufwasser besprengt und mit Chrysam (Kresen) gesalbt wurde, fest abgerieben. In das Badewasser muß in den ersten sechs Wochen dreimal gespuckt werden, damit das Bad auch wirklich wohltut. Beim Herausnehmen aus dem Bade wird dem Säuglinge das Kreuzzeichen gemacht. Das „Wandl" (Wanne) mit dem schmutzigen Badewasser darf nicht über die Türschwelle getragen werden, da das Kind sonst leicht sterben könnte und im Sarge über die Schwelle müßte; das Wasser muß in einen Kübel entleert werden und auf diese Weise ins Freie kommen.

In den ersten sechs Wochen dürfen die Windeln nicht draußen getrocknet werden, da die Kinder sonst Winde bekommen. Dasselbe tritt ein, wenn die Windeln im Laufe des ersten Jahres erst nach zwölf Uhr mittags vom Stricke oder von der Stange genommen werden. Gegen Würmer erhält der Säugling am Freitag Krautwasser, „weil an diesem Tage das Wurmhaus offen ist", wie sich der Wäldler ausdrückt. Bei Erkrankungen im Munde zieht man zur Heilung den Schwanz einer schwarzen Katze durch die Lippen. Wenn ein Kind nach der Geburt rasch wächst, so muß es bald ins Grab hinein. Dasselbe geschieht auch, wenn die oberen Zähne zuerst wachsen. Bei Fraisen kann man folgende Mittel anwenden: Man gibt über die Wiege ein ausgehobenes Fenster, man legt das „Brauttüachl" oder ein Stück davon auf den Kopf oder kocht „Hühnerdarm" (Sternmieren) in süßer Milch und legt den Brei auf den Bauch. „Kinder in Fraisen" sterben, wenn die Nacht vergeht und der Tag beginnt. Stirbt ein kleines Kind, so muß es mit dem Gesichte gegen die Tischwandbilder schauen. Ein ungetauftes Kind soll unter der Friedhofdachtraufe begraben werden. Stirbt ein Säugling unter sechs Wochen, so soll man ihm das Taufkleid mit in das Grab geben.

Jede Wöchnerin soll sich vorsegnen lassen, weil sonst die liebe Frau im Himmel weint und die Kinder nach dem Tode keine Freude hätten. Geht sie ins Freie, so muß sie ein Tüchl aufsetzen. Niemals soll sie nach dem Gebetläuten ausgehen, damit ihr nicht ein anderes Kind in die Wiege gelegt wird, das etwa ganz krüppelhaft oder wasserköpfig ist. Beim Säugling muß sie achten, daß ihm das Gesichtlein nicht angeregnet wird, denn aus jedem Regentröpflein würde eine Sommersprosse entstehen. Wird ein Kind das erstemal geschoren, so soll dies immer ein Mann tun, denn eine Frau würde dem Kleinen den ganzen Haarwuchs zerstören. Wenn man eine leere Wiege bewegt, so „wiegt man dem Kinde den Schlaf aus". Bis zum ersten Lebensjahre dürfen die Fingernägel nicht mit der Schere abgeschnitten werden, sondern man muß sie abbeißen, da die Kinder sonst stehlen würden. Man muß auch verhüten, daß ein Säugling in einen Spiegel schaut, denn sonst wird er recht eitel. Kinder, die im Schlafe lachen, reden mit den Engeln.

Digitized by Google

Der Nachgeburt einer Wöchnerin schreibt man heilbringende Wirkung zu, wenn man damit die Wunden auswäscht. War es eine Erstgeburt, soll man damit sogar ein Muttermal vertreiben können.

Besitzstand eines Bauern aus Westböhmen im 18. Jahrhunderte

Von **Richard Baumann**, Elbogen

Matthias Moder, geboren im September 1739, heiratete am 16. Oktober 1764 die Maria Magdalena Rahm aus Neusattl. Der hierüber ausgestellte Ehevertrag wurde im 4./5. Heft des zweiten Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlicht. Nach dem „Neusattler sterbbuch von 13ten Januar 1794 bis 16ten December 1830", Fol. 1, starb der Genannte am 12. August 1794 an „Abzehrung". Schon aus seinem Testamente, das er 14 Tage vor seinem Tode verfaßte, kann man Einblick gewinnen in den Besitzstand dieses Bauern, noch mehr aber aus dem „Inventarium", das nach dem Tode seines Weibes (17. Juli 1797) aufgestellt wurde.

Der Inhalt dieses Inventars hat folgenden Wortlaut:

„Inventarium

des nachdem am 10ten August 1794 mit letztwilliger Anordnung verstorbenen Mathes Moder seel. und der am 17. July 1797 ohne letztwilliger Anordnung verstorbenen Magdalena Moderin seel. beede aus Neüsattl hinterbliebene Nachlassenschaft welche den 19ten August 1797 in Gegenwart des hierzu beordneten Raths Kanzellisten Franz Anton Korb der beigezogenen Zeüg- und Schätzleüten Johann Pötzl Geschworner und Johann Andres Brautigam dann des Vormunds Anton Zanckl ordnungsmässig vorgenommen.

Erben befünden sich:

Maria Anna Moderin	9	Jahr
Maria Theresia	18	„
Johann Andres	19	„
Johann Karl	21	„
Anna Rosina verehelicht mit Wenzl Kolb in Altsattl	24	„
Franz Joseph	26	„
Anton verheürathet in Nallesgrün	29	„

	Einzeln		Zusammen	
	fl	kr	fl	kr
An unbeweglichen Gütern				
Das Sub Nro 13 in Neüsattl befindliche Metzen Güthl so gemäß letztwilliger Anordnung (de dato) 29ten July 794 des seel Vatters Mathes Moder soll dem Sohn Franz Joseph mit beibelaß aller hauß geräthschaften wie sie beim hauß befindlich sind, sammt beibelaß 1 Kuhe und einen Ochsen um die übernahms Summa bekommen zu . .	500	—	500	—

Digitized by Google

	Einzeln fl	Einzeln kr	Zusammen fl	Zusammen kr
An Kleidungen				
Die vätterliche Kleidungen sind noch bei Lebszeiten der Mutter unter die Männlichen Kinder vertheilet, somit gänzlich abgetragen worden.				
An Mütterlichen Kleidungen				
1 schwarz Tuchenen Weibsbelz				
1 do Zeüchernen do				
1 braun leedernen do				
1 do. alten				
1 alt Kotonenes Wamsel				
1 übertragenes schwarz zeüchenes Wamsel				
1 Feiglbraun zeüchenes do				
1 grün mit rothen Blumen halbseidene Brust				
1 alt halbseidene geblumte Brust				
1 roth Tuchene Brust				
1 alte blau Tuchene Brust				
1 schwarz Mancheſtene do.				
1 grau und roth geſtreifter dürleteinener Rock				
1 braun und roth geſtreifter do.				
1 braun zeüchener do.				
1 alt roth zeüchener do.				
1 alt röthlicher do.				
1 „ röthlicher do				
1 schwarz zeüchener do				
1 roth zeüchener do				
1 Feiglbrauner do				
1 Tuchener Weibs Mandel				
1 alt paar rothwollene Strümpf				
4 Stuck bruſtlatzln				
An Weiblichen Weſchzeich				
2 ſehr übertragene Tüchln				
2 alte Hemether				
1 roth Kotonenes Fürtüchl				
1 braun do do				
1 geſtreift halbbaumwollenes Fürtüchl				
1 Blau gedrucktes leines do				
3 Stuck leinerne Hals Tüchln				
An Leinwand				
20 Elln Klare Haußleinwand a 15 kr		5 —		
20 Elln grobe do a 10 kr		3 20		8 20

Digitized by Google

	Einzeln fl	Einzeln kr	Zusammen fl	Zusammen kr
An Bethwesen				
1 Oberbethl	1	—		
1 Kopfpölsterl	—	30	1	30
Dann befinden sich 2 Bethln worauf die Kinder Täglich liegen.				
An Gläsern				
2 Bier Gläßer	—	6		
2 Brandweinglaßln	—	2	—	8
An Bildern				
15 Stuck verschiedene auf glas gemahlte Bilder a 7 kr	1	45	1	45
An Schreinerarbeit				
1 Große Laden		45		
1 Andere do		36		
1 etwas schlechtere do		30		
1 Bethstadl		30	2	21
An vorhandenen Getraid Körnern				
5 Strich Korn a 2 fl 30 kr	12	30		
1 Strich Haaber	1	30	14	—
An Vieh				
2 Kühe a 15 fl	30	—		
1 Ochsen	35	—		
1 einjähriges Kalberl	7	—		
2 heurige Kälber a 5 fl	10	—		
2 Schaafe	5	—		
4 Gänßer a 20 kr	1	20		
7 Hühner a 7 kr	—	49	89	9
An zu Conferirenden Heuraths Gütern				
Der Sohn Anton Moder hat bereits erhalten und ab				
Mahsam zu ersetzen als Baares Heürathsgut	30	—		
statt der zu empfangenden Kühe baar	20	—	72	—
Statt der Kleidung	22	—		
Die Anna Rosina verehelichte Kolbin ingleichen Heürathsgut bar erhalten	30	—		
Kleider und Fertigungsstücke	52	—	99	—
die schon empfangene Kuhe	17	—		
Activi Summa			788	13

Digitized by Google

			fl	kr
Pahsiva				
An bisherigen Gerichts, Stempl und Schreibgebühr . .			5	10
Dem Gerichtsabgeordneten an Reiß und Zehrung . .			1	—
Pahsivi Summa . . .			6	10
Das activum besaget	788 fl	13 kr		
die Pahsiva hievon abgezogen mit . .	6 fl	10 kr		
Verbleibt an reinen Vermögen . . .	782 fl	3 kr		

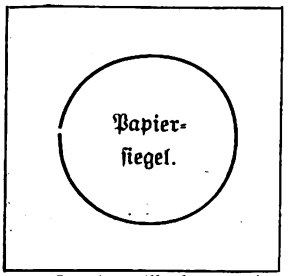
Getreülich verfasset, wird anmit bestättiget.
actum ut Supra.

Franz Anton Korb,
Rathskanzellist.
Johann Pötzl, Geschworner.
Johann Anderes Breitigam als Zeig.
Anton Zanckl als Vormond.

Gegenwärtiges Inventarium ist zu Gericht angenommen, und in dem unterthänigen Inventariobuch einzuverleiben bewilliget worden.

Im Rathe der Königl. Kreisstadt Elbogen den 9. September 1797.

Nepomuk Leinmüller,
Bürgermeister.
Joseph Anton Schmidt, Uria
Sekretär."



In der linken unteren Ecke der vierten Seite steht: „Eingetragen dem unterthänigen Inventariobuch vom Jahre 1796.
Fol.: 46, 47. 48. 49. 50. Präsentirt, den 7. Septem. 1797.
Nr. 47.
per me
Joh. Georg Weitloff,
Grundbuchhalter."

Totenbräuche aus Ostmähren

Von **Franz Götz**, Poschkau

Im Dorfe Poschkau bei Bodenstadt im Bezirke Mährisch-Weißkirchen haben sich bis auf den heutigen Tag verschiedene recht sonderbare Bräuche bei einem Todesfalle erhalten, über die der folgende Beitrag berichten soll.

Noch ringt der im Sterben liegende Kranke mit dem Tode und schon glauben die Angehörigen und Bekannten zu wissen, wann der Todesengel seine Seele in ein besseres Jenseits entführen wird. Es hat bei ihnen „gelaecht", das heißt, sie erhielten verschiedene Zeichen, die ihnen den nahen Tod ihres Lieben verkündeten. Man muß oft staunen, woran diese Leute

Digitized by Google

schon das Nahen des Todesengels zu erkennen glauben, was ihnen alles „Zeichen" gibt. Die Kirchturmglocke läutet heute nicht so hell wie sonst, beim Tischler fallen plötzlich Bretter herunter und verkünden, daß jemand bald sterben werde, in der Kirche kracht die Bank, in welcher der Kranke immer gesessen ist, die Uhr bleibt plötzlich stehen, trotzdem sie aufgezogen war, das Uhrgewicht fällt herunter und rollt zu dem Bette des Kranken hin (Hornik Josef in Poschkau, Haus 17, im Jahre 1924). Als Josef Klitsch aus Koslau im Feber 1928 im Sterben lag, wußte seine in Poschkau wohnende Schwester (6 Kilometer entfernt), Frau Püschel Josefa (Haus Nr. 27), ganz genau, daß ihr Bruder heute in der Nacht gestorben war; denn sie fiel aus dem Bette und hörte dabei ein Krachen auf ihrem Boden. Sie ging nachzusehen, bemerkte aber nichts. Als sie aber zurück kam, krachte es wieder. Nun wußte sie genau, daß ihr Bruder gestorben war. Manchmal klopft es plötzlich an die Tür, ein anderesmal fällt ein Messer unversehens auf den Boden und bleibt stecken. Als der Witwer Bernhauer Isidor im Herbste des Jahres 1927 im Sterben lag, so klopfte es in der Todesstunde dreimal an die Fenster der Witwe Frau Marie Hornik (Bernhauer gedachte sie zu heiraten). Träumt jemand von schwarzen Kirschen, so muß ganz bestimmt jemand von der Verwandtschaft sterben, genau so, wenn man von einem offenen Grabe träumt oder eine Sternschnuppe fallen sieht. Fängt plötzlich ein Spielbild an der Wand zu spielen an, so ist es ein untrügliches Zeichen, daß der Bewußte in dieser Stunde gestorben ist.

Bei manchen Leuten „laecht" sogar eine weiße Dame oder irgend eine „weiße Gestalt" gibt das Zeichen, daß der Kranke in dieser Stunde den Geist aufgegeben hat. Bevor Pfalzner Anna, die Tochter eines Bauers, welche sich im Leipniker Krankenhause befand, starb, klopfte es an die Tür ihres Elternhauses in Poschkau dreimal an. Die erschrockene Mutter ging aufzumachen. Da gewahrte sie vor der Tür eine weiße Dame. Die Frau erschrak, betete und die weiße Gestalt verschwand wieder. Nächsten Tag erhielten die Eltern des Kindes die Drahtnachricht von dem Tode der Tochter. Derjenige, der den Klopfer zuerst hört und die Tür aufmachen geht, oder welcher nachschaut und fragt, wer dort sei, der stirbt als nächster in diesem Hause.

Liegt jemand im Sterben, so wird dem Sterbenden eine brennende Kerze in die Hand gegeben. Um die Hände windet man ihm einen Rosenkranz, der aus Holz gearbeitet ist und dessen Kügelchen — hier: die „Poutelen" genannt — nicht auf einem Draht, sondern nur auf einem Wollfaden aufgefädelt sein dürfen. Ein solcher Rosenkranz verfault leichter als ein anderer auf Draht und hält einen weiteren Todesfall vom Hause fern. Die Angehörigen versammeln sich um den Sterbenden und beten. Stirbt er, dann bespritzen ihn alle Anwesenden mit Weihwasser und machen ihm auf Stirn, Mund und Brust je ein Kreuzzeichen. Hierauf läßt man das „Staobgleckla (Sterbeglocke) lätn". Dann wird der Tote abgewaschen und die Kleider, die er sich noch bei Lebzeiten gewünscht hatte, werden ihm angezogen. War er verheiratet, so zieht man ihm das „Brautenkleid" an. Alles, was an den Toten erinnert, muß aus dem Hause verschwinden. Der Topf, in dem sich das Wasser befindet, mit dem der Tote gewaschen wurde

Digitized by Google

und ebenso der Kamm, mit dem man den Verblichenen kämmte, auch die Seife und das Handtuch werden an jener Seite des Hauses eingegraben, an der die längste Zeit Schatten ist. Auch die Kleidungsstücke, die er vor seinem Ableben anhatte, werden ihm unter die Füße in den „Thrown", den Sarg, gegeben. Der Kopfpolster ist mit Hobelspänen gefüllt, die der Tischler beim Hobeln des Sarges machte. Die übriggebliebenen Hobelspäne dienen zum Ausfüllen des Sarges. Der Strohsack wird verbrannt, während die Pölster und Betten auf den Boden zum Auslüften gegeben werden, falls man das Verbrennen nicht vorzieht.

Bevor noch der Tischler den Sarg fertigstellt, bahrt man den Toten auf ein Brett in einem kühlen Raume auf und deckt ihn mit einem Leichentuche zu, wobei besonders darauf zu achten ist, daß keine Katze in den Raum Zutritt hat, weil es schon oft vorgekommen sein soll, daß dieser ungebetene Gast an dem Toten seinen Hunger stillte. Auf eine Bank oder auf einen Sessel, die der Verstorbene am meisten benützte, werden ein Kreuz und zwei brennende Kerzen aufgestellt; auch ein Gefäß mit Weihwasser ist dort vorbereitet, damit jeder, der den Toten besuchen kommt, denselben besprengen kann. Ist der Aufgebahrte ledig gewesen, so soll jeder Besucher heilige Bildchen bringen, die dem Verblichenen auf den Körper gelegt werden. Hat der Tote die Augen offen, so gibt man ihm Geldstücke darauf, damit sie geschlossen bleiben. Beim offenen Munde wird ihm der Kopf mit einem Tuche zusammengebunden. Alle Verwandten und Bekannten werden zur Leiche, das ist zum Begräbnis, eingeladen, an den Vorbereitungen zum Leichenschmaus wird fieberhaft gearbeitet, nachdem das Totenzimmer frisch „gewaißt", das ist getüncht worden war. War der Tote noch ledig, dann wird das Brautgesinde bestimmt. Im Totenzimmer soll sich kein Spiegel befinden und die Uhr soll stehen bleiben.

Die Einladung zur „Leiche" erfolgt oft auf eine recht sonderbare Weise. So klopft zum Beispiel noch in Gaisdorf (3 Kilometer östlich von Bodenstadt) ein altes Weib mit seinem Stecken an die Fenster der Verwandten und Bekannten des (der) Verstorbenen. Die aus dem Hause tretenden (herausgeklopften) Leute werden sofort vom Todesfall verständigt und zur „Leiche" eingeladen. Die Botin darf das Haus nicht betreten, um nicht den Tod in dasselbe zu verschleppen. Für die Überbringung dieser Botschaft erhält die Frau gewöhnlich ein Geldstück und etwas zu Essen.

Am dritten Tage nach dem Ableben wird der Tote zu Grabe getragen. Von allen Seiten strömen die Verwandten und Bekannten her, um ihm das letzte Geleite zu geben. Bevor noch der Priester und die Sänger kommen, werden die von auswärts Kommenden mit Kuchen und Kaffee bewirtet. Nachher versammeln sich alle, um für den teueren Toten zu beten. Als Herr Alois Pewny im Jahre 1922 gestorben war, so versammelten sich die Leidtragenden in einem Nebenraume des Hauses zum Gebete, der durch einen Hof vom Totenraume getrennt war. Plötzlich verstummten alle ihre Gebete, keiner konnte mehr sprechen. Dieses „Zeichen" wies sie sofort in den Totenraum hin, in dem sie sofort ihre Sprache wiedererlangten; denn man soll nur dort beten, wo der Tote aufgebahrt liegt.

Digitized by Google

Der Priester und die Sänger erscheinen, dem Verstorbenen wird ausgesungen und dann bewegt sich der Leichenzug unter Glockengeläute, bei reicheren Leichen auch mit Musik, auf den Gottesacker, da noch alle Tage vorher der Tote einige Male ausgeläutet wurde. Wenn nun die Träger den Sarg aus dem Hause forttragen, da geht die verbliebene Ehehälfte in den Stall, um das Vieh aufzutreiben und ihm zu sagen, daß zum Beispiel soeben der Herr aus dem Hause fortgetragen wird. Als im Feber des Jahres 1928 Herr Ignaz Schmidt, Ausgedinger im Hause 7 zu Poschkau, der ein großer Bienenzüchter war, starb und aus dem Hause getragen wurde, klopfte seine Frau dreimal auf den Bienenstock und rief aus: „Trauert, eueren Herrn trägt man fort!" Wenn der Verstorbene aus der Stube, in der er aufgebahrt lag, hinausgetragen wird, so kehrt einer der Verwandten oder Angehörigen mit einem Besen dreimal damit gegen die Türe zu.

Ein Lediger (ledige Leich) wird vom Brautgesinde getragen, das sind Burschen, welche mit weißen Schärpen geschmückt sind. Vor der Bahre gehen Trauermädchen, die den Burschen die Kopfbedeckung tragen. Vor diesem Brautgesinde schreitet eine Trauerdame, die eine zerbrochene Kerze trägt. Vor ihr trägt ein kleines Mädchen einen weißen Polster. Während Schärpen und Polster ins Grab geworfen werden, läßt man die Kerze — es ist die Kerze, welche der Verstorbene bei seiner ersten hl. Kommunion hatte — in der Kirche ausbrennen.

Wenn bei dem noch zu Hause aufgebahrten Toten die Kerzen oder das Ollampeyl nachts auslöschen, so gibt es ebenfalls ein Zeichen, daß man aufstehen soll, um sie wieder anzuzünden. Sind die Träger mit dem Sarge draußen, so werden die Sessel, auf denen der Sarg lag, umgeworfen, damit sie nicht bald wieder eine Leiche tragen müssen.

Während der Leichenschmaus, das „Leichenassen" für die außerhalb des Dorfes wohnenden Leidtragenden stattfindet, bevor der Geistliche mit den Sängern erscheint, wird für die Dorfleute der eigentliche Leichenschmaus erst am Abend abgehalten. Das Leid nach dem Toten muß vertrunken werden, damit die Hinterbliebenen auf andere Gedanken kommen. Da geht es oft sehr lustig zu. Früher wurden den Erschienenen Käse, Brot, Butter, Kaffee, Tee und Semmeln vorgesetzt. Heute erhalten die Leidtragenden neben weißen und schwarzen Kaffee und Kuchen oft noch eine Nudelsuppe, Kraut mit Fleisch, auch Zwiebel- oder Zwetschkentunke und einen recht starken Tee vorgesetzt, wobei auch das Bier nicht fehlen darf. Sind einige Witzbolde beisammen, da werden oft recht derbe Witze zur allgemeinen Belustigung gerissen, es wird gesungen, und ist ein Musikkundiger dabei, der bringt sogar seine „Harmonie" (Ziehharmonika) mit. Bei dieser frohen Stimmung fällt es gewöhnlich niemandem ein, an den Toten zu denken. So sitzt man oft bis früh gemütlich beisammen.

Die Jugend hält gewöhnlich den Leichenschmaus im Gasthaus. Oft spielt dort die Musik zum Tanze auf und es geht bei Bier, Wein und Schnaps und fröhlichen Liedern recht toll zu. Ja, das Leid muß vertrunken werden! War der Verstorbene ein Mitglied der Feuerwehr, dann

Digitized by Google

zahlt die Witwe ein oder zwei Faß Bier nebst anderen Getränken, so daß der Leichenschmaus oft viele Hunderter kostet.

Hat man des Verstorbenen Wünsche, die er bei Lebzeiten hatte, nicht erfüllt, so erscheint dann der Geist des Toten in irgend einer Gestalt und sucht sich seinen Wunsch zu erzwingen. Wünschte sich zum Beispiel jemand noch bei Lebzeiten, daß man ihm am Sterbetage ein Licht anzünden soll und man tut das nicht, so kommt er sich dasselbe in der Nacht selbst holen, ebenso sein „Brautenkleid", das man ihm nicht wunschgemäß angezogen hat. Als der Sohn des verstorbenen Ignaz Schmidt, der Bindermeister Julius Schmidt, einige Tage nach dem Begräbnisse seines Vaters am Abend aus dem Wirtshause beim Kreuze des Ortsfriedhofes vorüberging, da erschien ihm eine weiße Gestalt, der Geist des Vaters, und rief ihm nach: „Wo ist der Binder? Wo ist der Binder? Wo ist der Binder?" Er antwortete: „Hier bin ich!" und die weiße Gestalt verschwand.

Die Leute wissen hier sogar die Anzahl und das Geschlecht der Toten in einem Jahre anzugeben. Sie bestimmen das nach dem Tage im Monate Jänner, an welchem die erste Leiche war. Stirbt z. B. am 7. Jänner ein Mann (Frau, Kind), so sterben in diesem Jahre noch sieben Männer (Frauen, Kinder). Wenn die Geräte des Totengräbers, das sind Schaufeln, Spaten, Bahre u. a. in der Totenkammer klappern, so wird der Totengräber bald eine Beschäftigung erhalten; denn es wird bald jemand sterben. Wenn es in ein frisch geschaufeltes Grab schneit oder regnet, stirbt in Kürze wieder jemand. So schneite es am 9. Jänner 1921 in das Grab des Alois Pewny und am 14. desselben Monates folgte ihm schon sein Schwiegervater Johann Röder im Tode.

Wenn die Leute beim Begräbnisse wenig weinen und die Kirchenglocken nachher hell klingen, so wird bald jemand darnach sterben, bei dem wieder viel geweint werden wird. So weinte bei der Leiche der Ortsarmen und blödsinnigen Läßler Marie fast niemand, dagegen zerfloß die ganze Gemeinde in Tränen bei der nächsten Leiche, der unter den Eisenbahnrädern verunglückten jungen Losert Marie aus dem Hause 67 in Poschkau.

Wenn man in die Christnacht geht und am Wege fällt, so „lebt man das Jahr nicht mehr aus", das heißt, man stirbt noch im selben Jahre[1]). Am Heiligen Abend klopft jemand während des Nachtmahles an die Tür oder an ein Fenster und bittet um Einlaß. Derjenige, der ihm aufmachen geht, wird noch im selben Jahre sterben. Fällt ein Bild von der Wand, ohne daß das Glas zerbricht, so sagt man, daß jemand bald aus diesem Hause sterben werde. Fliegt in ein Zimmer während des Tages ein grauer Schmetterling, so glaubt man, es sei der Tod und jemand werde in dem Hause bald sterben. Wenn jemand im Schlafe jemanden rufen hört und durchs Fenster nachsieht, wer dies sei und dabei niemanden erblickt, so stirbt bald jemand aus diesem Hause. Behält der Verstorbene das linke Auge offen, so stirbt bald jemand aus der Freundschaft. Die Verwandten sollen nie selbst Erde in das Grab werfen; sonst würde man ihnen nach-

[1]) Ich selbst bin, als ich zur Christmette 1928 ging, vor der Kirche infolge Glatteises gestürzt, ohne daß sich an mir der Aberglaube bewahrheitet hätte.

Digitized by Google

sagen, daß sie schon froh seien, daß der Betreffende gestorben ist und daß sie ihn gerne begraben. Regnet es, während man den Toten aus dem Hause hinausträgt, so stirbt bald jemand aus derselben Familie. Stirbt die Hausfrau, so soll man in den Stall gehen, die Kühe von ihrem Standplatze wegtreiben, damit sie nicht an derselben Stelle stehen bleiben und soll ihnen sagen, daß ihre Hausfrau gestorben sei. Unterläßt man dies, so stirbt bald sämtliches Vieh im Stalle nacheinander aus.

Beiträge zu einem „Sudetendeutschen Krippenbüchlein"

Vorwort

Der Wunsch, schon heuer mit einem fertigen Krippenbüchlein vor die Öffentlichkeit zu treten, war noch verfrüht. Deshalb bin ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Gustav Jungbauer sehr dankbar, daß er uns Gelegenheit gibt, in seiner Zeitschrift folgende Beiträge der Öffentlichkeit zu übergeben, die im nächsten Jahre ergänzt werden sollen. Die „Arbeitsgemeinschaft der Krippenfreunde" hofft so wieder einen kleinen Baustein zur sudetendeutschen Krippenforschung beizutragen[1]). Frohe Weihnacht allen Krippenbauern und Krippenfreunden!

Jg. Göth.

Krippen in Bensen

Von Franz Tietze

Die älteren Krippen der Stadt Bensen verbrannten meist bei einem Brande am 20. Mai 1863. In früherer Zeit, also vor rund 60 Jahren, waren zur Weihnachtszeit fast in jedem Hause Weihnachtskrippen. Sie waren meist sehr einfach gebaut und nahmen die halbe Stube ein. Schon das Holen von Moos und Dornzweigen galt als Feiertag.

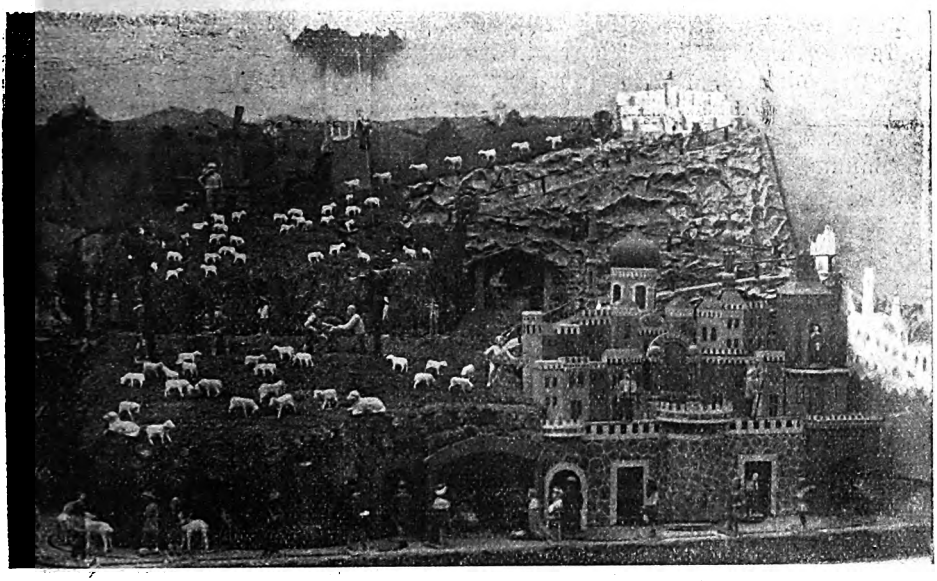
Der Krippenbau wird so ausgeführt, daß das Brett des Krippenbodens in die Höhe der Augen kommt. Es wird mit Schlehdornen belegt, um den Berg richtig herzustellen, der dann mit Moos verkleidet wird. Die Figuren und Häuser werden dann aufgestellt. Die Figuren sind meist aus Papier. Bloß eine Krippe, die demnächst im Museum zur Aufstellung gelangt, hat Holzfiguren und Holzhäuschen. Sie stammt noch aus der Zeit vor 1863.

Auf einer Krippe war ein schlafender Hirte, von dem man sagte, daß zu ihm der Engel kam und ihn weckte, wobei er den Reim sang: „Bruder Rüppel, steh' auf, steh' auf, ein Kindlein wurd geboren", worauf sich der Hirte umdrehte und sagte: „Was, e Rind verloren; mir wans schon wieder finden." Der Schneider Hürtel hatte in den 70er Jahren eine bewegliche Krippe gebaut, die sehr schön war; sie wurde an einen Fabrikanten verkauft. Ihr Schicksal ist nicht bekannt.

Herr Franz Tietze ist Krippenbastler und hat schon über 30 Krippen für Krippenfreunde hergestellt. Er selbst besitzt eine bewegliche Krippe. J. G.

[1]) Über die nordböhmischen Weihnachtskrippen vgl. den Beitrag von A. P. Ulbrich (Schluckenau) im Jahrgang 1929 (6. Heft) unserer Zeitschrift.

Digitized by Google



Bewegliche Krippe aus Bensen. Erbauer und Besitzer Franz Tietze, Polizeiobermachtmeister in Bensen. Größe 1 m 20 cm mal 60 cm.

Die Weihnachts- und Fastenkrippe in Niemes

Von **Josef M. Tittel**

Die Stadt Niemes am Fuße des Rollberges ist als Krippenstadt weit und breit bekannt. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo auch in anderen deutschböhmischen Orten der Hauskrippe eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, finden sich in Niemes Krippen und eigene Krippenkünstler.

Der um jene Zeit weit über die Ortsgrenzen berühmte Bildhauer Anton Suske (1741—1809) und sein Sohn Franz Suske (1788—1847) schufen Krippenfiguren, die noch heute auf einigen Alt-Niemeser Krippen ihren Ehrenplatz innehaben. Ferner schnitzten der Zimmermann Franz Friedrich und seine Söhne Franz, Josef und Johann in ihren Feierstunden manch originelle Figur. Josef Friedrich (1883—1906) betrieb das Bildhauergewerbe als Hauptberuf. Der Maurer Karl Boxhorn und der Tuchmacher Ignaz Linke haben uns ebenfalls recht volkstümliche Krippenfiguren hinterlassen. Der Maler und Photograph Severin Linke (1818 bis 1888) malte wie sein berühmter Zeitgenosse Führich die Krippenfiguren mit Wasserfarben auf Zeichenpapier.

Neben diesen eigenen Erzeugnissen kauften die alten Niemeser auch schöne Tonfiguren, wie solche von den Töpfern in B.-Leipa und dem Krippenbastler Oppitz in Wellnitz um wenige Kreuzer zu erwerben waren. Gemalte Papierfiguren, oft sogar beweglich, lieferte ein Maler namens Statzke aus Oschitz. Eine kunstvoll gemalte Krippe des erst nach seinem

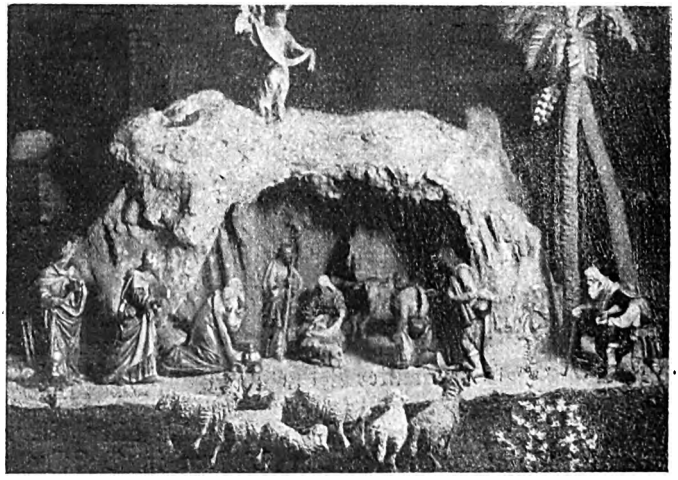
Digitized by Google

Tode berühmt gewordenen Krippenkünstlers Jakob Künzel (1792—1862) kam erst in den letzten Jahren in Niemeser Besitz.

Alle diese alten Krippen waren echte, deutsche Heimatkrippen. Manche waren geradezu typisch für den Ort, seine Bewohner und deren Handwerke. Der Aufbau dieser Krippen war sehr einfach, meist stufenartig. Als Baumaterial wurde selbstthergestelltes Felsenpapier verwendet.

Deutsche bewegliche Papierkrippe des Oskar Prade in Niemes.

Als im böhmischen Niederlande die orientalische Krippe ihren Siegeszug begann, brachten der Landschaftsmaler Franz Berger und der Schnitzer



Krippe aus Niemes. Besitzer Oberlehrer Schwarz. Figuren von Anton Müller, Rumburg.

Digitized by Google

Josef May ihre Arbeiten auch nach Niemes. Bergerlandschaften haben sich bis auf den heutigen Tag viele erhalten. Die Figuren von May lassen deutlich erkennen, daß Josef Führich als Vorbild diente. Neben diesen noch immer als heimisch zu bezeichnenden Künstlern fanden aber auch die neueren Schnitzereien der Grödner immer mehr Eingang auf der Krippe.

In neuester Zeit erfuhr die Niemeser Krippenbewegung einen neuen Umschwung durch die im böhmischen Niederlande neu aufblühende Schnitzerei. Die gegenwärtig tätigen Schnitzer, wie Müller, Herbrich, Wendler, Thiele, Weber, wie auch Kindermann als Landschaftsmaler und Architekturenbauer, haben alles Alte teils wirklich, teils scheinbar in den Schatten gestellt. So herrscht heute in Niemes durchwegs die orientalische Krippe des Niederlandes. Nur die Art des landschaftlichen Aufbaues läßt noch dem Krippenbauer ein Betätigungsfeld. Drei Herrn (Tille, Wanke und Beckert) der heutigen Krippengemeinde können noch selbstgeschnitzte Figuren auf ihren Krippen zur Aufstellung bringen. Die heutige orientalische Krippe ist meist sehr umfangreich (ein halbes oder ganzes Wohnzimmer) und hügelig, flach. Neben kleineren Felspartien, die meist die Stallhöhle bilden und aus Buchenstöcken hergestellt werden, sind grüne Weideflächen, mannigfach von Wegen durchzogen, aus flachem Steinmoos und gegen den Hintergrund aus gefärbten Sägespänen der Natur trefflich nachgebildet. Eine orientalische Stadt mit flachen Dächern und einigen Kuppeln fehlt auf keiner Krippe. Palmen und Olivenbäume werden teils noch gemalt und ausgeschnitten, vielfach aber auch plastisch verfertigt. Ein Ziehbrunnen oder eine Brunnenruine ist ein beliebtes Schmuckstück, während man fließendes Wasser oder Teiche nicht gern darstellt. Die wachenden Hirten sitzen vor einem Zelte um ein Hirtenfeuer. Alle Krippen haben elektrische Beleuchtung. Manche sind geradezu darauf angewiesen, um durch grelles Licht von der Decke oder durch versteckte farbige Lämpchen den Stall, den Verkündigungsengel, das Hirtenfeuer oder gar den Stern in ein entsprechendes magisches Licht zu kleiden.

Nicht nur die Einheimischen, sondern auch viele Fremde besuchen alljährlich die vielen Krippen und nehmen wahre Weihnachtsfreude oder Anregungen zu eigenem Schaffen mit heim.

Niemes besitzt auch eine Fastenkrippe, welche jedes Jahr an einem öffentlichen Andachtsorte, dem heiligen Grabe, zur Aufstellung gelangt und den Ölberg, Kalvarienberg, das Grab und die Auferstehung veranschaulicht. Auch kleine Fastenkrippen werden um die Fasten und Osterzeit in manchen Familien aufgebaut.

Mögen auch heute eigene Krippenkünstler dem Orte fehlen, so bemühen sich dafür um so eifriger die Mitglieder des Krippen- und Hl. Grabvereines, das Erbe der Väter zu erhalten und auszubauen.

Die Reichenberger Weihnachtskrippen.

Über diese hat Josef Syrowatka in einem ausführlichen Aufsatz, erschienen in der „Deutschen Heimat" (Plan bei Marienbad), berichtet, so daß es hier genügt, daraus einige wichtige Punkte zu betonen.

Digitized by Google

Eine Eigenheit der Reichenberger Krippen ist, daß sie außer den aus Holz geschnitzten Schalmeienbläsern gewöhnlich keine anderen Holzfiguren enthält. Sonst war alles (Personen, Tiere, Bäume usw.) auf einfache oder mehrmals übereinander geklebte Pappe oder auf Preßspan mit Erd-, Leim- oder Ölfarben gemalt. Die einzige Krippe Reichenbergs, die durchwegs mit Holzfiguren ausgestattet war, hatte sich der Tuchmacher Josef Müller, der deswegen „Schnitzmüller" genannt wurde, selbst hergestellt.

Die Krippen haben verschiedene Größen. Kleine Wandkrippen baute man gern auf abenteuerlich geformten Buchenschwämmen auf. Sie wur-

Gruppe aus einer Jakob Ginzel-Krippe.

den auch fertig gekauft, ebenso wie die Kastenkrippen von Puppenzimmergröße. Endlich gab es die großen, mehrere Quadratmeter umfassenden Krippen, die alle Jahre neu aufgestellt wurden, wobei der Besitzer trachtete, die Krippe jedes Jahr anders anzuordnen.

Von den Reichenberger Krippenmalern stellen die zwei berühmtesten scharfe Gegensätze dar. Florian Schäfer (1749—1828) pflegte seine Figuren einzudeutschen, indem er sie in das Kleid seiner Zeit hüllte und so gewissermaßen aus seiner Umwelt nahm. Er begnügte sich ferner nicht mit

Digitized by Google

der einfachen flächenhaften Darstellung, sondern machte seine Figuren beweglich. Ihm steht Jahrzehnte später Jakob Ginzel (1792—1862) gegenüber, der die streng historische Weihnachtskrippe in Reichenberg einführte und die Reichenberger Krippenkunst, künstlerisch gesehen, zu vollendeter Höhe führte. Von ihm, den auch sein Freund und Studiengenosse Joseph Führich hochschätzte, stammen über 1000 Krippenfiguren, darunter viele fein geschaute und ausgeführte Gruppen.

Die Zwittauer Weihnachtskrippe.

(Mitteilung vom Verein der Krippenfreunde für Zwittau und Umgebung.)

Der Brauch, Weihnachtskrippen aufzustellen, reicht in unseren Gegenden ziemlich weit zurück. Die ersten vorliegenden Nachrichten stammen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts (um 1680), die uns melden, daß in den Kirchen unserer Orte Krippen zur Weihnachtszeit errichtet wurden. Im 18. Jahrhundert besaßen beispielsweise die zwei Kirchen von Zwittau je eine solche Krippe. Sie dürften recht ansehnlich gewesen sein; denn die Erbauer erhielten jedes Jahr eine eigene Entlohnung für ihre Mühewaltung.

Woher die Zwittauer Krippenkunst kam, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Vielleicht weist der Umstand, daß heute noch auf jeder größeren Krippe unserer Gegend der Einsiedler im braunen Franziskaner-Habit mit dem weißen Gürtel in einer Felsengrotte betend oder betrachtend vorkommt, darauf hin, daß einst die Franziskaner aus der benachbarten Stadt Mähr.-Trübau den Krippenbrauch in den Familien unserer Vorfahren förderten.

Aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts werden bereits Namen von einheimischen Krippenkünstlern gemeldet. Ortsansässige Bildhauer und schlichte Handwerker — Tuchmacher, Webermeister — stellten Figuren, Häuser und Landschaftsmalereien für den Bedarf der Krippenbesitzer her. Man findet heute noch manche Überreste der Kunst dieser Leute. Mag auch das kritisch prüfende Auge dem einstigen Künstler dies und jenes an seinen Holzfiguren zu bemängeln finden, eines leuchtet sofort auf: die Innigkeit und Frömmigkeit der dargestellten Personen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlebte die Zwittauer Krippe unstreitig eine neue Blütezeit. Zwei Berufsbildhauer, Thomas Haberhauer und sein Gehilfe Wenzel Goliasch, schufen Krippenfiguren (aus Holz), die auch höheren Anforderungen entsprechen und dabei einst um billiges Geld zu kaufen waren. Diese Figuren zieren heute noch die großen alten Krippen unserer Gegend. Neben diesen beiden Männern betätigten sich noch andere, gewöhnlich dem Handwerk angehörende Personen, die ebenfalls ganz schöne Figuren erzeugten. Unter diesen ist ein gewesener Tuchmachermeister, Anton Haupt, besonders nennenswert.

Die Zeitströmung in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war der Weihnachtskrippe nicht günstig, so daß der Eifer im Krippenbauen nachließ. Am Ende des Weltkrieges trat ein sichtlicher Umschwung ein. Die Freude an der Krippe und dem Hirtenspiel auf der Bühne erwachte von neuem. Ein eigener Verein der Krippenfreunde für

Digitized by Google

Zwittau und Umgebung trat anläßlich des 700jährigen Krippenjubiläums des hl. Franz von Assisi ins Leben. Am 29. April 1923 wurde die gründende Versammlung abgehalten. Gegenwärtig zählt der Verein 206 Mitglieder.

Die hierortige Bauweise der Krippe unterscheidet sich von der in anderen Orten üblichen und weist einen typischen Ortscharakter auf, wenngleich eine starre Einheitsfront vermieden ist. Etwa in Manneshöhe ist längs der Zimmerwand ein zwei bis fünf und mehr Meter langes und ungefähr 1.20 Meter tiefes Brettergerüst als Grundlage der Krippe errichtet. Zumeist in der Mitte steht der Krippenstall, an dessen (vom Beschauer) linken Seite die Krippenstadt, an dessen rechten das „Feld" ziemlich steil gegen den Hintergrund sich erhebt. Letzterer wird an der Wand durch eine oft sehr schöne und teuere Landschaft, auf Leinwand gemalt, abgeschlossen. In der Ausstattung der Krippe wetteifern die Besitzer, sie scheuen weder Zeit noch Mühe, so daß wohl jede Krippe trotz der typischen Grundform ihre eigene Schönheit und Mannigfaltigkeit aufweist. Die erste Sorge gilt dem Krippenstall. Außer dem aus früherer Zeit stammenden Grottenstall mit den vier bis acht alabastrierten Säulen, welche auf vergoldeten Kapitälern den vorderen Rundbogen des Stalles tragen, finden sich auch neuere Formen, die etwa der Münchner Krippenkunst nachgebildet sind. Die Decke der Grotte samt dem vorderen Rundbogen ist mit goldprangenden Engelsfiguren reichlich ausgestattet. Vor dem Jesukinde, welches von Maria und Josef ehrfurchtsvoll betreut wird, knien oder beugen sich anbetend die „Stallhirten", hinter denen, erst vom „Felde" kommend, die „Geschenkshirten" nahen. Die „Stadt" ist aus schönen Prunkgebäuden errichtet, Nachbildungen berühmter Bauten, Kathedralen, Rathäuser u. ä. Unter diesen gibt es Stücke, die in bezug auf Ebenmaß und künstlerische Zier dem Erbauer alle Ehre machen. Das letzthin erschienene Buch Dr. Ringlers „Deutsche Weihnachtskrippen" (Innsbruck) bringt auf einer ganzseitigen Tafel eine Ansicht der Krippenstadt des Herrn Josef Grolig, Zwittau, Melzgasse 45. Herr Grolig ist Selbstverfertiger der dargestellten Prachtstücke.

Das Feld erstreckt sich ansteigend gegen die „Landschaft" des Hintergrundes. Hier lagern auf hügeligen Triften, die durch zartes Moos oder feine färbige Sägespäne gebildet sind, oder auf Felsgebilden mit spärlichem Graswuchs Gruppen von Schafen mit den dazu gehörenden Hirten. Über den „Wunderhirten" schwebt der Felddengel, der die Botschaft von der Geburt des Jesukindes bringt. Viele Krippen sind elektrisch beleuchtet, wobei die Glühkörper, für das Auge des Beschauers unsichtbar, die hl. Familie sowie das Feld mit mildem färbigem Lichte überstrahlen. Auch ein (elektrisches) Hirtenfeuer fehlt auf manchen Krippen nicht. Machen die Engel mit den vergoldeten Flügeln und der lasierten Gewandung im Lichtschein der Krippe schon großes Aufsehen, so überbieten die hl. drei Könige mit ihrem mächtigen Zuge von Dienern und Reittieren (Pferden, Kamelen und Elefanten) an Glanz und Pracht alles bisher zur Schau Gestellte. Sie behaupten den Vordergrund der Krippe bis zum Feste Maria Lichtmeß.

Es tut der Weihnachtsstimmung des Beschauers keinen Abbruch, wenn viele Krippenbesitzer den Kindern des Hauses und der weiten Umgebung

Digitized by Google

zuliebe einzelne Stücke „beweglich" machen. Ein eigener Mechanismus setzt Holzhacker oder Steinmetze in Bewegung, treibt eine Wasser- und Windmühle an, läßt einen Kuckuck aus dem die Krippe zur Rechten abgrenzenden Walde rufen und setzt einen um die eigene Achse sich drehenden Hirten in die Lage, eine oder gar drei Hirtenweisen aus seiner langen Hirtentrompete („Tute") genannt) im Orgeltone erschallen zu lassen. Ein schönes Bild einer ganzen Zwittauer Krippe bringt die Zeitschrift „Der Krippenfreund", Innsbruck, Oktoberheft 1930. Diese befindet sich im Besitz des Herrn Bernhard Schmeißer, Zwittau, Taststraße 15.

Vereinzelt findet man noch als Erinnerung an die einstige Blütezeit unseres Krippenwesens eine Umwandlung der Krippe in die „ägyptische Reise" und dann vor der Fastenzeit in den „Ölberg". Ja, ein Krippenbesitzer hat noch eine Darstellung der Auferstehung und der Emausjünger. So haben sich einstens unsere Vorfahren einen großen Teil des Kirchenjahres in bildlichen Figuren im häuslichen Kreise vor Augen gehalten.

Erfreulicherweise betätigen sich in den letzten Jahren nicht nur die beiden hierorts ansässigen Berufsbildhauer, die Herren Otto Stiepak und Anton Willimek, sondern auch mehrere Herren, die ähnlich den einstigen Figurenschnitzern einem Arbeitsberufe angehören, auf diesem Gebiete der Volkskunst und setzen so die alte heimatliche Überlieferung fort. In der Weihnachtszeit 1926/27 veranstaltete der Ortsverein der Krippenfreunde in einem Schaufenster des Herrn Tapeziermeisters Karl Hofmann eine Ausstellung von Krippenfiguren und Krippenhäusern. Die zur Schau gestellten Stücke könnten ohne Bedenken neben Erzeugnissen von Meistern des Kunstgewerbes gestellt werden. Außer den genannten betätigen sich mehrere andere Persönlichkeiten auf unserem Gebiete. Der Kürze wegen seien nur folgende genannt, die Herren: Malermeister Karl Langer als Landschaftsmaler und Bildhauer, August Ohner (Friseur) und Johann Siegl (Ober-Wachmann i. R.) als Figurenschnitzer. Der Ortsverein der Krippenfreunde veranstaltete durch drei Jahre Schnitzkurse, welche von den genannten Herren Alois Hanig und Otto Stiepak geleistet wurden. Solche Veranstaltungen erwiesen sich um so dankenswerter, als nur wenige Krippenbesitzer in der Lage sind, größere Geldmittel für ihren Lieblingsgedanken aufzuwenden.

Die Weihnachtskrippe im Sternberger Ländchen

Von **Dr. Dominik Willner**

In dieser Gegend hat die Weihnachtskrippe nur in der Bezirksstadt selbst eine eigene Gestaltung gewonnen. Wenigstens ist nirgends in der Umgebung eine Spur von Weihnachtskrippen zu finden. Und selbst in der Stadt ist sie sozusagen nur noch im letzten Augenblicke gerettet worden. Es konnte eine Aufnahme vorhandener Krippen vor einigen Jahren gemacht werden und sie ergab eine Anzahl von gegen zwanzig. Ursprünglich ist die Zahl eine bedeutend höhere gewesen. Viele sind der Ungunst der Zeit zum Opfer gefallen. Der Mangel religiösen Empfindens und selbst wirtschaftliche Not ließen manches Werk verschwinden und zugrundegehen. Unter den

Digitized by Google

vorhandenen Weihnachtskrippen hat sich der Typ, der sich hier entwickelt hat, ganz gut erhalten und sind Vergleiche mit denen anderer Gegenden möglich.

Die Sternberger Krippenbauer greifen bei der Darstellung ziemlich weit aus. Sie sind nicht zufrieden mit der Geburtsdarstellung Christi, sondern sie trachten die ganze Kindes- und Jugendzeit des Herrn auf ihren Krippen zu zeigen. Es ist da die Herbergssuche Josefs und Marias, die Verkündigung der Geburt, die Geburt selbst, die Beschneidung Christi, die Darstellung im Tempel, selbstverständlich ab 6. Jänner der Königszug, die Flucht nach Ägypten, der zwölfjährige Jesus im Tempel, das Haus in Nazareth, alles umrankt von den Gebilden der Phantasie des Krippenbauers. Den größten Teil nimmt freilich die Darstellung der Geburt des Herrn ein. Die Tempelszene kann mitunter aber so mächtig in das Ganze hineinragen, daß sie einen Großteil der oft bis fünf Meter langen Krippe beherrscht und auf das übrige drückend wirkt. Merkwürdig ist jedenfalls, daß die Geburtsgrotte meist auffallend klein ist und nicht sonderlich im Gesamtbild hervortritt, wie es auf vielen Krippen sonst der Fall ist.

Es kommt aber nicht nur das Neue Testament auf den Krippen zur Geltung. Die Krippen lieben es, den Sündenfall der ersten Menschen zu zeigen, wozu auch der Aufbau eines Paradiesgartens versucht wird. Der theologische Zusammenhang ist gewiß reizend. Sonst kehren aber die üblichen Krippenbilder wieder: der Schafberg (das Hirtenfeld) mit mancherlei Szenen, Wald mit einheimischen und südländischen Bäumen, nicht fehlen darf der Weinberg, der ein unentbehrlicher Bestandteil zu sein scheint. Als Stadt haben wir Jerusalem, Bethlehem und selbst Nazareth. Das Stadtbild ist meist orientalisch und verschmäht manchmal auch die mohammedanischen Zeichen nicht.

Die Krippenarbeiten sind um so besser, je älter sie sind. Das verwendete Material ist Pappe, mitunter zweiseitig bemalt. Wo die Krippen nur bei diesem Material verblieben sind, haben sie recht schöne einheitliche Krippen zustande gebracht. So hat der Meister der Krippe des Rudolf Heger, ein gewisser Franz Maitner, obwohl nur Zimmermann von Beruf, ein wirklich schönes Denkmal hinterlassen, das über 80 Jahre alt ist. Die Arbeiten gehen aber bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zurück, wie die des Malers Iwan. Wir haben aber auch Arbeiten aus der Familie Dickl, die einst den Maler des Altarblattes der Pfarrkirche — eine ganz vorzügliche Leistung — gestellt hat. Die Sternberger Krippenbauer betätigen sich durchwegs als Krippenmaler, bedingt durch das Material. Die Entwicklung war wohl freilich umgekehrt. Das Malenkönnen führte zur Verwendung der Pappe. Daran hielten dann die Nachfolger alle fest.

Vor gut hundert Jahren mag die Sternberger Weihnachtskrippe eine Blütezeit erlebt haben; denn alle die schönen Darstellungen, die wir noch haben, stammen aus dieser Zeit. Hoffen wir, daß die erwachte Liebe zur Weihnachtskrippe wieder eine neue Blütezeit heraufführe.

✣

Digitized by Google

Odrauer Krippengut[1])

Von Johann Böhm

Durch alle Zeiten bildete eine einfache Volkskunst für viele einen Quell der Freude und der Lebensbereicherung. Die gesamte Bevölkerung nahm Anteil an dem Kunstbestreben einzelner Mitbürger und man schätzte die Werke des kunstreichen Meisters, wie man auch den Erzeugnissen eines Kunstliebhabers die Anerkennung nicht versagte. Erst in der neueren Zeit ist es anders geworden, der Bevölkerung ging das Verständnis für den Kunstwert der Dinge fast gänzlich verloren. Was die Vorfahren in Jahrhunderten an gediegenen und künstlerisch wertvollen Dingen zusammengetragen hatten, das verschacherten die Nachfahren bedenkenlos an zudringliche Händler. Von all dem alten Zinngerät, wovon es Stuben voll gegeben haben soll, sind nur ein großer Willkomm und ein paar Krüge und Becher geblieben, schönes Porzellan und Glas sucht man vergeblich, von schönen alten Möbeln gibt es kaum noch einige beachtenswerte Stücke; man kann dies zwar bedauern, aber nicht mehr ändern.

Erfreulicher ist der Stand der Weihnachtskrippen. Hier ist ein gut Stück alter Volkskunst erhalten geblieben, wenn auch wertvolle Krippen bereits in die weite Welt hinausgewandert sind. Unter anderem wurde in den Neunzigerjahren die größte Odrauer Krippe nach Wien verkauft. Sie war eine Lebensarbeit des Schuhmachers Florian Melzer. Heute ist sie im Besitze des Stiftes Klosterneuburg. In den ersten Nachkriegsjahren ging eine kunstvolle, von Alois Heinz geschnitzte Krippe nach Witkowitz. Trotz dieser Verluste ist noch genug beachtenswertes Krippengut vorhanden. Daß es daneben Krippen gibt, welche die breite Kluft zwischen Wollen und Vollbringen offenbaren, kann die Freude an den wertvollen Krippen nicht schmälern. Dabei ist die Krippenkunst noch heute durchaus lebendig. Mehrere Besitzer zeigen mit Stolz ihre selbst hergestellten Krippen. Immer noch wird Krippenzugehör angefertigt, werden Figuren und Lämmer geschnitzt und Ställe gebaut, ganz abgesehen davon, daß beim Aufstellen der Krippen immer wieder dies und das geändert, gebessert, erweitert und verschönert wird.

Es läßt sich heute nicht feststellen, wie weit das vorhandene ältere Krippenmaterial in die Vergangenheit zurückgeht. Einige Figuren von der Krippe der Frau Josefa Unger tragen auf der Fußplatte eine Jahreszahl (1814, 1818, 1822); so ist nachgewiesen, daß diese Krippe über hundert Jahre alt ist. Es handelt sich hier um kaschierte Figuren. Kopf, Hände und Füße sind geschnitzt, während der Körper von der mit Leim oder Firnisfarbe gesteiften Kleidung gebildet wird. Der Hintergrund zu dieser Krippe besteht aus mehreren romantischen Bildern, die mit Wasserfarben auf große Papierbogen sehr gut gemalt sind. Diese Krippe wird dem späteren Bildhauer Josef Heinz zugeschrieben. Dieser soll als Mechaniker nach Odrau zugewandert sein, wo er in einer der Fabriken Beschäftigung fand. Später widmete er sich der Bildhauerei; er starb im Jahre 1872 im Alter von 75 Jahren. Da er im Jahre 1814 erst 17 Jahre alt war, steigen Zweifel

[1]) Lichtbilder vom Verfasser.

Digitized by Google

auf, ob es sich bei dieser Krippe tatsächlich um eine Arbeit des Josef Heinz handelt. Daneben gibt es in der Stadt noch andere Krippen, deren Bestand auf hundert Jahre oder noch weiter zurückgeht. Die neuesten Krippen sind noch nicht zwanzig Jahre alt, so die Krippe des Fräuleins Johanna Peikert, die von dem Bildhauer Josef Klein geschnitzt ist. Klein stammt aus Bautsch, wo er im Jahre 1849 geboren ist. In seiner Jugend lernte er in Odrau die Weberei. Krippenfiguren, die er in seiner ersten Odrauer Zeit schnitzte, erregten die Aufmerksamkeit und gaben Anlaß zu seiner Ausbildung zum Bildhauer. Nachdem ihn künstlerische Aufträge lange Zeit in Rumänien, Rußland und anderwärts festgehalten hatten, richtete er sich im Jahre 1910 für seinen Lebensabend in Odrau, der Heimat seiner Frau, ein. Nun beschäftigte er sich, zum Teil aus Liebhaberei, zum Teil durch die Kriegsnot gezwungen, abermals mit dem Schnitzen von Krippenfiguren. Jugendarbeiten von Klein gehören zur Krippe des Herrn Johann Mattusch; die betreffenden Figuren sind Ende der Sechzigerjahre und Anfang der Siebzigerjahre entstanden. Eine schöne Klein-Krippe besitzt Frau Amalie Schenk, ein zierliches Kastelkrippel von dem genannten Schnitzer Fräulein Fanny Hubatschek.

Der beste Krippenbauer Odraus war der im Jahre 1880 im Alter von 62 Jahren verstorbene Schuhmacher Florian Melzer. Seine Bedeutung liegt in der Großzügigkeit des Entwurfes, ist doch in seiner schon genannten heute in Klosterneuburg stehenden Hauptkrippe das ganze Leben Jesu von der Geburt bis zur Verklärung dargestellt. Aus der Bibel und an-

Figur von der Krippe des Johann Mattusch in Odrau. Schnitzer: Alois Heinz.

Tiere von der Krippe des Franz Martin in Odrau Schnitzer: Alois Heinz.

deren religiösen Werken holte er die Anregung zu seinen Schöpfungen. Die Krippe nahm drei Seiten der Melzer'schen Stube ein; zum Leiden Christi allein gehörten über 600 Figuren. In den Wirrnissen des Lebens suchte Melzer Zuflucht bei seinen Krippen. Jede freie Stunde, auch die Sonntage,

Digitized by Google

verwendete er für seine Liebhaberei. Das Aufstellen der Krippe war für Melzer fast eine Zeremonie. Bei Eintritt des Advents klopfte er mit einem Stab an die Stubendecke und mahnte die auf dem Boden verwahrten Hirten mit dem Liede: „Auf, auf, ihr Hirten!" sich nun bereit zu halten. Die Woche vor dem heiligen Abend war mit den Aufstellungsarbeiten ausgefüllt. Am heiligen Abend mußte alles fertig sein. Aufgeregt, im feierlichen Anzug, ging Melzer gegen Abend vor seiner Krippe auf und ab. Schlag sechs Uhr legte er das Kindlein in die Krippe: so wurde die Feierlichkeit des Augenblickes besonders betont. Zweiunddreißig Kerzen bestrahlten das Werk, Bibelsprüche schmückten die Träme der Stube. Die Melzer'sche Krippe bildete eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Für Melzer war die Krippe nicht Beiwerk, für ihn war sie Lebensinhalt. Angeblich wurde ihm einmal für seine Krippe der Betrag von 100 Gulden geboten, für damalige Zeiten viel Geld; doch konnte sich der Meister zum Verkaufe nicht entschließen. Nach seinem Tode wurde dann die Krippe für 84 Gulden verkauft. In Odrau gibt es noch zwei Krippen, die wenigstens in ihren Hauptteilen Melzer'sche Arbeit sind.

Figur von der Krippe des Frl. Johanna Peikert in Odrau. Schnitzer: Josef Klein.

Zwei schöne Krippen gab es im Schloß, und zwar die des Bildhauers Reymann und die von demselben Schnitzer herrührende Krippe des Kastellans Haas. Auch diese beiden Krippen wurden von jung und alt eifrig besichtigt und die älteren Leute erinnern sich noch lebhaft an die Krippenbesuche im Schloß.

Die Krippe des Kastellans Haas befindet sich heute in der Josefskapelle; die eigentliche Reymann-Krippe soll nach Troppau gegangen sein; von ihrem weiteren Schicksal ist nichts bekannt.

Reymann'sche Figuren gehören zur Krippe des Herrn Mattusch und auch sonst sind da und dort noch einige Figuren von diesem Schnitzer anzutreffen.

Nach der hiesigen Sterbematrik starb der in Troppau gebürtige Bildhauer Anton Reymann im Jahre 1863 im Alter von 56 Jahren. Sein Bruder, der Rentmeister Franz Reymann, verschied im Jahre 1882 im hohen Alter von 79 Jahren. Mit der Annahme, daß der oben angeführte Anton Reymann der Krippenschnitzer sei, steht die Behauptung eines Krippenbesitzers in Widerspruch, daß seine Reymann'schen Figuren zu einer späteren Zeit (in den Siebzigerjahren) entstanden seien.

Mit Odrau im engsten Zusammenhange steht die Künstlerfamilie Heinz. Josef Heinz wurde bereits genannt. Sein Sohn Alois Heinz (1826 bis 1903) verlebte seine Jugend in Odrau. Er erhielt eine künstlerische Ausbildung und nennt sich auf seinen Bildern akademischer Maler. Er besaß

Digitized by Google

dann in Wien eine große Bildhauerwerkstätte, wurde aber mit in den Zusammenbruch der Wiener Weltausstellung hineingerissen. Ende der Siebzigerjahre bis 1893 lebte er dann wieder in Odrau, worauf er nach Troppau übersiedelte. Während seines Odrauer Aufenthaltes beschäftigte sich Alois Heinz auch mit Krippenschnitzen. Sein Sohn Alois ist gleichfalls Bildhauer und lebt noch heute in Neu-Titschein, ein Sohn Rudolfs lebt als Bildhauer in Troppau, wo auch noch ein Enkel, Rudolf Heinz, seine Bildhauerwerkstätte hat. Daß bei solchen Umständen gelegentlich Zweifel auftauchen, welchem Heinz ein bestimmtes Werk zuzuschreiben sei, liegt auf der Hand. Doch ist soviel feststehend, daß die überwiegende Zahl der Krippenfiguren auf den Vater Alois Heinz zurückgeht. Die nach Witkowitz verkaufte Heinz-Krippe des Johann Mendel wurde bereits erwähnt; eine schöne, von Alois Heinz hergestellte Krippe besitzt Herr Franz Martin.

Bei den verschiedenen Krippen entzücken vor allem die Hirtenfiguren durch ihre Mannigfaltigkeit. Schon die Kleidung ist grundverschieden; da gibt es Hirten in Goralen- oder Bauerntracht, andere tragen eine Art Biedermeierkleidung oder erscheinen in orientalischer Tracht. Die Figuren zeigen oft eine Ausführung von hoher künstlerischer Vollendung. Da ist Bewegung und Schwung, da zeigt sich in allen Einzelheiten die Sicherheit des Schnittes. Die Hirten bilden sinnreich zusammengestellte Gruppen. Da ist eine Verkündigungsgruppe, dort steht eine Gruppe erzählender Hirten, der weckt einen schlafenden Kameraden, ein erwachender Hirt macht ein einfältiges Gesicht, der Vater führt das „Jürgla" an der Hand. Es gibt Hirten in liegender und knieender Stellung. Einer trägt ein Schaf auf dem Rücken, einer hält es auf den Händen, ein anderer führt es neben sich her. Da frißt ein Schaf einem Hirten das Brot aus dem Schnappsack. Spielende Hirten erscheinen mit Flöte, Hirtenpfeife, Zugpfeife, Dudelsack oder einer Art Drehorgel, sogar ein Kniegeigenspieler ist da. In langer Reihe marschieren die Hirten mit ihren Geschenken an; sie bringen Schafe, Hühner, Tauben und andere Erzeugnisse ihrer einfachen Wirtschaft. Der trägt die Hühnersteige auf dem Rücken, jener führt sie auf dem Schubkarren. Die Frau schreitet mit dem Milcheimer daher, eine trägt einen Krug auf dem Kopfe, ein hochgewachsener Bauer trägt einen Korb Eier. Der Ziehbrunnen liefert den Hirten das Wasser für ihre Herde. Mit liebevoller Sorgfalt ausgeführte Lämmer und Ziegen erregen unsere Aufmerksamkeit. Da klettert ein Ziegenbock auf einen Felsen, dort kratzt sich ein Zicklein mit dem Hinterfuß hinter dem Ohre.

In der Landschaft gibt es Felsen und Wege und verschiedene Bäume; dahinter stehen Städte mit Mauern, Türmen und Palästen, die wohl als die biblischen Städte zu betrachten sind. Auf diesem Gebiete hat sich die blühende Einbildungskraft der Krippenbauer gründlich ausgelebt.

Zu mancher Krippe gehören verschiedene technische Spielereien. Es dreht sich die Windmühle auf dem Berge, ein Schwan schwimmt über den glatten (Wasser-)Spiegel und trinkt an der Quelle (Krippe des Herrn Martin), da sieht man einen Wasserfall, der Jäger verfolgt das Wild, der Kuckuck ruft auf dem Baume, Holzmacher zersägen einen Holzklotz (Krippe des Herrn Mattusch).

Digitized by Google

Fast jede Krippe hat zwei Besetzungen: die Geburt Christi und die hl. Dreikönige. Die Dreikönige erscheinen in orientalischer Pracht mit Kamelen und Elephanten, schwarzen Dienern und anderem Gefolge.

Die Krippe wird gewöhnlich zu Beginn der Adventzeit aufgestellt; zu Dreikönig wechseln die Figuren und zu Maria Lichtmeß wird die Krippe wieder abgeräumt.

Neben den Figuren heimischer Herkunft gibt es bei den hiesigen Krippen auch Tiroler Figuren, Wagstädter Figuren und allerlei Marktware.

Die Nachfragen über die Herkunft der verschiedenen Krippen und über die bekannteren Krippenschnitzer zeigen deutlich, daß bei der mündlichen Überlieferung gar leicht ein Irrtum unterlaufen kann und daß die Erinnerung flüchtig ist und bald entschwindet. Es erscheint darum von Wichtigkeit, die erlangbaren Angaben in einem Aufsatze festzuhalten[1]).

Die Iglauer Krippe.

Von **Ignaz Göth**

Die alten Tuchmacher pflegten dies Brauchtum in ganz besonderer Weise. In ihren großen Stuben wurde stets zur Weihnachtszeit eine Krippe aufgebaut, die zuweilen 10 bis 20 Quadratmeter Bodenfläche bedeckte, auf

Motiv aus einer Iglauer Krippe.

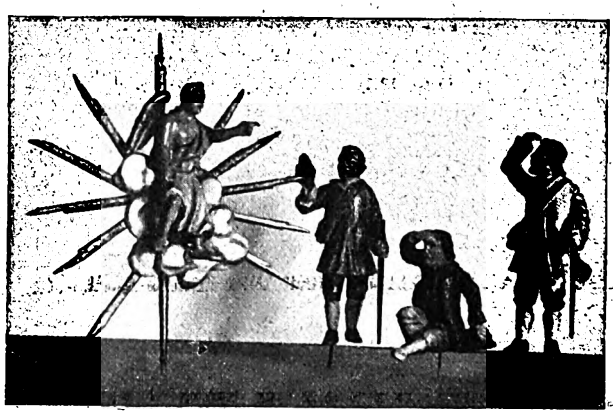
einem Gerüst in Brusthöhe sich entwickelte und oft bis zur Zimmerdecke reichte. Der alte Krippenbauer, geruhsam und besinnlich, wie ihn K. H. Strobl im alten Schwelch verewigt hat, bastelte das ganze Jahr an seiner Krippe. Vom Dezember bis Mitte Feber stand sie im Zimmer und nahm den Ehrenplatz ein. Es brauchte lange Zeit, bis sie eingeräumt

[1]) Weitere Veröffentlichungen über Odrauer Krippengut in der Zeitschrift „Das Kuhländchen" (Neu-Titschein), Band 11, Drei Lichtbilder im Kulturverbandskalender 1931.

Digitized by Google

wurde. Kam die schöne Zeit, dann gab es auf Flur und Hain, in Wald und Heide Sammelobjekte, damit die nächste Weihnacht genug neue Baustoffe finde. Es ist ja heute auch noch so. Die Nachfahren der alten Tuchmacher schaffen bei der Weihnachtskrippe in gleicher Weise.

Das Gerüst, auf dem die Krippe errichtet wird, besteht aus Böcken und Brettern. Kleine Kistchen werden so aufgestellt und verkleidet, daß die natürlichen Erhöhungen herauskommen. Nach rückwärts wird die Krippe durch die „Landschaft" abgeschlossen, das ist ein Bildband, das irgend ein Stück Natur oder eine Phantasielandschaft zeigt, oft dem Wunsche des Krippenbauers aus eigener Anschauung Rechnung trägt und so gemalt ist,



Die „Verwunderung" (Verkündigung). Aus einer alten Iglauer Krippe.

daß ein Bauen nach vorne möglich ist. Der Flußlauf, der sich auf der Landschaft zeigt, fließt nun nach vorne ins Gelände, ebenso setzen sich Hügel, Wiesen und Felder, Waldstreifen und Geländegegenstände fort. Darauf nimmt der Krippenbauer schon Rücksicht und gruppiert sich im großen und ganzen sein Stück Weihnachtsgelände. Er weiß, daß die „Verwunderung", d. i. die Verkündigung der Weihnachtsbotschaft an die Hirten durch die Engel, die „Abweisung", d. i. die Ablehnung der Gastfreundschaft an Maria und Josef, und die „Anbetung" immer aufgestellt werden müssen. Weiden, und zwar eine Rinder- und eine Schafweide, kommen vor, und dann Liebhabereien eines jeden Krippenbauers (Wasserfälle, Mühlen, Felsengebilde, Dorfanlagen, Teiche, Bergwerk, Ackerfeld, Weingärten u. dgl.).

Eine solche Krippe ist dann auch ein Wunderwerk, wie ich schon einmal schrieb.*) Da steht sie, die alte Stadt, auf hohem Berge und schickt ihre Straßen aus nach allen Weltgegenden. Türme und Minaretts, Bollwerke und Mauern zieren sie. Die Wege führen von der Stadt auf Hügel hinan, zu Dörfchen, in Wälder, über Schluchten und Wässerlein; überall stehen die Ansiedlungen der Menschen. Da sieht man eine Ruine, dort

*) Iglauer Krippen, 1925; dzt. vergriffen.

Digitized by Google

stürzt ein Wasserfall zu Tal und treibt eine Brettsäge, da schaut man einen Teich mit Gänsen und Fischern, Schilf faßt ihn ein, eine Wehr hält das glitzernde Wasser auf. Eine Mulde schafft Platz für einen Weingarten. Almhütten scharen sich um Weiden mit ihrem Getier. Ein Dörflein ist zu sehen und schmiegt sich innig an einen Abhang, der auch Weidetieren genügend Futter bietet. Dort, die große Schlucht, führt einen Wildbach ins Tal; vorbei geht es an Meierhof und Ritterburg, an Försterhaus und Ruinen.

Alle Wege sind belebt und alle Menschen, die da eilen, kennen nur ein Ziel, wie die Hirten, denen der Engel verkündet, daß sie eilen mögen, um zum Kripplein zu gelangen. Alle bringen sie ihre Gaben: ein kleines Lämmchen mit blütenweißer Wolle, eine Handvoll Äpfel und Nüsse, ein Tränklein Milch von der Kuh, Fleisch, Brot, Hühner, Eier u. dgl. Die Bäuerin dort in Iglauer Tracht bringt die Gaben selbst, die Magd trägt Obst, durch die Allee vom Schlosse kommt ein Reiter — alle suchen selbst das Wunderkind auf.

Der Mittelpunkt der ganzen hingezauberten Landschaft ist der Stall; der Ort, der das göttliche Wunder sah. Dort „stehen Eselein und Rind", die „atmitzen" über dem hl. Kind". Josef und Maria halten getreulich Wacht. Der Engel des Herrn schwebt über dem Ganzen und verkündet mit freudigem Schall seinen himmlischen Gruß.

So zieht die Hirtenszene vorüber und es kommt der Dreikönigstag, der Prunktag der Krippe. Da treten die Könige mit großem Gefolge auf, bringen ihre Wundergaben dar und verehren das göttliche Kind. Über dem Stalle glänzt der Stern. Die Stalltiere sind zur Raufe gekehrt, um das Kindlein ist ihnen nicht mehr bange. Die Flucht wird dargestellt: Josef hat die Kuh verkauft, um Wegzehrung zu haben und auf dem Esel führt er nun Mutter und Kind dem unbekannten Lande zu. Ein Engel zeigt den Weg.

*

Der Iglauer Krippenbauer hat nun seine Eigenheiten. Seine Figuren sind nur holzgeschnitzt und staffiert; früher gab es „kachierte" mit Wachsköpfen. Jetzt schnitzt sie meist der „Pirnitzer" Poutny (Sohn). Der Vater hatte sie schon in eigenartiger Weise mit einem Taschenmesser (Taschenfeitel) geschnitzt. Als Vorbilder dienten ihm die gemalten Krippenbogen, die man früher in Iglau zu kaufen bekam und aus denen sich die Buben ihre Krippe zwischen dem Fenster der Stube oder der Küche selbst machten, indem sie die Bilder aufzogen, ausschnitten, auf Hölzchen klebten und nun im Moose, das ja an und für sich im Fenster als Kälteschutz war, aufstellten. Vielfach sind nun Pirnitzer Figuren. In neuester Zeit schnitzt auch Vater Pettan und der Sohn staffiert sie. Liebhaber gibt es jetzt einige für diese Arbeit. Nicht jeder Iglauer Krippenbauer ist in der erfreulichen Lage, „Quais"-Figuren zu besitzen, oder solche vom „Jirgerl" (Klaus Georg), oder vom „Nagerlschmied" (Ambros Köck), die sich alle durch edlen Schnitt und charakteristischen feinen Ausdruck auszeichnen und künstlerischen Wert besitzen. — So ist es auch mit den Bauten. Die Stadt, Kirchen, Dorfhäuschen, Schlösser, Ruinen, Mühlen usf. werden meist selbst aus Pappen-

Digitized by Google

deckel oder Holz erzeugt und kulissenartig dargestellt, so daß bloß nur die Vorderseite bemalt ist. Da wird auf nichts vergessen und mit viel Geduld und Genauigkeit werden solche bauliche Spielereien hergestellt. Jeder Krippenbauer will ja alljährlich wenigstens ein neues Häuschen haben. Hat er eine schöne Abbildung gesehen oder war er in einer fremden Stadt, wo ihm ein Bauwerk besonders gefiel, so ruht er nicht eher, bis er es nachgeahmt hat und er es auf seine Krippe stellen kann. So ist es auch mit alten eigenartigen Häusern in Iglau selbst, die abgerissen werden. Der Krippenbauer macht davon ein Modell und man kann es dann auf der Krippe bewundern. So machen es besonders H. Mimmler (Schlößl) und H. Debich (nordböhmisches Bauernhaus). Am Nikolo- und Weihnachtsmarkt kann man noch allerlei solche Häuschen kaufen. — Die Bäume und Sträucher werden auf verschiedene Art dargestellt. Ältere Anfertigungsarten bevorzugen ausgestanzte und bemalte Bäume; sie sind heute seltener, da sie die Sicht nach rückwärts nehmen. Man hatte früher sogenannte „Federbäumchen", die aus grün gefärbten Gänsekielen und Gänsefedern hergestellt wurden. Jetzt nimmt man vielfach Wacholder oder Zypresse oder Bärlapp und erzielt damit gute Wirkung. Künstlich hergestellte Bäume und Sträucher (Goldregen, Flieder u. a.) weiß besonders Frau Schwarz aus lebendem Material, Seidenpapier und gefärbtem Grieß herzustellen. — Felsen- und Felsengebilde werden meist mit „Felsenpapier" gemacht, das ist braunes Packpapier, dem man durch Bespritzen mit Farbe allerlei Tönung geben kann. Geknittert gibt es dann die Formen, die man braucht. Häufig wird auch Kork- oder Baumrinde verwendet. Die Ränder werden mit Moos oder Gräsern verkleidet. — Die Wege sind gelb gestrichene Brettchen, oder man bestreut die Holzleistchen mit feinem Sand. Als Einzäunung dienen Stangenzäune, geschälte Birkenreiser auf Astgabeln, gemalte Zäune, oder es sind Steinriegel nachgebildet. — Die Wässerlein werden durch lichtblaues zerknittertes Seidenpapier oder durch Staniol sichtbar gemacht. Für Teiche eignen sich Wasserpapiere, Spiegel- oder Glasscheiben. Gemalte Wasserfälle helfen rasch in die Tiefe kommen. Stege und Brücken sind natürlich unerläßlich, ebenso Fischer, Wassergeflügel, Kähne, Schilf und dergleichen. — Wald und Flur beleben die Krippe. Der Wald wird meist durch allerlei Bäumchen oder durch ein Verfatzstück hergestellt und mit Jäger, Hund und Wild, Pilzen und Vögeln belebt. Die Fluren sind nötig für die verschiedenen Herden und den Aufenthalt der Hirten. Das gibt liebliche Szenen.

*

Ist alles so recht natürlich aufgebaut, dann wird die Krippe zum Sammelpunkt der ganzen Familie, ja des ganzen Hauses. Freunde und Verwandte kommen zur Besichtigung, und es ist der Stolz des Krippenbauers, wenn er auf alle Einzelheiten und Besonderheiten aufmerksam machen kann. Krippenlieder ertönen und richtige Weihnachtsstimmung hält alle in Bann.

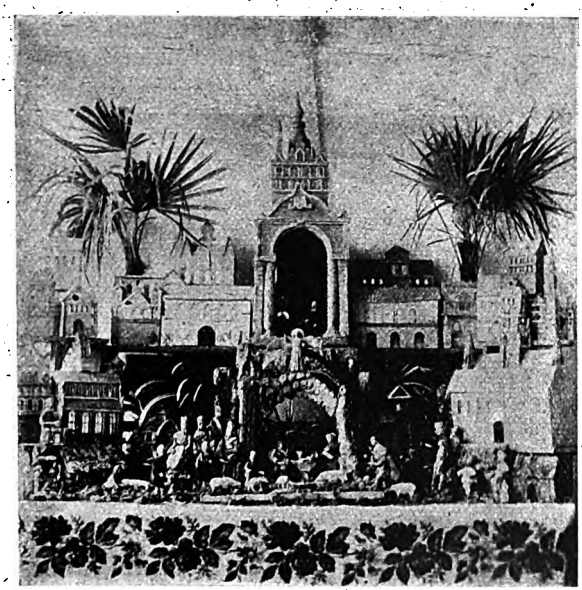
*

Digitized by Google

Zlabingser Weihnachtskrippe

Von Dr. Theodor Deimel

Von den vorhandenen drei Weihnachtskrippen zählt die im Bilde festgehaltene wohl zu den originelleren ihrer Art. Sie ist eine Komposition vom bethlehemitischen Stall, einem Teile von Bethlehem und der Stadt Jerusalem. Das übliche Einrichtungsinventar ist durch Einfügung des orientalischen Straßenlebens belebt. Die biblischen Ereignisse der Geburt des Heilandes und der Anbetung durch die hl. drei Könige sind ergänzt



Krippe aus Zlabings.

und zu einem passenden und plastisch sehr wirksamen Abschlusse durch die Angliederung der Darstellung Jesu im Tempel von Jerusalem gebracht. Dementsprechend bildet die Stadt Jerusalem und der Tempel gleichsam die Krönung des Ganzen.

Die Krippe ist das Werk eines Zlabingser Bürgers namens Josef Zivuschka, der 1880 bis 1884 daran gearbeitet und die Anregung hiezu wahrscheinlich durch eine Pilgerreise, die er gemeinsam mit einem Einsiedler, Frater Johann von der Fronleichnamskirche in Zlabings, unternommen hatte, erhalten hatte.

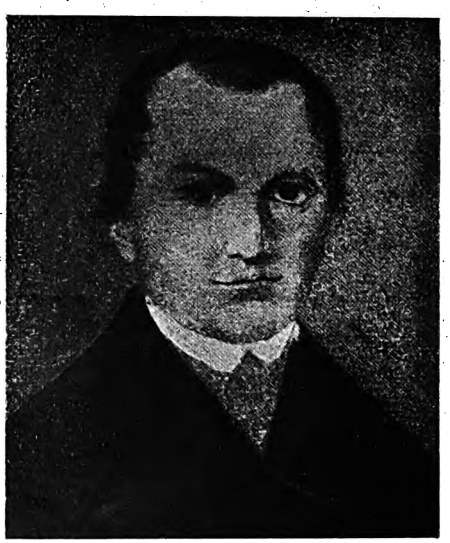
Die Krippe wurde viele Jahre in der hiesigen Pfarrkirche aufgestellt, befindet sich aber derzeit teilweise im städtischen Museum und teilweise in der obenerwähnten Fronleichnamskirche.

Digitized by Google

Dr. J. J. Lorenz, der erste Mundartdichter des Egerlandes

Von Dr. F. Waidhas, Elbogen

Während andere deutsche Stämme schon Mundartdichter aufzuweisen hatten, die weit über die Grenzen ihres Gaues hinaus Bedeutung erlangten, war bei dem durch seine Eigenart, sein zähes Festhalten am Althergebrachten bekannten Stamme der Egerländer bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts jeder Versuch unterblieben, die Mundart in die Dichtung einzuführen. Alte Volkslieder beweisen, daß an und für sich der Egerländer keineswegs arm ist an dichterischer Begabung. Auch Goethe kannte derartige Lieder und hat unter anderen Anregungen den Magistratsrat



J. J. Lorenz.

Sebastian Grüner auch zur Sammlung egerländer Volkslieder veranlaßt. Ein Dichter ist aber dem Egerlande auch jetzt, wo das Interesse für das heimische Volkstum zu erwachen begann, noch nicht erstanden.

In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts tritt plötzlich ein Mundart-Dichter des Egerlandes auf, der es versteht, in seinen Werken nicht nur den heimischen Dialekt getreulichst wiederzugeben, sondern außerdem auch in den dargestellten Personen echte Egerländer von Schrot und Korn zu zeichnen, mit Fehlern und Schwächen, aber auch all dem, was den Charakter des Egerländers so wertvoll macht, seine offene Geradheit, sein Beharren auf dem Altüberkommenen, seine innige Heimatliebe. Wie viele Dichter das Egerland heute auch aufweisen mag, die sich der heimischen

Digitized by Google

Mundart bedienen, so gut und echt vieles von ihren Dichtungen ist, Doktor Lorenz ist bisher nicht übertroffen worden.

Das Leben des Egerer Arztes Dr. Johann Jakob Lorenz war eine Folge von unaufhörlichen Schicksalsschlägen und es ist umso erstaunlicher, daß der Dichter trotz aller Enttäuschungen sich wenigstens in der Dichtung seinen Humor bewahren konnte. Lorenz stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Sein Vater Christof Lorenz gehörte dem Egerer Bürgerstande an, hatte aber zeitlebens schwer um die Erhaltung seiner Familie zu ringen. Er war zuerst Vorbeter bei St. Niklas in Eger und gab sich, um seine geringen Einkünfte etwas zu verbessern, den Anschein, sich auf den Verkehr mit Geistern zu verstehen, also im Besitze geheimer Kräfte zu stehen. Das abergläubische Volk, auf dessen Unbildung Lorenz spekulierte, gab ihm den Namen „Teufelspachter". Diese außeramtliche Betätigung war die Ursache, daß der Vorbeter Lorenz bald seine Stelle verlor. Er wandte sich nun dem Trödlergewerbe zu und pachtete schließlich ein kleines Anwesen am Egerer Anger. Dort wurde am 28. Oktober 1807 Johann Jakob Lorenz geboren. Des Sohnes frühzeitig sich bemerkbar machende Anlagen veranlaßten den Vater, ihn in das alte, damals sechsklassige Egerer Gymnasium zu schicken, das der Knabe, während seiner Studienzeit auf Freitische bei wohlhabenden Bürgern angewiesen, 1825 absolvierte. Er ging an die Universität in Wien, wo er sich den philosophischen Studien widmete. Seiner eigentlichen Neigung zu den Naturwissenschaften und zur Medizin entsprechend, wohl auch vielleicht deshalb, weil eine freie Entwicklung der philosophischen Disziplin durch das auf allem lastende Metternichsche System gehemmt wurde, wandte sich Lorenz 1827 dem Studium der Heilkunde zu. Die Erteilung von Privatstunden mußte ihm das Studium ermöglichen. 1832 absolvierte er nach andauernden materiellen Kämpfen. Nun aber fehlten ihm völlig die Mittel für die Prüfungstaxen und auch den Lebensunterhalt für die Zeit der Vorbereitung zu den Prüfungen mußte er sich selbst verdienen. Als Erzieher und Hofmeister schlug er sich wohl durchs Dasein, aber es blieb ihm nicht die nötige Zeit zum Studium. Erst 1839 legte er die erste Doktorprüfung ab. Dann kommen lange Jahre, in denen Lorenz sich durchringen muß, ohne zu einer Prüfung zu gelangen. Die Ereignisse des Jahres 1848 rütteln ihn wieder auf, er beteiligt sich an den Studentenunruhen und kehrt dann anfangs der 50er Jahre in seine Heimat zurück, wo er nun mit allen Kräften auf seine zweite Doktorprüfung hinarbeitet. Seine Studien beschränken sich nicht nur auf sein engeres Fach, sondern auch die verwandten Naturwissenschaften beschäftigen ihn sehr. Ausflüge in die engere und weitere Umgebung der Stadt Eger fördern das Entstehen einer schönen Mineraliensammlung, von deren Reichhaltigkeit die Aufzeichnungen des späteren Arztes in seinen „Notationes et elaborationes" Zeugnis geben. Lorenz' Wanderungen brachten ihm aber auch noch andere Schätze ein, deren Vorhandensein sich erst später zeigte; lernte er doch seine Heimat genau kennen, die Sprache des Volkes, seine Sitten und Gebräuche und erweckte das alles sein poetisches Empfinden. In diesen Jahren entstanden des Dichters schönste Dialektdichtungen, „Die Geschichten des alten Hirten" und „Der Beedlmäa".

Digitized by Google

Trotz der gründlichsten Studien konnte Lorenz nicht daran denken, sich den Doktorhut zu erringen, da es ihm wieder an den Mitteln mangelte, um die teuere Reise und die hohen Prüfungs- und Promotionstaxen bezahlen zu können. Auch die Bemühungen seiner stets um ihn besorgten Schwester Barbara, den Bruder vorteilhaft zu verheiraten, hatten keinen Erfolg. Als schließlich aber 1854 der Prior des Egerer Dominikanerklosters, P. Amand Müller, Lorenz die nötigen Mittel lieh, legte er seine zweite Prüfung ab und wurde am 28. Juli 1854 zum Dr. med. promoviert. Er eröffnete nun in Eger und Franzensbad seine Praxis.

Zur selben Zeit ließ Dr. Lorenz seine „Sagen aus dem Egerlande" (später „Die Geschichten des alten Hirten" benannt) und den „Beedlmâa" in J. M. Firmenichs Sammlung „Germaniens Völkerstimmen" erscheinen (Berlin 1854).

In den nächsten Jahren entstehen Dr. Lorenz' weitere Dichtungen im Dialekte und auch hochdeutsche Gedichte. Letztere sind zum Teile im „Egerer Anzeiger" erschienen. Alle übrigen Gedichte außer den bei Firmenich abgedruckten enthält der einzige leider von drei Bänden erhaltene „Tom. III. Notationes et elaborationes Doctoris Med. Joh. Jacobi Lorenz. 1856." Der Band zeigt, daß Dr. Lorenz sich auch weiterhin wissenschaftlich betätigte und bringt u. a. einen längeren Aufsatz „Der elektromagnetische Telegraph", der vom 19. Juli 1856 an in Fortsetzungen im „Egerer Anzeiger" erschien.

Die äußeren Lebensumstände des Dichters wollten sich aber nicht bessern. Nach erfolgter Promotion fehlte es wieder an dem Nötigsten, um sich entsprechend einzurichten und standesgemäß auftreten zu können. Eine vorteilhafte Heirat sollte Abhilfe schaffen. Durch Vermittlung eines Freundes kam die Bekanntschaft des Dichters mit Martha Eberl, Tochter eines Magistratsrates, zustande, die schließlich zur Ehe führte. Allein mangelnde Geistesbildung der Frau und vor allem der Umstand, daß infolge des Fehlens einer besonderen ärztlichen Praxis die junge Frau die Kosten des Haushaltes tragen mußte, machten schon anfangs die Ehe zu einer unerquicklichen. Nach zwei Jahren kam es auf Grund eines stillschweigenden Übereinkommens zur Trennung der Ehegatten.

Zu allem Unglück wurde nun der starke, kräftige Dichter von einem schweren Lungenleiden befallen, mußte sich vollständig zurückziehen und lebte mit seiner Schwester in den drückendsten Verhältnissen. Bald nach der am Krankenlager erfolgten Aussöhnung mit seiner Gattin starb Dr. Lorenz am 1. Dezember 1860. Seine Schwester Barbara war gezwungen, den Nachlaß zu verkaufen, so daß des Bruders Aufzeichnungen zum größten Teile verloren gingen. Nur der erwähnte 3. Band seiner „Notationes et elaborationes" ist erhalten, vom Verbleib der ersten zwei Bände ist nichts bekannt.

Ein bitteres Schicksal hat es Dr. Lorenz nicht gegönnt, seine Fähigkeiten voll zu entwickeln und zur Geltung zu bringen, weder in wissenschaftlicher noch in dichterischer Hinsicht. Trotzdem bringen seine wenigen Dichtungen sein reiches Gemüt, seinen Sinn für Humor recht deutlich zum Ausdruck. Lorenz' Heimatliebe, verbunden mit dem Versuche, auf Grund der wissenschaftlichen Studien auch die erdgeschichtlichen Voraussetzungen

Digitized by Google

für die heutige Gestalt des Egerlandes aufzuzeigen, sehen wir in den „Geschichten des alten Hirten" deutlich ausgedrückt. Das interessante Franzensbader Moorgebiet, der erloschene Vulkan Kammerbühl, die Soos, weiters der Dillenberg sind die Orte, an denen die Phantasie des Volkes Zwerge und andere sagenhafte Wesen voraussetzt, auf deren Tätigkeit die Umwandlungen, die im Laufe der Erdgeschichte mit dem Egerlande vor sich gingen, zurückgeführt werden. Auch die Irrlichter im Moorgebiete geben reichlich Stoff für die Bildung von Volkssagen, der „Häimáan" treibt sein Wesen und verscheucht oder lockt an, wer sich in die Nähe wagt. Treuherzig erzählt der alte weißhaarige Hirte mit seinem kalten Pfeifchen bei Lorenz, wie nach der Volksüberlieferung das Egerland früher aussah und wie die Wandlung vor sich ging. Der Alte ist seinem Herrn ein treuer Knecht gewesen, der nun, da er nicht mehr arbeitsfähig ist, das Gnadenbrot auf dem Hofe ißt, dem er sein Leben lang redlich gedient hat. Dabei hütet er die wenigen Schafe. Ein Kenner seiner Heimat wie selten einer. Lorenz' Wanderungen während seiner Studienzeit zeigen hier ihre reifste und schönste Frucht. Besonders schön ist die Sprache. So schildert der Dichter durch den Mund des Hirten Franzensbad einst und jetzt: „Dáu am Saling drunt'n wáiß ih áls Bou nu, daß gáua neks dáu g'ständ'n is áls da Saalingstuak, daneben a hülzana Schupf'm u nu a weng weita r áini a báinzis Wirthshaus. Ma háuts nea r am Schladana Saaling g'háißn. Af dera gánz'n Háid u dáan Saalinger Moda r is glátt udel gout gáua neks g'wáksn, niad amal a Groos, wos's Vöich gáan g'freßn háit, vüll wenga sunst wos. Dáu wáa r áa Köih-wámpm áa da r ánan, da r áin schō ángst a báng woarn is ban hell-löicht'n Togh. Wamma näa r a weng aini gánga r is van Knüttl-wegh, dáa selwa schō schläat g'nough wáa, sa wáa latta buad'n-láusa Sumpf vul Kolmas, Räiarich, Wássaschaa u fua Zeugh. —

Schöll ma r áffa sog'n! Öitza stenga Häusa dáu, wöi d' Schlössa, áinsschenna r áls's ána, as da gánz'n Welt kumma d' Leut häa tauf'nd u tauf'ndweis, reich u buanam, dans wida g'sund wäan vō r unnern Saalingwássan, döi sünst neks áls Köiwámpm g'wef'n sann, wal sie hobm niad o-laffm künna, r an báinzinga Saaling as-g'numma, dáa schon imma r in aran Stuak g'fáßt wáa da ur-ált'n Zeitan. Ih sogh, dáu wiad nu amál a gráußa Stod dras, nu gräißa áls unna r álta Jaghastod selwa r is wenn's asua furt gäit." —

Gleichzeitig mit dieser Dichtung erschien bei Firmenich 1854 das Gedicht „Da Beedl-máa". Ein Bettler philosophiert da über seinen „Beruf", der ihm der schönste dünkt zu jeder Jahreszeit. Auch seine Kinder sollen nichts lernen und werden nicht in die Schule geschickt, denn:

Ih sogh, a Beedl-máa háut af da Welt nu mid's best Leben,
Ea braucht káin Huaf, derf a káa Steua geben,
Ea gräamt sie ümm neks u háut a káa Sorg,
Das a r Emats wos schuldi waa, nimmt a neks af Borg,
Mit sein „'gelts Gott" zohlt a r áls báua r as; u ih schöllt
Nu wos ánas áls a Beedl-máa wean af da Welt?
Dáu waa ma!"

Digitized by Google

Die derbe, resolute Bäuerin führt uns das Gedicht „'s Bauanwei am Märk" vor Augen. Die Bäuerin, die auf dem Markte ihre Waren verkaufen will, ereifert sich über die Städterinnen, welche an allem etwas auszusetzen haben, dabei ungeniert alle Ware betasten und von allem kosten wollen:

„Bäl räppt ma döi ins Kraut zussat ümm dräā u käut!
Wal ich ia's niat grod ümmasünst geben kää, wiad s' fälsch u schreit:
»Ös schnäuzt's enk in d' Händ u gäitts äffa's Kraut damit häa, r ös Säu!«
Sie schnäuzt si' owa grod asua, mi häißt s' denna a dreckats Bauanwei.
An Geest strupfm s' ma van Schmettn oia, d' Butta zwackn s' ää mid
Fingan, kulschwääz, als wenns Mist glodn häidn u älrid
A n änara; an Zwärk fressn s' ma brockn-weis weg, dös is grod as,
Säggt ma wos, häißt's: „Dau wiads zougäih ümm ara Bröckl Kas!"

Sie klagt über die Kaufleute in der Stadt, die hohe Preise fordern, als ob die Bauern das Geld haufenweise zu Hause hätten. Sie geht gar nicht gerne in die Stadt. Anders die Männer! Die benützen jede Gelegenheit, um ins Gasthaus zu kommen, wo sie saufen und raufen. Die Frau schildert nun im weiteren drastisch, wie es dabei hergeht. Die Städter seien allerdings kaum besser, obwohl sie sich über die Bauern lustig machten. Die Bauern prahlen gerne mit ihrem Besitz und geraten sich meist dadurch in die Haare:

„Ich" bäigt dar r Ai, „ich ho du' an gräißt'n Huaf unta Enks dreian" —
„Owa ich ho's mäist bäua Göld unta r Enk älln!"
„Ih", schreit a Anara, „ih ho du' an gräißtn Ockf'n unta r Enk." —
„U ih ho d' schwast Sau alai."

Neben der Bäuerin, die tüchtig in der Wirtschaft ist, aufs Geld sieht, manchmal vielleicht zu sehr, aber jedenfalls meist den Besitz zusammenhält, sehen wir also den etwas großspurigen Bauern, der im Wirtshause gerne zu viel des Guten tut und dann anderen seine Überlegenheit zeigen will. Im Gedichte „Da Fläichbaua" zeigt uns Dr. Lorenz den konservativen Sinn des Bauern, der von allem Neuen nichts wissen mag, vom „Schtudian" nichts hält, vor allem dann nicht, wenn der „Gschtudiate" ein Einheimischer ist. Der Bauer hält an alten Hausmitteln fest, wenn ihm etwas fehlt und glaubt, daß ihm allein durch „Böißn" geholfen werden könne.

In der Prosadichtung „D' Gäas u da Kiadn-hund" murrt der Kettenhund über sein Dasein und wird von der Gans gründlich zurechtgewiesen. In diesen beiden Gestalten vermutet Justizrat Dr. E. Reichl*) wohl mit

*) „Unsere Landsleute", Egerer Jahrbuch 1898. Dr. Lorenz' Dichtungen erschienen: Die „Sagen aus dem Egerlande" (später „Die Geschichten des alten Hirten" benannt) und „Da Beedlmäa" 1854 bei Firmenich. Die übrigen Dialektdichtungen außer dem „Lied van Bauan mit Chor" veröffentlichte H. Gradl im „Egerer Jahrbuch" 1871, 1877 und als Sonderabdruck bei J. Kobrtsch und Gschihay in Eger 1882 und 1888. In neuerer Zeit erschien dort noch eine 3. Ausgabe. Lorenz' hochdeutsche Dichtungen erschienen vereinzelt zuerst in Zeitschriften und wurden, soweit sie erhalten sind, zum größten Teile von Reg.-Rat Dr. Karl Siegl im „Kalender für das Egerland" 1911 zum Abdrucke gebracht. Das erwähnte „Lied van Bauan mit Chor" ist nur handschriftlich im Tom. III. der „Notationes et elaborationes" überliefert.

Digitized by Google

Recht Knecht und Magd, so daß das Gedicht als eine Art Tierfabel betrachtet werden kann. Die letzte egerländische Dichtung von Lorenz, wenigstens soweit sie bekannt sind, ist das „Lied van Bauan mit Chor", etwas sehr derb geraten und wohl deshalb noch nirgends abgedruckt.

In allen genannten Dichtungen hat Dr. Lorenz ausgezeichnet den egerländerischen Volkston wiedergegeben und lebenswahre Gestalten gezeichnet. Das ist sein Verdienst neueren Mundartdichtern gegenüber, bei denen entweder der Dialekt oder aber die dargestellten Personen Mängel in der Echtheit der Wiedergabe aufweisen. Dr. Lorenz gebührt nicht allein das Verdienst, überhaupt zum erstenmal in der heimischen Mundart geschrieben zu haben, sondern er nimmt unter allen Dialektdichtern des Egerlandes noch heute eine bevorzugte Stellung ein.

Eine Antoniusmonographie als Beitrag zur religiösen Volkskunde

Von **Dr. Eugen Lemberg**, Münster i. W.

Mit der Überwindung der mythologischen Deutungsversuche sind der Volkskunde vielfach neue Wege eröffnet worden. Der große mythologische Bereich hat sich in den Augen des Volkskundlers in verschiedene Gebiete gespalten. So hat sich eine Reihe von mythologisch gedeuteten Objektivationen als aus der Vorstellungswelt der christlichen Kirchen erwachsen gezeigt. Damit ist die religiöse Volkskunde und insbesondere die Erforschung des kirchlich-religiösen Lebens zu einer neuen Bedeutung gelangt. Neue Antriebe erhielt diese kirchlich-religiöse Volkskunde durch die Arbeiten des bekannten katholischen Pfarrers Weigert (vgl. Josef Weigert, Religiöse Volkskunde, 2. u. 3. Aufl., Freiburg 1925), denen auf protestantischer Seite die Schrift von Boette W., Religiöse Volkskunde (Leipzig 1925) gegenübersteht. Einzelne Gebiete, besonders die Sprachinseln des deutschen Ostens, zeigen sich in dieser Art der Volkskunde als besonders fruchtbarer Boden (vgl. die Arbeiten zur religiösen Volkskunde der deutschen Sprachinseln, die gegenwärtig aus dem volkskundlichen Seminar von Prof. Gustav Jungbauer hervorgehen).

Eine starke Verknüpfung mit kulturhistorisch höchst bedeutsamen Entwicklungen erreicht die religiöse Volkskunde dort, wo sie sich mit der Geschichte der Verehrung einzelner besonders volkstümlicher Heiliger befaßt. Es zeigt sich manchmal, daß solche Heilige sogar an Stelle mythologischer Gestalten der germanischen Götterwelt treten, die früher als Mittelpunkte eines reichen Brauchwesens galten. Das ist etwa mit dem hl. Nikolaus der Fall, der lange als Nachfolger Wodans galt, während neuere Arbeiten das Erwachsen der Nikolaus-Bräuche aus orientalischen und südfranzösischen Nikolaus-Legenden erweisen. (Vgl. „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande". Eine kulturgeographisch-volkskundliche Untersuchung. Von Privatdozent Dr. Karl Meisen, Düsseldorf. Im Erscheinen

Digitized by Google

begriffen.)[1]) Wertvolles Material steuert für diese Art der volkskundlichen Forschung besonders die von Georg Schreiber herausgegebene Sammlung „Forschungen zur Volkskunde" bei. Im 4.—5. Heft dieser Sammlung hat Schreiber selbst Grundlinien dieser kulturgeschichtlich gesehenen Erforschung der Verehrung volkstümlicher Heiliger entworfen. In Heft 1—3 der Sammlung hat Beda Kleinschmidt die Verehrung der hl. Anna im Volksleben geschildert. In dem nunmehr erschienenen Hefte 6—8 wendet sich derselbe Verfasser dem hl. Antonius von Padua zu, dessen Jubiläum im heurigen Jahre begangen wird. (Antonius von Padua in Leben und Kunst, Kult und Volkstum, von P. Dr. Beda Kleinschmidt O. F. M. — Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, Heft 6—8, 442 Seiten in Quartformat, 13 Tafeln und 388 Textabbildungen. Holzfreies Kunstdruckpapier. Ganzleinenband, Preis RM. 24.—. Druck und Verlag von L. Schwann, Düsseldorf.) — Hier ist nun in einer überaus reichen Ausstattung ein sehr zahlreiches Material zusammengetragen. Die Tatsache, daß der Verfasser ein Ordensbruder des Heiligen ist, hat diesen Reichtum an Material ermöglicht, der durch 13 Tafeln und 388 Textbilder gekennzeichnet wird. Kulturgeschichte und Volkskunde wirken zusammen. Neben den Werken der ersten Künstler erscheinen die Äußerungen der Volksfrömmigkeit in Kunst, Brauchtum, Dichtung und Aberglauben, die sich um die Person eines so ungemein volkstümlichen Heiligen rankt. Es tritt besonders hervor, wie eine solche Heiligengestalt in immer neuen Formen schöpferisch auf die Produktivität des Volkes wirkt und aus einer ganz beschränkten Anzahl von Einzelzügen und Legenden eine unendliche Reihe von Dichtungen und Bräuchen entwickelt, ja Züge und Mächte anderer Heiliger auf sich herüberzieht, wie denn auch der hl. Antonius die Gestalt seines Ordensgründers Franziskus von Assisi beim Volke rasch in den Hintergrund gedrängt hat.

Neben dem Teil des Buches, der das Fortleben des hl. Antonius in der Kunst schildert, und darin besonders durch die Heranziehung der deutschen Barock-Kunst neues Material aufdeckt, zieht besonders der dritte Teil die Aufmerksamkeit des Volkskundlers auf sich. Hier befaßt sich Kleinschmidt mit der volkstümlichen Verehrung des Heiligen und schildert, wie er durch volkstümliche Legendendichtung und Brauchübertragung und ähnliche Vorgänge in das Familienleben und in das Gemeinschaftsleben des Volkes, als Patron in Kriegsgefahr, in Seenot, in Krankheit und materiellen Nöten, als Patron der unfruchtbaren und gebärenden Frauen eingedrungen ist.

Dem Werke hat der Herausgeber Georg Schreiber eine Einleitung vorangesetzt, in der er auf die volkskundliche Bedeutung des hl. Antonius hinweist. Durch ein chronologisches Verzeichnis der Antonius-Literatur, eine Sichtung der Quellen und Biographien, erleichtert das Prachtwerk auch eine weitere volkstümliche Forschung in dieser Richtung.

[1]) In der gleichen Sammlung „Forschungen zur Volkskunde" wird ferner erscheinen: St. Kümmernis und Volto Santo. Studien und Bilder. Von Doktor G. Schnürer und Dr. J. M. Ritz.

Digitized by Google

Die Pflanzen im Volksleben der Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl

Von **Georg Tilscher**, Kornitz.

Im Hefte 2/3 des 4. Jahrg. der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde bringt Ad. Glücklhorn einen Aufsatz über die Pflanzen im Volksleben des Mieser Landes. Es dürfte vielleicht von volkskundlichem Interesse sein zu erfahren, wie sich die Beziehungen zu der umgebenden Pflanzenwelt in anderen Volksgebieten gestalten. Dadurch wäre auch Gelegenheit gegeben, Vergleiche anzustellen und aus Gleichheiten, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten Schlüsse zu ziehen. Diese Erwägungen haben zur vorliegenden Arbeit angeregt.

Die Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl[1]) besteht, bzw. bestand aus den Ortschaften Deutsch-Brodek (D. Br.), Döschna, Wachtl (W.), Ölhütten, Runarz (R.) und Schwanenberg. Der letzte Ort, eine deutsche Kolonie, entstanden durch Zerstückelung eines Meierhofes im Jahre 1786, ging, da man nach dem Umsturze die deutsche Schule sperrte, dem Volkstum verloren. Die Sprachinsel liegt etwa 30 Kilometer westlich von Olmütz auf der wenig fruchtbaren Drahaner Hochfläche ziemlich abseits vom Verkehre und zählt beinahe 4000 Seelen. Die Bevölkerung ist arm und erhält sich zumeist durch Landwirtschaft und Heimarbeit. Durch die auch heute noch in größerem oder geringerem Maße bestehende Abgeschlossenheit von der großen Welt und infolge des Umstandes, daß weitaus die meisten Bewohner Landwirtschaft betreiben, ist die Bevölkerung hier inniger mit der Natur verbunden als in reinen Industriegebieten. Die Beziehungen zu den Pflanzen sind hier noch vielfältig und oft von altersher überkommen. Sie sollen im folgenden, soweit sie eben erfaßt werden konnten, für die gedachte Untersuchung aufgezeigt werden.

Die Sprachinsler sind Blumenfreunde. Zur Sommerszeit grüßen aus den kleinen Fenstern der meist weißgetünchten Häuser und Häuschen allenthalben bunte Blumen „Richn", in Wachtl „Schmäckn". In „Richnschermrn", Schmäcknplätschlen" (W.), die oft nur ausgeschiedene und entsprechend zugeklopfte Milchgeschirre sind, werden gezogen: „Richndicher Muschkööt" mit langstieligen, zarten, wohlriechenden Blättern und unscheinbaren Blüten, der reich blühende, nicht besonders angenehm duftende „Roßmuschkööt, „Zigeunermädel" (Geranien), Rosmarin[2]), Fuchsien, „Basalka" (Basilienkraut), Balsamine, „Kötznkraut", „Monatsrieslen", Meerzwiebel, vereinzelt Hortensie, Myrte, Judenbart, Blätterkaktus, Passionsblume, Petunia usw. Die Fensterblumen zieht man zumeist aus Ablegern. Vor dem Einsetzen in die Erde spaltet man sie, klemmt in den Spalt ein Hafer- oder Gerstenkorn, damit sie besser wachsen, und stülpt

[1]) Vgl. J. Blösl, Die Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl. 1. Teil. Geschichte. Znaim 1921. 2. Teil. Volkskunde. Landskron 1928.

[2]) Mit Rosmarinzweigen schmücken sich die Hochzeiter. Zur Kirmes tragen die Burschen mit schmalen, bunten Seidenmaschen verzierte Rosmarinstengel, Geschenke ihrer Liebsten, auf den Hüten; in Ermangelung solcher wohl auch bloß unverzierte Wacholderzweiglein.

Digitized by Google

wohl auch ein Glas darüber. Besonders gerne setzt man den Hochzeits- oder Kirmesrosmarin. Sein Anwachsen ist dann eine gute Vorbedeutung. Gedüngt werden die Fensterblumen mit Ziegenlorbeeren. Sie danken durch üppiges Wachstum und reiches Blühen.

Fast bei jedem Hause findet man auch ein Fleckchen im Garten, auf dem Blumen gepflanzt und gepflegt werden. Nie fehlen da die „Därnrieslen", eine rosarote Abart mit kugeligen, halb aufgeblüht, nestartigen Blüten und einem eigentümlichen süßen Dufte und eine reichblühende weiße Art. Redensarten: „Bar bell d' Rumsn richn, muß ärscht dörch d' Därnr kvichn." Nach einem guten Mahle ist einem manchmal „bi a Riesla än Leib". Von einem gesunden Kinde heißt es: „Es hot Banglen (Wangen) bi (wie) zwai Rieslen." Ein vielgesungenes Lied beginnt: „Von schönen Rosen fallen auch die Blätter ab." Zu den Gartenblumen der Sprachinsel gehören ferner: das Gottesholz; die Pettzeigschnierlen (Runarz), Patrschnierlen (D. Brodek) (Bandgras); die violette Schwertlilie; die dunkelrote „Fölzruus" (Pfingstrose), deren Blütenblätter zu Fronleichnam auf die Wege, die der Priester mit dem Allerheiligsten beschreitet, gestreut werden. Tee daraus ist ein viel verwendetes Mittel bei monatlichen Störungen der Frauen. Die frischen Blütenblätter verhalten sich Laugen gegenüber wie Lakmus und werden der Blaufärbung des Speichels wegen trotz des unangenehmen Geschmackes von den Kindern gekaut. Der Name „Fölz" dürfte eine Abkürzung aus Valtes, Valentin, sein. Auf der Sprachinsel gibt es mehrere Familien mit dem Übernamen „Fölz". Im zeitlichen Frühjahr blühen die gelben „Märznpächr", die weißen, duftenden „Lelgn" (Narzissen), im Sommer dann die gelben Feuerlilien, Tulpen genannt, und im Herbste die bunten „Georginen". Vor 40 Jahren gehörte zum Sonntagsstaate eines jeden Mädchens eine „Rich", in Wachtl „Schmäck", die sie kunstvoll zu winden verstanden[3]). Außer den genannten Blumen wurden hiezu noch verwendet: Nelken, Sommetrieslen (Tagetes), Junfrieslen (chines. Nelken), Faffrminz (Hölskrättich. D. Br.) und Krausaminz — erstere heilt, wie schon der Name sagt, allerlei Halsleiden, von letzterer darf man ohne Wissen des Besitzers nichts abreißen, sonst zieht sie weg — Morchnbleeter (R.) Moargnbleeter (D. Br.) Moargamäntsblettr (W.), eine Salbeiart mit zarten, wohlriechenden Blättern, gefüllte Gänsblümchen, Jörgablimlen (R), Prebrlen (D. Brodek) — Aurikel —, Ysop, Saturei (Faffrkraut), Junfr im Grünen, Paaprln (Malven), Astern, Reseda, Goldknopf (voller Hahnenfuß), Strohblumen, Tiegolen (D. Br.), Kapuzinerkresse. „Sunnaruusen" verleihen den Blumenbeeten namentlich an sonnigen Herbsttagen einen eigenen Reiz und werden gerne gepflanzt. Die Samen der Blumen werden zumeist von hausierenden slowakischen „Semenarschn" gekauft. In einem Winkel des Gartens führt der „Parbinkl", Immergrün, ein stilles unbeachtetes Dasein. Man hat ihn nicht gern vor Augen; wehe Erinnerungen knüpfen sich an ihn. Mit seinen dunkelgrünen blätterreichen Zweigen umflicht man nämlich die Särge der Kinder und der jung Verstorbenen. Bei dem einen oder anderen Haus wächst auch der „Liebstöckl". Der stark duftende

[3]) „Gämmr zu richn!" war ein viel benutzter Annäherungsversuch.

Digitized by Google

Pflanze schreibt man große Heilkraft zu. Sie ist deshalb in dem Blumenbusch, der in der Fronleichnamswoche in der Kirche für das Vieh geweiht wird, stark vertreten. Bei Erkrankungen im Stalle ist ein Absud hievon das erste Mittel. Aus den hohlen Stengeln verfertigen die Kinder allerhand Spielsachen. Da und dort stehen auch ein Strauch Wermut, „Bermett", dessen bitterer Tee bei Magenverstimmungen getrunken wird und dessen zu Kugeln gerollten Blätter krankem Vieh, besonders Gänsen, eingegeben werden, „Sölbnbleetr" (medizin. Salbei), deren Aufguß man als Gurgelwasser, deren abgebrühte warme Blätter man zu Umschlägen bei Halsschmerzen verwendet, Kamillen „Meetr" (D. Br.), Eibisch und „Gaatl" (D. Br.) Eberraute. Kamillentee wirkt krampfstillend, Eibischtee huststillend. Gaatltee und Gänsblümchenabsud hilft bei Fraisen kleiner Kinder.

An Sonn- und Feiertagen oder bei besonderen Anlässen erhalten, bzw. erhielten die Wandbilder, das Wandkreuz, etwaige Statuen frischen Blumenschmuck, ebenso die Wegkreuze, Bildstöcke und Marienkapellchen, die auf geeigneten, stillen Stellen der Verbindungswege zum Ausruhen und zu besinnlicher Andacht einladen.

Auf Gräber pflanzt man die erwähnten Gartenblumen, besonders gerne die rotgelben Ringelblumen, die sich von selbst vermehren und mit deren Saft man schmiert, wenn ein Glied verrenkt oder eine Ader gezogen ist. Von den Gräberblumen heißt es: Wer eine solche abpflückt und zu ihr riecht, verliert den Geruch.

Einen richtigen Gemüsegarten kennt der Sprachinsler nicht. Er hat beim Hause nur Pflanzbeete, die zur Heranzucht des Rieben-(Wrucken-) und Krautsamens, bzw. der betreffenden Setzlinge dienen. Kraut wird übrigens auf der Sprachinsel nur in Wachtl gebaut. Erst wenn die Pflanzen ausgesetzt sind, etwa Mitte Juni, wird an ihre Stelle Salat gepflanzt. Für den täglichen Küchengebrauch sind da noch 1 oder 2 Stunden „Schnietlich", etwas Schnittpetersilie[4]), Zeller (Sellerie), einige „Zwiebelröhrlen", Knoblauch und Dille „Tell" zum Einsäuren des Krautes und zum Würzen von „Seetlasoppn", Siedlsuppen. Alle anderen Gemüse werden von Grünzeughändlern gekauft, gewöhnlich am Sonntag anläßlich des Kirchganges. Gurken „Onürkn" (R.), Hönürkn (D. Br.) kommen wegen der hohen rauhen Lage auf der Sprachinsel nicht mehr gut fort. Fast in jedem Garten steht aber der eine oder andere Strauch „Krien", Kree (W.). Seine brennend scharfe Wurzel wird in die sonntägliche Milchtunk gerieben, zur Herstellung blasenziehender Pflaster bei entzündlichen Krankheiten und eines bewährten Hustenmittels, bestehend aus geriebenem Kren und Honig, verwendet. Im Sommer packt man Butter zum Versand gerne in Krenblätter. Leider bekommt sie davon einen unangenehmen Geschmack. Von einem energischen Menschen sagt man: „Dar hot Krien ein Leib", von einem gesunden: „Ar is fresch bi Krien." Statt mit Schnittlauch würzt man im Sommer Einbrennsuppen gerne mit den fein geschnittenen Blättern der Gundelrebe „Gundrum".

Der Salat wird mit Salz, Essig und heißem Speck angerichtet und mit

[4]) Der Absud der Petersilien- und Zellerblätter gilt als harntreibend.

Digitized by Google

saurer Milch, wenns hoch geht, mit „Schmeeta" übergossen. Kraut[5]) wird süß und gesäuert verwendet. Zu letzterem Behufe wird es „eig'schorbt" und in Fässer eingetreten. Aus Sauerkraut wird eine sehr gute Siedlsuppe „Krautsopp" hergestellt. Krautwasser wird gerne getrunken und von armen Leuten zum Kochen von Krautsuppe erbeten. Sehr beliebt ist geröstetes und gesüßtes Kraut als Kuchenfülle (Krautkuchen). Leute, die sich Kraut nicht kaufen können, säuern statt desselben Wasser- oder Stoppelrüben ein. Vom Kraut sagt man: Kraut fellt d' Haut. Wenn jemand ins Licht tritt, heißt es in Wachtl: „Du host Kraut gass'n." „Du bersch't's Kraut fett möchn"! ist die spöttische Umschreibung für Unfähigkeit.

Kohl (Keel) kommt nur an Sonntagen auf den Tisch. Da wird gewöhnlich auch ein Stückchen Fleisch gekocht. Die anderen Tage der Woche sind fleischlos. Vom Kohl geht die Sage, er werde um so besser, je öfter er aufgewärmt wird, weil jedesmal Fett hineinkomme.

Die Zwiebeln werden gewöhnlich von hausierenden Slowaken, die sie in langen Zöpfen zum Verkaufe anbieten, erstanden. Ihre Verwendung in der Küche ist bekannt. Zwiebelsaft ist ein bewährtes Hustenmittel. Man bereitet ihn, indem man die Zwiebeln brät und dann ausdrückt. In den 12 Losnächten wird aus dem Verhalten von Salz, das man in 12 Zwiebelschalen gelegt hat, die die Monate des Jahres versinnbildlichen, auf die Witterung in den betreffenden Monaten geschlossen.

Knoblauch (Knobloch) wird namentlich beim Braten und beim Einpökeln des Fleisches gebraucht. Er dient auch zur Herstellung der viel gekochten Knoblauchsuppe. Mitunter wird er roh zum Brot gegessen. Bähschnitten werden mit Knoblauch eingerieben. Bei rheumatischem Zahnschmerz wird er ins Ohr gesteckt. Der Genuß von Knoblauch und Zwiebel gilt als sehr gesund.

Die Gurken werden wie der Salat jedoch ohne Speck zubereitet, oft auch nur geschält und mit Salz bestreut gegessen. Hie und da gezogene „Pluuzr", Kürbis, werden wie Süßkraut verwendet.

Auf Stangen wird noch die Feuerbohne „Fisol" gezogen. Die grünen Schoten werden wie Kohl zubereitet. Die reifen Früchte sind ein beliebtes Spielzeug für die Kinder.

Auf der Sprachinsel stehen die Häuser und Häuschen einzeln, durch Gärten voneinander geschieden. Wegen der hohen Lage kommt Obst hier nicht mehr gut fort, besonders in Wachtl und Ober-Brodek. Die Gärten dienen da hauptsächlich zur Grasnutzung. Ortsübliche Obstarten sind: Schbörza und ruunta Kerschen (Vogelkirschen). Letztere heißen, wenn sie sehr saftig sind, Molknkerschn; dann ung'rische (g'froppta) Kerschn; doch sehr vereinzelt. In der Küche werden sie zum Füllen von Kuchen und Knödeln, Klieslen (R.), Schleuschken (W.) verwendet. Es heißt, mit großen Herren sei nicht gut Kirschen essen, man bekäme da die Kerne und Stiele ins Gesicht geworfen. Im Kriege wurden Kirschenstengel zur Herstellung eines guten Tees gesammelt. Mit den schlüpfrigen Kirschenkernen schießen

[5]) Zum Abhalten von Wild stellt man in die Kraut- und Rübenfelder mit alten Kleidern behängte Puppen, „Krautscheisr". „Krautscheisr" ist ein beliebtes Spottwort für einen schlappen Menschen.

Digitized by Google

die Kinder aufeinander. Von den Bauern heißt es, daß sie in der Kirschenzeit am frömmsten seien, weil man da allerorten ihre Rosenkränze fände. Wäxln (Weichseln). Durch Einlegen in Branntwein erzeugt man den sogen. Weichselschnaps. Die Blätter werden mit Dille zum Einsäuern der Gurken benützt. Karlatken[6]), Roß-, Handsflauma, Galflauma, Doranzn, Fleimlen (Gal- und Schwutzfleimlen), Zwetschkolen. Ihre Verwendung ist bekannt. In obstreichen Jahren werden sie zu „Kleedrich" verkocht, bei welchen Anlässen das junge Volk zusammen kommt und allerlei Scherz und Kurzweil treibt. Die zerkochten Zwetschken heißen „Lack". Diese darf nur mit hölzernen Löffeln gegessen werden und wird durch langsames Kochen unter ständigem Umrühren eingedickt. Beliebt ist folgender Neckreim: „Klaina Majdlen sein mi gruß, hön a Perla bi a Nuuß, ai dr Mett än Zbetschkenkarn. Secha Majdlen hö ich (ni) garn."

Apfel: Schnietr-, Junfr-, Mahl-, Fund-, Bein-, Dadräppl, Kötznkäpp, Klöppräppl(deren Kerne klappern). In Wachtl versteht man unter „Eppl" die Kartoffel, der Apfel ist ein „Pömeppl". Holzäpfel heißen in Rumarz „Plantschken" (tschechisch plánĕ). Redensart: „Saur bi a Plantschka." Die getrockneten Blütenreste heißen „Peepl", die Kernhäuser „Griebes". So heißt auch der Adamsapfel bei Männern. Redensarten: „Du klajnr Peepl!" „Ich pöck dich pän Griebes!" Getrocknete Apfelschnitte heißen „Tschiepken" (R.).

Birnen: Bajz-, Höbr-, Spak-, Kiedrak-, Hoonich-, Bintrperna, Muschk'telkn, Borgperna und Faldpernlen (Holzbirnen) in Wachtl „Orschklammrlich". Die letzten zwei Sorten sind sehr herbe und können erst genossen werden, wenn sie „taig" (edelfaul) sind. In Wachtl haben die Holzbirnen ihren sonderbaren Namen wohl, weil ihr Genuß infolge des großen Gerbstoffgehaltes Stuhlverstopfung herbeiführt. In Obstjahren legen die Kinder im Heu Hamstervorräte von Äpfeln und Birnen an. In der gleichmäßigen Wärme daselbst reifen sie schneller aus wie am Baum. Birnen werden daselbst bald teigig. Dadurch werden vorzeitig abgenommene Früchte genießbar gemacht. Die Quitte ist auf der Sprachinsel unbekannt, die Redensart jedoch: „ar is quittagaal" allgemein gebräuchlich. Auf Äpfel und Birnen bezieht sich folgender Neckreim: „Petr un Paul, d' Äppel sein faul, d' Perna sein siß, d' Karlen sein hisch (brav), d' Majdlen sein fätt, sie scheisn ins Pätt." (R.) Ein zweitmaliges Blühen eines Baumes im Herbste bedeutet Tod in der betreffenden Familie, ebenso der Traum von einem blühenden Baume. Meinem Vater träumte einmal, daß im Garten seines ehemaligen Meisters ein Apfelbaum in schönster Blüte gestanden sei. Zwei Tage darauf fiel der Mann vom Balken seiner Scheune auf die Tenne und erschlug sich. Mein Vater war gar nicht abergläubisch, aber der Traum im Zusammenhange mit dem unglücklichen Geschehnis ging ihm nimmer aus den Sinn. Die unreifen weißen Samenkerne des Stein- und Kernobstes sind der „Tud". Die Kinder sehen ihn leibhaftig darin und werden so vom Genusse unreifen Obstes abgehalten. Gelüstigen Kindern, die durch Weinen irgend etwas zum Naschen erzwingen wollen,

[6]) Die durch Schlauchpilze hervorgerufenen „Toschn", „Pluuzr" (R) werden von den Kindern gegessen.

Digitized by Google

rüft man zu: „Bellst än Oppl? Leg dich um Reck un zoppl! Bellst a Pern? Leg dich um Reck un zwern!"

Nüsse: Nußbäume gibt es auf der Sprachinsel nur wenig, obwohl sie, besonders in Runarz, ganz gut fortkommen. Nüsse werden also fast ausschließlich gekauft. Unter den guten Sachen, die der Nickl bringt und das Christkind einlegt, sind immer Nüsse. Am hl. Abend und zur Kirmes werden sie auch von Erwachsenen gerne geknackt. Dann und wann wird wohl auch um Nüsse gekartelt. In Ermanglung von Nüssen essen die Kinder in der Kirchweih, gemeint ist die Kaiserkirchweih, Buchecker, die sie beim Hüten gesammelt haben. Beim Ernten der Nüsse wird fest mit Stangen in den Baum geschlagen. Nach der herrschenden Meinung trage dann der Baum im kommenden Jahre reichlich. Der eigentümliche Geruch der Nußblätter vertreibt die Motten und man legt gern welche in die Kleiderkästen. Im Krieg wurden Nußblätter geraucht. Aus grünen Nüssen wird Nußschnaps angesetzt, der für den Magen gut ist und die Manneskraft stärkt. Es heißt übrigens: „Viele Nüsse, viele Kinder." Die verholzten jungen Triebe haben ein sehr lockeres Mark, das leicht durchstoßen werden kann, und geben deshalb den Knaben die Rohre für die ersten Rauchversuche aus selbst hergestellten Pfeifen. Das Holz von Nußbäumen wird von Tischlern, Drechslern und Schnitzern sehr geschätzt. Aus Nüssen machen die Kinder verschiedene Spielzeuge, besonders „Wachtln" und „Spinnradeln".

Mitunter kaufen sich die Kinder als Naschwerk auch Haselnüsse. Bei Steinrücken und an Waldrändern findet man unter anderem Strauchwerk auch Haselsträucher; doch kommen deren Früchte für die Allgemeinheit nicht in Betracht. Nüsse für Backwerk zu verwenden war bis in die jüngste Zeit auf der Sprachinsel unbekannt. Solches gilt nur als Näscherei für die Kinder und wird für diese nur gelegentlich gekauft.[7])

An Gartenzäunen und bei Mauern stehen da und dort auch Ribis- und Stachelbeersträucher, grusa un klajna Rebieslen (R.), Ribieslapär un Rauchpär (D. Br.). Man versteht ihre Früchte nicht zu verwerten; sie sind nur für die Kinder da, die sie jedoch selten ausreifen lassen.

Ein fast in jedem Garten zu findender Strauch ist der schwarze Hollunder. Seine getrockneten Blüten geben einen schweißtreibenden Tee. In jüngster Zeit werden sie auch ausgebacken und zur Herstellung von Sodawasser verwendet. Die schwarzen Beeren legt man in die Hollunderkästchen, in denen man im Herbste Rotkehlchen fängt, als Köder. In D.-Brodek wird aus ihnen unter Zugabe von etwas Mehl, Milch und Obst „Hollunderkasch" gekocht, der mit einem Schmettenaufguß kalt genossen wird. Aus geraden Aststücken machen die Buben nach Entfernen des Markes Luftpistolen (Plätzn) und Spritzen. Durch Eindrücken einer Schuhzwecke in ein Stückchen Hollundermark entsteht ein unterhaltsames Aufstehmännchen.

Holler, Hollundr (R.), Olpaam (D. Br.). Man pflanzt diesen Strauch gerne in der Nähe des Hausbrunnens. Die wohlriechenden Blütentrauben

[7]) Die ersten Früchte eines Baumes soll nur der Wirt pflücken; sonst bleibt der Baum unfruchtbar.

Digitized by Google

gibt man gerne ins Glas. Die Kinder zupfen die Blüten aus und stellen sie als Bäumchen in die Gliedfalten der Daumen oder machen Kränzlein und Leitern daraus und pressen sie in Büchern.

Von Bäumen sieht man in der Nähe der Häuser manchmal auch mächtige Linden und hohe breitausladende Ulmen (Elma). Sie sind aus angeflogenen Samen gewachsen und man läßt sie als Schutz gegen Flugfeuer stehen. Die Lindenblüten geben einen sehr guten heilsamen Tee und sind eine vorzügliche Bienenweide. Die Kinder suchen nach dem Wegtauen des Schnees gern die öligen Samen (Lindnkörnlen) zum Essen.

Entlang dem Bache stehen die buckligen Weiden. Die Blütenzweige der Salweide werden als Palmen am Palmsonntag geweiht und mit aus dem am Charsamstag geweihten Holze gemachten Kreuzlein zum Schutze gegen Hagelschlag in die Felder gesteckt. Auch hinter das Wandkreuz und die Wandbilder werden Palmen gegeben. Das Verschlucken eines geweihten Palmkätzchens schützt vor Fieber (W.). Glatte Weidenzweige dienen zum Herstellen von Pfeifen. Beim Abklopfen der Rinde wird folgendes Verslein gesungen: „Hoppa Kläßla übrs Fläßla, dreh dich roh! dreh dich roh! Dreh dich übrs Saila, döß ich könn gut feiwa!" (R.)

Kastanienbäume (Knerschkapaam) sind meines Wissens auf der Sprachinsel keine. Die Runarzer Knaben suchen anläßlich des Kirchganges deren schönen Früchte (Knerschken) unter einem mächtigen Kastanienbaum in der Altstadt in Konitz und spielen damit. Einem boshaften Hartkopf droht man: „Bört, du Knerschka!"

In den Lichtungen der Bauernwälder wachsen Ebereschen (Abreschn). Auf der hochgelegenen Straße von Wachtl nach D.-Brodek sind sie als Straßenbäume gepflanzt. Die roten Früchte werden zu Büscheln gebunden und auf einer Stange zum „Kaffrloch" hinausgehängt. Nach dem ersten Frost sind sie genießbar. Mit ihnen lockt man im Winter auch die Krametsvögel, Kwietscher (R.). tschech. kvíčala, an, um sie in Dohnen zu fangen. Reiche Früchte deuten auf ein gutes Kornjahr.

Nicht gar zu häufig sind Eschen, die ein geschätztes Werkholz geben, vereinzelt auch Espen, Zitterpappeln. Als der liebe Gott auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor ihm; nur die Espe nicht. Zur Strafe müssen ihre Blätter immerfort zittern. Redensart: „Ar zittert bi Aspes Laab". Die Pyramidenpappel sieht man nur sehr selten.

Auf Steinrücken und hohen Rändern wachsen gerne als dichtes Gestrüpp die Hainbuchen (Hojnpuch, R.), die ein sehr hartes, weißes Holz, das besonders von Wagnern gesucht ist, liefern. Redensart: „Dos is a Hojnpüchrnr!", ein fester, unverwüstlicher Mensch.

Die Bächlein, deren klare Wellchen durch einsame Talwiesen eilen, werden gerne von den dunkelblättrigen Erlen, Uhrln (R.) begleitet. Sie geben ein gutes Brennholz. Die Stöcke sind von Pfeifenschneidern sehr begehrt, weil sie poliert eine sehr schöne, den Pfeifen angepaßte Flaserung zeigen.

In lichten Waldbeständen trifft man häufig die Birke. Ihre weiße Rinde und der eigentümliche Fall der zarten Zweige mit den glänzenden, im Herbste goldgelben Blättern macht sie zu einem der lieblichsten Bäume

Digitized by Google

des Waldes. Ihr Holz kann der Wagner sehr gut brauchen und abgeplättelte Birkenstämme künden besser als ein Schild die Nähe seiner Arbeitsstätte. Im balden Frühling, zu Beginn des Safttriebes werden die Birken angebohrt. Der reichlich herausquellende Saft wird getrunken und zum Waschen des Kopfes benutzt. Er fördert den Haarwuchs. Mit Birkenruten gehen die Kinder schmeckostern. Sie zu holen, ist eine der Vorfreuden des Osterfestes. Weniger beliebt sind sie freilich als Zuchtruten. Zur Warnung legt sie wohl auch das Christkind oder der Nickl ein. Ein Stäbchen zum Schlagen heißt scherzweise ungebrannte Asche. Aus Birkenreisig werden Besen gemacht. Mit solchen darf man Tiere, insbesondere Schweine, nicht schlagen, weil sie sonst mager bleiben. Auf der Sprachinsel benützt man mit Vorliebe Besen aus Tannenreisig. Auf solchen trägt man wohl auch kranke Kinder unter Hersagen gewisser Gebete rückwärtsgehend ums Haus, um so die Krankheit hinauszuschaffen und das Kind von ihr zu befreien. Junge Birken stellt man zu beiden Seiten der Fronleichnamsaltäre auf und schmückt sie mit deren grünen Zweigen. Nach Beendigung des Umganges nehmen die Andächtigen Birkenzweige von den Altären mit nach Hause und befestigen sie an einem Dachbalken. Sie schützen das Haus vor Blitzgefahr. Am Vorabend der Walpurgisnacht stellt man Birkenbäumchen vor die Stalltüren.

Die Sprachinsel hat nur Nadelwald (Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchen[8]), Buchen und Eichen kommen nur eingesprengt vor. Früher wurde das Holz verkohlt und auch Wagenschmiere gemacht. Noch heute führt eine Familie in Runarz den Übernamen „Schmier", weil Vorfahren einmal Wagenschmiere gemacht haben. Hirten nennen ihre stark qualmenden Feuer Meiler. Von einem stark rauchenden Kamin sagt man, er meilert. Schlanke Tännlinge geben gute Peitschenstecken und für den täglichen Gebrauch findet man bei den Bauern fast nur solche. Tannen- und Fichtenharz hat eine stark desinfizierende Wirkung und man versteht sehr gute Zugsalben daraus zu kochen. Tannblattern (Tönblottrn), kleine Pusteln auf der glatten Rinde junger Tannen, sind mit klarem flüssigen Harz erfüllt. Das wird von Lungenkranken gesammelt und eingenommen. Die Früchte der Nadelbäume heißen „Zöppn", in Wachtl „Tschunkr".

Von wildwachsenden Sträuchern findet man in der Nähe des Hauses die ‚Pföffnhittlen" (R.), Paaterkapplen (D. Br.), die gern von den Rotkehlchen verzehrt werden, an Wegen die Mehlbeeren (Mahlapp'len) und Schlehen. Von ersteren singt ein Lied: „Mahlapp'lapaam, Mahlapp'lapaam! bistam bliest du den gör nie?" Leider ist es weiter nicht mehr bekannt. Letztere Früchte (Schlinga, R.) werden nach dem ersten Frost genießbar. Heute versteht man daraus einen guten Wein herzustellen. Ihnen gesellen sich die Hagebuttensträucher zu. Den mit den Kernen genossenen weichen Früchten schreibt man magenreinigende Wirkung zu und sie werden zu diesem Zwecke von Leidenden gesammelt und gegessen. Früher wußte man sie nicht anders zu verwerten. Heute verkocht man sie

[8]) Kienspäne, Späne aus von Harz durchtränktem Holze, Loutsch (R.), tschechisch louč, werden gern zum Unterzünden verwendet. Hobelspäne waren früher beliebte Weinzeiger.

Digitized by Google

zu der bekannten Hetschepetsch-Marmelade, macht Wein daraus oder trocknet sie für den Winter auf Tee. Die sogenannten Schlafäpfeln bemerkt man wohl, kann sich aber die Entstehung nicht erklären.

Auf sonnigen Halden überziehen die Brombeerensträucher, Krōōzpär (D. Br), Krōzln (W.), Ramapär (R.) den Boden oder bilden die Maläna-pär (tsch. malina) (D. Br.), Implpär (W.), die Himbeer, kleine Dickichte. Ihre Früchte finden erst in jüngster Zeit Anwert. Früher wußte man mit ihnen nichts anzufangen.

Auf feuchteren Stellen siedelt sich der Faulbaum an. Seine im reifen Zustande kohlschwarzen, glänzenden Beeren erzeugen Durchfall. Von seiner Rinde sagt man, daß sie abführend wirke, wenn man sie, von oben nach unten geschabt, genieße, erbrechend, von unten nach oben geschabt.

Nicht allzuhäufig trifft man den Wacholderstrauch (Krōōnapärstrauch, R.) an. Beim Selchen des Fleisches verbrennt man einige Zweige von ihm. Der Rauch verleiht dem Fleisch einen guten Geschmack. Mit Zweiglein von ihm schmückt man zur Kirmes in Ermanglung eines von der Liebsten geschenkten Rosmarins den Hut. Die reifen Beeren sind gut bei allerlei Magenleiden. Mit ihnen wird auch ein guter, mageneinrenkender und herz-stärkender Schnaps angesetzt.

Im Walde wachsen ruta und schworza Pär, Erd- und Heidelbeeren. Von ihrer Verwendung gilt das von den Brom- und Himbeeren Gesagte. In die Erdbeeren zu gehen, gehört wohl zu den köstlichsten Freuden der Kinder und heller Jubel herrscht, wenn die Mutter, aus dem Grase kommend, die ersten gefundenen Erdbeeren auf Schmielen, wie die Perlen des Rosenkranzes aufgefädelt, nach Hause bringt. Eine Mutter, der ein kleines Kind gestorben ist, soll vor Johannis (24. Juni) keine Erdbeeren essen; sie ißt sie sonst ihrem Kinde im Himmel weg. Von Erdbeeren wird man aber auch nicht satt, weil einmal ein Knabe dem auf der Erde wandelnden Herrn, da er ihn um einige Beeren bat, die Bitte versagte.

Die Hauptbeschäftigung der Sprachinsler ist der Ackerbau. Jede Familie trachtet nach einem Stücklein Acker, um wenigstens Kartoffeln bauen zu können. Die wichtigsten Feldfrüchte sind Korn, Hafer, Kartoffeln und Rüben (Wrucken). Korn und Hafer, beide Früchte gedeihen sehr gut, verkauft der Bauer auch; Gerste und Weizen baut er nur für den eigenen Gebrauch. Für sie ist die Lage nicht mehr günstig. Von Futterpflanzen sieht man roten Klee, einschürigen gelben Klee, Mischling (Mäng) und Wicken, an besonders günstigen Stellen neben den Wasserrüben*) auch Burgunder-rüben (Borgienen).

Früher wurde alles Getreide mit der Hand gesäet und es war ein ernster feierlicher Anblick, wenn der Sämann über das Feld schritt. Geschnitten wurde es vor 50 Jahren noch ausschließlich mit der Sichel, später dann mit der Sense. Alles Getreide drosch man mit Flegeln und worfelte es mit Schaufeln. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen die ersten Windfegen (Börwr, Föchrlich) und die erste Dresch-

*) Sie werden auch gegessen, eingebrannt oder bloß gekocht oder gebraten. Gedünstet, gesüßt und mit Pfeffer bestreut geben sie eine beliebte Fülle für Knödeln, „Riebnklieslen" (R.).

Digitized by Google

maschine (mit Handbetrieb) nach Runarz. Heute arbeitet man auch schon auf der Sprachinsel mit allerlei landwirtschaftlichen Maschinen; doch hört man im Herbste noch immer fleißig den hellen Flegelschlag, da zu kleiner Besitz die Anschaffung von Maschinen nicht lohnt.

Eine unbesät gebliebene Stelle im Getreidefeld bedeutet ein Grab, ein beim Binden vergessenes Gelege eine Wiege. Die Garben werden mit dem „Knebl" geknebelt und dann zu Mandeln zusammengestellt. Ist das letzte Getreide geschnitten, flechten die Schnitterinnen aus Getreideähren und Feldblumen einen „Schnieterkrõnz" und setzen ihn unter Segenssprüchen dem Wirt auf den Kopf. Sie werden dann bewirtet. Der Erntekranz aber bleibt bis zur kommenden Ernte im Vorhause (Haus) hängen. In Wachtl richten sich die Bauern bei der Aussaat des Kornes nach dem Samenstand der Brennesseln. Haben diese die untersten Samen reich entwickelt, säen sie frühzeitig, bei reicher Samenentwicklung oben spät. Hier wird noch gerne zum Eingefrieren gesäet. Da geht das Korn erst im Frühlinge auf. Als letzter Termin zum Säen gilt der hl. Abend. Was man da vormittags säet, reift noch, das am Nachmittag Gesäete entwickelt sich jedoch nicht mehr. Das Stroh wird als Häcksel, Sied (R.), Gehäck (W.) verfüttert, zum Einstreuen benützt, zum Füllen der Strohsäcke und Bettladen, zur Anfertigung der „Strohschaab" zum Decken, zum Verflechten zu Strohschnüren. Zu diesem Zwecke werden aus den Halmen die glatten Stücke, Schinlen (R.), Hälmer (W.) herausgeschnitten. Aus diesen werden dann die Schnüre zur Anfertigung von Strohtaschen, Zeekern (Zögern) und Hüten geflochten. Den Toten bettet man auf eine Strohlage auf den Fußboden und deckt ihn mit einem Leintuch zu. Er liegt dann of dr Strõj. Auf einen Sessel daneben stellt man ein Gefäß mit Weihwasser und 3 zusammengebundenen Kornähren zum Besprengen. Das heiße, aus dem Backofen herausgenommene Brot bestreicht man, um ihm Glanz zu geben, mit einem nassen Kornährenbüschel. Bei einem aussichtslosen Beginnen heißt es: „Aus dan Korn bert kaj Brunt." Wer inhaltslos schwätzt, dreschet leeres Stroh.

Hafer: Er ist am anspruchslosesten und wird zum Verfüttern und zum Verkaufe angebaut. Von einem übermütigen Menschen sagt man: „Dan stecht dr Hõõbr." Absud von Haferstroh ist ein gutes Hustenmittel. Gerste: Sie wird wie der Weizen meist nur zum Hausgebrauch gebaut. Gerstenmehl, Gerstengrieß, Graupen, letztere mit Erbsen gemischt als „Scharmeislen" (R.), Scharmeislich (W.) dienen den Menschen zur Nahrung; Gerstenschrot wird verfüttert. Beim Dreschen schickt man gerne Kinder oder andere Unwissende um den Gerstgreeter, wobei sie von Nachbar zu Nachbar gewiesen werden, bis sich ihrer jemand erbarmt und sie aufklärt. Nach der allgemeinen falschen Meinung darf man die Gerstgrannen (Greetn) nicht verfüttern. Sie werden auf einen Platz geschüttet, wohin das Vieh, namentlich die Schweine, nicht kommen.

Erbsen werden selten gebaut. Sie haben zu sehr von unberufenen Gästen zu leiden. Ebenso der Mohn.

Auch Lein wird nur noch selten und dann ausschließlich zum Hausgebrauche gebaut. Früher spielte er eine wichtige Rolle im Leben der Sprachinsler. Er gedieh gut, gab feine Fasern und wurde mit Fleiß und

Digitized by Google

Liebe betreut. Größere Bauern hatten eigene Dörrhütten, in denen der geriffelte, von den Samenkapseln befreite Flachs gedörrt, gebrochen und gehechelt wurde. Sie standen wegen der Feuersgefahr ein Stück außerhalb des Dorfes. In Runarz und in D.-Brodek stehen noch je eine; doch dienen sie nicht mehr ihrem ehemaligen Zwecke, sondern sind bewohnt. Der Samen wurde in Ölstampfen, sogenannten Ölmühlen, deren es mehrere auf der Sprachinsel gab, ausgepreßt. Das Ölpressen, das gewöhnlich im Spätherbste und in der Fast besorgt wurde, war eine angenehme Abwechslung und es machte besonders der Jugend Vergnügen, auf den Ölstampfen — das Pressen erfolgte durch Treten — herumzuspringen. Das Leinöl[10]) wurde gegessen, die Preßrückstände, Leinkuchen, die die Gestalt von Schüsseln hatten, waren als Milch erzeugendes Kraftfutter für die Kühe sehr begehrt und wurden gerne gekauft. Die Flachsfasern verspann man, am liebsten im geselligen Beisammensein, in den sogenannten Röckengängen. Aus dem Garn wurde auf ganz einfachen Stühlen, wobei das Schiffchen mit der Hand geworfen wurde, klare und grobe Leinwand gewebt.

Jeder Ort hatte am Ufer des Baches oder Teiches seinen Bleichplatz. Hier wurde die fertige Leinwand durch beständiges Feuchthalten über dem Rasen von der Sonne gebleicht. Abends wurde sie dann immer mit einem schweren Stück Holz, dem Waschbleu, gebleut, ausgeklopft und über die Nacht eingewässert. Dadurch erhielt sie im Laufe einer gewissen Zeit jenen schönen silbrigen Glanz, der bei der Leinwand so geschätzt ist. Zu dem Lohne einer Magd gehörte damals auch ein Stück mit Lein besätes Feld. Sie betreute und verarbeitete ihn in ihren Feierstunden und erwirtschaftete sich so im Laufe der Zeit eine schöne Aussteuer. Wäsche und Arbeitskleider waren damals ausschließlich aus Leinwand und sie bildete einen der wichtigsten Bestandteile des Brautschatzes und war der Stolz einer jeden Hausfrau.

Flachs war in jedem Arbeitszustande eine gut bezahlte Ware und es war hauptsächlich der Erlös aus dem Flachse, der es den Bauern ermöglichte, ihre mehr oder weniger stattlichen Häuser zu bauen. Noch vor 30 Jahren wurde in Wachtl viel Flachs gebaut und in geriffeltem Zustande verkauft. Der Siegeszug der Baumwolle drückte schließlich den Preis so herab, daß sich sein Anbau, der viele und geschulte Arbeit verlangt, nicht mehr lohnte. Der sich immer mehr fühlbar machende Mangel an Arbeitskräften auch auf der Sprachinsel war die weitere Ursache, daß man schließlich ganz aufhörte, Lein zu bauen. Ein Stück schöner Dorfromantik ist damit auf immer verschwunden.

Im Getreide wachsen allerlei bunte Blumen und Unkräuter: Kornblumen, Raden, Ritterſporn, Leindotter[11]), Klappertopf, Klöppr (D.-Br.), Klöffr (R. u. W.); Tresp̃e, Traß (R.); Taumelolch, Tochtkraut (R.), Täbich (W.) und viele andere. Vielfach wird Kaffee aus gebranntem Sommerkorn gegessen. Vergißt man zuvor den Taumelolch herauszuklauben, wird man nach dem Genusse betäubt „besöffn". Von der Tresp̃e heißt es: „Viel Traß,

[10]) Zerstoßener Leinsamen in Milch aufgekocht ist, heiß aufgelegt, ein sehr gutes Mittel zum Reifen und Erweichen von Geschwüren. (Leinkasch.)

[11]) Mariaflöx, Steetrköppm (D.-Br.).

Digitized by Google

nischt ein dr Fraß!", aber auch: „Päßr a Maul vuul Traß ōls nischt ei dr Fraß!" In manchen Jahren ist in den Kornähren viel Mutterkorn. Man darf es nicht essen, es enthält ein Gift; ist aber in der Hand des erfahrenen Arztes ein wichtiges Heilmittel bei gewissen Zuständen der Frauen.

Die hochgelegene Sprachinsel mit ihrem schottrigen Untergrunde und den kurzen, schmalen Talfurchen ist für den Graswuchs nicht sehr günstig. Der Wiesen sind wenige. Viele von ihnen können nur einmal gemäht werden. Sie sind zumeist im Besitze der Bauern und dienen ausschließlich der Erzeugung von Heu. Die Grasgärten sind Zeiten schlechter Witterung oder dringender Arbeit vorbehalten. Der tägliche Grasbedarf muß in mühseliger Arbeit beschafft werden. Wohl in keiner anderen Gegend können die Frauen so gut mit der Grassichel umgehen wie hier. Das zwischen Steinen oder Gestrüpp wachsende Gras wird „geschneidert", d. h. mit der linken Hand zusammengerafft und dann unter der Hand mit der Sichel abgeschnitten. Wert hat auch das Jätgras und das Gras in den Getreidestoppeln. Es wird durch Einstecken von auf Stangen befestigten Strohwischen vor fremden Zugriffen geschützt. Zum Rupfen bedient man sich auch eines alten, scharfen Löffels, dessen Stiel, damit er nicht drückt, mit Fetzen umwickelt wird. Gegen gewisse Leistungen darf auch in den herrschaftlichen Wäldern Gras gemacht werden. (Grōōspaleet-Bollette.) Die Beschaffung des täglichen Futterbedarfes ist der Hauswirtin ständige Sorge und man kann sie mittags und abends schwere Bürden (Piertn) auf dem Rücken schleppen oder auf dem „Tragatsch", Schiebe, führen sehen[12]). Gleich das erste im Frühjahre auf den Feldern erscheinende Gras wird fleißig gerupft, im Bache gewaschen und unter die Sied (R.), Gehäck (W.) gemengt. Zum erstmaligen Graswaschen stellen sich gerne die Burschen ein und bespritzen die jungen Mädchen, damit sie das Jahr über fleißig bleiben, durch ins Wasser geworfene Steine.

Die Frauen der Sprachinsel stehen so in ständiger Beziehung zu der sie umgebenden Pflanzenwelt. Sie kennen jedes einzelne Pflänzchen nach Aussehen und Eigenschaften. Für viele haben sie Namen, von vielen kennen sie ihn nicht mehr. Auf eine diesbezügliche Frage erhält man wohl da die Antwort: „Mei Muttr hot dōs noch panännt, ōddr ich hōōs schon vrgassn." (Blösl, Die Sprachinsel Deutsch-Brodek—Wachtl, 2. Teil, S. 155.)

Außer den vielen von Blösl, auf dessen Buch (2. Teil, S. 147—155) verwiesen sei, angeführten Pflanzen wachsen noch manche andere auf der Sprachinsel. Im Walde begegnet man auf Schritt und Tritt dem Sauerklee (Hōsnbruut (R.), der von den Kindern gegessen wird, dem Waldmeister, der im Kriege viel geraucht wurde, an feuchteren Stellen den verschiedenen Farnen, von denen das Engelsüß unter dem Namen Stajnbōrzl am bekanntesten ist, weil der Wurzelstock süß schmeckt; im tiefen Wald dem geheimnisvollen Fichtenspargel und den verschiedenen Arten des Wintergrüns, in den Holzschlägen dem Weideröschen, dem heilkräftigen Tausendguldenkraut und der giftigen Tollkirsche, in niederen, sonnigen Waldschonungen dem Sanikl, dessen Tee von Lungenleidenden getrunken wird. Von selteneren

[12]) So zusammengeschlepptes Gras wird auch zu Hause gedörrt und heißt zum Unterschied vom Wiesenheu „Dörrich". Arme Leute machen statt Heu Dörrich.

Digitized by Google

Pflanzen findet man auf den Schwabenskowiesen bei Wachtl den Sonnentau und in „Odems Stonnhübl" Allermanns Herrnkraut. Auf Kaminen und Mauern pflanzt man gerne die Hauswurz zum Schutze gegen Blitzgefahr. Bei unseren heidnischen Vorfahren war diese Pflanze dem Donnergotte geweiht. Im Winter legt man zum Schutze gegen die eindringende Kälte Moos in die Fenster, obenauf zur Verzierung gerne die schlangenartigen Zweige des Bärlapps. Mit Moos, Bärlappzweigen, roten Ebereschen und Hagebutten, sowie den weißen Früchten des Schneebeerenstrauches schmückt man auch zu Allerheiligen die Gräber.

In den Wäldern, zwischen denen die Orte der Sprachinsel eingebettet sind, wachsen viele Pilze. Sie werden fleißig gesucht[13]). In früheren Jahren trieben einzelne Familien damit einen lebhaften Handel und hatten über den Sommer ein gutes Auskommen. Sie trugen sie nach Olmütz und Proßnitz. In schwämmereichen Jahren sieht man bei einem Gang durch die Ortschaften auf allen passenden Orten trocknende Schwämme. Die vielen Arten von Pilzen scheidet man in zwei große Gruppen, nämlich in genießbare und giftige. Diesen gibt man den Sammelnamen Krötenschwämme. Zu den eßbaren rechnet man den Herrnpilz, den Tōn- oder Stajnpelz, die Hienlichn (Eierschwamm[14]), den Ziegnpōōrt (Korallenpilz), den Ruttock (Kapuzinerpilz), den Perknschwōmp (Pirken- oder Graspilz), den Kiewrschwōmp (Maronenpilz), den Puttrmellichschwomp (Ziegnfuß), das Kuhmaul, den Mechlschwōmp (Stockpilz), den Maischwōmp und den Räska (Reizker), dann noch die Morcheln. Reizker brieten sich die Hirten mitunter auf heißgemachten Steinen. In die Lamellen streuten sie dann Salz. Als besonders giftig gelten die Fliegenpilze und Satanspilze (Juden). Im Herbste zerhackt man Fliegenpilze fein und übergießt sie in einem Schälchen mit etwas gesüßter Milch. Fliegen, die davon saugen, bleiben betäubt liegen und können vernichtet werden. Die Schälchen muß man jedoch so stellen, daß die Katzen nicht dazu können. Wenn sie davon fressen, gehen sie unter fürchterlichen Krämpfen zugrunde. Im trockenen Spätherbste und im Frühjahr stäuben auf Wiesen die vertrockneten Bowiste (Quoarglen [D.-Br.]), Rauchrfaßlen (W.). Dieser Staub darf nicht in die Augen kommen, sonst erblindet man (R.). Die Zunderpilze an den Stämmen der Laubbäume heißen Feirschwōmp, weil sie seinerzeit beim Feuerschlagen als Zunder benützt wurden.

Von ausländischen Pflanzen, Früchten und Gewürzen seien erwähnt: der Kaffee, der früher nur auf Hochzeiten und bei Kindstaufen getrunken wurde, der Tee, aus dem der beliebte rumreiche Tschai gekocht wird, der Reis als Suppeneinlage, er wurde früher nur Kranken gekauft, Hirse, die Rosinen, Rosinken, zur Verbesserung der Kuchenfülle und des Baben-, Gugelhupfteiges, Feigen und Johannisbrot als beliebte Mitbringsel für Kinder und in jüngster Zeit Pomeranzen und Limonien (Zitronen). Noch vor 25 Jahren gab es keine Fleischsuppe ohne Sōffr (Safran). In derselben

[13]) Jeder Pilz hat einen Bruder. Wenn man also einen Pilz findet, soll man sich nach seinem Bruder umschauen. Der Pilz, den man einmal gesehen hat, wächst nicht mehr. Viel Schwämme, wenig Erdäpfel.

[14]) Den kann man wegen seiner schweren Verdaulichkeit angeblich siebenmal essen, d. h. er geht immer wieder unverdaut ab.

Digitized by Google

wird auch Pfeffer, Neugewürz (Piment), Imbr (Ingwer) und Muschkatblüte mitgekocht. In die Kuchenfülle kommt Pavian, ein sternförmiges Gewürz, Zimmt und Nelken. Vom Pfeffer heißt es, er helfe dem Manne aufs Pferd, dem Weibe in die Erd. In den Marzipanschnitten, die man in den Zuckerbuden auf den Märkten und Fahrten (Wallfahrten) zu kaufen bekommt, sind halbe Mandelkerne eingebacken. Um Ostern herum wird von den Kindern allgemein Süßholz gekaut. Ein womöglich mit Honig gesüßter Absud von Süßholz, Feigen, Rosinen und Johannisbrot löst hartnäckigen Husten. Senes- und Mutterblätter sind beliebte Abführmittel. Jeder Kaufmann führt sie zugleich mit dem bitteren „Anziges", Enzianwurzel für Magenleiden und krankes Vieh, verzuckertem Kölmes (Kalmus), gut gegen Brustleiden, verzuckerten Orangenschalen, sowie Zippersamen, Zittwersamen, der mit „Kledrich" gegen Würmer eingenommen wird.

Als Mastfutter bürgert sich jetzt immer mehr Kukritz (Mais) ein, dessen Mehl von den Ärmsten auch gegessen wird. Es gilt das gewissermaßen als Schande. Die assn Kukritz heißt, sie sind schon tief heruntergekommen. Tafelöl wird bei verschiedenen Beschwerden eingenommen, Baumöl dient zum Schmieren von Maschinen, aber auch zum Bestreichen der Wangen bei Beinhautentzündungen der Kiefer.

Nachgetragen sei noch, daß Pflanzen und ihre Teile beliebte Spielzeuge der Kinder sind und diese es verstehen, sie durch allerlei Kunstkniffe tönend zu machen. Beliebt ist es, geeignete Blätter auf der zu einer Röhre zusammengebogenen Hand durch einen raschen Schlag mit der anderen Handfläche zu zersprengen, was einen lauten Knall erzeugt.

In alten Familienbüchern findet man oft vergilbte Blätter und Blüten. Es sind meist liebevoll bewahrte Andenken an vergangene glückliche Stunden. Ein eigener Zauber geht von ihnen aus und wirkt auch auf den Unbeteiligten. Wie anderswo sind auch auf der Sprachinsel die Blumen zumeist die Verdolmetscherinnen der ersten aufkeimenden zarten Gefühle. Vieles läßt sich da eben am besten „durch die Blume" sagen. In der seligen Pein des Hangen und Bangens werden auch ihre Orakel befragt, als da sind: das Abzupfen von Blütenblättern der Johannisblume, das Aufwerfen der Röhrenblüten derselben und Auffangen mit dem Handrücken zur Feststellung der Zahl der erwartenden Kinder, das Verknüpfen von Grashalmen zu einem geschlossenen Ring, die Saftprobe der Harteiblätter, das Suchen von vierblättrigem Klee und das Schlingen eines sogenannten „Junferknotens". Dieser wird gemacht, indem man im Gedanken an den Gegenstand der Liebe mit der linken Hand den Leittrieb einer jungen Tanne oder Fichte knotet. Das Wachsen des geknoteten Triebes ist ein sicheres Zeichen von Gegenliebe.

Allgemein ist der Glaube an geheimnisvolle Kräfte, die gewissen Pflanzen innewohnen und die wirksam werden, wenn sie unter Erhaltung gewisser Formen und Formeln zu bestimmten Zeiten gepflückt oder verwendet werden. In vielen Erzählungen und Märchen, die bei gemeinsamen Arbeiten auf der Sprachinsel die Zeit kürzen, spielen Wünschelruten, Springwurzeln und sonstige Zauberpflanzen eine Rolle. Mit dem Hinweis darauf sei die Arbeit geschlossen.

Digitized by Google

Der Natterkönig

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei); aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Lehrer in Zeche.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten noch kein Kind, obwohl sie schon eines sehr wünschten. Eines schönen Morgens geht die Königin in den Garten spazieren und da erblickte sie eine Natter, die gegen sie kommt. Sie ist aber nicht erschrocken, blickte sehnsuchtsvoll auf ihr und seufzte: „Ach, mein Gott! Wenn du mir nur so ein Kind schenken wolltest, wie diese Natter da, so möchte ich auch vorlieb nehmen!" Nun gut, nach einem Jahre da kriegte sie ein Söhnlein, aber nicht wie eines Menschen Kind, sondern eine kleine Natter, wie sie es gewunschen hatte. Da die Natter gut gepflegt wurde, und man ihr alles gab, was sie nur wünschte, so wuchs sie von Jahr zu Jahr immer größer, und seine Eltern hatten eine große Freude; denn sie wußten, nun kommt bald die Zeit, wenn der liebe Gott die Strafe für ihren Wunsch, daß ihr Kind eine Natter soll sein, abnimmt und auch sie erlöst wird.

Und als er volle zwanzig Jahre hatte, da bemerkten seine Eltern, daß ihre Natter unruhig wird; sie schmeichelte und streichelte um die Mutter her, platzte mit den Türen, und da sagte der König zu der Königin: „Siehst es, was er treibt, und hörst es, wie er mit den Türen platzt! Er will heiraten." „Ja, ich sehe und höre alles", erwiderte die Königin, „aber welche Jungfrau wird eine Natter heiraten? Jede wird sich vor ihr fürchten." Da rieten sie lange hin und her, und die Natter hörte ihnen verstohlen zu, und ringelte und schlingelte sich vor Freude im Zimmer. Da fiel dem König ein, daß er in einem Dorfe einen Hirten hat, der seine Kühe und Schweine weidet. Dieser Hirt hat drei wunderschöne Töchter. Nun schickt er seine Boten aus, und diese verlangten die älteste Tochter. Diese ist zuerst erschrocken, da ihr aber der Vater drohte, willigte sie ein und geht mit. Im Schlosse wird bald eine große Hochzeit gehalten, aber die Braut war traurig und unzufrieden. Während sich die Gäste am besten unterhalten, schleicht sie sich hinaus in den Wald, wo ihr Vater zu weiden pflegt, und dort lebte eine alte Frau, die ihre Muhme war. Man erzählte ihr, daß diese eine große Zauberin ist. Nun ging sie zu ihr, und fragte sie um Rat, was sie eigentlich tun soll, daß sie die Natter töten könne. Die alte Frau sprach: „Gehe in den Wald, links, dort unter der jungen Tanne ist ein Brünnlein, dort wächst ein Kraut. Dieses pflücke ab, verstecke es dir im Busen, und abends, wenn ihr euch schlafen legt, warte, bis die Natter einschläft, nimm das Kraut, halte es ihr fest unter die Nase, dann muß sie zerplatzen." Die Braut bedankte sich schön für den Rat und eilte fort. Als sie im Walde zum Brünnlein kam, stand dort ein schöner, junger Jägersmann, welcher sie fragte, was sie da solle. Der Jägersmann war aber niemand anders als die Natter, die gleich hinter ihr geschleicht war, und dem sie nun ihr Vorhaben erzählte. Als sie das Kraut fand, und zu sich gesteckt hatte, eilte sie heim, und der Jägersmann begleitete sie noch eine Strecke Weges, dann nahm er Abschied.

Digitized by Google

Als es schon gegen Mitternacht war, ging die junge Braut mit ihrem Natterbräutigam schlafen. Sie konnte kaum erwarten, bis er einschläft — aber er machte sich nur so, als er schliefe — und sie nimmt das Kräutig heraus, hält es ihm unter die Nase. Da auf einmal machte er mit seinem Wedel einen Schlag und schnitt seine Braut um die Mitte entzwei.

Am nächsten Morgen steht der König und die Königin zeitlich auf und eilen das Brautpaar zu begrüßen. Und wie sie die Türe aufmachen, sehen sie im Zimmer viel Blut und die Braut war eine Leiche. Sie wußten aber nicht, warum und wie das geschehen ist, denn die Natter gab kein Zeichen und ringelte sich hinaus.

Nach einer kurzen Zeit fing die Natter wieder unruhig zu werden, platzte wieder mit den Türen, und da wußte es abermals der König, daß er ein Weib will. Da schickte er die Boten zu seinem Hirten und verlangte für seine Natter die zweite Tochter. Der arme Hirt zeigte keine Lust dazu, denn er wußte es gut, wie es seiner ersten Tochter ergangen ist. Da drohte ihm der König mit Gewalt, und wollte er oder wollte er nicht, er mußte auch seine zweite Tochter hergeben. Die machte es aber gerade so wie ihre älteste Schwester, ging zu ihrer alten Muhme um Rat. Diese schickte sie zum selben Brünnlein um das Kraut, und dort verriet sie dem Jägersmann, der wieder niemand anders als ihr Schlangenbräutigam war, das Geheimnis. Nach dem Hochzeitsmorgen fanden sie sie wieder als Leiche in ihrem Blute liegend und der König mit der Königin konnten sich dieses Unglück nicht erklären.

Was war nun wieder zu tun? Er platzte bald wieder mit den Türen, er wollte wieder heiraten. Der Hirt hatte noch eine Tochter, diese war die Jüngste, aber auch die Schönste. Diese wollte jetzt der König für seine Natter haben. Er sandte wieder seine Boten, und diese brachten diese allerschönste Braut nur mit Gewalt, denn der Vater wollte sie nicht hergeben. Bei der Hochzeit war sie sehr traurig, aber sie handelte schon gescheiter wie ihre zwei Schwestern. Sie ging nicht in den Wald hinaus zu ihrer Muhme, sondern vertraute allein auf Gott.

Als das Brautpaar am Morgen aufstand, und der König und die Königin sah, daß alles in der Ordnung ist, da war die Freude groß. Da sahen sie, daß sie eine gescheite Braut bekamen, und liebten sie sehr. Sie lebte mit der Natter ganz einfach wie ein Ehepaar. Nach einigen Monaten war sie in der Hoffnung. Als die Königin das gewahr wird, ließ sie sie in ihr Zimmer kommen und drohte ihr mit dem Tod, wenn sie nicht alles erzählt, wie das gekommen ist. Da erzählte sie: „Mir ist alles streng verboten zu sagen, aber da ihr droht, will ich es euch erzählen. Mein Mann, die Natter, ist in der Nacht ein sehr schöner, junger Mann. Bevor er zu mir schlafen kommt, wirft er das Natterfell ab, und legt es unter das Bett." Nun war die Königin froh, daß sie das wußte, denn sie wollte ihre Natter auch als Mensch sehen, und wußte, was sie tun sollte.

In der Nacht schlich sie sich in das Schlafzimmer der jungen Leute hinein, ergriff, während sie schliefen, das Natterfell, eilte hinaus und verbrannte es. Nun hatte sie eine große Freude, denn endlich hoffte sie, ihre Natter als Mensch zu sehen.

Digitized by Google

Aber was geschah? In der Früh, als der junge Mann erwacht, greift er nach dem Natterfell. O weh! Da war das Fell weg. Da schrie er auf: „Um Gottes Willen, wo ist mein Fell? Ich bin verloren!" Da erzählte ihm sein Weib, was geschehen ist, und weinte bitterlich. Und als er auch schon den Gestank des verbrannten Natterfelles in der Nase spürte, legte er dreimal seine Hand über ihren Leib, und sprach das Los über sie: „Wenn du auch das getan hast, was ich dir verboten habe, verloren bist du nicht, und ich auch nicht, aber ein verwunschenes Kind bin ich, kann nimmer da bleiben und muß in die weite Welt ziehen. Du kriegst drei eiserne Reifen um deinen Leib, diese wird dir niemand lösen können, und du kannst früher nicht entbinden, bis ich meine Hand nicht wieder um deinen Leib lege. Jetzt bekommst ein Paar eiserne Schuhe, wenn du sie zerrissen wirst haben, dann sollst du mich wieder finden. Da hast noch ein blechernes Halbliterkännchen, das sollst du voll mit Tränen weinen." Nun nimmt er von ihr zärtlich Abschied, und geht fort in Gottes Namen, ohne seine Eltern zu sehen.

Sie ist sehr traurig, kann ihn nicht vergessen, und geht auch fort, ihn zu suchen, denn es war die Zeit da zu gebären. Sie wanderte so zwei, drei Jahre, aber kein Mensch, kein Vogel hat ihn je gesehen. Endlich kam sie in einen großen Wald, wo auf einem blumigen Plan ein kleines Häuschen steht. Sie klopft dort an, die Tür geht auf und eine alte Frau steht vor ihr, die sprach: „Wohin und woher meine Tochter?" „Ich suche meinen lieben Mann. Habt ihr ihn vielleicht gesehen?" antwortete sie und beweinte ihr Los. Die Frau hatte ein mitleidiges Herz und sprach: „Ich habe ihn nicht gesehen, aber vielleicht hat ihn mein Sohn, die Sonne, der bald nach Hause kommt, gesehen." Bald darauf kam die Sonne heim, denn der Tag ging zu Ende. Aber auch diese wußte nichts von ihrem Manne, gab ihr aber ein goldenes Überröckel, und schickte sie zu seinem Bruder, zum Monde.

Nun machte sie sich wieder auf den Weg und kam zum Häuschen, wo der Mond wohnte. Sie wurde auch da von seiner Mutter empfangen, bewirtet, und harrte, bis der Mond von seiner Nachtwache heimgekommen ist. Endlich kommt dieser heim, und der fragte sie: „Wohin und woher des Weges, meine gute Frau? Was führt euch zu mir, da noch kein Menschenkind bei mir gewesen ist?" Da antwortete sie: „Mein lieber Mond, du scheinst in der Nacht, kannst mir von meinem Manne nichts sagen? Ich war schon bei deinem Bruder, bei der Sonne, er konnte mir nichts sagen, er schickte mich zu dir und gab mir ein goldenes Geschenk." Und der Mond antwortete: „Ich habe deinen Mann auch nicht gesehen, aber gehe zu meinem Gevatter, zum Winde, vielleicht hat dieser ihn gesehen. Da nimm aber diese goldene Spindel, und zeige sie dem Winde, damit er wisse, daß ich dich schicke."

Nun wanderte sie weiter und weiter, bis sie zum Winde kam. Der sitzt auf einer blumigen Wiese, bläst seine Backen auf und ruft: „Wohin und woher alleine, meine gute Frau?" „Ich suche meinen Mann. Ich war schon bei der Sonne, bei deinem Gevatter, dem Monde, der mir eine goldene Spindel gab, und der schickte mich zu dir, und läßt fragen, ob du ihn vielleicht nicht gesehen hast?" antwortete sie. „Ach, meine liebe Frau".

Digitized by Google

sagte er, „ich wehe zwar über jedes Sträuchlein, aber euren Mann habe ich nirgends gesehen. Geht zu meinem Stiefbruder, zum krummen Wind, der weht in jedem Schlupfwinkel und in jede Ecke, der wird ihn sicher gesehen haben und da nimm dir zum Andenken eine goldene Spule." Nun bedankte sie sich schön und ging fort.

Unterwegs, wie sie so ihren traurigen Gedanken nachhing, bemerkte sie, daß ihre eisernen Schuhe schon ganz zerrissen sind und auch das Kännlein war voll der Tränen. Endlich erreichte sie eine Felsenschlucht, darinnen sauste und brauste der krumme Wind. Er fuhr sie zornig an, aber als er die goldene Spule sah, hielt er mit seinem Brausen inne und antwortete auf ihre Frage: „Ja, ich habe euren Mann gesehen, er ist dort, wo man auch dem Teufel schon gute Nacht sagt. Heute hat er mit einer Zauberin Hochzeit gehalten, und diese fluchte mich häßlich, als ich ihr nach der Trauung den Brautrock in die Höhe hob, daß die Leute sie auslachten. Nun will ich euch helfen und ihr folgt nur meinem Rat. Da habt ihr ein goldenes Werk zum Spinnen; mit diesem setzt euch vor das königliche Schloß und spinnt, bis die Zauberin kommt; die wird es wollen abkaufen. Ihr verkauft es aber ihr nicht, sondern sagt, daß ihr dafür nur eine Nacht bei ihrem Manne schlafen wollt." Nun nahm sie der krumme Wind auf seinen Rücken, denn die Stadt, wo ihr Mann lebte, war noch dreihunderttausend Meilen weit, und flog mit ihr dort hin, und setzte sie dort ab.

Sie ging gleich vor das Schloß und spinnte. Das goldene Werk glitzerte in der Sonne. Bald darauf erscheint die Zauberin, die falsche Braut, und fragte sie, was sie für das goldene Werk verlangt. „Daß ich bei eurem Mann eine Nacht schlafen kann", antwortete sie. Nun gut, das versprach sie ihr, und nahm ihr das goldene Werk ab. Als man sie abends in die Schlafkammer führte, schlief schon der Mann, denn die Zauberin hatte ihm einen Schlaftrunk gegeben. O, wie jammerte und klagte jetzt bis in die Früh das arme Weiblein, es konnte seinen Mann nicht erwecken und am Morgen wurde es aus dem Schlosse gewiesen.

Bald erschien sie wieder vor dem Schlosse und spielte mit der goldenen Spule. Da kam abermals die Zauberin und fragte, was sie für diese Spule wünsche. „Ich will nur eine Nacht bei eurem Manne schlafen", war die Antwort. Nun gut, auch diesmal wurde es ihr erlaubt, aber sie wunderte sich sehr, was diese nur mit ihrem Manne will und gab ihm wieder für die Nacht einen Schlaftrunk ein. Das arme Weiblein jammerte und weinte wieder die ganze Nacht, aber alles war vergebens, ihr lieber Mann hörte sie nicht. Es hörte sie aber doch jemand und das war der treue Diener seines Herrn. Der erzählte ihm am Morgen alles, was er im Zimmer gehört hat. Dieser dachte sich nun: „Jetzt heißt es gut aufpassen!"

Am dritten Morgen ging unser armes Weiblein abermals vor das Schloß und spielte mit der goldenen Spindel. Wieder kommt die Zauberin und fragte sie, was sie für dieses verlange. „Nichts als daß ich noch einmal bei eurem Manne schlafen könnte", war die Antwort. „Gut", antwortete diese, „aber du mußt mir noch etwas geben, ich glaube, du hast auch ein goldenes Oberröckel, nicht?" Nun gab sie ihr auch das noch.

Digitized by Google

Unser Natterkönig, der jetzt schon wußte, daß sein richtiges Weib da ist, war jetzt sehr vorsichtig. Beim Abendessen hat ihm die Zauberin wieder einen Becher mit Schlaftrank bereitet. Er hat es aber so gemacht, als wenn er nichts wüßte. Da stürzte er ihr den Löffel hinunter, und während sie sich darum bückte, tauschte er die Becher um, und da hat sie den Schlaftrank genommen. Bald schlief sie auch ein. Nun ging er in seine Schlafkammer und tat so, als wenn er schliefe. Bald kam sein armes Weiblein schlief aber bald vor Mattigkeit ein. Da erhob er sich, fährt dreimal mit seiner Hand über ihren Leib, die drei eisernen Reifen springen ab und sie gebärt gleich einen siebenjährigen Sohn. Das war eine große Freude.

Sie machten sich auch gleich auf die Reise, denn vor der Zauberin fürchteten sie sich sehr. Er nahm sein Weib und sein Söhnlein auf das Pferd und ritt mit ihnen davon, denn er wußte, sobald die Zauberin erwacht, wird sie ihnen auch schon auf den Fersen sein. Da er aber dieser von der Zauberei so manches abguckte, nahm er eine Stallbürste und einen Putzfleck mit. Wie sie so reiten, da schaute er sich einmal um und sagte zu seinem Weibe: „Siehst du am Himmel dort dieses schwarze Wölkchen? Das ist sie." Da sprang er rasch vom Pferde, hob ein Holz auf und warf es hinter sich. Da breitete sich dort gleich ein großes Weizenfeld aus, ein Mann mähte und eine Frau nahm die Gelegen ab. Als die Zauberin zu ihnen kam, fragte sie sie gleich: „Habt ihr nicht zwei da vorüber reiten sehen?" „Ja", antworteten sie, „aber es war noch im Frühjahr, als wir den Weizen gemäht haben, seit der Zeit können sie schon sehr weit sein." Als sie das hörte, kehrte sie um. Unsere Leute zogen weiter.

Auf einmal sahen sie sie schon wieder kommen. Als sie schon ganz nahe war, warf er die Stallbürste hinunter, da wuchs ein großer Wald. Bis die Zauberin diesen Wald umkreiste, waren sie schon wieder sehr weit. Aber nicht zu lange hatten sie Ruhe, den als sie sich umschauten, sahen sie sie schon wieder kommen. Nun warf er den Putzfleck hinunter. Dort wurde ein großer Teich. Als die Zauberin dort ankam, wollte sie den Teich nicht umgehen, sondern legte sich nieder und wollte den Teich austrinken; und als sie so trank und trank, zerplatzte sie. Nun kehrten unsere drei Leute zu ihren Eltern zurück, wo sie mit größter Freude empfangen wurden und lebten dort an ihr seliges Ende.*)

Kleine Mitteilungen

Eine Spottschrift auf Napoleon

Das Südmährische Heimatmuseum in Klentnitz (Gerichtsbezirk Nikolsburg) verwahrt eine Spottschrift auf Napoleon, die Sebastian Grech aus Klentnitz im Jahre 1809 wahrscheinlich selbst verfaßte und eigenhändig auf ein Papierblatt (41×25½ cm) niederschrieb. Die originelle Spottschrift sei hier wiedergegeben:

Evangelium Ponabart am 1ten Kabidtel am 2 t wers
Inter zeit als Frangreich und Sbannien in

*) Erzählt im September 1930 von Johanna Schön, Landwirtin in Zeche, 64 Jahre alt, die seit ihrer Geburt im Orte daheim ist und nie in der Fremde war.

Digitized by Google

Krieg Verwiegelt war regnete in Oestreich ser vuele*)
Soltaten, als es die Franzosen vernemen haten
gingen sie zu ihren Meister und Sbrachen Herr
hulf*) uns wur gehen zu grunde als Bonabarde
diesef Vernomen hatte so stug*) er auf einen ser
Hochen Berg, sich umzusehen was da geschach da
setze er sich nider und streckte einen fus nach
Sbanien den antern nach Oestreich aus, und
sbrach Warlich sage ich eich wer meinen Wiellen
nicht Tun wuert*) grosen Schaden leiten den ich
Nene mich Nabollion und bin der zweite Gottes
son auferten, da sbrechen die Hochen Pruster*)
Von Sbannien und Engerland, Rusland und Oestrei
ch, bist du Gottes sohn auferten so must du ge-
Kreiziget werten.

Der Anfang

Freiteich ihr Franzosen Jchr scheist gewis in die hosen
ihr glaubt Nabolion ist Gotteß sohn da seid ubel dar
an Man leid eich schont die dottes Klogen von
Haus Oestreich Kriegt ihr keinen Broken Jötz heist
nicht Bier und Wein Jötz heist beichst aus weit
übern Rein.

Oestreich

Prunz*) Karl ist nicht Gotteß sohn,
Erwurt*) eich zeigen was er kan,
Er würt*) nicht mid Gott zu kaufen,
und von Wien mach Barriß zu laufen
Er stött als wie ein bitter Man,
da seit ihr Franzosen ubeltaran,

Die Bauern*)

Kaisser Franz must dich nicht Krengen,
die Franzosen dun wuer*) aufhengen,
sie haben uns die Hautabgezart.
die Körlen schlagen wuer*) lang und bradt
Ist er gottes sohon auferten,
So mußer geKreiziget werten.

Nabollionß Testamend

Bonabart ist Krang,
Rusland ist sein Krankerwarter,
Engerland gibt im ein,
Bauern*) betten im auf,
Witenberg Kert im aus,
sbanien Christierem ichm,
Oestreich giebt ihm die Letzte Ölung,
die Türken helt in das Lichtem,
Schweten leitten ihm die zugen Klogen,
Sachsen dragen im zu grab,
denemang singt im das Miserry,
Breisen grebtim ein,
Und die Landwer scheist ihm auch
inß Grabhinnein.

Den 2te July 1809.
Sebastian Grech.

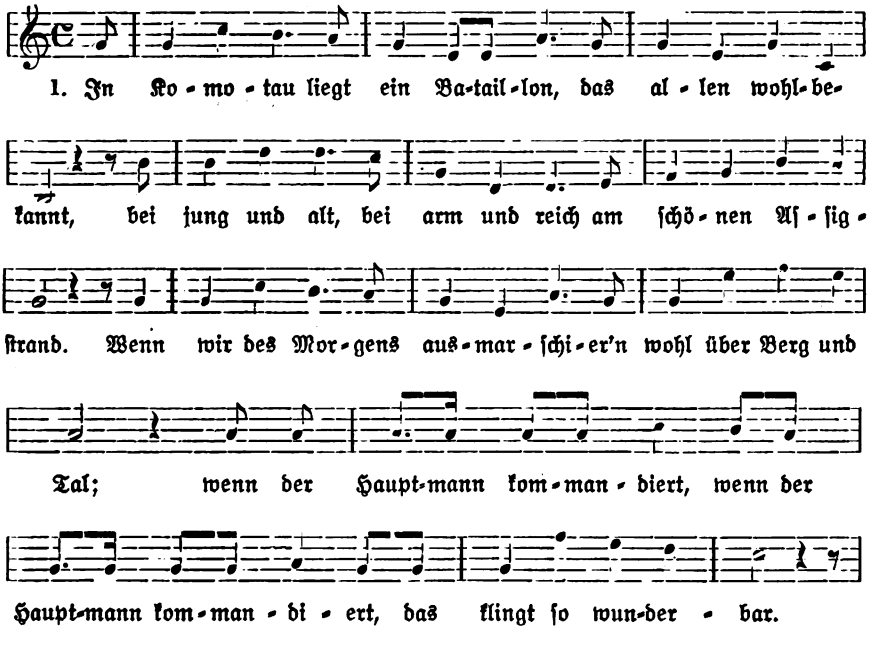
Brünn-Czernowitz. Hans Freising.

* u = i.

Digitized by Google

Komotauer 92er Lied

Zu dem im letzten Heft von K. M. Klier veröffentlichten Reichenberger M.G.A.-Lied lege ich eine Fassung vor, wie ich sie beim JR. 92 im Oktober 1914 vor Schabatz aufgezeichnet habe. Vorsänger war der Infanterist Emil Wöhl. Als Verfasser wurden die Infanteristen Karl Kohlbek und Klein genannt. Wahrscheinlich haben sie das schon bestehende Lied für die 92er Verhältnisse umgedichtet.



2. Da ſteht ſo manches Mädchen ſchon
und ſchaut mit frohem Sinn,
denn in dem ſchönen Bataillon
iſt auch ihr Liebſter drin.
Ihm iſt ſie treu, ihm iſt ſie gut,
ſie hat ihn herzlich lieb.
[: Nichts Schönres gibts, ſie bleibt dabei,:]
als treu Soldatenlieb.

3. Am Katzenhübel[1]) iſt es ſchön
und auch im Hutbergwald[1]).
Da kann man die Soldaten ſehn,
obs warm iſt oder kalt.
Ein friſches Dirndерl in dem Arm,
ein freundlich G'ſicht dazu;
[: ſie ziehen einſam beide :]
dem Stadtpark abends zu.

4. Ade, mein liebes Komotau!
Dir war ich herzlich gut.
Und wie ich jetzt von dannen zieh',

[1]) Übungsgelände bei Komotau.

Digitized by Google

so schwenk ich meinen Hut.
Und bin in weiter Ferne ich,
noch oft denk' ich an dich.
[: Herr Hauptmann, ich empfehle mich.:]

. . . . . .

Lichtenstadt bei Karlsbad. Hans Nürnberger.

Diebe ausfindig machen

In Pattersdorf (Bezirk Deutschbrod) war der folgende Brauch üblich. Wurde irgendwo gestohlen und wollte man den Dieb ausfindig machen, so hing man den Schlüssel zu der Tür, durch die der Dieb eindrang, an den Finger und befragte ihn. Man nannte Namen von Personen, die man des Diebstahls verdächtigte. Fiel der Schlüssel vom Finger, so kannte man den Dieb. Oder man nannte Namen und wartete, bis der Schlüssel sich am Finger drehte[1]).

Prag. A. Glücklhorn.

Saure Wochen, frohe Feste

Unter dieser Überschrift bieten die empfehlenswerten, von R. Hovorka herausgegebenen „Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte" (Reinhold Verlag, Wien IX., Löblichgasse 3) in Nr. 112—115 des laufenden Jahrgangs eine aufschlußreiche Gegenüberstellung von Äußerungen über das Zeittheater, über Feste und Spiele und insbesondere über Laien- und Volksspiele. Es wird betont, daß auf diesem Gebiet schon starke Ansätze zu einer Neuorientierung vorhanden sind, die größtenteils an uraltes Traditionsgut irgendwie anschließen, daß es aber noch stark an einer Durchsäuerung der Massen, des Volkes mit heiligem Festspielgeist mangelt, weil auch hier eine Rentabilisierung und Industrialisierung einer Massenverseuchung Vorschub geleistet hat.

Zum angeführten Gegenstand äußerte sich Leo Weismantel, der Vertreter einer jüngsten Neuromantik christlich-katholischer Prägung, nach dessen Ansicht wir am Ende der übernommenen Volkskunst stehen. „Haas-Berkow grub die mittelalterlichen Volksspiele wieder aus, da er mit ihnen Lebensformen gegeben glaubt, die man heute wieder in den Brennpunkt der Bühnen und somit des Lebens stellen könne. Aber es gelang diesen und ähnlichen Ausgrabungen keineswegs, die Märchen-Religiösen-Spiele in den Brennpunkt heutigen Lebens zu stellen, denn dieser liegt nicht mehr dort, wo er im Mittelalter, wo er im 16., 17. oder 18. Jahrhundert gelegen hat. Wir konnten etliche Jahre unserer Jugend damit befriedigen. Aber selbst der Jugend wurde dies auf die Dauer zu langweilig. Bloß übernommene Volkskunst, in der bildenden Kunst wie in der Sprache und damit auch im Bühnenspiel ist eine ersterbende Angelegenheit." Er verlangt vom „Volksdichter" (Laienspieldichter) Verwurzelung im Stofflichen des heutigen Volksschicksals. „Von dort empfängt er Stoff und Form. Dabei wächst die Form durch die Idee und wandelt diese. Durch die Wandlung der Motive in der Dichtung reinigt sich der Geist des Menschen: dies ist der biologische Sinn der Dichtung... Und wem dieser letzte biologische Sinn des Laienspiels aufgegangen ist, der muß Gegner sein sowohl jenes reinen Museumstheaters, das ohne Zusammenhang mit der heutigen Volksgeisteslage die Tragödien aller Völker und aller Länder und aller Zeiten spielt, das ehrfurchtslos auf den Markt wirft, was früheren Zeiten einmal ein Heiliges war — er muß auch Gegner sein des Amüsierbetriebes unserer Vereinsbühnen, und er kann auch nur sehr bedingt die Ausgrabungen alter Volksspiele anerkennen. Diese Ausgrabung erinnert nur daran, daß es einmal kollektive Formen der Kunst gegeben hat, die allen im Volk sich einmal geöffnet haben. Es können auch heute wieder Volksspiele erwachsen, aber nur durch die Hingabe an das Dichterische im Volk. In der heutigen Dichtung äußert sich nur die Individualität des Künstlers. Die Kollektivform der Kunstgemeinschaft eines Volkes kann erst dort wiedergefunden werden, wo ein Dichter in einer Gemeinschaft, in deren körperlichen Anwesenheit, aus dem Stoffkreis dieser Gemeinschaft heraus dichtet. Nur so sind die neuen Grundlagen des Laienspiels zu finden."

[1]) Vgl. das Stichwort „Dieb" im Hw. Aberglaube.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist noch eine Äußerung von sozialistischer Seite anläßlich der Leipziger Arbeitswoche (8. bis 13. Juni 1931) über einen „Kursus zur Einführung in das Gebiet sozialistischer Feste und Feiern". In der Aussprache meinte ein Teilnehmer: „Während wir auf der einen Seite eine Inflation haben (Stiftungs-, Sommerfeste u. dgl.), sind wir auf der anderen Seite durch die Loslösung von kirchlichen Formen und Banden doch auch festarm geworden. Neben den eigentlichen revolutionären und sozialistischen Festen, wie März-, Mai-, Revolutions-, Verfassungsfeier, festliche Gestaltung des Eintrittes in die Partei und den Jahres- und Naturfesten (Frühling, Sonnenwende), sind auch die Lebensfeste im Familienkreis zu gestalten: Lebensweihe, Jugendweihe, Hochzeit und Tod. Gerade hier kommen wir an Kreise heran, die uns sonst verschlossen sind."

*

Reg.-Rat Dr. Karl Siegl, der Archivdirektor und Verwalter des Städtischen Museums in Eger, geboren am 6. November 1851 in Joachimsthal, erfuhr anläßlich seines 80. Geburtstages zahlreiche Ehrungen. Seine durch Gründlichkeit und Verläßlichkeit ausgezeichneten geschichtlichen Arbeiten sind auch volkskundlich wichtig. Insbesonders hat Siegl aus alten Archivakten viel Stoff veröffentlicht und so Grundlagen für die Erforschung der Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung geliefert.

Volkskundliche Vorträge hielt G. Jungbauer im Rahmen der Gablonzer Hochschulwoche vom 24. bis 26. September und vor den am 25. Oktober in Prag versammelten Gaudietwarten des Deutschen Turnverbandes.

Zum Schwank **„Spinne und Zipperlein"** im 2./3. Heft des Jahrgangs macht Dr. G. Eis darauf aufmerksam, daß auch hier eine geistliche Person als ängstlicher Pfleger kleiner Übel erscheint, wie in der bisher ältesten Fassung des Schwankes, die Ulrich Boner in seinem „Edelstein" (um 1350, 1461 als eins der ersten deutschen Bücher gedruckt) bietet, wo das Fieber bei der Äbtissin gute Pflege findet und der hier vertriebene Floh bei der Waschfrau, die das Fieber nicht beachtet hat, auf seine Rechnung kommt.

Das **Arbeitslosenlied** im letzten Heft ist auch in anderen Gegenden Nordböhmens bekannt. Es wird nicht nach der Weise von „Sprach der Knabe zu dem Bächlein", sondern nach der sehr beliebten Weise des Wolgaliedes gesungen[1]).

Atlas der deutschen Volkskunde

Eingelaufen sind noch Beantwortungen des 1. Fragebogens von Ln. A. Tinkl, Markt Krönau, L. A. Jenisch Putzendorf, OL. L. Bezdicka, Reigersdorf, OL. i. R. F. Fiedler, Birkigt bei Tetschen a. E., und SL. J. Winter, Zweifelsreuth.

Der 2. Fragebogen ist bis 5. Dezember von 1015 Mitarbeitern beantwortet worden, was als ein sehr erfreuliches Ergebnis zu bezeichnen ist.

Da der 3. Fragebogen von der Hauptstelle in Berlin bisher nicht ausgegeben wurde, ist mit seinem Versand erst zu Beginn des nächsten Jahres zu rechnen.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November)

Nr. 111, Richard Baumann, Elbogen: Abschrift eines Testaments und einer Erbserklärung aus dem Jahre 1797. Zahlreiche Beantwortungen älterer Umfragen.

Nr. 112. Adolf Glücklhorn, Prag: Osterbräuche in der Iglauer Sprachinsel. 52 Vierzeiler aus Milikau bei Mies.

Nr. 113. Hans Freising, Brünn: Lichtbild einer bemalten Truhe aus Beneschau (Slowakei).

Nr. 114. Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau: Mehrere Antworten auf ältere Umfragen.

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei ein Druckfehler in der Mitteilung über den „Donnerkeil" im Volksglauben im letzten Heft berichtigt. Es soll im letzten Satz „Die bildliche (nicht biblische) Redewendung" heißen.

Digitized by Google

Nr. 115. Anton Wässerle, Deutsch-Proben: Spottreime auf die Dörfer der Sprachinsel. Antworten auf Umfragen.

Nr. 116. Hedwig Wenzel, Doberseik: Lieder mit Singweisen bei den Umzügen der Kinder am Karsamstag (O du falscher Judas) und am Maisonntag.

Nr. 117. Johann Bernard, Nieder-Mohrau: Mehrere Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 118. Johann Keßler, Petersdorf bei Hennersdorf: Antworten auf Umfragen.

Nr. 119. Franz Götz, Poschkau: Spottreime und Scherznachdichtungen, sowie andere Antworten auf Umfragen.

Nr. 120. Theodor Chmela, Prag: Spottreime und andere Antworten auf Umfragen aus Südböhmen.

Nr. 121. Martin Schnelle, Meißen: Mehrere biblische Rätsel aus Sachsen.

Nr. 122. Eduard Böhs, Mähr.-Rothmühl: Scherznachdichtungen und Rätsel.

Nr. 123. Karl Horak, Professor in Wien: 149 geistliche und weltliche Lieder mit Singweisen aus der Kremnitzer und Deutsch-Probener Sprachinsel.

Nr. 124. Dr. Hans Fischer, Graslitz: 3 Lieder mit Singweisen und eine mundartliche Scherzdichtung „Gute Nacht" (in verschiedenen Abwandlungen).

Nr. 125. P. Adam Winter, Pfarrer in Lebring unter Graz: 2 Kümmernisbilder.

Nr. 126. Emma Saxl, Prag: Lieder, Sprüche, Inschriften, Spottnamen u. a. aus Grulich und Umgebung.

Nr. 127. Adolf König, Reichenberg: 8 Lieder mit Singweisen und 11 Sprüche.

Nr. 128. Raimund Zoder, Wien: 14 Lieder aus Süd- und Westböhmen und 21 Lieder aus der Iglauer Sprachinsel mit Singweisen.

Nr. 129. Nikolaus Rollinger, Klein-Mohrau: Herbar, angelegt von Josef Funk, Gießer in Klein-Mohrau, mit volksmedizinischen Anmerkungen. Veröffentlichungen des Mundartdichters G. Weiser.

Nr. 130. Ignaz Göth, Iglau: 21 sudetendeutsche Weihnachts- und Krippenlieder. Zahlreiche Aufnahmen von Krippen und Musikinstrumenten der Iglauer Sprachinsel.

Antworten

(Einlauf bis 15. November.)

164. Scherznachdichtungen aus Kaplitz sandte A. Galfe, Gratzen.

165. Zu dem biblischen Rätsel von dem Geburtsort des Judas haben die Bewohner von Aich bei Karlsbad eine genauere Deutung. Sie sagen, daß es in der Bibel richtig heiße „Einer unter Euch wird mich verraten", und daß daher nur der unterhalb von Aich gelegene Ort Pirkenhammer gemeint sein könne. (Dr. A. Bergmann, Olmütz.)

181. Spottreime, die Armut oder sonstige Mängel eines Dorfes kennzeichnen, sind sehr häufig. Eine solche Dichtung auf das wasserarme Glaselsdorf, das Wasser aus dem eingepfarrten Dorfe Pohler holen muß, und auf Pohler, das dagegen nach Glaselsdorf zur Messe gehen muß, sandte K. Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau.

182. Die besonders zur Kriegszeit verbreiteten Kettenbriefe finden auch heute noch hie und da leichtgläubige Abschreiber. (K. Ledel, Grünau.)

183. Im Schönhengstgau versehen den Nachtwächterdienst vielfach ältere Leute (Ortsarme oder Arbeitsunfähige), die mit einer Hellebarde oder einem Säbel bewaffnet sind und die Stunden auf einem alten Horn blasen. In Gobitschau bei Sternberg aber wandert die Hellebarde, die Laterne und eine Pfeife auch heute noch von Haus zu Haus und verpflichtet die Besitzer, entweder selbst den Nachtdienst zu versehen oder einen Ersatzmann zu stellen. (K. Ledel.) In Herautz bei Mähr.-Weißwasser war die Nachtwache bis 30. Juni 1914 üblich und wurde dann durch eine Feuerwache ersetzt, die nur in den Monaten Juli, August und September tätig ist. In diesen Monaten wandern zwei Spieße von Haus zu Haus, so daß immer zwei Personen auf die Wache gehen sollten. In Wirklichkeit nimmt man es aber damit nicht so genau. Am liebsten gehen junge Burschen auf die Wache, um

Digitized by Google

bei ihren Liebsten „fensterln" zu können. (Josef Kesselgruber, stud. päd., Eger.) In Lundenburg wurde noch in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Hellebarde jeden Tag in eine anderes Haus getragen. Doch konnte sich der Hausbesitzer von einer anderen Person gegen Bezahlung bei der Nachtwache vertreten lassen. (F. J. Beranek, Neuhaus.)

185. Die Gelbsucht bekommt man durch großen Ärger, wenn die Galle übergeht. Man wird geheilt, wenn man unverhofft angespuckt wird oder einen nassen „Penkhoda" (Geschirrfetzen) ins Gesicht geschlagen erhält. Auch ein Kranz aufgefädelter Knoblauchstückchen, eng um den Hals geschlungen, befreit von der Krankheit. Der Knoblauch nimmt dann angeblich die gelbe Farbe an. (K. Ledel, Grünau.)

186. Wie überall bevorzugen auch hier die alten Leute die Pfeife, die jungen die Zigarette. (K. Ledel.)

188. Von jüdischen Bräuchen ist der Schabesbrauch besonders bekannt. In Runarz sagt man, wenn jemand in einem Raume, in dem ohnehin ein Licht brennt, noch ein zweites brennen läßt: „Heit is kai Schabes, daß zwai Lichtr brien." (G. Tilscher, Kornitz.) Sonst ist im Schönhengstgau, wo wenig Juden seßhaft sind, eigentlich nur bekannt, daß man im Tempel den Hut aufbehalten muß und daß die Juden nur „Koscheres" essen, wobei meist selten angegeben werden kann, was das Wort bedeutet. (K. Ledel, Grünau.)

189. Von jüdischen Wörtern dürfte „koscher" — im Sinne von körperlich unwohl, z. B. mir ist nicht ganz koscher, gebraucht — am verbreitetsten sein. (G. Tilscher). Bekannt sind auch die Ausdrücke: Gferes, meschugge, kapores, Repach. Epes (= Jude). (K. Ledel.)

190. Was die Rolle der Juden im Aberglauben anbelangt, ist auch in der Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl der Glaube verbreitet, daß sie ihrem Ostergebäck Christenblut beimischen. (G. Tilscher.) Wenn man über einen Stein stolpert, sagt man: „Da ist ein Jud begraben." Wenn jemand unerwartet viel Geld hat, heißt es: „Wo hast denn das Geld her? Hast wohl einen reichen Jud erschlagen?" Eine weitere Redensart ist: „Du tschacherst (stinkst) wie ein Jud." (K. Ledel.)

191. Die Freimaurer gelten als Feinde der Kirche und Ordnung. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.)

192. Hier gibt es noch viele, von mir bereits aufgezeichnete Templersagen, die sich auf zwei unter Kaiser Josef II. aufgelassene Klöster beziehen. (A. Wässerle.) In Alt-Moletein, dessen Großgrundbesitz (Patronat) dem Erzbistum Olmütz gehört, befindet sich ein zerstückter Meierhof, der „Tempelhof" (Tempelwald) heißt. Aus dem Namen schließt man, daß dies einst ein Besitz der Tempelherren gewesen ist. (K. Ledel, Grünau.) An die nördlich von Mähr.-Kromau im Tale der Igla liegende Burg Tempelstein knüpfen sich zahlreiche Sagen, über die besonders Herr Erich Sloschek in Brünn, Zwittagasse 5/I., Auskunft geben kann. (F. J. Beranek.)

194. Früher glaubte man an den Lindwurm, der das Unwetter verursacht und mit seinem Schwanz Dörfer und Städte zerstört. Der Lotterpfaff ist in Deutsch-Proben unbekannt, aber in Münnichwies und in der Umgebung von Kremnitz daheim. Ein ähnlicher Schimpfname ist das Wort „Bisthag". (A. Wässerle.)

195. Der hier allgemein Schweinschneider genannte Sauschneider schmiert die wunde Stelle mit Fett (Schmalz) ein. Irgendwelche besondere Bräuche sind unbekannt. (F. Götz, Poschkau.)

196. Landwirt und Bauer sind im allgemeinen gleichbedeutend, doch bezeichnet das zweite Wort eigentlich einen Landwirt mit größerem Besitz. Wer einen solchen, etwa 50 Metzen übersteigenden Grundbesitz sein eigen nennt, läßt sich gern Bauer nennen, während der andere nur ein einfacher Landwirt bleibt oder gar zum „Gärtler" oder zu einem „Häusler" herabsinkt. (F. Götz.) Im Schönhengst nennen sich jetzt die Bauern Grundbesitzer und die Häusler Landwirte. (K. Ledel.)

197. Hier ist die amerikanische Art des Essens allgemein. (F. Götz.) Ebenso in Deutsch-Proben (A. Wässerle) und in der Deutsch-Brodek-Wachtler Sprachinsel, von wo G. Tilscher berichtet, daß Gabeln im allgemeinen nur bei festlichen Anlässen wenn Gäste da sind, gebraucht werden. Dann wird das Fleisch in Stücke geschnitten,

Digitized by Google

das Messer weggelegt und mit der Gabel in der rechten Hand gegessen. Für gewöhnlich ißt man die Fleischstücke mit dem Löffel nach dem Grundsatze „Mit dr Gobl is a Ehr, mit Löffl kriegt mr mehr". Nicht selten wird das Fleisch in die Hand genommen und davon abgebissen. Oder man ißt es erst zuletzt nach beendigter Mahlzeit. Dann sei es angeblich so, als ob man lauter Fleisch gegessen hätte. Fleisch kommt nämlich selten auf den Tisch und wird deshalb besonders geschätzt. Die abgenagten Knochen wirft man unter den Tisch für die Hunde. Verbreitet ist auch die Volksmeinung, daß Gäste kommen, wenn eine Gabel vom Tisch fällt und im Fußboden stecken bleibt. Auch K. Ledel berichtet, daß man im Schönhengstgau nur mit dem Löffel oder nur mit der Gabel ißt. Ebenso ist im böhmischen Niederland, wie Erna Zimmer aus Schönlinde schreibt, die allgemein übliche Art des Essens die, daß man die zerschnittenen Speisen mit dem Löffel ißt.

198. Gegenüber der 53. Frage des 2. Fragebogens zum Volkskundeatlas, die das Wort Weg nicht nennt, wurde dies in unserer Frage besonders betont. Um das Betreten eines Weges zu verbieten, wird auf eine Stange ein Strohwisch aufgehängt oder auf einer in der Erde steckenden Stange eine Querstange angebracht, an der zuweilen außerdem noch ein Strohwisch ist, oder um eine Stange Dornen gegeben oder eine solche mit entsprechender Aufschrift aufgestellt. Um den Weg zu verlegen, versperrt man ihn auch mit einem dorthin gebrachten Wagen oder einem größeren Gegenstand oder verrammelt ihn mit Stacheln, Dornen und Gestrüpp oder man gräbt quer über den Weg einen Graben. Anzuführen ist noch, daß ein Strohwisch oder eine Tafel auch auf das Tor gegeben werden, wenn im Hause ein bissiger Hund ist oder darin die Maul- oder Klauenseuche herrscht. Man hängt ferner einen Strohwisch an die Obstbäume, von denen nicht gepflückt werden darf. Dies tut man auch oder man windet ein Strohseil um den Stamm, wenn das Obst verkauft ist. Endlich bekommen auch bissige Pferde auf das Kopfgeschirr einen Strohwisch, der also wieder als Warnungszeichen erscheint. (F. Götz, Poschkau.) Um das Gras auf Wegrainen, Abhängen und anderen Flächen, die nicht als Wiesen gelten können und daher begangen werden, zu sichern, stellt man einen auf einer kurzen Stange befestigten Strohwisch an die betreffende Stelle. Hie und da verwendet man auch einen beblätterten Zweig (Hoireiser). (J. Lösch, Podersam.) Verbotszeichen sind Strohwische auf Bäumen oder Stangen, Holzstücke in Kreuzform oder Dornen, die mitten auf den Weg gesteckt werden. (A. Wässerle, Deutsch-Proben.) Dasselbe gilt vom Schönhengstgau. (K. Ledel.)

Umfragen

201. Wie nennt man die Nottaufe eines Kindes durch die Hebamme?

202. Wo kommt noch der Glaube an einen Mittagsgeist (Mittagshexe) vor?

203. Bei den Lausitzer Wenden spielen namentlich in den Sagen vom Wendenkönig Brücken aus Leder eine Rolle, die meist zwei Burgen oder eine Burg mit einer Stadt verbinden. Von solchen ledernen Hängebrücken erzählen auch Sagen im Vogtlande, in Eger, wo eine solche Brücke einst die alte „Kaiserburg" mit der am andern Flußufer befindlichen „Wenzelsburg" verbunden haben soll, in Scheles bei Jechnitz, wo sie vom ehemaligen Schloß zum Kirchturm geführt haben soll, in der Sächsischen Schweiz und weiterhin auch im Osten, z. B. in Suczawa (Bukowina). Gibt es sonst noch derartige Überlieferungen?

204. Was bedeutet es, wenn der Holzwurm (Totenuhr) klopft? Stirbt dann jemand im Hause selbst oder außerhalb des Hauses in der Richtung, aus der man den Käfer klopfen hört?

205. Wird die Primiz des neugeweihten Geistlichen als eine Art geistlicher Hochzeit mit einer weißgekleideten Brautjungfer (Primizkrone = Brautkrone) gefeiert?

206. An welchem Tage haben nach der Volksmeinung die Vögel ihre Hochzeit?

207. Wo ist es Brauch, die ersten Kartoffeln zu Jakobi (25. Juli) zu graben?

Digitized by Google

208. Pflegt man beim Hochzeitsmahl außer den Brautschuhen auch den Hut des Bräutigams zu versteigern?

209. Welche Volksmeinungen knüpfen sich an die Fledermaus?

210. Haben alle erwachsenen Männer und Frauen oder nur bestimmte Familien ihren festen, zuweilen mit Namentafeln versehenen Sitz in den Kirchenbänken oder steht es den Besuchern frei, ihren Platz nach Belieben zu wählen?

Schrifttum.

Altrichter A. Aus dem Schatzberg. Sagen und Märchen aus der Iglauer Sprachinsel. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. 1931. 202 S. Preis geh. 28 Ktsch, in Halbleinen 34 Ktsch, in Ganzleinen 38 Ktsch.

Das eben erschienene Buch ist eine Neuauflage der vergriffenen „Sagen aus der Iglauer Sprachinsel" (1920), bietet aber statt 162 Sagen der Erstausgabe 325 Sagen und Märchen, die in planvoller Anordnung und mit kurzen, treffenden Einführungen zu den einzelnen Abschnitten ein abgerundetes Bild des Sagen- und Märchenschatzes der Iglauer Sprachinsel geben, der mitunter Beziehungen zu tschechischen Überlieferung aufweist und so auch für die wissenschaftliche vergleichende Grenzland- und Sprachinselvolkskunde eine ausgezeichnete Quelle ist. Die Gewährsleute sind stets angegeben, einzelne Sagen sind alten Chroniken entnommen. In den Anmerkungen, bei welchen bei den „Sagen des Leitmeritzer Gaues" ein Druckfehler richtigzustellen ist, indem von S. 175—187 als Verfassername Klein und erst von S. 189 an der richtige Name Kern erscheint, wird nicht allein das wichtigste Schrifttum herangezogen, sondern es werden auch kurze Erläuterungen, Deutungen und gelegentliche Hinweise auf ähnliche Sagen gegeben. Das vom Verlag hübsch ausgestattete Buch verdient weiteste Verbreitung.

Franz L. Selbstgewachsene Altertümer. Sonderabdruck aus der „Wiener Prähistorischen Zeitschrift", XVIII, 1931, S. 10—21.

Die für Volksglauben und Volkssage wichtige Abhandlung bringt zahlreiche Belege für den mehr in Kreisen von Gelehrten — während das Volk entweder die richtige Vorstellung, daß es sich um Gräber früherer Bewohner des Landes handle, hatte, oder an Zwerge als Verfertiger der Töpfe dachte — heimischen Glauben, daß die wiederholt im Erdboden gefundenen Tongefäße wie auch Tierknochen von selbst in der Erde gewachsen seien und daß diese Töpfe ihre Tiefenlage in der Erde je nach der Jahreszeit wechseln. Man hat hier das, was man auch von Versteinerungen glaubte, auf die vorgeschichtlichen Gefäße und Knochen übertragen. Diese Anschauungen gehen auf Aristoteles zurück, bei dem sich die Vorstellung von der elternlosen Zeugung niedriger Tiere im Schlamme findet. Der arabische Übersetzer des Aristoteles, Avicenna (980 bis 1037), übertrug sie auch auf Versteinerungen, die durch eine geheimnisvolle vis plastica im Schoße der Erde aus Urschlamm hervorgebracht seien.

Thalheim K. C. Das Grenzlanddeutschtum. Mit besonderer Berücksichtigung seines Wirtschafts- und Soziallebens. Sammlung Göschen Nr. 1026. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1931. 142 S. Preis geb. 1 ℳ 80.

Das Buch behandelt außer dem eigentlichen Grenzlanddeutschtum (Nordschleswig, Belgien, Elsaß-Lothringen, Saargebiet, Südtirol, Südslawien, Burgenland, Tschechoslowakei, Polen, Memelland) auch die nationalen Probleme der Deutschen in den fünf deutschen oder überwiegend deutschen Staaten Österreich, Danzig, Schweiz, Luxemburg und Liechtenstein, so daß es eine Übersicht über das gesamte außerhalb Deutschlands in Europa lebende Deutschtum — ausgenommen Rumänien (Siebenbürgen), die baltischen Staaten und das europäische Rußland — bietet. Zum Abschnitt über das Sudetendeutschtum sind einige Richtigstellungen notwendig. Das Deutschtum in Prag ist nach der letzten Volkszählung nicht zurück-

Digitized by Google

gegangen, sondern bedeutend angewachsen. Man kann mit rund 50.000 Prager Deutschen rechnen. Tschechische Legionen haben auch in Italien gegen die Mittelmächte gekämpft. Von einer „Aufwertung" der österreichischen Kriegsanleihen in der Tschechoslowakei kann nicht gesprochen werden. Unser Dichter heißt Hans (und nicht Franz) Watzlik. Die Bezeichnung „Österreichisch-Schlesien" ist für das heute tschechoslowakische Schlesien nicht mehr üblich.

Krieg H. Schleswig-Holsteinsche Volkskunde aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. 1. Teil: Landschaftliche und wirtschaftliche Grundlagen. Verlag Franz Westphal, Lübeck, 1931. 127 S. Preis geh. 3 ℳ 20.

Die fleißige Arbeit — eine Dissertation der Hamburger Universität — benutzt die Schleswig-Holsteinschen Provinzialberichte (1787—1834) als einzige Quelle und behandelt von dem darin enthaltenen volkskundlichen Stoff zunächst das Siedlungswesen, ferner die Landwirtschaft (Feldbestellung und Geräte, Ernte, Tierzucht) und das Gewerbe, das gegliedert wird in bäuerliches Hausgewerbe, primitives Gewerbe (Fischerei, Jagd, Köhlerei u. a.) und bürgerliches Gewerbe. Ein Urteil über das Werk wird erst nach Vorliegen des 2. Teiles, der sich mit den Trachten, dem Haus, dem Brauchtum und Volksglauben, der Sprache und Dichtung beschäftigen wird, möglich sein.

Brandsch G. Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder. 1. Band. Lieder in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Schriften der Deutschen Akademie Nr. 7. Verlag von Krafft & Drotleff, Hermannstadt 1931. 258 S.

Mit diesem umfangreichen Buch legt Brandsch eine wesentlich umgearbeitete und vermehrte Neuauflage der 1865 erschienenen „Siebenbürgisch-sächsischen Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen", von F. W. Schuster, vor. Die neue Sammlung beschränkt sich auf die Lieder und vermehrt die von Schuster veröffentlichten um mehr als 100 Stück. Bei Betrachtung dieser Lieder empfängt man, wie das Vorwort bemerkt, „einen starken Eindruck von der Kraft dichterischer Gestaltung, die sich in einzelnen Balladen, in den Waisenliedern, auch in einzelnen Kinderliedern noch offenbart, und von der künstlerischen Eigenart des Volkstums, das hinter diesen anspruchslosen Dichtungen steht und ohne Zweifel wesentlich niederländische und rheinische Züge trägt: neben behaglicher Kleinmalerei die Vorliebe für romantische Begebenheiten, neben derber Lebensfreude anmutiges Spiel und überquellende Sangeslust".

Bažant K. Der Böhmerwald. Winkelried-Verlag Gossengrün bei Eger, 1931. 43 S. Preis 2 Ktsch.

Die bereits im letzten Heft angezeigte treffliche Übersicht, erschienen in der Zeitschrift „Winkelried", ist nun auch in diesem Sonderabdruck erhältlich.

Putz F. Aus unserer Ascher Heimat. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Ascher Bezirkslehrerverein. Asch, 1931.

Dieses Heft bringt Aufsätze, die früher in der „Ascher Zeitung" veröffentlicht wurden, nämlich „Heimische Volksdichtungen als Spiegel unserer Stammesart" mit sehr vielen Vierzeilern und „Volksgut und Volksart im heimischen Kinderliede und Kinderreime". Der Verfasser zieht hiebei auch das wichtigste volkskundliche Schrifttum heran.

Treixler G. Das Graslitzer Bergwerk. 11. Jahresbericht des Staats-Realgymnasiums in Graslitz. Graslitz 1931. S. 1—42.

Mit Unterstützung von W. Weizsäcker, der namentlich für die bergrechtlichen Angelegenheiten als Berater dient, hat hier der verdiente Heimatforscher Treixler, der Direktor der Anstalt, der heuer nach 38jähriger Tätigkeit im Schulamt in den Ruhestand trat, eine gründliche Darstellung der Geschichte des Graslitzer Bergwerkes geliefert.

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgs-Vereines 1931. Herausgegeben von Dr. K. W. Fischer und Dr. K. Schneider. Hohenelbe 1931.

Aus dem reichen Inhalt dieses 20. Jahrganges ist die auch volkskundlich wichtige Abhandlung von J. Teichert „Der Arnauer Heidenstein" — mit einer neuen,

Digitized by Google

ansprechenden Erklärung dieses 1895 in der Arnauer Dekanalkirche aufgefundenen Reliefs hervorzuheben.

Bacher K. Schnitthohn. Neue Dichtungen in südmährischer Mundart. Verlag Gutenberghaus, Knittelfeld, 1931. 126 S.

Eine neue Gabe des in Wien lebenden Mundartdichters, der diese Sammlung nach dem Verlauf einer Erntemahlzeit (Nudelsuppe, Rindfleisch mit Semmelkren, Braten mit Salat, Backwerk, Wein) aufbaut und dabei ernste Dichtungen, die von treuer Liebe zur südmährischen Heimat und echtem Volksbewußtsein zeugen, mit heiteren Gedichten und Erzählungen mischt, alles in unverfälschter Mundart und in einem kernigen Volkston, der angenehm absticht von dem läppischen Machwerk, das sich auch heute noch in manchen mundartlichen Dichtungen breitmacht.

Altrichter A. Tribus saeculis peractis, 1631—1931. Festschrift des Staatsrealgymnasiums in Nikolsburg. Selbstverlag. Nikolsburg, 1931. 143 S.

Unser Mitarbeiter, der hochverdiente Volks- und Heimatforscher Altrichter, behandelt in dieser mit vielen Abbildungen und Tabellen ausgestatteten Festschrift die Geschichte der von ihm geleiteten Anstalt mit der erstaunlichen Gründlichkeit, die den erfahrenen Historiker und ausgezeichneten Schulmann zeigt. Die einzelnen Abschnitte (Gründung, Piaristenschule und Staatsanstalt, Die Schule — ein Spiegel der Zeit, Vom Lehrplan und Unterricht, Von Prüfungen und Zeugnissen, Von der Schülerbühne, Vom Schulgebäude, Aus alten Handschriften) führen weit über den eigentlichen Rahmen hinaus und geben ein Bild der Entwicklung des ganzen Mittelschulwesens in den letzten drei Jahrhunderten, zugleich aber auch eine Geistes- und Kulturgeschichte dieser Zeit. Angeschlossen sind „Gedenkblätter ehemaliger Schüler", darunter Zuschriften und Gedichte von P. Strzemcha (Kirsch), Staatskanzler Dr. K. Renner, Dr. W. Pauker, E. Münz, Dr. W. Kosch u. a.

Göth J. 50 Jahre deutsche Schutzarbeit in der Iglauer Sprachinsel. Verlag des Deutschen Kulturverbandes, Prag, 1931. 28 S.

Im Jahre 1881 war in Iglau die Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines, des ersten Schutzvereines auf altösterreichischem Boden, gegründet worden. Die seither geleistete Arbeit schildert Göth, der nicht allein auf volks- und heimatkundlichem Gebiete, sondern auch als Volksbildner und Vorkämpfer im Dienste der Deutscherhaltung seiner Heimat unermüdlich tätig ist, in seiner mit zahlreichen Bildern, namentlich auch der um die Iglauer Sprachinsel verdienten Männer und Frauen, geschmückten Schrift, die bis zur Gegenwart führt, in der der Deutsche Kulturverband allein die ganze Schutzarbeit in dieser bedrängten Volksinsel besorgt.

Ehm F. Lava, Erlebnisse auf dem Feuerberge Ätna. Selbstverlag, Komotau, 1931. 82 S. Preis in Halbleinen 15 Ktsch, in Ganzleinen 18 Ktsch.

Ehm, dessen Buch „Der Steinmetzbub" (1926) mit den prächtigen Jugenderinnerungen aus dem Heimatdorfe noch viel zu wenig gewürdigt wird, hatte während seiner Kriegsgefangenschaft in Sizilien, die er in dem Werke „Ewiger Frühling" geschildert hat, stets den mächtigen aufragenden Ätna vor seinen Augen. Sein Wunsch, einmal auch auf diesem Gipfel zu stehen, wurde erst 1923 erfüllt, in dem Jahre, in dem der Vulkan wieder einmal unheilbringend erwacht war. Dieses gefährliche und große Erlebnis versteht Ehm in einer spannenden Weise und mit dichterischer Kraft zu gestalten. Das geschmackvoll ausgestattete Buch ist mit vielen Federzeichnungen von Gustav Zindel nach Lichtbildaufnahmen des Verfassers geziert.

Lochner R. Erweckung der Gefolgschaft. Abriß einer Lehre von den volksbildnerischen Verfahrungsweisen. Ratgeber für Volksbildner Nr. 5. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1931. 47 S. Preis 8 Ktsch.

Das E. Lehmann gewidmete Heft bietet keineswegs, wie so viele Schriften zur Volksbildung, bloße Theorie, sondern aus reicher Erfahrung geschöpften Stoff. Von besonderem Werte ist die Tafel der Seelentypen, die der Volksbildner bei den „Bildlingen" — ein Wort, das Lochner als Ersatz für „Zögling" geprägt hat — feststellen und beachten muß und die ausführliche Begründung des richtigen Gedankens,

Digitized by Google

daß im ganzen Volksbildungswesen die Persönlichkeit des Volksbildners ausschlaggebend ist. Denn „Gefolgschaft leisten kann man nur jemandem, dem man in Neigung verbunden ist, der einem als nachahmenswerte Persönlichkeit erscheint, die etwas vorstellt und etwas will, die nicht nur etwas weiß und kann."

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 9. Band (J—Kas). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1931. 784 S. Preis in Ganzleinen 26 Mark, bei Rückgabe eines alten Lexikons 23 Mark 50.

Auch der neue Band behandelt neben einer Reihe umfangreicher Artikel allgemeinen Inhalts, wie Impfung, Indien, Industrie, Insekten, Internationale, Irland, Islam, Island, Italien, Jagd, Japan, Jesus, Juden, Jugend, Jugoslawien, Kalender, Kanada, Kanal, Kant, Kapital, Karl, Karpathen u. a. Volkskundliches, z. B. Irrlicht, Jägersprache, Jodler, Johannisfest, Julfest, Kaisersage, Kammerwagen, Karlssage u. a.

Aus dem deutschen Gebiet der Tschechoslowakei sind die folgenden Namen herauszuheben: F. Janauschek, Schauspielerin, geb. Prag, 1830; K. Jelinek, Astronom, Brünn, 1822; A. Jellinek, jüdischer Gelehrter, Drslowitz i. M., 1821, und sein Bruder Hermann, ebd. 1822; W. Jerusalem, Philosoph und Pädagog, Drenič i. B., 1854; E. Jettel, Maler, Johnsdorf i. M., 1845; O. L. Jiriczek, Germanist und Anglist, Ungarisch-Hradisch, 1867; J. Joachim, Violinvirtuos und Komponist, Kittsee bei Preßburg, 1831; Johann von Neumarkt, Frühhumanist und Kanzler des Kaiser Karl IV., Hohenmauth, um 1310; A. John, Heimatforscher, Oberlohma, 1860; F. Kafka, Dichter, Prag 1883; G. Graf Kálnoky, Staatsmann, Lettowitz i. M., 1832; G. Karpeles, Literaturhistoriker, Eiwanowitz i. M., 1848; R. Kaßner, Schriftsteller, Groß-Pawlowitz i. M., 1873.

*

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). 41. Jahrgang, N. F. Bd. III., Heft 1: O. A. Erich, Der Anteil der Kunstgeschichte an der Erforschung unseres Volkstums; Th. Schwickert, Die Christophorussegende und die Überfahrtsagen; R. Wolfram, Volkstanz — nur gesunkenes Kulturgut? u. a. Von besonderer Bedeutung ist der Beitrag Wolframs, des heute wohl besten Kenners der Volkstänze, der mit der auch in unserer Zeitschrift (1928, S. 175) abgelehnten Schreibtischarbeit von P. J. Bloch über „Die deutschen Volkstänze der Gegenwart" gründlich abrechnet und die einseitige Auffassung Naumanns in bezug auf alle volkskundlichen Erscheinungen beleuchtet. Herausgehoben seien die Sätze: „Gemeinschaftstanz muß ebensowenig völlig uniforme Gleichheit besitzen, wie die Gemeinschaft überhaupt. Abstrakte Typisierungen, wie sie Naumann z. B. gibt, schießen weit über das Ziel hinaus." „Persönliche Besonderheit, Schöpferkraft kann eben niemand leugnen, der es schon wirklich mit europäischen Bauern zu tun hatte, die deshalb noch lange nicht vom städtischen Einfluß zersetzt sein müssen, sondern noch völlig in der Gemeinschaft stecken können. Individualität und Gemeinschaft sind eben keine Gegensätze." „Wie überall gibt es kein Entweder-Oder, sondern nur eine lebendige Wechselwirkung. Keines kann ohne das andere bestehen. Individuum und Gemeinschaft, Volk und Oberschicht sind Pole einer großen Zusammengehörigkeit, und es ist Pflicht einer gesunden Wissenschaft, neben dem Trennenden auch das Verbindende zu zeigen. Jede unbelehrbare Einseitigkeit aber führt in die Irre."

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 36. Jahrgang, 3./4. Heft: A. Haberlandt, Volkscharakter und Rassenpsychologie (ausgehend von Günthers Rassenkunde); H. Plöckinger, Die Mistelbacher Kirchtagsumzüge; R. Pittioni, Zum kulturgeschichtlichen Alter des Blockbaues u. a. — 5./6. Heft: O. Lassally, Die Bedeutung der Schwelle im Aberglauben; K. M. Klier, Dämonenschutz auf westkärntnischen Alpen u. a.

Das deutsche Volkslied (Wien). 33. Jahrgang, 4. Heft: Volkslieder aus dem Burgenlande. — 5. Heft: K. Liebleitner, An die Chormeister, die Volkslieder einstudieren; K. M. Klier, Zwölf Fragen zur Sammlung von Volkstänzen; 6. Heft: H. Moser, Lieder der Sathmarer Schwaben in Rumänien. — 7. Heft: K. Reiterer, Sang, Klang und Tanz im Volksmunde; Neues Tanzlied aus Südmähren

Digitized by Google

(gegen den Bubikopf); C. Hartenstein, Volkstänze und Tanzlieder aus Westböhmen. — 8. Heft: K. Spieß, Die drei Stimmen des Ulinger, dazu neben andern auch eine Fassung der Ulingerballade aus Kremnitz, aufgezeichnet von A. Karasek und E. Piffl. Im selben Heft Schluß des Beitrages von C. Hartenstein und Besprechungen von G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwald I. 2. Lieferung und R. Kubitschek, Tief drin im Böhmerwald.

Die Singgemeinde (Kassel). 8. Jahrgang, 1. Heft: A. Biebig, Zur schlesischen Stammessingwoche in Hassitz; E. Lehmann, Sudetendeutsche Volks- und Heimatbildung; R. Patscheider, Stammlandbewegung.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). 14. Jahrgang, 19. Heft: G. Schreiber, Minderheitenfrage und Volkstum; R. Schaffer, Das deutsche Schulwesen in der Slowakei; F. A., Volkszählung und Geburtenstatistik in den sudetendeutschen Ländern. — 20. Heft: J. von Payer und die Sudetendeutschen (zur Errichtung eines Payerzimmers im Teplitzer Museum). 21. Heft: Reform des deutschen Staatsangehörigkeitsgesetzes (auch für Auslanddeutsche wichtig). Unter den Besprechungen eine scharf abweisende des Husromanes von J. Mühlberger.

Deutsch-Ungarische Heimatsblätter (Budapest). 3. Jahrgang, 3./4. Heft: Aus dem stets fesselnden Inhalt dieser unterstützungswerten Zeitschrift ist besonders auf den in Fortsetzungen erscheinenden Beitrag „Zur Geschichte der Erforschung des Ungarländischen Deutschtums" von G. Petz aufmerksam zu machen. Unter der Leitung von G. Petz hat sich an der Budapester Universität eine volkskundliche Abteilung des Germanistischen Institutes gebildet, welche die Aufnahmen zum deutsch-ungarischen Volkskundeatlas durchführt. Darüber berichtet E. v. Schwartz, der die bereits ausgesandten ersten Fragebogen mit einer in magyarischer Sprache verfaßten Anleitung, in der einerseits der Atlas der deutschen Volkskunde im allgemeinen und das ungarische Unternehmen im besondern behandelt wird, versehen hat und die ganzen mit diesen Aufnahmen verbundenen Arbeiten leistet.

Ethnographia (Budapest). 42. Jahrgang, 3. Heft: S. Solymossy, Die Drachengestalt in den ungarischen Märchen (mit deutschem Auszug). Über den reichen Inhalt des der „Ethnographia" beigegebenen „Anzeigers der Ethnographischen Abteilung des Ungar. National-Museums" berichten ebenfalls deutsche Auszüge.

Boabe de Grâu (Bukarest). 2. Jahrgang, 5. Heft: L. Netoliczka, Muzeul Etnografic al Ardealului din Cluj. Dieser treffliche Bericht der Leiterin des Siebenbürgischen Ethnographischen Museums in Klausenburg ist auch wegen der prächtigen Bildbeigaben hervorzuheben.

Heimatbildung (Reichenberg). 12. Jahrgang, 10./11. Heft: K. Schopf, Das Egerland in der deutschen Literatur (Beginn eines längeren Beitrages); E. Gierach und E. Schwarz, Erster Bericht des Sudetendeutschen Mundartenwörterbuches für das Arbeitsjahr 1930/31; E. Schwarz, Die Heidelbeere in den sudetendeutschen Mundarten.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). 4. Jahrgang, 1. Heft: G. Eis, Altgermanische Familiengeschichtsschreibung; R. Saliger, Von Erbgesundheit und Erbkrankheiten; J. Blau, Adelige, Auswärtige und Ausländer im alten Kirchenbuch von Neuern (1654—1706) u. a.

Waldheimat (Budweis). 8. Jahrgang, 10. Heft: E. F. Raffelsberger, A. Stifter als Maler; A. Carolo, Zum 90. Geburtstag des Tonkünstlers Max v. Weinzierl (geb. 1841 in Bergstadtl bei Budweis). — 11. Heft: Schluß des Beitrages über A. Stifter als Maler; S. Skalitzky, Ein Jahr im Waldland (Brauchtum im November); K. Brdlik, Ein Bericht über die „Brunst in Kalsching" im Jahre 1607 u. a.

Unser Egerland (Eger). 35. Jahrgang, 8./9. Heft: R. v. Rueling, Alte Barockorgeln in Karlsbad und Umgebung. — 10. Heft: J. Pohl, Reg.-Rat Dr. Karl Siegl zu seinem achtzigsten Geburtstag. Auch andere Beiträge dieses K. Siegl gewidmeten Heftes feiern die Verdienste des Egerer Archivdirektors.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). 11. Jahrgang, 3. Heft: F. J. Umlauft, Über Familienforschung; W. Schuster, Deutschkahn und Böhm.-Kahn (gegen die von E. Neder behauptete Her-

Digitized by Google

leitung des Ortsnamens aus dem Deutschen); R. Köhler, Frühere Beschäftigungen (Flechten, Flachshandel) u. a.

Mitteilungen des Nordböhm. Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege (Böhm.-Leipa). 54. Jahrgang, 3. Heft: V. Maiwald, Ein Leipaer Privileg im Jahre 1636; E. Neder, Dresdner Bürger aus Böhmen 1533—1653; P. Marschner, Von einem Schluckenauer Bürgermeister (aus der Zeit der Gegenreformation) u. a.

Ostböhmische Heimat (Trautenau). 6. Jahrgang, 7. und 8. Heft: R. Fischer, Flurnamen aus dem Braunauer und Wekelsdorfer Bezirke.

Unsere Heimat. Monatsschrift zur Pflege der Heimatkunde und Heimatliebe (Zöptau). Das von Dr. A. Strnad geleitete, im 11. Jahrgang stehende Heimatblatt bringt besonders viele Beiträge zur nordmährischen Ortsgeschichte.

Sudetenland (Teplitz-Schönau). Diese Heimatzeitschrift des Bundes der Deutschen in Böhmen ist seit Oktober an Stelle des früheren „Bundesboten" getreten. Sie erscheint alle 14 Tage. Da die Bezeichnung „Sudetenland" behördlich verboten wurde, sind die letzten Hefte, die, wie die früheren, belehrende und unterhaltende Beiträge bieten, ohne Titel erschienen.

Aus den Urteilen über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

„Ein Buch für jeden Heimatforscher, denn dieser trägt in geduldiger Kleinarbeit unermüdlich die Steine zu einem gewaltigen Bau zusammen, zur deutschen Volkskunde. Soll ihm, der teilhat durch Arbeit und Mühe, der Plan des stolzen Gebäudes verborgen bleiben? Wird, wenn er sich erst das Wozu und das Wie zu eigen gemacht hat, seine Mitarbeit an dem Werke nicht ungleich förderlicher und wertvoller sein? Darf er, der mitkarrt aus Heimatliebe und oft unter Schwierigkeiten und Opfern, darf er vor dem verwirrend großen Werke stehen, die Augen auf dem Wege und nicht dem Hochziele zu? Oder soll er sich verbunden, eins fühlen mit Werk und Meister?

Die Antwort ist leicht. Schwer aber war, sich die zielweisende Literatur zu beschaffen, um aus ihr zu schöpfen, zu lernen, über der Sache zu stehen. Wohl haben wir sudetendeutschen Heimatleute endlich unsere eigene Volkskundezeitschrift und akademische Führung. Aber über die reichen Anregungen hinaus fehlte bisher ein Spiegel des Ganzen, Großen, ein Behelf, der Ziele nennt und Wege nach ihnen weist, die aus der Vergangenheit über uns in die Zukunft führen, zu Brunnen führt und vor Irrwegen warnt, vor Phantastereien, die solange unsere Volkskunde mitleidig über die Achsel ansehen ließen, daß sie es nicht leicht hatte, endlich als wirkliche Wissenschaft anerkannt zu werden, ein Buch, das jeden, mag er welches Volksgut immer betreuen, sich als Rad im großen Werke fühlen muß, das klar macht, was er will und soll, das ihn sich und seine Arbeit zielstrebig und willig dem Ganzen eingliedern heißt.

Ein solches Buch hat uns jetzt unser Führer Jungbauer geschenkt. Werten wir es! Bedenken wir bei seinem Studium, daß die sudetendeutsche Volkskunde, an der wir bauen, doch nur ein kleiner (wenn auch ungemein wichtiger) Teil der gesamtdeutschen Volkskunde ist und sich dieser naturgemäß einzufügen hat.

Jungbauer betrachtet die Volkskunde immer in ihren Beziehungen zum Leben der Vergangenheit und der Gegenwart. Die Kapitelüberschriften erweisen, daß nichts vergessen ist, das Buch zu einem unentbehrlichen zu machen. Wie mit einer Wünschelrute werden hier die geheimen Quellen aufgespürt, die, geboren aus ihrer Zeit, heute noch rinnen, die geistigen Grundlagen aufgezeigt, die, vorbedingend, die volkskundlichen Erscheinungen zeitigten, wandelten und verlöschen ließen." (J. Kern in der „Leitmeritzer Zeitung" vom 16. Juni 1931).

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

5. Jahrgang 1932 1. Heft

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von
Dr. Gustav Jungbauer

Inhalt:

Dr. Gustav Jungbauer, Goethe und die deutsche Volkskunde in Böhmen. — Dr. Gerhard Eis, Hans R. Kreibich, der Mundartdichter Nordböhmens. — Dr. Egon Lendl, Eine Egerländersiedlung in Westslawonien. — Alfred Karasek-Langer, Die drei Nachtwachen bei der toten Prinzessin. (Märchen aus der Slowakei.) — Ignaz Göth, Dr. Anton Altrichter.

Kleine Mitteilungen: J. Göth, Bauernregeln aus Südmähren. — E. Hönl, Ein sonderbares Arbeitslosenlied. — A. Galfe, Volksheilmittel aus der Umgebung von Kaplitz. — Staatsanstalt für das Volkslied. — Sudetendeutsche im Ausland. — Kümmernisbilder u. a.

Atlas der deutschen Volkskunde. Antworten. Umfragen. — Schrifttum.

Mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur

Jährlich 6 Hefte
Einzelpreis: 6 Ktsch. — Jahrespreis: 30 Ktsch.

Prag 1932
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Beiträge, bei welchen ersucht wird, einseitig beschriebene, lose Quartblätter mit Rand zu verwenden, **Tauschschriften, Besprechungsstücke, Bestellungen**, wie auch alle anderen **Zuschriften** sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Unverlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Ktsch., für Deutschland 1 Mk., für Österreich 1·60 S., für das übrige Ausland 1·40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Ktsch., für Deutschland 5 Mk., für Österreich 8 S., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postscheckkonto Prag Nr. 207.729. — Leipzig Nr. 28.668. — Wien Nr. 103.119.

Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan

umfaßt 16 Ausstellungsräume, darunter einen besonderen Gedenkraum für **A. Stifter**, und überdies sehenswerte Parkanlagen.

Es wird erhalten vom Verein „Böhmerwaldmuseum" in Oberplan, den jeder gute Deutsche unterstützen soll. Der **Mitgliedsbeitrag** beträgt jährlich 10 Ktsch., ein **Hans-Watzlik-Baustein**, für den der Spender eine Ehrenkarte ausgestellt erhält, 50 Ktsch. **Gründer** und **Stifter** des Vereines zahlen einen einmaligen Beitrag auf Lebenszeit im Betrage von 1000 Ktsch, bzw. 500 Ktsch. Die Namen der Gründer und Stifter, wie auch der Zeichner von Hans-Watzlik-Bausteinen, sind auf besonderen Ehrentafeln im Böhmerwaldmuseum verzeichnet.

Um den Jahresbeitrag von bloß 10 Ktsch. liefert der

Deutsche Sprachverein Groß-Prag

seinen Mitgliedern die reichhaltige Monatsschrift

Muttersprache.

Anmeldungen bei der Leitung: Prag XII., Chodská 2a.

MEYERS KLEINES LEXIKON

3 BÄNDE

8. Auflage 1931/32

In Aufbau, Text und Bildausstattung nach gänzlich neuen Gesichtspunkten bearbeitet, durchaus auf die Bedürfnisse des modernen Menschen eingestellt.

Wenn Sie sofort bestellen und ein altes Lexikon in Zahlung geben.

Sparen Sie noch 15 Mk.

Ausführlicher Prospekt durch jede gute Buchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG

Digitized by Google

5. Jahrgang 1932

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben
von
Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1932
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Gustav Jungbauer, Goethe und die deutsche Volkskunde in Böhmen	1—31
Dr. Gerhard Eis, Hans R. Kreibich, der Mundartdichter Nordböhmens	32—42
Dr. Egon Lendl, Eine Egerländersiedlung in Westslawonien	42
Alfred Karasek-Langer, Die drei Nachtwachen bei der toten Prinzessin (Märchen)	43—45
Ignaz Göth, Dr. Anton Altrichter	45—46
Dr. Gustav Jungbauer, Josef Blau (Zum 60. Geburtstag)	57—58
Dr. Gustav Jungbauer, Goethes Lieder im Volksmunde	59—88
Ignaz Göth, Die Instrumente der Iglauer Bauernmusik	88—96
Franz Göth, Das Baßbegraben. Ein alter Fastnachtsbrauch	96—102
Dr. Gustav Jungbauer, Vom Faschingbegraben (Baßbegraben) zum Skibegraben	102—104
Johann Worsch, Ein Himmelsbrief	105—106
Dr. Gustav Jungbauer, Ariogermanisch-astrologischer Unsinn	106—110
Nikolaus Rollinger, Volkstümliche Pflanzennamen aus der Gegend von Klein-Mohrau in Schlesien	110—112
Dr. Eugen Lemberg, Die Bedeutung der Grenzgebiete für die Volkskunde	112—115
Dr. Gustav Jungbauer, Die Volkskunde in der Mittelschule	116—117
Dr. Gustav Jungbauer, Der „Unfug" der Volksbräuche	117—119
Dr. Viktor Karell, Hirsch und Hund in der Karlsbader Gründungssage	137—142
Dr. Rudolf Schreiber, Vornamen als Quellen volkskundlicher Forschung	142—156
Rudolf Hruschka, Die bildhafte Sprache des Volkes	156—164
Alfred Hejlik, Die alte Wallfahrtsstraße nach Grulich und die Volkssage	164—166
Dr. Egon Lendl, Die böhmerwäldler Kolonie Miljanovac in Slawonien	166—168
Richard Zeisel, Die verwunschene Jungfrau (Märchen)	168—171
Hans R. Kreibich, Anton Kahler, der Mundartdichter des Braunauer Ländchens	183—191
Adolf Glücklhorn, Zum Volksrecht Westböhmens	191—200
Josef Kern, Axt-Aberglaube	200—212
Dr. Ernst Hoyer, Ein Beitrag zur Rechtssprache in Böhmen zu Beginn der Neuzeit	213—221
Franz Böhm, Vom Dotterwieser Kirchweihfest	221—225
Dr. Gustav Jungbauer, Dr. E. Langer zum Gedenken	225—226
Emma Sazl, Volkshumor aus Grulich	227—228
Josef Bezdek, Schönhengster Volksrätsel	228—236
Richard Zeisel, Ein altes Mädchen will auch der Teufel nicht (Märchen)	236
Alfred Karasek-Langer, Das Sagengut der Deutschen in Polesien	237—246

Digitized by Google

Seite

Dr. Egon Lendl, Die Wandlung eines südslawischen Zadrugendorfes in ein deutsches Straßendorf . . . . . 247—249
Einlauf für das Archiv . . . . . 250—252

Kleine Mitteilungen

Seite

Ignaz Göth, Bauernregeln aus Südmähren . . . . . 46—48
Eduard Hönl, Ein sonderbares Arbeitslosenlied 48
Augustin Galfe, Volksheilmittel aus der Umgebung von Kaplitz . . . 48
Staatsanstalt für das Volkslied . . . . . 48—49
Sudetendeutsche im Ausland 49
Erna Zimmer, Frühlingsaberglaube in Nordböhmen 119
Johann Schreiber, Osterbräuche in Schlesien . . . . . 119—120
Ignaz Göth, Ostereierreime aus Südmähren 120
Der Räuber Kugelmann (Ein Märchenmotiv als Lied) 121
Zur Bibliographie der deutschen Volkskunde in der Tschechoslowakei . . 121
Josef Maschek, Der Dudelsack in Westböhmen 171
Ignaz Göth, Die Instrumente der Iglauer Bauernmusik. (Ein Nachtrag) 172
Franz Meißner, Volkshumor in Zwiegesprächen 252
Dr. Theodor Deimel, Sprichwörter und Redensarten aus Südmähren 252
Hans Freising, Das Glückspiel'n, ein Weihnachtsbrauch in der Wischauer Sprachinsel 253

Atlas der deutschen Volkskunde 50, 122, 174, 253
Antworten . . . . . 50—52, 122—126, 175—177
Umfragen . . . . . 52—53, 126—127, 177, 253
Schrifttum . . . . . 53—56, 127—135, 177—182, 254—258
Noten . . . . . 70, 72—73, 78—79, 121
Abbildungen 5, 17, 25, 33, 45, 57, 89, 91, 92, 93, 102, 103, 104, 139, 151, 167, 172, 183, 201 (zwei), 204 (drei), 226.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Franz Andreß (Dobrzan).
Richard Baumann (Elbogen). — Dr. Franz J. Beranek (Neuhaus). — Dr. Alois Bergmann (Olmütz). — Oskar Bernerth (Sternberg). — Josef Bezdek (Mähr.-Trübau). — Franz Blöchl (Pilsen). — Franz Böhm (Prag-Dotterwies).
Theodor Chmela (Prag).
Dr. Theodor Deimel (Zlabings).
Dr. Gerhard Eis (Pilsen). — Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf). — Ernst Eßler (Lissowitz).
Josef Fleischmann (Türmitz). — Dr. Leonhard Franz (Prag). — Hans Freising (Brünn). — Josef Freising (Brünn).
Augustin Galse (Gratzen). — Ignaz Göth (Iglau-Znaim). — Franz Götz (Poschkau). — Adolf Gücklhorn (Milikau bei Mies).
Alfred Hejlik (Landskron). — Josef Heß (Esch a. d. Alzette). — Eduard Hönl (Bischofteinitz). — Karl Horak (Wien). — Dr. Ernst Hoyer (Prag). — E. F. Hrabe (Winterberg). — Rudolf Hruschka (Althart).
Dr. Gustav Jungbauer (Prag). — Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt).
Alfred Karasek-Langer (Brünn). — Dr. Viktor Karell (Karlsbad). — Max Kasparek (Brünn). — Josef Kern (Leitmeritz). — Karl M. Klier (Wien). — Johann Klima (Rothenbaum). — Hans R. Kreibich (Aussig). — Dr. Hermann Kügler (Berlin). — Dr. Friedrich Kunz (Außergefild).
Dr. Eugen Lemberg (Münster i. E.). — Dr. Egon Lendl (Wien). — Josef Loos (Möritschau).
Dr. Andreas Markus (Wien). — Josef Maschek (Holeischen). — Franz Meißner (Niederlangenau). — Josef Meißner (Morchenstern). — Dr. Heinrich Micko (Berlin).
Hubert Nerad (Prag). — Hans Nürnberger (Lichtenstadt).
Nikolaus Rollinger (Klein-Mohrau). — Heinrich Rosenkranz (Rumburg).
Emma Saxl (Prag-Grulich). — Johann Schreiber (Grosse). — Dr. Rudolf Schreiber (Prag-Neudek). — Wenzel Stiasny (Lihn). — Karl Storch (Nürschan).
Georg Tilscher (Kornitz).
Johann Worsch (Chodau).
Richard Zeisel (Zeche). — Erna Zimmer (Schönlinde). — Raimund Zoder (Wien).

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

5. Jahrgang 1932 **1. Heft**

Goethe und die deutsche Volkskunde in Böhmen

Von **G. Jungbauer**

Im Goethejahr können die Deutschen in Böhmen mit Stolz und Befriedigung darauf hinweisen, daß dem großen Dichter neben seiner fränkisch-thüringischen Heimat kein zweites deutsches Land so ans Herz gewachsen ist wie das deutsche Westböhmen, das Egerland mit dem angrenzenden Erzgebirge. Hier fand Goethe nicht allein heilbringende Bäder, sondern auch eine eigenartige, wechselnde Bodenbeschaffenheit, die den wißbegierigen Mineralogen und Geologen fesselte und ihn, der schon auf dem Wege gewesen war, Anhänger des Vulkanismus zu werden und im Feuer die alles bewegende Ursache der Erdbildung zu sehen, in seinen Ansichten als Neptunist bestärkte. Hier traf er geistig hochstehende Männer mit gleichen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen. Hier wurde der sonst so zugeknöpfte Staatsminister in der sorglosen Ungebundenheit der Erholungszeit freier und gesprächiger, hier gab er sich als Mensch und nahm an dem Leben und Treiben der einfachen Volksmenschen Anteil.

Der jahrelange Sommeraufenthalt Goethes in Böhmen brachte sowohl ihm wie auch allen Personen, mit denen er in Berührung kam, reichste Anregung. Wenn auch die Naturwissenschaft vorherrschte, so riefen die in Böhmen verbrachten Tage doch auch manche Dichtung hervor. Es sei nur das durch einen deutschböhmischen Volksbrauch veranlaßte reizende Gedicht „St. Nepomuks Vorabend" angeführt, das im Mai 1820 in Karlsbad entstand. Hier war es, wie in anderen an Flüssen gelegenen Orten Böhmens, z. B. auch in Prag und in jüngster Zeit noch in Rosenberg im Böhmerwald, Kinderbrauch, am Vorabend zu dem auf den 16. Mai fallenden Fest des hl. Johann von Nepomuk Lichter auf Hölzchen oder Brettchen den Fluß hinabschwimmen zu lassen. Das schöne Bild der in der Abenddämmerung auf dem Wasser leuchtenden, schwankenden und in der Ferne verschwindenden Lichtern und der eifrig spielenden, wohl auch betenden und singenden Kinder hat Goethe in seinem von Zelter vertonten Lied festgehalten:

Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf den Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Digitized by Google

Lichtlein schwinden, Sterne schwinden;
Also löste sich die Seele
Unsres Heil'gen, nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein schwimmet! Spielt ihr Kinder!
Kinder-Chor, o! singe, singe!
Und verkündiget nicht minder,
Was den Stern zu Sternen bringe.

Goethe war vom Jahre 1785 an bis zu seinem letzten Aufenthalt im Jahre 1823 siebzehnmal in Böhmen gewesen. Bei dem ersten Besuche war es nur der Kranke gewesen, der in Karlsbad Heilung von Unterleibsbeschwerden und Gicht in den Beinen gesucht hatte. Von Jahr zu Jahr wird aber der Kurgebrauch mehr zur Nebensache und es tritt das allgemeine, vor allem das naturwissenschaftliche Interesse und die Pflege der menschlichen Zusammenhänge mit Böhmen mehr und mehr in den Vordergrund[1]). Außer Nordwestböhmen kannte Goethe auch das Braunauer Ländchen und das Riesengebirge. Am 30. August 1790 war er von Wünschelburg zu Pferde nach Braunau gekommen und hatte die Reise von hier über Hauptmannsdorf, Dittersbach, Bodisch und Ober-Wekelsdorf nach Adersbach fortgesetzt, wo Goethe mit seinem Diener wahrscheinlich in dem altbekannten Gasthofe „Zur Felsenstadt" über Nacht geblieben ist. Am 14. September desselben Jahres übernachtete Goethe in der Koppenbaude, der späteren Hampelbaude, und erlebte am 15. September am Gipfel der Schneekoppe den herrlichen, in den „Venetianischen Epigrammen" dichterisch verwerteten Anblick des Sonnenaufgangs[2]). Am vertrautesten wurde Goethe aber mit dem Egerland. Und dies meint er wohl immer, wenn er in seinen Briefen immer wieder von seinem „lieben" Böhmen spricht. Den Hochbetagten, der die gewohnte Badereise nicht mehr wagte, erfaßte in jedem Jahre, wenn andere Weimarer und Bekannte in die böhmischen Bäder fuhren, schmerzliche Sehnsucht nach dem Lande, in dem er diese Jahreszeit „sonst so vergnüglich und nützlich" zubrachte, in dem er sich besonders den „herrlichen Egerkreis" so gern in der Erinnerung vergegenwärtigte[3]), nach dem Lande, in dem er „geprüfte Freunde mehrere Jahre unausgesetzt besucht hatte"[4]).

Von diesen Freunden und Bekannten seien bloß genannt der Naturforscher Graf Kaspar Sternberg (1761—1838), der im Sommer 1822 Goethe in Marienbad persönlich kennen lernte, mit ihm aber schon seit 1820 in einem regen Briefwechsel stand[5]), der bis zum Tode Goethes

[1]) Vgl. J. Urzidil. Goethe in Böhmen. Wien und Leipzig 1932. S. 15.

[2]) E. Langer. Goethe im Braunauer Ländchen und im Riesengebirge. Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen 1 (1901), S. 26—35, 116—121.

[3]) Brief Goethes an Grüner vom 3. September 1828. (A. Sauer, Goethes Briefwechsel mit J. S. Grüner und J. St. Jauper. XVII. Band der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Prag 1917. S. 118f.

[4]) Brief an Grüner vom 30 November 1824. (Ebd. S. 80).

[5]) Vgl A. Sauer, Briefwechsel zwischen J. W. von Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—1832). 1. Band der „Ausgewählten Werke des Grafen Kaspar

Digitized by Google

dauerte; der aus Dux stammende, als begeisterter Goetheverehrer und Goetheforscher verdiente Tepler Chorherr und Professor des Pilsener Gymnasiums Joseph Stanislaus Zauper (1784—1850)[6]; der Ossegger Zisterzienserpriester und Professor des Komotauer Gymnasiums Anton Dittrich (1786—1849), ein Schüler Bolzanos, später Nachfolger J. Jungmanns am Akademischen Gymnasium in Prag, dem Goethe zu Ende November 1813 die seine Sorge für das deutschböhmische Land ausdrückenden Worte schrieb: „Während des ganzen Feldzugs, durch welchen das liebe Böhmen beschädigt und bedroht wurde, habe ich mich immer fleißig nach Komotau erkundigt und mit Vergnügen gehört, daß die so nahen Kriegsübel sich nicht bis zu Ihnen erstreckt..."[7]; ferner der kraftvolle und weitblickende Tepler Abt Karl Reitenberger (1779—1860), für den sich Goethe einsetzte, als er der Feindschaft seiner eigenen Ordensbrüder zum Opfer fiel[8]; der als Rechtswissenschaftler hervorragende Graf Joseph Auersperg (1769—1837), auf dessen Schloß Hartenberg bei Falkenau Goethe am 27. August 1821, am Vorabend seines Geburtstages, in der großartigsten Weise gefeiert wurde[9] und wo er vom 4. bis 6. September 1823 nach dem eiligen Abschied von Ulrike von Levetzow zum zweitenmal zu Gast war; der musikkundige Naturwissenschaftler, Mathematiker und Philosoph Graf Georg Buquoy (1781—1851), der in seinen Glashütten außer Buntglas auch den wahrscheinlich von ihm selbst gegen Ende 1816 erfundenen Hyalith erzeugen ließ[10] und im Jahre 1822 auch den Großherzog Karl August von Weimar auf seinem südböhmischen Schloß Gratzen begrüßen durfte; der Marienbader Arzt Dr. Karl Josef Heidler (1792—1866), dem Goethe „gar manche, besonders auch geologische Notizen"[11] verdankte; der Aussiger, später Teplitzer Arzt Dr. Johann Anton Stolz (1778—1855), der Goethe im Sommer 1813 bei geologischen Wanderungen in der Umgebung von Teplitz begleitete und den Dichter 1815 in Weimar besuchte; der aus Liebenau gebürtige Karlsbader Steinschleifer und Steinsammler Joseph Müller (1727—1817), über dessen Mineraliensammlung Goethe im Jahre 1807 einen Aufsatz veröffentlichte[12]; der Prager Historiker Karl Ludwig Woltmann (1770—1818), dessen Werke Goethe mit der tschechischen Kultur bekannt machten und dessen Gattin Karoline sich als Bearbeiterin böhmischer Sagenstoffe betätigte u. a.

Für die Volkskunde im besonderen hat die Bekanntschaft Goethes mit drei Männern wertvolle Früchte getragen, mit dem Magistratsrat J. S.

von Sternberg". Ferner W. Helekal, Materialien zu meiner Biographie. 2. Band derselben „Ausgewählten Werke." Beide Bände erschienen als XVIII. und XXVII. Band der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.

[6]) Vgl. oben Anm. 3.

[7]) Vgl. Urzidil a. a. O. S. 130 und 148f.

[8]) Vgl die Einleitung von J. Nadler zu dem oben Anm. 3 angeführten Werk.

[9]) Vgl. J. S. Grüner. Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig 1853. S. 24ff.

[10]) Vgl. E. F. Raffelsberger, Zur Geschichte des Hyalithglases. Waldheimat (Budweis) 8 (1931), S. 23—26, 38—41, 53—56.

[11]) Urzidil a. a. O. S. 181.

[12]) Vgl. ebd. S. 64.

Digitized by Google

Grüner in Eger, mit dem aus Brüx stammenden Egerer Scharfrichter Karl Huß und mit dem Falkenauer Naturdichter A. Fürnstein. Beim ersten hat Goethe tätigen Anteil an der Fertigstellung des Werkes „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer" (1825) genommen, das nicht allein das Brauchtum, sondern auch das Wirtschaftsleben, Volksrecht, Volkslied und die Volkstracht der Egerländer vorführt und daher als erste Volkskunde eines sudetendeutschen Stammes einen Ehrenplatz in der Geschichte der volkskundlichen Forschung einnimmt. Beim zweiten hat Goethe wahrscheinlich das Entstehen der als Stoffsammlung unschätzbaren Schrift „Vom Aberglauben" (1823) mitveranlaßt und beim dritten zeigt sich Goethe sowohl als Förderer eines einfachen Müllers- und Hopfenbauerssohnes, der sich, nur auf seine natürlichen Anlagen und Neigungen gestützt, als Naturdichter versuchte, wie auch gleichzeitig als guter Beobachter und Kenner der Volksdichter und der Volksdichtung im weitesten Sinne.

Goethe und J. S. Grüner

Am 16. Feber 1780 als Sohn des bürgerlichen Hutmachers Sigmund Grüner in Eger geboren, besuchte Josef Sebastian Grüner[13]), der sich unter seinen Geschwistern (vier Knaben und zwei Mädchen) durch besondere Begabung auszeichnete, aber auch von schwachem Körperbau war, das damals von Exjesuiten besetzte Gymnasium in Eger, wo vor allem der Professor Anton Grassold, der ein selten tiefes und umfassendes Wissen besaß und dabei ein vortrefflicher Erzieher war, großen Einfluß auf den Knaben gewann. Nach Zurücklegung der sechs Klassen des Gymnasiums (zwei Jahre in der Parva und je ein Jahr in den Grammatik, Syntax, Rhetorik und Poesie genannten Klassen) kam Grüner, dem mittlerweile der Vater gestorben war, so daß der älteste, erst sechzehn Jahre alte Bruder das Geschäft übernehmen mußte, an die Universität nach Prag. Als Reisegeld und für seinen Unterhalt in Prag erhielt er 40 Gulden, nebst einem alten Dukaten mit der Aufschrift: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern hat."

Im Herbst 1797 nahm Grüner Abschied von Eger. „Mit vier Kameraden wurde die Fußreise nach Prag angetreten, und auf dem Wege wurde öfter unter dem Schatten der Bäume die für mich so große Geldsumme gezählt. In Prag bei der Schloßtreppe angelangt, machte das Meer von Häusern, die Brücke, die vielen Türme auf mich einen unbeschreiblich großartigen Eindruck. Wie wirst Du Dich, fragte ich mich, fremd und verlassen wie Du bist, in dieser großen Stadt zurechtfinden? Wohin sollst Du Dich wenden? Da bedachte ich, daß so viele sich hier durchgeholfen haben, sagte mit dem heiligen Augustinus potuerunt hi et hae, cur tu non posses,

[13]) Vgl. A. John, E. Grüner. Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. IV. Band, 1. Heft der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1901. — Sauer, Goethes Briefwechsel, a. a. O. — B. Grueber, Josef Sebastian Grüner. Mitt. d. Vereines für Geschichte der Deutschen i. B. 4 (1866), S. 82—84. — A. Hauffen — G. Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde i. B. XX. Band der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Prag 1931. S. 51, Nr. 782—786.

Digitized by Google

Augustine! und ging mutig meinem ferneren Schicksale entgegen. In der Plattnergasse mietete ich mit einem Kameraden eine billige Stube, unheizbar und mit Ziegeln gepflastert. Meine und meines Kameraden Kleidung

J. S. Grüner.

war nicht für den Winter eingerichtet, daher gingen wir, auf Anraten, durch den Juden-Trödelmarkt[14])." Hier zahlte der unerfahrene Jüngling der Großstadt das erste Lehrgeld. Der linke Ärmel eines gekauften Rockes

[14]) Grüner, Briefwechsel, a. a. O. S. 132.

Digitized by Google

wurde gleich am ersten Tage vom Regen durchnäßt und zog sich so zusammen, daß er um eine ganze Handbreite kürzer war als der rechte Ärmel.

Im Jahre 1797 waren im ersten Jahrgang des philosophischen Kursus der Prager Universität 500 Hörer eingeschrieben. Grüner besuchte die Vorlesungen der Professoren Seibt (Philosophie) — die Philosophie Kants durfte nicht gelehrt werden, weshalb Grüner mit fünf Freunden täglich einige Stunden Kant las —, Meißner (Ästhetik, römische und griechische Literatur), Widra (Mathematik) u. a. Nach einer eindrucksreichen Reise im August und September 1801 an den Rhein studierte Grüner durch drei Jahre Rechtswissenschaft und trat nach ausgezeichnet abgelegten Prüfungen in die Kanzlei des Rechtsanwalts Dr. Wohlrab in Prag ein, gab aber diese gute Stellung auf, als ihn die Heimatstadt rief. Im Jahre 1807 wurde er von der Landesbehörde zum Magistrats- und Kriminalrat der Stadt Eger ernannt. Hier vermählte er sich am 28. Juli 1811 mit Theresia Zembsch, der Tochter eines Magistratsbeamten, die ihm vier Söhne und eine Tochter schenkte. Im Jahre 1861 konnte das glückliche Ehepaar in der behaglichen Wohnung im ersten Stock des sogenannten Werndlhauses am Egerer Marktplatz die goldene Hochzeit feiern, ein Jahr später starb Frau Grüner und am 16. Jänner 1864 folgte ihr Grüner, der in voller körperlicher und geistiger Frische das hohe Alter von 84 Jahren erreicht hatte, ins Grab.

J. S. Grüner, der in den unruhigen Kriegszeiten mit Geschick den Transport und die Verpflegung der Truppen als Regierungskommissär leitete, der persönlich an der Aushebung der Räuberbanden, die sich während der Kriegszeiten im Kulmer- und Kaiserwald eingenistet hatten, teilnahm und sich besondere Verdienste erwarb, als man ihn während der Hungerjahre 1816/17 als Kommissär in das Erzgebirge sandte, war nicht allein ein pflichteifriger und tüchtiger Beamter, sondern auch von wissenschaftlichem Ehrgeiz erfüllt, der auf den verschiedensten Wissensgebieten zum Ausdruck kam. Von 1807 an beschäftigte ihn die heimische Volkskunde, vom gleichen Jahr an beginnen seine Sammlungen und Studien zur Botanik und Mineralogie, Geologie, Münzkunde, Geschichte und Kunstgeschichte des Egerlandes. Größere Arbeiten veröffentlichte er freilich erst in späteren Jahren. So ist sein Buch „Beiträge zur Geschichte der königl. Stadt Eger und des egerischen Gebietes" erst 1843 in Prag erschienen. In dieser Zeit ließ er auch Teile seiner Handschrift „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer" in der Prager Zeitschrift „Panorama des Universums" (1844 und 1846) abdrucken.

Grüner wirkte ferner verdienstvoll als Mitglied der k. k. Zentralkommission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale und sorgte in dieser Eigenschaft vornehmlich für die Bauwerke Egers, für die Burg und Doppelkapelle. Er berichtete im 1. Bande (S. 89) der „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" über die Ruinen der ehemaligen Judensynagoge in Eger und gehörte dem Verein für die Restaurierung der Egerer Dekanalkirche an. Ihm ist endlich zu verdanken, daß der Vertrag zwischen dem Scharfrichter Karl Huß und dem Fürsten

Digitized by Google

Metternich zustande kam, womit die berühmte Sammlung von Münzen und Altertümern des K. Huß in den Besitz des Fürsten überging, Huß aber eine lebenslängliche Anstellung als Verwalter der Sammlungen des Schlosses Königswart erhielt.

Den Höhepunkt im Leben Grüners stellt aber sein persönlicher und schriftlicher Verkehr mit Goethe dar, der sich auch volkskundlich in der fruchtbringendsten Weise ausgewirkt hat. Über die erste Begegnung berichtet Grüner[15]) folgendermaßen: „Am 26. April 1820 kam Goethe nach Eger und schickte seinen Reisepaß zur Vidierung nach Karlsbad auf das Egerer Polizeiamt, welches ich damals als Magistratsrat zu verwalten hatte. Er hatte sein Absteigequartier im Gasthofe zur „goldenen Sonne" genommen, wobei er auch bei seinen späteren Besuchen Egers blieb, und stets die Zimmer Nr. 1 und 2 im ersten Stockwerke des gedachten Gasthofes bewohnte. Da ich den großen Mann aus seinen Werken kannte, glaubte ich ihm meine Ehrfurcht darbringen zu sollen, und ließ mich durch seinen Bedienten Stadelmann melden. Ich wurde sogleich vorgelassen, und nachdem ich Goethe'n mit großer Ehrerbietung den vidimierten Reisepaß überreicht hatte, richtete er an mich verschiedene Fragen, die auf den Kammerberg und auf die Kleidertracht, Sprache und Geschichte des Egerlandes Bezug hatten. In Betreff des Kammerberges erzählte ich, daß der Kreishauptmann Baron Erben zu Elbogen Einleitung getroffen habe, um mit einem Versuchsschachte niederzugehen, wozu auf der Fläche des zu Straßenschotter ausgegrabenen großen Raumes, ehemals Zwergloch genannt, der Ort angewiesen wurde; und bemerkte, daß ich, falls Se. Exzellenz es wünsche, das Resultat dieser Nachforschung über das, was in der Tiefe gefunden worden, vorlegen könne. In Betreff des Egerlandes und seiner Bewohner bemerkte ich, daß ich seit meiner Anstellung als Magistrats- und Kriminalrat zu Eger, nämlich seit 1807, mich mit den ältesten Landeseingeborenen über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Haus- und Landwirtschaft besprochen, auch die Pfarrer und Schullehrer hierüber vernommen, und darüber ein eigenes Werkchen verfaßt hätte. Müßte ich nicht befürchten, sagte ich, die kostbare Zeit damit zu rauben, so würde ich mir die Freiheit nehmen, diese Zusammenstellung zum Durchblättern anzubieten. ‚Sie machen mir damit viel Vergnügen', erwiderte Goethe, ‚und es war löblich von Ihnen, so zu verfahren, denn wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohltätig wirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennen zu lernen'. ‚Wie Sie wissen', äußerte er weiter, ‚reise ich nach Karlsbad, daher behalte ich mir vor, auf der Rückreise das Nähere mit Ihnen zu besprechen. Erhalten Sie mich in freundlichem Andenken', — worauf Goethe von meinem herzlichen Wünschen begleitet nach Karlsbad abfuhr."

Mit dieser Unterredung, die nach Goethes Tagebuch nicht im Gasthofe, sondern in der Wohnung des Scharfrichters Huß stattfand[16]), beginnt ein neuer Lebensabschnitt Grüners. Durch den persönlichen Verkehr mit Goethe, der noch dreimal (1821, 1822 und 1823) das Egerland besuchte,

[15]) Briefwechsel a. a. O. S. 1f.

[16]) Vgl. Sauer, Goethes Briefwechsel, a. a. O. S. 272.

Digitized by Google

durch den Briefwechsel und durch den Besuch Weimars im Jahre 1825 trat Grüner in ein nahezu freundschaftliches Verhältnis zu dem großen Dichter, der dies selbst in einem Gespräch mit Grüner 1823 mit den Worten hervorhob: „Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich seit dreißig Jahren mit Niemandem auf einem so vertraulichen Fuße stehe, als mit Ihnen. In Weimar bin ich nicht für Jeden zugänglich, ich kann mir die Zeit nicht rauben lassen, und man mag mich für stolz gehalten haben."[17]) Und es ist auch kein Wunder, daß Goethe Grüner liebgewann und hochschätzen lernte. Die Neigungen beider, besonders als Sammler von Altertümern und als Mineralogen, wobei Grüner erst durch Goethe zu planmäßiger Arbeit angeregt wurde, ferner als Geologen und später auch als Meteorologen, wobei wieder Goethe der Anreger war, trafen sich in der glücklichsten Weise. Dabei war Grüner eine edle, hilfreiche und gute Persönlichkeit, zugleich ein lustiger Gesellschafter, der gern Witze, Scherze und Anekdoten erzählte und über die Dinge so zu sprechen pflegte, wie ihm sein „ungeschliffenes Maul" gewachsen war. Man darf hier nicht nach dem zuweilen hochtrabenden und schwülstigen Stil seiner Briefe an Goethe urteilen, in denen der für den Weimarer Dichterfürsten glühend begeisterte Mann die gewohnte Alltagssprache zu vermeiden trachtet. Auf den Ton Grüners sind etwa die Briefe gestimmt, die der Weimarer Hofarzt Rehbein an ihn schrieb. So heißt es z. B. in dem Briefe vom 2. August 1825, der die Aufforderung, sich bald wegen der Fahrt nach Weimar zu äußern, enthält: „Als ich an Dich schrieb, mir schleunigst zu wissen zu tun, ob Du zum Jubiläum kommen wolltest oder nicht, da war keine solche Hitze wie jetzt, vielmehr fächelten kühle Lüfte mit Nordwindsausen durch die Fluren, doch zum Erfrieren war es nicht. Zu jener Zeit hättest Du schreiben sollen. Nun glaube ich selbst, daß die Hitze Dir das Gehirn verbrannt hat und daß nun von Dir an einen vernünftigen Brief keineswegs zu denken ist. Solch klägliches Ende hat die Blüte der Eger'schen Intelligenz genommen, daß das, was vor allem grünen sollte, verdorrt ist, wie gemeines Gras in den Strahlen der libyschen Sonne. Jetzt im Ernste, Goethe hat mich schon zweimal gefragt, ob ich noch keine Gewißheit über Deine Ankunft habe, also schreibe flugs." Und am 5. August setzt Rehbein fort: „O Du über alle Begriffe verrückter Rat! Un-Rat sollte man Dich nennen. Läßt mir der Mensch durch eine kauderwelsche Französin unverständlich sagen: Noch wisse er nicht, ob er komme oder nicht, doch zweifle er daran. Nun so zweifle in des und des Namen! Wärest Du ein rechter Rat, so würdest Du nicht zweifeln. Ein Rat soll nie zweifeln, ein Rat muß bestimmt sein, sonst ist er kein Rat . . . O ich bitte, lieber, holder, grünender, blühender, verständiger, göttlicher, ratloser Rat, komme und lasse Dich durch nichts abhalten, hieher zu kommen. Verlasse auf einige Wochen Dein steinreiches Arabien und komme in das glückselige Arabien, das Deiner wartet. Unser alter Meister wünscht es sehr, daß Du kommen möchtest. Er ist wohl und heiter, und obschon seine Sehnsucht nach Böhmen hochgestiegen war, so blieb er darum hier, weil die neue Ausgabe seiner sämtlichen Werke ihn gar zu sehr beschäftigt. Zehntausend Louisdor sind ihm

[17]) Grüner, Briefwechsel, a. a. O. S. 130f.

Digitized by Google

angeboten, aber noch hat er nicht abgeschlossen, und ich habe Ursache zu vermuten, daß das Angebot sich noch steigern werde. Auf gewisses baldiges Wiedersehen umarmt Dich im Geiste Dein Rehbein."[18])

Goethe selbst besaß an Grüner einen diensteifrigen, ergebenen Verehrer, der ihm jeden seiner Wünsche von den Augen ablas, der sein unzertrennlicher Begleiter und Führer während der Egerer Aufenthalte der Jahre 1821, 1822 und 1823 war, der nicht allein die gewünschten Mineralien besorgte und — oft unter Schwierigkeiten — nach Weimar weiterbeförderte, sondern auch seine Wiener Schokolade oder Wein vom Egerer Sonnenwirt oder Goethes Lieblingskäse aus Malesitz bei Pilsen vermittelte. Bei den Ausflügen zu zweit in die Umgebung Egers, die fast stets geologischen und mineralogischen Zwecken dienten, mußte Goethe allerdings nicht selten die Ungeduld des um 31 Jahre jüngeren Rates zügeln oder ihn zu gründlicherer Arbeit mahnen. Köstlich ist diesbezüglich der Bericht Grüners[19]) über den Ausflug auf den Rehberg am 23. August 1823 zu lesen: . . . „Goethe blieb auf der Höhe sitzen und schlürfte aus einer vergoldeten Pilgrimschale von Silber den hineingegossenen Rheinwein. Ich ging um den Rehberg herum, und weil ich auf der West-, der Ost- und der Nordseite Tonschiefer fand, so berichtete ich, daß der Berg aus Tonschiefer bestehe. ‚Haben Sie ihn auch auf der Südseite untersucht?' fragte Goethe, und als ich mit Nein antwortete, sagte er: ‚Ihr jungen Leute laßt euch durch Leidenschaft öfters zu Fehlschlüssen verleiten. Kann denn gegen Süden und im Innern nicht etwas anderes als Tonschiefer sein? Es kann nicht der Schluß gezogen werden, daß, weil am Fuße des Berges südlich dieses und nördlich jenes Gestein vorkömmt, die ganze Unterlage des Berges daraus besteht, denn es mag etwas dazwischen liegen. Ebenfalls ist nicht richtig, daß, weil mich das Mädchen den ersten und dritten Tag geküßt hat, sie den zweiten Tag nicht auch einen anderen geküßt haben kann. Die Leidenschaft verleitet gewöhnlich den Menschen zu solchen Schlüssen.'[20]) Er trank aus der Pilgrimschale, ich mußte mich zu ihm setzen und seinen Wein, seinen Proviant mitverzehren helfen. ‚Verweilen Eure Exzellenz', sagte ich, ‚hier noch, ich werde den Berg auch gegen Süden untersuchen', eilte von ihm weg, und kam sofort mit schöneren Basalten als vom Kammerbühle zurück, denn der Olivin in den Basaltschlacken war viel frischer und größer. ‚Woher, Freund, haben Sie diese schönen Schlacken?' fragte Goethe, erhob sich in diesem Momente rasch wie ein Jüngling und sagte: ‚Das müssen wir an Ort und Stelle untersuchen . . .'"

Es ist kein Wunder, wenn Grüner das vertraute Verhältnis zu Goethe, der ihn bei seiner Anwesenheit in Weimar zu Beginn September 1825 auszeichnete und ihm seinen Galawagen zur Audienz beim Großherzog zur Verfügung stellte, in den Kopf stieg und wenn er später — wohl

[18]) Ebd. S. 201f.
[19]) Ebd. S. 165f.
[20]) Der Ausflug fällt in die Zeit der leidenschaftlichen Liebe zu Ulrike von Levetzow. Am 17. August war Ulrike von Marienbad nach Karlsbad abgereist. Dorthin folgte ihr Goethe schon am 25. August nach.

Digitized by Google

weniger aus Eitelkeit, als vielmehr, wie er selbst angibt, um seinen Söhnen das Studium und Fortkommen zu erleichtern — in seinem Briefe vom 29. Juni 1830 Goethe ersucht, seine Erhebung in den Adelsstand beim Großherzog zu erwirken. Goethe mußte ihm in seiner Antwort vom 15. August 1830 „mit Betrübnis" mitteilen, daß dies vielleicht unter dem früheren Großherzog möglich gewesen wäre, daß aber gegenwärtig ein solches Gesuch aussichtslos sei. Trotz diesem Vorfall blieb der freundschaftliche Briefverkehr beider bestehen. Noch kurz vor seinem Tode, am 15. März 1832, schrieb Goethe seinen letzten Brief an Grüner, der mit dem Satz beginnt: „Ew. Wohlgeboren Schreiben und Sendungen sind mir immer höchst angenehm, denn sie bringen mir die schönen Tage wieder lebhaft vor die Seele, wo wir unter heiterm Himmel in vertraulich belehrender Unterhaltung so manche gute Stunde behaglich verlebten, auch davon immer die entschiedensten Vorteile zu gewinnen wußten."

Aus dem Verkehr Goethes mit Grüner hat die deutschböhmische Volkskunde größten Gewinn gezogen. Durch Grüner lernte Goethe das Egerland und seine Bevölkerung genauer kennen, durch Grüner erfuhr er von dem Singen und Sagen, vom Glauben und Brauch, von der Volkstracht und vom Wirtschaftsleben der Egerländer. Andererseits verdankt die deutschböhmische Volkskunde dem unermüdlichen Mahnen und Drängen Goethes die Fertigstellung der ältesten volkskundlichen Darstellung Böhmens, der Handschrift Grüners „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer". Von dem im Jahre 1825 abgeschlossenen Werk nahm Grüner zwei Handschriften nach Weimar mit, eine für Goethe, die sich heute im Goethe- und Schillerarchiv befindet, und eine für den Großherzog, die noch gegenwärtig in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar aufbewahrt wird. Eine dritte Handschrift wurde von Grüner dem Staatskanzler Fürst Clemens Lothar Metternich nach Schloß Königswart im August 1826 mit der Bitte übersandt, diese „Bezirksmonographie" nach Durchlesung und Würdigung an den Kaiser Franz weiterzuleiten, was aber nicht geschehen ist. Diese Handschrift blieb in der Bibliothek des Schlosses Königswart. Die erste und dritte Handschrift wurde im Jahre 1897, die zweite im Jahre 1901 entdeckt, das ganze Werk wurde im Jahre 1901 von A. John in den „Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde" herausgegeben. Der Ausgabe wurde die erste Handschrift, die am vollständigsten ist, zugrundegelegt.

Den Entwicklungsgang der Arbeit Grüners und die Einflußnahme Goethes darauf hat John in der Einleitung an der Hand des Briefwechsels dargestellt, wozu sich nur ganz geringfügige Ergänzungen aus den bei A. Sauer, Goethes Briefwechsel mit J. S. Grüner und J. St. Zauper (1917), neu hinzugekommenen Briefen ergeben. Goethe hat durch seinen Hinweis auf das Buch von C. F. Kronbiegel, über die Sitten, Kleidertrachten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern (2. Auflage, Altenburg 1806), das er am 9. Juli 1820 an Grüner sandte, diesen in ein falsches Geleise gebracht. Grüner meinte, daß die Egerländer, deren volkstümliche Überlieferungen vielfach mit denen der Altenburger Wenden übereinstimmen, wie diese slawischer Herkunft seien. Diese Annahme der slawischen

Digitized by Google

Abstammung der Egerländer teilte auch Goethe, der daher von einem „egerischen Sorbenvolk" spricht. Andererseits hat aber Goethe den günstigsten Einfluß auf die Ausarbeitung des Werkes genommen. Er mahnte Grüner im Briefe vom 30. September 1821, auch nicht das Geringste zu versäumen, denn bei Charakterdarstellungen seien gerade die kleinsten Stücke oft die bedeutendsten, und machte ihn auf den Geschichtschreiber Balbin (1621—1688) aufmerksam. In seinem Briefe vom 2. Dezember 1821 forderte er Grüner auf, den Widerspruch zwischen der Sitte des Bettfreiens (Fensterln) mit der übrigen Förmlichkeit der Sitten, der „doch auf irgend eine Weise psychisch und moralisch gelöst werden könne", genauer zu behandeln und zu erklären. Die Volkslieder der Handschrift las Goethe im Juni 1822 in Marienbad und fand sie „probat". Nach der Angabe Grüners[21]) zu Goethes Tagebuch vom 24. August 1823 billigte dieser das Vorgehen Grüners, der die älteste und die neueste Volkstracht der Egerländer bildlich dargestellt hatte, um zu vergleichen, ob und inwiefern der allgemein herrschende Luxus auch auf sie eingewirkt habe. Leider kam Grüner mit den Bildern nicht weiter, da der Maler, dessen Name bis heute nicht festgestellt werden konnte, gerade gegen Ende des Jahres 1823 krank wurde. Goethe erkundigte sich in seinem Briefe vom 28. Feber 1824 wiederum nach dem „längst zugesagten Werk und dessen schöne Zeichnungen". Einen in der „Prager Zeitung" abgedruckten Abschnitt aus der Handschrift und die mittlerweile fertig gewordenen Bilder übersandte Grüner am 31. März 1824 an Goethe. Aber erst zu Anfang 1825 scheint er seine Arbeit beendet zu haben, weil er im Briefe vom 30. Jänner 1825 den Wunsch ausspricht, Goethe möge bald nach Böhmen kommen, „von dem Mineralien auswählen und die Gebräuche der Egerländer gütigst übernehmen." Goethe aber erwartete diese sofort und mahnte zu Anfang März in einem Briefe „Auch die Egerischen Sitten und Gewohnheiten ja nicht zu vergessen." In seinem Briefe vom 5. Juni 1825 bemerkt Grüner, daß der Einband der Gebräuche durch unvorsichtiges Verwahren auf der Reise (nach Prag, wo sich Grüner im Mai aufgehalten hatte) aufgerieben wurde, „daher selbe neu gebunden ehestens folgen werden". Entweder hat Grüner dann seine Handschrift wirklich übersandt oder zu Anfang September selbst nach Weimar mitgebracht.

Diese älteste Volkskunde des Egerlandes enthält nach einer „Vorerinnerung" und Angaben über die geographische Lage des Gebietes und über die Namen der Stadt Eger einen geschichtlichen Abschnitt, der von den ältesten wahrscheinlichen Bewohnern des Egerlandes handelt und einzelne Ortsnamen, die nach Grüner slavischen Ursprungs sind, bespricht. Dann folgen die „Gebräuche" in den Abschnitten: Während der Schwangerschaft. Geburt. Taufen. Vorgang oder Einsegnen der Wöchnerin. Nahrung und Erziehung der Kinder. Schulunterricht (hier wird auch das Liebesleben besprochen). Das Eheverlöbnis oder der Lei-Laibkauf. Vorbereitung zum Kirchgang. Zug aus dem Hofe in folgender Ordnung. Ehestand. Leichen-Begräbnisse. Daran schließen sich „Allgemeine

[21]) Briefwechsel a. a. O. S. 167.

Digitized by Google

„Bemerkungen über die Landwirtschaft im Egerlande" mit den Abschnitten: Allgemeine Fütterungsart für Kühe. Die Fütterung der Ochsen. Mastfütterung. Absetzung der Kälber. Pflege des jungen Viehes. Bildung und Züglung der Hörner. Beschäftigung des Bauers, der Bäuerin, Verwendung der männlichen und weiblichen Dienstboten. Bearbeiten, Ackern der Felder. Unterschied der Pflüge. Baumzucht. Verfahrungsart mit den jungen Bäumen. Endlich kommen die Abschnitte „Rechtspflege" (vornehmlich der Stadt Eger), „Egerländische Lieder" (26 Stück), „Kleidertracht des männlichen Geschlechts" und „Kleidungsstücke des weiblichen Geschlechts". Die in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar befindliche Handschrift, die weniger Volkslieder enthält, bringt am Ende des Abschnittes über die Landwirtschaft noch Angaben über die Herstellung von Baumsalbe und Baumwachs, ferner über Mittel, das Moos bei den Obstbäumen zu verhüten, über die Düngungsart für Bäume und endlich ein Mittel wider die Ameisen.

Goethes Beziehungen zur deutschen Volkskunde Böhmens erschöpfen sich aber keineswegs mit seiner eifrigen Teilnahme an der Fertigstellung dieses volkskundlichen Werkes. Mit klaren Augen beobachtete er auch sonst das Volksleben des Egerlandes und ließ sich von Grüner über alle Erscheinungen berichten, wenn auch der Mineralog und Geolog von Jahr zu Jahr immer mehr in den Vordergrund trat und dadurch auch bei Grüner eine Abkehr von der Volkskunde zur Naturkunde bewirkte, sehr zum Entsetzen der Frau Rat Grüner, deren Wohnung bald mit Gesteinen überfüllt war und die daher, wie Grüner im Juni 1823 an Goethe schreibt, ihrem Manne den Rat gab, zu dem bald beginnenden, so notwendigen Bau des Gymnasiums in Eger einen Teil seiner Steinsammlung abzuliefern, um damit das Gebäude um ein Stockwerk erhöhen zu können. In Begleitung Grüners beobachtete Goethe in den Jahren 1821 und 1822 das farbenbunte Bild der Prozession am Vinzenztage und beschrieb sie beidesmal ausführlich in seinen Tagebüchern, ferner ließ er sich am 8. September 1823 von Grüner über die Bräuche bei der Einführung eines Pfarrers in sein Amt berichten. Seinen Gewährsmann hatte er schon in Gesprächen am 4. September 1821 über das Tuchmachergewerbe in Eger befragt[22]), wobei Grüner auch von dem zu gewissen Zeiten von den Tuchknappen abgehaltenen Laternentanz[23]) erzählte. Bei jeder Gelegenheit, besonders auch bei Betrachtung der vor dem 8. September (Maria Geburt) nach Mariakulm wandernden Wallfahrer prägte sich Goethe die eigenartige Tracht der Bevölkerung ein und machte sich darüber Aufzeichnungen, so z. B. über die Mädchen unter den Wallfahrern, daß sie leicht und reinlich gekleidet kommen, barfuß, mit weißen Kopftüchern, und daß manche, ihren jungfräulichen Stand anzudeuten, Schäferstäbe mit Bändern tragen. Wie den Protestanten vor allem das katholische Brauchtum anzog, so den Aufklärer der Aberglaube. Als in den Hungerjahren 1816 und 1817 im Erzgebirge Leute an Vergiftungserscheinungen starben und man dies in einem

[22]) Ebd. S. 46f.
[23]) Vgl. Unser Egerland 3 (1899), S. 8.

Digitized by Google

Falle der Zauberei einer Müllerin zuschrieb, stellte Grüner fest, daß die Leute durch Brot, dessen Mehl sehr viel Mutterkorn beigemischt war, erkrankt und gestorben waren. Goethe hörte der Erzählung Grüners aufmerksam zu und meinte, daß man diesen Fall hätte öffentlich zur Warnung bekannt machen sollen[24]). Wie bei diesem Anlaß, bekämpfte Grüner auch sonst den Aberglauben. In seinem Briefe an Goethe vom 29. Juli 1826 rügte er das Vorgehen Kronbiegels, der in seinem Buche absichtlich den Aberglauben und die abergläubischen Bräuche weggelassen hatte, und betonte, daß es einer Nation mehr zum Ruhme gereicht, wenn gezeigt wird, wie sehr sie bis jetzt den Aberglauben bekämpft hat.

Lebhaften Anteil nahm Goethe auch an der Heideneiche, die Grüner mit großen Schwierigkeiten aus der Eger herausheben ließ. Grüner[25]) schreibt darüber: „Es ging die Sage, daß die Heiden um eine Eiche getanzt hätten, an welcher ein Götzenbild angebracht war. Durch einen Blitzstrahl wäre diese Eiche in den Fluß geschleudert und nicht mehr gesehen worden. Da ein sehr altes Kirchlein zu St. Jacob (in der Veröffentlichung Grüners in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, 1843, heißt es „Jotok") am Egerflusse stand, und die Heiden zu ihrem Götzendienste einen dem Jodut oder Juel auch Goel geweihten Ort zu wählen pflegten, auch an einer Berglehne noch viele Eichen standen, so ließ ich mit einem Kahne Versuche zum Auffinden machen." Die Eiche mit ihren merkwürdigen Aushöhlungen vermochte niemand zu erklären, weshalb Goethe nach Grüners Angabe sich schließlich äußerte: „Wir müssen Zuflucht zu der von Ihnen aufgegriffenen Sage nehmen, bis wir eines Bessern belehrt werden[26])."

Mit offenen Augen verfolgte Goethe das Wirtschaftsleben des Egerlandes. Wie er über die Egerer Tucherzeugung nähere Erkundigungen einzog, so beobachtete er auch das Leben und Treiben an den Egerer Jahrmärkten und wollte Auskunft über die Art und Herkunft der Waren haben. Nach Mitteilung Grüners[27]) kamen hauptsächlich nur Kaufleute aus den benachbarten Städtchen und Marktflecken mit den meist für das Landvolk bestimmten Waren zum Egerer Jahrmarkt, es kamen aber auch Leinwandhändler von der schlesischen Grenze, welche Garn und Leinwand zum Bleichen mitnahmen, endlich trafen auch Eisenwaren aus Steiermark ein. Von den Spitzenmustern aus der Industrialanstalt für die Spitzenfabrikation in Gossengrün berichtet Goethe in seinem Briefe an Grüner vom 29. Oktober 1822: „Die unvergleichlichen Spitzenmuster gaben mir schon öfters Gelegenheit, unsere hohen und lieben Damen, wie ich voraussah, zu unterhalten." Von der in Eger zunftmäßig betriebenen Malerei und insbesondere von der Herstellung von Heiligen- und Wallfahrtsbildern erzählte Grüner[28]) ausführlich: „Dieser Erwerbszweig ist beinahe gänzlich erloschen. Die Wallfahrtsbilder wurden in Paketen zu 100, auch 1000 Stück

[24]) Grüner, Briefwechsel, S. 177.
[25]) Ebd. S. 76f.
[26]) Ebd. S. 95.
[27]) Ebd. S. 44.
[28]) Ebd. S. 36f.

Digitized by Google

ken versendet. Darunter befinden sich die sogenannten Winterheiligen; es waren Brustbilder, warum sie aber diesen Namen erhalten haben, vermag ich nicht zu sagen. Die sogenannten gestochenen Bilder gaben einen besonderen Handelszweig. Eure Exzellenz werden sich überzeugen, wie mühsam und wie für die Augen angreifend die Arbeit bei diesen gestochenen Bildern ist, die meist von Frauenzimmern verrichtet wurde. Je mühsamer sie aber gestochen waren, desto fleißiger war auch das in der Mitte befindliche Bildchen gemalt. Dieser sonst bedeutende Erwerbs- und Handelszweig ist gänzlich eingegangen, weil derselbe die Konkurrenz mit den durch Maschinen gepreßten Bildern nicht aushalten konnte. Einer meiner Mitschüler bekam häufig von seinem Vater, einem Bilderhändler, den Auftrag, auf mehrere Tausend solcher Bilder die Namen der Heiligen mit goldenen Buchstaben zu schreiben. Um rascher fertig zu werden, bat er mich, ihm zu helfen. Da wir einen so großen Vorrat von Heiligen haben, so geriet ich nicht in Verlegenheit, welchen Namen ich den Bildchen geben sollte. Wenn der Heilige etwas jünger aussah, schrieb ich gewöhnlich Johannes darunter. ‚Sie toller Christ', sagte Goethe lächelnd, ‚wie haben Sie sich das Recht Ihrer Geistlichkeit anmaßen können?' ‚Ich dachte', war meine Antwort, ‚daß es auf die Namen nicht ankomme, und daß die Heiligen bei Gott einen gleichen Wirkungskreis haben; nur schade, daß Deutschland so wenig im Himmel vertreten ist, denn die Italiener sollen dort die meisten Plätze eingenommen haben.'"

Wenn Grüner in seiner Handschrift besonders ausführlich die Landwirtschaft des Egerlandes behandelt hatte, so war er damit einem Wunsche Goethes entgegengekommen, der daran besonderen Anteil nahm. Bei den Ausflügen des Jahres 1821 fiel diesem namentlich das schöne, rein gehaltene Hornvieh der Egerländer auf und als er von Grüner erfuhr, daß die Hörner durch eine Hornrichtmaschine gezügelt werden, mußte ihm Grüner eine solche „Hornricht", wie sie gegenwärtig noch im Egerer Stadtmuseum zu sehen ist, beschaffen. In seinem Briefe vom 2. Dezember 1821 an Grüner teilt Goethe mit: „Der Hörner-Zügel ist glücklich angelangt und wohl geraten, auch sogleich in Jena an ein Ochsenskelett angelegt worden; erfahrene Ökonomen bei uns wußten nichts davon, deshalb man denn freilich in fremden Ländern reisen muß." Über diese und eine zweite Art der „Bildung oder Züglung der Hörner" berichtet Grüner in seiner Handschrift[29]). Nicht als Volksforscher, der die Wirtschaftsgeräte ebenso beachtet wie die Wirtschaftsformen, sondern als eifriger Mineralog erscheint Goethe, wenn er am 27. Juli 1822 bei dem Ausflug auf die Dölitzer Höhe die Schleifsteine (Wetzsteine) der dort arbeitenden Schnitter betrachtete und wissen wollte, woher sie stammten. Die Schnitter konnten ihm keine andere Auskunft geben, als daß sie die Schleifsteine auf dem Egerer Markt gekauft hätten[30]).

Goethe, der seinen Blick auf das Ganze zu richten pflegte, hatte sich bald auch sein Urteil über die Stammesart der Egerländer gebildet, deren zäh am altüberlieferten Volksgut hängender Sinn und deren Ehrlichkeit

[29]) Ausgabe von A. John, S. 67.
[30]) Grüner, Briefwechsel, S. 84.

Digitized by Google

ihm besonders gefiel. Er kennzeichnete sie im Gespräch mit Grüner am 28. Mai 1820 mit den Worten[31]): „Es ist ein wackeres abgeschlossenes Völkchen. Ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen. Sie haben mit den Altenburgern viel Ähnlichkeit." Zugleich mußte ihm Grüner die Tatsache, daß im Egerlande „so wenige Verbrechen verübt werden, was doch auffallend merkwürdig ist", erklären. Dieser fand die Ursache teils in der Erziehung, teils in den Gebräuchen der Egerländer. „Denn die Jugend wird zur Schule, zur Gottesfurcht und zur Arbeitsamkeit angehalten. Der Egerländer ist ein guter Christ, ein treuer Untertan und Ehemann, ein sorgsamer, arbeitsamer Hausvater, und so haben die Kinder stets gute Beispiele vor Augen. Insbesondere glaube ich, daß ein Vorgang bei den Leichenbegängnissen auf sie einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorbringt. Der Verstorbene bleibt nämlich in offenem Sarge in seiner Wohnstube ausgesetzt, um denselben stehen seine Angehörigen und Verwandte, auch Freunde und Nachbarn. Zu Häupten des Verblichenen hält der sogenannte Prokurator, Leichenbitter, eine Anrede. Vor allen stellt er Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens, auf den Toten hinweisend, an, und bemerkt, daß dieser nach dem Willen Gottes das Irdische habe verlassen müssen. Er muntert die Angehörigen zur Gottesfurcht, Eintracht und Arbeitsamkeit auf, nimmt im Namen des Verblichenen von allen einen rührenden Abschied, bittet alle um Verzeihung, wenn er wissentlich oder unwissentlich jemanden beleidigt hätte, und fordert zur Versöhnung auf mit der nachdrücklichen Versicherung, daß, wenn sie bei ihren Handlungen und Unternehmungen immer Gott vor Augen haben, sie sich in jener Welt wiedersehen werden. Der Anblick der Leiche, diese Anrede, alle Nebenumstände wirken außerordentlich auf die Umstehenden. Ich selbst muß gestehen, daß ich als unbeteiligter Zuschauer gar oft zu Tränen gerührt worden bin. Der Eindruck ist bleibend und die Hinweisung auf diesen Vorgang genügt zumeist, einen Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen." Goethe, der mir aufmerksam zugehört hatte, sagte: „Sie haben recht, dieser Vorgang muß auf den Landmann einen grenzenlosen Eindruck machen[32])." Mit Stolz konnte Grüner bei diesem Gespräche hervorheben, daß seit seinem Amtsantritt im Jahre 1807, also in sieben Jahren, bloß drei Kriminalfälle vorgekommen waren. Es handelte sich um drei Verbrecher. „Der eine hatte im Trunke einen Menschen die Bierkanne an den Kopf und damit totgeschlagen. Der andere hatte zu Pfingsten, wo junge Burschen zum Scherz geräuchertes Fleisch aus den Rauchfängen stehlen[33]), andere Dinge diebisch mitgenommen. Der dritte endlich hatte einen Bauernhof vorsätzlich in Brand gesteckt, und zwar aus folgender Veranlassung: Er hatte sich einen lebenslänglichen Auszug oder Unterhalt

[31]) Ebd. S. 7f.

[32]) Zu den geschilderten Totenbräuchen vgl. R. Hadwich, Totenlieder und Grabreden aus Nordmähren und dem übrigen sudetendeutschen Gebiete. XVI. Band der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Prag 1926.

[33]) Beim Pfingstbrauch des „Henkengehens." Vgl. G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. XI. Band der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1913. S. 172, Nr. 1078.

Digitized by Google

bedungen, dieses Recht aber nicht bücherlich eintragen lassen. Der neue Besitzer seines Hauses geriet in Schulden, dasselbe wurde im Exekutionswege verkauft, und der Käufer, der den an die Gläubiger verwiesenen ganzen Kaufschilling zu bezahlen hatte, weigerte sich, den Auszug ihm zu verabfolgen. Nach vergeblichen Bitten um Ausfolgung des Auszuges und in große Not geraten, drohte der unglückliche Auszügler mit Brandlegung, führte die Drohung aus und wurde zu lebenslangem schweren Kerker verurteilt. Er zeigte große Reue über sein Verbrechen und starb schon im ersten Jahre seiner Haft[34])."

Die Gestalt und körperlichen Merkmale der Egerländer kennzeichnete Goethe in dem bekannten Ausspruch vom 26. August 1821: „Es ist ein stämmig robustes Volk von gesundem Aussehen. So viel ich bemerke, haben die Egerländer weiße gesunde Zähne, dunkelbraune Haare, doch wenig Waden[35])." Ähnlich heißt es in Grüners Handschrift (Ausgabe von A. John S. 33): „Der Wende, wie der Egerländer hat einen stämmig kraftvollen Körperbau, weiße Zähne, der Egerländer aber keine Waden, welches von den Binden der Hosen und der so knapp anliegenden Stiefeln herrühren dürfte." Grüner scheint die von Goethe beim Anblick der Teilnehmer an der großen Vinzenzprozession gemachte Bemerkung von den „wadenlosen" Egerländern nur auf die Männer zu beziehen, da dies auch bei ihm selbst zutraf. In seiner Erzählung von der Fahrt zur Audienz beim Weimarer Großherzog, wozu ihm Goethe nicht nur Degen und Kleidungsstücke geliehen, sondern auch seinen geschlossenen Galawagen beigestellt hatte, heißt es: „Im Vorhofe der Residenz angelangt, wurde ein Zeichen mit der Glocke gegeben, wurde der Kutschenschlag von der Dienerschaft geöffnet, und siehe da, ein hagerer, wadenloser Rat stieg aus dem Goethe'schen Galawagen[36])."

Wie dem Franken Goethe von Natur aus die Egerländer nahestanden, war er andrerseits kein Freund der Preußen. Als Goethe und Grüner am 11. August 1822 Waldsassen besuchten und die dortige ehemalige Bibliothek besichtigten, kamen auch andere Besucher in den Raum, „Fremde von ansehnlichem Äußern", wie Grüner bemerkt, der weiter erzählt: „‚Geben Sie acht, Freund,' sagte Goethe, ‚es sind Preußen, die wollen immer alles besser wissen als andere Leute.' Goethe zog sich mit mir zurück, um aufmerksam zuzuhören. Als sie nun zu explizieren und zu debattieren anfingen, sah mich Goethe, der die Arme übereinander geschlagen hatte, warnend an, als ob ich aufmerken und mich durch sie belehren lassen sollte, und ging dann. Als wir allein waren, fragte er lächelnd: ‚Nicht wahr, jetzt haben Sie alles weg?'[37])." Während Goethe in seinen Urteilen über andere Menschen und Volksstämme Grüner gegenüber sehr freimütig sein konnte, enthielt er sich merkwürdigerweise jeder Äußerung über die Juden, als ihn Grüner diesbezüglich beim Besuch der ehemaligen Judensynagoge in Eger am 30. August 1821 auszuforschen

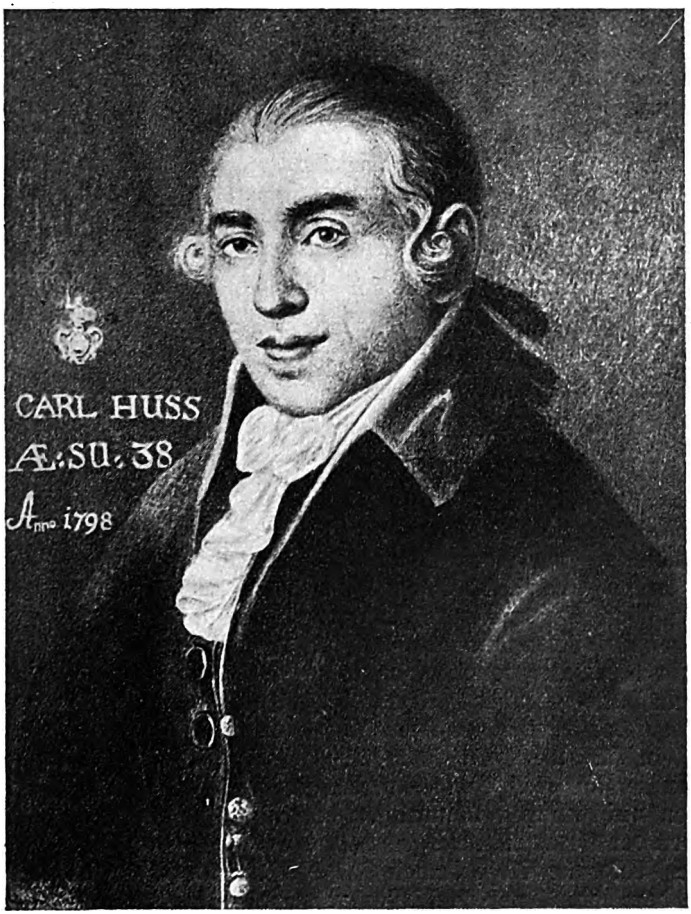
[34]) Grüner, Briefwechsel, S. 6f.
[35]) Ebd. S. 21.
[36]) Ebd. S. 208f.
[37]) Ebd. S. 107.

Digitized by Google

suchte. Dieser schreibt: „Mir lag daran, Goethes Meinung über die Juden zu erfahren. Was ich aber auch vorbringen mochte, er blieb in Betrachtung der alten Inschriften vertieft, und äußerte sich nicht mit Bestimmtheit in Betreff der Juden[38])."

Goethe und Karl Huß

Mit dem Egerer Scharfrichter Karl Huß, der sich für einen Nachkommen des tschechischen Reformators Johann Hus ansah, dessen Ketzer-



Karl Huß

tod er aber vollauf billigte, trat eine ganz andere Persönlichkeit in das Leben Goethes als es der stets heitere, gesellige und gesprächige

[38]) Ebd. S. 28.

Digitized by Google

Magistratsrat Grüner war. Bei Huß prägt sich ein durch Erziehung und Beruf verstärkter Zug ernster, abweisender Verschlossenheit scharf aus. Bezeichnend ist, daß Goethe, der sich in seinem Verkehr mit Grüner nicht selten wie der väterliche Freund zu dem noch unerfahrenen Jüngling oder wie der Lehrer zum Schüler ausnimmt, der Grüner gegenüber vollstes Zutrauen hatte, jeden Wunsch ungescheut aussprach und wußte, daß er hier in jedem Falle das größte Entgegenkommen finde, Huß gegenüber sich ganz anders verhielt, sich durchaus nicht immer offen getraute, dort seine Anliegen und Wünsche zu äußern, sondern Mittelspersonen, darunter auch Grüner, vorschob. In dem Briefe vom 2. Dezember 1821 schreibt Goethe an Grüner: ...„Daß Herr Huß den geheimen Schatz (einen Augit, den Goethe durch Grüners Vermittlung von Huß, der dafür Münzen für seine Sammlung erhalten hatte, bekam) herausgegeben, ohne daß wir selbst nötig gehabt, ihn den Drachen und Ottern abzukämpfen, ist mir gleichfalls sehr angenehm." Ferner stellt er die Zusendung weiterer Münzen in Aussicht und meint betreffs des Sammlers Huß, der wahrscheinlich seine Fundstellen seltener Steine keinem Menschen verriet: „Können Sie bei solcher Gelegenheit dem vortrefflichen Huß einige Daumenschrauben ansetzen, damit er bekenne den eigentlichen Fundort jener sogenannten Augiten, weil daran dem Geognosten gar viel gelegen ist, und das Vorkommen eines Minerals Licht über das Mineral selbst verbreitet."

Ein genaues Lebensbild des Egerer Scharfrichters hat Grüner selbst in seinem Buch „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rate Grüner" (Leipzig 1853), S. 61—70 geliefert[39]), aus dem das Wichtigste herausgehoben sei. Karl Huß wurde am 3. Jänner 1761 in der Stadt Brüx als Sohn des dortigen Scharfrichters Paul Huß geboren. Er besuchte das Gymnasium in Brüx, das damals von Piaristen geleitet wurde. Von einem Professor fortwährend verhöhnt und mißhandelt, wobei seine Abkunft wohl eine große Rolle gespielt haben mag, entlief er schon im zweiten Schuljahre. Ausgesandte Boten trafen den Entflohenen bei Laun und brachten ihn in das Vaterhaus zurück. Erst jetzt erfuhr der Vater von der grausamen Behandlung, die der Knabe in der Schule hatte erdulden müssen. Er ließ ihn nun durch Privatlehrer unterrichten und verwendete ihn auch zu Garten- und Feldarbeiten. Da damals kein Handwerk den Sohn eines Scharfrichters in die Lehre aufnahm, mußte Karl Huß dem Gewerbe seines Vaters folgen, der ihn auch mit seinen medizinischen Kenntnissen vertraut machte. Denn das Haupteinkommen der Scharfrichter bestand in ihrer Tätigkeit als Menschen- und Tierärzte. Leidvolle Tage kamen für den jungen Huß mit dem Jahre 1778, in dem sein Vater drei Monate nach dem Tode der Mutter eine Stiefmutter in das Haus brachte, die den Stiefsohn schlecht behandelte. Dieser mußte schon früh an dem schrecklichen Gewerbe des Vaters teilnehmen. Bereits im 15. Lebensjahre hatte er unter Mitwirkung seines

[39]) Dazu einige Richtigstellungen und Ergänzungen bei A. John, Die Schrift „Vom Aberglauben" von Karl Huß. IX. Band, 2. Heft der Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde. Prag 1910.

Digitized by Google

Vaters die Hinrichtung eines von dem Brüxer Kriminalgerichte zum Tode verurteilten Kirchenräubers vollzogen. Im November 1778 und im Frühjahr 1779 mußte er zwei Soldaten bei Teplitz hinrichten. Darnach reiste er nach Dresden und von dort zu dem Scharfrichter in Eger, der ein Bruder seines Vaters war und ihn herzlich aufnahm. Um diese Zeit wurde in Eger ein Soldat, der seine Geliebte ermordet hatte, zum Tode verurteilt. Der schon hochbetagte Egerer Scharfrichter, der von der Herzhaftigkeit und Geschicklichkeit seines Neffen überzeugt war, überließ diesem die Vollziehung der Hinrichtung. Das Haupt des armen Sünders fiel auf einen Streich. Darüber erfreut, veranstaltete der Oheim ein Gastmahl, das sogenannte Henkermahl, wobei auch Personen, die sonst den Scharfrichter als unehrlich ansahen, bis zum andern Tag mitzechten. Einen gleich geschickten und glücklichen Schwerthieb führte Huß an einem Husaren vom Regimente Gräfen und an einem Infanteristen vom Regimente Ritt aus. Man sieht, daß es die Egerer Scharfrichter weniger mit der bodenständigen Bevölkerung als mit den meist aus anderen Gegenden und Ländern stammenden Soldaten zu tun hatten.

Im Herbst 1780 kehrte Huß zu seinem Vater nach Brüx zurück, nahm aber bald darauf den Antrag seines Oheims, der sich zur Ruhe setzen und in sein Haus nach Joachimsthal übersiedeln wollte, an und wurde Scharfrichter in Eger, wohin er im April 1781 mit seiner Schwester, die ihm den Haushalt führte, zog. Das Egerer Scharfrichterhaus stand, wie A. John in seiner Ausgabe der Schrift „Vom Aberglauben" angibt, dicht unter den Mauern der alten Kaiserburg, zwischen der Ameneigasse und dem heutigen Mühltorturm. Es war ein schlichter Bau aus Holz und Fachwerk mit einem Vorhaus und zwei Stuben. Als Huß auszog, diente es einige Zeit Waisenkindern als Obdach, wurde aber später abgetragen. An der Stelle legte man einen Blumengarten an. Huß mußte sich sehr einschränken. Denn nebst freier Wohnung bezog er nur 54 Gulden als Gehalt, sechs Strich Korn als Deputat und die Hinrichtungsgebühren, die nur ganz selten in Betracht kamen. Bald aber hoben sich seine Einnahmen durch seine glücklichen Kuren als Volks- und Tierarzt. Vor allem wurde er bei der Landbevölkerung um Eger beliebt, aber auch zu Kranken jenseits der Landesgrenzen nach Bayern und Sachsen gerufen. Mit großer Klugheit und Gewandtheit verstand es Huß, den Nachstellungen und Klagen der diplomierten Ärzte und Apotheker zu entgehen. Sogar von den Stadtbewohnern Egers wurde er insgeheim zu Kranken geholt. Bei einer solchen Gelegenheit verliebte sich die von ihm geheilte Bürgerstochter Sophie Eberl in den schönen jungen Mann, der sich auch durch gewandtes Benehmen und die Gabe gut zu sprechen auszeichnete, und wurde seine Frau, trotzdem sich die ganze Verwandtschaft der Heirat widersetzte. Am 1. September 1782 fand die Trauung statt. Die Ehe blieb kinderlos, war aber sehr glücklich, zumal sich der Wohlstand des Heilkünstlers hob. In eine mißliche Lage geriet Huß erst im Dezember des Jahres 1788, als man ihn, da Kaiser Josef II. die Todesstrafe aufgehoben hatte, seines Dienstes entließ und außerdem auf Veranlassung der Ärzte und Apotheker seine Wohnung genau durchsuchte und alle auf die Ausübung der ärztlichen

Digitized by Google

Kunst hinweisenden Pflaster, Spiritusflaschen, Salbentiegel u. a. beschlagnahmte. Er kam diesmal wohl mit einem Verweis davon, es wurde ihm aber im Wiederholungsfalle strenge Bestrafung in Aussicht gestellt. Erst im Herbst 1789 wurde Huß wieder als Scharfrichter bestellt, weil der Kaiser angeordnet hatte, daß die Strafe der Brandmarkung stets öffentlich auf einer Schandbühne durch einen Scharfrichter vollzogen werden sollte.

Huß, der im geheimen seine ärztliche Tätigkeit fortsetzte und vermögend wurde, pflegte sich sorgfältig zu kleiden. Dadurch und durch sein feines Benehmen erlangte er nach und nach Zutritt in gar manche Egerer Bürgerhäuser. Entscheidend wurde für ihn der Einfluß des Professors Anton Grassold vom Egerer Gymnasium, der Huß für die Wissenschaften und insbesondere für die Geschichte zu begeistern verstand und so für diesen Mann von ähnlicher Bedeutung wurde wie annähernd in den gleichen Jahren, etwa von 1790 an, für den damaligen Schulknaben Grüner. Grassold lehrte Huß alte Schriften lesen, borgte ihm Bücher und auch seine Handschrift über die vaterländische Geschichte. Im Zusammenhang mit dieser Beschäftigung ist wahrscheinlich auch die Sammelleidenschaft des Scharfrichters erwacht, die sich zunächst nur auf Münzen beschränkte. Vor allem tauschte er die als Patengeld verwendeten alten Münzen gegen neue um und machte es seinen Kranken zur Pflicht, ihm die Besitzer alter Münzen zu nennen. Bald begann er auch Mineralien zu sammeln, namentlich schöne Eisenerzstufen von Arzberg und Neualbenreuth, Bleispate von Bleistadt, Schwerspate aus Mies, manches aus Schlaggenwald und Joachimsthal. Wenn ihm auch Succows Handbuch der Mineralogie zur Richtschnur diente, so war es doch für Huß oft schwer, die gesammelten Mineralien richtig zu bestimmen. Hatte er sie aber einmal mit Namenschildern versehen, so blieb er dabei, auch wenn man ihm einen Fehler nachweisen wollte. Die Sammeltätigkeit erweiterte sich mit der Zeit auf allerlei Altertümer, auf alte Waffen, Geschirr und Gerät u. a. Auch eine Sammlung von Holzgattungen und Sämereien legte Huß an. Daher sah es in seinem Häuschen bald wie in einem Museum aus. Im Vorhause befanden sich an den Wänden Schränke mit Mineralien, Muscheltieren und ausgestopften Vögeln; an der Decke hingen Seefische. In den Zimmern waren alte Waffen, Harnische und Helme, dann der Schrank mit der Münzsammlung und in einem Glasschrank die Schwerter, mit welchen Huß die Hinrichtung verschiedener Verbrecher vollzogen hatte. Neben diesem stand eine hölzerne Figur mit einem Schüsselchen in den Händen und der Inschrift: „Beiträge zu den schönen Wissenschaften." Darauf legten die Besucher, die sich von Jahr zu Jahr mehrten, besonders als Franzensbad als Kurort aufzublühen begann, ihre nicht selten reichlichen Spenden. Neben Neugierigen, denen der Scharfrichter wichtiger war als seine Sammlungen, darunter auch hohen Herrschaften, kamen auch Fachgelehrte zu Huß und besichtigten seine Schätze, die sich von Jahr zu Jahr erweiterten. Als Huß älter wurde, bereitete ihm der Gedanke, daß seine Altertümer und vor allem die kostbare Münzsammlung nach seinem Tode in alle Winde verstreut werden würde, viel Kummer und Sorgen. Auf die Bitten des damals 66 Jahre alten Mannes übernahm Grüner

Digitized by Google

1827 die Aufgabe, eine Stelle, welche die Sammlungen gegen eine mäßige Leibrente ankaufe und dauernd bewahre, ausfindig zu machen. Die Stadt Eger kam da zunächst in Betracht, aber der Magistrat lehnte das Angebot ab. Dagegen griff der Staatskanzler Fürst Metternich auf Schloß Königswart mit beiden Händen zu und gab Grüner Vollmacht, das Geschäft mit Huß abzuschließen. Dieser hatte Bedenken, mit einem aktiven Scharfrichter im Namen der Durchlaucht zu verhandeln, und schlug daher vor, daß Huß vorher auf seine Stelle verzichte und ihm das Bürgerrecht der Stadt Eger erteilt werde. Der Fürst meinte: „Das tut nichts zur Sache, Huß ist ein allgemein geachteter, in so äußerst seltener Art wissenschaftlich gebildeter Mann; doch tun Sie, was Ihnen gut dünkt." Alles vollzog sich nach dem Vorschlag Grüners und mit dem neuen Bürger von Eger Karl Huß schloß der Fürst den Vertrag, wonach die ganzen Sammlungen des ehemaligen Scharfrichters — sie wurden auf rund 12.000 Gulden geschätzt — in seinen Besitz übergingen, wofür Huß eine Jahresrente von 300 Gulden und eine Anstellung als Verwalter der Sammlungen erhielt. Am 20. Mai 1828 übersiedelte Huß, der seine Frau schon im Jahre 1824 verloren hatte, von Eger nach Schloß Königswart, wo er nach einem weiteren, als Wächter seiner Schätze, aber auch als Wunderdoktor glücklich verbrachten Jahrzehnt am 19. Dezember 1838 starb.

Goethes Bekanntschaft mit Huß begann im Jahre 1806, also zu einer Zeit, in der Grüner noch in Prag lebte, und vierzehn Jahre früher, als dieser mit Goethe persönlich bekannt wurde. Goethe, der selbst Münzensammler war und sich rühmte, die Münzen aller Päpste vom 15. Jahrhundert an zu besitzen[40]), zog insbesondere die Münzsammlung, später aber auch manches aus der Mineraliensammlung an. Jene lobt er in seinem Tagebuchbericht vom 5. August 1806, an dem er, begleitet von der Frau des Berliner Schauspielers Unzelmann, zum erstenmal bei Huß war. Goethe besichtigte die Sammlungen ferner noch am 13. Juli 1808, am 26. April 1820, wobei auch Grüner in das Haus kam, am 30. August und 3. September 1821 — am 1. September war Huß bei Goethe gewesen und hatte ihm einige Basalte gebracht — und endlich am 8. August 1822, nachdem Huß vorher, am 19. Juni und am 27. und 29. Juli, bei Goethe gewesen war. Auch bei Huß war Goethe nicht allein der Besucher und Beschauer, nicht allein der Nehmende, sondern auch der Gebende. Es ist kaum zu zweifeln, daß er an den wissenschaftlichen Arbeiten des Scharfrichters regen Anteil nahm und sie durch seine Bemerkungen und Urteile förderte. Dies geht aus den Tagebucheintragungen Goethes vom 19. Juni 1822 (Früh war Huß bei mir gewesen. Lange Unterhaltung, meist historisch) und vom 27. Juli 1822 (Herr Huß. Bleistufe, alte Schlösser bringend. Interessante historische Unterhaltung) deutlich hervor, ferner auch daraus, daß Goethe die von Huß, der ein guter Zeichner und Maler war, sauber ausgeführten Bilder, Zeichnungen und Wappen gerne betrachtete und darüber sich auch in den Tagebüchern vom 5. August 1806 und vom 30. August 1821 äußerte. Diese Bilder stellten auch Ansichten von Eger und vom Egerland dar, die Huß für seine handschriftliche

[40]) Grüner, Briefwechsel, S. 210.

Digitized by Google

Chronik der Stadt Eger gezeichnet oder gemalt hatte. Dieses Werk hatte er im Jahre 1797 begonnen. Es behandelt die Geschichte Egers von den Anfängen bis zum Jahre 1828 in vier starken Bänden, denen zahlreiche Abbildungen (Karten, Wappen, Pläne, Stadtansichten) beigegeben sind. Aufbewahrt wird diese Handschrift auf dem Schloß Königswart. Ebenda befindet sich die Handschrift des zweiten Hauptwerkes, das Huß hinterlassen hat, das rein volkskundlicher Art ist.

Es ist die Schrift „Vom Aberglauben", die erst im Jahre 1910 von A. John herausgegeben wurde. Auf einen Zusammenhang mit Goethe läßt die Zeit der Entstehung schließen. Das Werk wurde im Jahre 1823, also zwei Jahre vor Grüners Handschrift, niedergeschrieben, wahrscheinlich in der Zeit vom 3. bis 13. März. Man kann vermuten, daß der im vorangegangenen Sommer 1822 besonders rege Verkehr mit Goethe von Einfluß gewesen ist, indem Goethe, der aus den Erzählungen des Scharfrichters mit dieser Fülle von abergläubischem Stoff bekannt wurde, diesem vielleicht die Niederschrift seiner Erfahrungen und Erlebnisse empfohlen und so das ganze Werk veranlaßt hat, während es sich bei Grüner nur um die Förderung eines schon seit langem in Arbeit befindlichen Werkes handelt. Es kann auch möglich sein, daß Huß, der sicherlich von der Arbeit Grüners wußte, in der auch abergläubische Überlieferungen dargestellt werden, dadurch zu seiner Schilderung angespornt wurde. Hat doch seine Schrift auch einen Anhang über die bürgerliche und ländliche Tracht mit zwölf färbigen Trachtenbildern und bildet daher auch nach dieser Seite hin eine Ergänzung zu dem Buche Grüners, der die von Goethe gern gesehene Volkstracht eingehend beschrieben hat.

Huß hat mit seiner Arbeit eine nahezu erschöpfende Darstellung des Aberglaubens im Egerlande mit Einschluß der abergläubischen Volksmedizin geliefert. A. John, der schon im 6. Jahrgang (1900) der Zeitschrift für österreichische Volkskunde die Handschrift besprochen hat, hat folgende Stoffgruppen daraus zur besseren Übersicht zusammengestellt.

Aberglaube in bezug auf Tiere, Vögel, Mineralien, Steine, Bäume, Pflanzen und Pflanzenwurzeln.

Abergläubische Bräuche während des festlichen Jahres (Andreastag, Weihnacht, Fasching, Ostergebräuche, Walpurgisnacht).

Verschiedene Typen des Aberglaubens: Ruten- und Wünschelschläger, Brunnen- und Schatzgräber, die „Büßer", die weisen oder gescheiten Männer und Frauen, die durch hl. Sprüche, Gebete, geschriebene Zauber- und Anhangzettel, Kräuter- und Wurzelbüschel, Lukaszettel, Amulette und Talismane heilen, dann die Abdecker und Scharfrichter, endlich die Kartenschlägerin.

Abergläubische Mittel: um Diebstähle zu erkundschaften oder um das Feuer zu löschen. Ferner Zettel gegen das kalte Fieber, den Hundsbiß, Rotlauf.

Aberglauben in bezug auf Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod und im Wirtschaftsleben.

Abergläubische Dämonen: die Truden, der Drache, Alraunen, Hexen, Unholde, verwunschene Jäger (wilde Jagd), Nixen und Wassermann.

Digitized by Google

A. John meint in der Einleitung (S. XXXf.) seiner Ausgabe, daß die Schrift „Vom Aberglauben", die die Erscheinungen und Formen nicht allein verzeichnet, sondern auch scharf abweist, aus sehr verschiedenen Motiven entstanden ist. „Vom eigentlichen Wesen des Aberglaubens, von einem Verständnis desselben hat Huß keine Spur. Sein zeternder Eifer ist zum Teil religiöser Glaube, zum Teil gekränkter Ehrgeiz, verletzter Stolz, Einseitigkeit, aber keine Kritik. Die Schrift ist in der Hauptsache eine Verteidigungsschrift seiner selbst, eine Tendenzschrift, ein Pamphlet." Sicherlich wollte der auf seine Erfolge als Heilkünstler stolze, dabei aber von den diplomierten Ärzten und Apothekern verfolgte Mann die sonderbare Tatsache in grelles Licht rücken, daß man ihm, der als Arzt große Erfolge nachweisen konnte, Schwierigkeiten bereitete, während man den Aberglauben der Landbevölkerung unbeachtet ließ und es den Ärzten und Behörden nicht einfiel, hier aufklärend oder strafend einzugreifen. Man darf aber doch nicht übersehen, daß Huß mit seiner Schrift wohl kaum bloße persönliche Angelegenheiten verfechten wollte, daß er damit keineswegs allein steht, sondern in die Reihe jener Männer gehört, die im Sinne der Aufklärung den Aberglauben bekämpften. Es ist unbekannt, ob ihm diesbezügliche Bücher, wie etwa das „Buch vom Aberglauben" (1. Band, 1790) oder die „Bauern-Philosophie" (1802) des Aufklärers H. L. Fischer, in die Hände gekommen sind. Auf jeden Fall muß bei seinem Werk auch diese Zeitrichtung und der literarische Einfluß beachtet werden. Ist doch seine Darstellung ganz im Stile dieser Bücher gehalten, die bei jeder rätselhaften Erscheinung nach natürlichen Ursachen und Deutungen suchen. So meint Huß z. B., als er vom feurigen Drachen spricht (S. 31), daß sogar Leute eine ganz genaue Beschreibung des Drachen, der ein spitziges Maul, kleine Schweinohren und Borsten auf dem Kopf habe, dabei so lang wie ein Wiesbaum sei, zu geben vermögen und fügt hinzu (in heutiger Rechtschreibung): „Hinweg mit diesen Possen! Der feurige Drache ist nichts weniger als der Teufel, sondern eine Lufterscheinung, die aus brennbaren Dünsten besteht, die sich durch Reiben aneinander entzündet haben, und sich schlangenförmig bewegt. Eine gleiche Eigenschaft ist mit den Irrwischen oder Irrlichtern." Und zu dem Brauch, sich am Ostermorgen vor Tagesanbruch bei einem fließenden Wasser zu waschen, um von Krätze und Hautausschlag verschont zu bleiben, äußert er sich (S. 35f.): „Wann sonst kein anderes Geheimnis dahinter, so wird wohl an jedem Tag das öftere Waschen und Reinigen für solches Übel gut sein. Sind aber fromme Absichten der Zweck, so sage ich: Waschet zur Heil-Osterzeit vielmehr eure Herzen durch eine wahre Buße von dem Wust böser Neigungen und Gewohnheiten, so werdet ihr sittlich rein und gute Menschen sein."

Das Werk des Egerer Scharfrichters ist als wahrheitsgetreue Zusammenfassung des Aberglaubens jener Zeit für die volkskundliche Wissenschaft von größtem Werte. Vergleichende Betrachtungen mit den Verhältnissen der Gegenwart zeigen, welche Formen ganz verschwunden sind, welche ungeändert und welche in anderem Kleide weiterleben. Huß, der als Arzt immer wieder die unheilvollen Folgen schädlichen Aberglaubens sehen und miterleben mußte, hat natürlich die volksmedizinisch wichtigen

Digitized by Google

Formen in erster Reihe beachtet, aber auch den Blick auf alle übrigen abergläubischen Erscheinungen gerichtet. Bei der Darstellung selbst hat er nichts geändert und nichts verschwiegen und so bewiesen, daß er in der Tat der frei denkende und wahrheitsliebende Mann war, als den er sich selbst in seinem Gedicht „Zufriedenheit" — auch von ihm sind wie von Grüner dichterische Versuche überliefert — mit den Worten kennzeichnet:

Frei denken ist edel, wahr sprechen ist Pflicht,
Drum red' ich die Wahrheit und fürchte mich nicht.

Goethe und Anton Fürnstein

Der „Naturdichter" Fürnstein[41]) war am 7. Juli 1783 als Sohn eines Müllers und späteren Hopfenbauers in Falkenau a. d. Eger zur Welt gekommen. Vom sechsten Lebensjahre an besuchte der gesunde und fleißige Knabe die Stadtschule. Aber schon zwei Jahre später traf ihn namenloses Unglück. Den achtjährigen Knaben ergriff eine schwere Krankheit, die nicht allein das weitere Wachsen aufhielt, sondern auch seinen ganzen Körper verkümmerte. Bis zum 18. Lebensjahre litt Fürnstein Tag und Nacht fürchterliche Schmerzen und blieb für sein ganzes Leben ein Krüppel, ein kleines Männchen, das nur mit Mühe die Hände bewegen, die Füße aber kaum rühren konnte. Nach und nach lernte der Unglückliche, der so lange ans Bett gefesselt gewesen war, zeitweise sitzen und die Hände so weit zu gebrauchen, daß er allerlei Holzsachen, wie Quirle, Holzlaternen u. a. schnitzen konnte. Der unermüdlichen Ausdauer und eisernen Willenskraft des gebrechlichen Mannes gelang es auch, sich allmählich eine ganz deutliche Handschrift anzueignen. Die unteren Gliedmaßen blieben aber dauernd gelähmt. Deshalb ließ er sich aus einem niedrigen Kinderstuhl, an dem vier eiserne Räder angebracht wurden, ein Wägelchen machen. Mit einem Ledergürtel schnallte er sich auf dem Sitze fest und bewegte mit zwei Stöckchen das seltsame Gefährte, in dem er zuerst nur im Zimmer herumfuhr, später aber auch kurze Wege im Freien zurücklegte. Da die Eltern früh gestorben waren, der Vater im Jahre 1802, die Mutter im Jahre 1803, mußten der Bruder und die drei Schwestern für den Bedauernswerten sorgen, was in der Weise geschah, daß er abwechselnd je ein halbes Jahr bei jedem der durchwegs in guten Verhältnissen lebenden Geschwister verbrachte und hiebei durch Schnitzen und Schreibarbeiten selbst ein wenig verdiente.

Der durch eine rasche Auffassungsgabe und ein gutes Gedächtnis ausgezeichnete Jüngling holte nach und nach den so frühzeitig unterbrochenen Schulunterricht nach und eignete sich darüber hinaus eine höhere Bildung an, indem er den glücklichen Zufall ausnützte, daß der Sohn eines seiner

[41]) Vgl. L. Schlesinger, Anton Fürnstein und seine Gedichte. Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 18 (1880), S. 108—146. Prag 1880. Dieser Verein war in den Besitz der angeblich vollständigen Sammlung von Gedichten Fürnsteins gekommen. Die Handschrift hat die Ueberschrift „Früchte aus dem Garten der Dichtkunst A. Fürnsteins." Es ist aber ganz gut möglich, daß noch andere Gedichte, die seinerzeit in Falkenau und Umgebung in Abschriften verbreitet waren, bei gründlichem Nachsehen in Familienarchiven oder alten Schränken an den Tag kommen könnten.

Digitized by Google

Schwäger das Gymnasium besuchte. Von diesem ließ er sich Jahr für Jahr die Lehrbücher und Aufgabenhefte geben und ließ sich alles erzählen, was in der Schule vorgekommen war. Auf diesem Wege machte Fürnstein die Grammatikalklassen und den „philosophischen Kurs" durch, begnügte sich aber nicht mit dem Schulstoff allein, sondern las auch allerlei schöngeistige und wissenschaftliche Werke. Bald regte sich in ihm auch der Drang nach selbsttätigem Schaffen. Mit Reimspielereien und metrischen Übungen begann

Anton Fürnstein

er und wagte sich bald an größere Gedichte, die meist Gelegenheitsdichtungen waren. In Falkenau war im Jahre 1818 eine „literarische Gesellschaft" entstanden, die alle 14 Tage Sitzungen im Hause des Apothekers Anton Löbl, eines Bruders des Bergmeisters Ignaz Löbl, abhielt. Die Mitglieder trugen bei diesen Zusammenkünften ihre Gedichte oder Erzählungen vor und gegenseitig wurde an dem Gehörten strenge Kritik geübt. Fürnstein wurde nicht bloß das eifrigste, sondern auch ein sehr angesehenes Mitglied

Digitized by Google

dieses Falkenauer Dichterbundes. In dieser Zeit entstanden neben anderen die Gedichte: Der Honigtau, Rudolph, Lebensbilder, Genügsamkeit, Empfindungen im Herbst, Klage an Emma, Ermunterung an die Misanthropen.

Die Begegnung mit Goethe am 4. August 1822 und die Anerkennung und Förderung, die der unbedeutende „Naturdichter" von dem Weimarer Dichterfürsten fand, erfüllten ihn mit neuem Lebensmut. Dieser äußert sich in zwei Reisen. Die erste führte Fürnstein im Jahre 1823 nach Prag, wo er sich neun Wochen lang aufhielt. Hier fuhr er einmal auf seinem Wägelchen bis in die Cibulka, wo ihn der gichtleidende Fürstbischof von Passau, Graf Thun, ansprach. Dieser sandte dem Dichter später 100 Gulden, wofür ihm Fürnstein das Gedicht „Gefühle des Dankes"[42]) widmete. Die zweite Reise ging nach Bamberg, wo ein Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst Wunderkuren an Lahmen und Blinden vollzog. Sein Gebet blieb bei Fürnstein erfolglos, der enttäuscht und mutlos wieder heimkehrte. Von dieser Zeit an wurde der schwergeprüfte Mann immer ernster und verschlossener, seit 1827 verschärfte sich sein Leiden noch durch eine Neigung zu Magenreizungen. Dazu kamen Sorgen um den Lebensunterhalt. Ein sicheres Einkommen war ihm erst beschieden, als ihm — wahrscheinlich im Jahre 1835 — der freigewordene Posten eines Lottokollekteurs übertragen wurde. In dieser Zeit hatte bereits jede dichterische Betätigung aufgehört. Sein letztes Gedicht soll Fürnstein im Jahre 1833 gemacht haben, als ihn der Falkenauer Maler Anton Steidel abbildete. Das Bild verbrannte wohl im Jahre 1874, es erhielten sich aber Photographien. Am 11. November 1841 ist Fürnstein im 58. Lebensjahre verschieden.

Goethe auf Fürnstein aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst Grüners. Dieser schreibt über den Ausflug nach Falkenau am 3. August 1822[43]): „Meinen Vorschlag, in Falkenau zu verweilen und die Mineraliensammlung des Bergmeisters und Justitiars Lößl zu besehen, der auch über die ganze Umgegend gründlichen Aufschluß geben könne, nahm Goethe an. Ich hatte Herrn Lößl zuvor von der Ankunft des berühmten Mannes Nachricht gegeben und von ihm die Zusicherung erhalten, daß er alles aufbieten werde, demselben den Aufenthalt angenehm zu machen. Goethe wurde dann von diesem meinem Freunde, der wegen seiner Biederkeit und Kenntnisse in allgemeiner Achtung stand, lieb- und ehrfurchtsvoll aufgenommen, besah mit Vergnügen die reichhaltige schöne Sammlung und erkundigte sich nach dem Vorkommen des einen oder anderen Minerals. Es begann zu dunkeln, und damit der Abend so angenehm als möglich vergehe, veranlaßte ich Lößl, Seiner Exzellenz auserlesene Früchte des Dichtervereins, dessen Mitglied er war, besonders Gedichte Firnsteins (Grüner schreibt den Namen stets mit i) vorzulegen. Diese Gedichte hatten auf mich einen um so tieferen Eindruck gemacht, als ich wußte, daß Firnstein nicht studiert hatte, alles aus sich selbst schöpfte, und was seinen Körperbau betrifft, von der Natur leider nur allzu stief-

[42]) Ebd. S. 70.

[43]) Briefwechsel, S. 99ff. Ebenda wird das Gedicht „Der Hopfenbau" von Fürnstein abgedruckt.

Digitized by Google

mütterlich behandelt worden war. Goethe blätterte mehrere Hefte durch, bezeigte sein Wohlgefallen und ersuchte, ihm Abschrift von einigen der Gedichte Firnsteins, die er bezeichnete, zu übermitteln . . . Goethe ersuchte Lößl, Firnstein zu raten, daß er hauptsächlich seine Begrenzung, die ihn umgebenden Gegenstände zur Dichtung wählen möge, weil diese dadurch an Interesse gewinnt."

Mit den letzten Worten hat Goethe die gleiche Einstellung ausgesprochen, die er auch der Mundartdichtung gegenüber einnahm. Gleichwie er den Nürnberger Mundartdichter J. K. Grübel (1736—1809) als ein Ergebnis seiner Umwelt und seine Gedichte als Ausfluß und Ausdruck dieser kleinbürgerlichen Umgebung betrachtete, so mußte er auch dort, wo er einen ähnlichen „Naturdichter" antraf, die Ansicht äußern, daß hier nur dann gute Leistungen erzielt werden könnten, wenn der Dichter nicht über die ihm durch die mangelnde Bildung gezogenen Schranken hinausgehe, sondern sich an das halte, was ihm seine Umgebung an Stoff biete. Schärfer hat dies Goethe in seinem Aufsatz über Fürnstein in dem Satz zusammengefaßt: „Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder ins Gewöhnliche zurückweisen solle."

Im übrigen hat Goethe sein Versprechen, sich um den armen Naturdichter anzunehmen, treu gehalten. Am 4. August 1822 hatte Grüner es so eingerichtet, daß Fürnstein an der Stelle, wo Goethe und seine Begleiter auf dem Steg über die Eger gehen mußten, in seinem Wägelchen saß. „Wehmütig betrachtete Goethe die zusammengeschrumpfte Figur Firnsteins mit den verdrehten Gliedern und munterte ihn auf; worauf wir wieder in die Kutsche stiegen. Der Anblick des armen Krüppels hatte Goethe sichtlich verstimmt, endlich sagte er zu mir: ‚Haben Sie seinen Kopf betrachtet, nicht wahr, die Natur hat ersetzt, was ihm am übrigen Körper abgeht?'"[44]) Goethe selbst berichtete über diese Begegnung: „Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, sah ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt, wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Mut, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden sein können[45]". In seinem Tagebuch (VIII., S. 223) hat Goethe folgende Eintragung zum 3. August 1822: „Abends zu dreyen. Unterhaltung über kirchliche Bezüge und über einen Naturdichter, Nahmens Firnstein, ward einiges Lobenswerte vorgelesen." Und weiter (S. 283f.) heißt es: „Man legte auch Gedichte eines Naturmenschen vor, Namens Firnstein, auf dessen, seit dem siebenten Jahr, kontractem Körper sich ein sehr guter Kopf ausgebildet hat. Seine Arbeiten tragen völlig den Stempel der sogenannten Naturdichter, deren sich in

[44]) Ebd. S. 102.

[45]) Über Kunst und Altertum, IV. Band, 2. Heft, S. 79 in seinem Aufsatz über Fürnstein, Goethes Werke (Weimarer Ausgabe), 41. Bd., 2. Abt., S. 49.

Digitized by Google

Deutschland mehrere hervortaten, worüber ich nächstens, zur Aufmunterung solcher, meist in ökonomischer, oft in körperlicher Hinsicht sehr zu beklagenden Menschen einiges zu sagen denke. Da er die Gegenwart sehr gut erfaßt, so habe ich ihm aufgegeben, den Hopfenbau zu besingen, dessen Ausbreitung, Anmut und Nützlichkeit ihm stets vor Augen und vor dem Geiste steht; wir wollen sehen, wie er sich herauszieht."

Goethe bekam noch im gleichen Monat vom Bergmeister Löbl „Firnsteins Leben und einige Gedichte", wie es in der Tagebuchbemerkung vom 19. August 1822 heißt, zugesandt und besprach am selben Tage abends mit Grüner, „wie es mit dem Druck von Firnsteins Gedichten allenfalls zu halten". An Löbl schrieb er am 26. August: „Die Gedichte des guten Firnstein, den ich schönstens zu grüßen bitte, gewinnen beim zweiten und mehrmaligen Lesen; von den beigefügten biographischen Nachrichten mache gelegentlich Gebrauch. Mit Herrn Polizeirat Grüner habe gesprochen, in wie fern man späterhin eine Auswahl seiner Arbeiten könnte drucken lassen, um die Aufmerksamkeit wohlwollender Menschen und auch einiges Honorar ihm zuzuwenden, worüber denn noch weiter wird zu verhandeln sein." Im 2. Heft des IV. Bandes von „Über Kunst und Altertum" erschien bereits zu Beginn 1823 der Aufsatz Goethes über Fürnstein unter der Überschrift „Deutscher Natur-Dichter" (S. 79—84, darauf folgt S. 84—90 eine von Riemer geschriebene Fortsetzung des Aufsatzes über die Naturdichter), dem drei Gedichte des Falkenauers als Proben beigegeben waren: Der Hopfenbau. Ermunterung im Winter, nach Salis. An den April (S. 90—98). Goethe, der zugleich in einer kleinen Kapsel aus Buchsbaumholz einen Dukaten für Fürnstein übermittelte[46]), sandte Sonderabdrucke an Grüner und schrieb dazu: „Lassen Sie übrigens sich beikommende Blätter willkommen sein und senden solche nach Elbogen (irrtümlich für Falkenau) mit meinen besten Empfehlungen. Das ganze Heft, wenn es beisammen ist, erhalten Sie zu gleich freundlicher Aufnahme. Möchte dem schwer vom Schicksal belästigten Fürnstein diese vorläufige Anerkennung einiges Vergnügen machen und seine Gönner zu Herausgabe auserlesener Gedichte veranlassen. Will er noch eins auf meinen Rat unternehmen, so würde ich mir ein Weberlied ausbitten, zu welchem der Takt und Rhythmus ihm wohl nicht fehlen können."

Dieser neue Wunsch hängt mit der schon erwähnten Auffassung Goethes betreffs der dichterischen Leistungskraft einfacher „Naturdichter" zusammen. In seinem Aufsatz über Fürnstein betont er, daß für solche Dichter vor allem „Gewerbs- und Handwerkslieder" in Betracht kommen. „Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrichs des Achten und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Tal eigentlich belebt und unschätz-

[46]) Dieser Dukaten — eine Medaille Goethes mit der Inschrift „Johann Wolfgang Goethe aetatis suae LXVI anno" kam 1865 in den Besitz des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Vgl. L. Schlesinger a. a. O. S. 13, Anm. 1.

Digitized by Google

bar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert; ein unübersehbarer Garten in der Nähe, ein weitverbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er tätig beginnt und alles, was zu tun ist, eins nach dem andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt und diese Reben den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter sonnigem günstigem Himmel, und wird von einem jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht tätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedichte die aufsteigenden nennen, sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin."

Mit diesem Urteil kennzeichnet Goethe nicht allein die Gedichte Fürnsteins, es trifft auch auf die überwiegende Masse der Erzeugnisse unserer Mundartdichter und jener Volksdichter zu, die meist ohne Vorbildung, die bei Fürnstein zum Teil vorhanden war, und ohne Schulung, einem Naturempfinden und inneren Drange folgend, sich dichterisch versuchen. An solchen einfachen „Dichtern aus dem Volke" ist Deutschböhmen besonders reich[47]). Und sie haben ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie die von der Umwelt gebotenen, bescheidenen, vielfach mehr als bescheidenen oder auch einfältigen Stoffe durch die geschickte Behandlung zu beleben und dichterisch auszuschmücken verstehen. Am klarsten hat Goethe seine Gedanken Eckermann gegenüber am 17. September 1823 (Gespräche IV., S. 266f.) — am 9. September hatte er in Eger das 1. und 2. Heft des IV. Bandes von „Über Kunst und Altertum" Grüner überreicht und am 10. September, einen Tag vor der Rückreise nach Weimar, war er von Löbl besucht worden, wobei wohl jedesmal auch von Fürnstein die Rede gewesen sein wird — ausgesprochen: „Man sage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetischem Interesse fehle; denn eben darin bewährt sich ja der Dichter, daß er geistreich genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit soll die Motive hergeben, die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein schönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnstein, den sogenannten Naturdichter; er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt sich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, besonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn er hat von Jugend auf unter solchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenstand durch und durch, er wird Herr seines Stoffes sein. Und das ist eben der Vorteil bei kleinen Sachen, daß man nur solche Gegenstände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennt, von denen man Herr ist. Bei einem großen dichterischen Werke geht das aber nicht, da läßt sich nicht ausweichen: alles, was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten ist, muß dargestellt werden, und zwar mit getroffener Wahrheit . . ."

Ebenso wenig wie der wissenschaftliche Forscher das Volkslied vom ästhetischen Standpunkt beurteilen wird — dies ist Sache der Volkslied-

[47]) Vgl. A. Hauffen — G. Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen. S. XI.

Digitized by Google

pflege —, ist eine ästhetische Einstellung gegenüber den Gedichten Fürnsteins am Platze. Was den Falkenauern zu Beginn des 19. Jahrhunderts gefallen hat, braucht dem Ästheten der gleichen Zeit oder dem auf hohem Roß sitzenden Kunstrichter der Gegenwart nicht zu behagen. Irrig ist auch die Meinung, Goethe habe die „mittelmäßigen" Gedichte Fürnsteins aus Mitleid überschätzt[48]). Goethe hat sich bei seiner Beurteilung Fürnsteins nicht bloß von persönlichen, sondern auch von sachlichen Gesichtspunkten leiten lassen. Er hat die Erzeugnisse dieses Naturdichters mit den Augen der Umwelt, für die sie bestimmt waren, gesehen und beurteilt; er hat sie endlich nicht als eine einzelne Erscheinung, sondern im Zusammenhang mit der gesamten „Naturdichtung" betrachtet und sich recht wohl Rechenschaft gegeben über die besonderen Merkmale dieser mehr oder minder von dem Bildungsstande ihrer Träger abhängigen Dichtung. Für die gegenständliche Volkskunst hat eine gründliche Untersuchung[49]) festgestellt, daß hier vielfach die Freude an allem Seltsamen, Schwierigen und Rätselaufgebenden erscheint. „Künsteleien aller Art, von denen sich unser Kunstgeschmack längst abgewandt hat, sind dem Volksmenschen noch immer Inbegriff künstlerischen Könnens." Und dieser schätzt daher Bildnereien, die auf engem Raume eine größtmögliche Formenwelt zeigen, er schätzt aber nicht allein die vielfältige Gestaltungswelt des Kunstwerkes, sondern auch die technisch schwierige Herstellungsart, die stets den Wert eines Volkskunstwerkes erhöht. Ähnliches läßt sich für manche Zweige der Volksdichtung feststellen, insbesondere äußert sich bei „Naturdichtern" oft die Freude an sprachlichen Spielereien und Reimkünsten. Dasselbe ist nun auch bei Fürnstein der Fall. Wenn er in seinen Gedichten auch literarischen Vorbildern, besonders Dichtern der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, z. B. den Göttingern, dann aber auch offensichtlich Schiller folgt, so verleugnet sich doch auch bei ihm nicht die Sucht, zu künsteln und sprachlich-formale Gewandtheit nachzuweisen. Manche seiner Gedichte sind nach vorher festgesetzten Endreimen verfaßt worden. Goethe hat diese eine Seite der Dichtung mancher einfacher Naturdichter, das starke Überwiegen der Form, wie auch die andere, den Hang zum sittlich Belehrenden, gut erkannt und in seinem Aufsatz über Fürnstein (S. 82) klar ausgesprochen: »Über solche Talente sagten wir schon an einem anderen Orte[50]) Folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren, man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Produktion, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt." Von unserem Fürnstein kann man noch hinzufügen: alle seine Produktionen schmückt eine gewisse Anmut,

[48]) Urzidil a. a. O. S. 215.

[49]) A. Spamer, Volkskunst und Volkskunde. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 2 (1928) S. 1—30. Vgl. besonders S. 25ff.

[50]) Im Vorwort zu dem 1822 erschienenen Buch „Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachse's, eines Thüringers." Goethes Werke (Weimarer Ausgabe), 42. Bd., 1. Abt., S. 97.

Digitized by Google

die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung und bei allem ein menschlich edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.«

Auf dieses Lob konnte der arme Fürnstein wohl mit Recht stolz sein und man begreift, wenn er sein Dankgedicht an Goethe „Zuruf an meine Leier"[51]) mit den höchste Freude und neuen Lebensmut aussprechenden Versen beginnt:

Tön' ermutigt, meine Leier,
Töne jubelnd, froh und freier
Und verkünde laut mein Glück!
Bist aus schlichtem Holz gezimmert,
Doch der Ehre Glanz umschimmert
Dich und drängt die Nacht zurück.

Aus den Urteilen über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

Prof. Dr. J. Heß, der Verfasser der „Luxemburgischen Volkskunde", schreibt in der „Obermosel-Zeitung" (Luxemburg) vom 18. Jänner 1932: . . . „Für den, der sich mit Volkskunde abgibt, ist das Buch einfach unbezahlbar. Ein erstes Mal wird er es lesen, ohne Aufhören, von der Anfangseinleitung bis zu den beiden orientierenden Personen- und Sachverzeichnissen am Schluß . . . Selten liest man ein Buch irgendeiner Fachwissenschaft, von dem man mehr als hier das Gefühl hat, es enthalte kein Wort zu viel und keines zu wenig. Man weiß sich künftig vor unnützem Abirren gesichert und hält das Werk in nächster Handnähe, weil man über der Arbeit immer wieder danach langt wie nach dem Wörterbuch oder Lexikon. Man mag die Frage stellen, wie man sie will; immer weist uns Jungbauer den richtigen Weg zu deren Beantwortung. Kein irgendwie bedeutsames Werk volkskundlicher Art ist Jungbauer entgangen . . .

Das „Deutsche Philologen-Blatt" schreibt im 42. Heft des 39. Jahrganges: „Es ist sehr zu begrüßen, daß der führende auslanddeutsche Volkskundler die Geschichte unserer Wissenschaft in gründlicher Darstellung geschrieben hat; denn sie ist sehr nötig gewesen. Der Deutschlehrer wird reiche Belehrung erhalten und der Volkskundler auf dieser Arbeit weiterbauen können . . ."

In der Tageszeitung für Volkskraft und Ständefrieden „Der Jungdeutsche" (Berlin) vom 14. November 1931 heißt es: „Wichtiger denn je ist es, daß das deutsche Volk über seinen Werdegang nachdenkt, damit die vorhandenen und möglichen Kräfte für die Gesundung und Stärkung des Volkstums nutzbar gemacht werden können. Immer vom Volk ausgehend, schildert die 196 Seiten umfassende Abhandlung die germanische Vorzeit, Werden und Wandel der volkskundlichen Erscheinungen, die Besiedlung des Ostens, die ersten Anfänge der Volkskunde (Folklore), Reformation und Religionskrieg, Herder und seine Zeit, das Volkslied, Romantik und Freiheitskriege, Arbeiterstand, volkskundliche Auswirkungen der neuen Staatsgrenzen, Volkskunde und Volksbildung usf. Also eine Fülle von volksgeschichtlichen Entwicklungsstufen, welche, zumal die Darstellung ansprechend ist, die Lösung der gestellten Aufgabe glücklich fördert."

[51]) Schlesinger a. a. O. S. 67.

Digitized by Google

Hans R. Kreibich, der Mundartdichter Nordböhmens

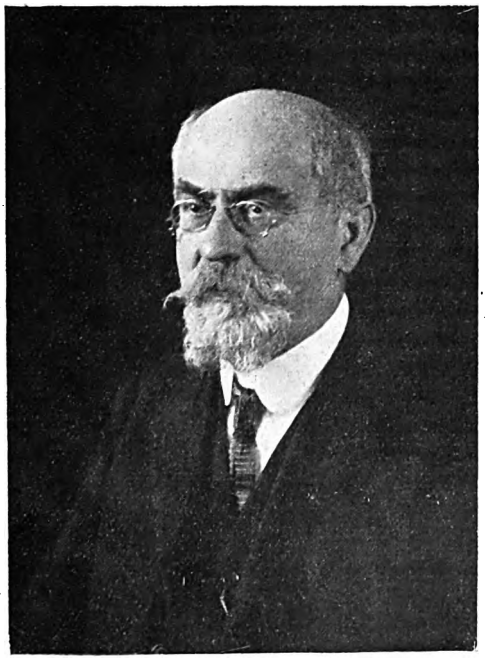
Von **Dr. Gerhard Gis**

Einer nordböhmischen Ärztefamilie entstammend, wurde Hans Kreibich am 16. Mai 1863 in Algersdorf geboren. Seine Mutter starb, als er neun Jahre alt war. Nach der Volksschule absolvierte er das damals noch von Augustinern geleitete Gymnasium in Leipa, wo der Heimatforscher A. Paudler wirkte. Schon damals schrieb er — ein eifriger Leser Anton Ohorns und der Heimatdichter W. Ernst und Jarisch — kleine Erzählungen für die „Leipaer Zeitung" und sammelte aus mündlichen Überlieferungen die „Sagen vom Kuntstein", die Paudler später in den „Mitteilungen des Nordböhm. Exkursionsklubs" veröffentlichte. 1883 trat er in das Prämonstratenser-Chorherrenstift Tepl ein, studierte nach dem Noviziate zwei Jahre Theologie an der Hausanstalt des Stiftes und bezog dann die Universität Innsbruck. Als Novize und Kleriker übersetzte er lateinische Hymnen, französische, englische und italienische Gedichte, schrieb eigene religiöse Dichtungen, die z. T. in der „Österreichischen Volkszeitung" und in den Zeitschriften „Deutscher Hausschatz" und „Dichterstimmen der Gegenwart" erschienen. 1887 trat er aus dem Orden aus und studierte in Innsbruck und Prag Philosophie und zwei Semester Medizin. In Innsbruck lernte er Adolf Pichlers Schriften schätzen. In den meist in der Heimat verbrachten Sommerferien hatte er Gelegenheit, Dorfleben und Dorfsprache zu beobachten. Durch Rosegger und Anzengruber angeregt und von Prof. Hauffen ermuntert, schrieb er seine ersten Mundarterzählungen. 1892—94 war er Supplent an der deutschen Landesrealschule in Pilsen, bis 1896 wirklicher Lehrer an der Staatsrealschule in Proßnitz, bis 1900 definitiver Professor in Olmütz. 1900 besuchte er den französischen Ferialkurs der Universität in Genf. In Proßnitz stellte er sein erstes Bändchen Mundartdichtungen „Ollelee aus'n Darfe" zusammen. Gemeinsam mit Emil Perthen (Algersdorf) gab er das Buch „Der Hutberg bei Mertendorf und dessen Umgebung" heraus, dessen zweite Hälfte „Heiteres aus dem Hutberggebiete in Mundart" von Kreibich stammt. In den vier Olmützer Jahren war er Mitarbeiter des „Deutschen Volkskalenders" des Bundes der Deutschen Nordmährens. Von 1900 bis 1919 wirkte er an der Prager Nikolanderschule, in deren Jahresberichten (1911, 1916, 1917) er patriotische Gedichte veröffentlichte. 1904 besuchte er den Ferienkurs der Londoner Universität. Mit einer Subvention der Förderungsgesellschaft gab er 1907 die mundartliche Sammlung „Pachblüml und Battlzwackn" heraus. In derselben Zeit brachte auch die „Deutsche Arbeit" mehrere mundartliche (und schriftdeutsche) Gedichte von ihm, besonders in den Jahrgängen 7 bis 10. Von 1906—1920 redigierte er den „Bundeskalender", für den er angesehene Mitarbeiter der Heimat und des deutschen Auslandes gewann. Mehrere heute hervorragende Dichter Deutschböhmens traten zuerst im „Bundeskalender" hervor. Er setzte die Gründung des „Jugendbüchleins" durch und leitete die Herausgabe verschiedener im Bundesverlage erschie-

Digitized by Google

nener Schriften. Der Ertrag einer Sammlung seiner Kriegsgedichte „Dem Siege zu" floß dem Bunde der Deutschen in Böhmen zu. Ein Sammelband seiner völkischen Gedichte konnte wegen der veränderten Verhältnisse der Nachkriegszeit nicht erscheinen.

Seit 1919 wirkte er an der Staatsrealschule in Aussig, von 1922 bis zu seinem Übertritt in den dauernden Ruhestand 1927 als deren definitiver Direktor. In der ihm lieb gewordenen Stadt Aussig ist er eifriger Mitarbeiter der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung". Außerdem



Hans R. Kreibich.

arbeitet er für Kalender und Zeitschriften und gibt dann und wann ein Büchlein heraus, so 1925 die wohl beste Sammlung seiner mundartlichen Gedichte „Ouf der Ufnbank", 1927 das „Aussiger Dichterbuch", eine Anthologie aus Aussig, 1930 religiöse schriftdeutsche Gedichte, Legenden und Übersetzungen „Aus stillen Stunden". Vortragsreisen und Besuche im Stift Tepl, dem er immer treue Dankbarkeit bewahrt hat, unterbrechen mitunter seinen Aufenthalt in Aussig.

Alle Kalender und Jahrbücher, Zeitungen und Zeitschriften, Anthologien und Festschriften, die Beiträge von Hans R. Kreibich brachten, können hier nicht angeführt werden. Seine wichtigsten, in Buchform

Digitized by Google

erschienenen dichterischen Werke werden am Schluß dieses Aufsatzes genannt*).

Seine Liebe zu den Mundarten führte Kreibich dazu, in dem „Bundeskalender", solange er unter seiner Leitung stand, eine „Mundartliche Ecke" einzurichten, in der Jahr für Jahr mundartliche Beiträge aus allen Teilen Böhmens erschienen. Mit der Umgestaltung des „Bundeskalenders" nach dem Jahre 1920 ist auch diese Einrichtung gefallen, die großen Beifall gefunden hatte. Auf diesem Wege hatte Kreibich nach und nach alle Mundartendichter Böhmens wenigstens durch schriftlichen Verkehr kennen gelernt.

Da eine ganz genaue Wiedergabe der Mundart die Anwendung der internationalen phonetischen Zeichen erforderte, dies aber der großen Menge das Lesen ganz unmöglich machen würde, hat Kreibich gesucht, sein Auskommen mit den üblichen Lautzeichen der Schriftsprache zu finden; selbstverständlich mußte er dabei auf die wissenschaftlich genaue Wiedergabe mancher Laute verzichten.

Die Echtheit der Mundart Kreibichs, der jedem schriftdeutschen Worte, jeder schriftdeutschen Wendung ausweicht, sowie ihre gewissenhafte Schreibung wurden von Franz Knothe dadurch anerkannt, daß er das damals eben erschienene „Ollelee aus'n Darfe" mit in die Reihe der Quellen für sein Werk „Die Markersdorfer Mundart" (Leipa 1895) aufgenommen hat.

Im Verse besingt Kreibich Heimat, Volk und Muttersprache, beklagt die entschwundene Jugend und beschwört die Zeiten seiner Kindheit wieder herauf. Sein schönstes Heimatgedicht ist „D' Heemt"[1]). Er erinnert sich an das Vaterhaus, den Heimatsort und kehrt nach Jahren im Herbst dahin zurück, wo er als erstes das Grab seiner Mutter besucht. Groß ist die Zahl seiner Erinnerungsgedichte. Das ergreifendste ist wohl „De Mutter ihr Stübl"[2]), ein rührendes Gedicht von der Liebe des Kindes zur Mutter, die sich in einem ganz ruhigen Stübchen, dem Grabe, nun eine Ewigkeit lang von den Mühen des Lebens ausruhen kann. Mit gleicher Innigkeit gedenkt der Dichter in „Mei Großl"[3]) seiner Großmutter. Trefflich in seiner Einfachheit ist das Gedicht „Kindheet"[4]), das mit den Worten schließt:

's wor eene schiene Zeit'.
Kunnt's nej su bleibn?

Aus demselben Gefühl entstand „Heem"[5]), in welchem sich dem Alternden Todesgedanken aufdrängen:

*) Literatur über Hans R. Kreibich gibt es wohl nicht. Spärliche Angaben über ihn finden sich in Kürschners Literaturkalender, Kosel-Reko-Bormann, Deutschösterr. Künstler- und Schriftsteller-Lexikon (Wien 1902—6), Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Professoren, 6. Auflage, 4. Bd., Ottokar Stauf von der March, Wir Deutschösterreicher, Wien, 1913, S. 59. Ad. Bartels, Gesch. d. deutschen Literatur. III. Bd., 1928, S. 656, 913. Der bekannte Literaturhistoriker Wilhelm Kosch beabsichtigt, wie wir erfahren, eine Aufnahme in die zu erwartende Neuauflage seines „Literaturlexikons".

[1]) Ollelee aus'n Darfe, S. 10.
[2]) Ouf der Ufnbank, S. 9.
[3]) Ebd., S. 13.
[4]) Ebd., S. 14.
[5]) Ebd., S. 15.

Digitized by Google

Ich hom me'n Waag nej leicht gemocht,
ho nej geruht, bi nej gefohrn
und ho debei goor schwer getrorn.
Nu is bald aus, nu wird's bald Nocht,
bald bi'ch deheem!

Naturbilder werden den Stimmungen angepaßt und der einmal angeschlagene Ton wird während des ganzen Gedichtes festgehalten. In den meisten Gedichten Kreibichs herrscht wortkarge Herbheit, nirgends begegnen wir überschwenglicher Gefühlsseligkeit. Es ist auffällig, wie selten die Liebe zu Worte kommt. Niemals spiegelt ein Vers eine Herzensneigung wieder, nirgends sehen wir Niederschläge freudiger Ergriffenheit von weiblicher Schönheit, nirgends tiefe Leidenschaft. Ein einziges Mal, in dem Rückschaugedicht „D' Ufnbank"[6]) gedenkt eine Strophe des Liebesglückes, nachdem der Dichter der Mutter, ja der Großmutter gedacht. Immerhin aber liefert ihm das Liebes- und Eheleben oftmals Stoffe. Seine Lieblingsfigur ist die zankfüchtige und streitbare Hausfrau; das Mädchen oder die Witwe, die sich nach dem Ehejoch sehnen, begegnen oft in humoristischen Gedichten. Das wirkungsvollste dieser Art ist das von der ältlichen Jungfer, die vom hl. Antonius einen Mann erbittet und selbst einen Rothaarigen mit offenen Armen empfangen will[7]). „De Witfraa"[8]) kehrt vom Begräbnis des Gatten heim und der Wirtschaft wegen raten ihr die Nachbarn, den tüchtigen Knecht zu heiraten, worauf sie meint, daß es sich leider vor Ostern nicht gut werde machen lassen. Das Gedicht „Dos geschätzte Aelde"[9]) zählt Dinge auf, die mit zunehmendem Alter geschätzter werden wie Wein, Geigen, Münzen usw.; nur mit den Weibern ist es umgekehrt. So gefällt dem Naznseff seine Ehegesponsin nicht mehr[10]) und der Louchseff erschrickt, wie der Vinz den achttägigen Regen lobt, der „alles aus der Erde herausbringt", denn er hat zwei Weiber auf dem Kirchhof in der Erde liegen[11]).

Meisterlich ist das beschreibende Gedicht „Reenwaate"[12]) mit seiner Verlebendigung der Natur in kurzen, straff gehenden Versen. Gedichte, wie das epigrammatisch zugespitzte „Schlimm genung"[13]) gegen jene, die im Wirtshaus mit Kartenspielen die Zeit vertun und an den Bettelstab kommen, haben etwas von der handgreiflichen Deutlichkeit volkstümlicher Sittenprediger. Balladeske Mundartgedichte fehlen bei Kreibich. Auch finden wir keine Anklänge an das Volkslied. Er kennt und verwertet das heidnische Brauchtum.

Sein Humor ist gesund und ungekünstelt, mitunter derb. In den heiteren Gedichten wechselt sonnige Beschaulichkeit mit tollen, schwankhaften Einfällen; wir lachen über die guten dummen Leute oder über die Pfiffig-

[6]) Ebd., S. 7.
[7]) In „Pachblüml und Battlzwackn".
[8]) Ouf der Ufnbank, S. 30.
[9]) Ebd., S. 28.
[10]) Ollelee aus'n Darfe — D' Allde, S. 34.
[11]) Ebd., Da gefährliche Reen, S. 50.
[12]) Ouf der Ufnbank, S. 16.
[13]) Ebd., S. 17.

Digitized by Google

keit eines Schlaubergers. Er fabelt von einem Hundertfünfjährigen[14]), der einem dürren Apfelbaum droht, er werde ihn heraushacken, wenn er nicht Frucht tragen wolle. Fünf Jahre wolle er es sich noch anschauen. Wir fragen, wie alt will der Alte denn werden? Eine ausgesprochene Schildbürgerei ist der Schwank „Glück ein Unglücke"[15]). Ein Bursch hat sich beim Holzspalten in den Daumen gehackt und ist froh, daß es nicht noch schlimmer ausfiel:

E Glück wor's, doß ich nej die Oxt
mit bejden Händn hott gepockt,
dou hätt 'ch me ju, dos weeß 'ch gewieß,
'n Daum murdswaggehockt.

Einen starken Reiz hat für Kreibich das Religiöse. Schon in „Ollelee aus'n Darfe" fallen die zahlreichen Gedichte auf, die von religiösen Dingen sprechen. Freilich ist nirgends mystische Grübelei zu finden, noch weniger Frömmelei. Kirche, Religion und Pfarrer sind ein Herzstück in Kreibichs Dichtungen. Im Umgang des Pfarrers mit den Leuten ergeben sich häufig humoristische Fügungen, die er mit Vorliebe aufgreift. Da ist das „Bräutschn — Exaam"[16]), wo die schon ältliche Braut auf die Frage des Pfarrers, wer denn ihr Erlöser sei, nicht an den Heiland, sondern an Franznazn-Hons, ihren Bräutigam, denkt; da sind „D'Fleeschhockelabewürschte"[17]), die man ohne Gewissensbisse an Fasttagen essen darf, da ja nur Semmeln darin sind. Ein andermal[18]) predigt der Pfarrer über das Heulen und Zähneklappern in der Hölle und eine alte Frau, welche alle Leute „bedrischt", läßt sich, was das Zähneklappern anlangt, keine Angst vor der Hölle machen, denn sie hat „keen Zähjne ei de Gusche mej". Es sind dies lauter kurze anspruchslose Stücke, die ihre Wirkung beim Vortrag nie verfehlen. — Am meisten drücken die Menschen nach Ansicht eines Schulkindes nicht die Sünden, sondern die Steuern[19]), und die verbotenen Wege, „Dos sein die Wag', wu Struhwisch stackn"[20]). In dem Gedicht „E Traam"[21]) kommt der Dichter zur Himmelstür und es schmerzt ihn tief, daß er in des Lebens Nöten die Muttersprache vergessen hat. Er findet seine Geschwister und seine Mutter im Himmel, die ihn in der Mundart ansprechen. Wie er ihnen hochdeutsch Antwort gibt, blickt ihn seine Mutter traurig an und meint, das Leben müsse ihn arg herumgeworfen haben, da er seine Muttersprache vergessen habe. Beim Erwachen tut der Dichter den Schwur, seiner Mutter Sprache nunmehr zu pflegen und nie mehr zu verlernen, damit er dereinst im Himmel „sei Muttl koon ei da Sprouche begrüßn". Dieses Gedicht, das die beiden Begriffe Mutter und Muttersprache verbindet, ist eines der besten Kreibichs. Mitunter gelingen Kreibich Bildchen, die sich unvergeßlich einprägen. Ein Bursche

[14]) Ebd., Mit Hundertfimf Johrn, S. 29.
[15]) Ebd., S. 24.
[16]) Ollelee aus'n Darfe, S. 15.
[17]) Ebd., S. 23.
[18]) Ebd., D' Schusteliese, S. 28.
[19]) Ebd., Bei de Religiounsprüfung, S. 38.
[20]) Ebd., Aus de Schule, S. 42.
[21]) Ouf der Ufnbank, S. 11.

Digitized by Google

schaut mit aufreizender Hartnäckigkeit zu, wie der Pfarrer Latten an den Zaun nagelt[22]). Endlich wird es Hochwürden zu bunt und er herrscht ihn an, was er eigentlich gucke. Der Bursche antwortet, er hätte gern gehört, was ein Pfarrer, der nicht flucht, ausruft, wenn er sich auf die Finger klopft. Man sieht förmlich, wie sich das Gesicht des Burschen dabei dummdreist verzieht.

Meist spricht auch der Pfarrer Mundart. Bei der Predigt und der Beichte spricht er hochdeutsch. Hier und in anderen Fällen, wo der Dichter Hochdeutsch in die Mundart einflicht, erreicht er durch den Kontrast hübsche Wirkungen.

Neben den Mundartdichtungen haben wir von Kreibich auch schriftdeutsche Werke. Aber stets hat er die Mundartdichtung als vollwertig neben die schriftdeutsche gestellt; „'s ejs keene Sprouche su schlacht und gering, me koon drin sorn vie, nischt ode wing". Mit Entschiedenheit hat er seine Mundartverse gegen jene gerichtet, die verächtlich von der Mundartdichtung sprechen[23]). Gegen den geistreichelnden Satz Rodas: „Wenn einer nichts zu sagen hat, tut er's in Versen, hat er aber gar nichts zu sagen, schreibt er's im Dialekt" wendet er zunächst ein: „me koon a ouf Schriftdeutsch enn Unsinn sorn", und dann zählt er Namen auf, Reuter, Stelzhamer, Stieler, Hebel, und beweist damit:

Ei de Mundort hout monche schun monches gesort,
wie me's schinne nend und nie hout gehort.

In seinen eigenen Mundartgedichten erweist er sich als feinfühliger Künstler. Die Skala der Töne, die er beherrscht, ist nicht allzu groß. Die mundartliche Dichtung läßt nicht alle Formen zu, die im schriftdeutschen Verse möglich sind. Verhältnismäßig selten wendet Kreibich Vergleiche und poetische Bilder an, die ja in der mundartlichen Rede auch meist als geziert gemieden werden. Ebenso verschmäht er jedwedes Pathos, auch darin der wirklichen Rede des Volkes folgend. Um so reicher ist dafür seine Sprache an plastischen Einzelheiten, an scharf erfaßten kleinen Zügen aus dem täglichen Leben. Trotz der größten Knappheit werden viele unauffällige Begleitumstände berührt, welche der Darstellung Lebendigkeit und Buntheit verleihen. Er baut vorwiegend Vierzeiler von verschiedener Verslänge. Aber auch Fünf-, Sechs- und Achtzeiler stellen sich ein. Oft auch sind die Gedichte unregelmäßig abgesetzt. Alternierender Rhythmus wechselt mit Daktylen und Anapästen, Verse mit zwei oder drei Füßen lösen solche mit fünf Jamben ab. Die Reime werden mit großer Sorgfalt behandelt und die Reimstellung wird meist in allen Strophen gewahrt. Häufig finden wir Reimpaare. Gekreuzte Reime stehen neben umschlingenden Reimen. Oft stellt sich der Kehrreim ein. Kreibichs Lieder sind sangbar, wenn ihnen auch eine Melodie, die sich gewissermaßen von selbst aufdrängt, selten ist[24]).

[22]) Ebd., S. 23. [23]) Ebd., Een Antwort, S. 19.

[24]) Eine große Anzahl seiner Gedichte hat Vertoner gefunden. Wir kennen Weisen zu seinen Liedern von Joh. Haudeck (Leitmeritz), Agnes Müller (Leitmeritz), Franz Mohaupt (Leipa), Karl Goepfart (Berlin), Leop. Schuster (Gablonz), Prof. Max Mattauch und Emil Turba (Aussig). Bei Kreibich-Abenden singt Turba nahezu alle Mundartgedichte aus „Pachblüml und Battlzwackn" und „Ouf der Ufnbank" zur Laute.

Digitized by Google

Seine Darstellung ist meist wortkarg, deutlich, wirksam. Innere und äußere Zustände werden nur kurz angedeutet. Die Handlung oder die Ausfaltung des Gedankens ist zupackend und schlagkräftig. Der Aufbau stets zwanglos geradlinig, die Schlußwirkung gut vorbereitet. Das erzählende Moment überwiegt das rein lyrische; er gibt mehr Handlung als Schilderung, mehr Äußeres als Seelisches. Aber sein Seelenleben ist tiefschächtig. Er hat mehr Farben als Klänge. Die direkte Rede wird häufig verwendet. Die Verse sind öfter heiter als ernst. Die weichsten Töne erklingen neben männlich-ernsten Rufen. Güte und Humor herrschen vor. Zuweilen aber stoßen wir auch auf Tadel und Schelten. In allen Gedichten findet er das dem Inhalt angemessene äußere Gewand. Er fordert von der Mundartdichtung dieselbe Sorgfalt wie von der schriftdeutschen. Er klagt, daß es manchem gar zu leicht scheint, in der Mundart zu dichten[25]). Er weiß die wichtigsten Schwächen dieser Verfertiger zu treffen: der eine mischt gemütlich Mundart und Schriftdeutsch der leichteren Reimmöglichkeit wegen durcheinander, der andere sucht, um „echt" zu sein, grobe und gemeine Ausdrücke. Ein spaßhafter Inhalt ist leicht gefunden; der werde dann schnell mit Reimen aufgeputzt und der „Hauptspaaß" in die letzte Zeile gesetzt. „Nouch dan Rejzepte tun de mehrschten dichten."

In solchen geharnischten Altersgedichten erinnert er mit seiner Derbheit und ernsten Abweisung auch im Stile an die Satyriker des 15. Jahrhunderts. An Fischart gemahnen Wortspiele und -bildungen wie Mundart und Maulunart. Überhaupt tritt in allen seinen Werken ein Spielen mit dem Wort hervor. Er erklärt in der Einleitung den Titel seines Büchleins „Ollelee aus'n Darfe": er hat ihn gewählt, einmal, um den mannigfaltigen Inhalt auszudrücken, zum anderen, um anzuzeigen, daß der Inhalt auch würzig ist, denn Ollelee „ejs a de Noom für e Gewürzlich, wos o monchen Affn fein nej fahln darf". In gewissem Sinne erinnert alle Mundartdichtung an die Werke des 15. und 16. Jahrhunderts, weil sie ähnliche Stoffe verwendet und ähnliche Ziele erstrebt. Wie jene verspottet oder malt sie das wirkliche Leben, geißelt menschliche Schwächen und will volkstümlich sein. Wie die Schwanksammlungen eines Wickram (Rollwagenbüchlein, 1555), Frey (Gartengesellschaft, 1556), Montanus (Wegkürzer, 1557) und anderer kommt sie dem Unterhaltungsbedürfnis der verschiedensten Schichten mit merkwürdigen Geschichten, novellenartigen Schwänken, kurz mit Erzählungen entgegen, die durch das Stoffliche wirken. Die in den genannten und ähnlichen Sammlungen vereinigten Schwänke sind nie ganz aus dem Volksbewußtsein verschwunden und tauchen immer wieder verjüngt auf. Die Mundartdichter sind es, welche jene Stoffe — oft wissen sie selbst nicht, wo sie sie aufgefangen — bewahren und aus demselben Geiste neue ähnliche Werke schaffen. Einer übernimmt den Stoff vom anderen. Was zuerst im Böhmerwald auftauchte, findet man bald auch in Nordböhmen und umgekehrt. Kreibich hat eine Menge prächtiger Stoffe in seinen Dichtungen eingefangen und manche wurden von anderen dann weiter verpflanzt. Der Herkunft und Nachfolge seiner Stoffe im einzelnen nachzugeben, würde an diesem Orte zu weit führen. Viele seiner Schnurren

[25]) An manchen Mundartdichter, Auf der Ufnbank, S. 18.

Digitized by Google

sind Volksgut geworden. Einige Schwänke aus Fritz Reuters „Läuschen und Rimels" hat Kreibich in Schwadener Mundart nach Böhmen verlegt. In seinen Umdichtungen spürt man die niederdeutsche Heimat dieser Geschichten kaum mehr hindurch. In „E markwardiches Tier" kommt die Menagerie „ouf Aussig" und „De Bullhackische" (runde Semmelwecken) sind „uf Aussig wunderbor bein Rudlbäckn und bein Stohr". In dem Schwank „Der Kanari" ist Fritz ein Leitmeritzer Student[26]).

Von Kreibichs Prosaschwänken stehen die besten in den Sammlungen „Pachblüml und Battlzwackn" und „Ollelee aus'n Darfe" und einzelne in Zeitschriften, hauptsächlich in den „Beiträgen zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes". Die Landschaft, das Feld, die Wälder, das Wirtshaus, die Bauernstube sind die Schauplätze. Das Tier beginnt eine wichtige Rolle zu spielen. Auch in den Prosaerzählungen hat die Liebe keine führende Stellung. Nur eine Erzählung „De Bouglstelle"[27]) schildert, wie zwei junge Menschen glücklich werden. Auch in der Prosa führt der Dichter mit Vorliebe zanksüchtige und streitbare Weiber vor, die gefürchtet oder kleingekriegt werden. Neben Schlaumeiern, Pechvögeln und sonderbaren Käuzen gelingen ihm schlichte Menschen und der prächtige Lausjunge Schusteseff. Die Stoffe sind mannigfaltig. Alle Schwänke Kreibichs sind ungekünstelt und treuherzig erzählt. Nirgends wird müßig geschwatzt und geschildert, die Handlung entfaltet sich Schlag auf Schlag. Auf groteske Weise wird ein zanksüchtiges Weib in „Eene Murdtot"[28]) gebändigt. Auf einem Volksbrauch beruht „'s Riezn"[29]). „Ich weeß nej, ejb ter a wißt, wos dos ejs: „riezn". Bei uns ein Darfe forn se su, wenn de anden Burschen dezu kumm, wenn enne bei senn Mädl stackt. Dewischn se'n, su muß e Bier zohln." Ein altes Schneiderlein, der Schlaußmotz, stellt der Mine nach und zum Schein bestellt ihn das Mädchen auf den Abend. Aber kaum ist er nach sehnlichem Warten eingelassen, so erscheinen verabredetermaßen die Dorfburschen und bringen gleich ein Faß Bier mit. Der derbe Schwank gehört letzten Endes in die große Gefolgschaft Neidhartscher Bauernprellereien. — Wie eine mittelalterliche Lehrdichtung mutet die fabelartige Geschichte „Eene Wohltätiche"[30]) an. Auf dem Sterbebette überläßt der Bauer seinem Weibe alle seine irdische Habe, fordert ihr aber das Versprechen ab, den schönsten Ochsen zugunsten der Armen zu verkaufen. Da bindet das Weib den Ochsen mit einem Hahn zusammen und bietet die beiden Tiere nur gemeinsam zum Verkauf. Der Ochs kostet einen Kreuzer, der Hahn zwölf Gulden; so erhalten die Armen nur einen Kreuzer. „Die zwölf Güldn hout die gescheite Rusale zu dan vieln andern Gelde ei de Lode ejs Beikastl geleet. „Dou kinnt e heckn", hoot se gesout und debei gelocht." Da weht ein Geist wie jener bittere Pessimismus, welcher im Mit-

[26]) Alle in „Ouf der Ufnbank", S. 33ff.
[27]) Ollelee aus'n Darfe, S. 43ff.
[28]) Ebd., S. 5f.
[29]) Ebd., S. 16f. Zu diesem im Egerland „Aufheben" genannten Brauch vgl. A. John, S. Grüner „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer" (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, IV. Band, 1. Heft, Prag 1901), S. 43.
[30]) Unter „Jo, jo, die Weibsbilder", im Jahrbuch und Kalender für Aussig, 1932, S. 105f.

Digitized by Google

telalter die Novelle vom „Schlegel“[31]) erschuf, mit welchem man dem Vater den Schädel einschlagen solle, der in törichtem Vertrauen schon bei Lebzeiten den Kindern sein Gut vermacht. — In manchen Geschichten geben Tiere und das Verhältnis der Menschen zu ihnen dem Verfasser Stoffe ab, so in „Een Schweinlgeschichte“[32]), in „Een Zicklgeschichte“[33]) oder in „Judensalmls Ziegenmaläve“[34]). Judensalml handelt mit Häuten. Einmal bindet er eine Ziege an die Bahnschranken, die dann in die Höhe gehen, ein andermal markieren Spaßvögel aus einem zum Trocknen aufgespannten Ziegenfell eine wirkliche Ziege und locken den Juden herbei mit dem Ruf, seine Ziege sei aus dem Stall gelaufen. Er wird natürlich wild, wie er sich genarrt sieht, und sein Lockruf „Mischl, Mischl“ wird zu seinem Spitznamen. — Trefflich ist die Erzählung vom „Mondscheinbaue“[35]), der zu diesem Namen kam, weil er einst, aus dem Wirtshaus kommend, die Schatten von Alleebäumen für Gräben hielt und auf dem ganzen langen Heimweg über diese vermeintlichen Hindernisse sprang. — Einen hübschen Einfall behandelt auch die „Poschegeschichte“[36]). Durch einen anonymen Brief veranlaßt, suchen die Grenzer in der Scheuer eines Bauern sächsischen Tabak und schaufeln deshalb einen großen Haufen Hafer um. Sie finden nichts, denn der schlaue Bauer hatte den Brief selbst geschrieben, weil sein Hafer umgeschaufelt werden mußte, damit nicht der Brand hineinkomme.

Ein ganzer Kranz von Geschichten handelt „voun Schusteseff“[37]), einem Buben, der immer brav sein will, aber immer etwas anstellt. Er ist armer Leute Kind und oft sich selbst oder der Gesellschaft gleichaltriger, ebenso nichtsnutziger Kinder überlassen. Ein Gründonnerstagsgeschenk, das er überbringen soll, fällt ihm in eine Pfütze, ein andermal will er Brot backen und läßt es verbrennen, ein Päckchen Kleingeld und Tabak soll ihm ein Hund am Halsband tragen und er muß dann dem Tiere nachlaufen; er spielt mit Feuer und muß mit seiner Mütze die Flammen auslöschen, die an einem harzigen Baum auflodern, eine Kapelle bemalt er in- und auswendig mit Heidelbeeren, um sie zu verschönern und anderes mehr. Diese Streiche sind ungemein lebendig erzählt. Es sind lauter wirklich gut gesehene Lausbubentaten und die Kinderangst nach den unbesonnenen Streichen wird meisterlich wiedergegeben. In diesen Geschichten handelt es sich nicht so sehr um die einzelnen Streiche, sondern um die liebe, dumme Kinderseele, die ganz echt und natürlich und durch keinerlei Pädagogik beengt dargestellt wird. Der Schusteseff ist Kreibichs lebendigste und einprägsamste Charakterschöpfung. Sonst haftet er seinen Personen gerne ihre Charaktereigenschaften nach ihrem Berufe an. Hier und anderwärts ist der Übergang von der objektiven Typengeschichte zur subjektiven Charakterdichtung vollzogen.

---

[31]) Bei von der Hagen „Gesamtabenteuer, hundert altdeutsche Erzählungen“, Stuttgart und Tübingen, 1850.
[32]) Ollelee aus'n Darfe, S. 21f.
[33]) Ebd., S. 35f.
[34]) Ebd., S. 27f.
[35]) Ebd., S. 29f.
[36]) Ebd., S. 39f.
[37]) Ebd., S. 51—76.

Digitized by Google

Kreibichs Mundartdichtung ist an äußerem Umfang nicht allzugroß. Auch seine Prosaerzählungen füllen in der Regel nur drei bis fünf Druckseiten. In seiner Knappheit liegt Stärke.

Über „Ouf der Ufnbank" schrieb Professor Hauffen an den Dichter: „Es sind lauter in Gehalt und Gestalt gute Gedichte." Man kann das Urteil dahin ergänzen, daß auch unter den Erzählungen Kreibichs nicht wenige in ihrer Art einzig und vollkommen sind.

Eine abschließende Würdigung kann hier und jetzt noch nicht versucht werden. Der Dichter, nahezu ein Siebziger, steht noch inmitten rüstigen Schaffens. Für eine endgültige Darstellung seiner dichterischen Persönlichkeit fehlen noch jegliche Vorarbeiten. Die vorliegenden Seiten sind ein erster Versuch. Seine schriftdeutschen Dichtungen — er pflegt Lyrik, Ballade, Legende und poetische Erzählung — müßten mit betrachtet werden. Auch hier schöpft er seine Stoffe vorzüglich aus dem Leben und Weben seiner Heimat, wie er denn auch als Kritiker und Wiedererwecker immer wieder auf die in der Heimat verwurzelte Dichtung hinweist und die Werke halbvergessener Heimatdichter — wie etwa des nordböhmischen Lyrikers und Erzählers W. Ernst — durch Neuausgaben verlebendigt. Er selbst bereitet gegenwärtig einen neuen Band Mundartgedichte „Der letzte Tanz" und eine Auswahl schriftdeutscher Erzählungen vor.

Die in Buchform erschienenen Werke Hans R. Kreibichs sind:

I. Mundartliches:

1. Ollelee aus'n Darfe. Heitere Geschichten und Gedichte in nordböhmischer Mundart. 1. Aufl. 1895 bei Joh. Künstner in Leipa; 2. Aufl. 1926, Verl. der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Aussig".
2. Der Hutberg bei Mertendorf. Touristisches, Geschichtliches und Heiteres aus dem Hutberggebiete. Zusammengestellt von Emil Perthen und Hans R. Kreibich. 1896. Verl. der „Vereinigung der Naturfreunde" in Mertendorf.
3. Pachblüml und Battlzwackn. Lustige Geschichten und Gedichte in Algersdorfer Mundart. 1907. Verl. Grohmann (jetzt Karl Tuch) in Aussig.
4. Ouf der Ufnbank. Ernste und heitere Gedichte in nordböhmischer Mundart. 4. Band der Wächter-Bücherei. 1925. Wia-Verlag in Teplitz-Schönau.

II. Schriftdeutsches.

1. Dem Siege zu! (Kriegsgedichte) 1916. Verl. des Bundes der Deutschen in Böhmen. — Vergriffen.
2. Aus stillen Stunden. Gedichte. 1930. Verl. A. Opitz in Warnsdorf.

III. Herausgegeben von Hans R. Kreibich:

1. Bundeskalender des B. d. D. i. B. von 1906 bis 1919.
2. Jugendbüchlein des B. d. D. i. B. von 1914 bis 1919.
3. Aus vergangenen Jahrhunderten. Erzählungen aus Deutschböhmens Geschichte von W. Ernst. 1911. Verl. des B. d. D. i. B. — Vergriffen.

Digitized by Google

4. Kriegsgedichte aus Deutschböhmen. (Anthologie) 1915. Verlag des Bundes d. D. i. B. — Vergriffen.
5. Aussiger Dichterbuch. (Anthologie) 1928. Verl. des „Vereins zur Unterstützung bedürftiger Schüler der Staatsrealschule in Aussig". 2. Aufl. 1928.
6. Bundesmärchenbuch. 1. Aufl. 1916, 3. Aufl. 1929. Wia-Verlag in Teplitz-Schönau.
7. Heitere Erzählungen (Auslese) von W. Ernst. 1930. Wia-Verlag in Teplitz-Schönau. — Vergriffen.
8. Gedichte (Auslese) von W. Ernst. 1930. Verlag des Bezirksverbandes „Niederland" des Bundes d. D. i. B.

Eine Egerländersiedlung in Westslawonien

Von **Dr. Egon Lendl**

Slawonien gehört zu den jüngsten deutschen Kolonisationsgebieten, besonders Westslawonien hat seine deutsche Siedlerbevölkerung meist erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten. Der größte Teil der deutschen Ansiedler kam aus den benachbarten Deutschtumsgebieten der Schwäbischen Türkei, viele auch aus dem Bakonyerwald, ein kleiner Teil endlich aus sudetendeutschen Gebieten, vor allem aus dem Böhmerwald. In den über das ganze Land verstreuten Kolonien sind vielfach die deutschen Einwanderer aus den verschiedensten Herkunftsgebieten gemischt. Reine Böhmerwäldlerkolonien sind selten, mir ist eigentlich nur das kleine Miljanovac bei Sirac im Daruvarer Bezirk bekannt. Beachtenswert ist eine kleine Egerländersiedlung, die zu den ältesten deutschen Kolonien Westslawoniens gehört und nun schon über 100 Jahre sich in den slawonischen Waldbergen rein deutsch erhalten hat. Johannesberg (slawonisch Joanbrieg) wurde im Jahr 1824 vom Grafen Pejacevic begründet, der an Stelle eines serbischen Dorfes, das er abstiften ließ, diese deutsche Siedlung mit Egerländer Bauern setzte. Dieser anfänglich nur aus 19 Häusern bestehende Ort entwickelte sich bald. Jeder Ansiedler durfte sich zuerst soviel Grund und Boden nehmen als er bebauen wollte. Der Grund war durch Jahre steuerfrei. Die Kolonisten stammen nach ihren Angaben aus der Umgebung von Marienbad und Karlsbad und sprechen heute noch nach vier Generationen einen egerländer Dialekt. Die Gemeinde war sehr bestrebt, sich immer ihren deutschen Schulunterricht zu erhalten und konnte trotz größter Schwierigkeiten — es sind auch heute nicht mehr als dreißig Familien — bis zum Jahre 1929 sich ihre deutsche Privatschule erhalten. Auch heute noch ist die Erinnerung an die alte Heimat sehr lebendig, von Generation zu Generation geht die Erzählung von der dreiwöchentlichen Reise, die die ersten Ansiedler bis in ihre neue Heimat machen mußten[1]).

[1]) Als Herkunftsorte der aus dem Böhmerwald stammenden Siedler der Orte Miljanovac und Kapetanovo (vgl. unsere Zeitschrift 1930, Heft 6) konnte der Verfasser feststellen: Honetschlag, Oberplan, Pernek, Schönberg, Böhmisch-Röhren, Kuschwarda, Obermoldau, Grünbergerhütte, Stadln.

Digitized by Google

Die drei Nachtwachen bei der toten Prinzessin

Märchen aus Bettelsdorf in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Alfred Karasek-Langer**

Ich hab es gehört erzählen von meinen Großvater: Es war ein König, der hat gehabt eine Tochter. Die war sehr schlecht. Sie hat gemacht Zaubereien an Tieren und Menschen und hat gehabt die Gewalt über die Männer und den bösen Blick. Wie sie ist gestorben, war alles froh, auch der König. No, jetzt ist sie gewest aufgestellt in der Truhel (= Sarg) im Haus in der Stuben. In der Kirche hat man sie nicht gelassen hinein, weil sie war lebtags so viel schlecht. Ist gekommen die Nacht, hat sie alle, die bei ihr waren auf der Totenwache, verjagt und einen schrecklichen Lärm gemacht, alles zerworfen und zerschlagen. Keiner hat wollen mehr bei ihr wachen. Der König hat selbst Angst gehabt, laßt austrommeln: Wer die Prinzessin wird bewachen durch drei Nächte, der soll von ihm bekommen sein halbes Geld und sein halbes Land, auch sein halbes Schloß, die halbe Mannschaft von den Soldaten und Tschechen (= Gendarmen)*) die halbe Steuer und alles die Hälfte.

Ein Schustergeselle hat sich gefunden dafür. Der war seinem Meister davongelaufen. Er hat gekriegt bei ihm zu wenig zu essen, er war ein ganz Hungriger. Nie hat er gehabt genug, immer hat ihm der Magen geknurrt nach mehr. Der hat sich gedenkt: jetzt wird er kriegen genug zu essen, wenn er wird dort wachen. Er sagt zum König, er wird es machen, er wird schon dort wachen, er hat keine Angst vor der toten Prinzessin. No, gut! Es ist ihm gekommen die erste Nacht im Schloß, wo die Prinzessin ist gelegen in der großen Stube. Die Kerzen haben gebrannt herum um sie, so dicke Kerzen wie die Faust, eine neben der andern, damit es ist Licht genug und man kann alles sehen. Wie es kommt die Stunde, da setzt sich die Prinzessin auf, vermacht das Licht von der einen Kerze, dann von der zweiten, von der dritten und so fort. Der Schuster hat schon gehabt etwas Angst vor der Dunkelheit, er fangt an auf sie zu schimpfen. No, jetzt hat sie gewußt, es ist hier ein Mensch und will ihn fangen. Weil der Schuster davon so schreckliche Angst bekommt, hat er lassen einen fahren und es sind ausgelöscht alle Kerzen. Die Prinzessin hat getappst im Dunkeln nach ihm, er ist davongeloffen und sie ihm nach. No, jetzt hat er sich hineingemacht in die Truhel von ihr. Sie hat ihn nicht gefunden, hat alles zerschlagen, was ihr ist gekommen unter die Hand: alle Teller, alle Gläser, die Lampe am Tisch, die Uhr, die Heiligenbilder und was noch war in der Stuben. Wie ihr Stunde um ist, Schlag eins, ist sie gegangen zur Truhen zurück, der Schuster hat sich schnell herausgemacht. Da war sie wieder tot und er ist frei herumgeloffen.

No jetzt war die erste Nacht vorbei und er hat schon gehabt eine Wache hinter sich. Der König hat gedenkt, er ist schon tot, sie hat ihm erwürgt. Er kommt in die Stuben, da sitzt der Schuster und verlangt gleich von

*) Der Name Tschechen für Gendarmen erklärt sich daraus, daß die Gendarmerie der Slowakei fast durchweg aus Tschechen besteht.

Digitized by Google

ihm, er soll ihm bringen Essen und Trinken, einen ganzen Tisch voll! „Ist gut, wirst es bekommen!" No, am ganzen Tag hat er gegessen und am Abend geschlafen. Wie es kommt um die benannte Stunde, da setzt sich die Prinzessin auf und vermacht wieder das Licht von die Kerzen. Jetzt hat sie der Schuster schon das lassen tun, hat nicht mehr geschimpft. Sie hat dabei gebrummt: „Wenn ich den möcht erwischen, was mir hat vorige Nacht hier gewacht, werd ich ihm nehmen das Herz heraus und es essen. Ich werd ihm auch trinken das Blut und die Knochen knirscheln, weil ich hab solchen Hunger drauf!" Jetzt hat er gehabt solche Angst, daß ihm die Zähne haben getrommelt ganz laut. Das hat die Prinzessin gehört, ist gesprungen hinter ihm her, eine ganze Weile, bis er sich wieder hat können verstecken in der Truhel. No, sie sucht, kann ihn nicht finden. Jetzt hat sie wieder alles zerschlagen: die Teller, die Gläser, die Bilder, die Fensterscheiben und was sonst noch war zu zerschlagen in der großen Stuben. Wie ihre Stunde um ist, Schlag eins, da hat sie wieder gemußt in die Truhel zurück, der Schuster aber ist frei davongeloffen.

No, jetzt ist die zweite Nacht vorbei und es hat ihm gefehlt nur noch eine. Der König hat sich schon bedacht, er wird noch leben, hat ihm gleich gebracht Essen und Trinken, einen ganzen Tisch voll. Den ganzen Tag hat er gegessen und am Abend geschlafen. Wie es kommt um die benannte Stunde, da setzt sich die Prinzessin auf und tut wieder die Kerzen vermachen, eine hinter der andern. No, jetzt hat sich unser Schuster wieder hineingetummelt in die Truhen, aber ganz leise. Die Prinzessin hat wieder ein bissel herumgeschnüffelt in der Stuben, ist alles still und kein Mensch dort. Sie hat sich was gebrummt und geht zurück zur Truhen, findet den drinnen. „Bist auch ein Toter?" „Ja!" „No weißt, jetzt gehen wir mitsammen alles zerschlagen!" Er muß mit, hat ihr zugeschaut. Sie nimmt zwei Teller, hat sie zerschlagen mit einem Haucher vom Mund. Er soll das auch machen. No, er nimmt zwei Teller, stellt sie am Tisch, ganz am Rand, macht einen tüchtigen Blaser, die fallen herunter, sind entzwei. „No, hast es nicht so gut gemacht! Aber komm weiter probieren!" Sie gehn in eine Ecke, dort steh ein Kessel, drinn ist Gold, ein Feuer drunter. Sie hat mit den Fingern das Gold gemischt: „Mach es auch!" Er kann das nicht, möcht sich die Hand verbrennen. „Was, du kannst es nicht? Hast mich betrogen, bist nicht tot!" und sie will ihn erwürgen, hat ihn schon gepackt. Aber es war schon die Zeit um, hat eins geschlagen. Da sagt sie ihm: „Du bist ein glücklicher Mensch! Wenn ich jetzt noch die Zeit hätte, so möchtest du sterben und ich dein Herz essen!" So ist sie umgefallen und war wieder tot.

No, jetzt war auch die dritte Wache um und er hat sie gehabt erlöst. Er hat bekommen vom König das halbe Geld und das halbe Land, sein halbes Schloß und die Hälfte von den Soldaten und was sonst noch. Er ist gewest so ein kecker Mann und hat gemacht sein Glück, ohne daß er war in Amerika. No, jetzt hat er schon gekonnt essen, soviel er wollte. Alle Stuben sind immer gewest voll mit Tischen und drauf ist gestanden Essen und Trinken, was es für solche Sachen nur auf der Welt gibt. Und jeder hat sich gedurft nehmen, soviel er wollte. Ich bin auch dort gewesen und hab gegessen und getrunken, bis mir der Magen geplatzt ist. Dann bin ich

Digitized by Google

schnell zum Schneider gelaufen und hab ihn mir lassen zunähen, aber da ist noch ein kleines Löchel geblieben (zeigt auf den Nabel)!

(Erzählt von einem etwa 70jährigen Bettelsdorfer Bauern beim Lehrer Saliger.)

Dr. Anton Altrichter

Von **Ignaz Göth**

Der Beitrag, der hier geschrieben wird, sei nur ein kleiner, aber herzlicher Glückwunsch und ein Aufmerksammachen aller volkskundlich Schaffenden, daß der am 4. Feber 1882 zu Smilau in der Iglauer Sprachinsel geborene Dr. A. Altrichter, derzeit Direktor des Staatsrealgymnasiums in

Dr. Anton Altrichter

Nikolsburg, ein Halbjahrhundert seines Lebens abschließt. In letzter Zeit wurden wir von zwei wertvollen Arbeiten von ihm überrascht, und zwar von der Festschrift seiner Anstalt „Tribus saeculis peractis" und von dem reizenden Sagenbuch der Iglauer Sprachinsel „Aus dem Schatzberg", die uns zugleich den kritischen Geschichtsforscher, den trefflichen Volkskundler und den tüchtigen Lehrer bezeugen. Seine historischen Arbeiten umspannen das Gebiet des früheren Mittelalters bis zur Gegenwart und seine Bücher und Lehrbücher, seine wissenschaftlichen Abhandlungen und unzähligen Aufsätze in den verschiedenen Zeitschriften des In- und Auslandes würden, bibliographisch erfaßt, ein schönes Büchlein füllen. Es seien nur genannt: Heimat-, Dörfer- und Sagenbuch der Iglauer Sprachinsel, Lehrbücher für den Geschichtsunterricht an Mittelschulen (8 Bände), K. H. Strobl, ein Lebens- und Schaffensbild, Kolonisationsgeschichte der Iglauer Sprachinsel, Iglau im Jahre 1848, Iglauer Familiennamen, Das Meisterbuch

Digitized by Google

der Iglauer Wagnerzunft, Die Dorfnamen der Iglauer Sprachinsel usf., eine Fülle von wissenschaftlichen Beiträgen, wie sie meist in der Zeitschrift für Geschichte Mährens und Schlesiens seit 1908 erschienen sind. Die Volkskunde, wie sie in der Iglauer Sprachinsel noch vielfachen Goldgrund besitzt, ist ihm ganz besonders aus dem Herzen entsprossen, was ja das neue Sagenbuch beweist. Seine Sammlungen der Vierzeiler, der Sprüche, der Kinder-, Spott- und Neckreime, die ausführliche Arbeit über die Iglauer Bauernhochzeit, die Sammlung von Volksliedern u. a. bezeugen seine Liebe zur Heimat und seine volksforschende Tätigkeit.

Dr. A. Altrichter hat aber auch zahlreiche Erzählungen und Novellen geschrieben und verbindet mit seiner Gelehrtennatur auch eine feingestimmte Dichterseele.

Sein Schaffen ist heute unumstritten. Er hat sich als Gelehrter, als Lehrer und als Volksmann einen vortrefflichen Namen geschaffen. Des gedenken wir heute ganz besonders und wünschen ihm noch viele Jahre dauernder Gesundheit für sein weiteres wissenschaftliches, volkskundliches und dichterisches Zielstreben.

Kleine Mitteilungen

Bauernregeln aus Südmähren

Jänner:

Stellt sich der Jänner schwimmend ein,
Wird es das ganze Jahr recht traurig sein.

Morgenrot am Neujahrstag,
Bringt ein schlechtes, nasses Jahr.

Neujahrs-Morgenröte,
Macht viel Nöte.

Tanzen im Jänner die Mucken,
Muß der Bauer nach Futter gucken.

Vinzenz (22. Jänner) Sonnenschein,
Bringt viel und guten Wein.

Wenn auf Vinzenz die Sonne scheint,
So wächst viel Wein.

Vinzenz Bäch näß,
Füllt Scheune und Fäß.

Früher Donner,
Später Sommer.

Früher Vogelsang,
Macht den Winter lang.

Feber:

Faschingskrapfen in der Stub'm,
Rote Eier in der Sunn.
(Auch umgekehrt.)

Scheint zur Lichtmeß bei der Kerzenweihe die Sonne,
So kommt ein Nachwinter.

März:

Märzenschnee tut den Feldern weh.

Märzenschnee tut Frucht und Weinstock weh.

Ist im März viel Nebel,
So sind im Sommer viele Gewitter.

Wächst Brein,
So wächst Wein.

Märzenstaub, bringt Gras und Laub;
Märzenschnee, tut dem Korne weh.

Viele Märzenstöber,
Wenig Sommerweber.
(Wetter = Gewitter.)

Wenns am Tage der 40 Märtyrer (10. März) friert,
Gefriert es noch 40 Nächte.

Am Gertraudentag (17. März) hüpfen die Kröten im Bach;
Hüpfen sie aufs Eis,
So haben die Gewitter im Sommer Eis.

Schneide auf Gertrauden,
So baust du große Trauden.

Ist es auf Josefi klar,
Folgt ein fruchtbar Jahr.

Digitized by Google

Sternenmenge am Verkündigungsmorgen (25. März),
Befreit den Bauer von manchen Sorgen.

Märzenschnee frißt, Aprilschnee düngt.

März trocken, April feucht, Mai kühl,
Ist dem Bauer sein Will.

April:

Donnerts im April,
Hat der Reif (Frost) sein Ziel.

Solange die Frösche vor Georgi (24. April) schreien,
Solange müssen sie nachher schweigen.

Sind die Raben um Georg noch blind,
Freut sich Mann und Kind.

Um Georgi Sonnenschein,
Bringt viel Frucht und guten Wein.

Auf Markus (25. April) soll sich der Rabe im Korn verstecken können.

Regnet es am Charfreitag,
Ist das Jahr durstig.

Der April macht, was er will;
Der Mai ist überall dabei.

Mai:

Kühler Mai,
Bringt viel Heu.

Regen im Mai,
Gibt für das ganze Jahr Brot und Heu.

Im Mai ein schöner Regen,
Bedeutet Erntesegen.

Viel Gewitter im Mai,
Schreit der Bauer: Juchhei!

Abendtau und kühl im Mai,
Bringt viel Korn und Heu.

Nasse Pfingsten,
Fette Weihnachten.

Juni:

Medardi (8. Juni) Sonnenschein,
Bringt viel und guten Wein.

Wer auf Veit (15. Juni) vertraut,
Dem wächst a Kraut.

Vor dem Johannitag (24. Juni)
Keine Gerste man loben mag.

Petrustag (29. Juni) bricht dem Korn die Wurzel ab.

Juli:

Wie der Juli, so der nächste Jänner.

Geht Maria übers Gebirge naß, (2. Juli),
So regnet es ohne Unterlaß.

Regnet es auf Margarete (13. Juli),
So regnet es dem Bäcker in den Trog.

Auf Margaretentage,
Ist Regen eine Plage.

Regen am Margaretentag,
Wohl viele Wochen dauern mag.

Ist der Juli trocken,
Hat der Bauer gute Brocken.

Wer nicht gäbelt im Heu und im Sommer nicht früh aufsteht,
Muß schauen, wie 's ihm im Winter geht.

Wer im Heu net gäbelt,
Im Schnitt net grabelt,
In der Lesn (Weinlese) net fruh aufsteht,
Der soll schauen, wie 's ihm im Winter geht.

August:

Der Tau tut dem August so not,
Als jedermann sein täglichs Brot.

Hundstage hell und klar,
Deuten stets ein gutes Jahr.

Auf Bartelmei (24. August)
Legt man die Nuß ins Heu.

Am Augustin (28. August)
Ziehen die Gewitter hin.

September:

Ist der September hell und klar,
Ist ein fruchtbar Jahr.

Ist Agidi (1. September) ein heller Tag,
Ich dir schönen Herbst ansag.

Mavia Geburt, fliegen die Schwalben furt;
Maria Verkündigung, kommen sie wiederum.

Soviel Reif und Schnee vor Michaelis (29. September),
Soviel nach Walpurgis (25. Feber).

Oktober:

Auf Gallus (16. Oktober),
Bleibt die Kuh im Stallus.

Gießt St. Gallus wie ein Faß,
Bleibt der nächste Sommer naß.

Digitized by Google

November:

Martini sägt:
„Dä bin i."

Ist's um Katharina trüb oder rein,
So wird auch der nächste Hornung sein.

Andre (29. November),
Deckt sein Dach mit Schnee.

Znaim—Iglau.

Dezember:

Weihnachten im Klee — Ostern im Schnee.
Grüne Weihnachten — weiße Ostern.
Finstere Metten — lichte Scheunen.
Grünen am Christtag Felder und Wiesen,
Wird sie zu Ostern der Frost verschließen.

Ist der Dezember warm,
Wird der Bauer arm.

Ignaz Göth.

Ein sonderbares Arbeitslosenlied

Von einem Schulkollegen, der manches Jahr auf der „Walz" war, hörte ich folgende Parodie auf den Schlager: „Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht?"

Wer wird denn weinen, wenn man keine Arbeit hat?
Man schnürt sein Bündel und zieht in eine andere Stadt.
Man sagt auf Wiedersehn und denkt sich heimlich bloß:
„Jetzt bin ich Gott sei Dank schon wieder einmal arbeitslos!"

Bischofteinitz. E. Hönl.

Volksheilmittel aus der Umgebung von Kaplitz

Um das Bettnässen bei Kindern zu vertreiben, geht man mit dem mit der Krankheit behafteten Kinde zur Zeit, wenn vor dem Broteinschießen die Glut aus dem Ofen entfernt wird, in ein Haus, in dem gerade Brot gebacken wird, und stellt dort das Kind in der Nähe der Backofentüre auf. Das Kind darf nicht wissen, um was es sich handelt. Der von der Sache unterrichtete Backende fährt mit dem aus dem Ofen gezogenen Ofenwischer — einer Stange, an der vorne ein Wisch aus Tannenreisig ist — dem kranken Kinde rasch gegen das Gesicht. Der Schreck soll die Heilung bewirken.

Bei Schnupfen frägt man Jemanden: „Was tut es im Rauchfang?" Antwortet der Gefragte: „Rauka" (rauchen), so sagt man darauf: „Vergelts Gott für mei' Strauka" (Schnupfen) und der Schnupfen ist vergangen, wogegen ihn der Antwortende bekommt.

Gratzen. Augustin Galfe.

Staatsanstalt für das Volkslied

Der Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied hielt seine Jahressitzung am 2. Jänner 1932 ab, bei welcher der Vorsitzende G. Jungbauer den Tätigkeitsbericht erstattete und insbesondere auf den starken Einlauf an Volksliedern hinwies. Um bei der Sammlung von Volksliedern Gleichmäßigkeit zu erzielen, aber auch um die Sammlung und wissenschaftliche Forschung mit der praktischen Volksliedpflege in Verbindung zu bringen, ist die Einführung von Volksliedwarten für das ganze deutsche Gebiet der Tschechoslowakei geplant. Dem Ausschuß gehören derzeit als Mitglieder an:

Dr. Gustav Becking, Univ.-Prof., Prag.
Dr. Josef Hanika, Gymn.-Prof., Prag.
Dr. Gustav Jungbauer, Univ.-Prof., Prag.
Dr. Ernst Jungwirth, Realschulprofessor, Römerstadt.
Anton Kahler, Direktor i. R., Prag.
Dr. Franz Longin, Prof. an der Deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag.
Dr. Bruno Schier, Univ.-Assistent, Prag.

Digitized by Google

Die Jahressitzung der Staatsanstalt für das Volkslied fand am 9. Jänner statt, wobei der deutsche Arbeitsausschuß durch Dr. G. Becking und G. Jungbauer vertreten war. Den Vorsitz führte Univ.-Prof. i. R. Dr. J. Polívka, den Tätigkeitsbericht der Anstalt erstattete Univ.-Prof. Dr. J. Horák, für die einzelnen Arbeitsausschüsse berichteten ihre Vorsitzenden. Für den deutschen Arbeitsausschuß betonte Jungbauer, wie notwendig und wichtig es sei, den Druck der Volksliedausgaben — von der deutschen Ausgabe (Volkslieder aus dem Böhmerwalde) ist im Jahre 1931 nur eine einzige Lieferung erschienen — zu beschleunigen. Der Antrag des deutschen Ausschusses, Prof. Dr. F. Repp in Käsmark dem Ministerium zur Ernennung zum wirklichen Mitglied des Ausschusses und damit auch der Staatsanstalt vorzuschlagen, wurde einstimmig angenommen.

Sudetendeutsche im Ausland

Dem „Aussiger Tagblatt" vom 21. Dezember 1931 entnehmen wir folgende Nachricht: „Böhmerwäldler in Amerika. In der Nähe der kanadischen Stadt Toronto soll sich, wie ein aus Amerika zurückgekehrter Kaufmann erzählte, ein nur von deutschen Böhmerwäldlern bewohntes Dorf befinden, das mit der Außenwelt keine Berührung hat. Das Dorf führt den Namen Kelhäusern und soll 1847 von einem Mann namens Thomas Wastl aus der Schüttenhofer Gegend gegründet worden sein, der von einem englischen Lord Roßlyn für eine Lebensrettung ein großes Stück Land in der Nähe von Toronto erhalten hatte."

Vom volkskundlichen Standpunkte ist es sehr wichtig, über alle Sudetendeutschen, die im Auslande in geschlossenen Siedlungen leben, unterrichtet zu sein. Deshalb wenden wir uns auch an alle Mitarbeiter und Leser der Zeitschrift, uns gegebenenfalls Mitteilungen und Nachrichten zukommen zu lassen.

✣

Kümmernisbilder. Zwei prächtige Bildwerke, eine 1 Meter hohe Schnitzfigur aus dem Pustertal (17. Jahrh.) und ein Ölbild, wahrscheinlich aus der Rheinpfalz (Mitte des 18. Jahrh.), besitzt Univ.-Prof. Dr. K. Bornhausen in Breslau, der in einer Zuschrift anregt, endlich einmal den ganzen Bestand der auf sudetendeutschem Boden noch vorhandenen Kümmernisbilder aufzunehmen.

Christkindlspiel aus dem Böhmerwald. Das Spiel — in der Ausgabe von F. Jaksch (Reichenberg) — wurde von der Ortsgruppe Freiburg i. Br. des Vereins für das Deutschtum im Ausland vor Weihnachten 1931 zu Gunsten der Nothilfe aufgeführt und fand allgemein den größten Beifall. Der um die Volkskunde seiner Heimat hochverdiente Forscher Dr. J. Künzig, dem wir die prächtigen „Schwarzwaldsagen" verdanken, hatte die ganzen Vorbereitungen getroffen, die so in den besten Händen lagen. Die „Freiburger Zeitung" vom 22. Dezember 1931 schreibt über die Aufführung: „Erfreulich ist es, daß sich unsere Zeit der Verwirrung aller Kunstbegriffe wieder dieser vergrabenen Goldschätze erinnert, die in ihrer Einfachheit zu Herzen sprechen... Spiel, Musik und Volkslied sind zu einem Ganzen verwebt. Der Odem des deutschen Waldes wehte hindurch, frischer Erdduft und feine Himmelsnähe. Es war ein Fund, der denen, die es vermittelten, zu lebhaftem Dank gereicht..."

Volkskundliche Vorträge. Am 7. Dezember 1931 sprach G. Jungbauer in Iglau über das deutsche Dorf und Bauernhaus.

Franz Hübler, Realschuldirektor i. R. und Universitätslektor a. D. in Graz, ist am 15. Dezember 1931 im hohen Alter von 87 Jahren in Graz gestorben. Ihm, der jahrelang das Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge geleitet hat, ist insbesondere Reichenberg und Umgebung, wo er sich als Volks- und Heimatforscher eifrig betätigt hat, zu größtem Danke verpflichtet. Schon im Jahre 1887 hat er in dem erwähnten Jahrbuch einen Aufruf zur Teilnahme an der näheren Erforschung des Gebietes veröffentlicht und dabei auch die Sammlung von Volksdichtungen gefordert. Solche, und zwar vornehmlich Auszählreime, Bastlösereime und andere Kinderreime hat er selbst in großer Zahl gesammelt und herausgegeben. Ferner schrieb er über die Tuchmacherzeichen und die Fachausdrücke der Tuchmacher Reichenbergs, endlich über die Geschichte des deutschen Zunftwesens in Böhmen. Vor seinem Wirken als Mittelschullehrer in

Digitized by Google

Reichenberg war er im gleichen Berufe in Budweis tätig. Hier begann seine volkskundliche Arbeit mit der Sammlung von Sagen, die er von 1877 bis 1887 in den Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen veröffentlichte, wo 1890 auch die Hochzeitsbräuche der Budweiser Sprachinsel dargestellt wurden. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Komotau ließ Hübler im Jahrgang 1906/07 der Monatsschrift „Deutsche Arbeit" erscheinen.

Dr. Viktor von Geramb, Priv.-Doz. für deutsche Volkskunde in Graz, wurde zum außerordentlichen Professor für deutsche Volkskunde ernannt. Unsere Zeitschrift übermittelt dem verdienten Vorkämpfer der volkskundlichen Wissenschaft die herzlichsten Glückwünsche.

Dr. E. W. Braun, Direktor des Schlesischen Landesmuseum in Troppau, der sich insbesondere auf dem Gebiete der gegenständlichen Volkskunde und Volkskunst große Verdienste erworben hat, wurde mit der Supplierung der Lehrkanzel für Kunstgeschichte an der Deutschen Universität in Prag betraut.

Münzensammler und Münzenforscher des sudetendeutschen Gebietes sucht der Deutsche Verband für Heimatforschung und Heimatbildung (Aussig a. E., Große Wallstraße 9) zwecks fruchtbarer Zusammenarbeit und einheitlichen Vorgehens zusammenzuschließen. Anmeldungen und Zuschriften sind an die Verbandsleitung zu richten.

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 1. Fragebogen wurde ferner beantwortet von OL. J. Müller, Wteln; OL. W. Kappel, Klein-Bressel; OL. B. Philipp, Bärnsdorf a. T.; OL. J. Wolf, Füllstein; SL. H. Mahr, Unterschossenreuth; SL. R. Hauner, Satkau; stud. phil. Marianne Karsten, Eger (für Stein bei Eger); SL. J. Groh und L. F. Kuhn, Gradlitz; OL. i. R. H. Uhl, Voitersreuth.

Vom 2. Fragebogen lagen bis 12. Dezember 1034 Beantwortungen vor, die sich bis zum 1. Feber 1932 auf 1110 Stück erhöhten.

Betreffs Ausgabe des 3. Fragebogens ist bisher keine Nachricht von der Hauptstelle in Berlin eingelaufen.

Die Jahressitzung der Arbeitsstelle findet am 6. Feber um 6 Uhr nachmittags im „Seminar für deutsche Volkskunde" der Deutschen Universität in Prag (Budetschgasse 6) statt.

Antworten

(Einlauf bis 25. Jänner).

194. Über den Lotterpfaff hoffen wir in einem der nächsten Hefte einen Beitrag von Univ.-Prof. Dr. E. Hoyer zu bringen.

196. Im Bezirke Krummau in Südböhmen heißen die alteingesessenen größeren Besitzer Bauern. Landwirt ist eine neuere Bezeichnung, die auch für kleinere Besitzer angewendet wird. Sie wird im amtlichen Verkehr gelegentlich gebraucht und als vornehmer empfunden. Im Volk galt der Unterschied: Bauer, Häusler, Inmann. Der Bauer hatte mindestens ein Paar starke Ochsen und wenigstens 4 Kühe, der Häusler höchstens ein Paar „Ochsln" und eine Kuh, der Inmann (Mieter) nur Ziegen. (Th. Chmela, Prag.)

197. Auch in Südböhmen ist die amerikanische Art des Essens üblich. Früher benützte man keine Gabeln. Das Fleisch wurde mit dem Taschenmesser auf dem Holzteller geschnitten, dann mit dem Messer aufgespießt und in den Mund geführt. Die anderen Speisen wurden mit dem Löffel gegessen. (Th. Chmela.)

198. In der Gegend von Krummau sind als Verbotzeichen üblich: Strohwische auf Stangen, in den Boden gesteckte oder auf den Boden gelegte Dornen und Tafeln mit der Aufschrift „Verbotener Weg". (Th. Chmela.)

199. In Südböhmen wurde der Aal früher ausschließlich mit Nachtlegeangeln gefangen. (Th. Chmela.)

201. Die Nottaufe eines Kindes durch die Hebamme nennt man in Südböhmen (Th. Chmela) und im Böhmerwald (E. F. Hrabe für die Winterberger

Digitized by Google

Gegend) „Frau(n)tauf" (Frauentaufe), in Südmähren ebenfalls „Frotauf" (J. Göth, Znaim), in Poschkau bei Bodenstadt dagegen „Nottaof". Hier gibt man einem solchen notgetauften Kinde nur Namen von „wirklich Heiligen", z. B. Josef, Johann, Franz u. a. bei Knaben, Marie, Josefa, Aloisia u. a. bei Mädchen. Bevorzugt werden Franz und Franziska, Josef und Josefa, Johann und Johanna (Franz Götz, Poschkau).

202. Nach den bisherigen Einläufen scheint man nur in Mähren, wo sich auch sonst ein stärkerer slawischer Einschlag bei den deutschen Volksüberlieferungen zeigt, den Mittagsgeist zu kennen. So geht am Grenzhübel (bei der „Granz", auch „Granizhübel") bei der Bezirksstraße von Poschkau nach Koslau ein Mittagsgeist um. Herr Ferdinand Lenkel ging einmal zur Mittagszeit auf dieser Straße. Als er an die Stelle kam, wurde er plötzlich mit Zapfen beworfen, so daß er davonrennen mußte. Das war der Mittagsgeist. Ähnliches wird von der dort begrabenen Selbstmörderin namens „Habelin" erzählt, die an der „Granz" begraben wurde, weil dort die Grenzen von drei Gerichtsbezirken (Mähr.-Weißkirchen, Leipnik und Stadt Liebau) zusammenstoßen. Sie wirft nach den Vorübergehenden mit Ästen, Zapfen und „Schiäben" (Scherben, Geschirr). Erst als man das Geschirr, so wie sie es wünschte, zu ihrem Grabe brachte, beruhigte sie sich und bewirft seitdem nur mehr hier und da die Vorbeigehenden. (F. Götz.) In Schönwald bei Znaim wird erzählt: Wenn man zu Mittag Kartoffeln ißt, so sieht man einen Geist mit einer Schüssel Fleisch, aber erwischen kann man ihn nicht. (J. Göth.) Der Glaube an die polednica ist bei den in der Gegend der Burg Pernstein in Mähren lebenden Tschechen noch heute zu treffen. (M. Kasparek, Ökonomieadjunkt, Brünn-Königsfeld.) Auf die Mittagsfrau der Wenden verweist Dr. H. Kügler (Berlin) in einer Zuschrift mit Literaturangaben.

203. Nach Erzählungen meiner im Jahre 1813 geborenen Großmutter war bei Dobraken der Sage nach ein Steg aus Leder über die Beraun gespannt. Er führte von der Feste Tynec, von der heute nur mehr der Wallgraben erhalten ist, nach der am anderen Flußufer stehenden Kirche St. Georg. (Franz Blöchl, Pilsen.)

204. Wenn die Totenuhr klopft, stirbt jemand im Haus oder in der „Freundschaft". (Th. Chmela für Ottau in Südböhmen.) Daß dann jemand im Hause stirbt, sagt man auch um Winterberg, wo der Holzwurm „Treadhammerl" (Erdhämmerchen) heißt. (F. E. Hrabe.) In einzelnen Orten der Iglauer Sprachinsel (Altenberg, Deutsch-Gießhübel, Raunek) glaubt man, daß der, der die Totenuhr gehen hört, selber bald sterben muß. (H. Nerad, Prag.) In ganz Südmähren ist der Glaube allgemein verbreitet, daß jemand im Hause stirbt, wenn der Holzwurm klopft. In Böhm.-Grillowitz wird dies bei Regenwetter auch dahin gedeutet, daß es noch weiter regnen wird. (J. Göth.) In Berlin gibt es viele Leute, die davon fest überzeugt sind, daß das Ticken der „Totenuhr" einen Tod in der Wohnung bedeutet. (Dr. H. Kügler.)

205. In Südböhmen wird die Primiz als eine Art geistlicher Hochzeit gefeiert. Das weißgekleidete Mädchen, das den „Primizkranz" auf weißem Kissen trägt, heißt Primizbraut. (Th. Chmela.) Die gleiche Auffassung herrscht in der Iglauer Sprachinsel, wo beim Einzuge in die Kirche dem neugeweihten Priester ein weißgekleidetes, mit Myrte und Schleier geschmücktes Mädchen vorangeht, das auf einem Polster einen Myrtenkranz trägt. (J. Göth.) Ebenso wird die Primiz vielfach bei den Tschechen gefeiert, z. B. im Bezirke Tischnowitz i. M., wo auch alle bei der Feier anwesenden Priester, wie sonst die männlichen Hochzeitsteilnehmer, ein Myrtensträußchen am Arm tragen. (M. Kasparek, Brünn-Königsfeld.)

206. Die Hochzeit der Vögel findet nach dem Volksglauben Südmährens zu Vinzenz (22. Jänner) statt (Schönau bei Znaim), die des Stieglitz am letzten April (Possitz bei Znaim). In der Iglauer Sprachinsel feiern die Gänse am 2. Feber Hochzeit. (J. Göth.)

207. Zu Jakobi werden die ersten Kartoffeln (Frühkartoffeln), daher „Jakoubala" genannt, gegraben. Die gewöhnlichen Kartoffeln werden zu Lorenzi (5. September) gegraben. (F. E. Hrabe, Winterberg.) In der Iglauer Sprachinsel nennt man die Frühkartoffeln „Jakobierdapln", trotzdem man sie nicht immer zu

Digitized by Google

Jakobi gräbt. (H. Nerad.) Auch bei den Tschechen im Bezirke Tischnowitz i. M. nennt man die ersten Kartoffeln „jakobky". (M. Kasparek.)

209. Vor der Fledermaus fürchten sich Frauen und Mädchen. Sie dürfen am Abend nicht ohne Kopftuch ausgehen, weil sich sonst die Fledermaus in den Haaren verwickelt und nicht mehr herauskann. (Th. Chmela für Südböhmen.) Dies glaubt man auch in der Iglauer Sprachinsel, wo man früher Fledermäuse als Schutz gegen Feuer an die Scheunentore nagelte. (H. Nerad.) In Südmähren nagelt man sie an die Stalltür, damit die Kühe nicht verhext werden. Um Schönau bei Znaim heißt es, daß man das ganze Jahr Glück hat, wenn man eine Fledermaus an die Zimmertür nagelt. (J. Göth.) Auch bei den Tschechen im Bezirk Tischnowitz glaubt man, daß sich die Fledermäuse in den Haaren der Weiber einnisten und sie verfitzen, weshalb die Frauen abends immer ein Kopftuch umbinden. (M. Kasparek.)

210. In Ottau (Südböhmen) ist der Sitz in der Kirche bei allen Wirtschaftsbesitzern ein sogenannter Hausitz. Ein solcher befindet sich sowohl auf der Männer-, wie auch auf der Weiberseite. Gelegentlich sind Täfelchen mit den Namen angebracht. Seit altersher sind diese Plätze dorfweise vergeben. (Th. Chmela.) Im Kirchspiel Deutsch-Gießhübel der Iglauer Sprachinsel, wo die Männer und Frauen ebenfalls getrennt sitzen, haben nur angesehene Familien eigene Bänke. Zum „Kleinen Chor" haben nur einige Familien Zutritt. Namentafeln gibt es keine, aber fast alle Plätze der Kirche werden von altersher von ein und denselben Familien besetzt. (H. Nerad.) In Südmähren trifft man folgende Verhältnisse: Jede Familie (oder auch zwei bis drei Familien zusammen) hat ihre Bank (Kurlupp). Auf der einen Seite sitzen die Männer, auf der andern die Frauen (Klosterbruck, Znaim, Groß-Olkowitz, Frischau). Rechts sitzen Männer und Frauen, links bloß Frauen (Grafendorf, Luggau, Töstitz, Gurwitz, Höflein). Es sitzen nur die Alten (über 35 Jahre). Wird ein Sitz frei, wird er lizitiert (Hödnitz, Taßwitz, Naschetitz, Böhm.-Grillowitz). Jeder kauft sich seinen Sitz und gibt ein Täfelchen dazu. Die Männer sitzen hinten rechts, die Frauen vorne. Die Sitze kosten 110 bis 500 Kč für das ganze Leben. Wird ein Sitz durch den Tod frei, so kauft ihn ein Alter aus der Gemeinde wieder frisch. (Ober-Fröschau.) Es wird nichts bezahlt. Die Männer sitzen rechts, die Frauen und Mädchen links (Mühlfraun). (J. Göth.) In Poschkau sitzen die Männer ebenfalls rechts, die Frauen links. In den rückwärtigen drei oder vier Bänken, die von den Männerbänken durch einen schmalen Gang getrennt sind, sitzen alte Weiber und Dorfarme. In Bodenstadt sind die Plätze in den Vorderbänken verkauft. Die Bänke oder Plätze sind mit Namentafeln versehen. Werden die Bänke schadhaft, so müssen sie die Besitzer auf ihre Kosten herstellen lassen. In den rückwärtigen Bänken kann sitzen, wer will. (F. Götz.) In Buchelsdorf bei Freiwaldau sitzen oder stehen die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Gekaufte Kirchenplätze sind in Freiwaldau, Thomasdorf und anderen Orten Schlesiens meist mit den Namentafeln versehen. (M. Kasparek.)

Umfragen

211. In Deutschreichenau bei Friedberg wird das Eisengitter bei den Mädchenfenstern „Böhmischer Herrgott" genannt. Wo ist derselbe Ausdruck üblich?

212. Nach Mitteilung von Fol. Erna Zimmer gibt es in der Umgebung von Schönlinde ein sehr beliebtes Gericht unter dem Namen „Katzenhochzeit" (Kotzenhuxt). Es werden Kartoffeln mit der Gabel auf dem Teller zerdrückt, darauf wird gebratene Leberwurst und Sauerkraut gegeben, das Ganze wird durcheinander gemischt und dann mit dem Löffel gegessen. Ist diese Bezeichnung auch sonst bekannt? Kennt man auf sudetendeutschem Boden auch eine „Katzengeschrei" genannte Speise?

213. Werden Zukunfts- und Weltuntergangssagen tatsächlich im Volke erzählt? Weiß man, daß sie aus alten Büchern (Weissagung der Sibylla, des blinden Jünglings u. a. stammen? Werden dabei bestimmte Ortsangaben gemacht?

214. Wohin kommen nach dem Volksglauben die alten Jungfern nach dem Tode und was müssen sie dann tun? (Z. B. Felsen abreiben, Schnee sieben,

Digitized by Google

Frösche nach Jerusalem treiben, Berge durchsägen, Gamaschen für Frösche oder Kiebitze stricken u. a.)

215. In Siebenbürgen wird der folgende Schwank (E. Sklarek, Ungarische Volksmärchen I., S. XVII) erzählt: „Als unser Herr Christus am Kreuze hing, traten die Nationen in Siebenbürgen zusammen, um zu beraten, wie sie den Heiland befreien könnten. Der Ungar (=Magyare) zog das Schwert: ‚Drauf los! Wir wollen ihn schon von den römischen Soldaten heraushauen!' ‚Das nicht,' sagte der bedächtige Deutsche, ‚wir wollen lieber eine Bittschrift an den Herrn Landpfleger einreichen, vielleicht gibt er uns ihn frei.' Der Rumäne meinte: ‚Warten wir die Nacht ab, bis die römischen Wachen eingeschlafen sind, dann stehlen wir ihn vom Kreuze.' Der Zigeuner aber schmunzelte: ‚Das habe ich schon getan, während ihr hier miteinander berietet.'" Wo werden ähnliche Volks- und Stammeskennzeichnungen im Schwanke überliefert?

216. Ist das Eichhörnchen nach der Volksmeinung nützlich oder schädlich? Welche abergläubischen Meinungen knüpfen sich an dieses Tier?

217. An welchem Tage ist nach der Volksmeinung der Frühlingsanfang?

218. Wo war es oder ist es noch Brauch, am Vorabend zum Fest des hl. Johann von Nepomuk (16. Mai) auf Holzstücke oder Brettchen gestellte Lichter am Wasser schwimmen zu lassen?

219. Gibt es auch im deutschen Gebiet den Glauben an einen, auch als Kinderschreck dienenden Abendgeist, ähnlich dem klekáníčok und der klekánice der Tschechen, die mit dem Läuten der Abendglocke erscheinen? Nach Mitteilung von Prof. F. J. Beranek wird in einem niederösterreichischen, an Südmähren angrenzenden, einst slawischen Dorf noch eine Sage von der „Tlakaniza" erzählt.

220. Sind Hornrichten, mit welchen man den Wuchs der Hörner beim Rindvieh in einer gewünschten Weise zügelt, noch heute im Gebrauch?

Schrifttum

Schreiber G. Nationale und internationale Volkskunde. Heft 4/5 der Forschungen zur Volkskunde. Verlag von L. Schwann, Düsseldorf 1930.

Das dem Vorsitzenden der Kommission für den Atlas der deutschen Volkskunde John Meier und seinen Mitarbeitern gewidmete Buch zeugt von einer geradezu staunenswerten Belesenheit und Sachkenntnis, die auch sonst alle Veröffentlichungen des im Dienste der Wissenschaft und des deutschen Volkes hochverdienten Universitätsprofessors und Reichstagsabgeordneten Dr. G. Schreiber auszeichnet, der die Forschungsstelle für Auslanddeutschtum und Auslandkunde in Münster i. W. leitet und dem daher die katholischen Auslanddeutschen zu besonderem Danke verpflichtet sind. Der kirchlichen Volkskunde ist denn auch ein großer Teil des Buches eingeräumt (Liturgie und Volkstum. Das Heilige Jahr. Naturhaftes in der Liturgie. Rechtsgeschichte und Liturgiegeschichte. Die Bartholomäuskerze Frankreichs. Heiligenleben. Volkskunde der Orden und Kongregationen u. a.), wobei auf diesem noch wenig bearbeiteten Stoffgebiete immer wieder neue Fragen auftauchen, deren Lösung das anregungsreiche Werk Schreibers fordert und zugleich vorbereitet. Die Vertreter der deutschen Volkskunde an den deutschen Hochschulen werden vor allem jene Stelle des Buches mit Befriedigung lesen, in der Schreiber auf die sonderbare Tatsache hinweist, daß die Völkerkunde der primitiven Völker verhältnismäßig schnell als Wissenschaft anerkannt wurde, während hiefür bei der innerdeutschen Volkskunde noch immer die größten Schwierigkeiten bestehen. Allerdings muß auch einmal, was Schreiber unterläßt, offen und rücksichtslos gesagt werden, warum dies so ist. Auf seiten der Volkskunde, die heute genau so wie die Völkerkunde „in der Quellenkunde, in den Methoden, in Grabung und Sammlung, in literarischer Darstellung und im Museum anschaulich und vorbildlich entwickelt ist", liegt die Schuld nicht, sondern auf seiten jener Hochschulprofessoren, die entweder glauben, selbst so weit das volkskundliche Wissensgebiet zu beherrschen, daß sie es — so ganz nebenbei — als Anhängsel zu ihrem erbgesessenen und unantastbaren Lehrfach betreuen können, was eine selbständige Vertretung der Volkskunde an der betreffenden Universität unnötig zu machen

Digitized by Google

scheint, oder meinen, man könne der deutschen Volkskunde wohl eine Vertretung an der Hochschule einräumen, aber nur in Bindung mit einem anderen Fache und in einer untergeordneten Weise, oder die endlich von der deutschen Volkskunde, der sie infolge ihrer Abstammung oder Erziehung oder auch politischen Einstellung verständnislos oder ablehnend gegenüberstehen, gar nichts wissen wollen, während sie wahrscheinlich Anträgen von Fakultätsmitgliedern zugunsten der chinesischen oder botokudischen Volkskunde beifällig zustimmen würden. Bei der Frage „Hochschule und deutsche Volkskunde" muß man gar oft der Worte Goethes in seiner ausführlichen Anzeige der „Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, März 1830) gedenken: „*Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren notwendigen, stillem oder lebhaften Fortgang nehmen, indes es denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu tun ist.*"

Dr. *Wirth* A. Anhaltische Volkskunde. Verlag C. Dünnhaupt, Dessau, 1932. 376 S. Preis 14 Mark.

Das umfangreiche Buch, dessen Verfasser als Hörer der Vorlesungen von E. H. Meyer und F. Kluge in Freiburg i. Br. und J. Meier in Halle schon in den 90er Jahren zur Volkskunde kam, ist eine gründlich und nahezu erschöpfende Stoffsammlung. Behandelt werden: 1. Land und Leute. 2. Sprache, Reim, Lied und Rätsel. Reste des Geisterglaubens und Sagen. 3. Die Hauptstufen des menschlichen Lebens. 4. Feste und Arbeit im Jahreslauf. 5. Volksheilkunde und Aberglaube. — Märchen und Schwänke scheint das Gebiet nicht zu kennen, ebenso dürfte wenig an gegenständlicher Volkskunst vorliegen, da ein besonderer Abschnitt darüber fehlt. Das ausführlich dargestellte Brauchtum zeigt viel Verwandtschaft mit dem Brauchtum des mittel- und norddeutschen Ostens mit Einschluß des Wendischen. Es wäre eine fesselnde Arbeit, dem slawischen Einschlag näher nachzugehen, wozu der Verfasser selbst mehrfach Hinweise gibt. Nach ihm hat sich das anhaltische Volk aus einer Mischung von Nordschwaben, Thüringern, Sachsen und Flämingen sowie den Resten der slawischen Bewohner gebildet. Es ist daher ebenso wenig einheitlich wie die in seinem Gebiete gesprochene deutsche Sprache, bei der das Mitteldeutsche gegenüber dem Niederdeutschen im Vordringen ist. Das Buch Wirths schließen Anmerkungen und Verzeichnisse ab. Beigegeben sind 12 Bildtafeln.

Hahm K. Deutsche Volkskunst. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1932. 120 S. Preis geb. 2 Mark 85.

Die in der handlichen „Jedermanns Bücherei, Abteilung:: Bildende Kunst" erschienene, mit 24 Textbildern und 77 Abbildungen reichlich ausgestattete Darstellung bespricht zunächst die Stellung, welche die Volkskunst in der Volkskunde und Kunstwissenschaft einnimmt, und die Gründe, warum sie von beiden Seiten so lange übersehen wurde, und handelt dann ausführlich von „Wesen und Begriff der Volkskunst" und vom Verhältnis zwischen „Volkskunst und Handwerk". Ein kurzer Abschnitt über „Volkskunst und Heimatpflege" schließt das empfehlenswerte Buch ab.

Die Weihnachtskrippe. Siebentes Jahrbuch der Landes-Gemeinschaft der Krippenfreunde für Rheinland und Westfalen. Franziskus-Druckerei, Werl i. Westf. 1931. 77 S.

Das vornehme und reich bebilderte Jahrbuch enthält zahlreiche Aufsätze und im Abschnitt „Werkraum für Krippenbau" wertvolle Anweisungen und Winke für Krippenbauer. Zugleich belehrt es über den starken Aufschwung, den die Krippenbewegung in den letzten Jahren genommen hat.

Hauffen A. †. Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen. Eingeleitet und herausgegeben von G. Jungbauer. XX. Band der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1931. 400 S.

Digitized by Google

Diese 5566 volkskundliche Veröffentlichungen ausweisende Bibliographie ist ein unentbehrliches Handbuch für jeden Forscher und Arbeiter auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde im allgemeinen und der deutschböhmischen im besonderen. In der Einleitung werden die Arbeiten der um die deutschböhmische Volkskunde verdienten Männer (Hauffen, Ammann, Schramek, Blau, Kubitschek, Gradl, John, Hofmann, Haßmann, Endt, Paudler, Ankert, Kern, König, Schwarz, Fischer, Langer, Lehmann, Altrichter, Göth u. a.) hervorgehoben und die Leistungen auf den einzelnen Stoffgebieten besprochen.

Wessels ki A. Versuch einer Theorie des Märchens. Prager Deutsche Studien, Heft 45. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1931. 204 S.

Der Verfasser, der sein der philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag, die ihn im Vorjahre durch die Verleihung des Ehrendoktorates ausgezeichnet hat, gewidmetes Buch bescheiden einen „Versuch" nennt, hätte es richtiger mit der Überschrift „Handbuch des Märchens" versehen sollen. Denn hier findet der Leser über alle Fragen der Märchenforschung, über Geschichte und Methode ebenso wie über den Begriff Märchen, nicht allein Auskunft, sondern neue, weiterweisende Gedanken. Gar mancher wird mit den Ansichten Wesselskis nicht völlig einverstanden sein, wird da oder dort eine andere Auffassung vertreten, aber jeder wird zugeben, daß das Werk von grundlegender Bedeutung für die Märchenforschung und vergleichende Motivforschung ist.

Fischer K. R. Doktor Kittel. Sagen und anderes Volksgut des Isergebirges. Zweite, teilweise veränderte Auflage. Verlag Franz Lutz, Gablonz a. N., 1932. 48 S.

Im Goethejahr wird sich die Volkskunde in erhöhtem Maße mit allem volkskundlichen Stoff, der mit dem Leben und Schaffen unseres großen Dichters zusammenhängt, beschäftigen und da in erster Reihe mit dem Fauststoff. Das Weiterleben der Faustsage, aus der die größte deutsche Dichtung erwuchs, zeigt anschaulich der Sagenkreis, der sich um den Schumburger Wunderdoktor Johann Josef Kittel (1704—1783) gebildet hat. In der Neuauflage des längst vergriffenen Büchleins hat der verdiente Volks- und Heimatforscher Dr. K. R. Fischer bloß die Kittelsagen aufgenommen und die Abhandlungen über die Entstehung des Sagenkranzes und die Persönlichkeit und das Leben Kittels weggelassen, dafür aber eine Auswahl neuer Sagen und anderen Volksguts aus dem Isergebirge vorgelegt.

Kubitschek R. Eleonorenhain. Hundert Jahre Böhmerwäldler Glasmacherkunst. Selbstverlag, Eger, Opitzstraße, 1932. 48 S. Preis geb. 27 Ktsch.

Das bloß in einer Auflage von 350 Stück erschienene Buch unterrichtet über die Entstehung und Geschichte der Glashütte und des Ortes Eleonorenhain und liefert zugleich eine hübsche Kennzeichnung der so beweglichen und auch in bitteren Notjahren nicht verzagten Glasarbeiter des Böhmerwaldes. In Eleonorenhain wirkte auch der 1814 in Pirkenhammer bei Karlsbad geborene und 1891 in Pisek gestorbene, bedeutende Glasmaler Johann Zacharias Quast und leitete dort eine Zeitlang eine Zeichenschule mit Abendunterricht für Lehrlinge.

Ehm F. Der letzte Steinmetz. Roman. Mit Zeichnungen von Gustav Zindel. Eigenverlag, Komotau, 1932.

Mit dieser Fortsetzung seines 1926 erschienenen Buches „Der Steinmetzbub", das allgemeinen Anklang fand, legt der schon durch mehrere Veröffentlichungen rühmlichst bekannte Komotauer Dichter seinen ersten großen Roman vor, der seinen Stoff mitten aus dem sudetendeutschen Arbeitsleben nimmt und im kleinen — mit dem Untergang der Steinmetzarbeit — ein Seitenstück zu dem furchtbaren Trauerspiel der Gegenwart vorführt, in der ganze Erwerbszweige zusammenbrechen und das Wirtschaftsleben ebenso düster und aussichtslos erscheint, wie es für die armen Steinmetze im Romane in der Tat ist. Auch hier ist wieder die Sprachgewalt Ehms zu bewundern, der auch die Technik des Romanes beherrscht und die epische Erzählung auf Höhepunkte von dramatischer Wucht hinaufzuführen

Digitized by Google

versteht. Mag auch manches in diesem Romane zu hart, zu unerbittlich, vielleicht auch unmotiviert erscheinen, so muß man dabei doch anerkennen, daß er das Leben schildert, wie es wirklich ist.

Brigitta, a tale of Hungary, by Adalbert Stifter. Done into English by R. G. L. Barrett, London, 1931.

Der begeisterte Verehrer A. Stifters, der bereits den „Weihnachtsabend" als „A Christmas Eve" in das Englische übertragen hat, läßt nun im Eigenverlag (The Holt, Bexhill-on-Sea, Sussex) die „Brigitta" folgen und kommt so dem von Jahr zu Jahr in anglo-amerikanischen Kreisen wachsenden Leserkreis A. Stifters, die den Dichter auch in ihrer Muttersprache genießen wollen, mit seiner feinfühlenden, ganz im Stifterischen Geiste gehaltenen Übersetzung entgegen.

Wilhelm G. Adalbert Stifters sämtliche Werke. 22. Band. Briefwechsel. 6. Band. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1931.

Mit diesem 45. Band der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien" liegt der gesamte Briefwechsel unseres Dichters in einer sorgfältigen, die feinsten Einzelheiten genau beachtenden Ausgabe vor, für die sowohl dem gründlichen Gelehrten G. Wilhelm wie auch der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste als Herausgeberin der Dank der Wissenschaft und im besonderen der Stifterforscher und Stifterverehrer gebührt. Der vorliegende Band bringt außer den Briefen vom 30. Oktober 1866 bis zum Tode des Dichters noch zahlreiche Nachträge zu den früheren Bänden und mehrere Register zu allen Bänden.

Zatschek H. Beiträge zur Diplomatik der mährischen Immunitätsurkunden. 9. Heft der Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Prag, 1931. 80 S. und 5 Tafeln.

Die von der Historischen Kommission der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste herausgegebene und im Verlage der Gesellschaft erschienene (Vertrieb durch den Sudetendeutschen Verlag Franz Kraus in Reichenberg), fleißige Arbeit bringt neben anderen Ergebnissen auch dies, daß die Klöster in Mähren, die bereits in der Zeit der Przemysliden Immunitätsprivilegien erhalten haben, keineswegs einheitlich mit gleichen Vorrechten ausgestattet wurden und daß durchaus nicht alle das Hochgericht über die Hintersassen erlangt haben.

Aus den Urteilen über „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" von G. Jungbauer:

Zur 3. Lieferung bemerkt Studienrat E. Hubrich in der Monatsschrift „Der Bayerwald" (Oktober 1931): „Mit Betrübnis nimmt man dieses Heft zur Hand; denn es zeigt uns, daß die Volksliedforschung in der Tschechoslowakei uns um einen Hirschensprung voraus ist . . . Für die Umsicht, Gründlichkeit, volkstümliche Treue und die zweckmäßige Anordnung bürgt allein schon der Name Dr. Jungbauer. Hätten wir doch so eine Sammlung! Wir werden alle Kräfte einsetzen müssen, um von der Staatsanstalt für Volksliedforschung in der Tschechoslowakei nicht ständig beschämt zu werden."

Zur Beachtung!

Wegen Einschränkung der Herstellungs- und Versandkosten werden Tauschstücke an Stellen, von welchen im Jahre 1931 nichts eingelaufen ist, und Freistücke an Personen oder Stellen, die im Jahre 1931 unsere Zeitschrift durch keine Gegenleistung (Mitarbeit, Beantwortung der Umfragen u. a.) unterstützt haben, vom nächsten Hefte an nicht mehr abgegeben.

Durch Verschulden von Angestellten der Druckerei, die den Versand besorgt, wurde dem 1. Heft des vorigen Jahrganges zumeist kein Erlagschein beigelegt. Deshalb sind manche Abnehmer mit der Bezugsgebühr für 1931 im Rückstand. Von nun an wird für jeden einlaufenden Betrag dem Absender eine Bestätigung mit Angabe, für welche Zeit die Bezugsgebühr entrichtet wurde, zugehen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

5. Jahrgang 1932 **2./3. Heft**

Josef Blau (Zum 60. Geburtstag)

Am 12. August begeht Josef Blau, der hochverdiente volks- und heimatkundliche Forscher, sein 60. Geburtsfest. In dem geistig regsamen

Böhmerwaldstädtchen Neuern geboren, kam Blau erst mit achtzehn Jahren, nachdem er durch vier Jahre als Schreibgehilfe bei einem Rechtsanwalt in Neuern und später in Bilin beschäftigt gewesen war, an die deutsche Lehrer-

Digitized by Google

bildungsanstalt in Prag, an der schon so manche hervorragende sudetendeutsche Lehrer herangebildet worden sind. Während seiner Prager Studienzeit erweiterte Blau, der schon mit sechzehn Jahren die volkstümlichen Überlieferungen seiner Heimat und insbesondere Volkslieder zu sammeln begonnen hatte, seine Kenntnisse und wurde schon von seinem ersten Dienstjahre als Lehrer an (1894) ein eifriger Mitarbeiter bei dem von A. Hauffen geleiteten Sammelunternehmen der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen".

In der Folgezeit veröffentlichte Blau, der durch Jahrzehnte im Bezirke Neuern und in Neuern selbst als Lehrer und Oberlehrer wirkte, eine Reihe von Aufsätzen in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, wobei Beiträge zum Wirtschaftsleben und zur Volkskunst des Böhmerwaldes im Vordergrunde standen. Von Hauffen im Jahre 1910 aufgefordert, das Arbeitsleben des Böhmerwaldes zusammenfassend zu behandeln, unterzog sich Blau dieser schwierigen Aufgabe und löste sie in vorbildlicher Weise in den zwei umfangreichen Bänden „Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst", die in den „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde" erschienen sind. Sie fanden später ihre Ergänzung und Erweiterung in den Büchern „Alte Bauernkunst", „Waldleute" (Arbeitergestalten) und „Von Räubern, Wildschützen und andern Waldbrüdern". Die letzte Schrift erschien zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums in Oberplan. Der Verein Böhmerwaldmuseum hat den auch um das Waldschatzhaus verdienten Heimatforscher auf der diesjährigen Hauptversammlung zum Ehrenmitglied ernannt. Blau gab ferner heraus die Bücher „Ein süddeutsches Weihnachtsspiel", „Sudetendeutsche Sagen", „Bilder aus dem Volksleben der Deutschen in Böhmen" (zusammen mit A. Lehnert) und die volkskundlichen Schriften des Arztes G. L. Weisel, die als 17. Band der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde" erschienen sind. Endlich hat er in der „Landes- und Volkskunde der Tschechoslowakischen Republik" ein willkommenes Nachschlagewerk geliefert, das in der 2. Auflage zu einem stattlichen Handbuch ausgebaut wurde.

Blau, der im Verein mit E. Lehmann seit 1919 die Monatsschrift „Heimatbildung" herausgibt, war auch der richtige Mann, aus gründlicher Kenntnis und Erfahrung heraus ein Hilfsbuch für die heimatkundliche Arbeit der Lehrer zu verfassen. Sein Werk „Der Lehrer als Heimatforscher", seit der 2. Auflage „Der Heimatforscher", ist Hauffen gewidmet, „der zuerst die Lehrerschaft Deutschböhmens zur planmäßigen Arbeit auf dem Gebiete der Volks- und Heimatkunde angeleitet". Es gibt nach einer Einführung in die einzelnen Stoffgebiete die Quellen und Hilfsmittel des Heimatforschers an und behandelt das gesamte Arbeitsgebiet, die Organisation und den Ausbau der Heimatforschung. Ein bequemes Nachschlagebuch zu allen hier behandelten Fragen schuf Blau mit seinem „A-B-C der Heimatkunde". Auch als Geschichtsforscher, als Familienforscher, als Ratgeber für die Anlage der Gemeindegedenkbücher, sowie als Verfasser des „Wanderbuches durch den Böhmer- und Bayerwald" hat sich Blau hohe Verdienste erworben.

✤

Digitized by Google

Goethes Lieder im Volksmunde

Von **Gustav Jungbauer**

Von den volkstümlichen Liedern im weitesten Sinne sind durchaus nicht alle zugleich auch Kunstlieder im Volksmunde. Volkstümlich sind auch Lieder, die in den Liederbüchern für Schulen, Gesangvereine, Studenten, Turner und andere Stände mit vollem Namen der Verfasser und Tondichter stehen, die aber deswegen nicht volkläufig zu sein brauchen. Wenn Studenten bei einer Kneipe Goethes Lied „Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun" nach dem im Kommersbuch stehenden Text herunterfingen, so ist dies Lied noch lange nicht zu einem „Kunstlied im Volksmunde" geworden. Davon kann erst gesprochen werden, wenn das Lied tatsächlich ins Volk gedrungen und zu einem „herrenlosen Gut" geworden ist, das mündlich überliefert wird und auf diesem Wege Umwandlungen erfährt, die vor allem in einer Anpassung an Wort und Weise des alten Volksliederschatzes bestehen.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, müssen die meisten Lieder Goethes dann aus einer rein volkskundlichen Betrachtung ausgeschieden werden, wenn diese bloß das im Volksmund Lebende und sich Wandelnde überprüft und sich bei Liedern, die durch Gesangbücher in bestimmten Gesellschaftskreisen und Ständen unverändert erhalten bleiben, auf die Feststellung beschränkt, daß sie in diesen höheren Volksschichten „beliebt" oder „volkstümlich" sind oder es zeitweise waren. K. H. Prahl führt in der 4. Auflage des Buches „Unsere volkstümlichen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben (Leipzig 1900) folgende Lieder Goethes an:

1. Ach, wer bringt die schönen Tage. 1789.
2. An dem reinsten Frühlingsmorgen. 1791.
3. Burgen mit hohen Mauern und Zinnen. Vor 1808.
4. Da droben auf jenem Berge, da steh ich tausendmal. 1802.
5. Da droben auf jenem Berge, da steht ein altes Schloß. 1803.
6. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll. 1778.
7. Der Schäfer putzte sich zum Tanz. Vor 1795.
8. Die heilgen drei König mit ihrem Stern. 1781.
9. Durch Feld und Wald zu schweifen. Wahrscheinlich 1774.
10. Ein Veilchen auf der Wiese stand. 1773.
11. Es fing ein Knab ein Vögelein. 1773.
12. Es ist ein Schuß gefallen. 1810.
13. Es leben die Soldaten! Der Bauer gibt den Braten. 1798. (Einzelne Gesätze von Schiller.)
14. Es war ein König in Thule. 1774.
15. Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh. Vor 1790.
16. Freudvoll und leidvoll. Vor 1787.
17. Füllest wieder Busch und Tal. 1778.
18. Gern verlaß ich diese Hütte. 1768.
19. Herz, mein Herz, was soll das geben? 1775.
20. Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun. 1810.
21. Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer. 1795.

Digitized by Google

22. Ich ging im Walde so für mich hin. 1813.
23. Ich habe geliebet, nun lieb ich erst recht. 1813.
24. Ich hab mein Sach auf nichts gestellt. 1806.
25. Ich kenn ein Blümlein wunderschön. 1798.
26. Ich wollt, ich wär ein Fisch. 1814.
27. Im Felde schleich ich still und wild. Vor 1776.
28. In allen guten Stunden. 1775.
29. Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen? Um 1784.
30. Kleine Blumen, kleine Blätter. 1771.
31. Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer. Vor 1775.
32. Mein Mädchen ward mir ungetreu. 1775.
33. Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen. 1802.
34. Mit Mädeln sich vertragen, mit Männern rumgeschlagen. 1775 (1784).
35. Nur wer die Sehnsucht kennt. 1785.
36. O gib, vom weichen Pfühle träumend, ein halb Gehör. 1801.
37. Sah ein Knab ein Röslein stehn. 1771.
38. So hab ich wirklich dich verloren? Vor 1789.
39. So laßt mich scheinen, bis ich werde. Vor 1797.
40. Tage der Wonne, kommt ihr so bald? 1802.
41. Über allen Gipfeln ist Ruh. 1780.
42. Uf'm Bergli bin i gesässe. 1811.
43. Verwünschter weiß ich nichts im Krieg. 1814.
44. Was hör ich draußen vor dem Tor? 1782.
45. Was zieht mir das Herz so? Vor 1804.
46. Wenn die Reben wieder blühen. 1797.
47. Wenn ich doch so schön wär. 1803.
48. Wer nie sein Brot mit Tränen aß. 1782.
49. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? 1781.
50. Wer sich der Einsamkeit ergibt. 1782.
51. Wie herrlich leuchtet mir die Natur! 1771.
52. Wie kommt's, daß du so traurig bist. 1801 oder 1802.
53. Zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen. 1802.

Von diesen 53 Liedern — das Lied „Wie Feld und Au, so blinkend im Tau" (1775), das nicht mit Sicherheit Goethe zugeschrieben werden kann, sondern wahrscheinlich J. G. Jacobi zum Verfasser hat, wurde weggelassen — bleiben bei näherem Zusehen nur sehr wenige übrig, die als tatsächlich im Volksmunde lebend bezeichnet werden können. John Meier verzeichnet davon nur vier Lieder (An dem reinsten Frühlingsmorgen. Es leben die Soldaten. Kleine Blumen, kleine Blätter. Sah ein Knab ein Röslein stehn) in seinen „Kunstliedern im Volksmunde" (Halle a. S. 1906) und nennt außerdem noch das oben nicht angeführte Lied „Hand in Hand und Lipp' auf Lippe" (1792), das von schwäbischen Siedlern in Galizien gesungen wurde, wohin es wahrscheinlich durch Blattdrucke gekommen ist. Ein solcher ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts „in Prag beim Johann Beranek" erschienen (vgl. K. M. Klier, Ein Band Prager Flugblatt-Lieder von 1828, im 2. Jahrgang unserer Zeitschrift). Zählt man noch einige Lieder dazu,

Digitized by Google

die zumindest zeitweise volkläufig waren, so ergibt sich die folgende Liste der Lieder Goethes im Volksmunde:

1. **An dem reinsten Frühlingsmorgen.** Fundstellen nach J. Meier Nr. 19: Bodensee (Englerts Mpte), Hessen (Mittlers Mpte), Aschaffenburg Englerts Mpte), Schlesien (Kleins Mpte), Sachsen (Hildebrand, Materialen 1, 11).
2. **Es ist ein Schuß gefallen.** Aus Sakschen bei Dauba (Nordböhmen) im deutschen Volksliedarchiv in Prag. Aufgezeichnet mit Singweise vom Lehrer Adolf Bauer 1896. Das 2. und 3. Gesätz gleichen der Urform, das 1. Gesätz lautet:

   Es ist ein Schuß gefallen!
   Wer sagt, wer schoß daraus?
   Es ist ein junger Jäger,
   Er schießt dort hinterm Haus.

   Im gleichen Archiv befindet sich eine der Urform entsprechende Fassung in einem um 1910 geschriebenen Liederheft der Marie Weiß aus Nitles bei Mähr.-Schönberg.
3. **Es leben die Soldaten.** Fundstellen nach J. Meier Nr. 91: Franken (Ditfurth 2, 200 Nr. 262), Untertaunus (Erk-Böhme 3, 228 f. Nr. 1352).
4. **Freudvoll und leidvoll.** Verbreitet mit den vor 1821 entstandenen Zusatzstrophen von K. L. Lasch auf fliegenden Blättern. Vgl. Hoffmann-Prahl a. a. O. und F. M. Böhme, Volkstümliche Lieder der Deutschen (Leipzig 1895) Nr. 380.
5. **Hand in Hand und Lipp' auf Lippe.** Fundstelle nach J. Meier Nr. 126: Galizien (von schwäbischen Kolonisten gesungen; Prem, Silesia 1894 Nr. 90, April 20).
6. **Herz, mein Herz, was soll das geben?** Aus der Umgebung von Tachau (Westböhmen) im deutschen Volksliedarchiv in Prag. Aufgezeichnet mit Singweise vom Lehrer J. Köferl 1897.
7. **Kleine Blumen, kleine Blätter.**
8. **Sah ein Knab ein Röslein stehn.** Fundstellen nach J. Meier Nr. 254: Döpshofen bei Augsburg (Englerts Mpte), Spessart (Mitt. und Umfragen z. bayr. Volksk. 2 [1896] Nr. 2, S. 2), Westpreußen (Prahls Mpte; „aus der Schule"), Ostpreußen, Berlin (Kopps Mpte; „aus der Schule"). Auch im sudetendeutschen Gebiet allgemein bekannt.

Es ist also ein sehr dürftiges Ergebnis, das noch dürftiger wird, wenn man nachforscht, ob diese Lieder tatsächlich im Volksgesange leben oder nicht, ob sie weit verbreitet sind oder nicht, ob sie vom Volke ihrer dichterischen Schönheit wegen oder aus anderen Gründen übernommen worden sind.

Man kann da zunächst jene Stücke ausscheiden, deren Verbreitung ganz vereinzelt und nahezu zufällig ist, also Nr. 2, 5 und 6, ferner auch das wohl in den meisten Fällen durch die Schule vermittelte „Sah ein Knab ein Röslein stehn" (Nr. 8). Bei dem Schäferlied „An dem reinsten Frühlingsmorgen" (Nr. 1) steht fest, daß es fast nur in fliegenden Blättern

Digitized by Google

und handschriftlichen Aufzeichnungen verbreitet ist. Das von Schiller um einige Gesätze vermehrte Lied „Es leben die Soldaten" (Nr. 3) ist ebenfalls nur vereinzelt als volkläufig belegt. Das Lied Klärchens „Freudvoll und leidvoll" (Nr. 4) hat erst durch die Zusatzstrophen von K. L. Lasch in fliegenden Blättern Verbreitung gefunden. Eine ähnliche Erscheinung treffen wir bei zwei anderen Liedern Goethes: Das Lied „Mit Mädeln sich vertragen" selbst ist nicht volkstümlich geworden, aber das Studentenlied „Mit Männern sich geschlagen", das bloß dieses eine Gesätz Goethes Lied und ein zweites dem Liede „Es leben die Soldaten" entnommen hat, während die übrigen Strophen wahrscheinlich in Studentenkreisen entstanden sind. Ebenso ist nicht des „Wandrers Nachtlied" (Über allen Gipfeln ist Ruh), sondern die Um- und Zudichtung von Johannes Falk „Unter allen Wipfeln ist Ruh" dank der Singweise von Friedrich Kuhlau im Volke beliebt geworden[1]).

Es bleibt also nur das Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter" übrig, das tatsächlich vom Volke übernommen und im Gesange, also nicht durch Gesangbücher oder Handschriften, sondern mündlich überliefert wurde und dabei weitgehende Veränderungen und Umformungen erfahren hat. Aber auch hier wird unsere Untersuchung zeigen, daß für die Aufnahme und Verbreitung im Volke weniger die Dichtung als die Singweise maßgebend geworden ist und daß die Beliebtheit des Liedes erst dann beginnt, als es durch die Verknüpfung mit Wanderstrophen und mit dem Volkslied „Stets in Trauer muß ich leben" innerlich und äußerlich verwandelt wurde, als an die Stelle des heiteren Liebesliedchens ein trauriger, empfindsamer und rührseliger Klag- und Grabgesang getreten war. Man darf auch im Goethejahr diese bittere Wahrheit nicht verschweigen, daß der große Dichter, der selbst Volkslieder gesammelt hat und zeitlebens ein aufrichtiger Freund des Volksliedes geblieben ist, mit seinen eigenen Liedern, die heute Besitzgut der geistigen Oberschicht aller Kulturvölker sind, nicht bis zur Masse seines Volkes vorzudringen vermochte. Dies schließt nicht aus, daß die Lyrik Goethes, die dem Volkslied nicht wenig verdankt, selbst wieder auf das Volkslied und Kunstlied im Volksmunde des 19. Jahrhunderts in Sprache und Stil von Einfluß gewesen ist, was Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein müßte.

Kleine Blumen, kleine Blätter.

Erst ungefähr ein halbes Jahrhundert nach seiner Entstehung hat das reizende Rokokolied voll anakreontisch-schäferlicher Anmut Aufnahme im Volksgesang gefunden. Es sind drei Fassungen Goethes überliefert[2]). Davon ist die im Jänner 1775 in der „Iris" Jacobis erschienene die bekannteste. Sie lautet:

[1]) Vgl. A. Hauffen, Ergänzungen zu Goethes Lied „Über allen Gipfeln". Deutsche Arbeit, 12 (1912/13), S. 348 f.

[2]) Vgl. K. Goedeke in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte, 6 (1877), S. 215—229; 8 (1879), S. 101—110. Ob das Lied ursprünglich für Francisca Crespel bestimmt war oder nicht, ist für unsere Darlegung nebensächlich.

Digitized by Google

Lied,
das ein selbst gemahltes Band begleitete.

1. Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.
2. Zephir nimm's auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebe Kleid!
Und sie eilet vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.
3. Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie, wie eine Rose jung.
Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.
4. Fühle was dies Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband.

Die Fassung aus dem Nachlasse der Friederike von Sesenheim zeigt an zwei Stellen Abweichungen, die volkstümlicher klingen. Das 2. Gesätz lautet:

Zephir nimm's auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid!
Und dann tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedner Munterkeit.

Die zwei ersten Zeilen des 4. Gesätzes lauten:

Mädchen das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand.

Vor diesem letzten Gesätz ist ein neues eingeschoben, das für die Entwicklung des Liedes ohne Bedeutung ist, weil es seinerzeit nicht im Druck erschien und daher auch nicht in die Volksüberlieferung übergehen konnte:

Schicksal segne diese Triebe
Laß mich ihr und laß Sie mein,
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein.

Die dritte Fassung ist jene, welche Goethe dem nun „Mit einem gemahlten Band" überschriebenen Gedicht im Jahre 1789 für den achten Band seiner Schriften gab. Sie mildert im 3. Gesätz den „Kuß" in einen „Blick" und setzt statt „Sie, wie eine Rose jung" — wohl in Vermeidung des neben „Sieht" der ersten Zeile unschönen „Sie" — „Selbst wie eine Rose jung". Merkwürdig ist aber, wie sie im 2. Gesätz Formen der 1. und 2. Fassung auftreten läßt, während die übrigen Gesätze unverändert blieben. Dieses Gesätz lautet:

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Digitized by Google

Es ist nur durch einen Beistrich vom folgenden Gesätz geschieden, während bei der ältesten Fassung nach „Munterkeit" jedes Satzzeichen fehlt und bei der Fassung in der „Iris" danach ein Punkt steht, das Gesätz also als abgeschlossen betrachtet wird.

Das Lied blieb jahrzehntelang unbeachtet, weil die entsprechende volkstümliche Singweise fehlte. Joh. Friedr. Reichardt und W. Tomaschek lieferten Vertonungen, die keine Verbreitung fanden. Diese war nahezu unmöglich bei der Vertonung Beethovens (1810), weil sie schwer faßlich war und an die Technik des Sängers und Begleiters zu hohe Anforderungen stellte. Erst die bänkelsangartige Weise, die Karl Blum (1786—1844) im Jahre 1816 schrieb, schuf dem Liede Eingang im Volke. Dieser „Vierstimmige Walzer für 2 Tenöre und 2 Bässe", erschienen bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, trägt die Opuszahl 14. Der sehr fruchtbare Tondichter und Bühnenschriftsteller K. Blum, der nicht allein 150 musikalische Werke, darunter 20 Opern und Vaudevilles, sondern auch gegen 70 Schau- und Lustspiele veröffentlicht hat, gab im Jahre 1817 auch „Bänkelsänger-Lieder" heraus. Seine Singweise zu Goethes Gedicht, nach der später das Lied „In der großen Seestadt Leipzig" gesungen wurde, ging, wie M. Friedlaender in Ergänzung des Aufsatzes von E. Schmidt, Kleine Blumen, kleine Blätter, in Herrigs Archiv, 97 (1896), S. 15, bemerkt, leicht ins Ohr, lud förmlich zum Mitsingen ein und hat es ohne Zweifel mit veranlaßt, daß sich im Volke so schnell allerhand Zutaten — meist aus Volksliedern — zu den ursprünglichen Versen gesellten.

Über diese Veränderungen können wir heute besser urteilen als seinerzeit E. Schmidt, dem nur spärliche Aufzeichnungen des Liedes aus den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts — mit Ausnahme der Fassungen in Gottfried Kellers „Sinngedicht" und im „Liederbuch des deutschen Volkes" (Leipzig 1843) — vorlagen. Allerdings war ihm bereits die von M. Friedlaender übermittelte Lesart bekannt, die der Organist Wilhelm Greef 1839 in Meurs nach mündlicher Überlieferung aufgeschrieben hatte. Daß aber hier das Bindeglied zwischen dem Liede Goethes und der später erfolgten Vermischung mit dem Liede „Stets in Trauer muß ich leben" zu suchen war, konnte er nicht wissen. Bei dieser Fassung aus Meurs, die mit der Singweise a. a. O. S. 9 und 12 f. veröffentlicht wurde, schließen sich an die vier Gesätze des Goetheschen Liedes die folgenden zwei:

Pflanze du auf meinem Grabe
Nichts als Rosen und Vergißmeinnicht,
Und was wir geliebet haben,
Weiß niemand als du und ich.

Komme du beim Mondenscheine
Auf mein'n Grabeshügel zu;
Aber du nur ganz alleine,
Sonst verstörst du meine Ruh.

E. Schmidt meint zu dieser Lesart: „Die kühne Verteilung der vielleicht, noch ohne den Schluß, als Hochzeitsgesang gefaßten Verse mag ein kunstreicher Kantor auf dem Gewissen haben." An einen Hochzeitsgesang

Digitized by Google

werden wir kaum denken, aber sicher ist, daß diese zwei Zusatzstrophen auf eine „kunstreiche" Person zurückgehen, die wahrscheinlich schon um 1830 das Lied Goethes mit neuen Strophen bereichert hatte. Es ist möglich, daß dies der Herausgeber eines fliegenden Blattes war, das bisher nicht festgestellt werden konnte. Diese Hersteller von fliegenden Blättern waren meist Verfasser und Drucker zugleich. Ihre Arbeit bestand häufig nur darin, daß sie aus dem großen Schatz volkstümlicher Lieder und Volkslieder beliebte Stücke immer wieder neu herausgaben und dabei nicht selten Fassungen aus dem Volksmunde selbst als Quellen benützten. Aber sie haben selbst auch Lieder erweitert, meist einfach dadurch, daß sie bekannte Wanderstrophen aus anderen Volksliedern oder ganze Lieder anfügten. Merkwürdig bleibt allerdings trotzdem die folgende Fassung, die das deutsche Volksliedarchiv in Prag besitzt. Sie steht in einem Büchlein, in welches sich der Techniker Karl Ohmann in Georgswalde (Nordböhmen) im Jahre 1835 die ihm bekannten Lieder, im ganzen 22, wahrscheinlich bloß nach dem Gehör, eingeschrieben hatte. Das mit der Überschrift „Der Jugend Denkmal" versehene Lied umfaßt die folgenden 8 Gesätze:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter
Pflücken wir mit leiser Hand,
Gute junge Frühlings-Götter
Binden unser Freundschaftsband.

2. Läfer nimms auf seine Flügel,
Schwingt sich um des Liebchens Kleid
Und so tritt sie ja vor den Spiegel,
Freut sich ihrer Munterkeit.

3. Ganz mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung;
Nur einen Blick, geliebtes Mädchen,
Dann bin ich belohnt genug.

4. Fühle, was mein Herz empfindet,
Reich mir freundlich deine Hand;
Denn das Band, was uns einst bindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

5. Komm des Nachts bei Mondenscheine,
Eile meinem Grabe zu!
Aber da komm ja ganz alleine,
Sonst zerstörst du meine Ruh.

6. Pflanze du auf meinem Grabe
Nichts als bloß Vergißmeinnicht!
Was ich hier gelitten habe,
Weiß kein anderer als du und ich.

7. Setze du mir eine Urne,
Sammle meine Asche ein,
Und tu meinem Angedenken
Öfters eine Träne weihn!

Digitized by Google

8. Der du mein Leiden kannteſt,
Dir allein war's nur bewußt;
Was ich einmal ſinnlos nannte,
Kränkte öfters deine Bruſt.

Hier überraſcht vor allem, daß gegenüber allen anderen aus dem Volksmunde aufgezeichnete Lesarten, die durchwegs auf die Faſſung Goethes vom Jahre 1774 (erſchienen 1775 in der „Iris") zurückgehen und daher im 4. Geſätz den Vers „Einen Kuß, geliebtes Leben" aufweiſen, ganz ausnahmsweiſe die Faſſung Goethes vom Jahre 1789 mit dem Vers „Einen Blick, geliebtes Leben" zugrundezuliegen ſcheint. Wie in der Lesart aus Meurs und vielen anderen hat ſich auch hier in der 2. Zeile des 1. Geſätzes „mit leiſer (ſtatt leichter) Hand" eingebürgert. Hier findet ſich ferner bereits das Wort „Zephyr", mit dem das Volk nichts anzufangen wußte, verſtümmelt. Spätere Faſſungen haben dann einfach zwei ganz neue Verſe, wie ſie ähnlich in alten Volksliedern vorkommen, eingeſetzt:

Geht ſie in den grünen Garten,
Bricht die ſchönſten Roſen ab.

Währens das 7. und 8. Geſätz auf einen Kunſtdichter als Verfaſſer hindeuten, ſind auch hier die zwei Zuſatzſtrophen des Meurſer Liedes, aber umgeſtellt. Dabei iſt aus dem Vers „Und was wir geliebet haben" die perſönliche Wendung „Was ich hier gelitten habe", die mit dem Wort „Leiden" im letzten Geſätz zuſammenhängt, entſtanden und hat damit wohl auch beigetragen, daß die Erweiterung des Liedes durch Anfügung weiterer trauriger Strophen und des Volksliedes „Stets in Trauer muß ich leben" begünſtigt und erleichtert wurde.

Dieſe Erweiterung muß um dieſelbe Zeit, alſo in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgt ſein. Das folgende fliegende Blatt, überſchrieben „Ein weltlicher Geſang zum Zeitvertreibe für die luſtige erwachſene Jugend" findet ſich mit geringfügigen Abweichungen ſchon in einer Liederhandſchrift des Obſthändlers Joſef Jugl in Wernsdorf bei Kaaden vom Jahre 1835.

Blattdruck.

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter,
Streuen wir mit freier Hand,
Guter Jüngling, Frühlingsgötter, ja Götter,
Sein ein ſchwaches Roſenband.

2. Fühle was mein Herz empfindet,
Reich mir freundlich deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet, ja bindet,
Sein kein ſchwaches Roſenband.

3. Geht ſie in den grünen Garten,
Bricht die ſchönſten Roſen ab,
Tret ſie vor den großen Spiegel, ja Spiegel,
Freut ſich ihrer Munterkeit.

Digitized by Google

4. Selbst mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung,
Nur einen Kuß geliebtes Mädchen, ja Mädchen,
Und ich bin belohnt genug.

5. Mädchen, wenn ich einstens sterbe,
Und der Tod mein Herz zerbricht,
So pflanze du auf meinen Grabe, ja Grabe,
Eine Blum' Vergißmeinnicht.

6. Kommst du des Nachts bei Mondesscheine,
Auf meinen Grabeshügel zu,
Aber Mädchen, niemals weine, ja weine,
Sonst störest du mir meine Ruh'.

7. Hast du etwas von mir genossen,
Sage Dank und schweige still,
Sei doch nicht so sehr verdrossen, verdrossen,
Hör', was ich dir sagen will.

8. Was nützt mir ein schöner Garten,
Wenn ich nichts darinnen hab',
Was nützet mir ein junges Leben, ja Leben,
Wenn ich nichts zu lieben hab'.

9. Stets in Trauer muß ich leben,
Sag', warum hab ich's verschuld't?
Daß mir mein Schatz ist untreu worden, ja worden,
Muß ich leiden mit Geduld.

10. Du kommst mir zwar aus meinen Augen,
Aber nicht aus meinem Sinn,
Schönster Schatz, du kannst mir's glauben, ja glauben,
Daß ich treu geworden bin.

11. Oft haben wir beisammen gesessen,
Manche liebe halbe Nacht,
Auf den Schlaf haben wir vergessen,
Und in Liebe zugebracht.

12. Vater, Mutter wollten es nicht haben,
Schönster Schatz, das weißt du wohl,
Thu du mir die Wahrheit sagen, ja sagen,
Wenn ich wieder kommen soll.

13. Spielet auf ihr Musikanten,
Spielet auf, ein Saitenspiel,
Meinem Schätzchen zu Gefallen, Gefallen,
Mag's verdrüssen, wem es will.

14. Lieben sind zwei schöne Sachen,
Wenn man keine Falschheit spürt,
Freundlich thut das Herze lachen, ja lachen,
Wenn man meiner sparmuzirt.

Digitized by Google

15. Wenn die Berge sich erneigen,
Und die Thäler neigen sich,
Bis die Distel tragen Feigen, ja Feigen,
So lange werd ich lieben dich.
16. Und soll ich noch lange leben,
So liebe ich den rothen Wein,
Du sollst mein Herz ja nicht betrüben, ja betrüben,
Denn ich liebe dich allein,

Druck und Verlag von Jos. Berger in Leitomischl. — 511.

✤

Dieser Blattdruck muß im gleichen Verlage wiederholt neu herausgegeben worden sein. Im deutschen Volksliedarchiv in Prag befindet sich neben diesem Stück, das keine Jahreszahl trägt, auch ein anderes mit dem Vermerk: Druck Jos. Berger in Leitomischl, 1867.

Auf dieses fliegende Blatt gehen zunächst fast alle Fassungen des sudetendeutschen Gebietes zurück. Mit allen 16 Gesätzen findet sich das Lied an folgenden Stellen:

1. Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes 2 (1906), S. 93—95. Aufgezeichnet von dem Abiturienten Alois Hobler in Kunzendorf. Bloß zwei Abweichungen vom Wortlaut des fliegenden Blattes:

4. Gesätz, 1. Zeile, lautet: Tritt sie vor den großen Spiegel. (Diese Wiederholung des Verses aus dem vorangehenden Gesätz beruht vielleicht auf einem Hör- oder Schreibfehler.)

14, 4: Wenn man mit einer scharmuziert.

2. Ebenda, S. 96 f. Aufgezeichnet von dem Oktavaner Johann Heger aus Ohrnes. Die Abweichungen lassen zum Teil das Bestreben erkennen, Unverständliches auszubessern und verständlich zu machen:

1, 2: Streuen mir mit freier Hand.
1, 4: Auf mein schwaches Rosenband.
5, 2: Und der Tod mein Herze bricht.
7, 1: Hast du was von mir genossen. (Die Umwandlung des in der Mundart und Umgangssprache nicht üblichen „etwas" in „was" erscheint auch in fast allen anderen Lesarten.)
10, 4: Daß ich treu dir immer bin.
12, 2: Schönster Schatz, das wisse wohl.
12, 3: Tue mir die Wahrheit sagen.
14, 3: Friedlich tut das Herze lachen.
14, 4: Wenn man einer scharmuziert.
15, 1: Wenn die Berge sich erheben.

Die folgenden Fassungen sind bisher unveröffentlichte Handschriften aus dem deutschen Volksliedarchiv in Prag.

3. Liederbuch des Obsthändlers Josef Jugl in Wernsdorf bei Kaaden aus dem Jahre 1835. Die Abweichungen zeigen, daß manche dem gewöhnlichen Sprachgebrauch fernstehende Ausdrücke wie Frühlingsgötter, tändelnd u. a. nicht verstanden oder schon verstümmelt aus einer vielleicht schlecht geschriebenen Vorlage übernommen wurden.

Digitized by Google

1. 2: Streuen wir mit leichter Hand.
1, 3: Gute junge Frühlingsgolter.
1, 4: Tandeln uns ein luſtiges Band.
2, 2: Reich mir, Freundin, deine Hand.
3, 2: Bricht die ſchönſte Roſe ab.
3, 3: Trägt ſie vor den großen Spiegel.
5, 2: Und der Tod mein Herz entbricht.
6, 1: Kommſt du des Nachts beim Lampenſcheine.
6, 4: Sonſt ſtärkſt du mich in meiner Ruh.
8, 1: Was nützet mich ein ſchöner Garten.
8, 3: Was nützet mir mein junges Leben.
10, 4: Daß ich dir treu geweſen bin.
14, 4: Wenn man ſo ſchavmuziert.
16, 1: Und ſoll ich noch länger leben.
16, 2: So lieb ich dich allein.

4. Aufzeichnung des Handwerkers Anton Elger in Reichſtadt (Bezirk Niemes) aus dem Jahre 1896. Hier ſind beſonders die Abweichungen in der 3. Zeile des 1. Geſätzes (Frühlingsgärtner) und in der 4. Zeile des 14. Geſätzes, wo das „ſparmuziert" auch ſonſt unverſtändlich geblieben iſt, bemerkenswert.

1, 2: Streuen wir mit leichter Hand.
1, 3: Ei, holder Jüngling, Frühlingsgärtner.
1, 4 u. 2, 4: Sei ein ſtarkes Roſenband.
3, 2: Bricht die ſchönſte Roſe ab.
3, 3: Tritt ſie vor den großen Spiegel.
4, 4: Dann bin ich belohnt genug.
5, 2: Und der Tod mein Auge bricht.
6, 3: Aber Mädchen, ganz alleine.
6, 4: Sonſt zerſtörſt du meine Ruh.
7, 1: Haſt du was von mir genoſſen.
8, 1: Was nützet mich ein ſchöner Garten.
8, 3: Was nützet mich ein junges Leben.
11, 2: Oft manche liebe Nacht.
12, 1: Vater, Mutter, will's nicht haben.
13, 2: Spielet auf ein ſchönes Lied.
14, 4: Wenn man ihre Sanftmut ſieht.
15, 1: Wenn die Berge ſich verbeugen.
16, 1: Und ſoll ich noch länger leben.

5. Aufzeichnung des Landwirtes und Schriftſtellers Alois Fietz in Deslawen (Bezirk Jechnitz) aus dem Jahre 1897.

1, 2; 3, 3 u. 6, 4: (hier richtig „ſtörſt") wie bei Nr. 3 (Wernsdorf).
5, 2: wie bei Nr. 2 (Ohrnes).
7, 1; 8, 1 u. 8, 3: wie bei Nr. 4 (Böhm.-Leipa). Sonſtige Abweichungen:
5, 4: Eine Blume mir, Vergißmeinnicht.
6, 1: Kommſt du des Nachts beim Mondenſcheine.
6, 2: Auf meines Grabes Hügel zu.
9, 2: Sag, was hab ich denn verſchuld't.

Digitized by Google

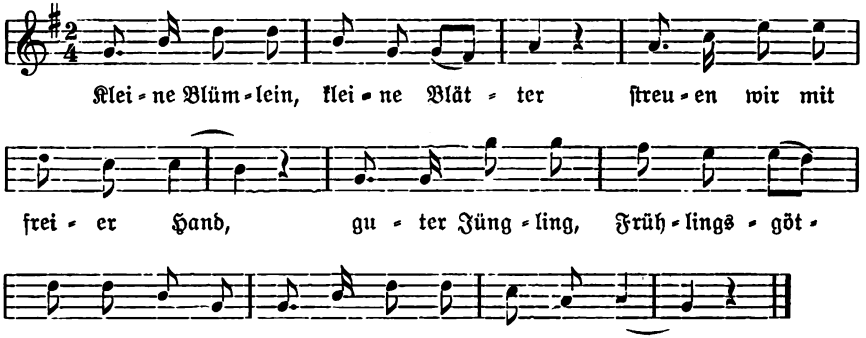
11, 1: Ach, wie oft sind wir gesessen.
11, 2: Manche Stund' und halbe Nacht.
12, 1: Vater und Mutter woll'ns nicht leiden.
12, 2: Schönster Schatz, du weißt es wohl.
13, 2: Spielets auf mein Abschiedslied.
13, 3: Meinem Schätzl zum Gefallen.
15, 1: Wenn die Berge sich verneigen.
15, 2: Und die Täler heben sich.
16, 4: Ende gut, soll 's beste sein.

6. Abschrift des fliegenden Blattes der Druckerei J. Berger in Leitomischl vom Jahre 1867, wozu bemerkt wird, daß nicht alle Gesätze gesungen wurden. Einsender Franz Stowitschek aus Neudörfel (Bezirk Grulich), 1914. Merkwürdigerweise zeigen sich doch vier kleine Abweichungen von dem obigen Drucke der gleichen Druckerei und aus dem gleichen Jahre.

1, 2: Streuen wir mit leichter Hand.
3, 3: Trägt sie vor den großen Spiegel.
5, 2: Und der Tod mein Herz entbricht.
6, 1: Kommst du des Nachts bei Mondenscheine.

Die gleichen Abweichungen finden sich bei Nr. 3. Es ist anzunehmen, daß die Druckerei Berger zwei verschiedene Blätter herausgegeben hat, deren Wortlaut sich nicht ganz genau deckt.

7. Einsendung des Josef Meißner in Morchenstern aus dem Jahre 1915, dem das Lied von Wenzel Sieber in Albrechtsdorf Nr. 248 vorgesungen wurde. Es wurde nur die Singweise geliefert mit dem Bemerken: Der Text befindet sich auf dem fliegenden Blatte „Ein weltlicher Gesang zum Zeitvertreibe".



8. Abschrift eines fliegenden Blattes „Druck und Verlag V. Augusta in Leitomischl" mit der Überschrift „Ein weltliches Lied zum Zeitvertreib für die lustige erwachsene Jugend", mit der Singweise aufgezeichnet von Josefine Gromes in Grünau bei Mähr.-Trübau, um 1910. Die Singweise stimmt, wenn auch im ¾ Takt, mit der vorigen überein. Im Wortlaut ergeben sich keine größeren Abweichungen von dem Blattdruck des Verlages J. Berger.

Digitized by Google

5, 4: Rosen, Blum', Vergißmeinnicht.
6, 1: Kommst du des Nachts bei Mondenscheine.
7, 1: Hast du was von mir genossen.
8, 3: Was nützet mir mein junges Leben.
14, 4: Wenn man meiner scharmuziert.

9. Liedersammlung des E. Lohwag mit der Angabe, daß das Lied im Jahre 1907 von Frau Schilhab in Dobischwald (Bezirk Odrau in Schlesien) vorgesungen, aber nicht aufgezeichnet wurde, weil es ohnehin im Druck vorhanden sei.

10. Liederheft aus Frankstadt in Nordmähren, um 1908 geschrieben, aus dem Nachlaß des seinerzeitigen Vorsitzenden des deutschen Volksliedausschusses für Mähren und Schlesien J. Götz. Hier stehen unter der Überschrift „Interessante Veränderung eines Liedes von Goethe" die drei Gesätze:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter,
   Streuen wir mit leichter Hand,
   Guter Jüngling, Frühlingsgärtner, ja Gärtner,
   Auf ein schwaches Rosenband.
2. Geht sie in den grünen Garten,
   Bricht die schönste Rose ab;
   Trägt sie vor den großen Spiegel usw. wie oben.
3. Selbst mit Rosen sich umgebend,
   Selbst wie eine Rose jung usw. wie oben.

Danach steht die Bemerkung „Nach derselben Melodie" und es werden weitere Gesätze, aber als besonderes Lied, in folgender Anordnung angeführt:

1. Hast du was von mir genossen.
2. Du kommst mir zwar aus meinen Augen.
3. Wie oft haben wir beisamm' gesessen.
4. Vater, Mutter wollen's nicht haben.
5. Was nützet mich mein junges Leben.
6. Kommst du nachts beim Mondenscheine.
7. Spielet auf, ihr Musikanten.
8. Bis die Berge sich erniedern.

Danach heißt es „Andere Strophen nach einem fliegenden Blatt". Diese sind:

Mädchen, wenn ich einstens sterbe.
Stets in Trauer muß ich leben.
Lieben sind zwei schöne Sachen.
Und soll ich noch lange leben.

Es ist also auch hier, wo das 2. Gesätz (Fühle, was mein Herz empfindet) fehlt, doch noch die Strophenzahl des fliegenden Blattes erhalten geblieben.

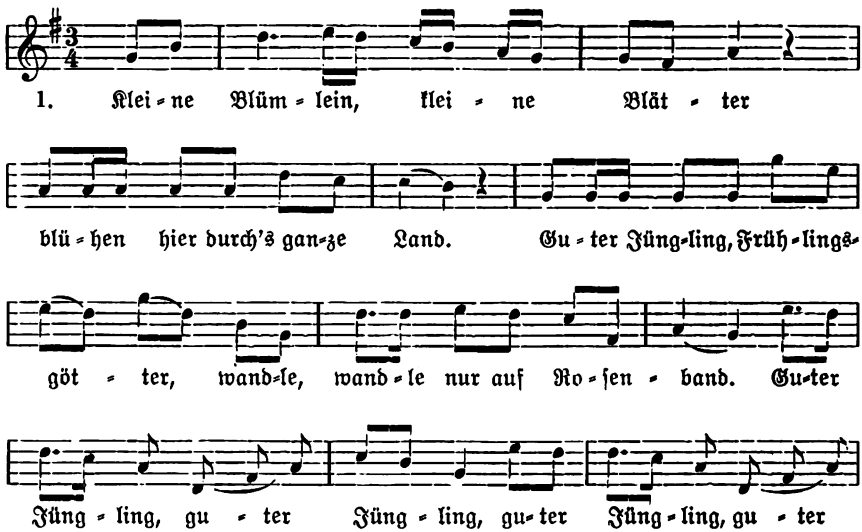
Wenn wir nun weitere sudetendeutsche Fassungen, die ebenfalls zumeist auf das fliegende Blatt zurückgehen, aber schon kleinere und größere Kürzungen erfahren haben, betrachten, so ist zunächst eine Lesart mit 15 Gesätzen zu nennen.

Digitized by Google

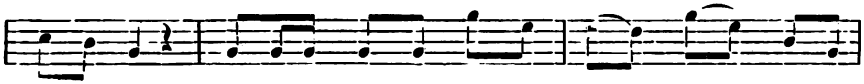
11. Von F. Knothe in der Zeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild" 1 (1889), S. 141 veröffentlicht und als Quelle ein fliegendes Blatt angegeben. Diese auch in der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" (Prag 1913) auf S. 47 f. angeführte Fassung entspricht ganz genau dem obigen Blattdruck, nur fehlt das 14. Gesätz. Mit einer einzigen Ausnahme (vgl. das folgende Stück) fehlt dieses Gesätz bei allen Lesarten, die wir noch aufzählen werden. Der Grund liegt in dem unverständlichen „sparmuziert" der 4. Zeile, das meist in „scharmuziert" umgeändert wird oder wo man, wenn man das Gesätz nicht überhaupt ganz wegläßt, nicht selten eine völlig neue Zeile einschiebt. Auf einem fl. Bl. vom Jahr 1786 gehört diese Wanderstrophe zu dem Liede „Edle Seele, du mein Leben" und lautete damals nach Erk-Böhme II. S. 438:

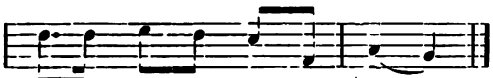
Lieben sind zwar schöne Sachen,
Wenn man keine Falschheit spürt;
Täglich thut das Herze lachen,
Wenn man stündlich karessirt.

12. Aufzeichnung mit Singweise, überschrieben „Menuett: Die schöne Blume", aus Groß-Petersdorf (Kuhländchen) um 1910. Vorsänger der 77 Jahre alte Bauernausgedinger Stefan Ordelt. Fritz Kubiena bemerkt in seiner Sammlung „Kuhländler Tänze" (Neutitschein 1922) zum Tanz „Minecht" (Menuett) auf S. 6: „Die Texte der Melodien („Als ich noch in jungen Jahren' und „Kleine Blumen, lose Blätter') sind, der Länge wegen und weil nicht der Heimat entstammend, hier nicht angeführt." Unsere Singweise ist im Wesen verwandt mit der aus Meurs aufgezeichneten Weise in Herrigs Archiv 97 (1896) S. 12 f. und mit der aus Altbüron (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde S. 30 f., Nr. 35 b).



Digitized by Google





Bei dieser 15 Gesätze umfassenden Kuhländler Lesart fehlen das 9. (Stets in Trauer muß ich leben) und 10. Gesätz (Du kommst mir zwar aus meinen Augen) des obigen Blattdruckes, angefügt ist eine neue, auch bei anderen Liedern auftretende Wanderstrophe:

Blaue Augen, blonde Haare
Haben mich verliebt gemacht.
Wer's nicht glaubt, der kann's erfahren:
Blond hat mich verliebt gemacht.

Sonst finden sich neben den Abweichungen des 1. Gesätzes noch die folgenden:

2, 2: Reich mir freudig deine Hand.
2, 4: Ist ein schwaches Rosenband.
3, 1—3: Geht sie in den Rosengarten,
Bricht die schönste Rose ab,
Trägt sie vor den großen Spiegel.
4, 1: Selbst mit Rosen ganz umgeben.
4, 4: Doch ich bin belohnt genug.
5, 2: Und der Tod mein Auge bricht.
6, 1: Kommst du nachts bei Mondenscheine.
6, 4: Sonst zerstörst du meine Ruh.
7, 1—2: Hast du was von mir genossen,
Sei gedankt und schweige still.
8, 1—3: Was nützet mich ein schöner Garten,
Wenn ich nicht Freud darüber hab',
Was nützet mich mein junges Leben.
11, 1—2: Oft sind wir beisammen gesessen
Manche schöne halbe Nacht.
12, 3: Du mußt mir doch die Wahrheit sagen.
14, 2—4: Wenn man keine Falschheit spricht.
Freundlich tut das Herz wohl lachen,
Wenn man wohl das Liebchen sieht.
15, 1—2: Wenn die Berge sich erweichen
Und die Täler ebnen sich.
16, 3—4: Du sollst mein Herze nicht betrüben,
Denn ich lieb' dich ganz allein.

Der 77 Jahre alte Gewährsmann hatte das Lied wohl in seiner Jugend gelernt, also beiläufig zur selben Zeit, in der die folgende Fassung aufgezeichnet wurde.

Digitized by Google

13. Aufzeichnung in einem Liederheft, geschrieben am 15. April 1848 in Krummau im Böhmerwald, eingesandt im Jahre 1912 von Oberlehrer L. Thür. Die 11 Gesätze umfassende Lesart hat die Überschrift „Freundschaft Lied". Es fehlen das 3. (Geht sie in den grünen Garten), 9. (Stets in Trauer muß ich leben), 10. (Du kommst mir zwar aus meinen Augen), 14. (Lieben sind zwei schöne Sachen) und 16. (Und soll ich noch lange leben) Gesätz des Blattdruckes. Eine Übersicht über die folgenden Lesarten zeigt, daß das 10. und 16. Gesätz nach dem bereits erwähnten 14. Gesätz am häufigsten abgestoßen werden. Beim 10. Gesätz scheint die 4. Zeile, die im Zusammenhange unverständlich ist, Schwierigkeiten bereitet zu haben. Sie wird daher sinngemäß umgeändert, wie oben bei Nr. 2 und 3 und unten Nr. 16, oder ganz weggelassen. Eine Erinnerung an die ursprüngliche Form dieses Gesätzes, das aus dem Liede „Mädchen, wenn ich dich erblicke" stammt, findet sich auf sudetendeutschem Boden nicht. Sie lautet (Erk-Böhme II. S. 393. Vgl. auch die in der Bibl. d. deutschen Volksliedes in Böhmen Nr. 320 angeführte Lit.):

Kommst mir zwar aus meinen Augen,
Aber nicht aus meinem Sinn;
Kannst es mir in Wahrheit glauben,
Daß ich in dich verliebet bin.

Auch das 16. Gesätz gibt wenig Sinn, dürfte aber deshalb so oft verloren gegangen sein, weil es eben am Schlusse stand. Es ist eine bekannte Tatsache, daß sich beim Zersingen von Liedern im allgemeinen die Anfangsgesätze besser erhalten als die Schlußgesätze. Während das Abstoßen des 3. Gesätzes nur dann, wenn die Urform (Zephyr, nimm's auf deine Flügel) noch vorhanden gewesen wäre, verständlich wäre, dürfte beim Abstreifen des 9. und damit auch des 10. Gesätzes auch der Gedanke mitgespielt haben, daß doch keine Untreue der Geliebten, sondern nur die Gegnerschaft der Eltern (12. Gesätz des Blattdruckes) zu beklagen ist. Von kleineren Abweichungen sind anzuführen:

1, 2: Die streuen wir mit leiser Hand.
1, 4: Sei ein schönes Rosenband.
2, 1: Vieles (verschrieben für Fühl' es),
was mein Herz empfindet.
5, 1—2: Mädchen, wenn ich einst soll sterben
Und der Tod mein Herz einst kriegt.
6, 4: Sonst zerstörst mir meine Ruh.
7, 3: Ach, sei doch nicht so schwer verdrossen.
8, 3: Was nützt denn mir mein jungfrisch Leben.
13, 2—3: Und spiele auch das schönste Spiel
Meiner Liebsten zum Gefallen.

14. Liederheft, geschrieben von einem Soldaten aus dem Egerland, dem „Raketeur" Franz Klug, in Mantua in den Jahren 1860 und 1861. Da das österreichische Raketeurkorps, das sich 1866 nicht bewährt hatte, 1867 aufgelöst wurde, dürfte der Schreiber dieser von Dr. M. Urban in Plan eingesandten Handschrift nach diesem Jahre in seine Heimat zurück-

Digitized by Google

gekehrt sein. Die 11 Gesätze dieser Fassung stehen in der folgenden Anordnung:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter.
2. Selbst mit Rosen sich umgeben.
3. Einst ging sie in den grünen Garten.
4. Wie oft sind wir beisammen gesessen.
5. Vater und Mutter will's nicht haben.
6. Hast du von mir etwas genossen.
7. Was nutzet mich ein schöner Garten.
8. Wenn ich einstmal werde sterben.
9. Kommst du des Nachts bei Mondenscheine.
10. Wenn sich die Berge werden neigen.
11. Jetzt spielt mir auf, ihr Musikanten.

Es fehlen also hier wie bei Nr. 13 das 9., 10., 14. und 16. Gesätz, außerdem aber das 2. des Blattdruckes, während das 3. eine Zeitverschiebung von der Gegenwart in die Vergangenheit und so eine Anpassung an ähnliche Volkslieder erfuhr:

Einst ging sie in den grünen Garten,
Brach die schönste Rose ab;
Dann trat sie vor den großen Spiegel,
Freut sich ihrer Munterkeit.

Daß an das 1. Gesätz, das mit dem Vers „Sei ein schwaches Rosenband" schließt, gleich das Gesätz „Selbst mit Rosen sich umgeben" angefügt wurde, hat das Wort „Rose" wohl selbst verursacht. Sonstige Abweichungen:

1, 2: Streuen wir mit leiser Hand.
4, 2: Selbst wie eine Rose rot.
5, 2: Und der Tod mein Auge bricht.
6, 4: Sonst störst du mich in meiner Ruh.
11, 4: Und mit Lieben zugebracht.
12, 3: Drum sollst du mir die Wahrheit sagen.
13, 3: Mir und der Geliebten zum Gefallen.
15, 2: Und die Täler schließen sich.

15. Aufzeichnung nach dem Gesange der Anna Hanisch in Neuschiedel (Bezirk Haida in Nordböhmen), eingesandt von dem Schriftsteller J. A. Taubmann im Jahre 1896. Bei dieser 11 Gesätze zählenden Lesart fehlen ebenfalls das 9., 10. und 14., aber auch das 8. und 12. Gesätz des Blattdruckes. Die ersten 7 Gesätze stehen in derselben Reihenfolge wie beim Blattdruck, die übrigen in der folgenden:

8. Oft hab'n wir beisamm' gesessen.
9. Spielet auf, ihr Musikanten.
10. Und sollt' ich länger leben.
11. Wenn die Berge sich erneuern.

Das 1. Gesätz lautet:

Kleine Blümchen, kleine Blätter
Streuen wir mit leiser Hand.
Guter Jüngling, Frühlingsgärtner,
Sei mein schönes Rosenband.

Digitized by Google

Weitere Abweichungen vom Blattdruck sind:

2, 4: Sei ein köstlich Rosenband.
3, 2: Pflückt die schönste Rose ab.
3, 3: Trägt sie auf dem süßen Busen.
4, 1: Nur mit Rosen sich umgeben.
5, 2: Und der Tod im Herzen blüht.
6, 3: Liebes Mädchen, niemals weine.
7, 1: Hast du was von mir genossen.
13, 2: Spielet auf ein schönes Lied.
15, 3—4: Bis die Disteln tragen Dornen,
So lang will ich lieben dich.
16, 1: Und sollt' ich länger leben.
16, 3: Du sollst länger nicht mehr leiden.

16. Aufzeichnung des Prof. J. Spandl aus Pumlitz (Bezirk Znaim in Südmähren) um 1910. Bei dieser Lesart, die aus 10 Gesätzen besteht, ist von Goethes Lied neben einem Anklang an die 2. Strophe nur mehr die erste übrig geblieben. Sie lautet:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter
Reißen wir mit leichter Hand.
Guter Jüngling, Frühlingsgötter
Sei mein schwaches Rosenband.

Die übrigen Gesätze folgen wie nachstehend:

2. Stets in Trauer muß ich leben.
3. Du kommst zwar aus meinen Augen.
4. Wie oft haben wir beisammen gesessen.
5. Geh du in den grünen Garten.
6. Was nutzet mich dein grüner Garten.
7. Wenn sich die Berge tun erhöhen.
8. Hast du viel von mir genossen.
9. Mädchen, wenn ich einstens sterbe.
10. Komm bei Nacht bei Mondenscheine.

Es fehlen das 2., 4., 12., 13., 14. und 16. Gesätz des Blattdruckes. — Weitere Abweichungen:

3, 1—4: Geh du in den grünen Garten
Und pflücke dir die schönsten Blumen ab;
Und trag sie vor den großen Spiegel,
Zeigt sie ihre Zärtlichkeit.
5, 2: Und der Tod mein Auge schließt.
6, 2: Auf mein Grab und Siegel zu.
10, 4: Daß ich dafür dahier bin.
15, 2: Und die Täler niedern sich.

17. Aufzeichnung mit Singweise, die ähnlich ist der oben Nr. 7 mitgeteilten, von Oberlehrer J. Rieger in Rautenberg (Bezirk Hof in Nordmähren), 1897. Dieser Lesart mit 8 Gesätzen fehlen das 3., 7., 10., 12.—16. Gesätz des Blattdruckes. Von Abweichungen findet sich bloß:

1, 4: Führen mich am Rosenband.

Digitized by Google

Sonst schließen sich die erhaltenen Gesätze genau an die Reihenfolge und den Wortlaut des Blattes an.

18. Liederheft des aus Hollowing bei Plan in Westböhmen stammenden Lorenz Josef Steiner, Soldat im k. k. von Benedek 28. Linien-Inf.-Regiment, 4. Grenadier-Komp., geschrieben 1852 in Rastatt, eingesendet 1918 von Dr. Liesl Reiniger in Marienbad. Der 7 Gesätze zählenden, „Die Liebenden" überschriebenen Fassung fehlen das 3., 7.—10. und 13.—16. Gesätz des Blattdruckes, der daher hier kaum als Quelle in Betracht kommt. Auch hier schließt sich das 4. Gesätz des Blattdruckes gleich an das 1. Gesätz (4. Zeile „Rosenband") an. Das Lied zeigt folgende Anordnung der Gesätze und Abweichungen:

1. 1, 1—4: Kleine Blumen, kleine Blätter
Reich' ich dir mit leiser Hand,
Guter Jüngling, Frühlingsgötter
Wandeln auf dem Rosenband.
2. 4, 1—4: Mit Rosen ganz umgeben,
Selbst wie eine Rose blüht.
Nur einen Kuß geliebtes Mädchen,
Dann bin ich genug beglückt.
3. 2, 1: Fühle, was mein Herz empfindet
2, 3: Denn das Band, das uns gebündet.
4. 11, 1: Sind wir oft beisamm' gesessen.
5. 12, 1: Vater und Mutter woll'ns nicht haben.
6. 5, 1—4: Mädchen, wenn ich sterben werde
Und der Tod mein Auge bricht,
Dann pflanz du auf meinem Grabe
Eine Blum' „Vergißmeinnicht".
Daß wir uns geliebet haben,
Das weiß niemand als du und ich.
7. 6, 1: Kommst du einst bei Mondenscheine.
6, 3—4: Dann, Geliebte, niemals weine,
Sonst störst du mich in meiner Ruh.

Zu den zwei Zusatzversen im 6. Gesätz vgl. oben das 6. Gesätz der Lesart aus Georgswalde.

19. Aufzeichnung mit Singweise nach dem Gesange der Frau Theresia Mauder in Medonost (Bezirk Wegstädtl in Nordböhmen) durch Lehrer Adolf König aus Reichenberg, 1912. Nach dessen Angabe auch in Woken (Bezirk Dauba) und Wolschen (Bezirk Niemes) bekannt. Die 7 Gesätze dieser Fassung, der das 2., 4., 5., 8.—11., 14. und 16. Gesätz des Blattdruckes fehlen, reihen sich folgendermaßen an:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter.
2. Gehst du in den schönen Garten.
3. Hast du was von mir genossen.
4. Vater und Mutter wollen nicht haben.
5. Wenn die Berge sich erneigen.
6. Gehst du die Nacht bei Mondenscheine.
7. Spielet auf, ihr Musikanten.

Digitized by Google

An Abweichungen sind zu vermerken:

1, 2: Streuen wir mit leiser Hand.
3, 2—4: Brichst die schönste Rose ab,
Trägst sie vor den großen Spiegel,
Freu dich ihrer Muntrigkeit.
6, 4: Sonst störst du noch meine Ruh.
12, 2: Liebes Kind, das weißt du wohl.
13, 2—4: Spielet auf ein Abschiedslied
Mir und meinem Mädchen zu Gefallen,
Weil ich sie verlassen muß.
15, 2: Und die Täler schweigen.
15, 4: Werd' ich nie verlassen dich.

20. Aufzeichnung des Oberlehrers Heinrich Richly in Odrau (Schlesien) aus dem Jahre 1907 nach dem Gesange des Schusters Anton Hübner in Odrau. Auch diese Fassung scheint mit dem Blattdruck, dessen 2., 7.—10. und 13.—16 Gesätz fehlt, nicht zusammenzuhängen. Die Gesätze stehen in folgender Anordnung:

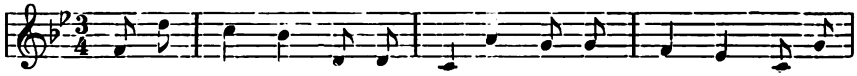
1. Kleine Blümlein, kleine Blätter.
2. Oft haben wir beisammen gesessen.
3. Vater und Mutter woll'ns nicht haben.
4. Geht sie in den Rosengarten.
5. Und von Rosen ganz umgeben.
6. Mädchen, sollt' ich einstens sterben.
7. Kommst du nachts bei Mondenscheine.

Abweichungen sind:

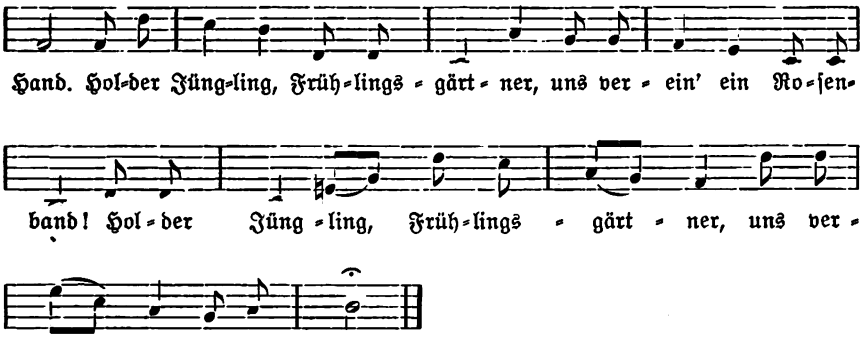
1, 2: Streuen wir mit leiser Hand.
3, 2—4: Bricht die schönste Rose ab,
Hält sie vor den großen Spiegel,
Und sie freut sich ihrer Munterkeit.
5, 2: Und von dir getrennt muß sein.
5, 4: Rosen und Vergißmeinnicht.
12, 3—4: Tust du mir nur die Wahrheit sagen,
Dann ich wieder kommen will.

Bemerkenswert ist, daß bei der folgenden Fassung aus Westböhmen, die nur mehr das 1. Gesätz des Goetheschen Liedes aufweist, sonst die gleichen Gesätze wie bei dieser schlesischen Lesart auftauchen und bloß die beliebte Wanderstrophe „Spielet auf, ihr Musikanten" noch angefügt wird.

21. M. Urban, Notizen zur Heimatskunde des Gerichtsbezirkes Plan. Tachau, 1884, S. 327f. Nahezu gleichlautend und mit Singweise 1897 eingesandt von J. Köferl, Tachau.



Digitized by Google



Der nur mehr 6 Gesätze zählenden Fassung fehlen das 2.—4., 7.—10. und 14.—16. Gesätz des Blattdruckes, der auch hier schwerlich als Quelle in Betracht kommt.

Die Gesätze stehen in folgender Anordnung:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter.
2. Vater, Mutter woll'ns nicht haben.
3. Oft sind wir beisammen g'sessen.
4. Wenn ich einstens sterben werde.
5. Komme oft beim Mondenscheine.
6. Spielet auf, ihr Musikanten.

Abweichungen sind ferner:

5, 2: Und der Tod mein Auge bricht.
6, 2—4: Dann zu meinem Grabe du,
Schönster Schatz, und niemals weine,
Ansonst störst du meine Ruh!
11, 2: Ja, so manche schöne Nacht.
12, 2—4: Schönster Schatz, das weiß ich wohl.
So bestell' gewisse Stunden,
Wenn ich zu dir kommen soll!

22. Aufzeichnung des Lehrers Julius Fischer in Markausch (Bezirk Trautenau in Ostböhmen), 1897. Diese ebenfalls vom Blattdruck, dessen 2. und 7.—16. Gesätz fehlen, unabhängige Fassung zählt nur mehr 5 Gesätze:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter.
2. Selbst mit Rosen sich umgeben.
3. Wie oft sind wir beisamm' gesessen.
4. Kommst du einst zu einem Garten,
Brichst die schönsten Blumen ab,
Trägst sie vor den großen Spiegel
Und freust dich ihrer Munterkeit.
5. Und wenn ich einstens sterbe
Und der Tod mein mattes Auge bricht,
Aber Mädchen, niemals weine,
Sonst störst du mich in meiner Ruh!

Digitized by Google

Das an die Fassung aus Medonost (Nr. 19) erinnernde 4. Gesätz setzt an Stelle des bestimmten „Geht sie in den grünen Garten" das unbestimmte, allgemeine „Kommst du einst zu einem Garten". Im 5. Gesätz haben wir zum erstenmal die bei der Überlieferung von Volksliedern und Kunstliedern im Volksmunde nicht seltene Erscheinung, daß durch Zusammenfügung von Bestandteilen zweier Gesätze ein neues gebildet wird. Hiefür ist die folgende Lesart geradezu ein Musterbeispiel. Hier selbst wären noch folgende Abweichungen anzuführen:

1, 2: Streuen wir mit leichter Hand.
1, 4: Sei kein schwaches Rosenband.
11, 2: Manche liebe helle Nacht.

23. Aufzeichnung des Lehrers Adolf Bauer in Sakschen (Bezirk Dauba) aus dem Jahre 1911 nach dem Gesange des Nachtwächters Kunze in Töschen (Bezirk Dauba). Diese nur mehr 4 Gesätze umfassende, merkwürdige Lesart lautet:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter,
Streuet sie mit leiser Hand,
Ja, guter Jüngling, Frühlingsgärtner,
Ja, sei ein schwaches Rosenband.
2. Sie ist ja selbst von Rosen umgeben,
Selbst wie eine Rose jung;
Er trägt sie vor den großen Spiegel,
Ja, freut sich ihrer Munterkeit.
3. Wohl in Trauern muß ich leben,
Muß ich leiden mit Geduld,
Ja, nur ein Kuß, geliebtes Mädchen,
Weil ich von dir scheiden muß.
4. Kommst du bei der Nacht bei Mondenschein,
Auf meinem Grabstein siehest du,
So pflanze auf meinem Grabe ein
Nur eine Blume Vergißnichtmein!

Dies ist die zersungenste Form des Blattdruckes, der sich im 3. Gesätz verrät. Zur Bildung des 2., 3. und 4. Gesätzes mußten je zwei Gesätze der Urform beitragen, beim 2. das 3. und 4., beim 3. das 4. und 9. und beim 4. das 5. und 6. Gesätz des Blattdruckes. Dabei wurde aber keineswegs sinnlos verfahren. Hier ist es er, der Liebende, der seine rosenumkränzte Geliebte vor den Spiegel trägt und sich ihrer Munterkeit freut. Aber als trauriges Gegenstück wird diesem heiteren Bild entgegengestellt, daß der Liebende für immer Abschied nehmen muß und nur den Wunsch aussprechen kann, daß sie ihn nicht vergessen möge, was sinnbildlich durch Pflanzen von Vergißmeinnicht auf seinem Grabe ausgedrückt wird.

Die angeführten 23 sudetendeutschen Fassungen des Goetheschen Liedes, die sich bei weiterer Sammeltätigkeit bestimmt noch stark vermehren ließen, verdanken also zum überwiegenden Teile ihr Dasein und ihre Lebensdauer im Volksmunde dem Umstand, daß erstens das Lied „Stets in Trauer muß ich leben" mit Goethes Lied verbunden wurde und dabei eigentlich zum wichtigeren Teile des ganzen Gesanges geworden ist, und

Digitized by Google

daß zweitens dieser neue Gesang immer wieder durch fliegende Blätter aus Leitomischl verbreitet wurde, so daß er sich nicht allein in handschriftlichen Aufzeichnungen, sondern in einzelnen Fällen auch in der mündlichen Überlieferung ziemlich unverändert und ungekürzt erhalten konnte.

Andererseits widerlegt unsere Übersicht die ziemlich verbreitete Meinung, als ob Kunstlieder im Volksmunde im Laufe der Fortpflanzung stets in der Weise „zersungen" werden, daß sie Gesätz nach Gesätz verlieren und immer mehr einschrumpfen. Die Veränderungen und auch die Einbußen, die ein Lied in der Volksüberlieferung erfährt, sind vielmehr zufälliger Art. In der einen Gegend können schon kurze Zeit nach der Übernahme eines Liedes durch das Volk starke Schwundformen auftauchen, während in der anderen die ursprüngliche Form sich lange gut und richtig erhält. Es kommt eben auch hier, wie bei anderen Gattungen der Volksdichtung und insbesondere beim Märchen, auf die Träger und Fortpflanzer an. Es gibt Zeiten, wo in einer Gegend sangeslustige Leute, die dabei auch ein gutes Gedächtnis besitzen und daher den überlieferten Liedschatz treu bewahren, sehr selten sind oder ganz fehlen, während sie anderswo zur selben Zeit häufiger vorkommen. Dort wird die Überlieferung der Lieder in solchen Zeiten stocken oder dürftig sein, hier aber wird sie in guten Händen sein und hier wird daher auch Wort und Weise keine oder nur geringe Einbußen erleiden.

Was nun Goethes Lied selbst betrifft, so ergibt unsere Darlegung wohl die Tatsache, daß das Volk mit diesem tändelnden Liedchen zunächst im ganzen nichts anzufangen wußte. Bei seinen Liedern will das Volk klare, anschauliche Bilder für das Auge. Es begnügt sich oft mit dem bloßen Aneinanderreihen solcher Bilder, wie dies unsere Wanderstrophen zeigen. Und so hat aus Goethes Gedicht eigentlich nur das Bild des vor dem Spiegel stehenden Mädchens und das Kußmotiv Eindruck auf das Volk gemacht, wie etwa die Bilder von dem Vergißmeinnicht pflanzenden, beim Grabe weinenden Mädchen oder das von der ohne Schlaf verbrachten Liebesnacht oder das der feindlichen Eltern oder das der aufspielenden Musikanten. Das 1. Gesätz des Goetheschen Liedes, das Motiv von den guten jungen Frühlingsgöttern, die mit leichter Hand kleine Blumen und kleine Blätter auf das Band streuen, das der Dichter der Geliebten übersendet, lag dem Volke so fern, daß es von allem Anfang an nicht verstanden werden konnte. Dieses Gesätz blieb in allen Fassungen nur deshalb erhalten, weil es das Lied eröffnet und damit Träger der Singweise ist. Aber in welcher unsinnigen Form wurde es weiter überliefert! Wie mit dem ganzen Lied, so wußte das Volk auch im einzelnen, mit Wendungen und Wörtern, nichts anzufangen, am wenigsten mit den Frühlingsgöttern, die gern zu Frühlingsgärtnern wurden, weil diese bei dem Worte „Blumen" am nächsten liegen, und noch weniger mit dem Anfangsvers des 2. Gesätzes „Zephyr", nimm's auf deine Flügel", wo schon im Blattdruck in Anlehnung an das Wort „Rosenband" das Bild des grünen Gartens eintritt, in dem das Mädchen die schönsten Rosen abbricht.

Digitized by Google

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß sich die Lebensfähigkeit und Lebensdauer des Liedes einerseits aus der volkstümlichen, leicht ins Ohr gehenden Singweise, andrerseits aber aus dem Anfügen beliebter allgemeiner Wanderstrophen, die nach derselben Weise gesungen werden konnten, erklärt. Goethes Gedicht selbst wird in der Volksüberlieferung mehr oder weniger zur Nebensache. Dies zeigt sich auch, wenn wir noch kurz einen Blick auf die Fassungen werfen, die bisher außerhalb des sudetendeutschen Gebietes vorliegen.

Die im „Liederbuch des deutschen Volkes" (Leipzig 1843) Nr. 599 (danach Erk-Böhme II. S. 438) stehende Lesart hat nur das 1. Gesätz des Goetheschen Liedes als Träger der Singweise, sonst aber lauter Wanderstrophen, bei welchen man an einen Zusammenhang mit unserem Blattdruck denken könnte. Das Lied hat folgende 6 Gesätze:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter.
2. Wie oft han wir zusammengesessen.
3. Lieben sind zwei schöne Sachen.
4. Was nutzt mir ein schöner Garten.
5. Spielet auf, ihr Musikanten.
6. Vater, Mutter wollens nicht haben.

Überdies entspricht das 1. Gesätz nicht dem Goethes, sondern ist eine Verflechtung des Eingangs mit dem 4. Gesätz Goethes. Es lautet:

Kleine Blumen, kleine Blätter —
Reich mir freundlich deine Hand!
Und das Band, das uns verbinde,
Sei kein zartes Rosenband.

Bloß das 1. Gesätz ist ferner vorhanden in der Fassung bei G. Heeger und W. Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz. I. Band. (Kaiserslautern 1909), S. 285 f.:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter,
Reich ich dir mit leiser Hand,
Guter Jüngling, Frühlingsgötter,
Denkst du an ein Rosenband?

Von den sich anschließenden Wanderstrophen entsprechen die zwei letzten den ebenso anlautenden Gesätzen unseres Blattdruckes:

2. Rosen und Vergißmeinnicht.
3. Keine Ros ist ohne Dörner.
4. Mädchen, du, o teure Liebe,
5. Mädchen, wenn ich einstmals sterbe.
6. Mädchen geh bei Mondesscheine.

Ebenfalls nur das 1. Gesätz kennt die in Herrigs Archiv 97 (1896) S. 8 nach dem Berner „Bund" (1896, 23. Juli) veröffentlichte Schweizer Fassung. Es lautet hier:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter
Pflücken wir mit leiser Hand;
Holder Jüngling, Frühlingsgärtner,
Wandle du auf Rosenbank.

Digitized by Google

Die folgenden Strophen beginnen:

2. Jene Leute, die dich haſſen.
3. Aber ich hab ſchon geſchworen.
4. Und ſo lang das Waſſer rauſchet.
5. Sött ich aber unterlaſſen (unterdeſſen?).

Dieſer Faſſung ſteht am nächſten die im Schweiz. Archiv f. Volkskunde 5 (1901), S. 18 (M. E. Marriage und J. Meier, Volkslieder aus dem Kanton Bern) mit Singweiſe mitgeteilte Lesart mit folgenden Geſätzen:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter.
2. Sich mit Roſen zu umgeben.
3. Jene Leute, die dich haſſen.
4. Aber ich hab es geſchworen.
5. Sollt ich aber unterdeſſen.

Als Einſchub in zwei Wanderſtrophen hat ſich das 1. Geſätz 1895 in dem Liederheft einer Sennerin im Stubaital in Tirol gefunden (Herrigs Archiv a. a. O. S. 2). Sie lautet:

Kleine Blimlein kleine Bleter
Streif ich leis mit weißer Hand
guter Jüngling Frühlings Gärtner,
reigſt dus mir dein ſchwaches Roſenband.

Die Wanderſtrophen ſelbſt beginnen „Die erſte Liebe iſt die ſchönſte“ und „Wan ich einſtmahlſt ſterben werde“.

Die gleiche Verbindung des Eingangsverſes mit dem 4. Geſätz wie bei des Lesart im „Liederbuch des deutſchen Volkes“ (1843) zeigt das 1. Geſätz der auch in anderer Hinſicht ſehr merkwürdigen Faſſung bei E. H. Wolfram, Naſſauiſche Volkslieder (Berlin 1894) Nr. 263:

1. Kleine Blümlein, kleine Blätter
Reich ich dir mit leiſer Hand,
Und das Band, das ſie verbindet,
Sei ein ſchönes Roſenband.
2. Ganz mit Roſen ſo umgeben,
Reich mir freundlich deine Hand.
Auf der Jugend Frühlingszeiten
Folgt der Hochzeit Roſenkranz.
3. Und ſo lang das Feuer brennet
Und die Reben tragen Wein,
Und ſo lang das Waſſer fließet,
Soll und muß die Ehe ſein.

Hier iſt neben dem 1. Geſätz nur noch im Anfangsvers des 2. Geſätzes eine Erinnerung an Goethes Lied vorhanden, anſonſten haben wir ein Loblied der Ehe vor uns, ein Gedanke, der Goethe wohl ziemlich fern lag. Die ſcharfe Betonung „Soll und muß die Ehe ſein“ findet ſich ſonſt nicht bei dieſem Geſätz (vgl. Erk-Böhme II. S. 393 zu „Mädchen, wenn ich dich erblicke“), deſſen Schlußvers meiſt lautet: „Sollſt fürwahr mein eigen ſein!“ Dieſen drei Geſätzen des Volksliedes aus Naſſau iſt bei Erk-Böhme II. S. 438 noch die uns bereits in ähnlicher Form bekannte Wanderſtrophe angeſchloſſen:

Digitized by Google

Blaue Augen, schwarze Haare
Haben mich zur Lieb gebracht.
Wers nicht glaubt, der wirds erfahren,
Ich habs selber durchgemacht.

Das erwähnte Volkslied „Mädchen, wenn ich dich erblicke", das sehr verbreitet ist und einzelne Gesätze mit anderen Liedern, z. B. auch mit „Stets in Trauer muß ich leben", teilt (vgl. Erk-Böhme II. S. 393), hat zwei andere Gesätze zu der folgenden Fassung aus der Gegend um Lindau im Bodensee geliefert, die von A. Englert in Herrigs Archiv 98 (1897), S. 125 ff. veröffentlicht wurde und die durch die sonderbare, für eine Weingegend passende Umwandlung des 3. und 4. Verses im 1. Gesätz auffällt:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen wir mit leiser Hand,
Guter junger Frühlingskelter
Trinkt man auf ein Lustigsein.
2. Seht von Rosen mich umgeben,
Brecht nur eine Rose mir,
Nur einen Kuß, geliebtes Mädchen,
Ohne dich kann ich nicht sein.
3. Alle Leute, die dich hassen,
Sagen dies und jenes mir,
Sie sagen all, ich soll dich lassen,
Soll mein Herz nicht schenken dir.
4. Aber nein, ich hab's geschworen,
Dir auf ewig treu zu sein.
Dich hab ich mir auserkoren,
Ohne dich kann ich nicht sein.

An diese zwei Gesätze aus dem Liede „Mädchen, wenn ich dich erblicke" schließt sich dann als letztes die Wanderstrophe „Mädchen, wenn ich einstmals sterbe".

Goethes Lied ist in der Schweiz (vgl. auch Euphorion 11 [1904], S. 629) besonders beliebt geworden. In seiner Sammlung „Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland" (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Nr. 4. Basel 1906) bringt A. L. Gaßmann auf S. 30 f. zwei Fassungen des Liedes, eine aus Reiden und eine aus Altbüron, ferner eine Singweise aus Buchs, zu der auf S. 182 bemerkt wird, daß sie aus verschiedenen Teilen anderer Singweisen zusammengesetzt ist: der Vordersatz der 1. Periode aus dem Liede „Des Sommers letzte Rose", der Vordersatz der 2. Periode aus dem Liede „An der Saale hellem Strande" und der Nachsatz aus Motiven der Fassung aus Altbüron.

Die Lesart aus Reiden, die wie die anderen zwei im 1. Gesätz vom „Frühlingsgärtner" spricht und es mit dem Vers „Wandle auf dem (mei'm) Rosenband" abschließt, weist folgende Gesätze auf:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter.
2. Hüpfend über Fels und Hügel,
Geh' ich nur mit Lust und Freud!

Digitized by Google

Alsdann tritt sie vor den Spiegel
Freut sich ihrer Munterkeit.

3. Fühle, was mein Herz empfindet.
4. Ach Mädchen, wenn ich einmal sterbe.
5. So pflanzest du auf meinem Grabe
Die schöne Blum' Vergißmeinnicht;
Daß wir uns einst geliebet haben,
Weiß kein Mensch als du und ich.
6. Kommst du einst beim Mondenscheine.

Der zweite Teil des 5. Gesätzes findet sich ähnlich nur in der Lesart aus Meurs (1839), dann in unserer Fassung aus Georgswalde (1835) und in Nr. 18, dem 1852 zu Rastatt geschriebenen Soldatenliederbuch, so daß man vermuten kann, daß auch das Schweizer Lied schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Volksmunde gelebt hat.

Die Fassung aus Altbüron hat folgende Gesätze:

1. Kleine Blumen, kleine Blätter.
2. Schön mit Blumen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose blüht;
Nur ein'n Kuß, geliebtes Mädchen,
So lang die reine Liebe glüht.
3. Alle Quellen fließen Wasser,
Alle Berge tragen Steine;
Nur ein'n Kuß, geliebtes Mädchen,
Mein Glück bist dus ja ganz alleine.
4. Alle Leute, die dich hassen,
Sagen dies und jenes mir;
Sie sagen all', ich soll dich lassen,
Und mein Herz sehnt sich nach dir.
5. Aber ich habs schon geschworen,
Dir auf ewig treu zu sein;
Dich hab' ich mir auserkoren
Und ohne dich kann ich nicht sein.
6. Freilich hast dus mir geschworen,
Fröhlich reich' mir deine Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Ist kein schwaches Rosenband.

Deutlich ist hier die Verwandtschaft mit der im Berner „Bund" (1896) veröffentlichten, oben erwähnten Lesart, die aber eine bedeutsame und sinnvolle Erweiterung erfahren hat, indem aus dem Gesätz des Goetheschen Liedes „Fühle, was mein Herz empfindet" die letzten Verse auch hier als Abschluß gesetzt sind und so das Motiv vom Rosenband zur Betonung der ewigen Treue wirksam verwertet wird.

Die Verwertung dieses Motives vom Rosenband, das so gewissermaßen auch die ganze Dichtung umschließt, findet sich gleichfalls in einem längeren, durch einen Blattdruck, dessen ich bisher nicht habhaft werden konnte, verbreiteten Liede, das nur im Eingang und zum Schluß von Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter" ausgeht, sonst aber eine starke

Digitized by Google

Abhängigkeit von Schillers Lyrik offenbart. Es lautet nach einem vom Oberlehrer Ferd. Oberhauer in Pumlitz bei Znaim eingesandten, um 1870 von einem gewissen Franz Langer geschriebenen Liederbuch:

1. Schöne Blumen grüner Blätter
   Streu ich dir mit meiner Hand,
   Denn die holden Frühlingsgötter, ja Götter,
   Führen mich am Rosenband.
2. Ach Mathilde, es ist Liebe,
   Was du fühlest, fühl auch ich,
   Ja mir sagen meine Triebe, ja Triebe,
   Daß ich herzlich liebe dich.
3. Merke, was mein Herz empfindet,
   Was sich regt in meiner Brust,
   Wenn du das Geheimnis findest, ja findest,
   Gönne mir die süße Lust.

Von den weiteren Gesätzen, die ohne Beziehung zu Goethes Lied sind, seien nur die Anfangszeilen angeführt:

4. Seit der Zeit, als ich dich liebe.
5. Wandle ich im Buchenhaine.
6. Und wie lieblich hallt in Auen.
7. Leiser rauscht mir Bach und Quelle.
8. Alle Blumen sind mir schöner.
9. Ganz entfernt vom Weltgetümmel.
10. Freudig pflücke ich dir Blumen.
11. Würden auch Orkane stürmen.
12. Denn zu süß ist unsre Wonne.
13. Ja die süße Lust der Liebe.
14. Doch in unsre Liebesfreuden.
15. Reichtum ist mir nicht beschieden.
16. Arm und klein ist meine Hütte.
17. Drum so windet, gute Götter,
    Fest um uns das Rosenband!
    Seid uns Schützer, seid uns Retter, ja Retter,
    Und führet uns an eurer Hand!

Die gleichen Gesätze, zum Teil in anderer Reihenfolge, hat eine in den „Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes" 2 (1906), S. 91 ff. abgedruckte Fassung, in der die Geliebte Karoline heißt. Sie wurde den Herausgebern der Zeitschrift als „Blumenlied" aus Vorder-Ehrensdorf und in einem Jahrmarktsdruck durch den Quintaner Franz Weiß geliefert. An der gleichen Stelle (S. 95 f.) ist eine auf vier Gesätze zusammengeschrumpfte Fassung desselben Liedes, aufgezeichnet von dem Oktavaner Johann Heger aus Ohrnes, mitgeteilt, die auf eine ähnliche Singweise wie beim Kuhländler Menuett hindeutet:

1. Schöne Blumen, grüne Blätter
   Streu ich auf mit meiner Hand
   Und die holden Lebensgötter (vielleicht nur Schreibfehler!)
   Führen mich am Liebesband.

Digitized by Google

Und die holden Liebesgötter,
Und die holden Liebesgötter,
Und die holden Liebesgötter, ja Götter,
Führen mich am Liebesband.

2. Merke, was mein Herz empfindet,
Was sich regt in meiner Brust!
Wenn du das Geheimnis findest, ja findest,
Gönne mir die süße Lust!

3. Philomena, es ist Liebe;
Was du fühlest, fühl ich auch.
Und es sagen meine Triebe, ja Triebe,
Daß ich herzlich liebe dich.

4. Wandle ich im Buchenhaine
Mit der Liebsten Arm in Arm
Bei des Abends Purpurscheine, ja Scheine,
Da wird mir ums Herz so warm.

Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß die volkstümliche Umformung von Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter" nicht bloß im geschlossenen deutschen Sprachgebiet verbreitet ist, sondern auch den Weg nach Osten, in die deutschen Siedlungen des ehemaligen Ungarn gefunden hat. Zwei Fassungen teilt Schullerus im Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 21 (1898) S. 71 ff. mit, eine andere wurde in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn 2 (1892), S. 196 f. veröffentlicht

Die erste siebenbürgische Lesart (aus Schellenberg) umfaßt die folgenden 11 Gesätze, die auf unseren Blattdruck zurückweisen.

1. Kleine Blumen, kleine Bläter.
2. Selbst mit Rosen sich umgeben.
3. Gehst du in den Rosengarten.
4. Mädchen, wenn ich einstenst sterbe.
5. Wier sind viel beisammen gewesen.
6. Gehst du einst bei Mondenschein.
7. Hast du etwas von mir genossen.
8. Vater und Mutter, die wollens nicht Leiden.
9. Spielet auf ihr Musikanten.
10. Solten sich die Berge neigen.
11. Sollte ich noch länger leben.

Auch die zweite siebenbürgische Lesart (aus Groß-Pold), die nur 5 Gesätze zählt, geht auf die gleiche Quelle zurück, wenn auch das 2. Gesätz sich nur noch in den „Volksliedern aus der Rheinpfalz" (oben S. 82) findet.

1. Kleine Blümchen, große Blätter.
2. Keine Rose ist ohne Dornen,
Keine Liebe ist ohne Pein,
Bin ich denn zum Schmerz geboren,
Ja es kann nicht anders sein.
3. Vater und Mutter könnens nicht leiden.

Digitized by Google

4. Sollt ich aber unterdessen.
5. Und so lang die Berg sich neigen.

Die zweite Aufzeichnung stammt aus Nordostungarn, aus der Gegend von Bardhaz im Bereger Komitat. Dieses Bardhaz ist nun nichts anderes als das heute auf tschechoslowakischem Gebiete liegende deutsche Dorf Barbowo südlich von Munkatsch. Wir haben es daher mit einer weiteren deutschen Lesart aus der Tschechoslowakei zu tun. Es ist ein völlig zersungener Rest, der ohne jegliche Stropheneinteilung — wahrscheinlich nur nach einer handschriftlichen Aufzeichnung — überliefert wird. Aber auch dieses Bruchstück verrät deutlich seine Beziehung zu dem obigen Blattdruck. Das für das ungarische und im besondern magyarische Märchen so kennzeichnende Streben, den Stoff zu verheimatlichen und im eigenen Land irgendwie zu verankern, äußert sich auch in unserem Liede, zu dessen Ende die Donau, der Hauptstrom Ungarns, für das Wort „Täler" eingesetzt wird. Es lautet:

Kleine Rose, grüne Blätter
Streichelt mir mit leiser Hand,
Und mit Bändlein umgegeben —
Tröste mich Mädchengesang.
Was nützte mir mein junges Leben,
Wenn ich nichts zu lieben hab?
Einzeln gehe ich in Garten,
Schneid die schönste Rose ab,
Trag sie vor den großen Spiegel,
Sie gefreut ihr Wunderkeit.
Vater Mutter will's nicht haben,
Schönster Schatz, das weißt du wohl,
Tu mir nur die Wahrheit sagen,
Wenn ich wieder kommen soll.
Wenn die Berglein sich werden neigen
Und die Donau neiget sich,
Und die Distel tragen Feigeln,
So lang werd' ich lieben dich.

Die Instrumente der Iglauer Bauernmusik

Von **Ignaz Göth**, Iglau

Wer eine Iglauer Bauernmusik bei einer echten Bauernhochzeit oder einem Sonntags- oder Kirchweihtanz schon gehört hat, der kann ein Bewundern nicht unterdrücken. Es geht alles so fidel, so urwüchsig zu, so gemütlich und ungezwungen. Es kann auch nicht anders sein, wenn die „Berneschen" spielen. Da gibt es keine Noten, keinen Dirigenten, keinen Kapellmeister; da gibt es bloß Gehör und recht viel Kraft und Schwung in Armen und Beinen. Die „Berneschen" sind, wie jede echte Iglauer Bauernkapelle, aufeinander eingespielt und da bedarf es nur des Hinhorchens auf den Führenden und ein einstimmendes Nachspielen. Ein Bauerntanz bei uns geht auch nach anderen Regeln vor sich als im städtischen Tanzsaal. Neben

Digitized by Google

den allgemeinen Tänzen, auf die noch hingewiesen werden wird, ist da der „Hatscho" in den Ruhepausen eingeschoben; da gibt es dann das „Rädl", bei dem die Burschen und Männer „Vierzeiler"[1]) singen. Da erwacht die Fröhlichkeit und der Übermut und da heißt es nun:

„Musikanten spielt's auf,
Laßt Saatn klinga,
Mei Dirnei ist draus,
Will 's eine hvinga.

✤

Auf Peter und Paul,
da sein die Madla faul,
da san die Buma frisch,
wie a krepierta Fisch." uff.

Da heißt es nun bei den Musikanten aufpassen, damit sie die richtige Melodie erfassen und die Tonart genau finden. Ist der Vierzeiler aus-

Die alten „Berneschen".

gesungen, so wird die Melodie nachgespielt, die Mädchen drehen sich — die Hände ineinander verschlungen — im Kreise, während Männer und Burschen außenherum im Tanzschritt gehen.

Wer eine Weile so zugeschaut, mehrere Tänze gesehen und gehört hat, wird nun auch die Musikanten betrachten, wie sie in ihrem bäuerlichen

[1]) Siehe Dr. A. Altrichter, Schnadahüpfeln aus der Iglauer Sprachinsel, ZföVk. 19 (1913) und SA. Wien 1914.

Digitized by Google

Gewande und mit dem Kappl auf dem Kopfe ihre Instrumente meistern und bearbeiten, einheimisch: wie sie da „herumwerkeln". Da wird er gewahr, daß sie nicht nur einen guten Druck haben, sondern auch selbstgefertigte Instrumente, denen wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden:

Da ist die „Klorfiedel" des Vorspielers, also die führende Stimme des ganzen Quartetts, die „zweite Klorfiedel" oder „Sekundfiedel" für die zweite Stimme, die auch dreisaitige „Grobfiedel" (Bratsche) und der Baß oder das „Ploschperment". (Nach Götz von pläschpen = Lärm machen; es ist der Komiker des Quartetts.) Die bäuerische Fiedel ist von der heutigen üblichen Geige oder Violine verschieden und reicht weit ins 17. Jahrhundert bei uns zurück. (Siehe auch: Zak (Götz) Josef, Die Bauernfideln der Iglauer Sprachinsel, ZfÖVk, Wien, 1900.) Auch die Geschichte der mittelalterlichen Musikinstrumente hat einen großen Unterschied zwischen Geige und Fiedel gemacht[1]). Die Geige hatte die Form eines „Schinkens", Flankenwirbel, zwei bis drei Saiten und wurde nur in der niederen Volksschichte verwendet. Die Fiedel war das Hauptstreichinstrument des Mittelalters und Sachs stellt den Ursprung und Stammbaum[2]) derselben für Vorderasien über Byzanz im 10. Jahrhundert auf.

Vorderasiatisch — byzantinische Fiedel.

Abendländische — mittelalterliche Fiedel, von der abstammen:

Bratsche — Violoncello — Violine — Kontrabaß.

Auch die Fiedel war ursprünglich schinkenförmig und bauchig, hatte Hinterwirbel und fünf Saiten.

Erst langsam wandelte sie sich zur gebuchteten und geeckten Zargenform der Violine; um 1500 heißt sie in Italien „Lira da braccio" und hat bereits den Violinkörper, aber noch die alten Hinterwirbel und sieben Saiten und spaltet sich in

drei Familien:

Die alte Lire (mit dem Wirbelkasten der Geige) — Viola da gamba — Viola da braccio.

✤

Es sei vorerst auf die Teile der Geige hingewiesen.

Der Schallkörper der Geige ist oben und unten abgerundet und in der Mitte eingezogen. Seine Hauptteile sind:

1. Die Decke oder Oberplatte, der Resonanzboden aus Fichtenholz, der mit Schall- oder F-Löchern versehen ist.
2. Der Boden aus Ahornholz.
3. Die Zargen, dünne aufrechtstehende Wände aus Ahornspänen.
4. Der Steg, zwischen den Schallöchern, aus Hartholz.
5. Die Einlage, Rand der Decke und des Bodens, zwei schmale Streifen schwarzen Holzes, die „Flödel".
6. Der Stimmstock, auch Stimme oder Seele geheißen, ein unter dem rechten Fuß des Steges im Geigenkörper zwischen Decke und Boden

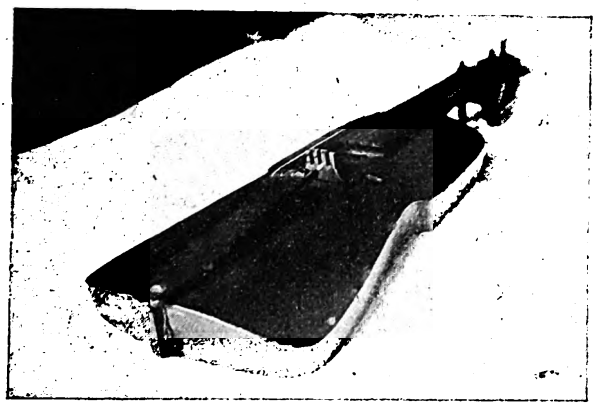
[1]) Curt Sachs, Die Musikinstrumente, Breslau, 1923.

[2]) Ebd. S. 56, 61.

Digitized by Google

befindliches weiches rundes Holzstäbchen, das die Schwingungen (Molekularschwingungen) von Steg und Decke überträgt.

7. Der Balken, eine unter dem ersten Fuß des Steges, auf der Innenseite der Decke, längslaufende angeleimte Holzrippe, die den Transversalschwingungen entgegenwirkt.
8. Der Hals, die Verlängerung des Schallkörpers, aus Ahornholz. Er ist abgerundet, damit ein besseres Gleiten der Hand möglich ist.
9. Das Griffbrett ist auf dem Hals aufgeleimt; es ist aus Ebenholz[1]). Das obere Ende heißt Sattel und hat Holzleistchen mit Einschnitten für die vier Saiten.
10. Der Kopf ist das Endstück des Halses, ist etwas nach hinten gebogen und läuft in die Schnecke aus. Er ist wie ein Kästchen ausgeschnitten



Fiedel. (Stegmotiv.)

(Wirbelkasten) und hat links und rechts je zwei Löcher für die vier Ebenholz-Wirbel.

11. Der Saitenhalter, aus Ebenholz, hängt an der unteren Zarge des Schallkörpers und schwebt frei über der Decke.
12. Der Bogen dient zum Streichen der Geige. Er hat einen dünnen gebogenen Stab aus elastischem hartem Holze (Pernambuk, Schlangen-, Brasilienholz) und einem aus gebleichten Roßhaaren bestehenden Bezug. Die Spannung wird durch eine Gewindeschraube am Ende des Bogens, den sogenannten Frosch, erreicht.

✣

Auch bei unserer Fiedel sind ähnliche Bezeichnungen. Da gibt es auch: Obere Decke aus Fichtenholz, aus einem Viertelscheitel gearbeitet, damit die feinjährige Maserung zum Ausdruck kommt. Man darf das obere Blatt nicht aus der Mitte nehmen, da die Fiedel sonst

[1]) Holz von tropischen Bäumen der Gattung Dattelpflaume; mehr oder minder schwarze, schwere, harte Edelhölzer.

Digitized by Google

einen Holzton hätte. In der oberen Decke sind die rechteckig ausgeschnittenen Luft- oder Schallöcher (5 cm : 1 cm).

Die untere Decke bildet mit den Seitenwänden oder Korpus und dem Kopfe ein Stück. Diese Teile sind aus Ahornholz, werden aus einem ganzen Brette hergerichtet und auf 3 mm Dicke ausgestemmt. Der Innenrand ist verdickt, und zwar oben und unten, damit die obere Decke gut angeleimt werden kann. Auch die Form der Fiedel ist zu beachten. Der Schallkörper ist nicht C-förmig in der Mitte eingezogen, sondern ist bloß ein wenig herausgenommen, so daß die Grundform eines oben und unten abgerundeten Rechteckes fast erhalten bleibt. Der Korpus ist in seiner großen Dicke

Handteil des Bogens vom Ploschperment.

ohne oberes Blatt 35 mm. Die obere Decke ist geschweift. Die kleinste Entfernung zwischen Ober- und Unterdecke ist 22 mm.

Der Hals wird vom Korpus zum Kopf ausgeschnitten. Der Kopf ist glatt und wird manchmal verziert. Das Griffbrett wird besonders angeleimt. Die Wirbel oder „Nägerln" sind von unten nach oben durch den Kopf gesteckt, also sogenannte Hinterwirbel und so angeordnet .:. Griffbrett und Saitenhalter sind aus Zwetschkenholz und daher in rötlichem Farbton gehalten. Das Griffbrett ist gegen den Steg zu wie eine spitzige Klammer ausgeschnitten.

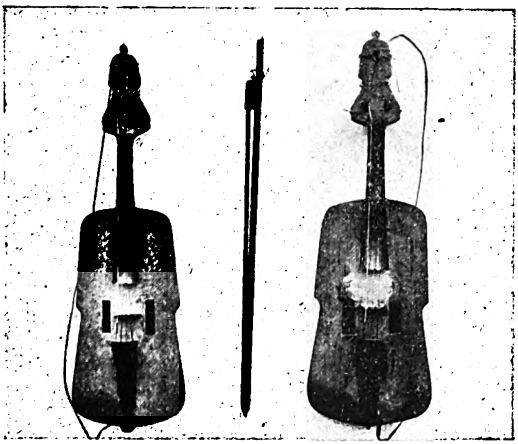
Digitized by Google

Der Saitenhalter ist symmetrisch ausgeschweift. Der Steg (Gittersteg) ist für vier Saiten, wie die Abbildung zeigt.

Griffbrett und Saitenhalter werden in neuerer Zeit aus vernickeltem Messingblech hergestellt, wie es der Fiedeltischler Martin Bernesch tut; das gibt der Fiedel einen größeren Klang. Als Bezug verwendet man stärkere Saiten, und zwar:

E-Saite = Achterdraht,
A-Saite = Violin-D,
D-Saite = Cello-D,
G-Saite = Viola-G (Darmsaiten).

Als Stimmbock wird ein Hölzchen verwendet, dessen Stellung durch Abstimmung erreicht wird.



Klar- und Grobfiedel.

Der Fiedelbogen ist aus Farbholz (Rotholz), wie es die Tuchmacher seinerzeit verwendeten. Eigenartig ist die Erreichung der Spannung. Der Frosch wird mit einem stärkeren Draht am gegenüberliegenden Teile befestigt. Dort ist ein Kamm mit Zähnen. Der Draht wird schief eingestellt und damit die Spannung erzielt. Als Bezug wird ungebleichtes schwarzes Roßhaar verwendet, da es dauerhafter ist.

Die Fiedel bleibt im Naturholz. Ist sie fertig, werden die Saiten aufgezogen und der Ton ausprobiert. Oft hat sie den sogenannten Holzton. Da muß der untere Boden nachgeschabt werden. Martin Bernesch besitzt zu diesem Zwecke einen Dickenmesser, mit dem er die gleichmäßige Dicke des Holzes erreicht. Oft kommt es vor, daß man beim Nachschaben durch das Brett kommt und dann das Ganze in den Ofen stecken muß. Die ganze Fiedel wird mit Glaspapier fein geputzt. Eine Fiedel kommt auf 50 bis 100 Kč, im Durchschnitt auf 60 Kč.

Digitized by Google

Martin Berneſch hat ſchon ein paar hundert davon angefertigt. Der verſtorbene Wenzel Berneſch verfertigte in einer Woche oft ſieben bis acht Stück.

✤

Der „Boß" oder „Ploſchperment" iſt aus Ahornholz, wird gebeizt und lackiert. Die Spannung der Saiten wird durch Wirbel, die oft noch außen mit Holz verkeilt werden, und eine Schraube erzielt. Die Schraube hilft auch, daß der Baß recht „ſchmettert". Mit einem Riemen wird er um den Hals getragen, beim Spiel auf den Knien gehalten und geſtrichen. Der Korpus iſt 15½ cm. Der Kopf wird extra eingemacht und iſt bedeutend ſtärker. Die Wirbel, die hier gegenüber ſtehen, ſind recht derb. Als Beſpannung dienen:

g—g—a—e-Saiten.

Mit dieſen Inſtrumenten wird nun die eigenartige Muſik gemacht, die in Noten aufzuzeichnen einfach unmöglich iſt. Da kann nur die Schallplatte die eigenartige Spielweiſe feſthalten. An Stücken ſpielt man: einen „Deutſchen" und einen „Altdeutſchen" für den Walzer, die Polka oder den „Aufhauer" oder den „Hupperiſchen" (Galopp), den Ländler oder Schleifenden und den „Bäueriſchen" mit dem „Hatſcho", dem Originaltanz der Iglauer Sprachinſel.

Die derzeit originellſte Kapelle ſind die „Berneſchen". Ihre Seele jetzt Martin Berneſch, mein Gewährsmann, mit dem ich ſchon mehrmals gereiſt bin, ſo zweimal in Wien, in Mähriſch-Neuſtadt, Jägerndorf und in Thüringen. Überall erregten ſein Spiel und ſein Inſtrument Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Martin Berneſch iſt jetzt der Lehrer für alle dieſe Inſtrumente. Er hatte beim Vater Tiſchler gelernt, übte ſelbſt durch Jahre das Tiſchlerhandwerk aus und kam dann in die Zigarrenfabrik nach Iglau als Fabrikstiſchler, wo er durch 35 Jahre arbeitete. Heute lebt er im Ruheſtand in Iglau. Seine Familie ſtammt aus Höfen bei Iglau und kam vor mehr als 60 Jahren in die Stadt.

Die männlichen Nachkommen der „Berneſchen":

Johann Berneſch (Vater) †

Matthias — Leopold
Johann — Konrad*
Wenzel † — Adalbert*, Emanuel*, Franz*
Martin — Johann*, Wilhelm

(Die mit einem * Bezeichneten ſind Spieler.)

Die meiſten ſind Tiſchler. Johann iſt in der Iglauer Klavierfabrik Hoffmann und Czerny beſchäftigt.

✤

Viele der Fiedeln gingen ins Reich. In mehreren Muſeen liegen dieſe originellen Fiedeln, ſo im Volkskundemuſeum in Wien, ein Quartett (drei Fiedeln und ein Baß) iſt in Brünn, Stücke davon ſind in Wittkowitz (Erich Wölz). Der Großinduſtrielle Löw verſandte Stücke und die Wiener Landsleute mit dem „Kremſer jun." aus Raunek pflegen mit viel Liebe die bäuriſche Muſik unſerer Sprachinſel.

Digitized by Google

Andere Kapellen sind noch in Rangern (auch ein Bernesch), Raunek (Kremser sen., alter Baßspieler) mit Deutsch-Gießhübl und Irschings, Neustift und Waldhof (Kaderschabek), Wolframs (Göth) usf.

Im nördlichen Teile der Sprachinsel, also im böhmischen Anteile, sind meist nur Blasinstrumente in Gebrauch.

✤

Eine Beschreibung[1]) der Iglauer Bauernmusik stammt aus dem Jahre 1825. Der Verwalter Mildner der Preitenhöfer Herrschaft beschreibt die Instrumente unserer Bauernmusik. Er sagt:

„Zu ihr gehört die Baßgeige, die, auf einem Tisch gelegt, mit einer eigenen senkrecht durch das Froschbrett bis auf den Oberdeckel angebrachten Schraube (Schnurrer) in der Art gespielt wird, daß der Spieler alle fünf Handfinger oben auf die Saiten und dem Griffbrett mit Handballer an die Saiten anlegt und so auf und abfahrend die nötigen Klangstufen hervorbringt, wobei die vorzüglichste Eigenschaft die ist, daß jeder Tonlaut vermittelst der besagten Schnurrschraube recht schnurret oder räuspert, als wenn die Baßgeige aufgeleimet oder aus der Leimung gegangen wäre. Dann gehören zu dieser drei sogenannte Fiedeln zu einem solennen Orchester. Hin und her wird zu mehreren Vollkommenheit vom Baßgeiger selbst bei gewissen Tonarten eine Trompete geblasen und dabei ohne Fingerauflage der linken Hand die zum Tanzstück anpassenden leeren Saiten zugleich im Takt — welcher von den Spielern ziemlich hörbar mit den Füßen angeklopft wird — mit anstreichet. Die Fiedeln macht sich jeder Spieler selbst; sind gegen die richtige Violine viel kleiner, sehr niedrig und brettblatt oder ohne Deckenwölbungerhöhung, ungeschickter in der Saitenschweifung als die echte Violine, statt F-Löcher nur zwei gerade länger als breitere Löcher. Ihre vorzügliche Eigenschaft ist ein scharf schneidender und kreischender Ton. Die genannten zwei kleinen Fiedeln sind der Körper samt Hals 12½ Zoll lang, 6½ Zoll breit, die Höhe der beiden Deckeln ¾ Zoll, der Hals 4½ Zoll, das Griffblatt 8½ Zoll, das Froschbrett 5 Zoll lang; jede nur mit drei Darmsaiten und nach dem Opernton (?) gestimmt in Quinten D—A—E; die Dritte oder Mittelfiedel auch Altfiedel genannt, hat aber die Saiten G—D—A und ist ¼ Zoll breiter, ½ Zoll länger. An den äußersten beiden Enden ist ein ziemlich langer Lederriemen befestigt, welchen der Spieler um den Arm wickelt, damit sie ihm beim Spielen nicht herabfallen kann. Die Stege haben folgende Form, auf welchen die Darmseiten ruhen:

Es scheinen diese Fiedeln jene Instrumente zu sein, welche die alten Taboriten bei Volksbelustigungen unter dem Namen „Hussa"[2]) (von Huß abgeleitet) hatten."

✤

Auch bei diesen Instrumenten gibt es Wandlungen und Abarten, wie der Beitrag Mildners zeigt. Bernesch Martin geht jetzt daran, auch die

[1]) Mitgeteilt von Dr. Gm. Schwab, „Iglauer Sprachinsel". 57/1925, S. 227.

[2]) Mildner dürfte den Ausdruck „Husla" meinen. Husla = wendische Fiedel, die Ähnlichkeit hatte mit der Schlüsselfiedel und dreisaitig bezogen war (Siehe „Alte Musikinstrumente" von Hermann Ruth-Sommer, Berlin 1920.) Der Verfasser.

Digitized by Google

Gegenstellung der Wirbel einzuführen. Im Grundprinzip dürfte aber doch das Instrument dasselbe sein, das unsere Vorväter bauten und an denen sich schon 1809, wie Götz (Zak) erzählt, die Franzosen ergötzt haben.

Möge dieser Beitrag ein kleiner Dank an unsere Spielleute, insbesondere an Herrn Martin Bernesch sein, die es verdienen, allüberall bekannt zu werden.

Das Baßbegraben

Ein alter Fastnachtsbrauch

Von **Franz Götz**, Poschkau

Am Faschingsdienstag gehen den ganzen Tag Fastnachtsnarren herum und treiben allerlei Späße zur Belustigung der Dorfbewohner. Bald als recht drollig verkleidete Dorfmusikanten, oft auch mit einer großen Drehorgel (in einer großen Kiste sitzt und spielt ein Ziehharmonikaspieler, während ein Mann oder Weib draußen kurbelt und singt), festlich geschmückte Reiter voran, die ihr Nahen durch einen Hornruf ankündigen, ziehen sie von Haus zu Haus, während andere zwei in die Häuser gehen und dort einen süßen Trunk verabreichen und dafür ein Stück Rauchfleisch verlangen. Andere wieder ziehen als „Strohbär" herum (siehe meinen Aufsatz „Der Strohbär" im Heimatbüchlein für den Olmützer Kreis von Johanna Spunda!). Am Abend werden die gesammelten Selchfleischstücke bei einem der Teilnehmer oder im Gasthause feierlichst gekocht, nach Rang und Würden verteilt und fröhlich verspeist.

Nachher findet gewöhnlich noch das „B a ß b e g r a b e n" statt, da jetzt für eine längere Zeit keine Musik stattfinden darf. Bei dieser Feier geht es gewöhnlich recht hoch zu. Die Baßgeige wird auf Sessel gebettet und mit einem Leichentuch überdeckt. Eine Flasche Schnaps gilt als Kreuz, ringsherum stehen verkleidete Kirchendiener mit Kerzen, die sie in Schnapsflaschen halten, ein Pater und der Chor (einige Sänger) mit den Leidtragenden. Alle müssen recht drollig wirken. Der Trauerzug kommt von draußen und der P a t e r beginnt:

Bekehrte verkehrte Trauergäste!

Sperren Sie die andächtigen Ohrwascheln auf und vernehmen Sie die Worte des hl. Isegrim von Brawin, Epistel vom 2. Vers bis zum 25. Stiefelabsatz. Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Wer kein Eßzeug hat, der esse mit den Fingern. Bist du hungrig, so sei dabei nicht faul, hast du keinen Löffel, so schlürfe mit dem Maul! Wisch dich ab, bevor du ißt, daß du nicht den Rotz mit frißt! Hast du kein Sacktuch bei der Hand, so nimm den Wanzel und hau ihn an die Wand!

Evangelium des hl. Pumpernikel an die Korinther: Es steckt nicht viel dahinter, nach dem Herbst kommt der Winter; jetzt holt ihn schon der Schinder. So lesen wir im 20. Kapitel, 30. Vers aus Großvaters Lederhosen, 6. Falte, 12. Stich.

Lasset uns diese Worte zur heutigen Betrachtung machen. Ihr braucht darüber nicht lachen und höret mir mit Aufmerksamkeit zu und gebt wäh-

Digitized by Google

rend der Zeit ihr jungen Leut' einander Ruh, wenn ich weiter sprechen werde an der offnen Grabeserde in Herbis, in Hibis, in Stevbis von Kevlis.

Liebe andächtige und trauernde Versammelte!

Heut haben wir eine verfluchte Kälte, deshalb verzeiht mir, wenn ich darüber schelte: Ich will deswegen nicht viel hermachen, aber Sonntag will ich Euch darüber eine Fastenpredigt halten, daß Euch alle der Teufel holt; denn gesündigt habt Ihr in der Fasching*) schon viel — die Mädchen verführen, das war Euer Ziel.

Euere Gedanken waren nie himmelwärts. Euer sündiges Leben macht mir Kummer und Schmerz. Drum tuet Buße, solange noch Zeit ist, sonst holt Euch der Teufel ganz gewiß. Ihr Männer und Burschen, Ihr braucht Euch nicht kränken, den Weibsleuten werd' ich auch nichts schenken. Ihr seid an vielem gar sehr schuld, daß soviel Männer der Teufel holt. Was nützt Euch dann das viele Schreien, daß soviel Mädeln übrig bleiben! Und wißt Ihr Euch dann keinen Rat, so hilf ich Euch aus der größten Not. Ich bin zwar höflich und solid; wenn ich so fort red', werde ich müd. Wenn soll Baßbegraben sein, so muß die Predigt Euch a erfreun. Tiefbetrübt muß ich Euch mitteilen, daß man unsern Freund nicht konnte heilen.

Nun ist der teure Freund gestorben, der niemals eine Hetz verdorben. So manche Stunde ohne Kummer und Sorgen, von Abend bis zum frühen Morgen, wie waren wir da stets bereit, ihm zu klagen unser Herzeleid. Sein Leben hat er sein' Pflicht getan und jetzt kräht über ihm kein Hahn. Der liebe Herrgott sollt ihn leben lohn, er hat ja a nie mehr davon.

In dieser Hinsicht gibt mir Recht das männliche und weibliche Geschlecht, daß statt unserm lieben Baß a anderer hätte gemacht den Spaß.

Und wer gesunken in die Erd, wo niemand mehr wiederkehrt, redet immer von ihm schön, dann wird er wieder aufersteh'n und welche Freude wird da sein, wenn seine Töne klingen rein und jeder wird tanzen voll Übermut, daß ihn der Teufel bald holen tut. Von den Mädeln will ich erst gar nicht reden. Die werden den Fuß von selber heben und werden jeden Burschen drücken an die Brust und werden springen nach Herzenslust.

Ich möchte bald anfangen zu lachen, wenn ich Euch tu Hoffnung machen. So manches Mädel, so manches Mädel hat nicht gedacht, was ihr die Musik hat gebracht, daß für sie der Storch einen Winkel hot; denn der Segen kommt auch ohne Gott! Drum Ihr lieben Weiber, bleibt gute Zeitvertreiber und setzt den Männern keine Schranken; denn sie kriegen öfters andere Gedanken. Denn der Mensch ist ja aus Fleisch und Blut und ein Mädel drücken tut sehr gut. Das übrige will ich Euch schenken, behaltet ihn in Angedenken. Jetzt ist meine Predigt bald zu End und faltet zur Andacht Eure Händ.

Gebet.

Vater N. N. (eine Name wird genannt), der du bist in N. N., gib uns täglich einen Gulden, so machen wir keine Schulden und erlöse uns von allen bösen Weibern und von den dicken Leibern. Amen!

*) Man sagt die (und nicht der) Fasching.

Digitized by Google

Weiber-Litanei.

Ihr Trauernden knieet jetzt nieder und betet mit mir die Litanei für den verstorbenen Baß! Ihr bösen Weiber höret mich! Ihr jungen Madeln höret dies, wenn ich Euch die Leviten lies!

Der Pater:	Der Chor (Weiber):
Du holder Engel	
Du saurer Apfel	
Du Unglück deines Mannes	
Du Falschheit aller Herzen	
Du Spuk der Schlechtigkeit	
Du Wunder aller Ausgelassenheit	
Du giftige Schlange	
Du streitsüchtiger Geier	
Du schweres Hauskreuz	
Du Abgesandter des Satans	
Du wütendes Meer	
Du ungestimmte Orgel	
Du abgenutzter Besen	
Du falsche Katze	
Du listiger Fuchs	Beßre dich!
Du schnatternde Gans	
Du klappernder Storch	
Du alte Klatschbase	
Du mit der Schnapsnase	
Du nie rinnende Wasserleitung	
Du stoßende Kuh	
Du brüllende Löwin	
Du böses Unkraut	
Du ungehobeltes Straßenpflaster	
Du schreckliches Donnerwetter	
Du schlecht schlagende Turmuhr	
Du Verführerin	
Du arglistiger Teufel	
Du alter Strapeler	
Du hast noch mehr als Fehler	
Vor den zankenden Wesen	
Vor den abgenutzten Besen	
Vor deiner Häßlichkeit	
Vor deiner Listigkeit	
Vor deinem Zank und Streit	
Vor deinem bösen Mund	Bewahre mich vor dem Übel!
Vor deinem Köppelzahn	
Vor deiner Geldverlegenheit	
Vor deiner Putzsüchtigkeit	
Vor deiner Naschhaftigkeit	
Vor deiner Niederträchtigkeit	
Vor deiner Zudringlichkeit	

Digitized by Google

Vor deiner Süßigkeit
Vor deiner Dickleibigkeit } Bewahre mich vor dem Übel!
Bis in alle Ewigkeit. Amen!

Pater: Jetzt singen wir den Baß aus. Paßt alle mit Andacht auf!

Chor: Wenn wir ihm das Sterberequiem singen, wird uns das Herz in die Hosen springen. — O Miserabelismus!

Pater: Jetzt ist er schon im Himmel oben und wird die Poschkauer (Bodenstädter) Musik loben.

Chor: Dort wird er schon dem Petrus sagen, daß Peter Hans tut beim Geigen schlafen. O, weiter kann ich nie, mir brechen schon die Knie! O Miserabelismus!

Pater: Grad um 12, in der Geisterstunde, da du scheiden mußtest.

Chor: Du alter, viel geplagter, schlecht begriffener Bassius, daß du jetzt schon von uns scheiden mußt, das bricht unsere musikalischen Herzen. Drum brennen wir dir zu Ehren diese Kerzen.

Pater: O, Damian, wer bist du?

Chor: Hinterm Ofen flickt Schuh.

Pause.

Pater: Der Baß hat gebrummt die ganze Nacht.
Er war sehr leutschich und winkelzahm.
Gebrochen an Leib und Seele geben wir in katzenjämmerlicher Stimmung im Namen des hochwohlgeborenen Herrn Aschermittwoch und einer großen Anzahl gänzlich geleerter Geldbeutel und dessen Verwandten die ungemein traurige, aber nützliche Kunde von dem zu früh und endlich erfolgtem Hinscheiden seines allgemein bekannten Vorgängers des hochwohlgeborenen Herrn Passius Edler von Springinsfeld, welcher nach kurzem sehr teuren und sehr verrückten Leiden am Faschingsdienstag Punkt 11 Uhr 60 Minuten nachts in Folge seiner unbändigen Lumperei seinen Drachengeist aufgeben mußte.

Die unbedeutenden Überreste werden am Aschermittwoch von N. N. (der Ort wird genannt) durch N. N. in den Tiergarten am Lumpenhof fallen gelassen. Getrauert wird an folgenden Tagen nach Belieben.

Hochgeehrte Witwen und Basen,
Muhmen mit langen und kurzen Nasen.
Auch Schwägersleut und Geschwisterkind, und wie wir halt alle beisammen sind, freudig bereit, mit Mund und Händen heute die Fasching zu beenden.

Vernehmet nun alle aus meinem Mund die brennrührendheiße traurige Kund', daß diesem Baß, der soeben geklungen, das Sterberequiem wird gesungen. Er hat ja lange gelebt hinieden; drum mag er selig ruh'n in Frieden! Sehr lang und belebt war seine Bahn: Drum geliebte Versammelte, höret mich an!

Ich bitte um eure Ohren, hochverehrtes Publikum! Nur zwei Augenblicke um Silentium!

Dieser Baß wurde vor alter Zeit aus jenem Baum erbaut, auf dem die Eva im Paradies die Schlange hat geschaut. Wie jeder hört und jeder weiß, war einstens Luzifer gewählt zum Fürsten und zum Herrn, tief in der Unterwelt. Der war jedoch zum Zeitvertreib ein Musikus gewesen; er

Digitized by Google

geigte und zimperte ganz ohne Federlesen. In einer schönen Mondnacht nun stahl er vom Paradies mit großer List den Apfelbaum, was jedes Schulkind liest, zersägte ihn dann fluchend gleich und leimte das Holz gewandt, bis plötzlich, wer hätte das gedacht, hier dieser Baß entstand. Er drückte Eva schmunzelnd dann den Baß in beide Händ' und sagte: „Den sendet dir der Teufel zum Präsent!" Sie war darüber sehr gerührt. Und Adam, närrisch voll Freude, der hat den Baß gleich ausprobiert. Jetzt lernten alle beide. In vierzehn Tagen später, da spielte er den Augustin und sie den Höherpeter. Gott Vater, der fünfhundert Schritt vom Paradies fern voll Eifer eben nagelte am Himmelszelt die Stern, er drehte sich geschwinde um auf seinem luftigen Sitze und schob verdrießlich hin und her am Kopf die Pudelmütze. „Ich hab' das tolle Zeug besehen schon lange zu geduldig, der Adam und die Eva machen sich der Ruhestörung schuldig!"

Der Adam lag noch früh im Bett in süßer Ruh. Die Eva stellte Wasser zum Kaffeekochen zu. Sie sah zum Fenster dann hinaus und war vergnügt dazu. Da stieg der Rauchfangkehrer Kreuzer herab von einer Leiter. Gekleidet war er ganz genau wie ein Gendarm gewesen. Nur statt dem Hinterlader trug er einen alten Besen. Er wurde grob und brüllte dann. „Ihr müßt noch heute hinaus, wenn ihr am Baß fort rumpeln tut. Das duld' ich nicht im Haus!" Der Adam gab ihm seinen Sohn, den guten sanften Abel. Kain war darüber sehr erbost, schlug ihm den Baß am Nabel. Der Baß, der hielt den Schlag nicht aus; denn er war schlecht geleimt. Jetzt hat der Kain gar sehr geweint, denn Schmidt Seff war nicht zu Haus. Da lag er 1500 Jahr, bis Noah kam auf die Welt. Der fand ihn einstens sonderbar bei seinem Rübenfeld. Und als Gott in seinem Zorn die Menschheit hat gehaßt, da kroch Noah schnell mit Weib und Kind hinein in diesen Baß. Und als er auf der Wasserflut soeben schwamm ganz munter, der Baß blieb hängen an einem Baum und Noah kroch herunter, ging ganz vergnügt nach Poschkau naus spazieren. Da sah er auf einem Fichtenbaum den Baß dort balancieren. Er kroch hinauf mit vieler Müh und brachte ihn herunter. Zu Hause hat er ihn sodann mit einer Speckschwarte eingeschmiert und hat sich bei jeder Musik produziert. Doch alles Gute hat ein End. Nun liegt er auf der Bahre. Er verlor vor Schmerz all seine schönen Haare.

Pater:	Chor:
Du armer Baß	Brumm für uns!
Du von Karl schlecht gegeigter Baß	
Du geduldiger Baß	
Du von Schmidt Seff schlecht geleimter Baß	
Du hölzerner Baß	
Du von N. N. zerschlagener Baß	
Du sanftmütiger Baß	
Du 's ganze Jahr im Wirtshaus liegender Baß	
Du grunzender Baß	
Du verstimmter Baß	

Digitized by Google

Du starker Baß
Du wunderbarer Baß
Du Arche Noahs
Du Sinnbild des alten Bundes
Du goldenes Haus
Du Turm Davids
Du Trost der Betrübten
Du Stütze der Musik
Du Heil der Besoffenen
Du Liebhaber der Keuschheit
Du Abendstern
Du guter Hirt
Du Großmutter der Musik
} Brumm für uns!

Sei uns gnädig — Verschone uns mit deinem Gebrumm!
Von allem Übel — Erlöse uns von deinem Gebrumm!
Von deinem Zorn — Erlöse uns von deinem Gebrumm!

Du vom Teufel gemachter Baß
Du von Adam und Eva ausgeprobter Baß
Du vom Erzengel Gabriel verfolgter Baß
Du von Kroisl Karlen auf einer Lizitation gekaufter Baß
Du Stab, mit dem Moses aus dem Felsen Slibowitz schlug
Du Ursache vieler Saufereien
Du Ursache vieler Raufereien
Du Ursache aller Liebesstunden
} Brumm für uns!

O du Baß, welcher du verhüllt hast das Elend dieser Welt mit deinem Gebrumm! — Verschone uns mit deinem Gebrumm! (Dreimal.)

Hör auf mit deinem Gebrumm!
Verstummt ist dein Gebrumm!

Pause.

Gesang des Chores (Musik spielt):

1. Der Faschingsdienstag ist vorbei.
Er endet mit sehr großem Leid.
[: Ist der Begräbnistag vom Baß,
da werden unsere Augen naß. :]
2. Ihr Freunde, weint alle sehr,
denn unser Baß, der lebt nicht mehr!
[: Drum singen wir den Abschiedschor
und Kloß Franz, der singt den Tenor. :]
3. Drum heulet alle, was ihr könnt!
Ihr Träger spuckt euch in die Händ'
[: Und traget ihn behutsam naus!
So leb denn wohl du stilles Haus! :]

Digitized by Google

Pater: Verzeiht, wenn er gebrummt. Er hat's nicht anders kunnt!
Chor: Hat er gebrummt in seinem Leben, so mögt ihr ihm nach seinem Tod vergeben; denn hier steht noch eine große Weiberschar, die brummt und schimpft das ganze Jahr. — O Miserabelismus!
Pater: Jetzt liegt er hier, der alte Hund und reckt die Nase empor.
Chor: Er hat sich geplagt die ganze Faschingszeit und war stets mit Freuden bereit. Hat stets gebrummt fürs Publikum! Doch jetzt ist seine vielbewegte Laufbahn um. — O Miserabelismus!

Gesang des Chores (Musik spielt einen Trauermarsch):

1. Meine Lebensjahre sind entschwunden,
   Der schwere Kampf des Todes ist vollbracht.
   [: Ihr Musikanten, hört jetzt auf zu saufen,
   Denn der Aschermittwoch ist schon da. :]
2. Ihr lieben Gäste übt jetzt Liebeswerke,
   Wenn weich gestimmt durch meinen Tod ihr seid.
   [: Kirchvater, nimm jetzt deinen Klingelbeutel,
   Ihr Lieben tut hinein nach Möglichkeit! :]

Während der Baß mit Weinen, Singen und Musik fortgetragen wird, geht der „Kirchvater" mit dem Klingelbeutel herum und sammelt unter den Anwesenden für eine Seelenmesse.

Heuer wurden 37 Kč gesammelt. Da ein Streit über die Abfuhr des Geldes entstand, beschlossen die Spender auf Antrag eines jungen Mannes, nur 10 Kč für eine Messe dem Pfarrer zu geben, und die 27 Kč dem Deutschen Kulturverbande zu schicken. Für eine Seelenmesse wird hier alle Jahre zum Schluß des Faschings gesammelt.

Vom Faschingbegraben (Baßbegraben) zum Skibegraben

Zu Abschluß des Faschings ist es weithin Brauch, einen Vertreter dieser lustigen Zeit zu begraben, wobei gewöhnlich das ganze kirchliche Begräbniszeremoniell nachgeahmt wird. Zuweilen wird die Strohpuppe, die

Digitized by Google

meist den Fasching (oder Winter) zu vertreten hat, auch in das Wasser geworfen, verbrannt, erschossen oder aufgehängt. Handelt es sich um ein reines Faschingbegraben, wobei keine Erinnerung an das ältere Winter- oder Todaustragen mehr vorhanden ist, so wird irgendein Gegenstand oder ein Tier, die in näherer Beziehung zur Fastnacht oder zum Aschermittwoch stehen, begraben. In einzelnen Gegenden Deutschlands wird ein Hering, in anderen ein Kater oder eine Maus begraben. Ähnlich ist der Brauch in romanischen Ländern, wo in Madrid eine Sardelle, in Portugal ein Stockfisch beerdigt werden.*)

Auf sudetendeutschem Boden ist neben dem Faschingbegraben vor allem das Baßbegraben üblich. Darüber berichtet O. Frh. von Reinsberg-

Düringsfeld in seinem „Fest-Kalender aus Böhmen" (Prag 1861), wo auch das seinerzeitige Faschingbegraben am Tage nach dem Wildemannjagen in Schluckenau, der gleiche Brauch in der Gegend von Grulich und bei den Tschechen erwähnt wird, auf Seite 63 f.: „In manchen Gegenden, besonders nach dem Riesengebirge zu, wird eine alte Baßgeige, von welcher man die Saiten weggenommen, mit weißer Leinwand bezogen und dann durchs ganze Dorf zu Grabe getragen. Einer geht mit einer an eine Stange gebundenen brennenden Laterne voran, die Spielleute blasen einen Trauermarsch dazu, und Männer und Weiber bezeigen durch verstelltes Weinen und Jammern ihren Anteil an dem Tod des Faschings, welchem die letzte Ehre erwiesen wird. In der Nähe der Dorfschule pflegt man dann die

*) Vgl. P. Sartori, Sitte und Brauch III. 123 ff.

Digitized by Google

Leiche im Schnee oder in der Erde zu verscharren." In Westböhmen und im Egerland findet das Fastnachtbegraben und Baßbegraben noch vielfach statt. Nach A. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen (2. Aufl., Reichenberg, 1924, S. 46 f.), wird dabei tagsüber eine Strohpuppe im Dorfe herumgetragen, oft in Form einer Prozession, eines großen Zuges, an dem Masken mit teilnehmen, oder in Form eines Leichenbegängnisses mit Musik unter Vorantritt eines als „Pfarrer" verkleideten Dorfburschen. In Chotieschau erfolgt während des Zuges der Burschen durchs Dorf die öffentliche Namensnennung der sitzengebliebenen Mädchen, wozu der Chor — wie beim Beten einer Litanei — nach jedem Namen ausruft: „übri blieb'n!" Die Strohpuppe wird schließlich ertränkt oder begraben oder auf einem Düngerhaufen eingescharrt. Das Baß-

begraben selbst findet in Hammern (Bezirk Neuern) und Hochofen (Bezirk Taus) regelmäßig in Form eines Leichenbegängnisses statt. Die Baßgeige wird mit einem weißen Leintuch zugedeckt, Kerzen werden angezündet, das Miserere und Libera gesungen, eine Leichenrede gehalten und die Leiche im Saale herum-, dann hinaus- und in den Keller hinabgetragen, wobei die Musik „So leb denn wohl, du stilles Haus" spielt.

Dieser auch in Nordmähren**) und in Südostmähren, wie unser Beitrag von F. Götz zeigt, noch immer lebendige Brauch hat in Sternberg i. M. unter dem Einflusse des unsere Zeit beherrschenden Wintersports eine seltsame Abwandlung erfahren. Dort hat sich nach Mitteilungen von Prof. Oskar Bernerth, der zugleich die Abbildungen übersandte, seit einigen Jahren der Brauch der „Osterfahrer" eingebürgert. Gegen Ende der Skilaufzeit, meist um Ostern, vermummen sich die Skifahrer und belustigen damit und mit besonderen Skikünsten die Zuschauer, wobei auch das „Skibegraben" in Nachahmung des Baßbegrabens vorgenommen wird. G. J.

**) Vgl. J. Stief im Jahresbericht des Gymnasiums in Mähr.-Neustadt, 1912, S. 14 f.

Digitized by Google

Ein Himmelsbrief

Von **Johann Worsch**, Chodau

Im Sprachgrenzstädtchen Scheles ist unter den Bauernfamilien ein sogenannter Himmelsbrief[1]) in Gebrauch, ein Allheilmittel, ein Helfer in mancher Notzeit — ein „Talisman" im Kriege. Als Knabe mußte ich gar oft diesen vier Seiten langen Brief gegen eine Entlohnung von 2 Kreuzern meiner alten Muhme abschreiben; dieser Brief wurde im Stalle vorgelesen, wenn die Kuh nicht kalben konnte, und siehe, gar oft half er, bei starkem Nachtgewitter stehen die Bauersleute auf, setzen sich um den Tisch (Holzhäuser, Feuersgefahr!) beten und ein Mitglied liest den Himmelsbrief vor — und doch schlug der Blitz in des Nachbars Schneidermeisters Scheune ein, zündete und brachte Verderben. — Ich finde dieses Schriftstück unter meinen Kriegsandenken, meine alte Mutter gab es mir auf den Weg, als ich im Juli 1914 einrückte. Treulich begleitete mich dieser „Talisman" durch die ganze Dauer des Krieges, obwohl ich weit davon entfernt bin, an die Wunderkraft dieses Schriftstückes zu glauben. Er lautet:

Himmelsbrief.

Ein Graf hatte einen Diener und dem wollte er den Kopf abschlagen lassen für B. L. J. Wie nun solches geschehen sollte, hat ihn der Scharfrichter nicht abschlagen können; als der Graf dieses gesehen, daß ihm das Schwert keinen Schaden zufügen könne, da hat ihm der Diener den Brief mit folgenden Buchstaben gegeben: B, J, F, K, H, H, N, K, M, H. Wie der Graf den Brief gelesen, so hat er befohlen, daß jeder den Brief bei sich tragen muß, wenn ihm die Nase blutet oder wenn er sonst blutige Wunden hat, derselbe lege den Brief darauf, so wird das Blut gestillt werden; wer's nicht glaubt, der schreibe die Buchstaben auf seinen Degen oder auf eine Seite des Gewehres, so wird er sich nicht verwunden können und wer diesen Brief bei sich trägt, wird nicht bezaubert werden und seine Feinde können ihn keinen Schaden zufügen, das sind die heiligen fünf Wunden Christi. K. H. P. H. H. S. S. Wer diesen Brief bei sich trägt, dem kann kein Blitz, Feuer oder Wasser schaden; wenn eine Frau gebären soll und die Geburt nicht von ihr will, so gebe man ihr diesen Brief in die Hand, so wird sie bald gebären und das Kind wird glücklich sein. Dieser Brief ist besser als ein schönes Gebet, wer Glaube davon hat. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Amen. Gott sei mit dir, wer diesen Segen gegen die Feinde bei sich hat, der wird ohne Gefahr unbeschädigt bleiben, wer dieses nicht glauben will, der schreibe diesen Brief ab und hänge ihn einem Hunde um den Hals und schieße auf ihn, der wird es erfahren, daß es wahr ist, wer diesen Brief bei sich hat, wird nicht durch Feindeshand verletzt werden, so wahr Christus auf Erden gewandelt hat, gestorben und auferstanden ist, somit Fleisch und Gehirn alles unbeschädigt bleibe, ich beschwöre alle Gewehre und Waffen dieser Welt bei dem lebendigen Gott, Gott des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, ich bitt im Namen Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen

[1]) Vgl. Hw. Aberglaube IV. 21 ff. Unsere Fassung gehört zum „Holstein-Typus".

Digitized by Google

tut, sie sei von Silber, Gold oder Blei, Gott macht mich von allem frei. Im Namen Gottes Vater, des Sohnes und des hl. Geistes.

Vom Himmel ist dieser Brief gesandt, im Holsteinschen gefunden worden (1721) und schwebte zu „Dauchpapier" über die Donau, wer ihn angreifen wollte, von dem entfernte er sich (bis 1794) — wenn sich jemand näherte mit dem Gedanken ihn abzuschreiben, zu diesem neigte er sich und tat sich von selbst auf, ferner stand darin, wer an Sonntagen arbeitet, der ist von mir entlassen. Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen und in die Kirche gehen, sowie von eurem Reichtume den Armen geben. Ihr sollt nicht sein wie die unvernünftigen Tiere, sondern an diesen Tagen Gottes Wort hören. Schwört nicht falsch bei meinem Namen, begehrt nicht Gold oder Silber, denn so geschwind ich den Menschen geschaffen, so geschwind kann ich ihn wieder vernichten. Ehret Vater und Mutter, redet kein falsches Zeugnis wider den Nächsten, dann gebe ich euch Gesundheit und Friede; wer diesen Brief hat und nicht glaubt, soll keine Hilfe haben. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist verlassen vom Herrn und von der hl. Christlichen Kirche, diesen Brief soll einer dem anderen abschreiben lassen und wenn ihr so viele Sünden getan habt, wie Sand im Meere und Sterne am Himmel, so sollen sie auch vergeben werden, bekehrt auch euch, sonst werde ich am jüngsten Tage euch zur Rechenschaft ziehen über eure Sünden.

Wer diesen Brief im Hause hat, dem wird kein Donnerwetter schaden. Haltet meine Gebote, die ich mit meinem Engel Michael gesandt habe im Namen Jesus Christus. J. V. H. S. K.

— — — — — — — — — — — —

Nach der mündlichen Überlieferung soll dieser Himmelsbrief im Jahre 1866, da die Preußen schon nicht mehr als Feinde im Örtchen Scheles einquartiert waren, von einem Soldaten (Holsteiner!) meiner alten Muhme übergeben worden sein. Dies berichtet heute mein 81jähriger alter Vater, daß es ihm sein Vater, also mein Großvater, wiederholt unter „Hinweis auf die Wunderkraft des Himmelsbriefes" erzählte. Der katholische Pfarrer sammelte wiederholt diese Briefe ein, um sie zu vernichten, ja selbst von der Kanzel aus verbot er die „Zuhilfenahme des Briefes bei Unglücksfällen". Doch bis heute war niemand imstande, bei den frommen alten Leuten diesen Aberglauben auszumerzen, ja mir selbst hat die Mitnahme des Himmelsbriefes in den Krieg nichts geschadet.

Ariogermanisch-astrologischer Unsinn

Von Gustav Jungbauer

Man sollte glauben, daß man im Jahre 1932 doch schon längst hinaus ist über den seinerzeit durch Guido von List u. a. vertretenen Unsinn von der Bildersprache der Ariogermanen und der krankhaften Sucht, irgendwelche Zeichen an Bauwerken der letzten Jahrhunderte als Runen im Sinne der Phantastereien Lists und seiner blinden, von wahrer Wissenschaft himmelweit entfernten Nachäffer zu deuten. Dem ist aber nicht so. Auch bei den Sudetendeutschen, die bisher diese unwissenschaftlichen Deu-

Digitized by Google

teleien und Spielereien nicht mitgemacht haben, zeigen sich solche krankhafte Erscheinungen.

In einer Monatsschrift sind z. B. in zwei Heften Aufsätze erschienen, welche ganz harmlose Bauzeichen, bzw. Steinmetzzeichen an einer südböhmischen, heute im rein tschechischen Gebiet gelegenen Klosterkirche — das Kloster wurde 1263 von deutschen Mönchen begründet — und an anderen Kirchen und Pfarrgebäuden, deren Erbauung gegen das Ende des 15. und in die Mitte des 16. Jahrhunderts fällt, als „germanische Runen" erklären. Aus Zierleisten des Giebels der Klosterkirche wird herausgelesen, daß der Schöpfer dieses Giebels ein Freier war, „der heiligen Feme durch Rat und Tat verbunden, möglicherweise sogar Femane (Richter)" und mit seinen Runen sagen wollte:

Die heilige Feme tue in die hohe heimliche Acht!

Zeuge das Heil durch vollendetes Können der Feme!

Auch die Wetterfahne über dem Giebel birgt ein Geheimnis. Die Lösung ihrer Zeichen lautet: „Zeuge überall das Femgeheimnis." Und der Giebel selbst ist etwas Geheimnisvolles, denn dieses Wort, über dessen Herkunft und Bedeutung (stammverwandt mit dem griechischen Wort für „Kopf, Schädel" = κεφαλή, dann auch = Vorderseite) jedes größere deutsche Wörterbuch aufklärt, besteht nach der ariogermanischen Deutung aus den folgenden Bestandteilen: Gi = geben. — ib = (yb, ub, uf = Eule, Geist) Geistwissen. — el = (al) Feuer (Urfyr = Gott). Es bedeutet daher: „Göttliches Wissen, Weisheit gebend."

Aus einer Bemerkung des Verfassers ist ersichtlich, daß für diesen Unsinn nicht allein Guido von List, sondern auch ein Zeitgenosse verantwortlich ist. Es heißt da: „Ich muß vorausschicken, daß man selbst, wenn man von Runen weiß, nicht weiß, daß diese Runen keine Schriftzeichen in unserem Sinne waren, deren Lösung einen dürren Wortsinn ergeben, sondern daß diese Runen eine magische Silben-, ja im gewissen Sinne Wortschrift waren, welche nebstbei sich organisch aus dem Kosmos entwickelten und durch die Forschungen eines Friedr. W. Marby astrologisch begründet sind."

Da dieser Friedr. W. Marby seinen Einfluß auch auf sudetendeutschem Boden ausübt, muß die Öffentlichkeit denn doch einmal gewarnt werden, damit diese Bewegung nicht noch größere Ausmaße annimmt. Der in Kopenhagen-Holte lebende Marby gibt im Marby-Verlag in Stuttgart die Zeitschrift „Der eigene Weg" heraus, die folgende Untertitel hat: „Blätter für die Entwicklung und Förderung des Einzelnen in der Gesamtheit. Neue Nachrichten über alle Gebiete okkulter und wissenschaftlicher Forschung. Die Blutsgemeinschaft. Wandern und gesunder Sport, Sexual- und Rassenfragen, Gesundheitslehre, Vergeistigte natürliche Weltanschauung, Gesunder Okkultismus, Astrologie u. a. Runenkunde, Wahres Volkstum."

Diese Zeitschrift hat in der Tschechoslowakei zahlreiche Mitarbeiter, die mit ihren Aufsätzen allerlei Aberglauben verbreiten helfen, und auch viele Abnehmer und Leser. Der Anzeigenteil zeigt in mancher Hinsicht besser als der Textteil die Einstellung für astrologische Narrheit, für Beseitigung des

Digitized by Google

Impfens u. a. Besonders Ärzte können daraus viel Belehrung und noch mehr Unterhaltung schöpfen. Auch die Heiratsanzeigen liegen auf derselben Linie. So stand im Oktoberheft 1931 die folgende:

> Wassermann — Geborene Deutschböhmin, o. Verm., 37 Jahre, wünscht die Bekanntschaft ein. i. der Astrologie bewand. idealdenk. Herrn i. sich. Stellg. zwecks Heirat. Zuschr. u. „Ersehntes Heim" an den Marby-Verlag . . .

Für jeden Monat liefert die Zeitschrift eine Übersicht der Sterneinflüsse auf die einzelnen Tage im voraus, so daß der brave Anhänger dieser Richtung sich vor allem Unheil sichern kann. So wurde für Sonntag, den 29. November 1931 verkündet:

„Sonne-Jupiter-Tag. Mond ½ Sext. Jupiter, ½ Quadr. Neptun, Gleichsch. Pluto, 1½ Quadr. Sonne, Opp. Saturn. Im allgemeinen sehr guter Tag. Aber im allgemeinen für Heiraten wohl günstig. Es sind meistens Geldheiraten auch innerlich hochstehender Menschen oder sie kommen später zu Besitz. Sonst aber ist das weibliche Geschlecht sehr impulsiv und muß sich sehr in acht nehmen. Auch leicht Ansteckung. Sehr leicht Zeugung. Heute viel Wanderlust, viel Gesang, auch viel Ansammlungen. Gefahren, viel Knochenbrüche, viel Brände. Günstiger Aspekt: 5 Uhr 26 Minuten, 9 Uhr 19 Min., 19 Uhr 51 Min. Kritischer Aspekt: 1 Uhr 22 Min., 2 Uhr 39 Min., 6 Uhr 20 Min., 22 Uhr 55 Min."

Dieser Astrolog und allwissende Weltweise Marby ist aber auch Runenkenner und im Zusammenhang damit Arzt. Denn er hat, wie es in einer Ankündigung der „Marby-Runen-Bücherei" heißt, die altgermanische Runengymnastik wiederentdeckt und neugeformt. Diese fußt aber nicht allein auf der uralten germanischen Runenkunde, sondern auch „auf den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen auf dem Gebiete der Radioaktivität (Höhenstrahlung und Tiefenstrahlung = Bodenstrahlung"). Durch Heil-Runen-Gymnastik ist „Selbstheilung bei Krankheit, auch bei chronischen Leiden, unter Umständen in einigen Minuten" möglich. Marby selbst betätigt sich als Arzt, indem er aus dem Norden „Lebenskraftwellen" oder „Heilrunen in Gralsform" an das Lager der Kranken sendet, die sich an ihn um Hilfe wenden. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die Geschichte, die in einer vom Marby-Verlag herausgegebenen Werbeschrift über die Heilung einer nach dem Kindbett schwer erkrankten Frau aus der Gegend von Reichenberg erzählt und mit Briefen der Frau und ihres Mannes belegt wird. Dies geschah im März 1930. Marby, der in Rimbo (Schweden) weilte, erhielt die Drahtnachricht um Hilfe für die an Darmlähmung und Herzschwäche hoffnungslos darniederliegende Kranke zwischen 11 und 12 Uhr mittags. Er schreibt dazu: „Da bei Sonnenhöchststand die Runenwelle weniger wirksam ist und das Auffluten des Erdmagnetismus um etwa 3 Uhr nachmittags beginnt, mußte mit der Heilrunensendung bis dahin gewartet werden. Dafür wurde aber, um nach außen alles nur mögliche zu tun und um die Runenwirkung auch zu unterstützen, an Hand des Horoskopes der Kranken erforscht, welche Medikamente und Anwendungen ärztlicherseits anzuwenden seien." Darnach drahtete er Folgendes:

Digitized by Google

„Darm Marubiumtee fünf Eßlöffel auf ein Viertelliter Wasser kochen und trinken. Herz Aurum jodatum D 4 homöopathisch und magnetisieren Herz oder Nabel mit rechter Hand durch Auflegen, wenn nicht Besserung linke Hand, auch Arzt fragen, erbitte ausführlichen Telegrammbericht heute. Ich denke Heil Marby."

Im Bericht heißt es dann weiter: „Etwa um 3 Uhr, in denselben Minuten, in denen von Rimbo aus die Heilrunen in Gralsform nach dem Lager der todkranken Mutter gesandt wurden, trat die plötzliche, auch vom Arzt sofort festgestellte Besserung ein und ein Arbeiten aller bis dahin in der Funktion vollkommen darniederliegenden Organe. — Um das zu erreichen, war notwendig, daß der Heil-Runen-Sender (F. B. Marby) vorerst gedanklich die verschiedenen Organe beeinflußte und in den Wirkungsbereich der Sendung einbezog. — Dann wurde bei bestimmten Runen-Stellungen gesendet in weihevollem Denken."

Der gleiche F. B. Marby gibt seit 1. Mai 1932 die „Neudeutsche Zeitung" mit der Beilage „Der Runenforscher" heraus. Dieser hat wieder einen ausgiebigen Untertitel: „Volkstümliches Wochenblatt für Runenkunde, Runenwissenschaft, Strahlenwissenschaft, Runensymbolik, angewandte Runenkunde, Runen-Gymnastik, Astro-Biologie, Volkskunde, Volkswissen und verwandte Gebiete." Der Inhalt besteht größtenteils aus Abschnitten verschiedener Werke Marbys, für deren Absatz auf diesem Wege geworben wird.

Es ist wiederum haarsträubender Unsinn, was da etwa über den Kalender (Durch Sammlung der alten germanischen Runensteine und Runenkalender, die noch heute in den Kellern des Vatikans lagern, kam die römische Kirche zu dem notwendigen astronomischen Wissen der alten germanischen Weisen u. a.) oder über unterirdische Gänge zu lesen ist, die heute noch überall vorhanden sind und nach der Mitteilung des allwissenden Marby einst von Mongolen unter Anleitung germanischer Priester geschaffen wurden. Aus den Berichten der Runenübenden sei folgende Briefstelle (Zuschrift einer Frau aus Hamburg) herausgegriffen: „Am Abend des 5. Oktober 1931, es ist der Geburtstag meiner Mutter, war ich etwas früher wie sonst zur Ruhe gegangen. Mein Mann schlief bereits. Ich lag noch wach. Das Zimmer war dunkel, da sah ich, wie durch eines der Fenster, welche nach Norden liegen, helle weiße Wolken kamen, über mich hinweg gingen und sich auf das Bett meines Mannes niederließen. Es handelt sich hier wohl um die von Ihnen gesandten Hilfswellen."

Marby, dessen „Heilrunen-Wellen" also schon körperliche Formen angenommen haben, scheint von großem Ehrgeiz beseelt zu sein. Allem Anschein will er einmal Reichspräsident werden. In der „Neudeutschen Zeitung" schreibt er allen Ernstes: „In der wissenden Zeit der Germanen wählten die höchstentwickelten Runenkundigen aus ihrem Kreis den besten und erfolgreichsten Runen-Magier zum Monarchen. Will jemand bezweifeln, daß dieses Verfahren besser ist als die Erbmonarchie oder die jetzige Art, einen Präsidenten, der von solchen Dingen nichts versteht, zu wählen?"

Das Angeführte dürfte unseren Lesern und Mitarbeitern genügen. Notwendig ist, ein Übergreifen der eingangs besprochenen Betrachtungs-

Digitized by Google

weise auf volkskundliche Forschungen von allem Anfang abzuweisen. Denn wer hier „ariogermanisch-astrologisch" arbeitet, schließt sich selbst aus dem Kreis ernster wissenschaftlicher Forscher aus.

Volkstümliche Pflanzennamen aus der Gegend von Klein-Mohrau in Schlesien

Von **Nikolaus Rollinger**

Die nachfolgenden Pflanzennamen wurden im Laufe der letzten zwei Jahre, teils im Verkehre mit alten Leuten, teils im Wege des örtlichen Lehrpersonals, durch Ausfragen von Kindern sichergestellt.

Alle Angaben wurden mehrseitig auf ihre Richtigkeit überprüft.

Auffallend erscheint der Umstand, daß oft für mehrere Pflanzen ein und dieselbe Benennung gebraucht wird, was meist in der gleichartigen medizinalen oder sonstigen Anwendung seinen Grund findet, häufig aber auch in der Ähnlichkeit der Form und Art, bei gleicher Farbe.

Die Aufzählung folgt alphabetisch. Es bedeutet die erste Bezeichnung den wissenschaftlichen, die zweite (in Klammern gesetzt) den deutschen botanischen Namen nach dem Werke von Gustav Merker, Exkursionsflora für Mähren und Schlesien, Mährisch-Weißkirchen 1910. Anschließend daran findet sich die volkstümliche Bezeichnung.

Aconitum napellus L. (echter Eisenhut) — Fuchswurz, Fuchswurzel.

Ajuga Genevensis L. (Genfer-Günsel, Berg-Günsel) — blauer Kuckuck.

Anemona narcissiflora L. (Berghähnlein) — weißer Sornikel vom Gebirg, Gebirgs-Soanikel.

Bellis perennis L. (gemeines Gänselblümchen, Maßliebchen) — Gänsröfle, Gänseblume.

Briza media L. (gemeines Zittergras) — Marienherzeln, Herzelgras, Marientränen.

Caltha palustris L. (gemeine Sumpfdotterblume, Butterblume) — Putterschmirgel [-schmirgel von schmücken, Schmückel].

Cardamine pratensis L. (Wiesenschaumkraut) — Lungenkraß, Wiesenkraß, Wiesenkreß, Wiesenkresse.

Carduus Personata Jacqu. (maskierte oder klettenartige Distel) — Faule Knacht [von Knecht].

Carlina acaulis L. (stengellose Eberwurz) — Aberwurz, Aberdistel, Blütenboden, davon: Bretele [von Brötchen].

Chelidonium majus L. (Schöllkraut) — Hundsmilch.

Chrysanthemum Leucanthemum L. (gemeine Wucherblume, Orakelblume) — Gretenblume, Gewitterblume [als Orakelpflanze, ob ein Gewitter kommt oder nicht].

Chrysosplenium alternifolium L. (wechselblättriges Milzkraut, Goldmilz) — Froschauge, Krotenblume.

Daphne mezereum L. (Seidelbast, Kellerhals) — Siegelblüml.

Delphinium elatum L. (hoher Ritterſporn) — Fuchswurz, Fuchswurzel [offensichtliche Verwechslung, bzw. Gleichhaltung mit dem ebenfalls blau blühenden Aconitum napellus L.].

Digitized by Google

Diclytra spectabilis (Herzblume, fliegendes Herz) — Herzgluckle.

Digitalis ambigua Murr. (gemeiner gelber Fingerhut) — Pfoaenzig [Pferdeenzian].

Equisetum (Schachtelhalm) — bei allen Arten: die jungen, geschlossenen Triebe — Katzenschwanz, die ausgewachsene Pflanze — Reibisch [vom Reiben, bzw. vom Reinigen des Metallgeschirres].

Eriophorum L. (Wollgras) — alle Arten: nackige Mäd [Maid].

Erysimum (Schotendotter, Hederich) —alle Arten: Hatscherich.

Fragaria moschata Duch. (Zimt-Erdbeere) — Preßbeere, Preßliche. [Eine beim Pflücken auf die Erde gefallene Beere soll nicht aufgehoben werden, weil sie der heiligen Maria geopfert ist.]

Gentiana punctata L. (punktierter Enzian) — gelber Enzian.

Gentiana verna L. (Frühlingsenzian) — Antoniblümle.

Geum rivale L. (Bachnelkenwurz) — Hefentiple [von aufgehender Hefe im Topfe].

Glechoma hederacea L. (gemeine Gundelrebe, Gundermann) — Gundram.

Gymnadenia conopea R. Br. (gemeine Höswurz, gemeines Friggagras) — von den handförmigen Wurzeln dieser Orchidee, sowie auch anderen mit gleichartig geformten Wurzeln wird die alte dunkle Wurzel — Teufelskralle, die junge, fleischige — Muttergottes- oder Marienhand genannt.

Heracleum Sphondylium L. (gemeiner Bärenklau) — Pfoaknochen [Pferdeknochen].

Hieracium aurantiacum L. (morgenrotes Habichtskraut) — rote Arnika.

Hieracium villosum L. (zottiges Habichtskraut) — gelbe Arnika.

Hypochoeris uniflora Vill. (einblütiges Ferkelkraut) — Arnika.

Iris (Schwertlilie) — die Blätter: Streifgras.

Lamium luteum Krock. (Goldnessel) — gelbe Taubnessel.

Lilium (Lilie) — die Blätter: Streifgras.

Lilium martagon L. (Türkenbund) — Goldzwiebel [wegen der gelben Farbe der Zwiebel und weil diese gegen Goldader = Hämorrhoiden angewandt wird].

Malva neglecta Wallr. (gemeine Malve, Käsepappel) — Käspapperl, Rosenpappel.

Paeonia L. hort. (Gartenpfingstrose) — Pfalzrosn.

Paris quadrifolia L. (vierblättrige Einbeere) — Glotzbeere.

Petasites officinalis Much. (gemeine Pestwurz) — roter Kuckuck, rote Kuckuckblume, auch Huflattich.

Plantago media L. (mittlerer Wegerich) — breiter Wegerich, Breit-Wegerich.

Polygonatum verticillatum All. (quirlblättriger Salomonssiegel) — Weißwurz.

Polygonum? (= Knöterich) — Gänsewuezeln [weil der Blütenstand der Pflanze eine dem Gänsekot ähnliche Form besitzt].

Polypodium vulgare L. (gemeiner Tüpfelfarn, Engelsüß) — Steinwurzel.

Digitized by Google

Primula elatior Jacqu. und Prim. officinalis Jacq. (hohe Himmelsschlüssel= Schlüsselblume, Primel und gebräuchliche Himmelsschüssel) — Ziegenglöckle.

Prunus padus L. (Traubenkirsche, Ahlkirsche) — Hundsbeere.

Pteridophyta div. (verschiedene Farnpflanzen) — Vorhent, Vorhenge.

Ribes Grossularia L. (Stachelbeere) — Kratzbeere, Rauhbeere, Rapbeere, Rapesn [nach einer behaarten Raupe].

Rosa canina L. (Hunds= oder Heckenrose) — Früchte: Kippen.

Rubus (Brombeere) — alle Arten: Brumbeere, Kratzbeere.

Rumex maximus Schreb. [d. i. Rum. aquaticus Hydrolapatum, Bastard] (großer Ampfer) — Ochsenzunge.

Salvia pratensis L. (Wiesen=Salbei) — Sallbn.

Sambucus racemosa L. (Trauben=, Hirsch= oder Bergholunder) — Früchte: Vogelbeeren, Rotkatelbeeren [von Rotkehlchen].

Sanicula Europaea L. (europäischer Sanickel) — Sornikel.

Scirpus (Simse, Binse) — Hasslegras.

Senecio Fuchsii Gmel. (Fuchs' Kreutzkraut, Baldgreis) — Machold.

Sorbus aucuparia L. (Eberesche) — Vogelbeerbaum.

Symphytum officiale L. (gemeiner Beinwell) — Schwarzwurz.

Symphytum tuberosum L. (knolliger Beinwell) — weißer Sornikel.

Tanacetum vulgare L. (Rainfarn) — Reimer, Reimper, Ramper.

Taraxacum officinale Web. (Kuhblume, Maiblume, Kettenblume, gemeiner Löwenzahn) — Maipiplen, Maipumpen.

Thymus (Quendel, Thymian) — Quandel.

Trollius Europaeus L. (europäische Trollblume) — Gebirgschmirgel [von schmücken, Schmückel], Klotzblume, Knollblume.

Tropaeolum (Kapuzinerkresse) — alle Arten: Liebesflämmlein.

Tussilago Farfara L. (gemeiner Huflattich) — Brustblümle, Jägerblümchen.

Veratrum Lobellianum Bernh. (grüner Germer) — Moortocken.

Veronica Chamaedrys L. (Gamander=Ehrenpreis) — Gewitterblume.

Viburnum opulus L. (gemeiner Schneeball) — Früchte: Kalinten.

Viburnum opulus sterile (gefüllter Schneeball) — Holunder.

Vincetoxicum officinale Much. (gemeine Schwalbenwurz) — Hundsmilch [Saft gegen Warzen und Hühneraugen].

Viola arvensis Murr. (Ackerveilchen, Ackerstiefmütterchen) — wildes Stiefmütterl.

Die Bedeutung der Grenzgebiete für die Volkskunde

Von Dr. **Eugen Lemberg**, Münster i. W.

Den Bewohnern der Volkstumsgrenzen ist ohne weiteres klar, wieviel Anregung und Anschauungsmaterial gerade das Grenzland für die Volkskunde bietet. Das Durcheinanderwirken verschiedener sprachlicher, architektonischer und künstlerischer Einflüsse macht die Gestaltung eines Grenz-

Digitized by Google

volkstums zu lehrreichen Quellen für die Erkenntnis gewisser Gesetzmäßigkeiten, die beim Entstehen volkskundlichen Erbgutes walten.

So ist die Volkskunde in Grenzgebieten immer besonders fruchtbar gewesen und sie hat nicht selten auf die Entwicklung der volkskundlichen Forschung im kulturellen und nationalen Binnengebiet anregend gewirkt. Vor kurzem hat das Walter Mitzka in einem lesenswerten Aufsatz angedeutet. (Volkskunde und Auslanddeutschtum, in: Deutsche Forschung, Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Heft 2, Berlin, 1928, S. 124 f.) Dort hat er auf die Bedeutung des ehemaligen österreichisch-ungarischen Deutschtums, im besonderen des Sudetendeutschtums, für das Entstehen und die Entwicklung der Volkskunde im 19. Jahrhundert hingewiesen. Den ersten Versuch einer landschaftlichen Volksliedsammlung veröffentlicht Meinert im Jahre 1817 (Volkslieder des Kuhländchens). 1812 taucht in Steiermark und 1822 in Ziskas Österreichischen Volksmärchen das Wort Volkskunde zuerst auf. Hauffens Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde (seit 1896) wurden vorbildlich für ähnliche Unternehmungen. Gegenwärtig hat das Sudetendeutschtum, in die weit nach Osten reichende Tschechoslowakei eingebettet, die Möglichkeit, Kulturgrenzerscheinungen wie Kulturübertragung und Überschichtung bis weit hinein in den Osten zu verfolgen und eine methodisch anregende Sprachinselforschung zu entwickeln. Die Arbeiten von Gustav Jungbauer, Ernst Schwarz, Bruno Schier finden weit über das Sudetendeutschtum hinaus Beachtung.

Noch in einer anderen Richtung wirkt das Grenzgebiet fruchtend auf die Volkskunde. Das in allen Bevölkerungsschichten lebendige Grenzerlebnis, die Verteidigung und Erhaltung nationaler Eigenart weckt überall eine starke Heimatliebe und ein tiefes Verständnis für volkskundliche Erfassung und Darstellung des eigenen Volkstums. So ist die Beteiligung bei volkskundlichen Gemeinschaftsaufgaben nirgends so stark wie im Grenzland. Bei den großen gemeinsamen Aufgaben des Sprachatlas und vor allem des Volkskundeatlas hat sich das überraschend gezeigt. Mehrfach konnte gerade in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen werden.

Noch in einem anderen Sinne als im räumlichen aber sind Grenzgebiete für die Volkskunde fruchtbar: ich meine die sachlichen Grenzgebiete der volkskundlichen Forschung. Die Grenzgebiete zwischen Volkskunde und Staatengeschichte, Volkskunde und Sprachforschung, Volkskunde und Religionswissenschaft, Volkskunde und Kunstgeschichte u. a. m. über diese Zusammenhänge hat ein Band der Jahrbücher für historische Volkskunde, herausgegeben von Wilhelm Fraenger, anregenden Aufschluß gegeben. Es ist der erste Band: Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete. Dort sind Aufsätze von Arthur Haberlandt, Hans Naumann, Robert Petsch, Lutz Mackensen, Eberhard Künßberg u. a. über die Beziehungen zur Vorgeschichte, Religionsgeschichte, Rechtsgeschichte, Literaturwissenschaft und Kunstwissenschaft vereinigt.

Die Forderung, die hier Hans Naumann in seinem Aufsatz: Prolegomena über vergleichende Volkskunde und Religionsgeschichte aufstellt, daß wir Monographien über die Verehrung einzelner Heiliger haben müßten, wird, nachdem sich Kirchenhistoriker mit diesen Fragen

Digitized by Google

mehrfach beschäftigt hatten, nunmehr von volkskundlichen Fachleuten einer Erfüllung entgegengeführt. In Heft 5/6 (1931) dieser Zeitschrift konnte ich auf einige solche Erscheinungen hinweisen.

Sie sind inzwischen durch das neu erschienene Buch von Karl Meisen (Bonn) „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande" in einer die volkskundliche Erörterung der Gegenwart besonders bereichernden Weise fortgesetzt worden. Mehr noch als Antonius- und Annakult hat nämlich der Nikolauskult für die Entwicklung der deutschen Volkskunde Bedeutung. Ist doch Nikolaus eine der Gestalten, die man unter dem Eindruck der romantischen Vorliebe für die Mythologie als einen unmittelbaren Ersatz für den Wodanskult anzusehen pflegte. Die Kultgeschichte, der sich das Werk von Meisen vornehmlich widmet, und die stufenweise Entwicklung der einzelnen Nikolausbräuche und -Spiele zeigt, daß das Gegenteil der Fall ist. Darüber hinaus zeigt sich Nikolaus, der auf Grund bestimmter Legenden zum Patron der Schiffer und Kaufleute geworden war, in seiner außerordentlich starken Bedeutung für Genossenschaftswesen und Gemeinschaftskultur. Als Patron der Hansaschiffer ist er im ganzen Norden (in Island gibt es nicht weniger als 40 Nikolauskirchen) und Osten Europas verbreitet, und hat bei dem großen Wert der ostdeutschen Kolonisation als Führer- und Mittelpunkt mitgewirkt. Das Nikolausbuch von Meisen gibt dazu, da es mit modernen kartographischen Methoden arbeitet, wichtige Aufschlüsse über die landschaftliche und nationale Bedeutung eines solchen Heiligenkultes. Aus einer beigegebenen Karte zeigt sich, wie der Kult des hl. Nikolaus, der im 11. Jahrhundert durch die Normannen von Süditalien an den Ärmelkanal gebracht wird, sich vor allem in Nordwesteuropa ausbreitet und die damals bereits kultgeographisch gesättigten Gebiete in Südfrankreich und Norditalien völlig frei läßt. Um so stärker vollzieht sich dann von hier die Ausstrahlung nach dem Norden und nach dem Osten. Die Wahl besonderer Farben für jedes Jahrhundert der Kirchengründung macht auf dieser Karte auch die räumlich-zeitliche Entwicklung anschaulich.

Eine solche Forschungsmethode aber weist noch auf ein anderes wichtiges Problem der Volkskunde hin: Es genügt nicht, die Forschung auf das Gebiet eines Volkstums zu beschränken. Wir brauchen wenigstens in einer Reihe typischer Erscheinungen die Kenntnis der Verbindungswege, die vom deutschen Volkstum zu fremden Volkstümern führen. Gerade das Beispiel des Nikolauskultes zeigt das deutlich. Solange man einem Kult auf innerdeutschem Gebiete nachging, konnte die mythologische Auffassung die herrschende bleiben. Erst als man die Grenzen durchbrach und die Forschung auf den Raum der abendländischen Christenheit ausdehnte, mußte die Linie offenbar werden, die aus romanischen Volkstümern in das deutsche führten. Im übrigen legt schon ein Blick auf das mittelalterliche Volkstum diese Notwendigkeit nahe. Der große abendländische Kulturkreis, der seit Karls des Großen Reichsgründung die germanischen und romanischen Völker vereinte, war in den weitesten Bevölkerungskreisen in einer Art christlich abendländischem Nationalismus lebendig. Über alle landschaftlichen und dynastischen Fehden hinaus

Digitized by Google

herrschte das Bewußtsein dieser gegen die Sarazenen und „Heiden" zusammengeschlossenen Gemeinschaft, ein Bewußtsein, das mit dem heutigen Nationalismus manche gemeinsame Züge aufweist. Daraus der mächtige Widerstandsgeist gegen die von Osten andringenden Türken, der bis ins 18. Jahrhundert hinein Europa erfüllte, eine Fortsetzung des Kreuzzugsgeistes, nur vom französischen Westen auf das deutsche Mitteleuropa übertragen.

Hier öffnen sich in der volkskundlichen Forschung neue Wege, die über kurz oder lang planmäßig zu beschreiten sein werden. In einem eben erscheinenden Aufsatz weist Karl Meisen des näheren auf diese Forderungen hin. (Karl Meisen, Volkskunde und Heiligenkult. In: Volkstum und Kulturpolitik, herausgegeben von H. Konen und J. P. Steffes, Köln, 1932.

Wenn diese Richtung der volkskundlichen Forschung auf das übernationale, wie angedeutet, in mancher Hinsicht Anregungen von Hans Naumann erfahren hat, so ist sie doch auch geeignet, gerade der Naumannschen Auffassung vom „gesunkenen Kulturgut" einige Auflockerung zu bringen. Gerade der Hinweis auf die religiöse Volkskunde ist hier bedeutsam. Auf diesem Gebiete zeigt sich die gegenseitige Befruchtung, die nicht nur von der Oberschicht aus, — in unserem Fall der Kirche, ihren Führern und Behörden — auf die Unterschicht ausstrahlt, sondern auch die Anregungen und Gestaltungen, die das Volk selbst den von der Oberschicht gebotenen Motiven gibt. In der Dogmatik und in bestimmten Grundformen der Liturgie schafft die Kirche ein Gerüst; in Legenden, Brauchtum, in Neugestaltungen und Übertragungen aber gestaltet das Volk selbst die ganze Fülle der kirchlichen Gemeinschaftskultur. So eng ist diese Durchdringung, daß sich zwischen Glauben und Aberglauben keine Grenze ziehen läßt, und daß es manchmal verständnisvoller und methodisch richtiger wäre, von Volksglauben statt von Aberglauben zu sprechen.

Mit dem Bestreben nach der Durchbrechung der Volkstumsgrenzen zum Zwecke der volkskundlichen Forschung ist ihrer volkstumerhaltenden Bedeutung nicht Abbruch getan. Im Gegenteil. Gerade hier öffnet sich ein Weg für eine grundlegende Neugestaltung der Lebensbedingungen europäischen Minderheitenvolkstums. Die internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit muß ein besseres Verständnis für die Eigenart und Bedeutung frei entfaltenden Volkstums neben dem Staate heraufführen. In dieser Richtung hat Georg Schreiber das Eigenrecht des Volkstums neben dem Staat zugleich mit den Zusammenhängen zwischen Minderheitenfrage und Kirche geschildert. (Das Deutsche Volkstum und die Kirche, Köln, 1932.) In der gleichen Richtung sind die seit jüngster Zeit in Angriff genommenen internationalen Volkskunstkongresse (Prag 1928) und die für 1934 in Bern geplante, jetzt auf später verschobene Volkskunstausstellung zu nennen. (Vgl. Otto Lehmann, Altona, Die Volkskunst in der Internationalität. In: Volkstum und Kulturpolitik, Köln, 1932.)

In der Volkskunde zeigt sich, wie auf manchem anderen Gebiete, das alte Gesetz wirksam, daß gerade das Überschreiten der eigenen Grenzen, in räumlicher wie in sachlicher Beziehung, die eigene Art und das eigene Volkstum erst richtig erkennen und werten läßt.

Digitized by Google

Die Volkskunde in der Mittelschule

Unter dieser Überschrift veröffentlicht Emil Lehmann in Folge 3/4 des Jahrganges 1932 der „Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen" (Reichenberg, Bayer-Straße 3) — als Festschrift zum zehnjährigen Bestande des Reichsverbandes deutscher Mittelschullehrer in der Tschechoslowakischen Republik erschienen — einen sehr beachtenswerten Beitrag.

Nach der Feststellung, daß die Volkskunde das gesamte Schulwesen zu durchdringen habe, fragt er, ob nicht ein eigenes Fach „Volkskunde" im Mittelschulunterricht anzusetzen wäre. Er findet dies denkbar und vertretbar und insbesondere empfehlenswert für die Lehrerausbildung. Für alle sonstigen Mittelschulen müßte aber wohl der Deutschunterricht diese Aufgabe übernehmen. Hierüber schreibt Lehmann, der gediegene volkskundliche Fachmann und erfahrene Schulmann:

„Und hier scheint mir nun aus mehreren Gründen die Mittelstufe den geeigneten Platz zu bieten. Ich habe schon an anderer Stelle einmal darauf hingewiesen, daß die Fortführung des deutschen Sprachunterrichtes in ziemlich gleicher Breite durch alle Jahrgänge hindurch dem Entwicklungsgange des sprachlichen Vermögens unserer Schüler nicht entspricht. Wie wir beim Gesang von einem Stimmbruch Kenntnis nehmen müssen, so müssen wir in der muttersprachlichen Entwicklung eine Art Sprachbruch feststellen, die allen Lehrern Schwierigkeiten genug verursacht, ohne daß man daraus die richtigen Folgerungen gezogen hat. Die Schüler, die in unseren unteren Klassen frisch drauflos reden, erzählen, und vielfach auch schreiben, verlieren diese unbefangene kindliche Ausdrucksweise in den mittleren Klassen und es dauert eine geraume Zeit, bis sie in die Ausdrucksweise des Erwachsenen hineinfinden und in ihr fest werden. Das ist eine Zeit, wo sie sprachlich nicht aus sich herausgehen, wo es auch gar nicht viel nützt, sie mit Übungen im Aufsatz und in Grammatik zu behelligen. Gerade in dieser Zeit wenden sie sich den Dingen, den realistischen Richtungen besonders stark zu. Da wäre nun der Platz, die sprachlich-grammatische Behandlung im Deutschunterricht etwas zurücktreten zu lassen und statt dessen einen Jahrgang — den vierten — einem Kreis volkskundlicher Beschäftigung zu widmen. Hier könnte man mit der sachlichen Volkskunde beginnen und von den Siedlungsformen, vom Hausbau, der Volkskunst und Volkstracht über Brauch und Sitte zu den geistigen Gebieten der Volkskunde führen, wobei noch genug Gelegenheit für allerhand sprachliche Belehrung bliebe. Damit würden die zerstreuten volkskundlichen Übungen und Ansätze der vorausgegangenen Klassen zusammengefaßt und zu einem Abschluß gebracht werden. Für die drei Unterklassen ergäbe sich ein Aufstieg von gelegentlicher Beschäftigung mit volkskundlichen Stoffen zu einer gewissen ersten Überschau über den Bestand der heimatlichen Volkskunde und im dritten Jahre zu einem Bild des Stammeslebens innerhalb unseres Staates: die vierte brächte dann den abschließenden Überblick über unsere deutsche Gesamtentfaltung.

Ein zweiter Platz ergibt sich bei der Betrachtung des Deutschunterrichtes in den oberen Klassen. Der Beginn der geschichtlichen Behandlung

Digitized by Google

unserer Sprache und Dichtung in der Fünften erscheint verfrüht. In der literaturgeschichtlichen Führung des Deutschunterrichtes der Oberklassen finden sich natürlich auch wieder vielfache Ansatzpunkte für die Volkskunde, sowohl in der Frühzeit als auch in der Zeit der Volksdichtung und endlich in der Zeit der Wiederentdeckung. Im übrigen wird der Standpunkt der Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, den Nadler ausgebaut hat und der gerade für die Schule sehr fruchtbar ist, ständig nach der Mitwirkung der Volkskunde rufen. Aber gerade von da aus läßt sich die Forderung begründen, vor dem Beginn einer geschichtlichen Vorführung unserer Sprach- und Dichtungsgeschichte zuerst einmal eine geschlossene Behandlung unseres deutschen Stammeslebens zu setzen, aus dem ja alle Dichtungen und Sprachwerke hervorgegangen sind. Dafür aber scheint sich aus anderen Gründen gerade die fünfte Klasse besonders zu eignen. Es wäre hier anschließend an die Volkskunde in der vierten Klasse, die nach Sachgebieten vorwärts schreitet, die Volkskunde als ein Rundgang durch die deutschen Stammesgebiete darzubieten. Damit wäre ein Aufbau gegeben, der in seiner Sicherheit und Geschlossenheit von selbst einleuchtet."

Der Unfug der Volksbräuche

Jahrzehnte sind vergangen, seit mangels jeder Aufklärung einzelne Lehrer in der Schule für die Beseitigung von Volksbräuchen eingetreten sind, denen auch dann, wenn das Absammeln von Gaben die Hauptsache war, Sinn und Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Diesbezüglich schreibt uns Schulleiter J. Schreiber aus Grosse in einem Aufsatz, der von den Bräuchen am Maisonntag und vom Maisingen handelt.

„Ich habe noch in lebhafter Erinnerung, wie am Montag nach einem Maisonntage der Lehrer fragte: ‚Wer war gestern Maisingen?' Die Mädchen, welche sich daraufhin meldeten, mußten alle sechzigmal abschreiben: ‚Ich soll am Maisonntage nicht betteln gehen.' Der Brauch hörte wohl damit noch nicht ganz auf, nahm aber immer mehr ab. Ganz ausgestorben ist er heute noch nicht; die kleineren Mädchen gehen noch zu den nächsten Verwandten, singen ihr Liedchen und erhalten ihren ‚Mä' (Mai), nämlich kleinere Geschenke. Ob die Lehrer seinerzeit den Auftrag von der Behörde hatten, so energisch gegen diesen Volksbrauch aufzutreten, oder ob sie das fallweise aus eigenem Antriebe taten, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls lasse ich kein Jahr vorübergehen, ohne die Kinder auf diesen Brauch aufmerksam zu machen. Auch die Liedchen, welche dabei gesungen wurden, lasse ich von den Kindern in der Mundart aufschreiben. Manche wissen die Kinder selbst, die anderen erfragen sie von Mutter und Großmutter." Von diesen Anfingliedern, die J. Schreiber gesammelt hat, sei hier eins zur Probe mitgeteilt, das in seiner schlichten Schönheit wohl verdient, zugleich mit dem Brauche weiterzuleben:

Kläne Feschlan, kläne Feschlan
schwemma ei dan Teichla,
ruete Rieslan, ruete Rieslan
waxa off dan Streichla.

Digitized by Google

Gale Lelga, gale Lelga
waxa off dan Stingel —
Dr Herr ies schien,
De Fra ies schien,
es Kind ies wie a Ingel.

Während so die Schule oder der Lehrer heute kaum mehr gegen alte Volksbräuche Stellung nehmen wird, gibt es doch immer wieder wie im Mittelalter Obrigkeiten, die diesbezügliche Verbote erlassen. So war z. B. in der „Südböhmischen Volkszeitung" (Budweis) vom 6. Dezember 1931 zu lesen.

> **Krummau.** (Nikolo-Rutenschlagen.) Ein Unfug, der jahrelang am Nikoloabend von halbwüchsigen Burschen in den Straßen der Stadt, insbesondere am Ringplatz, gepflegt wurde, ist durch Stadtratsbeschluß vom 12. November strengstens verboten worden. Dieses Verbot erstreckt sich auf das sogenannte Rutenschlagen, bei welchem Mädchen und Frauen arg belästigt, ja oft verletzt wurden.

Der uralte, bei so vielen Jahresbräuchen der verschiedensten Völker vorkommende „Schlag mit der Lebensrute" kann natürlich, wie jeder andere Brauch, zu Ausartungen führen. Das sind aber sicher nur Ausnahmsfälle, wie der Herausgeber der Zeitschrift, der sich selbst seinerzeit als Gymnasialschüler eifrig an diesem Nikolo-Rutenschlagen beteiligt hat, aus Erfahrung weiß. Benützt ein Rohling eine solche Gelegenheit, um sich durch besonders gepfefferte Hiebe an irgendeinem Fräulein zu rächen, so ist es wohl am einfachsten, ihn durch die Polizei sicherstellen und allenfalls vor Gericht bestrafen zu lassen. Aber alles als „Unfug" zu bezeichnen und kurzweg zu verbieten, geht denn doch zu weit.

Bei anderen Bräuchen läßt sich in der Gegenwart beobachten, daß manche — wie dies ähnlich im Kriege war — der wirtschaftlichen Not zum Opfer fallen. So brachte die Deutsche Zeitung Bohemia vom 18. März 1932 die folgende Nachricht:

> **Ein alter Volksbrauch der Arbeitslosigkeit geopfert.** Wie in anderen nordböhmischen und auch sächsischen Orten ziehen auch in Bensen am Gründonnerstag jeden Jahres die Kinder aus, um mit Klappern und Ratschen kleine Spenden einzuholen. Nun hat der Stadtrat ein Verbot des Klapperns und Ratschens beschlossen, und zwar auf Grund einer Ablösungswidmung von 5600 Kč, die die Genossenschaften für die Kinder Arbeitsloser gewidmet haben. Der Besuch von Verwandten durch die Kinder ist durch das Verbot nicht berührt. Bekanntlich gehen in den Geschäften am Gründonnerstag die ältesten Ladenhüter ab, mit denen die Kinder

Digitized by Google

beschenkt werden. Was heuer mit den Ladenhütern angefangen werden soll, darüber hat der Stadtrat nicht befunden.

Wie der Verfasser dieser Nachricht, sind auch wir der Meinung, daß auch in der Zeit der Arbeitslosigkeit ein derartiges Verbot, das einen ganz harmlosen Kinderbrauch betrifft, einen Brauch, auf den sich die Kinder schon wochenlang vor Ostern freuen, nicht notwendig ist.

Kleine Mitteilungen

Frühlingsaberglaube in Nordböhmen

Viele Leute achten darauf, wo sie den ersten Frosch sehen; hüpft er auf das Land oder auf die grüne Wiese, so bedeutet das ein gutes und glückliches Jahr, springt er aber ins Wasser, so bedeutet das Tränen.

Junge Mädchen geben auch acht auf die ersten Bachstelzen, sehen sie zuerst ein Pärchen, so bedeutet das, daß sie noch im selben Jahre ihren Zukünftigen kennen lernen werden.

Manche achten auf die Schmetterlinge; am besten ist es, wenn man zuerst einen bunten sieht, das bedeutet Hülle und Fülle; ein gelber bedeutet „Wein trinken" und ist auch gern gesehen; ein weißer bedeutet „Wasser", das heißt, es wird ärmlich zugehen; am wenigsten gern sieht man aber einen Trauermantel, der Unglück bringen soll.

Schönlinde. Erna Zimmer.

Osterbräuche in Schlesien

Die Karwoche bringt hier einen Brauch mit, den man in manchen Dörfern, die oft nur in geringer Entfernung liegen, nicht kennt. Es wird von den Jungen bis zum Mittwoch in der Karwoche Holz gesammelt, teilweise holen die Kinder das Holz aus den Sträuchern längs des Baches, da im Gebiete der Gemeinde eigentlich kein Wald ist, zum Teile gehen die Jungen auch Holz im Dorfe fechten. Das Holz schaffen sie dann auf ein noch nicht bebautes Stück Feld, auch die alten Besen haben sich die Kinder gesammelt. Am Mittwoch abends wird dann das Holz in Brand gesteckt, die Besen werden daran entzündet und die Kinder tragen diese brennenden Besen wie Fackeln in den Händen, werfen sie auch in die Höhe und übergeben die kurzen Stümpfe dann dem Feuer; das nennen sie Judenbrennen, auch Judensuchen. Das Feuer wird erst bei eingetretener Dunkelheit gemacht. Es ist das ähnlich wie in anderen Orten das Johannisfeuer am Vorabende des 24. Juni (Sonnwendfeuer). An diesem Tage — zur Sonnenwende — werden hier jedoch keine Feuer gemacht.

Seit zwei Jahren gehen die Jungen auch ratschen. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Kinder in der Schule auf diesen anderorts geübten Brauch aufmerksam gemacht wurden, nachdem im Handfertigkeits-Unterrichte auch kleine Ratschen hergestellt wurden.

Am Karsamstag zur Feuerweihe bringen die Kinder auch Holz mit (Tannen- oder Fichtenholz, das gut spaltet) und lassen es weihen, obwohl von einer Holzweihe bei den kirchlichen Zeremonien keine Rede ist. Um die Weihe recht kräftig zu machen, nimmt jedes der Kinder, wenn der Priester bereits in die Kirche gegangen ist, noch eigens eine Kohle von dem noch rauchenden Feuer und bezeichnet sich sein Holz mit drei schwarzen Kreuzchen. Aus diesem Holze werden am Karsamstage noch Kreuzchen gemacht und diese dann am selben Abende oder am Ostersonntage zeitig früh auf die bereits bebauten Felder gesteckt, seien es die Winterfelder vom vorigen Herbste oder die bereits bestellten Sommerfelder. Zu den Kreuzchen steckt man auch geweihte Palmzweige. Die Kreuzchen kommen entweder in die Ecken oder auf die Mitte der Beete. Von den geweihten Palmen steckt man

Digitized by Google

Zweige auch in den Stall, auf den Dachboden, desgleichen in der Stube auf die Rahmen der Heiligenbilder. Nach der Weihe am Palmsonntage werden auch auf die Gräber der Angehörigen auf dem Friedhofe Palmzweige gesteckt. Das läßt sich hierorts deswegen leicht tun, weil der Friedhof um die Kirche liegt. Am Ostermontage ist das „Schmeckostern" noch Brauch. Als Geschenke erhalten die Jungen meistens Geld oder Orangen, bisweilen auch „Mólär", das ist Zuckerbäckerei mit Bildchen geschmückt, und einer „Schmecker" aus Papierblumen. Diese Bäckerei wird auch mit dem Namen „Zockerkendla" bezeichnet. Es finden sich vereinzelt auch Erwachsene, welche schmeckostern gehn, besonders Durstige suchen zu diesem Zwecke die Gastwirte heim. Der Besuch gilt jedoch an diesem Tage mehr der Frau Wirtin, die den „Schmackuster-Branntwein" spenden muß.

In meinem Heimatsorte Mähr.-Pilgersdorf, das von Grosse nur vier Kilometer entfernt ist, war es zu meiner Kinderzeit auch Brauch, die Mädchen mit Wasser zu bespritzen. Dazu stellten sich die Jungen eigens Spritzen aus Holunder her. Teilweise wird es noch so gehalten. Den größten Spaß bereitet es den Burschen, wenn es ihnen gelingt, an diesem Tage Mädel oder Mägde im Bett anzutreffen, ein Osterbad ist ihnen dann sicher, davor schützt auch das Bett nicht.

Grosse bei Roßwald Markt. Johann Schreiber.

Ostereierreime aus Südmähren

1. Daß ich dich liebe, kann ich dir sagen,
Ob du mich liebst, muß ich dich erst fragen.

2. Wenn du mich liebst, mußt andere meiden,
Das Herumlaufen kann ich nicht leiden!

3. Holder Engel, süßer Stern,
Falsches Luder, hab mich gern!

4. Ach, deine Augen sind mein alles
Und mein Herz ist nur für dich.
Darum, wenn ich dir gefalle,
Liebe keine andere nicht!

5. Lebe glücklich ohne Schmerzen,
Freu dich deines Lebens Glück
und in deinem treuen Herzen
Laß ein Plätzchen frei für mich!

6. Veilchen am Bache, Rosen am Strauch,
Beide sind herzig und du bist es auch!

7. Eh' die Morgensonne lacht,
Hab' ich schon an dich gedacht!

8. Bürschlein, du bist falsch, das ist wahr.
Wer dir glaubt, das ist ein Narr.

9. Holder Jüngling, du mein Leben!
Was soll ich dir zu Ostern geben?
Rotes Ei und grüne zwei,
Nimm sie hin und bleib mir treu!

Iglau.

10. Ein Körbchen Blumen,
Zwei Tauben dazu,
Der Herzallerliebste,
Der bist nur du!

11. Ich suche nicht lange ein zierlich Gedicht,
Sondern schreibe ganz einfach:
Vergißmeinnicht.

12. Ich liebe dich so glühend heiß,
Bis rote Rosen werden weiß,
Bis weiße Rosen werden rot,
Ich liebe dich bis in den Tod.

13. Wenn alle Ketten reißen
Und jedes Band zerbricht,
Wenn alle dich vergessen,
Aber ich vergeß' dich nicht!
(Alle aus Taßwitz.)

14. In Treue dein!

15. Aus Lieb und Treu.
Schenk ich dir das rote Ei!
(Aus Kaidling.)

16. Liebe ist kein Verbrechen,
Wenn zwei in Unschuld sprechen!

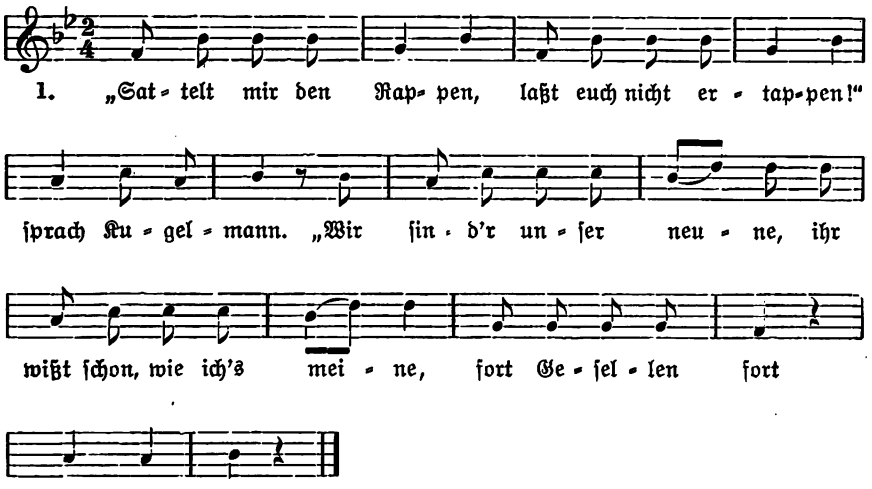
17. Auch die Freundschaft windet Kränze,
Nicht aus Rosen, nein, aus Immergrün:
Denn die Rosen blühen nur im Lenze,
Unf're Lieb' soll ewig blüh'n!
(Aus Possitz.)

Ignaz Göth.

Digitized by Google

Der Räuber Kugelmann (Ein Märchenmotiv als Lied)

Das Volksliedarchiv in Prag besitzt ein bemerkenswertes Lied, das 1907 von Oberlehrer Wenzel Fiedler in Ober-Adersbach eingesandt wurde.



2. „Sattelt mir die Braune, sie ist grad' guter Laune!" sprach usw.
3. „Sattelt mir den Schimmel, macht mir kein Getümmel!" sprach usw.

Die Bildung der anderen 6 Strophen bleiben den Sängern überlassen. — Das Lied wurde gewöhnlich in eine Erzählung verflochten, deren kurzer Inhalt lautet: Der Räuber Kugelmann wettet mit einem Grafen, ihm die Pferde zu stehlen. Der Graf läßt sie gut bewachen. Als Kugelmann mit seinen Gesellen da ist, den Raub auszuführen, singt er das Lied. Nach jeder Strophe wird ein Pferd aus dem Stalle geführt. Als das Lied zu Ende ist, geht der Graf mit dem Räuber in den Stall, findet seine Wächter betrunken und Strohwische statt der Pferde haltend. Der Graf muß außer dem Verluste noch die Wette tragen. —

Zu dieser Erzählung vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, III, S. 379 ff. (Der Meisterdieb.)

Zur Bibliographie der deutschen Volkskunde in der Tschechoslowakei

In kürzester Zeit dürfte die volkskundliche Wissenschaft für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei eine vollständige Bibliographie, die für jede Arbeit eine unerläßliche Grundlage bildet, besitzen. Zu der „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien" von E. Hobinka (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, XVIII. Band, 1. Heft. 1928) ist soeben die von G. Jungbauer besorgte Neuauflage der „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie" von A. Hauffen als „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen" (Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg. Preis 84 Ktsch, geb. 92 Ktsch) erschienen (XX. Band der genannten Beiträge). Die noch fehlende „Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpathenländern" (XVIII. Band, 2. Heft derselben Beiträge) bearbeitet Prof. Dr. Heinrich Réz in Budapest. Sie wird wahrscheinlich zu Beginn des nächsten Jahres erscheinen.

✤

Digitized by Google

Fragebogen bezüglich der Pflege des deutschen Kirchenliedes im Auslande. Dieser sorgfältig ausgearbeitete Fragebogen des Deutschen Instituts für Auslandkunde in Münster (Westf.), Breul 22, den das Institut auf Verlangen liefert, verdient möglichst zahlreiche Beantworter, weshalb wir auch unsere Mitarbeiter und Leser darauf aufmerksam machen.

Die Volkskunstausstellung in Bern, die für das Jahr 1934 geplant war, mußte im Hinblick auf die Wirtschaftskrise auf eine spätere Zeit verschoben werden.

Volkskundliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag. Im Sommersemester liest G. Jungbauer über „Volksglaube und Volkssage" (dreistündig) und über „Goethe und die Volkskunde" (zweistündig) und hält im Seminar für deutsche Volkskunde Übungen über „Goethes Lieder im Volksmunde" ab.

Deutsche Pfingstbräuche brachte der Prager Rundfunk am Pfingstmontag, wobei im Rahmen eines Vortrages von G. Jungbauer Mitglieder des Seminars für deutsche Volkskunde Lieder, Sprüche und Spiele vorführten.

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 1. Fragebogen wurde ferner beantwortet von OL. W. Chowanetz, Sosau; Landwirt E. Kottal, Scheiben bei Winterberg; SL. A. Trammer, Liebesdorf; Blumenerzeuger F. Loy, Kunersdorf bei Schluckenau; Postmeister W. Navratil, Obermoldau.

Der 2. Fragebogen wurde bereits von nahezu allen Mitarbeitern am 1. Fragebogen beantwortet.

Der 3. Fragebogen und das 3. Heft der „Mitteilungen der Volkskundekommission", in dem unter anderm auch über die Verarbeitung des 1. Fragebogens durch die Hauptstelle in Berlin berichtet wird, wurden in der Zeit vom 25. April bis 5. Mai versandt.

Bei der Jahressitzung der tschechoslowakischen Arbeitsstelle am 6. Feber erstattete der Leiter G. Jungbauer den Tätigkeitsbericht für 1931, der mit Befriedigung zur Kenntnis genommen wurde. An der Aussprache beteiligten sich die Mitglieder des Arbeitsausschusses Lehrer Glücklhorn, Prof. Dr. Hanika, Sanitätsrat Dr. Klein und Prof. Dr. Longin.

Wertvolle Arbeit leistet der als Hilfskraft der Arbeitsstelle tätige Bibliothekar des Seminars für deutsche Volkskunde cand. phil. Erich Knoll.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai)

22. Betreffs Waggonaufschriften macht J. Maschek (Holeischen) auf das Buch von K. Ahnert „Fröhliche Heerfahrt. 600 lustige Anschriften an Eisenbahnwagen" aufmerksam. Vom gleichen Verfasser ist ferner erschienen: Lachendes Heerlager. 600 lustige Anschriften an Unterständen, Blockhäusern, Schützengräben, Schiffen usw.

38. Die wissenschaftlich beglaubigte Tatsache, daß Warzen durch Suggestion beseitigt werden können, bestätigt der folgende Bericht des Schulleiters J. Schreiber in Grosse (Schlesien): Ich hatte ein Mädchen von 10 Jahren in der Schule, das stark mit Warzen behaftet war; die rechte Hand war teilweise bis zu den Fingernägeln wie besät damit. Auf einmal waren nun alle Warzen verschwunden. Ich fragte unlängst das Mädchen, wieso das gekommen sei, und erhielt in treuherziger Weise die Antwort: „Als Vetter (mit diesem Ausdruck bezeichnen hier die Kinder ältere Leute überhaupt, keinesfalls einen Verwandten) Metzke gestorben ist, habe ich einen Zwirnfaden genommen und so viele Knoten hineingemacht, als ich Warzen hatte. Den Faden mit den Knoten habe ich ihm mit ins Grab gegeben und die Warzen sind weg, man kennt nicht einmal eine Spur davon." Auf die Frage, wie

Digitized by Google

viele Knoten das Kind gemacht habe, antwortete es: 56. Erkundigungen bei den Eltern bestätigten alle Angaben des Kindes.

68. Einen Schuh soll man nie auf den Tisch stellen, weil sonst gerauft wird. (R. Baumann, Neusattl bei Elbogen, der viele, dem Archiv überwiesene Beantwortungen anderer älterer Umfragen einsandte.) In Tschernowitz bei Komotau heißt es, daß man dies nicht tun dürfe, weil man sonst in den Schuhen nicht laufen könnte. (J. Maschek, Holeischen.)

132. In Neusattl bei Elbogen lautet ein Dreschflegelreim: „D' Kätz in Tippla, 's Fleisch is assa." (R. Baumann.)

135. Wenn sich die Katze am Besen die Krallen schärft (wenn „d' Kätz Hulz mecht"), wird es kalt. (R. Baumann, Neusattl.)

149. In der hiesigen Gegend wurden Rosenkränze aus Pimpernuß, Klokotsch genannt, hergestellt. (J. Maschek, Holeischen.)

159. Beliebte Kartenspiele sind in Niederlangenau: Ruf- und Trumpfmariage, Preference, Lorum (6 Teilspiele des Quodlibets), Elfmännlein, Einundzwanzig, Kaufzwick, Macao, in früherer Zeit auch Grüne Wiese (F. Meißner), in Neusattl: Kontern, Färbeln und Bauernfangen (R. Baumann).

165. Von den biblischen Rätseln sind die mit dem Motiv „Dannen = Hauptstadt des Himmels" und „Nebel = erster Dichter" auch in Arnau und Niederlangenau bekannt (F. Meißner). J. Maschek, Holeischen, übermittelt das folgende: „Was war das für eine Taube, die aus der Arche Noah flog, ein Tauber oder eine Täubin? — Ein Tauber, denn eine Täubin hätte unterwegs, um zu tratschen, den Ölzweig fallen lassen."

167. Der Weihnachtsbaum ist in Neusattl (R. Baumann) und in Niederlangenau seit etwa 60 Jahren, in Arnau aber weit länger üblich (F. Meißner).

172. Hier sind nur der 1., 3. und 4. Fall des Hauptwortes gebräuchlich, der 2. Fall wird stets umschrieben. (F. Meißner, Niederlangenau.)

175. Den Soldaten wurden Schildwachbüchlein als Schutzmittel mitgegeben. Sie haben den Titel: Das wahre Schildwachbüchlein oder geistliches Schild gegen geistliche und leibliche Gefahren, enthaltend kräftige, von der Kirche approbierte Segen und Gebete zum Troste und Heil aller Christgläubigen. (R. Baumann, Neusattl.) An Kettchen oder Schnürchen befestigt, wurden Kreuzchen und Schutzengel- und Muttergottesbildchen auf Metall oder Porzellan getragen. (F. Meißner, Niederlangenau.)

176. Das Todaustragen ist im Riesengebirge heute nicht mehr üblich. Früher fand es um Trautenau und im Süden des politischen Bezirkes Hohenelbe am 4. Fastensonntag (Lätare), dem „Schwarzen Sonntag" oder „Totensonntag" statt. Dabei wurde eine mit alten Kleidern behangene Puppe aus Stroh verbrannt oder ins Wasser geworfen. In Niederlangenau erinnern sich die ältesten Leute noch dessen, daß am Totensonntag vier Männer eine ausgestopfte schwarze Puppe auf zwei über die Schultern gelegten Stangen zum Steg trugen und dort ins Wasser warfen. (F. Meißner.)

183. In Neufang bei Römerstadt mußten noch vor etwa 40 Jahren die Kinder den Wachspieß von Haus zu Haus tragen und je zwei Nachbarn mußten eine Nacht wachen. Dann wurde der Spieß wieder weiter getragen. Bei ihm war ein Pfeiflein, mit dem der Ausbruch eines Feuers oder sonst ein Ereignis angezeigt wurde. (Dr. E. Jungwirth, Römerstadt.)

185. Gelbsucht wird durch Ekel verursacht und durch plötzlichen, Ekel erregenden Schreck geheilt, indem man dem Kranken unerwartet ins Gesicht spuckt. Heilmittel aus älterer Zeit: Knoblauch an die Decke hängen oder Pferdedung durch einen Leinenlappen pressen und die so erhaltene Flüssigkeit trinken. (F. Meißner, Niederlangenau.) Gelbsucht heilt man durch „Versprechen". Dies verstand eine Frau aus Neusattl, die „ält Kaisere"; sie heilte viele Gelbsüchtige, starb aber selbst an dieser Krankheit im Alter von 80 Jahren. (R. Baumann.)

189. Von jüdischen Wörtern sind gebräuchlich: Meschugge = nicht bei Sinnen, verrückt; Meschpoche = verächtlich für eine unsaubere, unangenehme Gesellschaft; Schabesdeckl = Hut, meist verächtlich für einen alten, schlechten Hut; mir

Digitized by Google

is ne recht koscher = mir ist nicht recht wohl. (F. Meißner, Niederlangenau.) Hier kommen die Ausdrücke „käuscha" = rein und „träifa" = unrein vor. (R. Baumann.)

193. Der Ausdruck Tödin wird als Schimpfwort gebraucht, z. B. „Du stahst as wöi d' Täide." (R. Baumann.) Die „Tidin" zeigte sich in Ober-Proschwitz, an der Grenze gegen Niederlangenau, als haushohe Frau in weißem Gewande. Auch in Lauterwasser weiß eine Sage von einer riesenhaften weißen Frau zu erzählen, die mit je einem Fuße diesseits und jenseits der Straße auf einem Hause stand. (F. Meißner, nach der Heimatkunde des Hohenelber Bezirkes.)

196. Die jüngeren Bauern beanspruchen die Standesbezeichnung Landwirt, weil das Wort Bauer im Munde der Städter und vornehm tuenden Dörfler die verächtliche Nebenbedeutung eines groben, ungeschlachten Menschen hat. (F. Meißner, Niederlangenau.)

197. Die amerikanische Art des Essens ist noch heute üblich; ältere Leute und Kinder benützen auch statt der Gabel den Löffel. (F. Meißner.) Auch um Römerstadt pflegt die Landbevölkerung zuerst das Fleisch zu schneiden, dann das Messer wegzulegen und bloß mit der Gabel zu essen. (Dr. E. Jungwirth.)

201. Die Nottaufe eines Kindes durch die Hebamme nennt man „Nüttaf". (F. Meißner, Niederlangenau.)

204. Wenn der Holzwurm klopft, gibt es bald im Hause einen Todesfall (F. Meißner) oder es wird überhaupt bald jemand sterben (H. Englisch, Mährisch-Kotzendorf).

205. Die Primiz des neugeweihten Geistlichen wird hier als geistliche Hochzeit mit einer bräutlich geschmückten Jungfrau gefeiert. Verwandte und Bekannte machen auch Geschenke wie bei einer Hochzeit. (F. Meißner für Niederlangenau und Arnau.) Die wie eine Braut gekleidete „Primizbraut" geht mit in die Kirche und sitzt auch als solche an der Festtafel. Gewöhnlich ist es ein junges Mädchen aus der Verwandtschaft. (H. Englisch.) Die weißgekleidete Primizbraut hat einen Schleier und trägt ein weißes Polster mit einer Myrtenkrone, die der Neugeweihte nach der Feier erhält. Die Primizbraut wird auch von Kranzeldamen (Brautjungfern) begleitet. (Dr. E. Jungwirth für Neusang bei Römerstadt.)

207. Die ersten Kartoffeln soll man am 13. Juli graben. Es heißt: Märchareta soll ma d' Erdeppl röian (rühren). (R. Baumann, Neusattl.) Die „rischn Apena" (Frühkartoffeln) werden hier zwar meist erst im August gegraben, aber man bezeichnet sie dennoch als „Jakobiapena". (F. Meißner, Niederlangenau.) Hier werden die ersten Kartoffeln, die sogenannten „Zeitlichen", um Jakobi gegraben. (H. Englisch, Mähr.-Kotzendorf.)

209. Eine Fledermaus, bzw. Frosch oder Kröte, in der Tasche getragen, verbürgt Glück, namentlich beim Kartenspiele. Von einem Spieler, der viel gewinnt, sagt man: „Der muß a Fladamaus em Nasa hon." Wenn Fledermäuse abends umherflattern, tritt schönes Wetter ein. Frauen sollen abends nicht ohne Kopftuch gehen, da sich sonst die Fledermäuse in ihren Haaren „verfitzen" = verwickeln. (F. Meißner.) Ebenso heißt es in Mähr.-Kotzendorf, daß sich Frauen und Mädchen vor den Fledermäusen hüten müssen, weil sie ihnen „in die Haare fliegen". (H. Englisch.) Umherfliegen der Fledermäuse am Abend verspricht für den nächsten Tag schönes Wetter und andauernde schöne Witterung. (D. E. Jungwirth, Römerstadt.) Auch in Grosse (Schlesien) meint man, daß die Fledermäuse in den Abendstunden weiblichen Personen in die Haare fliegen, weshalb diese sich nicht mit unbedecktem Kopfe im Freien aufhalten sollen. (J. Schreiber.)

210. In Mähr.-Kotzendorf und in den meisten Orten des Bezirkes Römerstadt kann jeder seinen Sitz in der Kirche nach Belieben wählen, obwohl noch alte Namenstafeln auf den Bänken erhalten sind. Jedoch sitzen die Männer getrennt von den Frauen, die älteren auf den rückwärtigen Sitzen der einen Kirchenseite, die Burschen auf dem Chore, oder sie stehen beim Eingang. (H. Englisch.)

212. In der Umgebung von Brünn bezeichnet man eine aus gekochten Erbsen und Graupen bereitete Speise „Scharrmäusel", die Tschechen aber nennen sie kočičí tanec = Katzentanz. (M. Kaspavek, Brünn-Königsfeld.) Mit dem gleichen Wort benennen die Tschechen um Neuhaus in Südböhmen ein aus zer-

Digitized by Google

drückten Kartoffeln und Sauerkraut bestehendes Gericht. (F. J. Beranek, Neuhaus.) Vgl. unter „Schrifttum" die Anzeige des Buches „Grapp und Arbesn".

213. Betreffs Zukunfts- und Weltuntergangssagen macht F. Andreß in Dobrzan darauf aufmerksam, daß neben den Prophezeiungen des blinden Jünglings und den Sibyllinischen Weissagungen die Vorhersagungen des Josef Naar (Fuhrmann!) besonders bekannt sind. A. Galfe in Gratzen berichtet, daß seine 1893 in Kaplitz gestorbene Großmutter oft Zukunftssagen erzählte, die sie als Weissagungen der Sibylle bezeichnete und die fast immer schlechte Zeiten voraussagten. Solche sollten z. B. kommen, bis die Wagen ohne Pferdegespann auf den Straßen fahren werden oder bis man eisernes Geld haben werde. In Nordböhmen berufen sich, wie E. Zimmer aus Schönlinde mitteilt, die Leute oft und gern auf eine Weissagung des blinden Jünglings, welche lautet: „Nordböhmen wird sich erhalten wie der Reif hinter dem Zaun." In der Gegend von Niederlangenau (F. Meißner), wo man auch weiß, daß solche Sagen aus der „Sibylla-Weissagung" stammen, wird z. B. erzählt, daß man einmal die Fabriken als Schafställe benützen werde, ferner, daß zwischen Elbe und Aupa nur noch fünf Leute leben werden, die eine Kuh haben, die sie mit einer umgehängten goldenen Schelle herumführen werden, endlich, daß dort, wo heute Prag liegt, ein Bauer vorbeifahren, mit der Peitsche auf einen Schutthaufen zeigen und sprechen wird: „Da stand einmal die große Stadt Prag." In Poschkau (F. Götz), wo noch das Büchlein „Prophezeiung der Michalda Königin von Saba 13. Sibylla. Druck Anton Augusta in Leitomischl 1863" verbreitet ist, glauben viele Leute an die Sibylla-Prophezeiung. Manche sagen, daß die Welt untergehen wird, wenn sieben Sonnen scheinen werden, andere wieder, bis wir das Jahr 2000 schreiben werden. Frau Aloisia Tandler deutete die Zukunft folgendermaßen: „Im Lande ist ein Teich und in diesem Teiche befindet sich ein Baum. Wenn ein Krieg sein wird, so wird dieser Teich austrocknen und der Baum wird von unten hinauf zu treiben beginnen. Der Teich wird nach dem Kriege voll Blut sein." Eine andere Poschkauerin, Frau Haas, erzählte: „Es wird ein großer Krieg ausbrechen. Die guten Leute, die an Gott geglaubt haben, die werden durch einen Nebel geschützt werden, die bösen aber werden in diesem Kriege untergehen. Dann werden die Geretteten untereinander rufen: ‚Bruder, wo hast du dich erhalten.'" Auch in Grosse in Schlesien (J. Schreiber) befassen sich ältere Personen mit Prophezeiungen über den Weltuntergang und stützen sich dabei hauptsächlich auf die Weissagungen der Sibylla.

214. Alte Jungfern müssen nach dem Tode „Schnäi raitern" (Schnee sieben) (R. Baumann, Neusattl) oder vor der Hölle Sand zu Garben binden (M. Kasparek, Brünn-Königsfeld) oder mit den wilden Gänsen fliegen (J. Schreiber, Grosse, der ferner berichtet, daß er einmal in der Heuernte von mehreren Weibern zu hören bekam, die alten Jungfern müßten nach Zülz (Stadt in der Nähe von Neustadt in Ober-Schlesien) gehen, „Judasäcke beroppa, do kriega se femf Behma off a Tag ond a Quorkschniete"). In Wien hörte ich über eine alte Jungfer sagen, „sie müsse auch schon den Stefansturm reiben". Ferner heißt es in Wien, daß alte Jungfern nach dem Tode den Fröschen Schwimmhosen nähen müssen. (F. J. Beranek, Neuhaus.)

215. Zu den Volks- und Stammeskennzeichnungen im Schwanke übermittelt M. Kasparek die folgende, auch sonst bekannte Geschichte, in der je nach der Einstellung auch andere Völker angeführt werden. Sie wurde ihm von einem alten Ungarn in der Gegend von Sakáloš (Südslowakei) erzählt: „Einst saßen ein Franzose, ein Magyar und ein Deutscher beim Wein. Da fiel jedem eine Fliege ins Glas. Der Franzose stellte das Glas weg und trank nicht mehr, der Magyare zog die Fliege heraus und trank ruhig seinen Wein aus, der Deutsche aber zog die Fliege heraus, lutschte sie aus und trank dann den Wein." Im Fürstentum Liechtenstein wird folgende Geschichte erzählt, welche die alemannische Lebendigkeit des Liechtensteiners, die Schwerfälligkeit des Tirolers und die angebliche Dummheit des Schweizers, außerdem aber auch mundartliche Unterschiede veranschaulichen soll. Ein Liechtensteiner, ein Tiroler und ein Schweizer sollten einmal je drei Vögel nennen. Der Liechtensteiner sprudelte hervor: „Ziesle, Meisle, Fink", der Tiroler sagte langsam und bedächtig: „A Antnvogel, a Hennavogel und

Digitized by Google

a Stoanadler", der Schweizer aber sprach: „A Chua, a Chalb und a Chrot." (F. J. Beranek, Neuhaus.)

216. Das Eichhörnchen (Aechkatzla) ist nach der Volksmeinung schädlich; abergläubische Bräuche und Meinungen sind hier unbekannt; das Fleisch wird gegessen. (F. Meißner, Niederlangenau.) Auch um Poschkau gilt es allgemein als schädlich; abergläubische Meinungen sind nicht bekannt. (F. Götz.) Um Grosse in Schlesien gilt es als ein harmloses Tier. Da es selten vorkommt, hat sich die Volksmeinung mit dem Tiere nicht befaßt. (J. Schreiber.)

217. In Nordböhmen gilt als Frühlingsanfang der Josefstag (19. März), denn „Josef steckt die Kohle in den Boden". (E. Zimmer, Schönlinde.) In Neusattl bei Elbogen sagt man: „Josefitoch trägt ma 's Löicht in Boch." (R. Baumann.) In Grosse heißt es von dem Tage: „Josef schlägt einen glühenden Pfahl in die Erde." Damit will man wohl andeuten, daß nun die Herrschaft des Winters gebrochen ist. (J. Schreiber.)

219. Kinder schreckt man am Abend mit dem „Mann mit den blechernen Zähnen" (R. Baumann, Neusattl) oder mit der Hexe (H. Rosenkranz, Rumburg). Einen besonderen Abendgeist, ähnlich dem tschechischen klekáníček, scheint das deutsche Gebiet nicht zu kennen.

220. Hornrichten sind noch heute in Gebrauch. (R. Baumann, Neusattl.) Auch hier werden sie noch hie und da gebraucht. Wenn z. B. einem Jungvieh die Hörner nicht schön wachsen, so wird ihm eine gekochte Runkelrübe an das schiefe Horn gesteckt. Sobald man spürt, daß das Horn etwas weich wird, so dreht man es ganz langsam in die gewünschte Stellung. Dies kann man aber nur bei Jungvieh tun, wenn die Hörner erst herauskommen. (F. Götz, nach Angaben der Marie Falzner in Winkelsdorf bei Poschkau.) Hornrichten, die man auch heute noch in Handbüchern, z. B. Krafft, Lehrbuch der Tierzucht, angeführt und abgebildet findet, sind in Wirklichkeit wohl sehr selten geworden. Man hat sie früher in den Zuchtgebieten der Alpen sehr viel verwendet. (M. Kasparek, Brünn-Königsfeld.)

Umfragen

221. Wo wird Goethes Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter" noch tatsächlich im Volke gesungen? (Einsendung von Wort und Weise erbeten.)

222. Wer kennt ähnliche Predigtparodien und Scherzlitaneien, wie sie unser Beitrag „Das Baßbegraben" bringt?

223. Ist der Gebrauch von Himmelsbriefen (vgl. unseren Beitrag) auch sonst wo zu finden?

224. In welchen Orten Südmährens heißt der rückwärtige Teil des Bauernhofes, der durch eine Mauer abgetrennt ist, Stuhlhof und wie erklärt man sich diese Bezeichnung?

225. In südmährischen Dörfern gibt es Brunnen, deren gutes Trinkwasser von der Bevölkerung bevorzugt wird. Man nennt sie Rahbrunn oder Rañbrunn? Welche Form ist die gewöhnliche und häufigere und ist für die zweite die Erklärung „reiner Brunnen" üblich?

226. Die tschechischen Bauern nennen das einmalige Einspannen der Zugtiere während eines Arbeitstages, z. B. von früh bis 3 Uhr nachmittags, „na jednu zápraž". In früheren Zeiten dürfte dies häufiger vorgekommen, vielleicht sogar allgemein üblich gewesen sein. Heute erfolgt es nur mehr am Karsamstag und am 24. Dezember. Gibt es dafür auch im Deutschen eine Bezeichnung?

227. In der Gegend von Komorau (Bezirk Wischau i. M.) werden am Felde aufgelesene, vorgeschichtliche Steinbeile im Gebälk des Dachbodens aufgehoben, weil sie angeblich vor Blitzschlag schützen. Bei Lonto (Bezirk Sahy in der Slowakei) sagen die Leute, wenn sie ein Steinbeil finden, daß dies ein an dieser Stelle heruntergefallener Blitz sei. Gibt es auch im deutschen Gebiet noch heute solche Volksmeinungen?

228. Wer kennt Holzschnitzer, die Köpfe zu Handpuppen (nicht Drahtpuppen) erzeugen?

Digitized by Google

229. Wer kennt deutsche Puppenspielfamilien, die das Puppenspiel jetzt noch gewerbsmäßig betreiben?

230. Wer kann Mitteilungen über alte Puppenspieltexte machen? Sollten solche nicht vorhanden sein, so genügt die Angabe der Titel, z. B. Genoveva, Grasl u. a.*)

Schrifttum

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des Deutschen Volkslied-Archivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Scheve und E. Seemann herausgegebenen von John Meier. 3. Jahrgang, 1932. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. IV und 185 S. Preis 14 Mk., geb. 15 Mk. 50.

Das geschmackvoll ausgestattete Jahrbuch bietet eine Reihe gediegener Aufsätze, die fast durchweg von den Mitgliedern des Deutschen Volkslied-Archivs in Freiburg i. Br. stammen. Der Leiter J. Meier selbst behandelt in einer gründlichen Untersuchung „Die Ballade von der Frau von Weißenburg", von E. Seemann, der auch die Übersicht über die wichtigste Volksliedliteratur der Jahre 1929 und 1930 liefert und gemeinsam mit O. Stückrath Nachweise über Kunstlieder im Volksmunde erbringt, stammt ein Beitrag über „Neue Zeitung und Volkslied", von H. Scheve eine Abhandlung über „Neue Wege zu den Quellen des Wunderhorns", die manche Mängel des Buches von K. Bode aufdeckt und zugleich nachweist, daß Steig den Briefwechsel zwischen Arnim und Brentano ungenau und stellenweise gefälscht herausgegeben hat und daher nicht als Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen dienen kann. Im Abschnitt „Besprechungen" des Jahrbuchs werden von sudetendeutschen Werken die „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" von G. Jungbauer und die Schrift „Tief drin im Böhmerwald" von R. Kubitschek angezeigt.

Hummel D. Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich. SA aus dem Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, XXIV. Jahrgang. 1931.

Die mit einer Fundortkarte der Volkslieder versehene Zusammenstellung, hervorgegangen aus einer Wiener Dissertation, deren ersten Teil sie bildet, ist eine sehr verdienstvolle Leistung. In 1170 Nummern werden nicht allein alle bereits im Druck erschienenen, sondern auch alle in den handschriftlichen Sammlungen des niederösterreichischen Volksliedausschusses befindlichen Lieder verzeichnet. Die Einteilung der Bibliographie erfolgte nach dem Muster der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" von G. Jungbauer, vorangestellt ist nach einleitenden Bemerkungen ein chronologisches Verzeichnis der für das niederösterreichische Volkslied in Betracht kommenden Sammelwerke und ein Abschnitt „Statistik der Lieder und räumliche Anordnung ihrer Fundorte".

Pommersche Volksballaden. Unter Mitwirkung von H. Engel und F. M. Goebel herausgegeben vom Pommerschen Volksliedarchiv. Ausgabe B: Mit Anhang. Eichblatt-Verlag (Max Zedler), Leipzig, 1932. Preis 3 Mk. 30, geb. 4 Mk.

Das von L. Mackensen geleitete Pommersche Volksliedarchiv in Greifswald bringt hier keine Auswahl, sondern alles, was von dem Archiv in etwa fünfjähriger Arbeit an Balladen gesammelt werden konnte. Damit wird ein unverfälschtes Bild der tatsächlichen Verhältnisse geboten. Neben alten Volksballaden stehen nicht wenige erzählende Kunstlieder neuerer Zeit, die den Weg zum Volke gefunden haben, darunter manche Bänkellieder und sogar — den Herausgebern, die süddeutsches Schrift-

*) Nr. 224 und 225 nach Mitteilungen des Prof. J. Freising in Brünn und des Senators J. Lukſch in Lodenitz, Nr. 226 und 227 nach Angaben des Gutsverwalters M. Kasparek in Brünn-Königsfeld, Nr. 228—230 auf Ersuchen des Sekretärs H. Nerad in Prag, der sich im Rahmen der volkskulturellen Arbeit des Deutschen Kulturverbandes um die Wiederbelebung der alten Puppenspiele bemüht.

Digitized by Google

tum wenig heranziehen und die „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" überhaupt nicht kennen, unbekannt — Wiener Lieder, wie Nr. 78.

Schirmunski V. Volkslieder aus der bayrischen Kolonie Jamburg am Dnjepr. Verlag des Deutschen Volksgesang-Vereines in Wien. 1931.

Die in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" 1931 erschienene Sammlung des um die deutsche Volkskunde in Rußland hochverdienten Gelehrten liegt nun auch in einer hübschen Buchausgabe vor.

Stückrath O. Nassauisches Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel. II. Band, 2. Lieferung. Verlag des Volksliedausschusses für das Land Nassau, die Stadt Frankfurt a. M. und den Kreis Wetzlar. Wiesbaden-Biebrich, 1932. Preis im Buchhandel 5 Mk., bei unmittelbarem Bezuge 4 Mk.

Die Lieferung bietet wieder eine Unzahl von Kinderliedern und Kinderreimen (gegen den Schluckauf, Fingermärchen, Händepatschen, Kitzelreime, Fingerspiele, Kniereiterlieder, Schaukelreime, Tanzlieder u. a.) als Fortsetzung des IV. Abschnittes, ferner im V. Teil Ausdrücke, Redensarten und Reime über Kinder, die eitel, neugierig, vorlaut, geschwätzig oder unartig sind oder andere Eigenheiten haben, im VI. Teil allerlei „Vom Essen und Trinken" und im VII. Teil Kinderpredigten, Kettenreime, Erzählungen, Lügenmärchen u. a. Hier fällt der große Reichtum von oberdeutschen Schnaderhüpfeln auf, die im Kindermunde weiterleben und nicht selten eigenartige Umformungen erfahren haben.

Zoder R. Altösterreichische Volkstänze. Mit Beschreibung und Noten. Dritter Teil. Österreichischer Bundesverlag, Wien und Leipzig, 1932. Textheft 32 S., Notenheft 24 S. Preis 1 Mark 90.

Das neue Heft dieser ausgezeichneten Sammlung bietet weitere 18 Volkstänze, die zum Teil auch auf tschechoslowakischem Gebiete (Böhmerwald) bekannt sind. Wiederholt verweist daher auch der Verfasser auf die Volkstanzwerke von A. Hilgart und V. Hoidn. Den Volkstänzen, deren genaue Beschreibung musterhaft ist, sind zwei Scherztänze (Scherenschleifertanz und Rasiertanz) angeschlossen.

Goebel F. M. Jüdische Motive im märchenhaften Erzählungsgut. Studien zur vergleichenden Motiv-Geschichte. Gleiwitz, 1932. 292 S.

Die umfangreiche Greifswalder Dissertation gliedert den schwer übersehbaren, weitverzweigten Stoff geschickt in drei Hauptabschnitte: 1. Die Bibel und ihre Beziehungen zum Märchen. 2. Motive aus der Sphäre des Mythischen. 3. Jüdischer Scharfsinn, jüdischer Rätselwitz und jüdische Weisheit. Ein Schlußabschnitt faßt die Ergebnisse der Untersuchung anschaulich zusammen und führt als Hauptergebnis an: „Die Juden nahmen Stoffe und Motive von ihren Nachbarvölkern, prägten sie um und vertrieben sie nach dem Abendland und Deutschland (oder, je nachdem, nach dem Morgenland); sie sind, wenn wir noch einmal das glückliche Bild G. Mayers gebrauchen dürfen, die Makler an der Märchen- und Novellenbörse."

König W. Johannisfeuer, Ein Beitrag zur Untersuchung des Volksglaubens der Gegenwart. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1932. 106 S.

Diese Frankfurter Dissertation unseres in Reichenberg lebenden und insbesondere als Familienforscher tätigen Landsmannes bringt nach einer allgemeinen Einleitung eine Übersicht über die bisherigen wissenschaftlichen Erklärungen des Brauches, bei dem man auch heute noch in vielen Gegenden nur den Namen „Sonnwendfeuer" kennt, schildert dann seine Verbreitung in der Gegenwart und behandelt endlich die Grundlagen und Motive. Eine gewisse Einseitigkeit entsteht durch die zu starke Betonung des Begriffes „Primitive Gemeinschaft" und dadurch, daß der Zusammenhang mit den Frühlingsfeuern (Fastnacht-, Märzen-, Oster- und Maifeuer), deren Schlußpunkt das Sonnwendfeuer ist, zu wenig beachtet wird. Im Schriftenverzeichnis fehlt V. Gerambs Buch „Deutsches Brauchtum in Österreich".

Digitized by Google

Helm R. Hessische Trachten. Verbreitungsgebiete, Entwicklung und gegenwärtiger Bestand. Verlag C. Winter, Heidelberg, 1932. 26 Textseiten und 10 Karten. Preis 5 Mk., Vorzugspreis für vom Verfasser (Nürnberg, Germanisches Museum) namhaft gemachte Vereine oder Einzelpersonen 3 Mark 50, bei Abnahme von mindestens 10 Stück 3 Mk.

Die sehr gewissenhaft durchgeführte Arbeit verzichtet auf eine Beschreibung der hessischen Trachten, die von Heßler, Justi, Wessel u. a. erschöpfend dargestellt worden sind, zeigt aber dafür an Hand von Zahlen und durch die genauen und übersichtlichen Karten, wie die Trachten durch die Form der Landschaft und durch politische und wirtschaftliche Gegebenheiten in ihrer Verbreitung bestimmt und abgegrenzt werden. Eine Gruppe von Karten (1—4) behandelt die Trachten des Hinterlandes, die Marburger und Schönsteiner Tracht und die der katholischen Dörfer, eine zweite Gruppe (5—10) befaßt sich mit der Schwälmer Tracht. Bei jeder Gruppe bildet eine Gemarkungskarte die Grundlage und eine Wald- und Verkehrskarte liefert weitere Unterlagen. Diese und die Trachtenkarten können übereinandergelegt werden und ergänzen sich gegenseitig. Das Werk ist eine in jeder Hinsicht vorbildliche Leistung.

Borchers W. Volkskunst im Weizacker. Ein Beitrag zur volkskundlichen Struktur Mittelpommerns. Band 25 von Form und Geist. Verlag Hermann Eichblatt, Leipzig, 1932. 188 S. und 30 Bildtafeln.

Nach einem allgemeinen Abschnitt „Die Volkskunst und ihre Problematik" behandelt der Verfasser zunächst allgemein Land und Volk und Geschichte des Weizackers und dann im besonderen die Volkskunst des Gebietes in zwei Teilen: 1. Architektur (Kirche, Bauernhaus). 2. Inneneinrichtung [a) Volkskunst und Kirche; 1. Malerei und Holzarbeiten, Schmiedearbeiten, Textilien. — b) Volkskunst und Haus; 1. Holzarbeiten. 2. Textilien. 3. Schmuck. 4. Zinn- und schmiedeeisernes Gerät. 5. Keramik und Glas. 6. Malerei, Papier- und Klebarbeiten]. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß der kunstgeographische Begriff „Weizackervolkskunst" nur für die weltliche Kunst angewendet werden kann und daß diese, wie sie noch heute in Resten im Weizacker begegnet oder in den Museen von Berlin, Stettin, Pyritz, Stargard, Greifswald, Nürnberg (germanisches Museum) zu finden ist, im wesentlichen ein Erzeugnis des 18. und 19. Jahrhunderts ist.

Jordan H. und Gröber K. Das Lindauer Heimatmuseum. — Band 2 der Führer durch die Bayerischen Orts- und Heimatmuseen, herausgegeben im Auftrag des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz und des Bayerischen Landesamts für Denkmalspflege von J. M. Ritz. Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg, 1932. 54 S. und 104 Abbildungen (zumeist Aufnahmen von K. Gröber) auf Tafeln. Preis 3 Mk.

Mit diesem Führer hat die Stadt Lindau im Bodensee für ihr im Kavatzen, dem neben dem Rathaus schönsten Bürgerbau untergebrachten Heimatmuseum ein prachtvolles Werk erhalten, das sowohl den wissenschaftlichen Forscher durch genaue Beschreibungen und durchweg vorzügliche Bilder befriedigt als auch jedem Besucher des Museums eine dauernde, kostbare Erinnerung bedeutet.

Bansse E. Deutsche Landeskunde. Umrisse von Landschaft und Volkstum in ihrer seelischen Verbundenheit. II. Teil: Süd- und Alpendeutschland. Mit 59 Abbildungen und 2 Karten. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1932. 662 S. Preis geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.

Der 1. Teil dieses empfehlenswerten Werkes hatte Deutschland als Ganzes und Nieder- und Mitteldeutschland geschildert, nun kommt im II. Teil innerhalb Süd- und Alpendeutschlands auch das Deutschtum in der Tschechoslowakei an die Reihe, das unter der Überschrift „Böhmen" behandelt wird. Mähren und Schlesien tritt ziemlich zurück, die deutschen Sprachinseln in den Karpathenländern werden nicht erwähnt. Die Tschechen und ihre Stellung zum Deutschtum erhalten eine treffende, mitunter etwas zu leidenschaftliche Darstellung. Daß die tschechische Denk-

Digitized by Google

art sich nicht scheut, „die paar deutschen Studenten in Prag zu vergewaltigen", ist dahin richtigzustellen, daß es sich um Tausende von Studenten handelt, da die deutsche Universität in Prag allein über 5000 Hörer zählt. Betreffs der jüdischen Bevölkerung meint der Verfasser: „Daß die Judenschaft 1918 mit vollen Fahnen ins tschechische Lager übergegangen ist, sei den Tschechen gerne vergönnt."

Koeniger A. M. und Giese F. Grundzüge des katholischen Kirchenrechts und des Staatskirchenrechts. 2. Aufl. Verlag L. Röhrscheid, Bonn a. Rh., 1932. VIII und 306 S. Preis 5 Mk.

Das Buch, das zunächst als Leitfaden für den kirchenrechtlichen Unterricht an Hochschulen und als Lehrbuch für Studierende der Theologie und der Rechtswissenschaft dienen soll, bietet auch dem volkskundlichen Arbeiter, besonders für das Gebiet der kirchlichen Volkskunde, manches Bemerkenswerte.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. 10. Band (Kat—Kz). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1931. 800 S. Laut Notverordnung ermäßigter Preis: In Ganzleinen 188 Rtsch, bei Rückgabe eines alten Lexikons 170 Rtsch.

Auch dieser Band, der zahlreiche größere Artikel (Katholische Kirche, Kind, Kolonien, Körper, Kraftwagen, Krankenpflege, Krieg, Kriminal, Kultur, Kunst u. a.) bringt, berücksichtigt immer wieder die volkstümlichen Überlieferungen. Es sei bloß auf die folgenden Stichwörter verwiesen: Kaufmannsdeutsch, Kettenbriefe, Kinderlieder, Kirchenlied, Klopfgeister, Knecht Ruprecht, Kobold, Köhler Reinhold, Korndämon, Krämersprachen, Krippe (hier gibt es viel wichtigere Literatur als die angeführte), Krohn Kaarle, Kuhreihen, Kümmernis (hier hätte ein Hinweis auf die in unserer Zeitschrift erschienene Abhandlung von Hadwich mehr Zweck gehabt als das angeführte veraltete Schrifttum), Kundensprache u. a.

Für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei sind die folgenden Namen herauszuheben: F. Kauer, Tondichter, geb. Klein-Tajax, 1751; D. Kaufmann, jüd. Gelehrter, Kojetein, 1852; K. Kautzky, sozialist. Schriftsteller, Prag, 1854; H. Kelsen, Jurist, Prag, 1881; W. Baron v. Kempelen, Mechaniker, Preßburg, 1734; Jacobus de Kerle, geb. Ypern, gest. Prag, 1591; R. G. Kiesewetter, Musikhistoriker, Holleschau, 1773; F. Kindermann, Ritter v. Schulstein, Königswalde, 1740; E. E. Kisch, Prag, 1885; F. Kiwisch, Ritter v. Rotterau, Gynäkolog, Klattau, 1814; A. Klaar, Schriftsteller, Prag, 1848; W. Klemm, Maler u. Graphiker, Karlsbad, 1883; K. Klietsch, Graphiker, Arnau, 1841; J. Baron v. Kolisch, Schachmeister, Preßburg, 1837; L. Kompert, Novellist, Münchengrätz, 1822; K. Kořistka, Ritter v., Geodät und Geograph, Brüsau, 1825; P. Kornfeld, Schriftsteller, Prag, 1889; E. W. Korngold, Tondichter u. Dirigent, Brünn, 1897; W. Kosch, Literarhistoriker, Drahau i. M., 1879; Th. Kotschy, Botaniker u. Forschungsreisender, Ustron in Schlesien, 1813; R. Kralik, Ritter v. Meyrswalden, Schriftsteller, Eleonorenhain, 1852; L. Kramer, Schauspieler und Theaterleiter, Prag, 1869; F. Kraus, Mediziner, Bodenbach, 1856; K. Kraus, Schriftsteller, Gitschin, 1874; O. Kraus, Philosoph, Prag, 1872; G. Kreitner, Ritter v., Topograph, Odrau, 1848; A. Krobatin, Freiherr v., Feldmarschall, Olmütz, 1849; F. Krones, Ritter v. Marchland, Historiker, Ung.-Ostrau i. M., 1835; Therese Krones, Schauspielerin, Freudenthal, 1801; F. Krückl, Sänger und Theaterleiter, Edelspitz i. M., 1841; K. F. Kübeck, Freiherr v. Kübau, Staatsmann, Iglau, 1780; A. Kubin, Maler und Zeichner, Leitmeritz, 1877; W. Kubitschek, Epigraphiker und Münzforscher, Preßburg, 1858; H. Kudlich, Politiker, Lobenstein, 1823; K. Kuhn, Freiherr v. Kuhnenfeld, Feldzeugmeister, Proßnitz i. M., 1817; R. Kukula, Bibliothekar, Gonobitz, 1857; J. Kupezky, Maler, Bösing bei Preßburg, 1667; J. Kuranda, Journalist und Politiker, Prag, 1812; J. S. Kusser, Tondichter, Preßburg, 1660. — Zu nennen wären endlich noch: J. v. Kelle, Germanist, gest. Prag, 1909; O. Keller, klass. Philolog, geb. Tübingen, 1828; seit 1881 Prof. an der Deutschen Universität in Prag, gest. Stuttgart, 1927; E. G. Kolbenheyer, geb. Budapest, 1878.

Hofmann J. Deutsche Volkstrachten und Volksbräuche in West- und Südböhmen. Zweite, in Bild und Wort um das Doppelte vermehrte Auflage. Mit 344 Bildern in Schwarzdruck und 6 Farbtafeln. 6. Band der

Digitized by Google

Karlsbader Heimatbücher. Verlag des Vereines „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde und Heimatpflege im Bezirke Karlsbad". Karlsbad, 1932. Preis geb. 80 Ktsch.

Diese Neuauflage des 1908 erschienenen Buches „Die nordwestböhmische Volkstracht im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der des Elbogener Kreises" beschreibt außer der Tracht des ehemaligen Elbogener Kreises die des Egerlandes, der Saazer Landschaft, des Chotieschau-Kladrauer Herrschaftsgebietes und des Böhmerwaldes und Südböhmens. Daran schließen sich kürzere Abschnitte über die Bergmannstracht, Fuhrmannstracht, über den auf Trachtenteile bezüglichen Aberglauben und über Volksbräuche. Es ist erstaunlich, mit welchem Fleiß und mit welcher Gewissenhaftigkeit Hofmann seinen Stoff zusammengetragen und jenes bescheidene Buch vom Jahre 1908 zu einem Prachtwerk ausgestaltet hat. Das neu hinzugewachsene Schrifttum, z. B. auch die Abhandlung von J. Hanika in unserer Zeitschrift, fand volle Berücksichtigung, wie auch die Bestände der in Betracht kommenden Museen, darunter auch neuerer wie des Böhmerwaldmuseums in Oberplan, für Bild und Wort erschöpfend verwertet wurden.

Heimatkunde des Bezirkes Komotau, herausgegeben vom Deutschen Bezirks-Lehrerverein Komotau. 15. Lieferung. Die Kunstdenkmäler, 2. Teil. Von L. Schellberger. Verlag des Bezirks-Lehrervereins, Komotau, 1931.

Mit Befriedigung ist zu begrüßen, daß auch der 2. Teil dieser wertvollen Veröffentlichung so bald erscheinen konnte. Der durch seine gründlichen Sachkenntnisse ausgezeichnete Verfasser gibt zunächst einen ausführlichen Nachtrag zu den im 1. Teil behandelten Sühn- und Unfallkreuzen und bietet dann die folgenden, ebenfalls mit Abbildungen reich versehenen Abschnitte: Von alten Martern. Unsere Glocken. Die heimischen Vesperbilder (Darstellungen der Gottesmutter an der Leiche Christi). Romanische und gotische Reste. Die Johanneskapelle von Bartelsdorf. Es ist überraschend, wie schöne und vielseitige Kunstwerke der Bezirk Komotau aufweist.

Sarl E. Drei Volksspiele aus Grulich in Böhmen: Chrestkendlaspiel, Dreikönigsspiel, Summr on Wentr. Verlag von A Kunz's Nachf. in Grulich, 1932. 56 S.

Wort und Weisen der Spiele sind nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet. Da die Verfasserin auch die genauen Bühnenanweisungen ihrer Gewährspersonen bringt, ist das Büchlein sehr geeignet, für Aufführungen dieser Spiele auf schlesischem Stammesgebiete als Vorlage zu dienen.

Weiser E. Grapp und Arbesn. Eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen in schlesischer und nordmährischer Mundart nebst kurzen Lebensbeschreibungen der Verfasserinnen und Verfasser. Verlag W. Kvommer in Freudenthal, 1932. 244 S.

Das zum fünfzigjährigen Bestand der im Dienste der Heimatforschung Nordmährens und Schlesiens erfolgreich tätigen Druckerei und Verlagsanstalt W. Krommer in Freudenthal erschienene Buch, dessen Überschrift nach der in jenen Gegenden beliebten, im Volksmunde „Schlesisches Himmelreich" genannten Speise gewählt wurde, soll, wie der Herausgeber im Vorwort ausführt, ein dichterisches „Schlesisch-nordmährisches Himmelreich" bieten, wenn auch manchmal derb, so doch immer wohlschmeckend und nahrhaft, urwüchsig, Frohsinn schaffend, beglückend und gesund. Es bietet sorgsam ausgesuchte Proben der Mundartdichter E. Adler, G. Barinka, Th. Ehrlich, D. Fitz, R. Geldner, F. Hanusch, V. Heeger, L. Heisig, E. Heske, H. Heß, J. Hütter, M. Jursitzky, A. Köhler, M. Krause, A. Kubeck, R. Lachmann, H. Maschke, P. Neudek, W. Oehl, G. Parg, A. Peschke, H. Richter, S. Ryba, R. Saliger, R. Sokl, O. Stauf von der March, J. J. Stockinger, H. Teichmann, R. Thiel, W. Urban, E. Weiser, J. Wesselsky, G. Willscher, A. Winter. Die von den Verfassern selbst geschriebenen „Lebensbeschreibungen", die das gediegene Buch abschließen, sind der Forschung besonders willkommen.

Digitized by Google

Leppa K. F. Antonia. Eine Erzählung. 23. Band der Sudetendeutschen Sammlung der Literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft in Eger. Im Buchhandel durch J. Stauda Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe, 1932. Preis 24 Ktsch.

Die geheimnisvollen Wassermannssagen haben schon wiederholt Dichter zur Darstellung und Weiterausführung in Balladen und Erzählungen gereizt. Auch unser Böhmerwalddichter geht von einer solchen aus, die bei Ottau im Moldauland zwischen Krummau und Rosenberg spielt. Es ist der uralte Stoff vom Wassermann und seiner Menschenbraut. Von seltenem Reiz ist die Behandlung dieses Stoffes durch den sprachgewaltigen Künstler. Auf der einen Seite die sonnige Oberwelt und das erdfeste Bauernvolk, auf der anderen Seite das traumhaft geschaute Wasserland, die Unterwelt, deren in Nässe und Kälte versunkene Bewohner sich nach der Wärme und Liebe der Menschen und nach Erlösung sehnen. Das in seiner Schlichtheit ergreifende, durch die Ichform der Erzählung — der Bruder der Wassermannsbraut Antonia ist der Erzähler — stark belebte Buch zwingt jeden, der es zu lesen beginnt, so in seinen Bann, daß er es ohne Aufhören zu Ende liest und daß er sich nicht mit einem einmaligen Lesen begnügt, sondern immer wieder zu dieser Dichtung greift, die man als eine der köstlichsten Gaben sudetendeutscher Dichtung der Gegenwart bezeichnen kann.

Eis G. Das geistige Leben in Aussig um 1600. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Böhmen. Verlag der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Aussig", 1932. Preis 6 Ktsch. 42 S.

Die fleißige Arbeit, die aus vielen bisher unbenützten Quellen schöpft, schildert eingehend das Schrifttum vor 1600 und die neulateinischen Aussiger Dichter nach 1600 und damit zugleich das rege geistige und literarische Leben jener Zeit.

Lux K. Das Kuhländchen. Sudetendeutsche Heimatgaue Nr. 43. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1931. 36 S. Preis 3 Ktsch.

Die zur 7. Schlesischen Kulturwoche in Neutitschein herausgegebene Schrift enthält kurze Aufsätze zur Geschichte und Volkskunde, zur Literaturgeschichte (Eichendorff in Sedlnitz) und zur Kunstgeschichte des Kuhländchens. Auch das Volksbildungswesen wird behandelt und dem aus Neutitschein stammenden Begründer der modernen Vererbungslehre Johann Gregor Mendel ein dankbares Gedenken gezollt.

Lochner R. Reichenberger Volksbildungsarbeit 1919—1929. Selbstverlag des Stadtbildungsausschusses Reichenberg, 1931. 82 S. Preis 12 Ktsch.

Dieser Bericht führt die gründliche und vielseitige Volksbildungsarbeit, die der Reichenberger Stadtbildungsausschuß in den ersten zehn Jahren seines Bestandes geleistet hat, anschaulich und eindrucksvoll vor. Angeschlossen ist ein gedankenreicher Aufsatz von R. Lochner über „Volksbildung und Politik".

Lochner R. Begründung und Aufbau der Reichenberger Kulturstellen. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1931. 32 S.

Die in Verbindung mit V. Lug, F. Runge, F. Jaksch und E. Lehmann herausgegebene und E. Gierach zum 50. Geburtstag gewidmete Schrift enthält Tätigkeitsberichte der folgenden Reichenberger Kulturstellen: Bücherei der Deutschen, Deutsche wissenschaftliche Gesellschaft, Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung, Verein für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues, Stadtbildungsausschuß, Volkshochschulheim.

✤

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 37. Jahrgang, 1./2. Heft: R. Wolfram, Schwerttanz und Schwerttanzspiel; S. Svensson, Die magische Bedeutung der weiblichen Kopfbedeckung.

Digitized by Google

Bayrischer Heimatschutz (München). Auch der 27. Jahrgang (1931) dieses vom Bayrischen Landesverein für Heimatschutz in Verbindung mit dem Bayrischen Landesamt für Denkmalpflege und dem Bayrischen Nationalmuseum herausgegebenen und von Dr. J. M. Ritz vorzüglich geleiteten Jahrbuches zeichnet sich durch die gediegenen, alle volkskundlichen Stoffgebiete berücksichtigenden Beiträge, die zahlreichen prächtigen Abbildungen und die vornehme Ausstattung aus. Bei dieser Gelegenheit sei auf das vorbildliche Merkblatt des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz „Der Bauberater" aufmerksam gemacht.

Der Bayerwald (Straubing). 30. Jahrgang, 1. Heft: Tief im Böhmerwald (das Böhmerwaldlied mit Pianobegleitung von H. Bicherl). — 2. Heft: A. Bauer, Volkstänze aus dem Bayerischen Wald (Duschlpolka, Fingerpolka, Ochsentreiber, Schusterpolka, Waldjäger, Badertanz, Triangel. Bei jedem Tanz Weise, Beschreibung und Bild der Tanzpaare in Waldlertracht). — 3. u. 4. Heft: M. u. H. Waltinger, Bischofsmais (Volks- und heimatkundliche Skizze); H. Schlappinger, Der Wettstreit von Sommer und Winter in der Bogener Gegend.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bühl, Baden). 5. Jahrgang, 2. Heft: E. Christmann, Name und Alter des Christbaums in der Pfalz; A. Becker, Ein italienischer Rechtsbrauch am Rhein; M. Walter, Die Bildstöcke zum hl. Wendelin im Kirchspiel Mudau; R. Kriß, Volkskundliches aus den Mirakelbüchern von Maria Eck u. a.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). 6. Jahrgang, 5. und 6. Heft: P. Zinck, Drachen- und Lindwurmsagen. — 6. Heft: K. Sommer, Das Umgebindehaus; A. Diener v. Schönberg, Erzgebirgische Hirtenreigen. — 7. Jahrgang, 1. Heft: S. Sieber, Der Schwerttanz. — 2. Heft: K. E. Fritzsch, Der Drachen- und Koboldglaube im Erzgebirge u. a.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bremen). 9. Jahrgang, 3./4. Heft: S. M. Brachetti, Das Volksmärchen als Gemeinschaftsdichtung; H. Scheve, Zum niederdeutschen Volkslied; O. Stückrath, Volkslied und Gesangvereinslied u. a.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). 31. Jahrgang, 3./4. Heft: J. Arnet, Alte religiöse Volksbräuche aus der Innerschweiz; H. Schwab, Das Bauernhaus in der Schweiz. — 32. Jahrgang, 1. Heft: P. Geiger, Le roi est mort — vive le roi!

Das deutsche Volkslied (Wien). 33. Jahrgang, 9./10. Heft: R. Zoder, Gibt es eine Wiederbelebung des Volksliedes? K. Horak, Jesukindleinspiel aus Gyökönyi; R. Wolfram, Drei Hirtenlieder aus Schöder u. a. Besprechung von: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde. — 34. Jahrgang, 1./2. Heft: R. Zoder, Beiträge zur steirischen Volksmusik; K. M. Klier, Volkstümliches Kanonsingen. — 3. Heft: Fortsetzung des Beitrages von Zoder u. a. — Zu den „Mordeltern" im 4. Heft ist zu bemerken, daß es sich um eine Zeitungslüge handelt.

Die Singgemeinde (Kassel). 8. Jahrgang, 2. Heft: W. Lipphart, Weihnachtsspiel und Liturgie; W. Thomas, Weihnachtsfest und Weihnachtslied u. a. — 4. Heft: H. Hetzer, Kinderlied und Märchen u. a.

Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung (Leipzig). 2. Jahrgang, 1. Heft: E. Schwarz, Aufgaben der deutschen Sprachforschung in den Sudetenländern.

Heimatgaue (Linz). 12. Jahrgang, 2.—4. Heft: H. Ubell, Oberösterreichische Bucheignerzeichen der Gegenwart; G. Gugenbauer, Linzer Witz vor 200 Jahren (wichtige Quelle für viele Rätselfragen); H. Commenda, Volkstümliche Streifzüge durch den Linzer Alltag (Kinderspiele); L. Gschendtner, Ein Beitrag zur Rassenbiologie einer oberösterreichischen Familie (wichtig auch für Familien namens König unseres Gebietes); H. Commenda, Linz und Oberösterreich im Rahmen des österreichischen Fremdenverkehres (mit wiederholtem Hinweis auf Gallspach, das 1930 das Dreifache der Steuern von 1926 lieferte); V. Kurrein, Die böhmisch-mährischen Federjuden auf den Linzer Märkten u. a.

Unsere Heimat. Monatsblatt des Vereines für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien. Jahrgang 1931, Heft 12: E. Frieß, Der Nikolausturm in Waidhofen an der Ybbs (Seitenstück zu der nieder- und mittel-

Digitized by Google

deutschen Weihnachtspyramide). — 1932, Heft 1: Derſ., Einiges über Weihnachtskrippen im ſüdweſtlichen Niederöſterreich.

Der Auslanddeutſche (Stuttgart). 15. Jahrgang, 1./2. Heft: E. Streeruwitz, Verzweifelt nicht! Ein Neujahrsgruß an die Deutſchen in aller Welt; W. Henß, Völkerpädagogik und Außendeutſchtum; A. Török, Das deutſche Bürgertum in Ungarn u. a. — 5./6. Heft: F. H. Reimeſch, Goethes böhmiſche Zauberkreiſe; J. Urzidil, Goethe im Verkehr mit Sudetendeutſchen u. a.

Deutſche Arbeit (Berlin) .31. Jahrgang .7. Heft: Lutz Korodi, Bei den Zipſer Sachſen; H. Ellm, Prager „Minderheitenpolitik" u. a.

Deutſch-Ungariſche Heimatsblätter (Budapeſt). 4. Jahrgang, 1. Heft: H. Schmidt, Die Mode auf dem Dorfe (mit wichtigen Angaben, ſo z. B. daß in dem ſüdlich von Budapeſt liegenden deutſchen Dorf Harta bei älteren Frauen noch heute Weiß Trauerfarbe iſt); J. Weidlein, Deutſche Flurnamen im ſüdlichen Transdanubien u. a.

Národopisný věstník československý (Prag). 24. Jahrgang, 3./4. Heft: J. Volf, Aus der Geſchichte der Aufklärungskultur (Verzeichnis der zum Teil deutſchen Bücher, welche der Buchdrucker Hilgartner in Neuhaus in den Jahren 1780—1785 herausgegeben hat, und Darlegung der für die Aufklärungszeit kennzeichnenden Stellung der Zenſur zu den Gebetbüchern, Erbauungsſchriften u. a.); K. V. Adamek, Weltliche Jahrmarkts- und Wallfahrtslieder (fliegende Blätter, darunter auch aus den Druckereien Berger und Auguſta in Leitomiſchl, Rippl in Iglau u. a., die neben tſchechiſchen auch zahlreiche deutſche Lieder gedruckt und verbreitet haben) u. a. In den Beſprechungen wird der in unſerer Zeitſchrift erſchienene Beitrag von F. J. Beranek zur Frage des Volksgedächtniſſes beſonders hervorgehoben.

Mitteilungen des Vereines für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. 69. Jahrgang, 3. Heft: Karl Siegl zum 80. Wiegenfeſte (mit Bibliographie); K. Siegl, Zur Geſchichte der Egerer Familie Bruſch; W. Weizſäcker, Methodiſches und Organiſatoriſches zur Bergbaugeſchichte Nordweſtböhmens im 16. Jahrhundert (mit Berückſichtigung der volkskundlichen Quellen); K. Kühn, Zur Baugeſchichte der Karlshofer Stiftskirche in Prag; E. Lemberg, Briefe über Dobrowſky. — 4. Heft: K. R. Fiſcher, über böhmiſche Glasmacherzünfte im 17. und 18. Jahrhundert u. a.

Sudetendeutſche Familienforſchung (Auſſig). 4. Jahrgang, 2. Heft: A. Dietl, Photographie im Dienſte der Familienforſchung; F. Netolitzky, Wenig beachtete Quellen der Familienforſchung; Ahnentafel des Dr. Ing. h. c. Joſef Max Mühlig u. a. — 3. Heft: G. Grund, über alte Familienbeſitze u. a.

Natur und Heimat (Tetſchen a. E.). 2. Jahrgang, 4. Heft: R. Richter, Volkstümliche Pflanzennamen im Böhmiſchen Niederlande (Fortſetzung).

Waldheimat (Budweis). 9. Jahrgang, 1. Heft: L. Franz, Aus der Vorgeſchichte des Böhmerwaldes; E. F. Raffelsberger, Um die ländlichen Kulturdenkmäler; A. Carolo, Andreas Alſchinger (der große Botaniker und Sprachforſcher wurde am 20. November 1791 in Angern bei Roſenthal im Böhmerwald geboren); A. Ziefreund, Der letzte Bär im Böhmerwalde; K. Spanbauer, Neujahr im Böhmerwalde. — 4. Heft: V. A. Pfenner, A. Stifter und Goethe. — 5. Heft: J. Blau, Was bisher über das Küniſche geſchrieben wurde.

Weſtböhmiſche Zeitſchrift für Heimatforſchung (Staab). 3. Jahrgang, 6. Heft: F. Blöchl, Die Raubritterburg Lopata bei Pilſen; A. Glückhorn, Die Prophezeiungen Fuhrmannls und der Sibylla u. a. Seit Neujahr erſcheint die Zeitſchrift unter dem Namen: Unſere Weſtböhmiſche Heimat. Das 1. Heft 1932 enthält u. a.: F. Blöchl, Von Pilſener Glocken und Glockengießern; A. Bergmann, Gewerbe und Induſtrie im Plan-Tachauer Umkreiſe am Ende des 18. Jahrhunderts; G. Schmidt, Vom Mieſer Röhrkaſten; J. Micko, Alte Sarginſchriften in Hoſtau; F. Wilhelm, Zur Urkundenforſchung über alte Steinkreuze. — 2./3. Heft: A. Glückhorn, Goethe und der Wolfsberg; F. Andreß, Gnadenerweiſe der Dobrzaner Mutter Gottes u. a.

Unſer Egerland (Eger). 35. Jahrgang, 11./12. Heft: A. Krauß, Bundesvüaſtäiha Richard Siegl 50 Jahre; R. Langhammer, Die Bauernbefreiung u. a. —

Digitized by Google

36. Jahrgang, 1./2. Heft: A. John, Die Musikerfamilie Silbermann aus Haslau u. a. — 3./4. Heft: Goetheheft.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). 11. Jahrgang, 4. Heft: E. Simbriger, Das vorgeschichtliche Gräberfeld auf dem Angelberg (Schreckenstein); F. J. Umlauft, Alte Herrensitze im Aussiger Bezirke (behandelt auch sagenhafte Schlösser); W. Plaschke, Geschichte der Musikerfamilie Strache in Leukersdorf; R. Köhler, Frühere Beschäftigungen der Erzgebirgsbewohner (Handel mit Borstenvieh und mit Wacholdersaft). — 12. Jahrgang, 1. Heft: W. Schuster, Die sprachgrenzlichen Verhältnisse zur Zeit der Kolonisation im Aussiger Bezirk u. a.

Ostböhmische Heimat (Braunau). 7. Jahrgang, 2. Heft: J. Butzke, Unser Bauernhaus. — 4. Heft: H. Herrmann, Die alte Lehrerfamilie Urban; G. Blaha, Ostböhmische Siedler in der Kreisstadt Reichenbach.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). 17. Jahrgang, 9./10. Heft: H. Iternitschka, 100 bis 300 Jahre bäuerliche Seßhaftigkeit in den deutschen Gemeinden des Friesetales; Bedeutende Südwestmährer (mit Lebensbild und Würdigung des Oberlehrers Rudolf Hruschka) u. a. — 11./12. Heft: F. Bürger, Alte Krippenspiele feiern eine fröhliche Auferstehung; M. Schiebel, Vom Lebkuchen in alter und neuer Zeit u. a.

Unsere Heimat (Zöptau). 12. Jahrgang, 1. Heft. Bemerkenswert sind die auf S. 15 von J. Suchy mitgeteilten Volkslieder aus Moskelle: Der traurige Paulus (ein Lied, das auch in Reichenberg daheim war, wo es A. König aufgezeichnet hat, und überdies sogar in der Kremnitzer Sprachinsel zu finden ist) und das Weberlied, dessen 1. Gesätz lautet:

Ein' Fürsten und Grafen, den mag ich nicht,
Tritt auf!
Ein' Fürsten und Grafen, den mag ich nicht,
Ein' schneeweißen Weber versag' ich nicht.
Tritt auf und tritt nieder,
Schieß durch und schlag wieder,
Tritt auf!

Von diesen Liedern besitzt das deutsche Volksliedarchiv in Prag mehrere Fassungen, darunter als Seitenstück zu dem Weberlied ein Iglauer Lied der Hufschmiedgesellen, seinerzeit von Dr. F. Jelinek gesammelt.

Karpathenland (Reichenberg). 4. Jahrgang, 3./4. Heft: A. Stein, Römische Inschriften im Gebiete der Slowakei; St. M. Richter, Der Herbst in Deutsch-Proben; R. Zeisel, Eine alte Bauernhochzeit in Zeche (Schluß); A. Karasek-Langer, Einsiedlerspiel aus Johannesberg bei Kremnitz; N. Relković, Beitrag zur Sagenkunde der sieben niederen Bergstädte des Oberlandes; A. Damko, Volksdichtungen aus Kuneschhau bei Kremnitz (hier auch das bei der vorigen Zeitschrift erwähnte Pauluslied auf S. 148 f.); J. Wollner, Volks- und Kinderlieder aus der Kremnitzer Sprachinsel u. a.

Jahrbuch 1930 der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Prag, 1931. 74 S.
Das Jahrbuch enthält außer den üblichen Berichten und Mitteilungen neben anderen Nachrufen auch einen auf Adolf Hauffen, dem es zu verdanken ist, daß die seit 1891 bestehende Gesellschaft von Anfang an auch die deutsche Volkskunde in ihren Arbeitskreis aufnahm und sich hier die größten Verdienste erworben hat.

Slavische Rundschau (Prag). Aus dem Inhalt des letzten Heftes ist der Beitrag „Der Klaggesang der edlen Frauen des Asan-Aga" von G. Gesemann besonders hervorzuheben.

*

Digitized by Google

In nächster Zeit erscheinen als 22. Heft der handlichen „Landschaftlichen Volkslieder", die der Verband deutscher Vereine für Volkskunde herausgibt:

Egerländer Volkslieder,

herausgegeben von Gustav Jungbauer.
Musikalische Sätze von Paul Kickstat. Bilder von Toni Schönecker.
Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Aus den Urteilen über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

Prof. Dr. J. Heß, der Verfasser der „Luxemburgischen Volkskunde", schreibt in der „Obermosel-Zeitung" (Luxemburg) vom 18. Jänner 1932: . . . „Für den, der sich mit Volkskunde abgibt, ist das Buch einfach unbezahlbar. Ein erstes Mal wird er es lesen, ohne Aufhören, von der Anfangseinleitung bis zu den beiden orientierenden Personen- und Sachverzeichnissen am Schluß . . . Selten liest man ein Buch irgendeiner Fachwissenschaft, von dem man mehr als hier das Gefühl hat, es enthalte kein Wort zu viel und keines zu wenig. Man weiß sich künftig vor unnützem Abirren gesichert und hält das Werk in nächster Handnähe, weil man über der Arbeit immer wieder danach langt wie nach dem Wörterbuch oder Lexikon. Man mag die Frage stellen, wie man sie will; immer weist uns Jungbauer den richtigen Weg zu deren Beantwortung. Kein irgendwie bedeutsames Werk volkskundlicher Art ist Jungbauer entgangen . . .

Das „Deutsche Philologen-Blatt" schreibt im 42. Heft des 39. Jahrganges: „Es ist sehr zu begrüßen, daß der führende auslanddeutsche Volkskundler die Geschichte unserer Wissenschaft in gründlicher Darstellung geschrieben hat; denn sie ist sehr nötig gewesen. Der Deutschlehrer wird reiche Belehrung erhalten und der Volkskundler auf dieser Arbeit weiterbauen können . . ."

In der Tageszeitung für Volkskraft und Ständefrieden „Der Jungdeutsche" (Berlin) vom 14. November 1931 heißt es: „Wichtiger denn je ist es, daß das deutsche Volk über seinen Werdegang nachdenkt, damit die vorhandenen und möglichen Kräfte für die Gesundung und Stärkung des Volkstums nutzbar gemacht werden können. Immer vom Volk ausgehend, schildert die 196 Seiten umfassende Abhandlung die germanische Vorzeit, Werden und Wandel der volkskundlichen Erscheinungen, die Besiedlung des Ostens, die ersten Anfänge der Volkskunde (Folklore), Reformation und Religionskrieg, Herder und seine Zeit, das Volkslied, Romantik und Freiheitskriege, Arbeiterstand, volkskundliche Auswirkungen der neuen Staatsgrenzen, Volkskunde und Volksbildung usf. Also eine Fülle von volksgeschichtlichen Entwicklungsstufen, welche, zumal die Darstellung ansprechend ist, die Lösung der gestellten Aufgabe glücklich fördert."

Zur Beachtung!

Wegen Einschränkung der Herstellungs- und Versandkosten werden Tauschstücke an Stellen, von welchen im Jahre 1931 nichts eingelaufen ist, und Freistücke an Personen oder Stellen, die im Jahre 1931 unsere Zeitschrift durch keine Gegenleistung (Mitarbeit, Beantwortung der Umfragen u. a.) unterstützt haben, nicht mehr abgegeben.

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Abnehmer mit den Bezugsgebühren im Rückstand sind.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

5. Jahrgang 1932 **4. Heft**

Hirsch und Hund in der Karlsbader Gründungssage

Von Prof. Dr. Viktor **Karell**

Am Beginne jeder Geschichte Karlsbads steht bis jetzt immer die Gründungssage der Stadt von der Entdeckung des Sprudels durch Kaiser Karl IV., ob man nun daran geht, Geschichte nach urkundlichen Belegen zu schreiben und also vom XIV. Jahrhundert ausgehend die Geschichte Karlsbads beginnen läßt oder aber die Gründungssage benützt, um rückwärtsschreitend mit Heranziehung anderer Forschungsmethoden Licht in die Frühgeschichte Karlsbads zu bringen versucht.

Schon unser großer Dichter E. Gu. Kolbenheyer hat sich im Jahre 1921 mit der Deutung der Karlsbader Gründungssage befaßt.[1]) Er hat das Hauptgewicht vor allem auf das Hirschensprungmotiv gelegt, d. h. auf den Sprung des Hirsches vom Felsen herab in die heiße Quelle, und damit wohl nicht den Grundkern der Sagensymbolik der Karlsbader Gründungssage getroffen. Durch die Heranziehung paläontologischer Forschungsergebnisse kam er zu dem Schlusse, daß wir es in dieser „Hirschensprungsage" hauptsächlich mit einem „Auftauchen eines gedeckten assoziativen Erbbestandes unseres psychischen Lebens", nämlich einer diluvialen Jagdmethode zu tun haben, bei der Beutetiere bei der primitiven Bewaffnung des damaligen Menschen einfach über steile Felsen hinabgejagt wurden, um ihrer habhaft zu werden. Schon Doktor A. Gnirs hat in seinem verdienstvollen Buche: „Karlsbad in seiner ältesten Vergangenheit"[2]) darauf hingewiesen, daß diese Erklärung nicht befriedigt, weil sie das eigentliche Ziel der Sage, die Quellenfindung, übersehe. Dieser Hinweis hat sicher seine Berechtigung, aber auch Kolbenheyers Auffassung trifft doch teilweise zu, denn ähnliche Hauptmotive treffen wir auch in einer Sage, die Panzer[3]) aus unserer Gegend berichtet, wo ein Hirsch, der von einem Wolf verfolgt und ergriffen worden war, sich von dem Felsen Hirschensprung in die Eger hinabstürzt, wodurch er gerettet, jener aber zerschmettert worden war, oder in der Sage vom Rammelfelsen bei Duppau,[4]) wo ein

[1]) Kolbenheyer, Zur Psychologie der Sagenbildung. Literarisches Echo, 23. Jg., Heft 21.

[2]) Dr. A. Gnirs, Karlsbad in seiner ältesten Vergangenheit, 1925, Anmerkung S. 136.

[3]) Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, München, 1848, II., 186.

[4]) V. Karell, Sagen aus dem Kaadner Land, Kaaden, 1928, S. 207.

Digitized by Google

Stier mit ähnlichem Ausgang eine Kuh über den steilen Felsen hinabjagt. Daß hier der Jäger fehlt, spielt bei beiden Sagen keine Rolle, denn das Typische ist das Gejagtwerden und der Ausgang der Jagd.

Als erster hat der Arzt Fabian Summer, Karlsbader Bürgermeisterssohn, 1571 die Karlsbader Gründungssage, die auch Petrus Albinus 1589 in seiner Meißnischen Land- und Berg Chronica ähnlich erzählt, „nicht aus den historischen Büchern, sondern aus der älteren Bewohner Relation" aufgezeichnet. Nach der deutschen Übersetzung seines Bruders Matthias Summer (1572) lautet sie:

„Es wird in gemein gesagt, das Carolus der vierdte Römische Keyser etc. in diesen Bergen und Thal, da jetzt das heiße Wasser aufspringet, und vor zeiten viel grosse Wälde und Wildban gewesen, eine Jagt angestellet habe, und das inn dem Jagen ein Hund, der einem stück Wildes hefftig nachgesetzet, in den Pfuel, da jetzt das heisse Wasser mit gewalt herfürspringet, gefallen sey. Und als er wegen hefftiger Hitze des Wassers, großen schmerzen gefühlet, jemmerlich geschrieren habe. Welchs, als die Jeger innen worden, sind sie alsbald dem geschrey nachgefolget, und vermeinet, es würde ein stück Wildes etwa einen hund verletzt haben. Sind derhalben an den ort kommen, da sie den hund in dem pfuel steckend und schreiend gefunden.

Als sie sich nun sehr darüber verwundert, sind sie neher hinzu getretten, haben den Hund heraus gezogen, und das sehr heisse wasser, welches den Hund also geengstiget, selbst gefühlet.

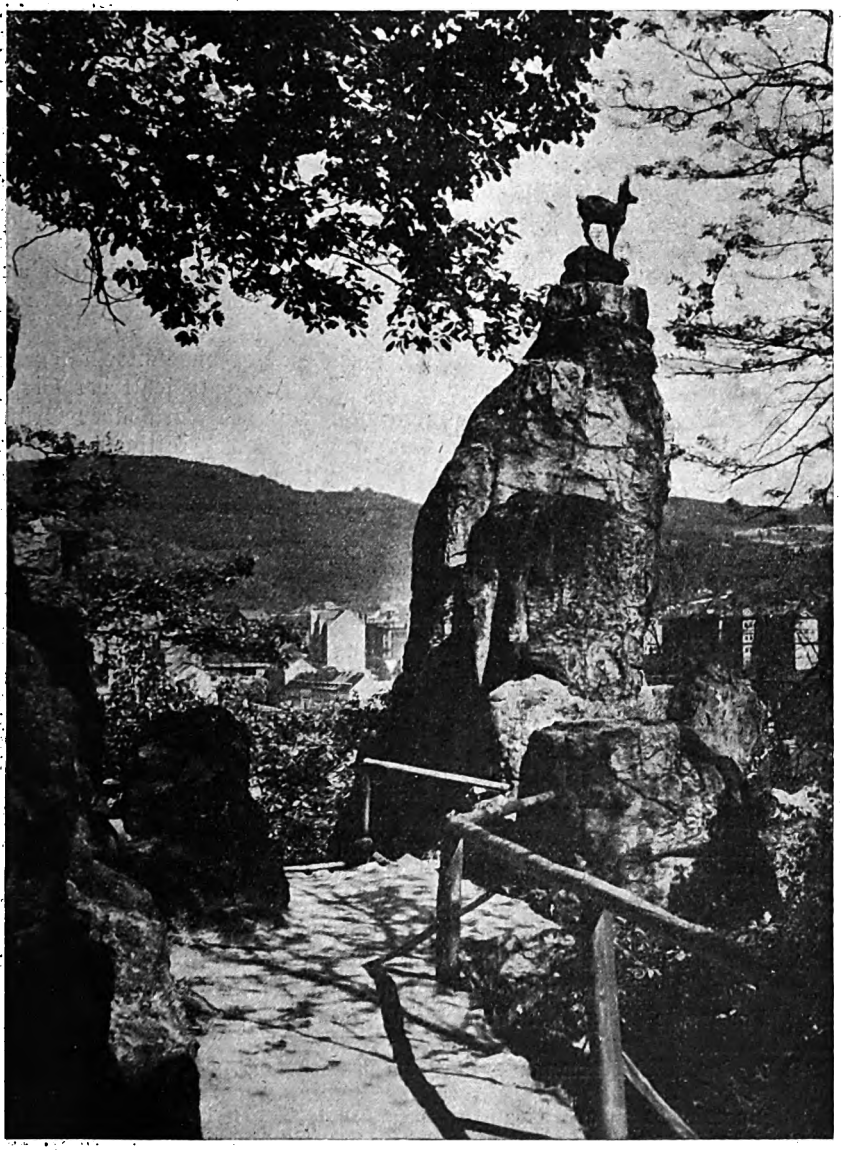
Da nun Keyserliche Majestät von diesem bericht worden, ist sie alsbald mit vielen Dienern der Natur wunderwerk zu besehen, dahin kommen. Als aber ire Maje. aus hohem verstand neben den Medicis vermerkt, das solch hitziges wasser, viel und schwere krankheit zu vertreiben, würde kräftig und nützlich sein, hat sie solches an ihrem eigenen Leibe probieret, und in dem gebrauche des Bades (denn man sagt, sie habe einen bösen schenkel gehabt) besserung befunden. Derwegen sich auch ire Maje. gefrewet, und als bald befelch gethan, das man solte Heüser daselbst auffrichten, und den ort wonhafftig machen. Der ort aber, da der Keiser gebadt, sagen die Inwohner, so etwas elteres vor andern, sey gewesen an der stelle, da die gemeinen Bade vor zeiten gestanden, jetzt aber das Rathaus dahin gebawet ist, Bey welchem denn auch ein Brunnen, des wasser nicht so hefftig und heiß, sondern ein wenig lälichter ist. Es wird auch gesaget, das vor etlichen Jahren, eben an demselbigen ort ein stuel im Felß außgehawen, gesehen worden, da der Imperator gesessen, welchen man den Keyser Carls Stuel genanndt. Aber er ist nun eingefallen, und wie vermeldet, das Rathauß dahingebawet.

Als nun dieses Wasser den Schaden des höchstgedachten Keyser Carls geheilet, hat er dahin ein new Stedlein gebawet, welches auch ihre Maje. hatte mit Mawren befestigen lassen wollen, wo nicht andere Unfälle darzwischen kommen weren." — Albinus erwähnt schon „den Hirsenstein". Von einer Auffindung des Bades durch eine Hirschjagd weiß aber erst 1630 der Regensburger Arzt Johann Stephan Strobelberger zu berichten.

Das eigentliche Hauptmotiv der Karlsbader Gründungssage, die in ihrem Kern eine ausgesprochene Quellensage ist, wird aber nur auf sagenvergleichendem Wege zu erfassen sein. Daß die Gestalt Kaiser Karls IV. in

Digitized by Google

unserer Sagenüberlieferung eine ganz nebensächliche Rolle spielt, hat bereits Dr. A. Gnirs in seinem oben erwähnten Buche überzeugend nachgewiesen. Der Urkomplex dieses Mythus besteht aus den beiden Tatsachenelementen „Sprudel" und „Hirschenstein", also Fels und Quelle und den beiden geist-



Karlsbad: Hirschensprung.

Digitized by Google

mythischen Figuren „Hirsch" und „Hund". Wie eng Berg oder Fels und Quelle oder Wasserlauf zusammengehören, zeigt ein Blick in die Sagenüberlieferung irgendeines Volkes der Erde. Schon daß fast jede Quelle und gar jede Heilquelle dem Urmutterboden der Erde, festem Felsengestein, entspringt, bildet in der mythenbildenden Gestaltungskraft der Völker das bindende Element der beiden Komplexe. Anders ist es bei den zwei Tieren, die in der Karlsbader Sprudelsage die Hauptrolle spielen, nämlich Hirsch und Hund, da in diesem Punkte bei den Quellensagen größere Mannigfaltigkeit herrscht. Verhältnismäßig spät kommt zwar der Hirsch in die Quellensage Karlsbad hinein, denn in der Überlieferung des 16. Jahrhunderts fehlt er noch gänzlich. Da ist höchstens die Rede von einem „Wild", wobei aber nicht ausdrücklich auf einen Hirsch hingewiesen wird. Da aber der „Hirschenstein" in der Karlsbader Überlieferung eine so große Rolle spielt und das „Wild" auch nicht viel anders denn als Hirsch gedeutet werden kann, ist hier wie so oft bei den Sagenüberlieferungen die spätere Gestaltung die ursprünglichere und der Hirsch wird in keiner sagenkritischen Untersuchung der Karlsbader Sprudelsage mehr fehlen dürfen.

Finden wir auch sonst als Quellen bringendes Tier wie als Gestalten des Wassermannes[5]) vor allem Rind und Pferd vertreten, so fehlt der Hirsch auch bei weitem nicht. Die meiste Ähnlichkeit mit der Karlsbader Gründungssage hat die Sage von der Entdeckung des heilkräftigen Pragser Bades in Tirol[6]) und die Sage von der Auffindung des Bades Warmbrunn.[7]) Hier zeigt der Hirsch als ausgesprochenes Wasserwesen genau so wie in Karlsbad das heilkräftige Bad. Der Hirschbrunnen, das Pragser Bad in Tirol, wurde durch einen Hirsch verraten, der drei Schußwunden durch Baden dort heilte und auch Warmbrunn wurde durch einen gejagten Hirsch entdeckt, der sich in die dampfende Quelle stürzte.

Dreierlei Symbolik gab zur Ausbildung des Hirsches zum mythischen Wasserwesen Anlaß. Sein Geweih einem vieläftigen Baume vergleichbar (Wasserlauf!), sein Aufenthalt im Walde und seine große Schnelligkeit (Blitz!). Schon in der Edda treffen wir auf einen Hirsch, der das Laub des Weltenbaumes frißt, dessen Geweih unendliche Wassermengen entströmen, denen selbst der Rhein seinen Ursprung verdankt.[8]) Die Beziehung des Hirsches zu den Quellen der Tiefe finden wir auch in anderen Sagen bestätigt, wo die Hirschgestalt direkt als Quellengottheit erscheint. In Schleswig legt ein weißer Hirsch sein goldenes Geweih bei einer versiegten Quelle nieder. Von dem Ertrage des Geweihs konnte man den stattlichen Hirschhornbrunnen bauen, der seitdem wieder das schönste Wasser gibt, das vor Zeiten heilkräftig war.[9]) Eine andere Sage erzählt, daß in dem Walddistrikt Brunnstube bei Haunstetten sich viele Gruben befinden. Aus einer von diesen kommen alle Freitage zwölf schneeweiße Hirsche. Ein von einem Jäger getroffener Hirsch verwandelt

[5]) V. Karell, Wassermannsage in Böhmen, Komotau, 1926, „Unsere Heimat", 1. Jahrg., Heft 1.
[6]) Zingerle, Sagen aus Tirol, Innsbruck, 1891, S. 174.
[7]) Gräße, Sagenbuch des preußischen Staates, Glogau, 1867, II. Bd., S. 252.
[8]) Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage, Leipzig, 1874, S. 59.
[9]) K. Müllenhoff, Sagen und Märchen von Schleswig, Kiel 1845, S. 104.

Digitized by Google

sich in eine Jungfrau, die mit diesem in einen Brunnen versinkt und ihm eine unfehlbare goldene Kugel schenkt.[10])

Weil der Hirsch ein Symbol des Wassers ist, wie er Wasser spendet, so behütet er auch vor Wassergefahr. Das Hirschhaupt auf dem Pfeiler des Klosters Doberan schützt gegen die Überströmungen der Ostsee.[11]) Aus diesen verwandten Hirschquellensagen sehen wir das Symbolhafte des Hirsches gerade für Karlsbad in glänzender Weise hervorleuchten. Daher kommt auch der Glaube, daß der Sprudel unter dem „Hirschenstein" entspringe. Fels und Quell sind hier eins. Der Hirsch bedeutet auch für Karlsbad nicht nur die Gottheit seines Sprudels und den Sprudel dadurch selber, sondern auch die Gottheit, die die Stadt vor dem Wasser, ob als Teplüberschwemmung oder Sprudelausbruch schützte. Hier muß die Besiedlung weit zurückgehen, bis eine so tiefe Mythensymbolik möglich war. Im Altertum war der Hirsch auch Sinnbild der Sonne. Bei uns deutet er die sonnenhafte Kraft der heißen Quelle symbolisch an, auch hier auf die Einzigartigkeit unserer Sprudelsage hinweisend.

In vielen Sagen, in denen der Hirsch eine Rolle spielt, finden wir auch seine dämonische Seite, seine Waldsymbolik, als Erscheinungsform des Todesgottes, stark hervortreten. In unserer Sage ist davon nur die weissagende Kraft übrig geblieben, wodurch er der Menschheit die heiße Lebensquelle entdeckt. Dagegen wirkt sich in der Karlsbader Gründungssage noch die Symbolik des Nebels aus, womit in der Hirschgestalt die nebelartigen Dämpfe der heißen Quelle gemeint sind. Diese Symbolik zeigt sich besonders im Harz, wo das Sprichwort umgeht: „Die Hirsche brauen Punsch", wenn die Nebel aus dem Walde aufsteigen.[12]) Das vom Wind verfolgte Geschöpft ist ein Nebelwesen; auch hier also in der Hirschgestalt die Symbolik zur Quelle und besonders zur heißen dampfenden Sprudelquelle unseres Weltkurortes.

Auch der Hund, der den Hirsch verfolgt und sich der Sage nach im Sprudel verbrüht, ist durch sein Heulen und Bellen ein Dämon des Sturmes und zugleich der Symbolik des Wassers nahe verwandt.[13]) Vor allem aber ist der Hund ein uraltes Todessymbol. Das Altertum kennt den unterirdischen Höllenhund Kerberus, der auch im skandinavischen Norden als Garmr vorkommt.[14]) Wenn die Hunde heulen, ängstigt sich das Volk, ist allgemein der Glaube der Menschheit. Aus dem Instinkte der Nastiere heraus, sehen sie den Geist des Verstorbenen, der umgeht und sich verderbenbringend naht. In Ägypten wurde der Hund allgemein als eine Art Todesgott verehrt und des unterirdischen Osiris Sohn Anubis wurde mit einem Hundskopfe dargestellt. Deshalb ist auch in unseren Sagen der Hund das verbreitetste Nachtgespenst und als der Hüter unterirdischer Schätze allgemein bekannt. Selbst die

[10]) Panzer, a. a. O., II., S. 184.

[11]) Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau, Aarau, 1856, II., S. 194.

[12]) Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, Leipzig, 1859, II., 88.

[13]) Bertsch, Weltanschauung, Volkssage und Volksbrauch, Dortmund, 1910, S. 347 f.

[14]) Simrock, Deutsche Mythologie, S. 122.

Digitized by Google

Edda gibt den Nornen Hunde als Begleiter mit. Wie anziehend sehen wir gerade in der Karlsbader Sprudelsage den Hund mit dem Hirsche verbunden. Auch in der früher erwähnten Hirschensprungsage von Panzer vertritt der verfolgende Wolf einfach den Hund unserer Gründungssage. Denn auch der Wolf ist Gespenstertier. Der Hirsch, der den ewig lebendigen Quell den Menschen anzeigt, rettet sich, und sein Verfolger, der Hund, liegt verbrüht und heulend im heilkräftigsten Wasser der Welt.

Der Tod, den der Hund darstellt, wird im Sprudel vernichtet. Der Hirsch, das lebensspendende Naß, bereitet dem Menschenverfolger Tod den Untergang. So leuchtet klar und wegweisend aus dieser einfachen Quellensage die schicksalshafte Bestimmung des Sprudels für alle Zeiten hervor. Hirsch und Hund, die beiden wesentlichsten Merkmale der Karlsbader Gründungssage, erschließen uns den Sinn der Sage, aber auch die Weltbestimmung von Karlsbads heißen Quellen, den Alleswürger Tod, den größten Feind alles Lebendigen, durch dieses heißsprudelnde Naß zu überwinden. Und jetzt ist uns auch das Symbol der Jagd verständlich; sind wir doch alle ständig auf der Flucht vor dem dunklen Hund des Todes. Mögen die Wunderquellen unserer Heimat allem leidenden Menschentum durch die Jahrtausende einer glückhaften Zukunft weiterdienen, wie ihr Zweck von der Urmenschheit in sagenhafter Gestaltung schon vorausgedeutet worden ist.

Vornamen als Quellen volkskundlicher Forschung.

Von **Dr. Rudolf Schreiber**

Die Möglichkeit, aus unseren Vornamen wertvolle Aufschlüsse zu gewinnen, ist längst erkannt und genutzt; vor allem wurden sie in *sprachgeschichtlicher* und *kulturgeschichtlicher* Richtung untersucht[1]). Auch auf ihren Wert für die *Volkskunde* wurde schon verschiedentlich verwiesen, ohne daß die Studien darüber wesentlich über die an sich notwendige, oft sehr mühsame Sammelarbeit hinaus zu allgemein gültigen Ergebnissen gekommen wären. So will ich denn diesen neuerlichen Hinweis nicht unternehmen, ohne zugleich zu versuchen, fruchtbare Möglichkeiten und Methoden dafür anzudeuten und vor allem zu zeigen, in welcher besonderen Hinsicht Vornamen *besseren Aufschluß* ergeben können als andere volkskundliche Erscheinungen. Denn erst ein solcher Vorzug berechtigt, Untersuchungen dieser Art als nötig zu fordern.

Volkskundliche Auswertungen der Vornamen sind mehrere möglich. Soweit die Wahl der Vornamen durch religiöse Momente, nicht durch irgendwelche dynastische oder literarische Moden bestimmt ist, wird besonders die „kirchliche Volkskunde", die lange vernachlässigt, neuerdings durch

[1]) Die wichtigste allgemeine Literatur s. bei A. Bähnisch: „Die deutschen Personennamen" („Aus Natur und Geisteswelt" 296); von neu Erschienenem sei besonders Erich Wenscher: „Die Rufnamen des deutschen Volkes", Halle, 1928, genannt.

Digitized by Google

den Hinweis Georg Schreibers[2]) als jüngstes Arbeitsfeld erschlossen wurde, sicherlich wichtige Dinge aus ihnen erfahren können, z. B. in der Frage der volkstümlichen Heiligenverehrung[3]). Wichtiger aber als dies und anderes erscheint mir der Umstand, daß wir in der Namengebung einmal einen Teil unseres Volksbrauches in ganzer Vollständigkeit durch 2 bis 3 Jahrhunderte und in einem guten Durchschnitt noch viel weiter zurück verfolgen können: in Vollständigkeit nämlich, soweit uns Matriken und Volkszählungen vorliegen, weiter zurück noch in Bürgerlisten, Besitzerverzeichnissen, Grundbüchern, Urbaren u. ä. Bietet also die Namengebung reichstes Material, an dem Einsetzen, Ausbreitung und Rückgang dieses Teils unseres Volksbrauchs aufzuzeigen versucht werden kann, so wird man — die nötige Vorsicht und Umsicht vorausgesetzt — sicher aus diesem einen Falle einiges für ähnliche Vorgänge bei anderen volkskundlichen Erscheinungen lernen können, wenn deren nicht so vollständig überlieferte Belege eine ähnliche Lage, wie bei der Namengebung andeuten. Denn die Wege der räumlichen Ausbreitung, auch der ungefähre Zeitpunkt des Eindringens, dürften oft mehreren volkskundlichen Erscheinungen gemeinsam sein, wenn deren Uebernahme einer allgemeinen Richtung kulturellen Einflusses, einer Modeströmung, entspringt. Wie es in der Geschichte Zeiten gibt, die für Neuerungen besonders zugänglich sind, so treten im Raume jeder Landschaft auch immer wieder bestimmte Wege und Richtungen des Vordringens dieser Neuerungen hervor, während andere Gebiete dieser Landschaft beharrlicher am Alten hangen (Rückzugsgebiete), so daß manchmal schon aus der räumlichen Lagerung zu schließen ist, welches die ältere Form von zweien darstellt. Dieser geographischen Betrachtungsweise wandte sich denn auch die deutsche Volkskunde zu, vor allem in dem umfassenden Werke des deutschen Volkskundeatlas und in dem Studium der ostdeutschen Streusiedlungen[4]). Läßt nun schon ein Überblick über die heutige Lagerung volkskundlicher Bestände des öfteren wertvollste Rückschlüsse auf die volkskundlichen Beeinflussungen, Modeströmungen und Kulturbewegungen vergangener Zeiten tun, so kann es doch nicht ohne Wert sein, entsprechende räumliche Querschnitte und zeitliche Längsschnitte für frühere Zeiten unmittelbar an einem Beispiel gewinnen zu können. Keine andere volkskundliche Erscheinung aber bietet dafür ein ebenso vollständiges und weit zurückreichendes, überall vor-

[2]) In dem so überschriebenen Abschnitt seiner Schrift „Nationale und internationale Volkskunde" (Düsseldorf, 1930, Forschungen zur Volkskunde, Heft 4/5).

[3]) Zu dieser sei auf einiges Schrifttum verwiesen: B. Kleinschmidt: „Die heilige Anna", 1930; ds.: „Antonius von Padua in Leben und Kunst, Kult und Volkstum", 1931. K. Meisen: „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande", 1931. Alter und besonders unsere Heimat berücksichtigend: Johann Hoyer: „Die beliebtesten und verbreitetsten Schutzheiligen (Namenspatrone) des Egerlandes" (Johannes, Georg, Nikolaus), „Unser Egerland", XV—XVII.

[4]) Über diese und die anderen neuen Richtungen in der Volkskunde sei verwiesen auf die kurze Zusammenfassung E. Lembergs „Neue Wege der Volkskunde" (Hochland XXIX., 8. Heft, Mai 1932).

Digitized by Google

handenes und urkundlich belegtes Material wie eben die Namengebung. Das erscheint mir als ihr besonderer Vorzug vor anderen volkskundlichen Quellen.

* * *

Methode und Ziel einer Namenuntersuchung sind wesentlich schon bestimmt durch die Art der Quelle, aus der sie schöpfen; umfaßt diese einen längeren Zeitraum (Matriken u. ä.), so zeigt man am besten die Veränderungen im zeitlichen Ablaufe auf, während Quellen wie Volkszählungen, Urbare u. ä. einen guten Querschnitt durch ein größeres Gebiet zur gleichen Zeit geben.

Die Bereitstellung des Namenmaterials ist eine rein statistische Arbeit und unterliegt daher auch den Erfahrungen statistischer Untersuchungen. Die Auswertbarkeit ihrer Ergebnisse steigt nicht nur mit der Vollständigkeit des überlieferten Materials, sondern auch mit zunehmendem Umfang des Arbeitsgebietes, sei dieses nun eine zeitliche Abfolge oder ein räumlicher Zusammenhang. Allen, die solche Untersuchungen unternehmen, muß warnend gesagt werden, daß man aus dem — an sich selbst einwandfreien — Ergebnis der Untersuchung eines zu kleinen Gebietsumfanges oder einer zu kurzen Zeitspanne nur mit äußerster Vorsicht Schlüsse ziehen darf, daß die Dörfer *eines* Gutsbezirkes oder einige Jahrzehnte in zeitlicher Entwicklung zwar an sich richtige, in ihrer allgemeinen Gültigkeit noch immer sehr unsichere Ergebnisse bieten. Je mehr Dörfer und Herrschaften man aber summiert, je längere Zeitspannen man betrachtet, um so deutlicher hebt sich ein *Mittelwert* ab, auf den man die anderen vergleichend beziehen kann — und das ist schon ein wichtiges Ergebnis, denn sonst fehlt uns jeder Maßstab, um das Abweichende vom Gebräuchlichen zu unterscheiden — wenn wir nicht etwa ungerechter Weise vergangene Zeiten mit dem Maße unserer Tage messen wollen.

Quellen, die ein vollständiges Material beistellen, sind im allgemeinen Matrik- und Volkszählung. Die älteste böhmische Volkszählung wurde 1761 eingeleitet; doch haben wir um mehr als ein Jahrhundert früher schon für große Teile Böhmens eine Quelle überliefert, die einer Volkszählung völlig gleichwertig ist: in den sogenannten „Untertanenverzeichnissen", die zum Zwecke der Religionsstatistik 1651 eingefordert wurden und vollständigen Namen, Stand und Beruf, Alter und Konfession aller Einwohner anführen[5]). Etwas weiter zurück reichen an einzelnen Orten die Matriken, doch dürften auch sie meist erst nach 1650 verläßliche Ergebnisse beibringen, da zuvor infolge von Krieg und Glaubenswirren begreiflicherweise auch die Matriken da und dort etwas aus der Ordnung gekommen sein mögen. Eine wertvolle Bestandesaufnahme der Matriken,

[5]) Alles Nähere über diese Quellen s. A. *Blaschkas* Beiträge im Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe), 1925, S. 110 ff; 1930, S. 215 ff.

Digitized by Google

die für andere sudetendeutsche Gebiete noch zu leisten ist, hat für das deutsche Westböhmen (Diözese Prag), R. Enzmann geliefert[6]).

Werden uns die Quellen, welche alle Namen überliefern, also nur in besonders glücklichen Fällen und dann auch nur für Gebiete kleineren Umfanges über 300 Jahre weit zurückführen können, so schaffen uns andere Quellen einen Ersatz, die doch einen guten, gleichmäßigen, nicht nur zufälligen Durchschnitt von Namen überliefern, etwa die Namen aller Bürger, Hausbesitzer, Steuerpflichtigen u. ä., wie sie Bürgerlisten, Grund- und Steuerbücher, Stadtbücher, Urbare u. dgl. bieten. Allerdings entziehen sich bei ihnen die Frauennamen z. B. fast gänzlich der Überlieferung — wo nicht zufällig einmal eine Frau als Witwe oder Waise Rechtsnachfolgerin des Namens ist — aber auch bei den Männern sind auch nur die Altersstufen zwischen 25 und 55 Jahren etwa — durchaus nicht vollzählig! — erfaßt. Wieviel das Ergebnis aus einer Quelle mit unvollständiger Überlieferung von dem tatsächlichen Bestande, den die vollständige Quelle wiedergibt, abweichen kann, zeigen die folgenden Tabellen an zwei Beispielen: sie stellen die beliebtesten Namen mit der Zahl ihrer Träger aus dem Untertanenverzeichnis von 1651, das alle Einwohner verzeichnet, und der Steuerrolle von 1654, die nur die Steuerpflichtigen anführt, einander gegenüber.

Tabelle 1.

Königsberg a. d. Eger [7])						Neudek im Erzgebirge [7])	
Stadt		Dörfer		Summe d. Herrschaft		Dörfer	
U.=V.	S.=R.	U.=V.	S.=R.	U.=V.	S.=R.	U.=V.	S.=R.
Johann 25	Johann 9	Johann 80	Johann 30	Johann 105	Johann 39	Johann 107	Georg 42
Andreas 9	Andreas 4	Georg 30	Georg 12	Georg 37	Georg 16	Georg 98	Johann 34
Christof 8	Christof 4	Michael 22	Matthäus 7	Michael 26	Matthäus 11	Martin 63	Martin 17
Matthäus 8	Georg 4	Adam 17	Michael 5	Adam 23	Andreas 9	Christof 38	Michael 13
Georg 7	Matthäus 4	Matthäus 14	Andreas 5	Matthäus 22	Michael 8	Andreas 25	Andreas 11
Thomas 7	Adam 3	Thomas 14	Jakob 5	Andreas 21	Adam 7	Matthäus 24	Christof 11
Adam 6	David 3	Jakob 13	Simon 5	Thomas 21	Christof 7	Kaspar 22	Matthäus 9
Daniel 6	Lorenz 3	And. 12	Thomas 5	Christof 15	Lorenz 7	Michael 18	Kaspar 7
				Jakob 14	Thomas 7	Jakob 17	Jakob 7
				Simon 12	Kaspar 6		

[6]) „Die Anfangsjahre der Matriken in den deutschen und gemischtsprachigen Pfarreien der Prager Erzdiözese" in den Mitteil. des Vereins f. Geschichte d. Dtsch. i. B., LIV, 383 ff.

[7]) Der Umfang beider Herrschaften ist nach dem Untertanenverzeichnis gewählt. Königsberg (835 Einwohner) umfaßt: Stadt; Altstadt, Kogerau, Krainhof, Steinhof, Mülln, Ebersfeld, Liebau, Schönbrunn, Schönficht, Teschau, Thurn (Teil), Markusgrün (Teil); bei Neudek fehlt das Untertanenverzeichnis für Stadt Neudek und für Hirschenstand und Sauersack; es umfaßt also die Dörfer: Ullersloh, Hohenstollen, Kammersgrün, Voigtsgrün, Thierbach (mit dem Haslauischen Edelhof), Bernau, Mühlberg, Öd, Hochofen, Trinksaisen und Neuhammer, dazu noch die Meierhöfe, zusammen 1137 Einwohner.

Digitized by Google

Die Namen, die als besonders beliebt hervortreten, sind also in beiden Quellen annähernd dieselben; nur im Grade der Beliebtheit zeigen sich hier und dort recht merkbare Unterschiede. Das wird beachten müssen, wer mit solchen Quellen unvollständiger Überlieferung arbeiten muß.

* * *

Diesen allgemeinen Erwägungen folge nun ein Beispiel einer Namenuntersuchung, ein Querschnitt durch ein westböhmisches Gebiet um 1650 auf Grund der Untertanenverzeichnisse des damaligen Elbogener Kreises und seiner Nachbarherrschaften Falkenau und Neudek[8]). Die Untertanenverzeichnisse des Elbogener Kreises sind uns zwar nicht vollzählig überliefert; es fehlen ganz die Bergbaugebiete[9]), die ehemals der kgl. Kammer unterstellt, dem Kreise noch nicht fest eingegliedert waren, es fehlen weiters vom eigentlichen Kreise Elbogen im Osten die Städte Karlsbad und Schlackenwerth mit ihren Dörfern, die Güter Kornau und Habersbirk im Westen. Doch sind das alles Randlandschaften und, wenn wir zu dem Übrigbleibenden die Herrschaft Falkenau, die sich zum Pilsener Kreise bekennt, und vom Saazer Kreise die erhaltenen Untertanenverzeichnisse von Neudek (von Heinrichsgrün und Schlackenwerth-Herrschaft, beide auch zum Saazer Kreis gehörig, fehlen sie) hinzunehmen, so entsteht ein räumlich geschlossenes Gebiet als ein recht günstiges Arbeitsfeld, dessen Bereich am besten das Kärtchen zeigt.

Unsere Quellen, die unter der Signatur R 109/45 im Archiv des Ministeriums des Innern liegen, sind 37 selbständige Heftchen verschiedenen Umfanges und sind nach ihren Datierungen zwischen 4. III. und 18. VI. 1651 abgefaßt. Sie ergeben für das oben gekennzeichnete Gebiet eine Einwohnerzahl von 13.010 Bewohnern. Die Zahl der uns überlieferten Namen ist allerdings um einiges niedriger, da auf einigen Gütern (Elbogen, Münchhof, Ruppelsgrün), die noch nicht beichtfähigen Kinder nicht mitgezählt und daher auch ihre Namen nicht verzeichnet werden und da ferner beim Gesinde, auch bei den wenigen Juden, öfters die Nennung des Vornamens unterlassen wird. So sind uns von den 13.010 Einwohnern nur 12.335 als Träger von Vornamen bezeugt, davon 5693 Männer und 6642 Frauen.

Obwohl nun die Zahl der Frauen merklich die der Männer übertrifft, nehmen die Frauen doch mit einer wesentlich kleineren Zahl von Namen vorlieb: 91 männlichen Namen stehen nur 53 weibliche gegenüber. Dieses Widerspiel zwischen Zahl der Namen und Zahl ihrer Träger tritt auch im einzelnen wieder hervor, wenn wir die Namen in Gruppen unter-

[8]) Diese Namenstudie ist ein — allerdings mehrfach erweiterter — Teil meiner Gesamtuntersuchung dieser Quellen: „Die Untertanenverzeichnisse des Kreises Elbogen und der Herrschaften Falkenau und Neudek vom Jahre 1651," die als handschriftliche Prüfungsarbeit im Archiv der Deutschen wissensch. Prüfungskommission f. d. Lehramt an Mittelschulen (Prag I., Ovocný trh 5) vorliegt.

[9]) Bergamt Stt. Joachimsthal umfaßte: Stt. J., Gottesgab, Abertham, Platten, Bleistadt und Herrschaft Graslitz; Bergamt Schlaggenwald umfaßte: Schl., Schönfeld, Lauterbach und Herrschaft Petschau.

Digitized by Google

teilen[10]): alt- und neuteſtamentliche, griechiſche und lateiniſche, deutſche, ſlawiſche, ſonſtige, wobei allerdings hie und da ein Zweifel über die Zuteilung entſtehen kann (ob z. B. Philipp, Markus, Veronika bibliſch oder antik ſeien); bei den lateiniſchen und griechiſchen Namen wird man weiterhin eine Unterſcheidung beachten müſſen zwiſchen den ſchon vor der Renaiſſance volkstümlichen Heiligennamen und den durch ſie neu eingeführten antiken Namen, ebenſo wie für „Kilian" tatſächlich weniger ſeine keltiſche Abſtammung als ſeine Beliebtheit und Verehrung maßgebend iſt, die er in den deutſchen Mainlanden genießt. Die von Männernamen abgeleiteten Frauennamen ſtehen natürlich in der gleichen Gruppe wie dieſe. In die Gruppe „ſonſtige" ſind auch die Namen, bzw. Kurzformen eingereiht, die zu Namen verſchiedener Gruppen gehören können (Lena zu Helena oder Magdalena, Chriſtl zu Chriſtian oder Chriſtoph). Die im Verzeichnis den Namen folgenden Zahlen nennen die Zahl der Träger, und zwar die erſte arabiſche Zahl das Einzelvorkommen, die zweite arabiſche das Auftreten als erſtes Glied eines Doppelnamens, die römiſche Zahl das Vorkommen als zweites Glied eines ſolchen.

I. Männernamen.

1. altteſt.: Abraham 14+1+I; Adam 317+4+VII; Daniel 16+0+II; David 48+0+IV; Elias 8+1; Enoch 2; Jeremias 7; Jeſaias 3; Jonas 2; Michael 345+0+II; Salomon 2; Samuel 14; Tobias 10.
   13 Namensformen . . . . . Träger: 788+6+XVI.
2. neuteſt.: Andreas 350+0+I; Balthaſar 14; Bartholomäus 75; Gabriel 1; Jakob 144+0+III; Joachim 10+3; Johannes[11]) 1214+67+I; Joſef 8+1; Kaſpar 153+1+II; Lukas 1; Markus[12]) 9+1+I; Matthias, Matthäus[13]) 541+2; Melchior 16+1; Paulus 42+1; Peter 64+0+II, Philipp 25+2; Simon 124; Stefan 19+0+I; Thomas[14]) 136+0+IV; Zacharias 4.
   21 Namensformen . . . . . Träger: 2950+79+XIV.
3. griechiſch: Agidius[15]) 9+1; Alexander 5; Chriſtoph 199+10+XIII; Erasmus 6; Georg 683+15+XVIII; Gregor 6; Hieronymus[16]) 2; Nikolaus 43; Sebaſtian 17+0+II.
   9 Namensformen . . . . . Träger: 970+26+XXXIII.

---

[10]) Ich halte mich dabei hauptſächlich an die angeführte Studie Wenſchers, ferner an Fr. Doyé: Heilige und Selige der römiſch-katholiſchen Kirche. Leipzig, 1930, 2 Bände.

[11]) In verſchiedenen Schreibungen: meiſt „Hanß", auch Johann, Johannes, gelegentlich Hannes, einmal Khonnes.

[12]) Mehrmals „Marik" geſchrieben.

[13]) Matthias iſt nur einmal belegt; Matthäus dagegen oft; bei den ſehr häufig gebrauchten Kurzformen „Matthes", „Matz" aber iſt die Zugehörigkeit zu einem von beiden nicht ſicher zu entſcheiden.

[14]) Die ſehr gebräuchliche Schreibung „Thoma", auch „Dama", entſpricht der mundartlich gebrauchten Form ‚tâəmə".

[15]) Meiſt „Gilg" geſchrieben.

[16]) Die eine davon iſt „Cranamas" geſchrieben, was ich als ungeſchickte Wiedergabe eines mundartlichen „gərâmə s" Jeronimus deuten möchte.

Digitized by Google

4. lateinisch: Antonius 6; Augustinus 1; Aurelius 0+0+I; Benedikt 6+0+I; Blasius[17]) 1; Christian 29+0+I; Fabian 1+0+III; Franz 6+1+I; Jobst (=Justus) 12+1; Klemens 1; Laurentius=Lorenz 166; Martin 397; Maximilian 1+0+III; Urban 1; Valentin[18]) 17; Veit 49.
17 Namensformen . . . . . Träger: 691+2+XI.

5. deutsch: Adolf 1; Albert, Albrecht 10+0+VII; Bernhard[19]) 5; Dietrich 0+0+I; Erdmann 2+0+II; Erhard 12; Ernst 3+1+V; Ferdinand 2+0+I; Friedrich 12+0+IV; Gottfried 5+0+I; Gotthard 0+0+I; Haward[20]) 1+0+I; Heinrich 16+0+V; Karl 14+0+IX; Konrad[21]) 2+0+I; Leonhard 0+0+I; Leopold 0+0+I; Lothar 0+0+I; Oswald 3; Reinhard 1; Rudolf 0+2+II; Ruprecht 1; Sebald 2; Siegmund 3+0+I; Wilhelm 3+1+VI; Wolf[22]) 43+4; Wolfgang 2+0+I.
27 Namensformen . . . . . Träger: 145+8+LI.

6. slawisch: Bohuslaus 0+0+I; Jaroslaus 1; Wenzel 16+0+I.
3 Namensformen . . . . . Träger: 17+0+II.

7. sonstige: Christl 5; Kilian 6.
2 Namensformen . . . . . Träger: 11.

II. Frauennamen.

1. altest.: Esther 55; Eva 590+2+I; Rebekka 23; Susanna 149+2+III.
4 Namensformen . . . . . Trägerinnen: 817+4+IV.

2. neutest.: Anna 565+95; Elisabeth 380+2+X; Johanna 3+1; Magdalena[23]) 154+0+XI; Maria 898+13+XLVI; Marta 14; Salome[24]) 8+0+III; Veronika 2.
8 Namensformen . . . . . Trägerinnen: 2024+111+LXX.

---

[17]) So glaube ich „Blaißl" (=mundartl. blāsl) deuten zu können, wie ein Goffengrüner Bettler — ohne weiteren Familiennamen — genannt ist.

[18]) Oft „Faltin", „Foltin" geschrieben.

[19]) Meist „Bernet" geschrieben.

[20]) Geschrieben beidemal „Habert", als mundartliche Schreibung. „Haward" war besonders in dem Hause der Hertenberger beliebt (älteste Belege bei Gradl: Monumenta Egrana I., Nr. 320 : 1277 urkundet Hedwig, Witwe nach Haward von Hertenberg, mit ihren Söhnen, von denen zwei ebenfalls Haward heißen). Unsere beiden Belege stammen aus Püchelberg, wo noch Hertenberger sitzen und aus seinem Kirchort Lanz!

[21]) Eine etwas rätselhafte Schreibung „Konerich" (Neugrün) glaube ich, so erklären zu können, daß an der Grenze eines mundartlichen nāk*t: nākich („nackt") u. ä. zu einem konr*t ein konrich gebildet werden kann, wie man ebendort zu hāuchz*t ein hāuchzich („Hochzeit") geschaffen hat.

[22]) Von Wolfgang deswegen geschieden, weil es auch Kurzform anderer mit „Wolf" zusammengesetzter Namen sein kann (Wolfhard u. ä.).

[23]) Schreibungen wie „Mandalena" gehen wohl auf die Mundartform mād›lānə zurück.

[24]) Die einmal belegte Kurzform „Salla" läßt annehmen, daß die erste Silbe den Ton trug.

Digitized by Google

3. griechisch: Agnes[25]) 10+1+I; Apollonia 13; Barbara 362+2+VI; Dorothea[26]) 88+3+III; Eleonora 4+0+II; Euphemia[27]) 5+0+I; Euphrosyne 3; Helena 55+1+II; Katharina 629+0+VI; Margareta[28]) 1164+0+IX; Polyxena[29]) 2+1+II; Rosina[30]) 55+0+III; Sibylla 39+0+I; Sofia 1.
14 Namensformen . . . . . Trägerinnen: 2430+8+XXXVI.

4. lateinisch: Afra 10; Amilia 0+1; Benedikta 0+0+I; Christina 251; Felizitas 1; Franziska 0+0+II; Juliana 4; Justina 6; Klara 8+1; Kreszentia 1; Livia 0+0+II; Lukrezia 2+0+I; Luzia 3; Maximiliane 0+0+I; Regina 89+0+III; Sabina 150+1+XI; Sidonia 2+0+I; Ursula 209.
18 Namensformen . . . . . Trägerinnen: 736+3+XXII.

5. deutsch: Amalia 0+0+I; Blanka 1; Gertraud 2; Kunigunde[31]) 20; Walpurgis 179+1.
5 Namensformen . . . . . Trägerinnen: 202+1+I.

6. slawisch: Ludmilla[32]) 6+1.
1 Namensform . . . . . Trägerinnen: 6+1.

7. sonstige: Brigitta 2; Lebina[33]) 8; Lena 289.
3 Namensformen . . . . . Trägerinnen: 299.

Wenn einer größeren Zahl von Namensformen ein verhältnismäßig geringer Anteil von Trägern entspricht (deutsche Männernamen, lateinische Frauennamen), so ist das wohl als ein Zeichen des Verfalls zu deuten.

Beliebte Namen sind, außer einzelnen wie Johannes — in dem zwei sehr volkstümliche Heilige zusammengefaßt sind, was auch seine überragende Häufigkeit mit erklären mag —, Adam, Michael, Lorenz, Martin, Nikolaus, im allgemeinen die Namen der Apostel und der Nothelfer (die Nothelferinnen in nicht geringerem Grade!), auch die der hl. drei Könige. Von den deutschen Namen kann man nur Walpurgis und vielleicht noch Wolf Beliebtheit zusprechen. Beim Vergleich mit den gebräuchlichen Namen auf dem Lande vor dem großen Einbruch städtischer Mode in unserer Zeit vermissen wir in obiger Aufstellung nennenswerte Anteile bei Anton, Franz, Josef und Karl; bei Josef ist ein Grund ziemlich deutlich zu

---

[25]) Meist „Angenisa" geschrieben.

[26]) Kurzformen wie „Durdl", „Turtl" (Goffengrün z. B.) gehen auf mundartl. duədl zurück.

[27]) Die einige Male belegte Schreibung „Ephenna" ist mir unerklärlich.

[28]) Die häufige Schreibung „Marget" läßt eine mundartl. Form mit Ton auf der ersten Silbe annehmen, während das mundartl. heute — auch als Schaltwort — gebräuchliche gräjdl von einer Form mit dem Ton auf der 3. Silbe herrühren muß. Beide Formen verzeichnet J. Neubauer, Egerländer Tauf- und Heiligennamen (Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Dtsch. i. B., XXIII., S. 108 ff.).

[29]) Öfter „Polexina" geschrieben, offenbar in Anlehnung an die anderen Frauennamen auf =ina (Sabina, Rosina, Regina). „poläksinə" lebt heute noch in der Mundart als Scheltwort.

[30]) Wohl Kurzform zu Euphrosyna.

[31]) „Königunda" geschrieben.

[32]) „Littamilla" geschrieben.

[33]) Die rätselhafte Form könnte vielleicht eine mundartlich bestimmte Schreibung für Lewinna (s. Dohé I., S. 689) sein — allerdings eine heute kaum mehr bekannte Heilige.

Digitized by Google

erkennen: seine Verehrung und die Feier seines Festes wurde erst nach 1650 über besondern allerhöchsten Wunsch behördlich angeordnet[34]), nicht ohne Widerstreben der Untertanen. Doch war auch hier, wie bei den anderen, außerdem auch das Vorbild der Herrscher u. ä. späterhin wirksam.

Recht niedrig ist auch der Anteil der „slawischen" Namen; vor allem beim Vergleich mit der Lage zur gleichen Zeit in einem tschechischen und gemischten Gebiet, wie sie V. Šimák[35]) für Böhmisch-Aicha bietet — vgl. die noch folgende Tabelle II —, fällt bei diesen der hohe Anteil von Wenzel und Ludmilla auf. Ja Šimák glaubt sogar, diese und andere „charakteristische" Taufnamen als Hilfsmittel zur Unterscheidung von Deutschen und Tschechen benützen zu können. Dabei setzt er weithin deutsch mit dem städtischen Anteil, tschechisch mit dem bäuerlichen Element gleich, doch zeigt ein Vergleich aus unserem Gebiete, daß Namen, die er als Merkmale der tschechischen Dörfer bezeichnet, auch in unseren Dörfern hohe Anteile erzielen (etwa Matthäus, Jakob, Simon, Magdalena, Eva, Katharina, Regina), weiters sahen wir bei uns, daß auch in zweifellos deutschem Gebiet die deutschen Namen recht schwach vertreten sind. Es ist immer eine Gefahr, volkskundliche Erscheinungen von vornherein national zu bewerten, Mode ist nicht wesensmäßig an ein Volk gebunden. Auch der tschechische Charakter des Namens Wenzel trifft bei uns nicht zu, nur nicht so häufig kommt der Name bei uns vor, wie um Böhmisch-Aicha. Seltener ist bei uns Ludmilla, das in der Form „Littamilla" auftritt, die man mit ihrem Umlaut als eingedeutscht bezeichnen muß.

Die Frage nach dem nationalen Bestand in unserem Gebiet um diese Zeit ist nicht sehr brennend. Orts- und Flurnamen deuten auf einen slawischen Anteil in der ersten Zeit der Besiedlung hin, daß aber im 17. Jahrhundert unsere Gegenden nicht rein deutsch waren, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen. Von den Familiennamen gehen nach meiner Berechnung höchstens 4 Prozent auf Wörter slawischen Ursprungs zurück. Diese Beimischungen im Namengut besagen aber durchaus nichts über die völkische Zugehörigkeit ihrer Träger; man wird nicht annehmen können, daß auch jene 4 Prozent tatsächlich Tschechen zuzuschreiben sind. Ja man kann mit ziemlicher Sicherheit feststellen, wo einmal ein Tscheche unter den Deutschen sich aufhält. Auch dafür haben wir ein lehrreiches Beispiel. Bei Michel Fischer in Lauterbach, Herrschaft Schönbach, finden wir einen Dienstbuben mit dem sonderbaren Vornamen „Waitzlauff", der eher an ein Brentanomärchen als an den Heiligenkalender gemahnt. Mit einiger Kenntnis der örtlichen Mundarten erkennt man aber bald darin einen Versuch eines mundartgewohnten Aufzeichners, den Lautwert eines gesprochenen tschechischen „Václav" in gutes Schriftdeutsch zu übersetzen; denn gesprochenes „wāts" = Weiz(en) und „laf" = lauf, also ist „watslaf" durch „Waitzlauff" wiederzugeben!

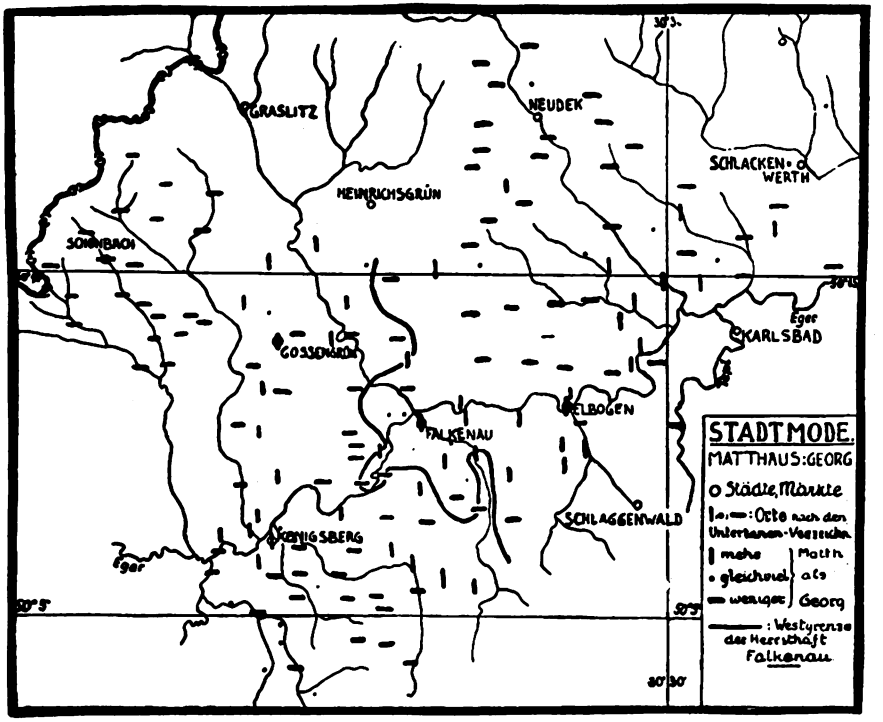
---

[34]) J. A. Rezek: Dějiny Čech a Moravy nové doby I. S. 227.

[35]) V. Šimák: Zpovědní seznam panství Českodubského z roku 1656. — In: Věstník české akademie císaře Frant. Josefa pro vědy, slovesnost a umění XXIV, S. 27/45.

Digitized by Google

Das lehrt Verschiedenes. Einmal nämlich, daß Erscheinungen (a < mhd. ei) der heutigen erzgebirgischen Mundart damals noch weiter im Süden auch galten, wo heute das Egerländische herrscht. Weiters aber scheint es Šimáks Behauptung vom tschechischen Charakter des Wenzelsnamens auch für unser Gebiet zu bestätigen (a. a. O. S. 34): der einzige Tscheche, den wir einwandfrei feststellen, heißt auch richtig „Václav". Bei näherer Betrachtung allerdings fällt doch auf, daß dem Aufzeichner sicher nicht bewußt gewesen sein kann, daß Václav und Wenzel dasselbe seien, sonst hätte er sich nicht die Mühe dieser Übersetzung genommen; denn Wenzel war doch auch im deutschen Gebiet ein durchaus gebräuchlicher Name. So gilt der Satz Šimáks: „wer Wenzel oder Ludmilla heiße, sei in der Regel kein Deutscher, sondern nur unter ihnen angesiedelt"[36], sicher nicht für unsere Gegenden; man wird wohl besser sich zu merken haben,



daß der tschechische Václav und der deutsche Wenzel gut auseinander zu halten sind, vor allem in gemischtem Gebiet, wie es Šimák vor sich hat. Denn für unser Gebiet ist dieser lustige Sprachenzwischenfall aus dem 17. Jahrhundert nur ein weiterer Beleg für sein unberührtes Deutschtum. Wo die verbreitetsten Erscheinungen des tschechischen Volkslebens so gründ-

[36] Šimák, a. a. O. S. 34: „kdo tak slují, z pravidla nejsou Němci, třeba mezi nimi usedlí...".

Digitized by Google

lich mißverstanden werden können, kann von einer nennenswerten Berührung mit dem andern Volke nicht gut gesprochen werden.

Die für unser Gebiet bezeugten Namen sind fast durchwegs Heiligennamen; nur folgende fand ich bei Doyé nicht verzeichnet: Bohuslaus, Erdmann, Hawart, Jaroslaus; Blanka, Livia, Sibylla, Sidonia, Maximiliane. Christl, Amalie, Lena, Rosina sind selbständig gewordene Kurzformen von Heiligennamen.

Mit Hilfe des Namenverzeichnisses können wir auch noch rasch feststellen, welche Faktoren damals bei der Namenwahl meist maßgebend

Tabelle 2.

Tabelle 2	Eger[37])	Kreis Elbogen mit Falkenau und Neubek	Rabenstein[38])	Trautenau[39])	Böhm. Aicha[35])	Bez. Zlabings Südwestmähren[40])
Männernamen	Johann Georg Nikolaus Andreas Wolfgang Erhard Michael Konrad Christof Matthäus Jakob Kaspar Thomas	Johann Georg Matthäus Martin Andreas Michael Adam Christof Lorenz Kaspar Jakob Thomas Simon	Johann Georg Jakob Matthias Adam	Georg Johann Christof Martin Matthäus Jakob Adam Kaspar Michael Tobias	Johann Georg Wenzel Christof Adam Martin Jakob Michael Matthäus Paul	Georg Johann Matthäus Andreas Michael Paul Thomas Jakob Martin Simon Philipp Lorenz Gregor
Frauennamen		Margarete Maria Katharina Eva Anna Elisabeth Barbara Lena Christina Ursula Walburgis Magdalena Sabina Susanna	Anna Katharina Maria Dorothea Eva Barbara Elisabeth	Anna Dorothea Maria ? ? ? ? ? Ursula Barbara Susanna Eva Margarete Rosina	Anna Maria Dorothea Katharina Magdalena Elisabeth Helena Barbara Sibylla Eva Ludmilla Ursula Christina	

[37]) Nach Hoyer, a. a. O., auf Grund von Gradls Egerer Bürgerlisten zwischen 1390 und 1650. Das Material ist durch seine Verteilung über eine so lange Zeit ohne periodische Gliederung nicht vollwertig.

[38]) Nach Anton Nowak: „Etwas über Vornamen im Nordgauosten um die Mitte des 17. Jahrhunderts." Unser Egerland, XXX. S. 96 f. (Matrikenmaterial).

[39]) Nach Ant. Blaschka: Das Trautenauer Untertanenverzeichnis vom Jahre 1651. Jahrb. des dtsch. Riesengebirgs-Vereins, 1925. S. 110—146.

[40]) Nach einer handschriftlichen Studie von Rudolf Hruschka, Althart, die mich Prof. Jungbauer einsehen ließ; auf Grund der in den Lahnenkatastern vorkommenden Namen der Erbpächter aus dem 3. Viertel des 17. Jahrhunderts auf dem Gebiete des heutigen Gerichtsbezirks Zlabings.

Digitized by Google

waren. Eine Bevorzugung der Namen des Herrscherhauses ist nicht zu erweisen; Leopold, Ferdinand, Rudolf sind vielmehr ausgesprochen seltene Namen — bei Matthias (s. oben) ist die Frage nicht zu klären. Hie und da bemerkt man einmal, daß der Name der Gutsherrschaft oder ihrer Kinder ein wenig Schule macht, doch auch das nur ganz vereinzelt und meist im engen Kreis der Dienstleute. So bleiben nur mehr als wirklich bestimmend Heiligenverehrung und Familientradition; die Namengebung dieser Zeit kann also unbedenklich auch als Quelle der religiösen Volkskunde gelten, was man etwa für das 19. Jahrhundert bei uns nicht mehr so leicht wird behaupten können.

Um freilich die Ergebnisse der Namenstatistik in unserem Gebiete wirklich gerecht zu beurteilen, müssen wir noch zu ermitteln suchen, was von ihrem Hauptgepräge allgemeines Modengut der damaligen Zeit war und was davon wir als die besondere Eigenart unserer Landschaft ansprechen dürfen. Ich führe in der Tabelle II daher einiges erreichbare — leider nicht immer gleichwertige — Vergleichsmaterial für einige sudetendeutsche Gegenden an. Die Namen sind nach abnehmender Häufigkeit geordnet.

Das Vorherrschen von Johann und Georg, bei den Frauen Maria, ist also durchwegs festzustellen; Besonderheiten unserer Landschaft dagegen sind der stärkere Anteil von Matthäus und vor allem bei den Frauen das Hervortreten von Margarete und das Zurückstehen von Anna und Dorothea.

Nach diesem allgemeinen Überblick ist es nicht ohne Interesse zu beobachten, wie sich die Namenmode im Raume unserer Landschaft selbst ändert. Da die Hauptausdehnung unseres Arbeitsgebietes die west-östliche ist, stellt man am besten Westen und Osten einander gegenüber. Eine

Tabelle 3.

Männernamen				Frauennamen			
Westteil		Ostteil		Ostteil		Westteil	
Johannes	607	Johannes	607	Margarete	569	Margarete	596
Georg	293	Georg	390	Katharina	406	Maria	502
. . . . .		. . . . .		Maria	396	Elisabeth	323
Adam	216	Matthäus	326	Eva	334	Anna	293
Matthäus	215	Martin	252	Anna	272	Eva	256
Michael	176	Andreas	181	Barbara	215	Katharina	223
Andreas	159	Michael	169	Lena	183	Christina	191
Martin	145	Christof	105	Ursula	134	Barbara	147
Christof	94	Adam	101	Walburgis	62	Walburgis	117
. . . . .		. . . . .		Christina	60	Magdalena	109
Kaspar	89	Jakob	91	Susanna	58	Lena	106
Lorenz	85	Lorenz	81	Elisabeth	57	Sabina	99
Simon	77	Thomas	67	Sabina	51	Susanna	92
Thomas	69	Kaspar	64	Magdalena	45	Ursula	75
Jakob	53	Simon	47	. . . . .		. . . . .	
. . . . .		. . . . .		Dorothea	24	Regina	69
Peter	40	Bartholomäus	25	Regina	20	Dorothea	64
Bartholomäus	35	Peter	24				

Digitized by Google

genaue Mittellinie ist natürlich nicht zu ziehen, doch genügt es auch, eine annähernde Vergleichbarkeit zu schaffen. Als Teilungslinie nehme ich also die Westgrenze der Herrschaft Falkenau (sie ist im Kärtchen eingezeichnet); nach der Gesamtbevölkerung hat dann der Westen 6001, der Ostteil 7009 Bewohner, doch sind von diesen Zahlen noch die Anzahl der an sich Unbenannten und von der des Ostteils außerdem noch die Zahl der als nichtbeichtfähig im Verzeichnis nicht aufgenommenen Kinder abzunehmen, so daß schließlich die Volkszahl des Westens zu der des Ostens sich wie 15 : 16 verhält. Die beliebtesten Namen des Gesamtgebietes — ohne Rücksicht auf Doppelnamen — verteilen sich nun so auf beide:

An Tabelle 3 ist ein interessanter Unterschied zwischen den männlichen und den weiblichen Namen festzustellen; jene lassen sich nämlich in mehrere Gruppen gliedern, deren Reihenfolge gleich bleibt, während die der Namen selber innerhalb der Gruppen wechselt (in der Tabelle durch Punktlinien kenntlicher gemacht). Bei den weiblichen Namen dagegen ist fast überhaupt keine solche Gliederung möglich. Man kann also sagen, daß die männlichen Namen im Gesamtgebiet viel einheitlicher durchgeformt sind als die weiblichen; formende Wirkung in diesen Dingen üben aber gerade Brauch, Sitte, Mode; so kann man also mit einiger Vorsicht behaupten, daß die Männer damals der vereinheitlichenden Wirkung der Mode sich in diesem Falle zugänglicher zeigten, während die Frauen dieser Formung widerstrebten.

Nicht müßig ist ein kurzer Blick auf die Unterschiede von Stadt und Land. Unter den beliebtesten Namen äußert sich das so, daß z. B. Georg, der sonst meist Matthäus voransteht, in den städtischen Siedlungen diesem den Vorrang überlassen muß. Den städtischen Charakter dieser Matthäus-Mode zeigt sehr deutlich das Kärtchen: regelmäßig erscheint um die städtische Siedlung — ausgenommen nur Schönbach — ein Kreis von Dörfern, die die Stadtmode teilen; das geht so weit, daß man ein Gebiet, in dem Matthäus vorherrscht, hervorstellen kann. Bemerkenswert ist auch, daß hierin der südliche Teil der Herrschaft Hartenberg (Goffengrün) sich zum Mittelgebiet schlägt und nicht mit dem Norden (Schönbach) geht.

Die stärkste Angleichung von Stadt und Land finden wir bei Falkenau und Elbogen: Johannes — Matthäus — Georg — Andreas ist die Abstufung der Beliebtheit für Stadt und Dorf; wie man aus ihr ersieht, hat hier die Stadt sich das Land angeglichen. Neben Matthäus erscheinen noch Daniel, David von der Stadt mehr bevorzugt, während Bartholomäus, Jakob, Lorenz eher die Vorliebe der Dorfleute genießen.

Auch bei den Frauennamen können wir Ähnliches beobachten: die Städte ziehen regelmäßig Maria vor, welche auf dem Land immer hinter Margarete zurückstehen muß; Ausnahmen machen nur Stadt Elbogen und Grafengrün. So greifbare und gut darstellbare Formen wie beim Fall Georg — Matthäus nimmt allerdings dieser Gegensatz nicht an. Als Dorfnamen erscheinen meistens Walburgis, Eva, im Osten auch Christine; die Stadt hat oft andere sonderbare Liebhabereien: Afra, Esther (Goffengrün). Im allgemeinen gibt es verhältnismäßig mehr Annen in der Stadt als auf den Dörfern.

Digitized by Google

Von den Doppelnamen, bei denen ebenfalls das Widerspiel von Stadt und Land zu spüren ist, sei etwas eingehender gesprochen. Die von Blaschka[41]) aufgezeichnete Beobachtung, daß die Doppelnamen durch Aneinanderreihung der beliebtesten Namen zur besseren Unterscheidung entstanden sein können, findet in unserem Gebiet keine volle Bestätigung. Für die männlichen Namen ist sie ziemlich zutreffend, die meist gebrauchten Namen sind auch sonst häufig, aber eine Reihe von beliebten Namen erscheint doch in Zusammensetzungen selten oder überhaupt nicht: Martin, Michael, Matthäus, Andreas u. ä. Bei den weiblichen aber scheint Blaschkas Annahme weniger zuzutreffen: Anna, die die überwiegende Zahl der Zusammensetzungen trägt, steht bei uns der Beliebtheit nach sonst an fünfter Stelle, in anderen Gegenden freilich an erster! Der beliebteste Name, Margareta, kommt als erstes Glied überhaupt nie vor, ebenso nicht Katharina. Offenbar eignen sich gewisse Namen oder ihre Kurzformen besser zur Zusammensetzung als andere durch ihre Lautgestalt und ihren Tonfall. Ferner ist dabei auch zu bedenken, was die nachstehende Tabelle eindringlich zeigt: daß die Mode der Doppelnamen zuerst vom Adel gepflegt wird und dann erst auf die anderen Stände übergreift.

Um das Vordringen dieser Doppelnamenmode recht deutlich zu machen, sei sowohl die Altersgliederung als auch der soziale Gegensatz berücksichtigt.

männliche Doppelnamen:

Alter:	1—10	11—20	21—30	31—40	41—50	über 50
Adel	12	11	10	6	4	3
Städte	28	9	3	2	3	
Dörfer	24	6	2	1	1	
Zusammen	**64**	**26**	**15**	**9**	**8**	**3**

weibliche Doppelnamen:

Adel	12	15	8	2	9	3
Städte	29	18	3	5	3	
Dörfer	18	4	2	1		
Zusammen	**59**	**37**	**13**	**8**	**12**	**3**

Summarium der Doppelnamen:

	männliche			weibliche		
	bis 20 Jahre	über 20 Jahre	Summe	bis 20 Jahre	über 20 Jahre	Summe
Adel	23	23	46	27	22	49
Städte	37	8	45	47	11	58
Dörfer	30	4	34	22	3	25
Zusammen	**90**	**35**	**125**	**96**	**36**	**132**

[41]) a. a. O. S. 120.

Digitized by Google

Das Eindringen der Mode ist an den Altersunterschieden am klarsten zu sehen. Am frühesten eingesetzt und am nachhaltigsten gewirkt hat sie unterm Adel; von den 121 Adeligen unseres Gebietes tragen 95 Doppelnamen. Dann griff die Mode auf die Städte über, auf den Dörfern sehen wir sie erst in der jüngsten Altersschicht merklich einwirken. Die obigen absoluten Zahlen müßten zur besseren Vergleichbarkeit noch auf die Gesamtzahl der Adeligen (121), der Städter (2266) und der Dorfleute (10.623) bezogen werden. Als Ergänzung zu unserer früheren Beobachtung betreffs des verschiedenen Verhaltens von Frau und Mann zur Namenmode können wir hier feststellen, daß in den Städten die neue Mode von den Frauen eher angenommen wurde als von den Männern, während auf dem Lande die Frauen mehr zurückhaltend scheinen als die Männer.

Es spiegeln sich also in der Namengebung wesentliche Faktoren der Modenbildung wieder: die sozialen Unterschiede, der Gegensatz Stadt — Land. Wichtig scheint mir, daß es sogar möglich ist, an einem Beispiel (s. Kärtchen) das Gebiet der Stadtmode deutlicher abzuheben; ich muß dazu bemerken, daß dabei nicht festzustellen ist, ob Matthäus oder Georg älter sei, ob dieser im Vorrücken oder im Rückgang begriffen ist. Die Proben gaben kein einheitliches Bild und wir haben wohl eher einen ruhenden Zustand als eine merkliche Bewegung vor uns. Auch in diesem Falle aber ist die greifbare Abgrenzung zweier Einflußgebiete schon ein Fortschritt, zumal da ich eine ähnliche Lagerung (Gleichartigkeit im Egertal, dem sich das südliche Bergland ziemlich gut, von dem nördlichen besonders das Gossengrüner Ländchen anschließt, während die Gegenden um Wallhof, Schönbach, Chodau und Neudek wie der äußerste Südwesten sich schon merkbar abheben) auch bei anderen wiederfand: so nicht nur bei der Siedeldichte, sondern auch die Verteilung von Katholiken und Protestanten ähnelt ihr im allgemeinen — was nicht allzu verwunderlich ist; geht doch das Bekehrungswerk ähnliche Wege wie die Mode, beginnt bei den höheren Ständen, gewinnt dann die Städte, die auch als Seelsorgestationen wichtige Stütz- und Ausgangspunkte werden, und greift endlich aufs Land über; als frisch vordringende Bewegung hat die Bekehrung freilich die Grenzen jener Zustandslagerung da und dort schon durchstoßen, doch ist die Verwandtschaft augenfällig.

Ob nun auch andere volkskundliche Erscheinungen diese Wege und Richtungen des Vordringens in unserer Landschaft benutzen, bleibt im Einzelfall noch zu untersuchen.

Die bildhafte Sprache des Volkes

Von **Rud. Hruschka**, Alt-Hart

Treffende Bilder wirken anschaulicher als die besten Begriffsbestimmungen. Deshalb bedient sich das Volk, das infolge der steten Berührung mit der freien Natur scharf ausgebildete Sinne und daher mehr Anschauung als geistige Vorstellung besitzt, gerne eines Vergleiches oder einer Um-

Digitized by Google

schreibung, wenn es Charakterzüge oder Eigenschaften von Menschen deutlich machen will.

Wie sich oft scharfe Beobachtung, reiche Erfahrung und nicht selten auch witzige Schlagfertigkeit in der Sprache des Volkes zu Bildern verdichten, soll nun an einigen, aus dem sprachlichen Urgut des deutschen Südmährers stammenden Beispielen gezeigt werden. So wird gekennzeichnet

der Arbeitsame:

„Der zuigt wia a Schrauf" (er zieht [arbeitet] wie eine Schraube).

„A lara Mog'n — a trauriga Koupf" (ein leerer Magen — ein trauriger Kopf).

„A lara Sock steht nit" (ein leerer Sack steht nicht).

der Arbeitsscheue:

„Der hot a Hoa g'fund'n i da Oawat" (er hat ein Haar gefunden in der Arbeit).

„Der kluibt nit gean schwari Scheidln" (er spaltet nicht gerne schwere Holzscheite).

„Der bohrt nit gean dicki Bresda" (er bohrt nicht gerne dicke oder starke Bretter).

der Arme:

„Der is a nur für a Jankerl geboren" oder „Wer für a Jankerl gebor'n is, kimmt za koan Rouck nit". (Wer für ein Leibchen geboren wurde, kommt zu keinem Rock.)

„Der muiß a mit Wossa koucha" (er muß mit Wasser kochen).

„Der is oarm wia a Kirchamaus" (er ist arm wie eine Kirchenmaus).

der Aufdringliche:

„Der hängt si an wia s'Dirndl am Kirito", auch „wia a Kuahschwoaf", „wia a Gwandlaus" oder „wia a Zeck" (er hängt sich an wie das Mädchen am Kirchtag, bzw. wie ein Kuhschwanz, eine Kleiderlaus oder Zecke).

der Ausreißer:

„Der rennt davon wia s'Dirndl van Tanz" (er läuft davon wie das Mädchen vom Tanzboden).

das schlechte Aussehen:

„Der schaut aus wia da Toid", „wia da Krou (d' Henn') hintan Schwoaf", „wia a g'schpims Apfelkou", „wia wann a jed'n Tog an Grill kriagat und am Sunta d' Hazn".

(Der sieht aus wie der Tod, wie die Krähe [die Henne] hinter dem Schwanz, wie ein ausgespienes Apfelmus, wie wenn er jeden Tag eine Grille und am Sonntag die Beine bekommen würde.)

die Behäbigkeit im Gehen:

„Der woglt daher wia a Antn" (er wackelt [watschelt] daher wie eine Ente).

„Der vabringt a Gehwerk wia d' Kroud in Zmejdaheifa" (er verbringt ein Gehwerk wie die Kröte im Obers- oder Schmettentopf).

die Charakterlosigkeit:

„Der beidlt si o wia da Hund d' Flöh" (er beutelt [schüttelt] sich ab wie der Hund die Flöhe).

Digitized by Google

der Dumme:

„Der braucht amol koan Geist nit aufgeb'n, wann er stirbt" (er braucht einmal keinen Geist aufgeben, wenn er stirbt).

„Der is va durt'n her, wou d' Hund mit'n Orsch bell'n" (er ist von dort her, wo die Hunde mit dem Hinterteil bellen).

„Der wort't bis zan Dummerstog" (er wartet bis zum Tag der Dummen).

„Der hot an Knoupf in Hirn" (er hat einen Knoten im Gehirn).

„Den haum d' Spotz'n is Hirn g'schiß'n" (dem haben die Spatzen ins Gehirn gemacht).

„Der hot Drejck in Hirn" (er hat Dreck im Gehirn).

„Der denkt mit da groiß'n Zeha" (er denkt mit der großen Zehe).

„Den muiß erscht da Soafasuida aufgeh" (dem muß erst der Seifensieder aufgehen).

die unverträglichen Eheleute:

„Dö zwoa hot da Herrgoutt (Pforra) guit z'sammg'spannt" (die zwei hat der Herrgott [Pfarrer] gut zusammengespannt).

„Dö san auf anand wia Hund und Kotz" (sie sind auf einander wie Hund und Katze).

„Dö vatrog'n si wia zwej Hauna" (sie vertragen sich wie zwei Hähne).

„Dö hot da Wind nit bessa z'sammtreib'n kinna" (die hat der Wind nicht besser zusammentreiben können).

„Dö ham d' Mäus nit bessa z'sammtrog'n kinna" (die haben die Mäuse nicht besser zusammentragen können).

die Enttäuschung:

„Der schaut drei wia da Krou in a huls Boa" (er schaut drein wie die Krähe in einen hohlen oder leeren Knochen).

„Der schaut drei wia da Koanz in d' Nuß" (er schaut drein wie der Kainz [ein Name] in die Nuß).

die böse Frau:

„Dö hot Hoa am Zähntnan" (sie hat Haare auf den Zähnen).

„Dö hot a Gousch'n wia a Schleifa" (sie hat einen Mund wie ein Schleifer).

„Dö hot a guit's Mundstückl" (sie hat ein gutes Mundstück).

„Dos is a habi Gradn" (das ist eine böse Gräte).

„Dos is a Hamptigi." (hantig = bitter.)

„Dera sullt ma f' Mal in d' Schlinga hänga" (man sollte ihr das Maul in die Schlinge hängen).

„Dos Haus braucht koan Kejdnhund nit" (die böse Frau ersetzt einen Ketten- oder Wachhund).

die Frühreife bei Mädchen:

„Dö woaß schon, wou er hing'hört, daß 'n d' Kotz nit kriagt" (es weiß schon, wo er hingehört, daß ihn die Katze nicht bekommt).

Digitized by Google

der Geizige:

„Der loßt si um van Kreuza s'Knia bohr'n" (er läßt sich wegen eines Kreuzers das Knie anbohren).

„Der treibt (reit't) um van Kreuza d' Goaß (d' Laus) bis Prog" (er treibt [reitet] wegen eines Kreuzers die Geiß [Laus] bis Prag).

die Genesung:

„Der hot nou amol Urlab kriagt" (er hat noch einmal Urlaub bekommen).

der Gescheite:

„Der hot in haling Geist mit'n Löffel g'fress'n" (er hat den heiligen Geist mit dem Löffel gefressen).

„Der hört s'Gros wox'n" (er hört das Gras wachsen).

„Der hört d' Flöh niaf'n (huist'n)" (er hört die Flöhe niesen oder husten).

„Der hot d' Gscheiptheit mit'n Schöpfa (mit da Gob'l) g'fress'n" (er hat die Gescheitheit mit dem Schöpflöffel [der Gabel] gefressen).

das Glück:

„Dem hot's grod'n wia da blind'n Henn' s'Woazkendl" (es ist ihm gelungen wie der blinden Henne, die ein Weizenkorn fand).

der Heimtückische:

„Der kann mehr wia Birn brod'n" (er kann mehr wie Birnen braten).

„Der kann nit nur Birn brod'n, der kann's essen a" (er kann nicht nur die Birnen braten, er kann sie essen auch).

„Der hot's faustdick hinten."

der Heuchler:

„Der red't wia a Ölmann."

„Der locht wia a Hofnag'sell, wann eahm s'Heiferl z'bricht" (er lacht wie ein Hafnergeselle, wenn ihm der Topf zerbricht).

„Der is aufrichti(g) wia a Mausfolln." (Mausfalle.)

„Der locht wia a Houfnoarr" (er lacht wie ein Hofnarr).

„der mocht a G'sicht wia da Buda i da Sunn" (er macht ein Gesicht wie die Butter in der Sonne).

der dumme Krakeeler:

„Der hot a Maul wia a Wolfisch und a Hirn wia a Grundl" (er hat ein Maul wie ein Walfisch und ein Gehirn wie ein Gründling).

die Krankheit:

„Der schlepst si wia a Fluign in Hiringst" (er schleppt sich wie eine Fliege im Herbst).

„Der sitzt wia a obrennti Henn'" (er sitzt wie eine abgebrühte Henne).

„Der geht um wia a zwiezipfati Henn'" (er geht herum wie eine mit dem Pips behaftete Henne).

„Der hot sei Seel' schon zwischen die Zähnt" (er hat seine Seele schon zwischen den Zähnen).

„Den schaut da Toid schon ba die Aug'n außa" (dem sieht der Tod schon bei den Augen heraus).

„Den sitzt da Toid schon auf da Zunga (in G'nack)" (dem sitzt der Tod schon auf der Zunge, bzw. im Genick).

Digitized by Google

„Der wird a bold in Pforra d' Gäns hold'n (er wird auch bald dem Pfarrer die Gänse weiden).
„Den holt schon da Krach."
„Der wird bald wandern."
„Der hört in Kuckuck a nimmer schrei'n."

der Langsame:
„Den kann ma ban Geh'n (Rennen) d' Houf'n flicka" (dem kann man beim Gehen oder Laufen die Hose flicken).
„Der kralt wia a Schneck" (er kriecht wie eine Schnecke).
„Der zuigt si wia a Schoaß" (er zieht sich wie ein Wind).
„Der kimmt daher, wia wann er d' Houf'n vull hätt'" (er kommt daher, wie wenn er die Hose voll hätte).
„Dos is a rechta Loa-mi-au" (das ist ein rechter Lehn-mich-an).
„A langsami Sau kimmt selt'n za an wovman Dreck" (ein langsames Schwein kommt selten zu einem warmen Dreck).
„Bevor si der umdraht, geht in Böhmen a neichs Vierdl ei." (Bevor sich der umdreht, geht in Böhmen ein neues Mondviertel ein.)

der Laue:
„Der mocht nix und bricht nix" (er macht nichts und bricht nichts).

der Lügner:
„Der luigt, daß ma schwoz wird" (er lügt, daß man schwarz wird).
„Der luigt wia druckt" oder „wia a roida Hund" (er lügt wie gedruckt, bzw. wie ein roter Hund).
„Der luigt s'Blaui van Himml otwa" (er lügt das Blaue vom Himmel herab).
„Der luigt, daß ers selber glaubt."
„Der scheibt wos außa" (er schiebt etwas heraus).
„Der hot a gringi Zunga" (er hat eine geringe oder leichte Zunge).
„Den seini Oa houm zwej Duda" (seine Eier haben zwei Dotter).
„Den sei Maul is a koa Evangelium" (sein Mund ist auch kein Evangelium).
„Den kann man jo nit glabn, wos er beten tuit" (man kann ihm nicht glauben, was er betet).
„Der kann schön luign."

der Mißratene:
„Der hot grod'n bis aufs Guittoa" (er ist geraten bis auf das Guttun).

der Mürrische:
„Der schaut drei, wia wann eahm olli Leut schuldi war'n" (er schaut drein, wie wenn ihm alle Leute schuldig wären).
„Der mocht a G'sicht wia s'lari Geldbörsl" (er macht ein Gesicht wie die leere Geldbörse).
„Der mocht a G'sicht wia a Rei vull Teifln" (er macht ein Gesicht wie ein Reindl oder eine Pfanne voll Teufeln).
„Der schaut drei wia 9 Tog Rejgnwejda" (er schaut drein wie neun Tage Regenwetter).

Digitized by Google

„Der schaut drei wia a pulnischer Stier" (er schaut drein wie ein polnischer Stier).

die unverträglichen Nachbarn:

„Dö leben wia zwej Müllner" oder „wia zwej Hauna" (sie leben wie zwei Müller, bzw. zwei Hähne).

der Nachzügler:

„Der kimmt ollimol wia da Kuahschwoaf hint'n noch" (er kommt allemal wie der Kuhschwanz hinten nach).

der Neidische:

„Dos is a rechter Muglfanga" („Mugl" = ein großes Stück Brot, der „Muglfänger" ein Mensch, der alles nur für sich allein haben will).

„Dos is a rechter Dreckfresser."

der Neugierige:

„Dos is a rechter Hefenlgucker" (einer, der gerne in die Töpfe sieht).

der Pantoffelheld:

„Der hot s'Kiderl an, sie d'Houf'n" (er hat den Kittel an, sie die Hose).

„Der is a nur da Herr in Haus, wann sie nit dahoam is" (er ist nur dann Herr im Hause, wenn die Frau nicht zu Hause ist).

der Prahler:

„Der hot a lang's Meissa" (er hat ein langes Messer).

„Der bröckelt mehr ei, als zwej auslöffeln kinnan" (er brockt mehr ein, als zwei mit dem Löffel essen können).

die Rastende, die die Ellenbogen in die Hüften stützt:

„Dö steht do wia a Nochtg'schirr" (sie steht da wie ein Nachtgeschirr).

der Sausewind:

„Der fluigt wia a Fidschipfal" oder „wia da Blitz" (er ist so schnell wie ein Pfeil oder wie der Blitz).

„Der rennt wia a Schuista" oder „wia a Wiesl" (er läuft so schnell wie ein Schuster oder wie ein Wiesel).

„Der nimmt d' Ferschn auf d' Oxl" (er nimmt die Fersen auf die Achsel).

„Der springt daher wia d' Maus in G'ockertn" (er springt daher wie die Maus im geackerten Felde).

„Der tanzt umanand wia da Schoaß in da Saublodern" oder „in da Reita" (er tanzt herum wie ein Wind in der Schweinsblase oder im Drahtsieb).

„Der haut umanand wia da Michl in Himml" (er haut um sich wie der Michl im Himmel).

„Dos is a rechter Schußbartl."

der Scheinheilige:

„Dos is a rechter Vaterunserschlicka" (er ist ein rechter Vaterunserschlucker).

„Der beißt insern Herrgoutt d' Zehan (d' Füaß) o" (er beißt unserem Herrgott die Zehen [Füße] ab).

Digitized by Google

„Der vadraht d' Aug'n wia a ogstouchana Goaßbouck" (er verdreht die Augen wie ein abgestochener Geiß- oder Ziegenbock).

die Schicksalsbestimmung:

„Wer am Goling g'hört, datrinkt nit" (wer auf den Galgen gehört, ertrinkt nicht).

das Schimpfen:

„Der schimpft (namlt) wia a Rohrspotz" (er schimpft wie ein Rohrspatz).

„Der schilt wia a Reitamocha" (er schilt wie ein Siebmacher).

der Schmeichler:

„Der kriacht den andern in Orsch" (er kriecht dem anderen ins Gesäß).

„Dos is a recht's Schliaferl" (er ist ein rechter Schliefer).

der schlechte Schreiber:

„Der krotzt wia da Hahn am Misthaufen."

der Schwächling:

„Der kunnt in aner Nodlbixn üwa d'Nocht bleib'n" (er könnte in einer Nadelbüchse nächtigen).

„Dos is a rechter Nifling."

der Schwätzer:

„Der red't wia g'schmiert."

der Sorglose:

„Der lebt wia d' Maus in Brotloab" (er lebt wie die Maus im Brotlaib).

„Der lebt wia Goutt in Frankreich."

„Den geht's wia an Vougl in Hounifland" (es geht ihm wie dem Vogel im Hanfland).

„Den geht's wia an Wuin i da Nuß" (dem geht es wie dem Wurm in der Nuß).

der Späher:

„Der louft wia d' Sau ba da Mühltür" (er horcht wie das Schwein bei der Mühltür).

„Der louft wia a Zichtl, wann's bärat is" (er horcht wie das weibliche Jungschwein, das zum 1. Male belegt werden soll).

„Der schaut wia a Falkl" (Falke).

die Stärke:

„Der reißt an Bam mitsamt da Wurzn aus" (er reißt einen Baum mitsamt der Wurzel aus).

„Dö (ein Mädchen) trogt in Müllner mitsamt n'Sock" (es ist so stark, daß es den Müller mitsamt dem Sack ertragen würde).

der Stolze:

„Der (oder die) steigt wia da Hahn am Misthaufen."

der Trinker:

„Der saust wia a Bürschtnbinda" oder „wia a Louch" (er trinkt wie ein Bürstenbinder oder wie ein Loch).

„Der hot üwa d' Schnur g'haut" (er hat über die Schnur [das Maß] gehaut, mehr getrunken).

Digitized by Google

„Der mocht d' Nocht zan Tog" (er macht die Nacht zum Tag, er ist lange im Gasthaus sitzen geblieben).
„Der mocht s'Wirtshaus za da Kiva" (er macht das Wirtshaus zur Kirche, d. h. er saß lieber im Gasthaus, als daß er in die Kirche gegangen wäre).
„Der hot z' tiaf is Glasl g'schaut (guckt)" (er hat zu tief ins Glas geschaut [geguckt]).
„Der hot heunt an Schwaumma", „Tiga", „Off'n", „Käfa" (er hat heute einen Schwamm, Tiger, Affen, Käfer).
„Der is heut nit alloa" (er ist heute nicht allein).
„Der siacht heut' doupp'lt" (er sieht heute doppelt).
„Den hot da Daxl biss'n (ihn hat der Dachshund gebissen).
„Der hot an Rausch wia a Haus" (er hat einen großen Rausch).

der Unbeholfene und Ungeschickte:

„Der stellt si an wia da Floih zan Schwimma" (er stellt sich an wie der Floh zum Schwimmen).
„Der stellt si an wia a kloas Kind zan Scheiß'n" (er stellt sich an wie das kleine Kind zum Verrichten der Notdurft).
„Der stellt si za da Orwat wia s'Kind zan Drejck" (er stellt sich zu der Arbeit wie das Kind zum Unrat).
„Der kimmt doher wia a rechts Trumpfloch" (er kommt daher wie ein rechtes Trumpfloch).

der Unbeliebte:

„Den kraht koa Hahn nit no!" (Dem kräht kein Hahn nicht nach!)
„Der g'hört durtn hi, wou da Pfeffa wozt" (er gehört dorthin, wo der Pfeffer wächst).
„Den soll da Teufl huln", bzw. „in da Luft z'reiß'n" (ihn soll der Teufel holen, bzw. in der Luft zerreißen).
„Um den geht's zui wia in Winta um d' Strohhüat." (Um den geht es zu wie im Winter um die Strohhüte.)

der Unfähige:

„Der reißt da Kotz a koan Schwoaf nit aus" (er reißt der Katze auch den Schwanz nicht aus).
„Der mocht s'Kraut a nit fett."

das Unmögliche:

„Aus dera Birn wird sei Lejbto koa Kletzn nit" (aus dieser Birne wird sein Lebtag keine Klötze oder gedörrte Birne).

der Unruhige:

„Dos is a rechta Rutschipeter" oder „Rutschibutsch".

der Unvernünftige:

„Den is a Schrauf rougl worn in Koupf" (dem ist eine Schraube locker geworden im Kopf).
„Der hot a Radl z'viel in Koupf" (er hat ein Rädchen zuviel im Kopf).
„Den is a Radl davong'rennt" (er hat ein Rad zu wenig).

Digitized by Google

der Verdrossene:
„Der schaut drei wia da Pickfima" (er schaut drein wie der Pickfiebner).
„Der schaut drei, wia wann eahm d' Hendln s'Brot g'stuhln hätt'n" (er schaut drein, wie wenn ihm die Hühner das Brot gestohlen hätten).
„Der geht um wia a wiafligs Schouf" (er geht um wie ein drehkrankes Schaf).
der Verdutzte:
„Der schaut drei wia d' Kotz, wann's dunnert" (er schaut drein wie die Katze, wenn es donnert).
„Der schaut drei wia s'Kou i da Rei" (er schaut drein wie das Koch [Mus] in der Pfanne).
der Verwunderte:
„Der schaut drei wia d' Kuih auf's neichi Toir" (er schaut drein wie die Kuh auf das neue Tor).
„Der schaut wia da Oix am Beri" (er schaut wie der Ochs am Berg).
„Der schaut wia s'Schouf um zwölfi" (er schaut wie das Schaf um zwölf Uhr).
der Vorsichtige:
„Wer an Huit kaft, proubiert 'n zerscht" (wer einen Hut kauft, probiert ihn zuerst).
„Austreib'n muiß ma, wann da Holda bloft" (Austreiben muß man, wenn der Halter bläst).
„Der druckt si wia d' Kotz um in hoaß'n Brei" (er drückt sich wie die Katze um den heißen Brei).
der Zerstreute:
„Der suicht in gestrigen Tog" (er sucht den gestrigen Tag).
„Der suicht in Schimmel und reit't drauf."
der Zwischenträger:
„Der trogt auf olli Oxln" (er trägt auf beiden Achseln).
„Dos is a Oxltroga" (er ist ein Achselträger).
„Der is a Schnidl auf jede Suppn" (er ist ein Schnittlauch auf jede Suppe).

Die alte Wallfahrerstraße nach Grulich und die Volkssage

Von **Alfred Hejlik**

Wenn man alte, bekannte Wallfahrerwege verfolgt und einen Rückblick hält auf die Zeit ihres Bestandes, so wird man bald finden, daß eine Menge von Volkssagen im Laufe der Zeit hier entstanden sind. Die Wallfahrtsorte wurden früher doch meist zu Fuß besucht und auf diesen langen Reisen ereigneten sich verschiedene Vor- und Unfälle, die höheren Mächten zugeschrieben wurden. Bei der Heimkunft wurden sie in Stadt und Dorf weitererzählt, ausgeschmückt und neue Volkssagen waren entstanden. Bei

Digitized by Google

genauerer Untersuchung sind die meisten der in der Nähe von Wallfahrerstraßen sich abspielenden Sagen auf „Erlebnisse" der Wallfahrer zurückzuführen. Diese „Erlebnisse", mannigfach in der Art, sei es nun ein Nebelbild (Muttergottes-, Geistererscheinung), rauschende Äste (Waldmänner) u. v. a., sie alle wurden in der tiefgläubigen, reiseängstlichen Seele umgedeutet und bildeten den eigentlichen Anlaß zur Bildung einer Sage. Hinzudichtungen oder Sagenkombinationen schufen dann die neue Volkssage.

Als Beispiel will ich hier die alte Wallfahrerstraße von Landskron nach Grulich (ungefähr 6 Stunden zu Fuß) anführen und versuchen zu zeigen, daß tatsächlich zahlreiche Sagen an sie gebunden sind.

Als Ausgangspunkt für Wallfahrten diente der Platz vor der altehrwürdigen St. Annakirche, auf deren halbverödeten Friedhofe noch heute die Geister der hier begrabenen Schloßherren umgehen und wo um Mitternacht die Glocke im Turme zu tönen beginnt. Um 3 Uhr brach man auf. Der ganze Weg wurde meist barfuß zurückgelegt, um seine Sünden noch vor Ankunft an der Gnadenstätte abzubüßen. Bei der ersten Statue auf der Grulicherstraße wurde Halt gemacht und der Führer nahm Abschied, „um den Hausengeln sich zu empfehlen". Der ganze Weg ist, wie man oft antrifft, mit Statuen, Marterln und Bildstöcken besetzt. Bei einigen wurden Andachten verrichtet, um die betreffenden Heiligen um Abwendung eines Übels zu bitten (z. B. Johann von Nepomuk gegen Regen und Wolkenbruch, Florian gegen Feuer und Hitze). Bei einer Statue gleich hinter der Stadt will man schon öfters einen Mann ohne Kopf gesehen haben. (Dieselbe Sage geht auch von dem Kreuze auf der Zohsnerstraße.) Einem Wallfahrer soll er einmal bis zum nächsten Kreuze gefolgt sein.

Besonders eine Statue wurde stets besucht, die inmitten von drei Bäumen steht. Hier wurden einmal drei Frauen, die vorüberziehende Wallfahrer verspotteten, auf dem Heimwege vom Beerensammeln beim Schutzsuchen vom Blitze erschlagen. Später sollen hier die drei Bäume hervorgewachsen sein; so müssen nun die verwandelten Frauen die Statue vor Unwetter schützen. Der neben der Straße gelegene Gruliciwald ist reich an „teuflischen Gestalten", die harmlose Wallfahrer ins Unglück stürzen wollen. In dem Steinbruche im Walde wurde nachts oft ein leuchtendes Bild (eine „Maria"?) gesehen. Oft hört man hier wilde Musik und ein klägliches Schreien. Gegenüber im „Bauernbusch" sieht man noch heute die Erhängten baumeln, die sich hier tatsächlich in großer Anzahl ein rasches Lebensende bereiteten. Umgeistert ist das „erste Haus" von Nepomuk inmitten des Waldes. (Sagenumwobene Häuser im Walde, vgl. die „Höll" bei Jokelsdorf!) Ob der uralte Baum in Weipersdorf, wo sich die Böhmischen Brüder auf ihrer Flucht verborgen haben sollen, seine Sage auch durch vorüberziehende Wallfahrer erhalten hat, ist unsicher. Aber mit Rücksicht auf religiöse Zusammenhänge wäre die Möglichkeit gegeben. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich bei einer Wallfahrt beim Vorüberziehen das erstemal die Sage erzählen hörte. Auf dem „Schwarzen Berge" durfte nicht gesungen werden, um nicht Waldschlangen und böse Geister zu wecken. Besonders bei Anbruch der Dunkelheit und

Digitized by Google

bei Nebel werden diese dichten, schwarzen (Name!) Wälder sehr gefürchtet. Meine Mutter erzählte, es sei, wie sie als junges Mädchen an einer Wallfahrt teilnahm, abends auf dem Rückwege von Grulich, als sie der Beeren wegen zurückblieb, ein furchtbar wild aussehender, riesiger Mann auf sie zugekommen, auf ihre Hilferufe aber plötzlich verschwunden. Durch diesen Wald soll jeder den Rosenkranz um den Hals hängen oder beten.

Von der letzten Straßenwindung erblickt man bei heiterem Wetter bereits den Muttergottesberg. Sieht man ihn deutlich, bleibt das Wetter schön und man kommt trocken nach Hause.

Im Erlitztale, wo bereits größere Ortschaften sich ausdehnen, finden sich Sagen, die auf Wallfahrerbegebenheiten zurückgehen, schon seltener. Die Ursachen waren und sind hier, was leicht einzusehen ist, geringer. Zahlreiche Sagen sind doch an Wald und Nacht gebunden. Diese Ortschaften wurden meist bei Tag durchwandert und auch der Wald ist hier spärlich. Die Sagen, die hier spinnen, sind eben zum größten Teil Ortssagen; sie sind örtlich gebunden.

Die Wallfahrten wurden wenigstens alle zwei Jahre unternommen, um „glücklich zu leben", was auch der Gottesmutter „angelobt" wurde.

Auf dem Muttergottesberge selbst und in dem um die Kirche führenden Kreuzgange spielen verschiedene Sagen. So soll nachts im Kreuzgange ein Mönch in langer, grauer Kutte in Überlebensgröße dahinwandeln und aus der im Gange befindlichen Gruft hat man schon öfters ein Murmeln, wie Beten, gehört.

Wir sehen, daß diese alte Wallfahrerstraße reich an Sagen ist. Die Grundlagen zur Entstehung waren gegeben: Wälder, wallende Nebel, Waldesrauschen, Bildstöcke, Unfälle, die gläubige, oft erregte Seele der Wallfahrer. Heute kommen freilich diese Sagen und Legenden immer mehr in Vergessenheit, denn wer beachtet heute diese sagenumwobenen Stätten und Statuen, wenn er im Autobus bequem die Wallfahrt unternimmt! Ein Stück Romantik — verschwunden und bald vergessen für immer!

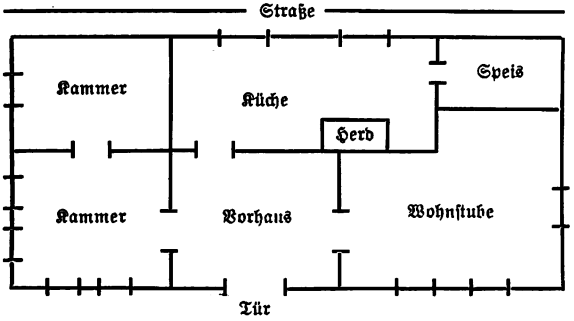
Die böhmerwäldler Kolonie Miljanovac in Slawonien.

Von **Dr. Egon Lendl**, Wien

Etwa eine Wegstunde von Daruvar, dem bekannten Badeort in Westslawonien, liegt abseits von der Bezirksstraße die kleine deutsche Kolonie Miljanovac. Die Kolonie entstand im Anschluß an ein schon bestehendes kleines serbisches Dorf Miljanovac und wurde durch den Grafen Julius Jankovič auf den Gründen eines seiner Meierhöfe eingerichtet. Im Jahre 1878 folgten 17 Familien aus der Pfarre Rehberg im Böhmerwald der Aufforderung des Grafen und ließen sich hier nieder. Die Auswanderungslustigen hatten vor ihrer Abreise einen von ihnen als Kundschafter nach Slawonien geschickt und erst auf die guten Nachrichten ihres Vertreters entschlossen sie sich zur Auswanderung. Die Auswanderer bestanden schließlich aus Leuten, die in der Heimat sehr wenig oder gar keinen Grund be-

Digitized by Google

sessen hatten, zumeist jungen Ehepaaren. Ihren Besitz erwarben sie vom Grafen Jankovič, das Joch um den Preis von 25 Gulden. Sie erwarben kaum mehr als 4—5 Joch, ein solcher Besitz schien ihnen damals, wie die Alten noch erzählen, schon so groß, daß sie ihn glaubten kaum bewirtschaften zu können. Später haben sie diese ihre erste Bescheidenheit recht bedauert. Unter unendlichen Mühen haben die Böhmerwäldler trotz des ihnen ungewohnten Klimas und der geänderten Wirtschaftsart in Slawonien durchgehalten und eine recht wohlhabende deutsche Gemeinde aufgebaut. Besonders nach dem Weltkrieg, als die Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika mehr und mehr erschwert wurde, ist der Ort stark gewachsen, denn die jungen Leute, die früher sehr zahlreich auswanderten, waren genötigt, sich in der Heimat eine Existenz zu begründen. Unter den heute auf ungefähr 200 Seelen angewachsenen Böhmerwäldlern hat sich noch im einzelnen recht treu die Lebensart des Wäldlers erhalten. Kommt man aus den von ungarländischen deutschen Bauern gegründeten Siedlungen in der Umgebung in das kleine, abseits gelegene Miljanovac so ist der Unterschied sehr auffällig. Man merkt deutlich, daß für diese Menschen das den ungarländischen Kolonisten in Fleisch und Blut übergegangene Schema eines Kolonistendorfes nicht wirksam war und sie ihre Dorfanlage mehr den Verhältnissen der alten Heimat anpaßten. Die einzelnen Höfe sind nur locker aneinandergereiht und treten nicht immer direkt an die Dorfstraße heran. Diese selbst ist scheinbar aus einem alten Feldweg entstanden. Die Häuser stehen vielfach mit ihrer Längsseite parallel zur Straße — ein auffälliger Gegensatz zu den giebelseitig gestellten Häusern der ungarländischen deutschen Kolonisten — und sind in der Einteilung der einzelnen Räume (siehe Skizze) verschieden von dem meist aus Stube, Küche, Kammer bestehenden Streckhof der Deutsch-Ungarn.



Wohnhaus des
Karl Frühauf
in Miljanovac (Slawonien)

Bei den neueren Häusern, vor allem den nach dem Krieg erbauten, ist diese Einteilung der Räume fast nicht mehr zu finden, sie gleichen sich alle dem auch unter den einheimischen Serbokroaten jetzt verbreiteten ungarländischen Kolonistenstil an. Der böhmerwäldler Dialekt ist heute noch die Hausſprache. Durch die fremdsprachige Schulbildung ist allerdings das Serbokroatische stark im Vordringen begriffen, aber im allgemeinen herrscht noch durchaus die Anschauung, daß bei der Einheirat einer Nichtdeutschen in eine böhmerwäldler Familie diese die Sprache binnen kurzem

Digitized by Google

zu erlernen hat. Mischehen sind fast nur mit den benachbarten Tschechen anzutreffen. Von den im eigenen Orte lebenden Serben hält sich der Böhmerwäldler sehr ferne. Die wilden Kämpfe der ersten Zeit zwischen Miljanovacer Serben und den eingewanderten Deutschen um Weiderechte und andere Gemeindeangelegenheiten sind noch nicht vergessen. Auch die verschiedene Religion wirkt hier, besonders für die tiefgläubigen Böhmerwäldler, als Hindernis für eine Ehe. Auf diese Weise hat sich diese kleine Gemeinde nun schon über 50 Jahre ohne stärkeren Zusammenhang auch mit den übrigen Deutschen der Umgebung zu erhalten vermocht und hat im Grunde böhmerwäldler Lebensart treu bewahrt.

Die verwunschene Jungfrau

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Zeche

Einmal lebte ein sehr alter Kaiser auf der Welt, und der hatte einen hübschen, jungen Sohn, der nach seinem Tode der Erbe seines großen Kaiserreiches werden sollte. Da der Kaiser schon seine Erdentage zählte, und dieser sein Sohn noch unbeweibt war, ließ er ihn zu sich rufen und sagte: „Mein lieber, guter Sohn, meine Tage sind gezählt und du hast noch immer nicht deine Braut erwählt, du mußt endlich und schließlich heiraten. Da nimm diesen Schlüssel, steige in den Turm hinauf. Schließe die höchstgelegene Turmstube auf, und wirst drei wunderschöne Jungfrauen finden, die mir im Traume erschienen sind und dich heute zur Brautwahl einladen. Du darfst aber keine nicht anreden, sonst ist es um dich geschehen und ich verliere meinen Sohn." Als er so gesprochen, umarmte und küßte er seinen Sohn und starb mit lächelndem Gesichte auf seinem goldenen Throne.

Kaum war es nach dem Begräbnis, stieg der Kaisersohn auf den Turm, schließt die Türe auf und vor ihm stehen drei wunderschöne Jungfrauen, die ihn lieblich betrachten. Er betrachtet alleweil alle drei, es gefiel ihm jede, doch am besten die im schneeweißen Kleide. Er reicht ihr ohne ein Wort zu sprechen seine Hand, steckt ihr ein goldenes Ringlein an den Finger, und will sie die Treppe hinunter in den großen Saal führen, wo ihn seine Räte und Gäste erwarteten. Wie er mit ihr auf die erste Stufe tritt, sie mit einem Worte anspricht, verschwindet sie, wie auch die anderen zwei Jungfrauen gleich nach der Wahl verschwunden waren. Nun wußte er, daß er sich eine verzauberte und verwunschene Jungfrau zu seinem Weibe auserwählt hatte. Tief betrübt im Herzen steigt er vom Turme herunter und klagt bitterlich weinend vor seinen Gästen im großen Saale. Niemand wußte Rat, nur ein Greis, der plötzlich im Saale erschien, tröstete ihn und sprach: „Du hast zwar das deinem seligen Vater gegebene Wort gebrochen, du hast deine Auserwählte angesprochen, aber geh' in die weite Welt und suche sie, du wirst sie sicher finden, nur gute Augen mußt du haben." Kaum hatte er so gesprochen, verschwand er.

Digitized by Google

Der Kaisersohn konnte lange Zeit vor Kummer nicht schlafen und macht sich eines Tages endlich auf den Weg. Als er so ging und unterwegs nur immer auf seine schöne Braut im weißen Kleide dachte, begegnet ihm in einem Walde ein Mann. Dieser hatte die Augen mit einem Tuch verbunden. Da fragte ihn der Kaisersohn: „Wohin des Weges guter Vetter? Warum hast die Augen verbunden?" Dieser antwortete: „Ich sehe auch dann gut, wenn ich die Augen verbunden habe. Ich bin der scharfsichtige Mann. Wollt ihr mich mitnehmen, so will ich euch dienen." Da nahm der Mann das Tuch von den Augen, blickte auf einen Steinfelsen, der alsogleich von seinem scharfen Blick in Stücke zerfallen ist. Als der Kaisersohn das sah, fragte er ihn: „Kannst du auch dorthin schauen, wo meine Herzallerliebste verwunschen ist?" „Ja!" sprach der scharfsichtige Mann, und guckte hin und her. Als er sie entdeckte, rief er: „Die ist in einem Schloß verwunschen, und wird von einem Manne, der auf seinem Gürtel drei eiserne Reifen hat, streng bewacht. Aber komm', ich werde dir schon helfen, denn du hast ein gutes Herz!"

Als sie beide so wanderten und schon einen hübschen Weg zurückgelegt hatten, begegnet ihnen wieder ein Mann. Der fragte sie: „Wohin und woher des Weges?" Da erzählte ihm der Kaisersohn sein Herzeleid. Dieser hatte ein mitleidiges Herz und bat ihn: „Nehmt auch mich mit, ich werde euch auch dienen?" Da fragten sie ihn: „Wer und was bist du denn, womit willst du uns dienen?" Er sprach: „Ich bin der lange und der hohe Mann. Ich kann mich so hoch machen, wie hoch ich nur will." Da sprachen sie: „Zeige also dein Kunststück!" Da machte der Mann sich zuerst wie eine Tanne hoch, dann immer höher und höher, bis sein Haupt über die Wolken auftauchte. Da sagten die zwei: „Es ist schon genug, dein Kunststück ist fein, wir können es schon einmal brauchen. Komme nur mit!" Da machte sich dieser Mann wieder so klein wie die gewöhnlichen Menschen sind und ging mit.

Als nun diese drei so gingen und sich so mancherlei erzählten, was sie schon alles erlebt hatten, begegnet eines Tages ihnen wiederum ein Mann. Dieser fragte sie: „Wohin und woher des Weges, meine Herrschaften?" Da antworteten sie: „Wir gehen auf das verwunschene Schloß und wollen eine Jungfrau, des Kaisersohns Braut, erlösen." „Da nehmt auch mir mich mit," sagte er, „ich werde euch schon gut sein. Ihr werdet es nicht bereuen müssen!" Da fragte ihn der Kaisersohn: „Wer bist denn du? Bist auch ein so wackerer Bursche wie diese zwei? Dann kann ich dich wohl brauchen." Dieser antwortete kurz: „Ich bin der dicke Mann!" „Es ist leicht zu sagen," antworteten sie, „aber zeige uns dein Kunststück, dann wollen wir glauben, daß du zu uns taugst." Da sprach der Mann: „Ihr müßt aber zuvor weglaufen, sonst möchte ich euch leicht erdrücken." Da liefen die drei weg und der Mann machte sich so dick wie ein Berg, der sich in das Tal gewälzt hat. Da sprachen die drei zu ihm: „Nun, es ist schon genug. Dein Kunststück ist großartig, du kannst mit uns geh'n!"

Da gingen sie zu vier weiter. Als sie so gingen, beratschlagen sie sich, wie sie ihr Werk anpacken sollen. Da sprach der scharfsichtige Mann: „Ich werde die Richtung zeigen, wohin wir gehen sollen, und der lange Mann

Digitized by Google

wird uns auf seine Schultern nehmen, damit wir bald zum Ziele kommen." So taten sie auch. Der lange Mann nimmt alle drei auf seine Schultern, macht sich so groß, wie er nur kann und trägt sie zu dem verwunschenen Schloß, das ihm der scharfsichtige Mann zeigte. Rings herum war eine öde Gegend, der Bach vor dem Schloß war ausgetrocknet, die Ackerfelder mit verdorrtem Unkraut bewachsen, auch das Gras der Wiesen und die Bäume waren verdorrt. Der Kaisersohn schluchzte, als er das alles sah. Sie gingen nun in das Schloß. Da standen im Stalle schmucke Pferde, auf dem Hofe lagen ein Rudel Jagdhunde, aber alle versteinert. Als sie den großen Saal betreten wollten, steht vor ihnen ein Männchen, das auf dem Gürtel drei eiserne Ringe hatte, und das sagt: „Ich weiß, weshalb ihr kommt. Ihr wollt die Jungfrau mit dem weißen Kleide erlösen. Das könnt ihr, wenn ihr sie drei Nächte bewachen könnt, sie nicht einschlafen läßt und wenn ihr sie euch nicht stehlen läßt."

Als der Abend kam, führte das Männchen die Jungfrau herein, übergab sie ihnen und verschwand. Der Kaisersohn hatte eine große Freude und bat seine drei Freunde, das zu machen, was das Männchen von ihnen verlangte. Als sie sie nun lange, lange betrachten, wurden ihre Augen müde und sie schliefen einer hinter dem anderen ein. Zeitlich erwachte am Morgen der Kaisersohn, öffnet seine Augen, die Jungfrau war verschwunden. Da weckte er schnell den scharfsichtigen Mann, der reibt sich den Schlaf von seinen Augen und sprach: „Ich sehe sie schon. Sie ist in einem Steinfelsen in einem Ring verzaubert." Nun machten sie sich wieder auf, der lange Mann trug sie auf seinen Schultern und sie kommen zum Felsen. Da nimmt der scharfsichtige Mann das Tuch von seinen Augen, blickte scharf auf den Felsen, der spaltet sich und der Ring fiel heraus. Diesen hob der scharfsichtige Mann auf und sie gehen in das Zauberschloß zurück. Sie lassen nun den Ring in den Saal fallen, und die wunderschöne Jungfrau steht vor ihnen. Gleich darauf erscheint wieder das Männchen und brüllt auf vor Zorn — und ein eiserner Reifen springt von seinem Gürtel herunter — und das ganze Schloß erbebte.

Am zweiten Abend kam es wiederum mit ihr und übergab ihnen die wunderschöne Jungfrau. Nun jetzt wollten sie aber gut wachen und von ihr kein Auge wenden. Da sie sie aber mehr und mehr betrachten, werden ihre Augen müde und sie schlafen auch heute ein. Als der Kaisersohn in der Früh erwacht, war seine Herzallerliebste wieder verschwunden. Da weckte er wieder den scharfsichtigen Mann und bat ihn, er möge ihm auch heute helfen. Der reibt sich den Schlaf von den Augen, blickt um sich und sprach: „Ich seh' einen großen Teich, darauf eine Ente, die ist sie." — Da werden auch die anderen Kameraden geweckt und der lange Mann trägt sie zum Teiche. Mit einem Griff faßte der lange Mann die Ente und übergab sie dem scharfsichtigen Mann. Nun kehrten sie wieder in das Schloß zurück. Da warfen sie die Ente auf den Boden des Saales und die Jungfrau stand wieder vor ihnen. Kaum ist das geschehen, erscheint wieder das Männchen, bebt vor Zorn und der zweite eiserne Reifen springt von seinem Gürtel herunter und im ganzen Schloß kracht es und donnert es.

Digitized by Google

Am dritten Abend brachte das Männchen wieder die Jungfrau, und befiehlt ihnen, sie streng zu bewachen, sonst ergeht es ihnen wie den steinernen Pferden im Stalle. Sie schliefen aber heute noch früher ein, denn sie waren schon sehr müde und abgespannt. So geschah es, daß am Morgen, als der Kaisersohn erwachte, sie wieder verschwunden war. Da er das Zauberwort sehr fürchtete, weckte er seine drei Freunde auf. Der scharfsichtige Mann erblickte sie gleich: sie schwamm als eine Schildkröte in einem See. Rasch brechen sie auf, und wie sie zu dem See kamen, da machte sich der dicke Mann so dick wie ein Berg und drückte die Schildkröte aus dem See heraus. Nun eilten sie mit der Schildkröte zum Schloß, der lange Mann warf sie durch das Fenster in den Saal, sonst hätte sie das Männchen wieder verzaubert. Als sie in den Saal treten, steht dort die Jungfrau im schneeweißen Hochzeitskleide, das Männchen tobt vor Zorn, es stößt sich der dritte Reifen von seinem Gürtel und das Männchen wird schwarz wie ein Rabe und fliegt durch das Fenster. Die Jungfrau fällt dem Kaisersohn um den Hals, und während er sie herzt und küßt, beginnt sich im Schloß alles zu regen, was versteinert war, fing an zu leben — die Wiesen, Bäume blühen, der Bach plätschert lustig und zwei andere Jungfrauen, die mit ihr verzaubert waren, erscheinen mit viel Volk, und es wird eine herrliche Hochzeit gefeiert. Der Kaisersohn vergaß aber auch seiner Helfer nicht, beschenkte sie mit viel Gold und ließ sie im Schloß zurück. Er aber zog mit seiner jungen Braut in seines Vaters Reich zurück, wo nochmals eine Hochzeit gefeiert wurde, eine Hochzeit, die das ganze Reich beglückte. Und werden sie noch nicht gestorben sein, so werden sie auch heute gewiß noch glücklich leben[1]).

Kleine Mitteilungen

Der Dudelsack in Westböhmen

Auf eine Anfrage erfuhr ich, daß im Bischofteinitzer Bezirke drei Musikkapellen, im Staaber Bezirke dagegen noch 6 deutsche Spieler (in Nedraschitz, Blattnitz, Rochlowa, Nürschan) ihren Nebenberuf als Dudelsackpfeifer ausüben. Staab dürfte gegenwärtig das Hauptverbreitungsgebiet sein, wo sie besonders zur Faschingszeit und zu Hochzeiten noch fleißig aufspielen. Es gibt zwei Arten von Dudelsäcken, der tschechische oder Bockl, wo der Baß (das Horn) über der Achsel am Rücken sich befindet und der Egerländer Dudelsack, wo der Baß vorne auf die Füße heruntergeht. Beide werden mit einem Gürtel um die Hüften befestigt. Auch die Tonart ist dieselbe. Man erhält übrigens jede verlangte Stimmung. Das Instrument selbst besteht aus dem Blasbalg, dem Sack, einer meist behaarten Hunds-, Fohlen- oder Kalbshaut, der Vorpfeife und dem Baß. Eine vollständige Musikkapelle bestand ursprünglich aus Klarinette, Geige und Dudelsack. In den letzten Jahren kam oft noch eine Gitarre dazu. Bei den tschechischen Dudelsackpfeifern sind fast immer zwei Klarinetten. Verfertiger der Instrumente waren früher meist geschickte Spieler selbst, so Lutz in Wellana. In den letzten Jahren lieferte ein geschickter Meister aus Holeischen etliche Instrumente in verschiedene Bezirke an Egerländer Gmoin. Ein Spieler verdient 30—70 Kronen, das Instrument selbst dürfte sich auf 300 Kronen stellen. Das Aussterben dieser Musik ist also einstweilen nicht zu befürchten.

Holeischen. Josef Maschek.

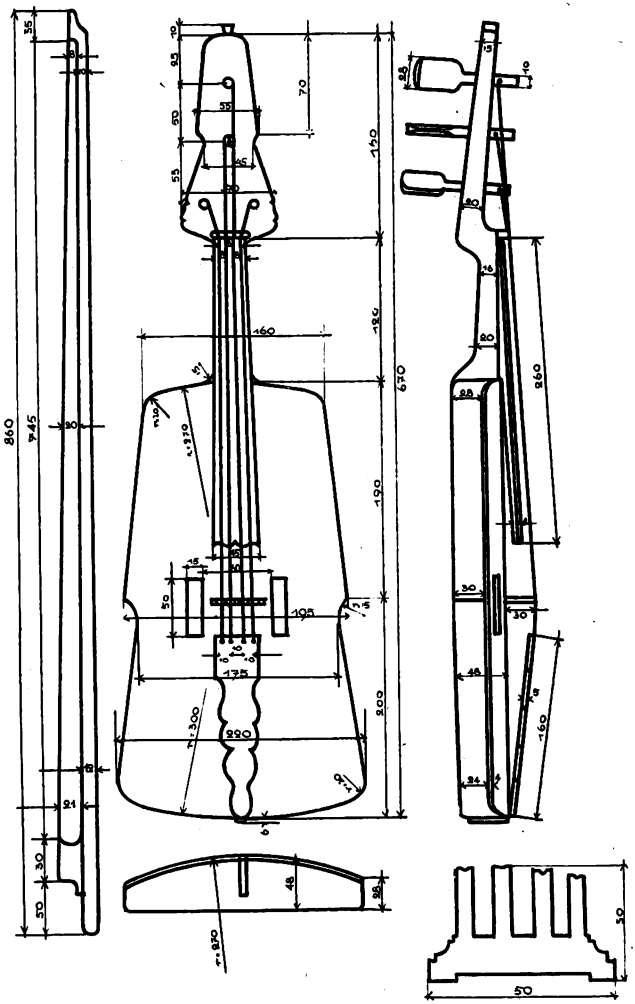
[1]) Erzählt im November 1930 von Georg Palesch, Landwirt in Zeche, 47 Jahre alt. Ständig zu Hause.

Digitized by Google

Die Instrumente der Iglauer Bauernmusik

(Ein Nachtrag.)

Herr Erich Wölz, Witkowitz, den ich schon im letzten Hefte nannte (S. 94), ist ein besonderer Liebhaber der Iglauer Bauernfiedel und hat sie auch in allen



Teilen studiert. Er hat mir die beigegebenen Zeichnungen zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm herzlichst danke.

Znaim-Iglau. J. Göth.

Franz X. Reitterer †. Der am 29. Juli in Gutwasser bei Budweis verstorbene Heimatschriftsteller, Politiker und Verlagsunternehmer hat von Jugend auf, als er

Digitized by Google

mit mundartlichen Erzählungen und später mit volkstümlichen Geschichten für den Kalenderverlag Steinbrener in Winterberg seine schriftstellerische Tätigkeit begann stets allen Volksüberlieferungen regste Aufmerksamkeit zugewandt. Sein letztes Werk, die „Beiträge zu einer Geschichte der Stadt und des Bezirkes Friedberg in Steiermark" — hier war er 1868 geboren — konnte er nicht mehr vollenden. Über die bereits erschienenen ersten zwei Bände, denen noch ein 3. und 4. Band hätte folgen sollen, schreibt uns Dr. R. Slawitschek: „Sie zeugen nicht nur von dem bewundernswerten Fleiß, mit dem der Autor sein umfangreiches Material zusammengetragen hat, sondern auch von dem feinen Verständnis, mit dem er es zu verarbeiten verstand. Besondere Beachtung verdienen die chronologischen Tabellen, die nicht nur alle Ereignisse des Friedberger Bezirkes verzeichnen, sondern dazwischen auch die wichtigsten Ereignisse der Zeit- und Weltgeschichte einflechten, ein Verfahren, das allen, die ein Heimatbuch schreiben wollen, zur Nachahmung empfohlen sei, da dadurch die lokalen Ereignisse erst den richtigen Rahmen bekommen."

Dr. Edgar Martini †. Am 6. September ist der Professor der klassischen Philologie an der Prager Deutschen Universität Dr. E. Martini in Mittel-Sohland (Oberlausitz) verschieden. Dieser hochverdiente Gelehrte, den ein bescheidenes Wesen und eine vornehme Gesinnung auszeichneten, war ein großer Freund und stiller Förderer der deutschen Volkskunde. Insbesondere hat er, der Abnehmer unserer Zeitschrift seit ihrer Begründung war, an der Entwicklung der sudetendeutschen Volkskunde lebhaften Anteil genommen. An der Trauerfeier in der evangelischen Kirche zu Mittel-Sohland und an der Bestattung am 10. September nahm Professor G. Jungbauer teil.

Eine Egerländersiedlung in Westslawonien. Zu diesem Beitrag schreibt uns Herr Emil Mirsch, Kaufmann in Wernsdorf bei Kaaden: „Ich habe den Artikel mit großer Spannung gelesen, da weitläufige Verwandte von mir ebenfalls nach Slawonien ausgewandert sind. Um 1880 wanderte die Familie Karl und Franziska Steigenhöfer aus Körbitz bei Komotau nach Slawonien aus und machten sich in Antonivac, Post Ulljanek ansässig. Es wanderten um diese Zeit mehrere Familien aus, die jedoch wieder zurückkehrten. Eine ist mir noch namentlich bekannt: beim Glosr Korl. Ob dies (Karl Glaser) der richtige oder nur der „Hausname" war, ist ist mir nicht bekannt. Letztgenannter kehrte ebenfalls nicht mehr zurück. Von meinen Anverwandten Steigenhöfer nun erhielten wir die letzte Nachricht um 1906. Es war dies eine Karte mit dem Vers Eichendorffs: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen usw." — man konnte daraus ersehen, daß sie die deutsche Sprache nur noch schwer beherrschten. Es wäre also interessant zu erfahren, ob in Antonivac oder Umgebung noch eine deutsche Siedlung besteht. Ob Genannte noch am Leben sind, ist eine offene Frage. Sie würden ein Alter von 84 bis 87 Jahren haben. Kinder waren bestimmt vorhanden, und zwar vier Burschen und zwei Mädchen. Letztere, die heute ein Alter von ungefähr 60 Jahren haben können, sind nach Brasilien (um 1895) ausgewandert. Von keinem der Kinder haben wir je eine Nachricht erhalten."

Zur jüdischen Volkskunde in der Tschechoslowakei. Zu diesem Beitrag von Dr. F. J. Beranek im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift nimmt die Zeitschrift „Jiwobleter", Monatsschrift des Jüdischen wissenschaftlichen Instituts in Wilna, im 3. Heft 1932 Stellung und schreibt (in beiläufiger Übersetzung des hebräischen Textes): „Schöne Zeiten haben wir erlebt, daß ein Nichtjude in einer nichtjüdischen Zeitschrift den Juden vorwerfen muß, daß sie das wichtige Gebiet der jüdischen Volkskunde so vernachlässigen. Von allen Wissenschaften, schreibt der Verfasser, die nationale genannt werden, ist die Volkskunde ohne jeden Zweifel die nationalste. Es ist ein großes Wunder, daß die jüdische Volkskunde von der nationalen Gruppe des neudeutschen Judentums so vernachlässigt wird, mehr als von den Außenstehenden, den modernen Deutschen ..."

Deutscher Verband für Heimatforschung und Heimatbildung. Die vom Verband am 4. und 5. Juni in Prag veranstaltete Tagung hatte den Zweck, eine engere Fühlungnahme zwischen den wissenschaftlichen Arbeitsstätten der Universität, über die die Professoren Cori, Jungbauer, Pirchan und Schwarz berichteten, und den

Digitized by Google

Heimatforschern im sudetendeutschen Sprachgebiet herzustellen. Im Mittelpunkt der Tagung stand ein glänzender Vortrag von E. Schwarz über heimatkundliche Sprachforschung, am Vorabend hatte F. J. Umlauft über die Aufgaben der Heimatforschung im allgemeinen und über die Leistungen im Aussiger Bezirke im besondern gesprochen. Von den Teilnehmern wurden das Geographische Institut des Prof. Brandt, ferner die Flurnamenstelle und das Institut für Mundartenforschung, wo Prof. Schwarz die notwendigen Erklärungen gab, und endlich das Seminar für deutsche Volkskunde, in dem Prof. Jungbauer über das Volksliederarchiv und den Atlas der Volkskunde berichtete, besichtigt.

Deutsche Pädagogische Akademie in Prag. Im Sommersemester 1932 hielt Prof. Jungbauer eine zweistündige Gastvorlesung über deutsche Volkskunde.

A. Stifter-Gedenktafel. Eine sehr geschmackvolle Gedenktafel wurde vom Oberösterreichischen Volksbildungsverein am 4. September in Kirchschlag bei Linz enthüllt, wo sich Stifter in den letzten drei Jahren vor seinem Tode so heimisch gefühlt hatte. Die Festrede hielt Landesschulinspektor Hofrat Berger aus Linz. Grüße der Gemeindevertretung Oberplan und des Vereins Böhmerwaldmuseum überbrachte Prof. Jungbauer.

Volkskundliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag. Die Zahl der Hörer Prof. Jungbauers betrug im Sommersemester 221, die der Teilnehmer an den Arbeiten des Seminars für Volkskunde 30. Für das Wintersemester 1932/33 sind folgende Vorlesungen angekündigt: Einführung in die deutsche Volkskunde (dreistündig), Volkskunde und Volksbildung (zweistündig).

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 1. Fragebogen wurde ferner beantwortet von OL. F. Schachl, Gubschitz; OL. F. Kristen, Kohlsdorf; stud. phil. H. Schaar, Lobositz für Deutsch-Gabel; Schulleitung Deutsch-Biela bei Politschka.

Von dem zu Ende April und Anfang Mai versandten 3. Fragebogen sind bereits gegen 1000 Stück beantwortet zurückgekommen.

Nr. 24 der „Nachrichten" des Deutschen Hauptausschusses für Leibesübungen (Aussig) vom 11. Juni brachte auf Veranlassung des Priv.-Doz. Dr. E. Hoyer einen Aufruf an die deutschen Turner und Sportler zwecks Mitarbeit am Atlasunternehmen und einen Fragebogen zur 142. Frage (volkstümliche Spiele und Wettkämpfe).

In einem Rundschreiben des Präsidenten der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, des Staatsministers Dr. F. Schmidt-Ott, vom 1. August wird bekanntgegeben, daß Studienrat Dr. Fritz Boehm wegen seines Rücktritts in den Schuldienst aus der wissenschaftlichen Leitung der Zentralstelle in Berlin ausgeschieden und an seine Stelle Prof. Dr. Helbok getreten ist. Das Rundschreiben spricht allen Mitarbeitern den Dank aus und schließt mit den Worten: „Die unabsehbare Bedeutung des Atlasunternehmens für das gesamte deutsche Volkstum ist uns allen bewußt. Je schwerer die Zeiten werden und je beschränkter die Mittel, die zur Verfügung stehen, um so mehr kommt es darauf an, daß alle Beteiligten einmütig und mit vollem Verantwortungsgefühl zusammenwirken, um das große Unternehmen zum glücklichen Erfolg zu führen."

Über den Stand der Arbeit berichtet der technische Leiter der Berliner Zentralstelle Dr. E. Wildhagen in Nr. 14 der „Forschungen und Fortschritte" vom 10. Mai d. J. Derzeit liegen vom 1. Fragebogen, der bereits aufgearbeitet werden konnte, 12 Karten im Maßstab 1:200.000, 40 im Maßstab 1:1,000.000 und mehrere hundert Übersichts- und Detailkarten kleineren Maßstabs vor. Sehr beachtenswert sind die Schlußfolgerungen, die Dr. Wildhagen zieht: „Die bisherigen Ergebnisse sind jedenfalls geeignet, so sehr sie noch des methodischen Zusammenhangs entbehren, den Wert der Volkskunde als einer eigenen selbständigen Wissenschaft gegenüber allen Bestrebungen zu betonen, die in ihr

Digitized by Google

entweder nur eine Kuriositätensammlung oder bestenfalls eine Hilfswissenschaft für Geschichte oder Philologie erblicken."

Antworten

173. Nach Mitteilung von R. Baumann, der zahlreiche frühere Umfragen durch Schüler der 5. Volksschulklasse beantworten ließ, lautet in Chodau die Scherznachdichtung zum Gigololied:

Armer Gigolo, schöner Gigolo,
kaff ma no wos o,
Schouhbandla, Zwirn oder Kneppla!
Kinna howe a,
oins, zwåa, dra,
oins is daba mit a r'an Kreppla.
Wenn das Herz dir auch bricht,
wirds mit Zuckapäpier (Mehlpäpp) verpicht
(wird a Fleckl einepicht).

183. Der hiesige Nachtwächterbrauch, um 1879 eingeführt, kam nach dem großen Brande im Jahre 1889 in Vergessenheit. Er wurde 1897 durch den damaligen Bürgermeister A. Strunz wieder eingeführt und erhielt sich bis 1930. Heuer wurde er neu belebt. Den Wachtdienst versehen je zwei Nachbarn im Sommer von 10 Uhr abends bis 2 Uhr. Um Mitternacht müssen sie sich bei dem durch Gemeindebeschluß für den Sommer zum Kontrollor gewählten Gemeindevertreter melden. Sie tragen als Dienstzeichen eine Hellebarde, die sie früh dem Nachbarn an die Tür oder in den Hausflur lehnen, an dem die Reihe zum Wachen ist. (Dr. Friedrich Kunz, Arzt, Außergefild im Böhmerwald.)

191. Freimaurer sind ganz anders als alle Leute. Sie bauen jedes Jahr, zumindest eine Kleinigkeit. Sie haben allerlei Geheimnisse und kommen nachts in versteckt gelegenen Räumen zusammen, um zu beraten. Sie kennen einander nicht, weil jeder verhüllt ist. Bekommt einer den Auftrag, eine Tat, z. B. einen Mord auszuführen, so muß er es tun, falls er nicht selbst ums Leben kommen will. (A. Glücklhorn, Milikau bei Mies.)

198. Die gewöhnlichsten Verbotzeichen sind Stöcke mit darangebundenem Strohwisch und eingesteckte Baumäste. (A. Glücklhorn.)

199. Den Aal fängt man mit Tag- und Nachtangeln, Fischdiebe bevorzugen Drahtschlingen. (A. Glücklhorn.)

201. Die Nottaufe eines Kindes durch die Hebamme heißt um Kaplitz „Frau(n)taufe" (A. Galfe, Gratzen), um Mies „Naottaff" (A. Glücklhorn).

202. Von einem besonderen Mittagsgeist ist hier nichts bekannt. In Runarz zeigt sich um die Mittagsstunde gern der Wassermann. Auf der sogen. „Härt", einem Ried zwischen Kornitz und Hinter-Ehrnsdorf, sieht man zuweilen um die Mittagsstunde einen Mann in altväterischer Bauerntracht mit gesenktem Kopf umhergehen. Es ist der Erbrichter von Kornitz, der die dortigen Wälder ungerecht verteilte und zur Strafe keine Ruhe im Grabe hat. (G. Tilscher, Runarz.)

205. In Kornitz geht die Primizbraut, ein weißgekleidetes, mit Myrte und Schleier geschmücktes Mädchen, dem neugeweihten Priester auf dem Wege zur Kirche voraus. (G. Tilscher.)

206. Im Herbste sieht man manchmal viele Krähen über einer Stelle unter lautem Geschrei kreisen. Man sagt dann: Die Krähen halten Hochzeit. (G. Tilscher.)

207. In den tschechischen Nachbarorten heißen die ersten Kartoffeln „Jakobken", in Kornitz „Jakobiäpfel", in Runarz „Schnieträppl". Hier hießen vor 50 Jahren die frühen Kartoffeln „Klobockn". Sie waren gelbfleischig und wohlschmeckend. Vielleicht stammten sie aus Wal.-Klobouk. Eine weißfleischige spätere

Digitized by Google

Sorte hatte den Namen „Ptiner" und wurde wahrscheinlich von Ptin bei Proßnitz hieher gebracht. (G. Tilscher.)

209. Frauen und Mädchen fürchten die Fledermaus, von der es heißt, daß sie in die Haare fliege. Früher nagelte man Fledermäuse ans Scheunentor, zu welchem Zwecke, ist unbekannt. (A. Glückhorn, Milikau.)

210. In Kornitz werden die Kirchensitze eingekauft. Jeder Bauerngrund hat einen solchen. Die Männer sitzen auf der Epistel-, die Frauen auf der Evangeliumseite. Die letzten Bänke sind frei. Das junge Volk steht, die Kinder vor den Bänken, die Mädchen im Mittelgang, die Burschen und die Männer, die keinen Sitz haben, in der Turmhalle. (G. Tilscher.)

213. Bekannt sind die Prophezeiungen der Sibylla und des Fuhrmanns. (A. Glückhorn, Milikau.) Die Weissagungen der Sibylla sind auch hier bekannt, besonders häufig aber in Seifersdorf in Schlesien, wo viele Leute fest an sie glauben. Dort ist auch die folgende Redensart üblich, die aus den Weissagungen stammen soll: „Zweschen Tropp (Troppau) und Jändorf (Jägerndorf) wird der letzte Preuß derschlän (erschlagen)!" Dieser Satz ist wahrscheinlich eine Folge des ehemaligen Preußenhasses nach den schlesischen Kriegen. (cand. med. H. Englisch, Mähr.-Kotzendorf.) Meine Großmutter erzählte oft: „Auf einer öden Heide in Österreich steht ein dürrer Birnbaum, der mit der Krone in die Erde gesetzt wurde. Wenn er wieder grünt und wenn man mit Wagen ohne Deichseln fahren wird, ist der Weltuntergang nahe." (G. Tilscher, Runarz.)

214. Nach dem Volksglauben in Luxemburg werden die eheloſen Jungfern in einen Weiher gebannt, in den Affener Weiher (Fouches, heute im deutschsprachigen Teil Belgiens), in den Weiher von Büderscheid, von Watwern (Regierungsbezirk Trier, ehemals luxemburgisch); sie werden in Affen zu Kiebitzen und rufen „piewitsch" in den Weiden des Weihers. Umgekehrt heißt es in Büderscheid, daß dort die heiratslustigen Mädchen um das Ufer gehen und „piewitsch" rufen; so kann's ihnen noch gelingen. In Palzem a. d. Mosel müssen die Unverheirateten Sand knüpfen, auf dem Heiderscheider Markt in einen Ring beißen, in Watwern für die Frösche Strümpfe stricken. (Prof. Jos. Heß, Esch a. d. Alzette.)

215. Eine weitere Volkskennzeichnung bringt der folgende Schwank: Ein Deutscher, ein Franzose und ein Jude wollten erproben, wer es am längsten beim Ziegenbock im Stalle aushalte. Zuerst ging der Deutsche hinein, kam aber bald wieder heraus. Dann ging der Franzose, auch er kam bald wieder. Endlich ging der Jude hinein. Er kam lange, lange nicht. Dann flog die Tür auf und der Ziegenbock kam heraus. (A. Glückhorn, Milikau.)

216. Das Eichhörnchen gilt als harmloses Tier. Allerdings hört man auch daß es Vogelnester plündere. Vor etwa drei Jahren wurden sehr viele geschossen. Das Fleisch wird zuweilen, als Gullasch zubereitet, gegessen. (A. Glückhorn.) Hier gilt das Tier als schädlich, weil es angeblich Vögel frißt. (R. Baumann für Chodau.)

217. Auch hier gilt der Josefitag (Josefitoch trägt ma 's Löicht in Boch) als Frühlingsanfang. (A. Glückhorn, Milikau.)

219. Eine Art Abendgeist ist der „Klopprhons", der nach dem Abendläuten vor dem Glockenhaus steht. Er hat den Kopf unterm Arm und die Zähne auf einem Teller. Die Kinder unterbrechen mit dem ersten Glockenschlag ihr Spiel und eilen nach Hause. (G. Tilscher, Runarz.)

220. Hornrichten aus Holz verwendet man bei Ochsen. (R. Baumann für Chodau.)

221. Weitere Lesarten zu Goethes Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter" sandten G. Tilscher aus Runarz (mit Singweise) und J. Meißner aus Morchenstern (Einblattdruck des Blumenliedes „Schöne Blumen, grüne Blätter").

222. Eine ausführliche Scherzlitanei „Beschreibung von allen bösen Weibern" übermittelte J. Schreiber aus Grosse.

223. Der im letzten Heft mitgeteilte Himmelsbrief ist auch in der Umgebung von Ludiz, z. B. in Neboſedl, bekannt. Er wird dort zur Erleichterung der Niederkunft den Frauen im Bette unters Kreuz gelegt. (A. Galfe, Gratzen.) Einen

Digitized by Google

Himmels-, bzw. Schutzbrief aus der Aussiger Gegend sandte Oberlehrer Josef Fleischmann aus Türmitz, einen ähnlichen mit näheren Angaben Lehrer Karl Storch aus Nürschan. Auch in Mähr.-Kotzendorf waren Himmelsbriefe früher in Gebrauch. (H. Englisch.) In Berlin werden noch heute Himmelsbriefe, jetzt mit Bezug auf Geld, versandt. Die nächste Folge der Berliner Zeitschrift für Volkskunde wird einen solchen abdrucken. (Dr. H. Kügler, Berlin.)

224. Der auch in Zuckerhandl, Esseklee und Naschetitz übliche Ausdruck Stuhlhof erklärt sich daraus, daß man in diesem Teil des Hofes die Brockstühle aufbewahrt, d. h. Doppel- oder Vierfachleitern mit einer Standplatte zum Abbrocken, Abpflücken des Obstes. (Ignaz Göth, Iglau.)

227. Daß vorgeschichtliche Steinbeile vom Blitzschlag herrühren und daher auch wieder gegen Blitz schützen, ist ein Aberglaube, der heute nur mehr vereinzelt, z. B. in den österreichischen Alpen und im Burgenland, zu finden ist. Die Vorstellung selbst, daß Steinbeile vom Blitzschlag kommen, geht bis in die Antike zurück. (Dr. L. Franz, Prag.)

Umfragen

231. Das Kürzen der zu üppigen Saat im Frühjahr, das meist mit der Sichel, seltener mit der Sense erfolgt, heißt in der Gegend von Mähr.-Neustadt „joarn" oder auch „jerbn", ein Ausdruck, der vom Volk irrtümlich mit tschech. srp (Sichel) in Verbindung gebracht wird. Wo ist der gleiche Ausdruck gebräuchlich?

232. Was sagt oder tut der Erwachsene, wenn sich ein Kind verschluckt hat?

233. Wie deutet man ein Loch im Strumpf oder Schuh?

234. Auf welche Weise macht man den protzig nach der Schrift Sprechenden lächerlich?

235. Nach Mitteilung der Landwirtsgattin Maschek in Holeischen war es früher in Komotau üblich, beim Nähen des Brautkleides ein Haar in den Rocksaum einzunähen, damit die Braut Glück in der Ehe habe. Wo besteht noch derselbe Brauch?

236. Prof. A. Hase von der Biologischen Reichsanstalt in Berlin-Dahlem hat nachgewiesen, daß die Menschen betreffs ihrer Empfindlichkeit gegen Insektenstiche in zwei Gruppen zerfallen. Mit den einen wollen die Insekten (Flöhe, Läuse, Wanzen, Mücken u. a.) nichts zu tun haben, auf die andern stürzen sie sich voll Begierde. Damit wird die alte Volksanschauung, daß es Menschen mit süßem und saurem Blute gibt, in gewisser Hinsicht bestätigt. Gibt es im Volke hiezu nähere Begründungen?

237. Welche Heilmittel gegen Rheumatismus bevorzugt das Volk? Ist die Wirkung von Bienengift und Ameisensäure bekannt? Ist tatsächlich noch nie ein Imker an Rheumatismus (Gicht) erkrankt?

238. Gibt es, wenn eine Kuh blutige Milch liefert, neben abergläubischen Deutungen auch natürliche Erklärungen (Bersten von Blutgefäßen, Fressen bestimmter Kräuter u. a.)?

239. Auf welche Weise, z. B. durch Aufbinden eines Igelfelles auf den Nasenrücken, verhindert man Kühe, sich selbst die Milch abzusaugen?

240. Nach Mitteilung des Schulleiters J. Schreiber in Grosse (Schlesien) bestand in seinem Heimatort Mähr.-Pilgersdorf der Hirtenbrauch, daß demjenigen, der nach Michaeli in seinem Peitschenstiele kein Milchkreuz eingeschnitten hatte, der Peitschenstiel zerbrochen wurde. Wo ist der gleiche Brauch zu finden?

Schrifttum

Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums. Unter Mitwirkung von 800 Mitarbeitern in Verbindung mit 40 Teilredaktoren, herausgegeben von C. Petersen und O. Scheel. Probelieferung. Verlag Ferdinand Hirt in Breslau, Königplatz 1.

Digitized by Google

Schon dies Probeheft läßt auf die Gediegenheit des großen und für uns Grenzlanddeutsche wichtigen Werkes schließen. Es erscheint in Lieferungen von je 80 Seiten zum Subskriptionspreise von 3 Mark. Das Gesamtwerk wird 5 Bände (190 Bogen in 38 Lieferungen) umfassen. Teilredaktor für die Tschechoslowakei ist Dr. E. Lehmann. Von Sudetendeutschen sind vor allem Prager Hochschulprofessoren als Mitarbeiter verzeichnet, so Becking, Brandt, Jungbauer, Pfitzner, Schwarz, Weizsäcker, Wostry u. a.

Bildabreißkalender des Auslanddeutschtums für das Jahr 1933. Verlag des Deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart. Preis 2 Mark.

Wie seine Vorgänger, unterrichtet auch dieser Kalender mit seinen prächtigen Bildern in ausgezeichneter Weise über Lage und Leben des gesamten Auslanddeutschtums. Unser Gebiet ist mit folgenden Bildern vertreten: Domstiege in Brünn, Geigenbauer im Erzgebirge, Schäferidyll in der deutschen Zips, Volkstänze bei den Sudetendeutschen (mit Hervorhebung des Deutschen Kulturverbandes), Festhalle auf der Brühlwiese in Eger, Trachtenbild aus der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel, Friedeberg in Schlesien, Jeschken bei Reichenberg, Stifters Geburtshaus in Oberplan (mit Hinweis auf das Böhmerwaldmuseum).

Jacke Hedwig, Die rheinische Sage von den feindlichen Brüdern in ihrer von der Romantik beeinflußten Entwicklung. Heft 7. der Beiträge zur rheinischen und westfälischen Volkskunde in Einzeldarstellungen. Wuppertal-Elberfeld, 1932. 131 S.

Diese fleißige Arbeit verdient eine Erweiterung in einer allgemeinen Untersuchung, die das auf deutschem und auch auf sudetendeutschem Boden häufige Sagenmotiv von den feindlichen Brüdern zusammenfassend behandelt.

Seb. Almann (Deckname), Heimatkunde im Lichte der Namensforschung. Verlag Hans Drachsler, Prachatitz, 1932. 116 S.

Das Buch strotzt so von Unsinn, daß man es unbegreiflich findet, wie derartiges Zeug in der Zeit wirtschaftlicher Not gedruckt und gekauft werden kann. Der Verfasser erklärt eine größere Zahl von südböhmischen Ortsnamen zugleich mit den Haus- und Flurnamen der Ortschaften und beweist mit seinen Erklärungen, die auch bei tschechischen Namen stets deutsche Herkunft feststellen, daß er alles andere eher als ein Sprachforscher ist.

Göth J., Die Berghäuer ziehen aus. Ein Hörspiel. Sonderdruck aus dem „Mährischen Grenzboten". Iglau, 1932.

Dieses am 7. Juni 1932 im deutschen Schulrundfunk von Prag aus gesendete Hörspiel gibt ein anschauliches Bild von dem alljährlich am 24. Juni in Iglau stattfindenden Berghäuerzug.

Götz Franz, Sagen des Bezirkes Mähr.-Weißkirchen. Selbstverlag Poschkau bei Bodenstadt, 1932. 46 S.

Die verläßliche Sammlung bringt 68 Sagen, die zum größten Teil vom Verfasser selbst aus dem Volksmunde aufgezeichnet wurden. Aber auch die bereits gedruckten Sagen wurden herangezogen, so daß das Buch eine abschließende und erschöpfende Übersicht über das Sagengut des Bezirkes darbietet.

Heimatlesebuch für den Schönhengstgau. 1. Heft, Volkskunde. Eigenverlag der Arbeitsgemeinschaft Schönhengster Heimatforscher in Mähr.-Trübau, 1932.

Das von H. Kerschner und J. Bezdek geleitete und mit Zeichnungen von J. Lidl und A. Jenisch gezierte Heimatlesebuch hat den Zweck, die Schul-Lesebücher nach der heimatkundlichen Seite hin zu ergänzen, die Liebe zur Heimat zu wecken und zu befestigen und zur Mitarbeit an der weiteren Erforschung der Heimat aufzurufen. Es erscheint in Lieferungen von je 16 bis 20 Seiten, die nach ihrem Abschluß eine vollständige und wirklich volkstümliche Gaukunde bilden sollen. Die 1. Lieferung berichtet vom Dorf und Haus, vom Brauch, von der Sage und sonstigen Volks-

Digitized by Google

dichtungen, die 2. Lieferung bringt geschichtliche Bilder aus der Vergangenheit mit eingestreuten Sagen.

Peschel F., Volkskunde des Altvatergebirges. Die sudetendeutschen Selbstverwaltungskörper Bd. 8: Schlesien. Berlin 1930.

In ausgezeichneter Sachkenntnis behandelt Peschel auf S. 54—72 folgende Stoffgebiete: Volkscharakter, Volksmedizin, Brauch und Sitte, Märchen und Sagen, Volkstracht und Bauweise, Volkskunst, Holzschnitzkunst, Glasbilder, Gebetbuchmalerei, Volksschauspiel, Lied und Spruch. Ein teilweiser Abdruck davon findet sich im Altvaterhefte des „Oberschlesiers" (Oppeln) 1930, Nr. 4.

Karell V., Goethe und Karlsbad. Sonderdruck aus dem Jahresbericht der Handelsakademie in Karlsbad, 1932. 16 S.

Diese durch eine schöne, gewählte Sprache ausgezeichnete Darstellung der Beziehungen Goethes zu Karlsbad muß als einer der besten sudetendeutschen Beiträge zum Goethejahr bezeichnet werden.

Lehmann E., Der Schüler Emilius. Der Bilderkreis der Mittelschule. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1932. Preis geh. 10 Ktsch., geb. 15 Ktsch.

Von der Aufnahmsprüfung bis zur Reifeprüfung rollt das Leben eines deutschböhmischen Mittelschülers der 90er Jahre in scharf geschauten Bildern an uns vorbei, zugleich ein für das ganze alte Österreich zutreffende Kulturgeschichte der Mittelschule in Versen. Lehmann, der bereits sein Knabenleben in „Hyperions Jugend" vorgeführt hat, wird wohl auch die weitere Entwicklung des Hochschülers und später des reifen Mannes und damit neue Zeitverhältnisse und Zeitströmungen mit gleicher Meisterschaft darstellen.

Sandner A., Die Seele der Geige. Selbstverlag Aussig a. E., Mühlgasse 2, 1932. 35 S.

In dieser lehrreichen Schrift legt der Aussiger Kunstgeigenbauer in klarer und faßlicher Sprache dar, was bestimmend für den vorbildlichen Geigenklang beim Bau des Instrumentes ist, und liefert damit einen Einblick in das Wesen der Geige, bzw. ihres Tones.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. Band 11 (L—Mah). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1932. 800 S. Preis in Leinen 188 Ktsch, bei Umtausch eines alten Lexikons 170 Ktsch.

Aus diesem Band sind von größeren Artikeln herauszuheben: Land (Landkarte, Landwirtschaft u. a.), Latein, Leben, Leber, Leder, Lehrer, Licht (Lichtspielwesen u. a.), Liebe, Literatur, Lokomotive, London, Luft (Luftschiff), Lunge, Luther, Luxemburg, Magen u. a. Volkskundliche Artikel sind: Ländler, Laurin, Lebensbaum, Lenorensage, Lorelei, Losbücher, Lostage, Machandelbaum, Magelone, Magie, Mahrte u. a.

Von berühmten Persönlichkeiten werden für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei genannt: R. Laban von Varalya, Tanzpädagog und Tanzschöpfer, geb. Preßburg 1879; J. Labitzky, Tanzkomponist, Schönfeld bei Eger 1881; Ph. Langmann, Schriftsteller, Brünn 1862; G. Laube, Geolog, Teplitz 1839; G. E. Frh. von Laudon, Feldmarschall, geb. Totzen (Livland), gest. Neutitschein 1790; R. Edler von Laun, Jurist, Prag 1882; E. Lederer, Soziolog, Pilsen 1882; H. Lederer, Bildhauer, Znaim 1871; A. Legrün, Schriftsachverständiger, Sponau 1889; O. von Leixner, Schriftsteller, Saar i. M. 1847; Ph. Lenard, Physiker, Preßburg 1862; R. Ritter von Lendenfeld, Zoolog, geb. Graz, gest. Prag 1913; O. Lenz, Geograph, Univ.-Prof. in Prag 1887—1907; U. von Levetzow, gest. Triblitz 1899; J. Liebieg, Großindustrieller, Braunau 1802; G. Lindenthal, Brückenbauingenieur, Brünn 1850; J. Lippert, Kulturhistoriker, Braunau 1839; Friedr. Lippmann, Kunstgelehrter, Prag 1838; R. Lodgman von Auen, Politiker, Königgrätz 1877; A. Loos, Architekt, Brünn 1870; O. Lorenz, Geschichtsforscher, Iglau 1832; K. J. Lorinser, Medizinalbeamte, Niemes 1796; H. Lorm (H. Landesmann), Schriftsteller, Nikols-

Digitized by Google

burg 1821; J. Loschmidt, Physiker, Putschirn i. B. 1821; J. Loserth, Historiker, Fulnek 1846; W. Löwith, Maler, Drosau i. B. 1861; E. Mach, Physiker und Philosoph, Turas i. M. 1838; F. Machatschek, Geograph, Wischau i. M. 1876; J. v. Mader, Münzforscher, geb. Wien, gest. Prag 1815; G. Mahler, Tondichter, Kalischt i. B. 1860.

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). — 41. Jahrgang, 1931, Heft 2: A. Helbok, Zur Soziologie und Volkskunde des Alpenraumes; H. M. Fuchs, Der Ackerbau im Sulmtal; H. Marzell, Der Widerton als Zauberpflanze; J. Bolte, Das Lied von der Hobelbank u. a. Besprochen werden die „Geschichte der deutschen Volkskunde" von G. Jungbauer, der hiezu in der nächsten Folge der Zeitschrift eine Erwiderung veröffentlichen wird, das Sagenbuch „Aus dem Schatzberg" von A. Altrichter und der „Versuch einer Theorie des Märchens" von A. Wesselski.

Deutsche Arbeit (Berlin). — 31. Jahrgang, Juliheft 1932: K. Eckert, Die karpathendeutsche Volkspolitik und die Magyaren.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). — 15. Jahrgang, 1. u. 2. Septemberheft: A. Winger, Deutsche Sitten und Gebräuche in Kaßbach (Bessarabien); F. A., Nationalwirtschaftliche Chronik der Tschechoslowakei u. a. Besprochen wird von E. Lehmann: Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen und anderes.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bremen). 10. Jahrgang, 1./2. Heft: A. Wesselski, Das Recht des Teufels auf Arbeit; K. Plenzat, Probleme der ostdeutschen Volkskunde (sehr wichtig auch für die gesamte Volkskunde); H. J. Moser, Die Melodien der ostpreußischen Märchenlieder; J. Hansen, Das dörfliche Siedlungsbild in der deutschen Sprachinsel Gottschee u. a. Besprochen werden: Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen, und L. Hanika-Otto, Sudetendeutsche Volksrätsel.

Niedersachsen (Bremen). — Der im laufenden 37. Jahrgang erscheinende Beitrag von Oberst Böhmer v. Emmich „Der Siegeszug des Niedersächsischen X. Armeekorps durch Galizien und Polen 1915" (Schluß im Septemberheft) dürfte auch sudetendeutschen Teilnehmern an diesen Kämpfen manches Neue bieten.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — 7. Jahrgang, 3. Heft: A. Zirkler, Neue Kinderreime und Kinderlieder aus der Großstadt (Dresden) u. a. — 4. Heft: O. Görner, Der Bänkelsang; S. Sieber, Nochmals der „Schwerttanz" u. a.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bühl, Baden). — 6. Jahrgang, 1. Heft: R. Hindringer, Das taciteische Weiheroß von damals und heute; A. Jacoby, Von verschluckten Schlangen und Eidechsen; H. Jungwirth, Die Zeche des oberösterreichischen Innviertels ... eine Burschen-Altersklasse u. a. Besprochen wird: Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. — 37. Jahrgang, 2./3. Heft: L. Schmidt, Der grimmig Tod mit seinem Pfeil; R. Kriß, Ist der volkstümliche Nikolausbrauch christlichen Ursprungs (gegen K. Meisen, „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande") u. a. Besprochen wird: G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwald I. Lieferung 2 und 3.

Das deutsche Volkslied (Wien). — 34. Jahrgang, 5. Heft: F. Kirnbauer, Volkstänze der Deutschen im Banate (aus den Böhmerwaldsiedlungen Weidenthal und Wolfsberg); R. Zoder, Die taktwechselnden Tänze u. a. — 6. Heft: K. Paganini, Das Kinderspiel vom Vogelfänger; E. Schaupp, Volkstümlicher Reim auf Znaim u. a. Besprochen wird: Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen.

Heimatgaue (Linz). — 13. Jahrgang, 1. Heft: H. Mathie, Handel und Hausindustrie im oberen Mühlviertel; F. Wöß, Ein alter Straßenzug und sein Verkehr (Saumweg von Oberplan im Böhmerwald über Klaffer nach Passau); A. Depiny, Mühlviertler Heimatmuseum u. a.

Deutsch-Ungarische Heimatsblätter (Budapest). — 4. Jahrgang, 2./3. Heft: G. Petz, Goethes Beziehungen zu Ungarn, und weitere Beiträge zum Goethejahr; A. Karasek-Langer, Das Sagengut der Deutsch-Pilsner Sprachinsel im

Digitized by Google

Honter Komitat u. a. Besprochen wird: H. Schmid, Sprachinsel und Volkstumsentwicklung.

Siebenbürgische Vierteljahrsschrift. Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. (Hermannstadt.) — 55. Jahrgang, 1. Heft: L. Netoliczka, Zur Deutung eines sieb.-sächs. Kinderreims; G. Brandsch, Beiträge zur Volksliedforschung u. a. — 2. Heft: Th. B. Streitfeld, Die siebenbürgischen Kürschnerzünfte im 18. Jahrhundert; K. K. Klein, Daß Sachsische Pawren Vatter unser u. a. — 3. Heft: J. Meier, Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder; M. Orend, Volkstümliche Anschauungen der Deutschen Siebenbürgens über die Herkunft der Kinder u. a.

Eigen Volk. Algemeen Folkloristisch en Dialectisch Maandschrift voor Groot Nederland. (Scheveningen.) — 4. Jahrgang. Das 5. Heft bringt die von P. Saintyves in der „Revue de folklore français" (letztes Heft 1931) veröffentlichte Übersicht über das Stoffgebiet der Volkskunde und zahlreiche kleinere Beiträge zur niederländischen Volkskunde. Dem Artikel „Chalanda Mars", der den Schweizer (Engadiner) Frühlingsbrauch behandelt, sind hübsche Lichtbilder beigegeben.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). — 4. Jahrgang, 4. Heft: G. Hofmann, Seelenkundliche Familienforschung; J. Endt, Charakteristische Namen im Markte Brünnl bei Kaplitz in Südböhmen von 1718—1850 u. a.

Sudetendeutscher Flurnamen-Sammler (Prag). — Im 5. Heft berichtet E. Schwarz über die Fortschritte der Flurnamensammlung in den Sudetenländern von Juli 1931 bis Ostern 1932.

Natur und Heimat (Tetschen a. E.). — 3. Jahrgang, 2. Heft: H. Lipser, Die Bedeutung der alten Flurnamen für die Florengeschichte.

Gesundheitsdienst. Zeitschrift gegen Mißstände und für Fortschritte im Gesundheitswesen. (Böhm.-Leipa.) — 1. Jahrgang. Im 12. Heft wird ein etwa 130 Jahre altes Arzneibuch des J. W. Schmidt abgedruckt und gewarnt vor der Freiwaldauer Kurpfuscherin Sofie Elpelt, sowie vor der Kräutertee gegen Geschlechtskrankheiten vertreibenden Firma Timm.

Waldheimat (Budweis). — 9. Jahrgang, 8. Heft: J. Sewera, Bemerkungen zum „Romanusbüchlein"; S. Skalitzky, Der Heimatforscher des Böhmerwaldes J. Blau u. a. — 9. Heft: F. Reisinger, Zur Hundertjahrfeier der Eröffnung der ersten Eisenbahn auf dem europäischen Festland (Pferdebahn Budweis—Linz) u. a.

Unsere Westböhmische Heimat (Staab). — 4. Jahrgang, 4. Heft: J. Maschek, Westböhmens alte Zäune; J. Micko, Flurnamen des mittleren nördlichen Böhmerwaldes u. a. — 5. Heft: A. Glückhorn, Die Haustiere im Volksleben des Miesser Landes; G. Timm, Schwankgeschichten des Staaber Kreises u. a.

Unser Egerland (Eger). — 36. Jahrgang, 5./6. Heft: E. Hora, Goethe und die Altkarlsbader Geschäftswelt. — 7./8. Heft: R. Fischer, Der Name Königsberg u. a.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). — 12. Jahrgang, 2./3. Heft: F. J. Umlauft, Bau- und Kunstdenkmäler im Aussig-Karbitzer Bezirke aus der Zeit von 1530 bis 1680; G. Eis, Aussiger Maler des 16. Jahrhunderts u. a.

Das Dorf (Braunau). — 10. Jahrgang, 12. Heft: F. Wiedermann, Von den alten Trachten (mit fünf sudetendeutschen Trachtenbildern).

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes (Mähr.-Trübau). — 28. Jahrgang, 1932: K. Hübl, Schönhengster Sprichwörter. Besprochen wird: Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). — 18. Jahrgang, 5./6. Heft: R. Hruschka, Alliterierende und andere Sprechübungen. — 7./8. Heft: F. Traugott, Das Saatreiten, ein alter Osterbrauch; E. Teichmann, Bildsäulen, -stöcke, Kreuze, Kapellen und Votivtafeln in Müglitz.

Heimat- und familienkundlicher Verein im Odergebirge. Die 7. Folge des von F. Rößner geleiteten Mitteilungsblattes berichtet über das neu begründete Odergebirgsmuseum und die Eingänge für das Museum und Archiv.

Digitized by Google

Ferner enthält es ein Verzeichnis der Mitarbeiter am Volkskunde-Atlas aus dem Odergebirge. Hier soll es richtig Seminar für deutsche Volkskunde (nicht Philologie) heißen.

Karpathenland (Reichenberg). — 5. Jahrgang, 1. Heft: G. Fittbogen, Die Dichtung der Zipser Deutschen; R. Horvay, Das Leutschauer Pestilenzbüchlein aus dem Jahre 1622 u. a.

✣

Aus den Urteilen über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

Prof. Dr. K. Plenzat, Dozent für deutsche Volkskunde an der Pädagogischen Akademie in Elbing (Ostpreußen) schreibt in der „Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde" (Jahrgang 1932, S. 17): „Die Wissenschaft der Volkskunde ..., deren Geschichte Gustav Jungbauer in Prag kürzlich klug und mit umfassender Kenntnis ihres Auf und Ab, ihrer Breite und Tiefe geschrieben hat ..."

Die „Deutsche Lehrer-Zeitung" (Gladbach-Rheydt) vom 1. Juli 1932 betont, daß das Buch auf ein Gebiet aufmerksam macht, „das dem Lehrer der Volksschule viel mehr bekannt sein sollte, als es bis jetzt der Fall ist."

Prof. Dr. J. Heß, der Verfasser der „Luxemburgischen Volkskunde", schreibt in der „Obermosel-Zeitung" (Luxemburg) vom 18. Jänner 1932: ... „Für den, der sich mit Volkskunde abgibt, ist das Buch einfach unbezahlbar. Ein erstes Mal wird er es lesen, ohne Aufhören, von der Anfangseinleitung bis zu den beiden orientierenden Personen- und Sachverzeichnissen am Schluß ... Selten liest man ein Buch irgendeiner Fachwissenschaft, von dem man mehr als hier das Gefühl hat, es enthalte kein Wort zu viel und keines zu wenig. Man weiß sich künftig vor unnützem Abirren gesichert und hält das Werk in nächster Handnähe, weil man über der Arbeit immer wieder danach langt wie nach dem Wörterbuch oder Lexikon. Man mag die Frage stellen, wie man sie will; immer weist uns Jungbauer den richtigen Weg zu deren Beantwortung. Kein irgendwie bedeutsames Werk volkskundlicher Art ist Jungbauer entgangen ...

Das „Deutsche Philologen-Blatt" schreibt im 42. Heft des 39. Jahrganges: „Es ist sehr zu begrüßen, daß der führende auslanddeutsche Volkskundler die Geschichte unserer Wissenschaft in gründlicher Darstellung geschrieben hat; denn sie ist sehr nötig gewesen. Der Deutschlehrer wird reiche Belehrung erhalten und der Volkskundler auf dieser Arbeit weiterbauen können ..."

In der Tageszeitung für Volkskraft und Ständefrieden „Der Jungdeutsche" (Berlin) vom 14. November 1931 heißt es: „Wichtiger denn je ist es, daß das deutsche Volk über seinen Werdegang nachdenkt, damit die vorhandenen und möglichen Kräfte für die Gesundung und Stärkung des Volkstums nutzbar gemacht werden können. Immer vom Volk ausgehend, schildert die 196 Seiten umfassende Abhandlung die germanische Vorzeit, Werden und Wandel der volkskundlichen Erscheinungen, die Besiedlung des Ostens, die ersten Anfänge der Volkskunde (Folklore), Reformation und Religionskrieg, Herder und seine Zeit, das Volkslied, Romantik und Freiheitskriege, Arbeiterstand, volkskundliche Auswirkungen der neuen Staatsgrenzen, Volkskunde und Volksbildung usf. Also eine Fülle von volksgeschichtlichen Entwicklungsstufen, welche, zumal die Darstellung ansprechend ist, die Lösung der gestellten Aufgabe glücklich fördert."

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

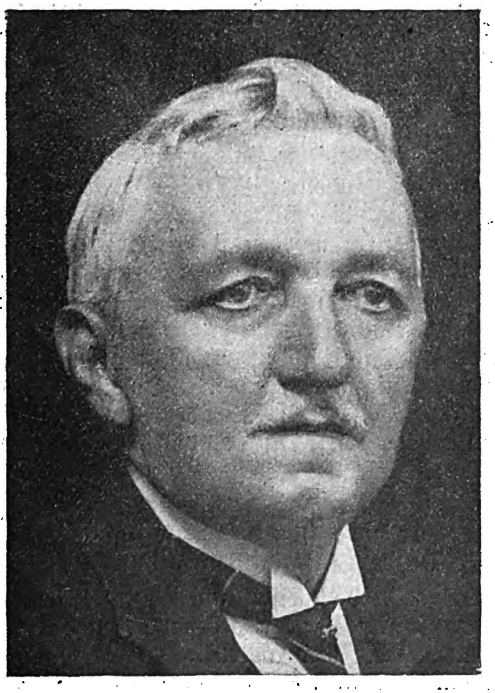
Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a

5. Jahrgang 1932 5./6. Heft

Anton Kahler, der Mundartdichter des Braunauer Ländchens

Von Hans R. Kreibich, Aussig

Bei der Betrachtung des mundartlichen Schrifttums im östlichen Böhmen mußte Prof. Dr. Hauffen[1]) noch im Jahre 1903 feststellen: „Im



Riesengebirge und im Braunauer Ländchen, wo die mundartliche Volkspoesie namentlich an Kinderliedern, Vierzeilern, Hirtenliedern, Weihnachtsspielen zahllose Blüten gezeitigt hat, vermissen wir fast ganz die mundartliche Kunstdichtung". Seitdem sind auch dort, wie in anderen Teilen des

Digitized by Google

deutschen Sprachgebietes in Böhmen, Mundartdichter erstanden, deren Namen recht bekannt geworden sind: P. Meinrad aus Arnsdorf bei Arnau, Anton Kahler und Hubert H. Birke im Braunauer Ländchen.

Anton Kahler wurde am 15. Feber 1868 als Sohn des Schmiedemeisters Karl Kahler zu Weckersdorf bei Braunau i. B. geboren. Von 1879 bis 1887 besuchte er das öffentliche Stiftsgymnasium der Benediktiner in Braunau und von 1887 bis 1891 die juridische Fakultät der Deutschen Universität in Prag. 1896 trat er nach Ablegung zweier Staatsprüfungen in den Kanzleidienst der Deutschen Sektion des Landeskulturrates in Prag ein. In diesem Amte verblieb er, obwohl es ursprünglich nicht in seiner Absicht gelegen war, und rückte im Laufe der Jahre zur Stelle des dienstältesten Kanzleivorstandes vor, die seinerzeit mit dem Titel eines Hilfsämterdirektors verbunden war. Am 1. Juli 1927 wurde er in den zeitweisen, 1929 in den dauernden Ruhestand versetzt. Er wohnt in Prag XII.

Kahlers Schaffen als Mundartdichter hat uns bloß ein einziges Bändchen geschenkt: „Ollerhands Gedechtlan on Geschechtlan ei braunscher Pauersprooche". Braunau i. B., 1927. Verlag: „Deutscher Bote" in Braunau i. B. Nur das Einleitungsgedicht „Voorspruuch", das des Dichters Liebe zu seiner Muttersprache ausdrückt und in einem an Walther von der Vogelweide erinnernden Ausruf ausklingt:

„Waade diech verachta wellde,
Teet mer laid!",

ist lyrisch, alle andern 39 Gedichte sind erzählend, und zwar humoristisch.

Die von Kahler behandelten Stoffe sind heitere Vorfälle aus Braunau und Umgebung, die sich entweder dort abgespielt haben oder vom Dichter dorthin verlegt worden sind. Daraus ergibt sich von selbst eine Beschränkung seiner Stoffe auf das Alltägliche, über das einfache Dorf- und Kleinstadtleben nicht oder nur wenig Hervorragende. Schwere Probleme, hohe Gedanken, welterschütternde Ereignisse darf man in diesen Gedichten nicht suchen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß Kahler ernster Lebensweisheit oder wenigstens -klugheit ausweicht. „Teelsch eigerecht"[2]), d. i. dumm eingerichtet, in der Welt findet es der philosophisch denkende Wandersmann in einem Dorfe, als er von allen Hunden bös angebellt wird und zum Werfen keinen Stein von der Erde los bringt, weil jeder angefroren ist:

„De biesa Hunde loon se luus
On de Staine benda se oo!"

Den Gleichmut des Weltweisen im Unglücke zeigt in „De gruuße Zweppeltonke"[3]) der Fuhrmann, der, als seine Zwiebelladung in den Teich fällt, unbändig lachen muß und ausruft:

„'n suu 'n gruuße Zweppeltonke heuch (= habe ich)
Ferwohr nooch nee gesahn!"

Seiner Unzufriedenheit mit dem Gerichtswesen[4]) macht, wohl auf Grund eigener Erfahrung, ein Mann dadurch Luft, daß er vor dem Rathause laut schimpft: „Doos ies doch a verfluchts Gerechte!" Wegen Amts-

Digitized by Google

beleidigung vor den Richter gebracht, erklärt er, daß er bloß auf ein „näckſch Gerechte" geſchimpft, das ihm ſeine Alte zu Mittag vorgeſetzt habe.

Über „Weiwertroie"[5]) (= Weibertreue) ſpottet Kahler in dem Schwanke von dem Weibe, das am Bette ihres ſterbenden Mannes deſſen letzte Wünſche und Ratſchläge entgegennimmt und, als er ihr nahelegt, nach ſeinem Tode den Nachbar zu heiraten, freudig ausruft: „O daan heuch (= habe ich) ſalwer ſchonn gedoocht!"

Kahlers Humor geißelt aber nicht bloß allgemein menſchliche Schwächen, wie die Heiratsluſt der Mädchen („Guude Ausreede")[3]), weibliche Beſchränktheit („Der gefärrliche Komeete")[7]), die Zechluſt der Männer (z. B. in „Olle Urſache")[8]), „A wiel ju, oower a koon nee"[9]), „Sonne oower Moonde?"[10]) u. a.), Neugierde („Wemma zo wunderhoftich ies")[11]), Unredlichkeit in Verbindung mit Schlauheit („A Schneiderſteckla")[12]) und „Belliche Kohle")[13]) uſw., ſondern zieht auch Begebenheiten und Zuſtände der neueſten Zeit in ſeinen Bereich: das aufregende Leſen moderner Detektivromane[14]), Wahl und Leiſtungen des erſten Abgeordneten[15]), die erſte Fahrt der neuen Eiſenbahn, wobei eine ſehr anſchauliche Erklärung der Lokomotive gegeben wird[16]), den Spiritiſtenrummel[17]), das fieberhafte Suchen nach Kohle[18]), das Lotterieſpiel[19]), die Aufregung, die ein Zirkus in das ſtille Braunau bringt[20]).

Die in Kahlers Schwankgedichten gezeichneten Geſtalten ſind ganz aus dem Volksleben hervorgewachſen, ſowohl in ihrem Denken, wie in ihrem Sprechen und Handeln. So der kleine Pfiffikus, der die Mutter ſehr geärgert hat, ſich vor der angedrohten Strafe unters Bett verkriecht und den Vater, der ihn hervorziehen will, durch die Frage entwaffnet:

„Hoot vällächte Dich de Mutter
Nach 'n fechte Tracht gebett?"[21])

Oder ein anderer Junge, der ſich vornimmt, auf der böſen Muhme Begräbnis nicht zu gehen, aber auf das ſeiner geliebten Großmutter, wenn ſie ſtirbt, ſehr gerne mitzugehen verſpricht[22]). Ähnliche kluge Bürſchlein lernen wir auch in den zwei Gedichten „Weß 's denn der Vooter?"[23]) und „Der Klieghere"[24]) kennen. — Den ſchon oben erwähnten Weibern ſtellen ſich würdig an die Seite das unerfahrene Frauchen, das dem jungen Gatten jeden Tag etwas anderes kochen will, dem aber immer wieder nur Gulaſch daraus wird[25]), und die Lotterieſchweſter, die, glücklicher als geſcheit, nur infolge eines Rechenfehlers auf eine Nummer ſetzt, die einen großen Treffer macht[26]). — Von anderen köſtlichen Geſtalten Kahlers ſeien noch hervorgehoben: der pfiffige Bauersmann, der ſich in ſeiner Schlauheit ein Mittel erſinnt, um nach einem tüchtigen Zechgelage aus der Stadt umſonſt nach Hauſe fahren zu können[27]), der „Tolpa-Guſte", der bei jeder Gelegenheit gewaltige Watſchen austeilt und deshalb öfter mit dem Gerichte zu tun hat[28]), der mutige Schützenbruder[29]), der beim Schützenfeſt dem hochadeligen Bezirkshauptmanne vertraulich auf die Schulter klopft und zu ihm ſagt: „Neewohr, Herr Bezerkshauptma, doos ſchmeckt halt, wenn 's niſcht koſta tutt?", die Ärzte[30]) und vor allem der Lumpenhändler Garibaldi[31]), der trotz allen Elends lachend durchs Leben geht.

Digitized by Google

Kahlers Humor ist der der alten Schwankdichter, die schlicht, aber zielbewußt und anschaulich erzählen. Zwar weicht er, wie jene, gelegentlichen Derbheiten nicht aus, doch hat er „zu stark Paprizierte" in seine Sammlung nicht aufgenommen. Er verschmäht es nicht, den „Hauptspaß" (die Pointe) seiner Schwänke ans Ende zu stellen, tut dies aber auf eine kunstgerechtere Art als viele jener Erzähler von Versanekdoten, die, indem sie das Tröpflein Humor ängstlich bis an den Schluß ihrer „Gedichte" aufsparen, den Weg dahin verdorren und veröden lassen, um ja die Schlußwirkung nicht zu gefährden. Kahler erzählt vom Anfang an mit scherzhaftem Munde und verschmitzt zwinkernden Augen, er versteht sich auf den Situationshumor wie auf den Wortwitz, auf behagliches und dabei doch knappes Ausmalen, das bei jenen Gipfelhumor-Dichtern gar arg zu kurz kommt.

Die von Kahler in seinen Gedichten verwendete Sprache zeichnet sich vor allem aus durch ihre Echtheit, nicht bloß in den einzelnen Wörtern sondern auch in den Redewendungen, in der Wortstellung und im Satzbau. Kahler erklärt selbst: „Was ich gebe, ist die Mundart der sogenannten Braunauer Niederdörfer, die der zehn um die Stadt herumliegenden Dörfer, so wie sie wirklich gesprochen wird." Sie gehört zur großen schlesischen Mundart, die längs der Staatsgrenze und, weit über sie hinaus nach Preußisch-Schlesien hineingreifend, in Schlesien, Nordmähren, Nordostböhmen herrscht und zu der nach E. Schwarz sogar das Nordböhmische bis hinter Teplitz zu rechnen ist. Kahler verdankt seine gründliche Kenntnis der Braunauer Landmundart dem Umstande, daß er bis zu seinem 28. Jahre fast stets in der Heimat lebte und auch seither jedes Jahr regelmäßig längere Zeit in seinem Geburtsorte zubrachte.

Bezüglich der Verwendung jener idiomatischen Wörter, die über den engeren Umkreis der in einem Dichterwerke verwendeten Mundart hinaus nicht verstanden werden, können zwei einander entgegengesetzte Grundsätze eingehalten werden: entweder möglichste Vermeidung, um die Mundart weiter hinaus verständlich zu machen, oder absichtliche Häufung, um ihre Eigenart zu steigern. Jenen Vorgang beobachtete z. B. der Schlesier Holtei, diesen der Leitmeritzer Josef Kern. Aus naheliegenden Gründen trifft wohl der Mittelweg das Richtige: die Mundart so zu verwenden, wie sie eben im Alltag gesprochen wird, also die Idiomatismen weder zu beseitigen noch sie zu häufen. Und diesen Weg ist auch Kahler gegangen. Dabei begnügte er sich damit, das Verständnis schwieriger oder seltener Wörter und Wendungen durch knappe Anmerkungen zu erschließen.

Einige Beispiele für idiomatische Wörter und Wortformen: doos dechte = dasselbe; ann = etwa; faate = im Vorjahr; gläu, gläuch = angeblich; salaatche = sein Lebtag; plotze = plötzlich; derbaita = erwarten; bewitt = bedauert (Mittelwort); a woonk = winkte; a vergoon sich = vergönnte sich; a beert = wirft, schleudert; loidan = herumlungern, bummeln; die Sende = spanisches Rohr; Raake = Streich, Possen; Krewietschla = kleiner, schwächlicher Mensch; Kroha-Aaghe = Hühnerauge (Krähenauge).

Digitized by Google

Idiomatische Redewendungen:

S. 7, oben: Daar kunnd sich goor nee gaan = beruhigen; S. 15, oben: A klonkerte of a Kastla nem = er ging auf ein Glas Bier hinum; S. 8, Mitte: eis Kastla eisperrn = ins Gefängnis sperren, einkasteln; S. 10, unten: Die Schweine gihn hoite denne = sind dünn, d. i. selten; S. 11, oben: a tutt polsch = er will nicht verstehen; S. 14, oben: Die lachta siech de Kreppe vuul = sie lachten unbändig; S. 21, oben: du brihst schonn goor asuu druuf = du verlangst so brennend darnach.

Bilder und Vergleiche, meist recht eigenartig, geben Kahlers Sprache einen hohen Grad der Anschaulichkeit, mögen sie in einzelnen Wörtern, Wortverbindungen, Vergleichsgliedern oder ganzen Sätzen ausgedrückt sein. Einige Beispiele: kootergroo (katergrau); quittegaal (quittengelb); siedesaakgroob (noch weitere Steigerung von saakgroob, d. i. sackgrob); stookmoislastelle (mäuschenstille noch weiter gesteigert); Zoop (Zopf) wird die Wagenreihe des Eisenbahnzuges genannt; S. 6, oben: De Kaate werd wie 'n Kohle ruut (in Nordböhmen: zunderrot); S. 16, Mi.: Aagha, gruuß wie a Puuzarood (Spinnrad, Puuza = Werg); S. 32, unten: flink wie 'n Foierspretze. S. 15, Mi. läßt sich der Dichter sogar zu einem ausführlichen homerischen Vergleiche hinreißen und man wird zugeben müssen, daß ihm das Wagnis gelungen ist. Er vergleicht nämlich die zur Bahneröffnung eilenden Leute mit einer auf die Weide gelassenen Herde:

„Wie os wemma aus 'm Stolle
's Viech naus of de Waide lett,
Kais gett vobacht, vob's am andan
Nee ann of de Pfuuta trett,
Jeedes rennt ock of sei bestes,
Wos 's 'm Stand ies — groodasuu
Rannte iewer d' Sprenghoolz-Brecke
Gruuß on klain of Kroosdrof zuu."

Hinsichtlich der Formgebung der Kahler'schen Gedichte sind die lebendige, knappe Erzählung, die aber doch der Behaglichkeit nicht entbehrt, und die Anschaulichkeit der Schilderungen anzuerkennen. Nur in einigen geht seine Darstellung mehr in die Breite, wohl wegen des Stoffes und der Rücksichtnahme auf die Vortragswirkung. Prächtig ist die Zustandsmalerei in „Weiwertroie"[32]), einem seiner besten Gedichte:

„De Sonne schännte, 'n Flieghe summte
On dassa 'm Stolle 'n Kuhe brummte.
On aach der Saigher ging senn Gang —"

und, einige Zeilen später, die wirksame etwas geänderte Wiederholung:

„Der Saigher knackt, de Flieghe summt,
De Sonne schännt, de Kuhe brummt
On Sie nootscht ei de Scherze nei."

Ebenso die unbändige Freude der Zuschauer im Zirkus, als „Garibaldi"[33]) vom Esel in den Dreck fällt, und die Schilderung des in seinen Detektiv-Roman verbissenen Lesers[34]):

Digitized by Google

„A leſt on leſt,
Bis doß a olls em ſiech vergeßt,
Vo frih bis ei de Nacht."

Der Kehrreim iſt bei Kahler nur ein einziges Mal anzutreffen, in „A wiel ju, owwer a koon nee"[35]). In „A Schneiderſteckla"[36]) werden am Schluß der letzten Strophe die Endverſe der erſten wirkſam wiederholt:

„Doo a Eckla, datt a Fläckla,
Os wingſte zo am Kenderjäckla
Muuß am Schneider emmer blein."

In Versmaß, Reimſtellung und Strophenbildung befleißt ſich Kahler im Gegenſatze zu den meiſten Mundartdichtern einer großen Mannigfaltigkeit und Sorgfalt, was ſchon vielfach anerkannt wurde. Unter den ſudetendeutſchen Mundartdichtern iſt er wohl der einzige, der, vielleicht dem Vorbilde des Niederöſterreichers Joſef Miſſon folgend, mit ziemlichem Geſchick den Hexameter verwendet hat (im „Garibaldi")[37]); dagegen muß wohl der Verſuch, ein kleines erzählendes Gedicht: „Wemma zo wunderhoftich ies"[38]) in elegiſchen Diſtichen zu ſchreiben, als nicht voll gelungen bezeichnet werden.

Entſtehung von Kahlers Mundartgedichten. Kahler hat ſicher die bodenſtändigen Volksdichtungen des Braunauer Ländchens, von denen Hauffen ſpricht, gekannt; es ſcheinen aber auf ihn nicht ſie, ſondern die Gedichte mundartlicher Kunſtdichter Anregung gebend gewirkt zu haben. Er verſichert ſelbſt, daß er das Gedicht „Ein Barzdorfer Bauer erzählt vom Theater" von Johann Trill kannte und aus den „Heimatsklängen" von Jariſch und aus den erſten zwei Bändchen „Wölde Hejde" von Ferdinand Schmidt gern vorlas. Nach ſeinen erſten mundartlichen Verſuchen i. J. 1893 (2 Namenstagsgedichten, 3 derben Anekdoten und 2 gereimten Briefen) entſtand 1894 ſein erſtes zur Veröffentlichung geeignetes Vortragsſtück „Wie ei Braune 's erſchtemool de Bohne fuhr", dem in demſelben Jahre „Weiwertroie", „Doos verfluchte Gerechte" und „Wie enner a Schwein verhohla ſchlachte", i. J. 1895 „Olle Uurſache" und „Gunde Ausreede", 1896 „De Speckſchwoorte", „De gruuße Zweppeltonke" und „Teelſch eigerecht" und 1904 „A Schneiderſteckla" folgten. — Die erſten 8 von dieſen Gedichten wurden von Dr. Langer in den 4. Band (1904) der von ihm herausgegebenen „Deutſchen Volkskunde aus dem öſtlichen Böhmen" aufgenommen, wo ſie ſchon den Sammeltitel der ſpäteren Buchausgabe trugen. Dieſe kam im Sommer 1927 heraus und umfaßte nicht nur die oben aufgezählten 10 Gedichte, ſondern noch 30 andere, die in der Zeit von 1920—1927 entſtanden waren. Schon vor dem Jahre 1927 erſchienen viele von dieſen Gedichten in Zeitſchriften, Zeitungen, Kalendern, in der Anthologie „Allerhand aus dem deutſchen Böhmerland" von Franz Lutz und dem Volksſchulleſebuche von Erhard Lipka. — Auch durch mündlichen Vortrag fanden Kahlers Gedichte Verbreitung und freundliche Aufnahme. Der Dichter ſelbſt trug ſie meiſt nur in engeren Kreiſen vor, doch fanden ſie vortreffliche und eifrige Vortragende in dem

Digitized by Google

B.-Sch.-L. Alois Köhler in Braunau, Ferdinand Gottwald in Rosental und Schönau und Prof. Dr. Rudolf Locker in Wien.

Die Quellen, aus denen Kahler seine Stoffe geschöpft hat, sind gar mannigfach. Wahre Begebenheiten liegen zugrunde den Gedichten „Wie emner a Schwein verhohla schlachte" (der besungene Schmiedemeister hieß Anton Selinger), „Wos emm ei Prooghe possiean koon" und „Garibaldi". Andere fußen auf Vorfällen, die dem Dichter als wahr erzählt wurden: „Olle Uursache", „Spiretisten", „Ganz secher tuut", „Der erschte Obgeordnete" und „Aach a Teschkorsch". Der Stoff des letztgenannten Gedichtes stammt aus Teplitz-Schönau, Graf Coudenhove, der spätere Statthalter von Böhmen, soll jener Bezirkshauptmann gewesen sein.

Vieles wurde ihm in der Heimat erzählt, so von dem Schuhmacher und Druschma (Hochzeitsbitter) Ferdinand Gottwald die Anekdoten „Guude Ausreede", „De gruuße Zweppeltonke", „De Speckschwoorte", „Teelsch eigerecht" und „A Schneidersteckla". Mündliche Überlieferungen boten ihm auch die Stoffe für „Doos verfluchte Gerechte", „Weiwertroie" und „Wie ei Braune 's erschtemool de Bohne fuhr". „Teelsch eigerecht", „Weiwertroie" und „A wiel ju, oower a koon nee", wie auch sonst noch manches, sind alte Wanderanekdoten. Die erstgenannte reicht sogar bis ins Altertum zurück, wo sie auf einen griechischen Philosophen bezogen wurde. Später begann Kahler ihm zusagende Stoffe aus Büchern, Kalendern, Witzblättern und Zeitungen zu sammeln und verarbeitete diese Prosaerzählungen und Anekdoten zu Gedichten.

Wertung der Gedichte Kahlers. Kahler hat sich für seine Betätigung als Dichter nur einen einzigen Abschnitt aus dem reichen Gebiete der Mundartdichtung ausgesucht, den Versschwank, den er höchstens noch durch satirischen Einschlag würzt. Zur Wahl dieser Dichtungsgattung mag ihn wohl das Beispiel Ferdinand Schmidts und mancher Dichter der „Heimatsklänge" angespornt haben. Wie diesen scheint ihm vor allem Wirksamkeit beim Vortrage als anstrebenswertes Ziel vorgeschwebt zu haben. Daß er dieses Ziel erreicht hat, darüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Dieser Ansicht ist auch Dr. Eduard Eisenmeier[39]): „Die Dichtungen des Ostböhmen Anton Kahler sind mehr für den Vortrag berechnet."

Daß Kahlers „Gedechtlan on Geschechtlan" allenthalben eine günstige Aufnahme fanden, ist nach dem bisher Gesagten selbstverständlich. Prof. Dr. Adolf Hauffen, der sie in seinem 1903 erschienenen Werke „Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen" noch nicht erwähnen konnte, sprach sich später über Kahlers Gedichte wiederholt sehr anerkennend aus. Josef Mühlberger[40]) sagt von ihm: „Der Weckersdorfer Anton Kahler pflegt mit viel Geschick den Schwank und hat darin sehr schöne Zustandsschilderungen Braunauer Dorflebens gegeben." — Aus den Besprechungen der „Gedechtlan on Geschechtlan" seien nur einige Sätze hier angeführt:

G. (wahrscheinlich Graebisch) in den „Glatzer Heimatblättern": „Die dem Volksleben entnommenen Schnaken und Schnurren sind geeignet, alle trüben Gedanken zu verscheuchen, und atmen echte Glatzer Gemütlichkeit . . .

Digitized by Google

Für den Mundartforscher bedeutet das Buch eine zuverlässige und wertvolle Quelle."

Hans R. Kreibich in der „Heimatbildung", 1927: „Anton Kahlers mundartliche Sammlung ist als eine sehr erfreuliche Leistung zu werten; besonders im Vortrage wird sie sich sehr viele Freunde erwerben."

H. H. Birke in der Zeitung „Deutscher Bote" in Braunau i. B., 1927: „So kann nur ein Dichter schreiben, der tief in der Volksseele wurzelt, der zu lauschen versteht, was das Volk in seinem Alltagsleben treibt."

Kahlers Versschwänke verdienen, wenn auch nicht alle gleichwertig sind, gewiß sowohl hinsichtlich des Inhaltes wie der Form als eine beachtenswerte Leistung heimischer Dichtkunst eingeschätzt zu werden. Voller Anerkennung sind sie aber auch würdig wegen der Echtheit des dargestellten Volkstums. Fast in allen kommt die Eigenart der Bewohner des Braunauer Ländchens zum Ausdruck: ihr Leben, Denken und Fühlen, ihr Witz und Humor, ihre Bräuche und ihre Sprache.

Auf altes Brauchtum ist, wenn auch mitunter nur in einem Worte, Bezug genommen: S. 8, oben: Roratewurst, die nach altem Herkommen die Fleischhauer zu Beginn der Adventzeit jedem Kunden schickten; S. 10 ff.: Leben und Treiben bei einem Schlachtfeste; S. 40: das altertümliche Braunauer Königsschießen; S. 42: von den Schneiderfleckln; S. 45, oben: Traumdeuter; S. 8, oben: der „Pleekkall" (Jahrmarktausrufer); S. 54: Spott- und Zunamen; S. 54, unten: Besuch der Kreuze in der Osternacht, wobei mit Schlüsselbüchsen geschossen wird; S. 17, u.: das Gesegnen („Gesenn") einer Krankheit, ein altes volkstümliches Heilverfahren mit Messungen, Waschungen und Gebeten; S. 17 ff.: der Glaube an Wunderdoktoren; S. 56, Z. 8, 9: Erwähnung des Braunauer Hirtenspieles; S. 14, oben: „lutterisch", d. i. lutherisch, in der Bedeutung „laut, toll", an die Zeit der Religionskämpfe erinnernd.

Über die von Kahler gewählte schriftliche Darstellung seiner Mundart können wir wohl kein maßgebenderes Urteil anführen als das des Univ.-Prof. Dr. Ernst Schwarz in der Zeitschrift „Theutonista", Juli, 1928: „Zu loben ist die Sorgfalt, die der Schreibung der mundartlichen Laute zuteil wird und der vier Seiten Erläuterungen dienen. Mit den Mitteln der gewohnten Schrift wird getrachtet, die altertümlich gebliebene schlesische Mundart der Dörfer in der Umgebung von Braunau in Ostböhmen getreu wiederzugeben." — Gleichwohl möchten wir der Ansicht Ausdruck verleihen, daß die Verwendung fetter Schriftzeichen inmitten der gewöhnlichen das Auge des Lesers beleidigt.

Anton Kahler widmete sich außer seinem Berufe hauptsächlich der Stenographie. Er hat sich um die Sache der deutschen Kurzschrift, an der er mit ganzem Herzen hängt, große Verdienste erworben durch seine Vereinsarbeit, durch Vorträge und Aufsätze, durch jahrelange Leitung von drei stenographischen Zeitschriften, durch Herausgabe eines stenographischen Lesebuches und durch seine Tätigkeit als Lehrer der Kurzschrift, Verdienste, die ihm die Ehrenmitgliedschaft zahlreicher stenographischen Körperschaften eintrugen und vom Unterrichtsministerium durch seine Ernennung zum

Digitized by Google

Prüfungskommissär für das Lehramt der Stenographie und zum Lektor der Stenographie an der Deutschen technischen Hochschule in Prag anerkannt wurden. Seine so überaus tatkräftige Hingabe an die Kurzschriftsache erklärt es auch, daß er nur das eine Bändchen mundartlicher Gedichte geschrieben, ja sich durch mehr als 20 Jahre lang mit der Mundartdichtung gar nicht beschäftigt hat.

Dagegen hat er sich schon seit Anfang der neunziger Jahre eifrig und erfolgreich mit der Volkskunde befaßt. Er sammelte für die von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Prag eingeleitete Sammlung volkstümlicher Überlieferungen Volkslieder seiner Heimat und 1894 auch Volksreime, Kinder-, Wiegenlieder u. dgl., führte 1896 eine sehr gelungene Aufnahme der alten Braunauer Bauerntrachten durch, ist heute noch im Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied in Prag tätig, arbeitet für den „Atlas der deutschen Volkskunde" und beschäftigt sich mit der Aufzeichnung des Wortschatzes seiner Mundart. Solche Betätigung hat einen Niederschlag gefunden in einem Aufsatze der Monatsschrift „Ostböhmische Heimat" über „Giebelinschriften in Weckersdorf bei Braunau" (1931) und in den schriftdeutschen Verssagen über die Braunauer Friedhofskirche und „Die Ringelkoppe".

Anmerkungen

[1]) Adolf Hauffen: Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen, Calve, Prag 1903; [2]) S. 27, 28; [3]) S. 6, 7; [4]) S. 8; [5]) S. 9; [6]) S. 6; [7]) S. 20; [8]) S. 7; [9]) S. 29; [10]) S. 30; [11]) S. 28; [12]) S. 41 ff.; [13]) S. 48, 49; [14]) S. 26; [15]) S. 37 ff.; [16]) S. 15 ff.; [17]) S. 45, 46; [18]) S. 46 ff.; [19]) S. 44; [20]) S. 54 ff.; [21]) S. 21; [22]) S. 22; [23]) S. 23; [24]) S. 23; [25]) S. 24; [26]) S. 44; [27]) S. 31 ff.; [28]) S. 52 ff.; [29]) S. 40; [30]) S. 50 und 52; [31]) S. 54—60; [32]) S. 9; [33]) S. 58; [34]) S. 26; [35]) S. 29; [36]) S. 41; [37]) S. 54 ff.; [38]) S. 28; [39]) „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde" 1930, 4. Heft; [40]) „Die Dichtung der Sudetendeutschen in den letzten 50 Jahren", 1929, S. 133.

Zum Volksrecht Westböhmens

Von **Ad. Gücklhorn**, Prag

Die Hochzeit bedeutet für den Dorfburschen den Austritt aus der Reihe seiner Genossen. Er wird Mann. Er hat neue Pflichten. Er hat ein neues Heim. Die Hochzeit ist zugleich auch das Ende langer Verhandlungen, Besprechungen und Verträge zwischen den Eltern des jungen Paares. —

Hat der Bursche ein ihm passendes Mädchen gefunden, beginnt er den Verkehr mit ihm. Manchmal sind die Dorfburschen damit nicht einverstanden, dann streuen sie dem „Liebespaar" einen Weg, wozu sie Häckfel verwenden. Das soll wohl eine Art Gericht darstellen. Oft suchen die Eltern die zukünftige Schwiegertochter aus. „Die hat Geld, die ist brav, sie ist das einzige Kind, du kannst den Hof bekommen", heißt es da gewöhnlich. Und der Sohn macht sich an das Mädchen heran, häufig von ebendem Gedanken geleitet wie die Eltern. Er geht fenstern, tanzt im Gasthause fast ausschließlich mit ihr und besucht dann auch die Eltern des Mädchens. Sind sich die jungen Leute einig, so schickt der Bursche den Vater, den Vetter

Digitized by Google

oder Vormund (wer eben ein gutes Mundwerk hat; Kuppler), für ihn um die Hand des Mädchens anzuhalten (Werbung; d' Mariad" = Anrede [Beneschau bei Mies]. Die Werbung erfolgt in der Regel so, daß der Abgesandte scheinbar ganz zufällig zu Besuch kommt, vielleicht ein Geschäft vorschützt u. dgl. Die Rede kommt auf dies und das, man erkundigt sich gegenseitig über die häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnisse und kommt wieder ganz zufällig auf die jungen Leute zu sprechen. Man tut erstaunt, obwohl man alles weiß. Schließlich einigt man sich: Der Bursche und das Mädchen gehören zusammen. Den Abschluß dieser Werbung bildet ein Handschlag zum Zeichen des gegenseitigen Einverständnisses („d' Händ drafgebm"). Dann zieht der Kuppler ab, seine Aufgabe ist beendet, er hat seinen „Kuppelpelz" verdient (früher bis 100 fl.)

Bald darauf wird von den Eltern des Paares deren Heirat beschlossen („Zoufoching"; in Milikau ist sie zugleich Werbung). Hiebei wird der „Affotz gmocht" (der Aufsatz gemacht), der einen Vertrag darstellt. Es wird ganz genau festgestellt, was das Mädchen an Mitgift bekommt, was der Bursche erhält, was die Schwiegereltern beanspruchen werden, die gegenseitigen Rechte werden festgesetzt, auch das Ausgedinge, was gegenseitig zu leisten ist usw. Diesen Vertrag setzte früher stets der Lehrer auf. Bekräftigt werden die Vereinbarungen abermals durch Handschlag. Früher war es üblich, daß der Bursche dem Mädchen nachher einen „Zwonzga" (20 Kreuzer) als „Drafgöld" (Draufgeld, Angeld) gab. Ist man völlig einig, so hält man ein kleines Mahl. Da gibt es Krapfen und Bier. An das Mahl schließt sich die sog. Hausbeschau.

Sowohl Werbung als auch Heiratskontrakt (Zusage), auch Handschlag und Kaufgeld erinnern an die altgermanische Brautwerbung und den Brautkauf. (Vgl. hiezu bes. J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, Leipzig, 1912, I, 19.)

Gewöhnlich am folgenden Tag geht man dann zum Notar, um einen rechtsgültigen Vertrag aufsetzen zu lassen.

Nach der „Zoufoching" hat der Bursche freien Zutritt zur Kammer des Mädchens, das nun nicht mehr verspottet werden darf. Er selbst darf nicht mehr „afghuabn" (aufgehoben) werden. Wird nämlich ein Bursche beim Fensterln ertappt, so wird er festgehalten und muß sich loskaufen, in der Regel mit Bier. Auch dieser Brauch hat seine Anfänge in frühester Zeit (Lösegeld).

Eine der wichtigsten Vereinbarungen bei der Zusage ist die das Ausgeding betreffende. Die in „Asnohm" (in Ausnahme=Ausgeding) gehenden Alten haben gewöhnlich ihre Forderungen schon vorgemerkt. Sie erhalten vor allem ihr Ausnahmstübl. Zuweilen wird auch ein eigenes Gebäude, freilich nicht sehr groß, für die Ausgedinger („Asnehma"), in der Regel gegenüber dem Wohnhause, errichtet. Die häufigsten Forderungen sind: Die Ausgedinger erhalten freien Zutritt zum Garten, zum Keller und Boden. Sie haben überall freien Zutritt, es darf nichts versperrt werden. Sie „nehma se as" (nehmen sich aus, d. h. verlangen) Hemden, Holz, Petroleum und einen Zehrpfennig („Ziapfeng"), und zwar heutigen Tags gewöhnlich täglich 1 Kč (oder monatlich 30 Kč) und jeden Sonntag 10 Kč, oder (meist

Digitized by Google

bei Häuslern) wöchentlich 1 Kč oder jährlich 300 Kč. Ferner: 4 Strich Korn jährlich, oder 12 Strich Korn, 8 Strich Weizen, 3 Strich einer Getreideart zum Verkauf, 8 Säcke Erdäpfel, 1 Schwein füttern zu dürfen (manchmal bis 20 Säcke Erdäpfel), dann: 1 l kalte und 1 l warme Milch täglich, jährlich 5 kg Petroleum, 15 Seidel Schmalz, 15 Seidel Salz, Holz und Kohle, soviel gebraucht wird oder eigenes Scheitholz. Auch Leinwand (bei Bauern 12 Ellen), 3 bis 5 Eimer Sauerkraut, der vierte Teil des geernteten Obstes (in einem Falle: 5 q Äpfel, 3 q Zwetschken, 1 q Birnen [Milikau]), Butter, Käse, Eier (bis 100 Stück, ja bis 6 Schock [Milikau Nr. 20] zuweilen) und Fleisch (etwa 15 kg; Fischer, Milikau) wird verlangt. Früher, als noch die Schafzucht in der Gegend betrieben wurde, erhielten die Ausgedinger auch Schafwolle. Sie halten sich manchmal, um ganz selbständig und unabhängig zu sein, auch ein Stück Feld (in einem Fall in Techlowitz 3 Strich) oder Wald oder eine Kuh zurück. — Nachdem die Ausgedinger ihr Stübchen bezogen haben, überlassen sie das Wirtschaften den Jungen.

Ist das Mädchen oder der Bursche der die Wirtschaft übergebenden Eltern einziges Kind, so erhält es (er) die ganze Wirtschaft, die aber nachher den jungen Eheleuten je zur Hälfte verschrieben wird. Nur bezüglich der Aussteuer und des mitgebrachten Geldes wird manchmal, aber nicht häufig, eine Ausnahme gemacht, indem sie nämlich nicht gemeinsames Gut beider Teile werden, die Gegenstände der Aussteuer wohl aber gemeinsam benützt und verwendet werden. Der oder die „Einheiratende" erhält außer Aussteuer, das sind Möbel, Betten usw., je nachdem die Eltern mehr oder weniger bemittelt sind, heute 5000 Kč bis um 150.000 Kč (in einem Falle 200.000 Kč), früher durchschnittlich 2000 bis 3000 fl., auch Felder oder Haustiere. Stirbt eines der Eheleute, so fällt dessen Eingebrachtes, auch dessen Anteil an der Wirtschaft oder der Wert desselben in Geld, den Kindern zu, die sich auch zuweilen nach dem Tode des Vaters oder der Mutter diese eine Hälfte ihres Erbteiles, und da wieder meistens nur Geld, herausgeben lassen.

Sind mehrere Kinder vorhanden, so übernahm schon immer gewöhnlich der älteste Sohn die Wirtschaft. Dafür aber muß er den Eltern Ausgeding geben, das ihnen bis zu ihrem Tod gebührt, auch wenn der Hof einen anderen Besitzer bekäme, und seinen Geschwistern ihr Erbteil auszahlen, in Fällen auch für ihre Aussteuer sorgen. Bis zu ihrer Verheiratung haben sie Wohnung und Essen im Hause, bekommen auch, da sie in der Wirtschaft meist arbeiten helfen, Taschengeld. Sie können aber auch in die Ausgedingerstube verwiesen und ihnen kann, falls dies nicht ausdrücklich bei der Übergabe des Hofes festgesetzt wurde, zu anderen Räumen des Hauses der Zutritt verwehrt werden. Die Kleider, die Betten und die Wäsche, sowie aller Hausrat der Ausgedinger fällt nach deren Tode zu gleichen Teilen den Kindern zu. Meist ist das auch mit dem Gelde, das sie etwa noch besitzen, der Fall.

Die Aussteuer („Asstätting"; Redensart: Döi [dea] hot Zeich) wird auf Leiterwagen (manchmal bis drei) am Sonntag vor der Hochzeit überführt („Kommawogn"). Frauen, Mädchen und Kinder, gelegentlich auch

Digitized by Google

Männer sind dabei, wenn aufgeladen wird, die Frauen gehen in die Kammer, wo die gesamte Aussteuer besichtigt werden kann, und begutachten, prüfen, loben und kritisieren. Schon bei den alten Germanen war es übrigens so, daß die Mitgift (Gaben: Rinder, Waffen usw.) von Eltern und Gesippen geprüft wurde (vgl. Tacitus, Germania, 18) und es ist nicht zu verwundern, daß sich das bis heute erhalten hat, zumal ja der Brauch nun zu einem großen Teil auf Neugierde fußt. Beim Aufladen wird in der Regel der Hahn, das ist ein kleines Polster mit bunten Bändern und Maschen, das zu oberst auf den Wagen gelegt wird und dessen lange Schleifen zum Festhalten der aufgeschichteten Betten dienen, gestohlen. Konnte ihn der Brautführer erwischen, so versteckt er ihn, worauf das Brautmädchen ihn auslösen muß. Hat ihn das Brautmädchen oder eines der Kammerwagenmädchen erhascht, so muß der Brautführer zahlen. Eine große Rolle spielt da der Schnaps. Beim Heben der schweren Möbelstücke verlangen ihn die Männer immer wieder, um sich, wie sie sagen, zu stärken, die Kehle zu schmieren. Die Braut ist an dem Tage nicht zu sehen, sie weint irgendwo in der Kammer. Ist alles aufgeladen, dann bekommen Fuhrmann und Musikanten weiße Tücher an den Hut, der Fuhrmann zerschlägt ein Glas mit Weihwasser auf der Wagendeichsel, darauf geht die Fahrt los, aber nicht weit, denn bald muß wieder „geschmiert" werden. Gewöhnlich vor dem Wirtshause wird der Kammerwagen aufgehalten, der Bräutigam muß zahlen (½ hl Bier). Früher wurde auf dem Kammerwagen auch eine schwarze Henne mitgenommen. — Wieder finden wir hier germanische Rechtsanschauungen, wie wir ja im Laufe der Darlegungen wiederholt auf altdeutsches und germanisches Recht gestoßen sind[1]) (Vgl. Grimm I. 600).

An dem Sonntag bringen gewöhnlich Verwandte, Bekannte und Nachbarn ihre Hochzeitsgeschenke (Bilder, Geschirr), auch der Bräutigam schenkt der Braut etwas, einen Ring, Ohrringe, Schuhe u. dgl., die Braut ihm ebenfalls, unter anderem ein Hemd, das der junge Ehemann dann in der Brautnacht tragen soll.

Sobald der Heiratskontrakt fertig und alles geregelt ist, wird der Tag der Hochzeit festgesetzt und die nun Verlobten werden in der Kirche an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen oder, falls man nicht so lange warten will, ein- für dreimal aufgeboten („asgröift" = ausgerufen). Nun geht jedes seine Verwandten einladen. Für die Hochzeit wählt man Dienstag, Samstag oder Donnerstag. Am Tage vor der Hochzeit geht das Brautpaar zum „Examen". Bei dieser Gelegenheit war es früher üblich, den Pfarrer zu beschenken (Taschentuch — Schweißing). Er wird übrigens auch zum Hochzeitsschmaus eingeladen. Am Abend bringen Dorfburschen der Braut oder dem Bräutigam ein Ständchen dar, das eine Art Abschied darstellt, oder der Bräutigam bestellt Musikanten vor das Haus der Braut, bezahlt sie auch, bewirtet aber werden sie von der Braut.

Am Hochzeitstage herrscht große Aufregung. Einige besonders hilfsbereite Frauen erscheinen frühzeitig im Hochzeitshause, un da und dort

[1]) Häcksel streuen — Gericht; Ausgedinge — Auszug — Bedingungen; Erbrecht — Majorat; Tuch — Geschäftsvollbringung usw.

Digitized by Google

beizuspringen. Dann erscheinen auch nach und nach die Hochzeitsgäste, die nun bewirtet werden. Die Braut ist in eine Kammer eingesperrt, wo sie von mehreren Frauen für den Gang zur Kirche geschmückt wird. Der Brautführer muß sie auslösen. Er klopft an die Tür. Die Frauen fragen, wer da sei und was er wolle. Er verlange die Braut für den Bräutigam. Die Frauen verlangen Geld. Er reicht ihnen falsches durch den Türspalt und sucht in die Kammer zu gelangen. Die Frauen aber wollen landesübliches Geld, der Brautführer muß zahlen (früher gewöhnlich 5 bis 10 fl., heute mehr). Dafür erhielt er vor Jahren ein langes Band an den Hut. Nun erscheint die Braut, wird zum Bräutigam geführt und reicht ihm die Hand. Dann ruft der Brautführer die Hochzeitsgäste zum Kirchgang. Zuvor hat die Braut von ihren Eltern unter Weinen Abschied genommen und deren Segen erhalten. In altdeutscher Zeit war jenes Übergeben der Braut die Übertragung der „Vormundschaft" auf den Gatten der Frau (Muntgewalt). — Alle mit weißen Bändern und Myrtensträußchen an der Brust; die Braut mit dem „Kranzl" („Jast" früher) auf dem Kopfe (falls sie eines tragen darf; denn hatte sie vor der Hochzeit bereits geschlechtlichen Verkehr, so hat sie das Kranzl verloren), ordnet sich der Zug, in früherer Zeit oft bis 30 Personen und mehr, der Brautführer führt die Braut, das Brautmädchen den Bräutigam.

Am Heimweg wird der Hochzeitszug, dem nun Musikanten voranziehen, wie am Sonntag zuvor der Kammerwagen, von den Dorfburschen aufgehalten, indem sie ein mit bunten Bändern und Tüchern behängtes Seil quer über die Straße spannen, worauf der junge Ehemann zahlen muß. Dieses Anhalten des Zuges erinnert an den Frauenraub in alter Zeit, wo der Räuberzug angehalten wurde und sich loskaufen mußte (Grimm I. 600). — Vor dem Hause angelangt, finden sie die Türe verschlossen. Der Bräutigam klopft dreimal an. Die Mutter erscheint, öffnet die Türe und reicht einen Kuchen heraus. Der oder die ins Haus als Schwiegersohn oder Schwiegertochter kommt, schneidet den Kuchen an und gibt ihn wieder zurück. Dann trinken Mann und Frau von dem dargebotenen Bier oder Wein. Früher war es allgemein üblich, daß die junge Frau vor dem Eintritt in das Haus einen Laib Brot anschnitt und das abgeschnittene Stück in der Truhe aufbewahrte. Gelegentlich auch kommt es vor, daß das dargebotene Glas nach rückwärts geworfen wird, wo es zerschellen soll. Das sind alte symbolische Verrichtungen, die sich bis heute erhalten haben. — Nun treten alle ins Haus, nachdem man sich die Hand gereicht hat. Die junge Frau muß sich in eine Ecke setzen, der Mann schneidet einen Kuchen an zum Zeichen, daß er nun Herr im Hause ist. Der Brautführer gießt allen Gästen Suppe ein, früher hatte er auch den Braten zu teilen. Auch war es üblich, daß alle jungen Leute an einem Tisch, die Verwandten der Frau an einem und die des Mannes an einem Tisch, also die Gäste gesondert, saßen (die Unmündigen, Gesippen des Mannes und der Frau bei den Germanen; vgl. Grimm). Während des Mahles nun wird unbemerkt der Brautschuh gestohlen, der dem Dieb ein schönes Geld einbringt, das meist in Schnaps umgesetzt wird (vgl. oben: Frauenraub). Dann nimmt einer einen Teller und sammelt Geld für die Köchin. Früher

Digitized by Google

nahm man den Kochlöffel voll Hirsebrei, bemerkte, die Köchin habe sich das Knie verbrannt, worauf die Hochzeitsgäste Geldstücke in den Brei steckten (4 bis 10 kr.). Am Abend, ehe man ins Gasthaus zum Tanz geht, nimmt die junge Frau das Kranzl ab und setzt ein Tuch auf. Das versinnbildet gleichsam den Abschied von der Jugendzeit (Oitza is se Weiſb]). In germanischer Zeit war dies das Haaraufbinden oder die Haarschur, was den Abschluß der Eheförmlichkeiten bildete (Grimm I. 612).

— — — — — — — — — — — —

Seine letztwilligen Verfügungen treffen die alten Ausgedinger in der Regel erst auf dem Sterbebette. Das Testament setzt meist der Dorflehrer auf in Gegenwart zweier Zeugen. Es beginnt fast immer mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Im Jahre ...., am ..... vermacht der Kranke bei vollem Verstande ..." Dann folgen einzelne Bestimmungen. Die Kinder erhalten gleiche Teile des nachgelassenen Besitzes, nicht immer freilich, je nachdem sie eben „folgten". Jüngere bekommen gewöhnlich weniger Geld, da es ja, bis sie es brauchen, noch Zinsen tragen wird. Felderteilung kommt in Testamenten fast überhaupt nicht vor. Und wenn einmal, wenn wenig Geld vorhanden ist, etwa zwei Kindern Teile des Hofes vermacht werden, so wird dann das den Hof übernehmende dem andern den Wert jenes Teiles in Geld auszahlen. Auch Widmungen (Geldbeträge) an Kirchen kommen vor. In einem Falle bestimmte eine Frau, nach ihrem Tode mögen für die Kapellen in Milikau und Otrotschin je ein Bild von ihrer Mitgift (1800 fl.) gekauft und ein Betrag, ebenfalls von der Mitgift, für eine Messe alljährlich in der Schweißinger Kirche verwendet werden.

— — — — — — — — — — — —

Daß man die Dienstboten nicht als fremde Personen, sondern als ins Haus, ja fast zur Familie gehörend ansah, war früher nicht selten. Heute allerdings hat sich vielfach eine Kluft zwischen Bauer und Dienstboten aufgetan. Aber das hat so die Zeit gebracht. — Heute werden Knechte und Mägde zu Neujahr gedingt und gekündigt. Früher dagegen geschah es zu Martini (bis etwa um die Jahrhundertwende). Dienstboten ziehen am Dienstag, Donnerstag oder Samstag ein, der Freitag ist ein Unglückstag, Montag oder Mittwoch wählt man nicht gern, denn es heißt: Am Mounta — göiht ma bol za da Mouta; am Mietwa — göiht ma bol wieda. Beim Dingen wird vereinbart, was an Lohn zu zahlen ist, welche Arbeiten zugewiesen werden. Dann erhält der Dienstbote vom Bauer das „Drafgöld" oder „Haftlgöld" (früher 1 bis 2 fl., heute natürlich entsprechend mehr) zum Zeichen, daß er nun gedungen ist. Früher waren folgende Löhne üblich: Die kleine Magd erhielt 40 fl., zum Kirchweihmarkt ein Geschenk (Tuch oder Kittel), zu Weihnachten ein Geschenk, nach dem Getreideschnitt das „Schnietagöld" (Schnittergeld; 1 bis 2 fl.), beim Einziehen einen Laib Brot (A[n]zöichloab = Einziehlaib); die Großmagd 70 bis 90 fl. und die üblichen Geschenke; der Großknecht erhielt 80 bis 100 fl., eine Schürze, ein Hemd, ferner Geschenke zum Jahrmarkt, Weihnachten, auch Schnittergeld. (Sittna, um 1898.) Der Hütjunge (Ochſnbou), den es damals noch gab, hatte gewöhnlich 10 bis 15 fl. Lohn und Geschenke. Bis

Digitized by Google

um 1870 hatte eine Großmagd 12 fl. Jahreslohn, ein Kleid, ½ Strich Gerste (andere 1 Napf Lein), 2 Pfund Schafwolle, ein Knecht 30 bis 35 fl. Lohn, ein Hemd, eine Schürze, der Kleinknecht 3 fl. Lohn und eine blaue Schürze (1865), später (1880) 12 fl., 2 Hemden, 2 Schürzen. Die Dienstboten durften auch Lein säen oder erhielten statt dessen Leinwand. (Nach Angaben meines Vaters.) Heute verlangt jede Großmagd 3000 bis 4000 Kč Lohn, zum Sommer ein Kleid, Jahrmarkt- und Weihnachtsgeschenke (Schuhe, Lederpantoffel, Tücher usw.), Bettzeug u. a.; die kleine Magd 1500 bis 2500 Kč und Kleidungsstücke, der Knecht 4000 Kč und Kleidungsstücke, Wäsche und zu gewissen Zeiten Geschenke. Außerdem erhalten die Dienstboten Essen und Wohnung, zu Ostern Eier und Ostergebäck, zur Kirchweih Kuchen, zu Weihnachten Weihnachtsgebäck, Obst usw., früher bekamen sie beim Ausziehen das sogenannte „Mirtaharl" (= Martinshörnl, ein Gebäck).

— — — — — — — — — — — —

Bauernsöhne und -töchter, Knechte und Mägde kamen früher täglich an den Winterabenden in der Rockenstube zusammen, es wurde gesungen, getanzt, gespielt und gesponnen. Heute gibt es diese Rockenstuben nicht mehr, es wird nicht mehr gesponnen, die Dorfjugend findet sich in den „Hutschastubm" zusammen. Wenn früher die Hütjungen unter die Knechte gingen, mußten sie eine Art Eintrittsgeld entrichten (1 fl.), das zum Ankauf von Bier verwendet wurde. Diese Art Eintrittsgeld (Eintritt in eine Gemeinschaft) mußten übrigens auch diejenigen entrichten, die in eine fremde Gemeinde heirateten (Einstond zohln), auch der Maurer, wenn er anfing als solcher zu arbeiten. — Die fröhlichsten Stunden verlebt die Dorfjugend beim Tanz im Wirtshause, besonders zur Faschingszeit. Der Tanz begann da noch vor dem Kriege schon am Samstag und dauerte bis zum Aschermittwoch um 12 Uhr nachts. Er wird von den Zechknechten veranstaltet. Männer, Frauen und die Burschen zahlen an zwei Tagen, Sonntag und Dienstag, Eintrittsgeld (5 Kč), die Mädchen ebenfalls an den zwei Tagen, außerdem aber müssen sie „lösen" (löisn, bis 80 Kč), ferner schenken sie den Burschen, die sie am Dienstag zur „schönen Stunde" zum ersten Tanz führen („Einföihra"), Zigaretten, Taschentücher oder einen Strauß mit Band. Früher wurde eine Zechmagd gewählt, die als erste zu „lösen" hatte. Die Mädchen wurden in einen Nebenraum geführt, dort mußten sie zahlen, dann erhielten sie einen Trunk Bier, worauf sie weiter tanzen durften. Die Mädchen zahlten früher überhaupt nur zum Faschingtanz ihr Lösegeld (5—10 fl.), bei anderen Tanzunterhaltungen hatten für alle Kosten (Musik, Saal usw.) die Burschen allein aufzukommen. Der Tanz am Faschingmontag gehört den Verheirateten. Die Burschen ziehen an dem Tage schon in aller Frühe von Haus zu Haus (gehen „Gossonan"), erhalten Getreide, Rauchfleisch, Sulz, Krapfen und von den Mädchen Schnaps. Am Faschingdienstag hat die Jugend das Vorrecht beim Tanz. Den Erlös von der Fasching (Schlüaglgöld = Schlegelgeld) vertrinken die Burschen gemeinsam. In Elhotten sagte man: Heint wiad pritscht. —

Kauf und Verkauf von Haustieren spielen sich folgendermaßen ab: Nach dem Handschlag als Zeichen des abgeschlossenen Kaufes erhält der

Digitized by Google

Verkäufer das „Drafgöld". Innerhalb dreier Tage war früher das Tier abzuholen, ansonsten Tier und Angeld dem Verkäufer blieben. Heute freilich ist das nicht mehr so, der Käufer kommt oft erst nach Wochen um das Tier, muß aber selbstverständlich entsprechend mehr zahlen. Zum Wegführen des Tieres verlangt er einen Strick (aus Glück), den er nicht mehr zurückgeben darf. Nach einem größeren Verkauf trank man vor Jahren (heute ist das selten geworden) den „Leihkoff" (Leikauf). Knecht oder Magd erhalten vom Käufer ein „Stallgeld" (1—5 Kč).

Mieter und Vermieter schließen ihren Vertrag meist mündlich ab. Geschieht es dennoch schriftlich, dann erhält er in der Regel nur wenige Bestimmungen, wie etwa der folgende:

Pachtvertrag (?)

gültig vom 1. Jänner 1912. Zins jährlich 72 Kč, zahlbar ¼jährlich. Zu benutzen sind 2 Zimmer, Hausboden auf Heu, Stubenboden fällt zurück, ein Ziegenstall und der große Stall auf Gänse und Hühner und Schweine, und der Keller. Sollte noch eine Partei wohnen, so haben beide Parteien den Keller zu benutzen. Weiters hat der Inwohner den Rauchfangkehrer und Nachtwächter zu bezahlen.

Milikau, am 1. Jänner 1912. N. N.

Die erste, auf rechtlicher Grundlage fußende Gemeinschaft war die Dorfgemeinde. (Vgl. Viktor Ernst, Die Entstehung des deutschen Grundeigentums, Stuttgart 1926.) An der Spitze stand der Dorfrichter, dem ein Rat und später ein Gemeindeschreiber zur Seite standen. Das Gemeindeansagen geschah so, daß am Dorfplatz oder vor dem Hause des Richters von diesem getrommelt wurde, und zwar als Zusammenruf für Bauern galten 3 Schläge, für Bauern und Häusler 6 Schläge (bis 1860). Später dann ging stets ein Stab (aus Zwetschkenholz), der „Gmoischlüagl" von Haus zu Haus, bei Zusammenkunft der Bauern ein kleiner, bei einer der Bauern und Häusler ein größerer. Noch später wurde an den Stab ein Zettel gehängt. „Heint möi ma in d' Gmoi göih(n)", hieß es da. Heute geschieht die Einberufung des Gemeindeausschusses mittels Zettels, der von Haus zu Haus getragen wird („Da Zettl göiht um"). Bis um 1870 nannte man den Vorsteher Richter. Er wurde auf 3 Jahre gewählt von der ganzen Gemeinde im Beisein eines amtlichen Organs. Der Richter hatte die Robotleistung zu regeln, die für jeden Hof vorgeschrieben war, keiner ausgenommen. Er sagte die Gemeinde an, mußte bei der Assentierung anwesend sein. Jeder, der zur Musterung ging, erhielt in Milikau 1 fl., vor 1870 jeder Rekrut 12 fl., nach Befreiung der Gemeinde von der Abgabe an das Kladrauer Kloster sogar 24 fl., später wieder nur 4 fl. Der älteste Sohn war vom Militärdienst befreit, mancher erkaufte sich die Befreiung, indem er beispielsweise einem Knecht eine bestimmte Geldsumme zusteckte, der dann für ihn eintrat. — Gemeindeschreiber und Kassier erhielten für ihre Arbeit um 1880 6 fl. Große Gemeindesitzung war am Jakobitage.*) Da wurde die Gemeinderechnung vorgelegt. Es gab keine Bücher in der Gemeinde, sondern auf dem Tisch wurden mit Kreide Einnahmen und Aus-

*) Da sagte der Bauer: Scho wieda Jakobi, vüll friß i, weng hob i.

Digitized by Google

gaben vermerkt und dann „mit dem Hader quittiert". Nach der Sitzung kam ein Faß Bier in die Stube, der Lehrer spielte auf der Geige und man saß bis in die späte Nacht beisammen. Falls einmal der Gendarm beim Richter vorsprach, wurden schnell einige Nachbarn zusammengerufen, man ging ins Wirtshaus und trank. Manche Gemeinde hatte jährlich in der Gemeinderechnung 300—400 fl. „Schandarmböia". (Zu Gemeinde vgl. Grimm, „Hammer" und „Stab".)

Eine wichtige Person in der Gemeinde war immer der Gemeindehirt. Er kannte Kräuter und war Tierarzt. Er wurde zu Martini gedingt. Das Angeld betrug 1 kr. War er aufgenommen, mußte er ein Faß Bier bezahlen und dreierlei Fleisch auftragen lassen („Höitaleikoff".) Er hütete Rinder, Schafe und Schweine. Wenn er am Morgen die Tiere auf die Weide trieb, blies er auf seinem Horn (Ochsenhorn mit Federkiel). Der erste Austrieb im Frühjahr war feierlich, die Leute besprengten die Tiere mit Weihwasser, den Rindern feilte der Hirt die Hörner ein bißchen ab, wofür er Eier erhielt. Im Herbst, wenn die Leute ihr Getreide ausgedroschen hatten, bekam er von jedem Häusler ½ Napf Korn pro Kuh, zur Kirchweih einen Kuchen, von den Bauern entsprechend mehr. Er hatte selbst oft viele eigene Schafe, die er auf Bauernwiesen weidete und in Bauernställen unterbrachte. Auch hatte er oft ein Feld, das ihm die Bauern abwechselnd ackerten. Damals ging es den Bauern nicht immer gut. „Sie liehen von Juden Geld aus, wofür sie hohe Zinsen zahlen mußten und bekamen von ihnen außerdem Schafe einquartiert („Halb Wolle, halb Lamm" hieß es)." Am Jakobitage hatte der Hirt Feiertag, da mußten die Dorfburschen die Säue, die Männer die Kühe und Schafe hüten. Heute gibt es nur noch Gänsehirten, die jede Woche Brot und Mehl in den Häusern sammeln und im Herbst für jede gehütete Gans 2 Kč erhalten. — Nach dem 15. August darf auf allen Gemeindewiesen gehütet werden, in Milikau seit 1926 nach dem 1. September.*)

Eine andere wichtige Person ist der Gemeindeschmied. Auch er wurde zu Martini gedingt, das Angeld betrug ebenfalls 1 kr. und auch aus diesem Anlasse gab es einen Leikauf (Schmiedleikoff). Der Schmied mußte 1 Faß Bier bezahlen, Fleisch und Butter herbeischaffen. Oft, wenn kein Fleisch mehr vorhanden war, wurden aus den Ställen Hühner herbeigeholt, auch Eier, dann wurde weitergegessen und gezecht. Der Gemeindeschmied mußte alle Reparaturen unentgeltlich ausführen, nur für Neuarbeiten wurde er bezahlt. Er erhielt aber Felder und Wiesen (Schmiedfelder, 15 Strich in Milikau) zugewiesen, für das Dengeln der Sensen erhielt er von jedem Bauer jährlich 1 Laib Brot. Auch der Schmied war Tierarzt.

Ferner sei auch des Nachtwächters gedacht. Gewöhnlich ist er zugleich auch Flurhüter und Gemeindediener. Früher besaß er ein Horn, auf dem er zur Nachtzeit jede Stunde blies. Eine Zeit besorgten in Milikau Bauern die Nachtwache (S. die 183. Umfrage unserer Zeitschrift). Früher erhielt der Nachtwächter von den Häuslern 2 kr. und 1 Kuchen zur Kirch-

*) Gemeindewiesen und -Felder sind auf 6 Jahre verpachtet.

Digitized by Google

weih, von den Bauern 5 kr. und ebenfalls Kuchen. Heute ist er entsprechend besser bezahlt, bekommt außer Geld auch Getreide.

Schließlich war auch der Lehrer Gemeindeperson. In Milikau z. B. erhielt er stets dort, wo er gerade unterrichtete (Wanderschule!), das Essen. Jeden Samstag brachte ihm jedes Kind 2 kr. Alljährlich bekam er einen halben Napf Korn von jedem Häusler, 1 Napf vom Kleinbauer und 2 Napf vom Großbauer. Außerdem hatte er Felder (Schulfelder; gegen Wrbitz noch heute das „Schulfeld"). Das war die Zeit, da der Lehrer, um leben zu können, auch ins Gasthaus gehen und den Dorfburschen zum Tanz aufspielen mußte.**)

Axt-Aberglaube

Von **Josef Kern**, Leitmeritz

Die Umfrage 227[1]) gibt Gelegenheit, den innigen Zusammenhang von Volkskunde und Vorgeschichte neuerlich[2]) zu belegen.

Der Fetisch ist ein Zaubermittel, ein Gegenstand natürlicher Herkunft oder künstlicher Herstellung, in dem man eine höhere (d. h. über die menschliche hinausgehende) Kraft wirksam glaubt. Dieselbe ist aber nicht untrennbar mit ihm verbunden gedacht. Deshalb schützt und birgt sie Geheimnis. Im Amulett und im Talisman besteht der Fetisch bei uns fort. Ersteres wirkt am Orte seiner Anbringung; diese Art und Weise seines Gebrauches, bzw. die leichte Trag-, Auf- oder Anhäng- und Verbergbarkeit sind für dasselbe wesentlich. Es dient dem Abwehrzauber, wirkt also vorbeugend, apotropäisch, im Gegensatze zum Talisman, der ein aggressives, selbst angreifendes Zaubermittel darstellt.

Diese notwendige Scheidung der Begriffe läßt den Gegenstand unseres Steinbeilaberglaubens klar als Amulett erkennen.

Vor Eintritt in die Untersuchung wollen wir sie stofflich begrenzen. Hiebei ergibt sich, daß diese Grenzen die eingangs erwähnte Einzelform des Aberglaubens weit übergreifen. Und auch das ist wieder leicht verständlich, denn die Axt ist universelles Pionierwerkzeug der menschlichen Kulturentwicklung und Waffe zugleich. Von ihrer Ausgangs- bis zu ihrer derzeitigen Endstufe läuft ihre ununterbrochene Formenkette, welche die Keilgestalt aus der Jungsteinzeit im Grunde fast unverändert bis in unsere Tage trägt. In diesem allem offenbart sich eindeutig eine Verbundenheit

**) Den Stoff zu dieser Darstellung habe ich im Laufe von vier Jahren in den Dörfern der Umgebung von Mies gesammelt. Viele wertvolle Mitteilungen verdanke ich dem nun verstorbenen Herrn Wenzel Fischer aus Milikau. Eingesehene und zum Vergleichen herangezogene Literatur: Alois John: Sitte und Brauch in Westböhmen, Reichenberg, 1924; J. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer, Leipzig, 1912; Schröder-Künßberg: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, Leipzig, 1919; Tacitus: Germania. Viktor Ernst: Deutsches Grundeigentum, Stuttgart, 1926. — Zeitschriften: Unser Egerland. Sudetend. Ztschr. f. Vlk. Festschrift des Mieser Gymnasiums 1870—1920, Mies (Familiengeschichtliches). Ztschr. f. bayr. Landesgeschichte, München.

Digitized by Google

von Mensch und Zeit, die dem so merkwürdig scheinenden Steinbeilaberglauben seine Seltsamkeit abstreift.

Bei solcher Betrachtung gewinnen wir aber auch eine ungezwungene Gruppierung aller Formen dieses Aberglaubens in drei Abschnitte, die alles davon geordnet aufzunehmen imstande sein wird, was für den Axtglauben in Europa gilt:

Abb. 1.
Steinbeil von Deutsch-Kopist.

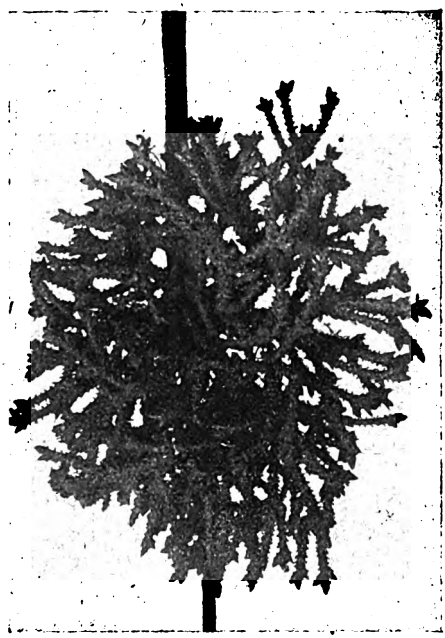


Abb. 2. Hexenbesen aus Graber.

A. die abergläubische Verwendung aufgelesener Steinbeile,
B. den vorgeschichtlichen Axtglauben und
C. den neuzeitlichen Axt-Aberglauben, sofern er die Axtform betrifft.

* * *

A.

Dieser Abschnitt unserer Untersuchung müßte bei der Vielfältigkeit der feststellbaren Erscheinungsformen[3]) durch bloßes Aufzählen derselben ungemein umfänglich und damit natürlich abermals unübersichtlich werden. Daher sei hier der erstmalige Versuch gemacht, auch für sie eine brauchbare und bequeme systematische Formel zu schaffen, zu welchem Zwecke wir uns nächstliegend ja nur an die Merkmale des Amulettes zu halten brauchen.

I. Gegenstand: seiner Natur nach
1. zwar künstlich, unkritisch aber als natürliche Bildung aufgefaßt,
2. steinbeilähnlich aussehende Naturspiele[4]).

Digitized by Google

II. Name[5]):
1. Donnerkeil[6]) und
2. Donnerstein[7]),
3. Blitzstein[8]),
4. Strahlstein[9]),
5. Wetterstein[10]), ferner die den Donnerkeilen in Form, Anwendung und Wirksamkeit völlig entsprechenden
6. Druten(Druden)steine[11]).

III. Anwendung: bezüglich des Ortes, u. zw.
in Bauwerken, nämlich
1. im Dachraume:
a) im erhärteten Lehmbrei der Stroh-Dachschöbel,
b) unter Dachsparren,
c) in Giebelmauern;
2. im Mauerwerk der Häuser[12]);
3. im Mauerwerk anderer Baulichkeiten[13]);
4. im Stallraume, u. zw.
a) unter der Schwelle,
b) unter der Krippe (Tränke, Raufe),
c) im Stallpflaster,
d) an die Stalldecke gehängt;
5. im Hause bloß verwahrt[14]);
6. im Hause verwahrt zu besonderem Gebrauche als Unglücksabwehrmittel[15]), u. zw.
a) gegen Brandschaden (Blitzschlag, Feuer)[16]),
b) gegen Krankheit (von Mensch und Tier)[17]),
c) gegen Feldschaden[18]);
7. immer im Wohnraume, u. zw.
a) über der Stubentür (angenagelt oder aufgehängt)[19]),
b) an der Stubendecke hangend;
8. nur gelegentlich und an besonderen Plätzen im Wohnraume, u. zw.
a) an der Wiege[20]),
b) in einer Schüssel auf dem Stubentische bei Gewitter;
an dem menschlichen Körper, nämlich
9. unter oder in der Kleidung getragen, u. zw.
a) ungefaßt
α) in der Achselhöhle[21]),
β) in der Tasche,
γ) in besonderen Behältnissen (Säckchen),
δ) eingenäht in der Kleidung,
ε) gelocht an einer Schnur getragen[22]);
b) gefaßt[23]);
10. im Körper (gepulvert eingenommen)[24]);
bezüglich der Art, u. zw.
hinsichtlich der Verwahrung, nämlich

Digitized by Google

11. gänzlich und dauernd verborgen[25]) (III, 1 bis 4, b);
12. z. T. sichtbar, aber unkenntlich (III, 4, c);
13. sichtbar verwahrt, u. zw.
    a) geheim (III, 5),
    b) zeitweise offen (III, 6 u. 8),
    c) immer offen (III, 4, d, u. 7);
    hinsichtlich des Gebrauches, nämlich
14. nur persönlichem oder
15. auch fremdem dienend[26]);
    hinsichtlich der Behandlung, nämlich
16. keine besondere,
17. verstärkende[27]),
18. besondere (Bad, Salbung)[28]).

IV. Wirkung:
1. nach verbreitetster, allgemeiner Auffassung dem tatsächlichen Amulettcharakter entsprechend Abwehrzauber,
2. vereinzelt früher auch übertragenen, talismanischen[29]) Charakters (verursacht durch VI, 2), also Zaubermittel,
3. zurückgleitend in den ursprünglichen Fetischcharakter[30]) (siehe III, 18).

V. Träger des Aberglaubens:
1. Bauernstand,
2. andere Stände[31]).

VI. Verbreitungsart:
1. mündliche Überlieferung,
2. Gelehrtenmeinung[32]) als deren verstärkter und abgewandelter Widerhall (siehe IV, 2).

VII. Zeit:
1. vorchristliche[33]),
2. christliche Zeit[34]) bis auf uns.

Selbstverständlich können neue Forschungsergebnisse diese Aufstellung noch erweitern.

* * *

Als Anwendung unseres vorstehenden Systems seien die wenigen Belege des Steinbeilaberglaubens in unserem nordwestböhmischen Elbegau aufgezählt:

R. v. Weinzierl[35]) kannte diesen Aberglauben bei uns noch in der Form

II / 1 — III / 7, a / 13, c / 14 / 17 / — IV / 1,
XIX. Jahrh., letztes Drittel,

u. zw. noch ziemlich stark im Leitmeritzer Mittelgebirge und besonders auf dem linken Elbufer verbreitet. Der „Dunnarkeil", bei Gewittern mit frommer Scheu betrachtet, war oder der Tür festgenagelt und (zur Verstärkung seiner Wirkung) mit verschiedenen Mit-

Digitized by Google

teln frommen Aberglaubens vergesellschaftet, unter denen Weinzierl neben Zwiebel Knoblauch — das bekannte Abwehrmittel gegen Dämonen (siehe Kern, Vorzeitglaube, S. 31 u. Fußn. 31), dessen Genuß (Bäh-schnitten) Badende vor dem Wassermanne schützt[36]) und der auch gegen Krankheit fest macht — und Palmkätzchen nennt. Letztere aber bilden gewissermaßen den christlichen Ersatz für den Donnerkeil, denn nach der Anschauung des Volkes vermögen geweihte Palmzweige das Haus gleichfalls vor Blitzschlag und Brand zu schützen, weshalb sie hinter den Hausegen über der Stubentür, hinter Kreuz und Heiligenbild oder unter die Dachsparren gesteckt werden[37]), wie sie auch, zu Ostern von den Kindern immer noch verschluckt, ein ganz landläufiges[38]) Apotropäikum gegen Halskrankheiten darstellen, dessen Wirksamkeit nach dem Volksglauben bis zum nächsten Osterfeste anhält.

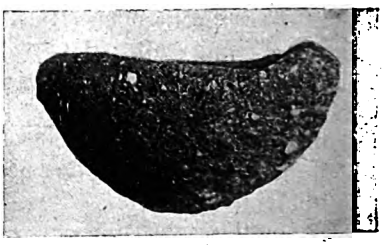


Abb. 3. Natürliches Steinschüsselchen aus Leitmeritz.

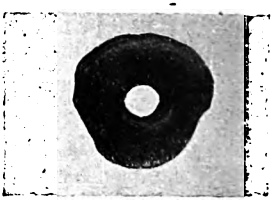


Abb. 4. Natürlich gelochter Eisenkiesel aus Leitmeritz.

Weinzierl besaß in seiner Lobositzer Lokalsammlung[39]) eine recht schöne Lochart nordischer Form, die, einst auf den herrschaftlichen Feldern bei Gastorf gefunden, lange Jahre als „Donnerkeil" in Verwendung stand.

Seither aber scheint der Glaube an die Abwehrkraft solcher, bzw. deren Verwendung in unserer Zeit und Gegend fast völlig geschwunden. Ich selbst konnte — anscheinend als letzten Ausklang dieses Aberglaubens — nur noch in einem Bauerngehöft eines Geltschdorfes unseres Elbegaues die bedachtsame Verwahrung eines vererbten Steinbeiles[40]) verzeichnen, das dem Besitzer nicht feil war und das seinen angestammten Platz im Hause, auf der „Almer" nämlich, hatte. Etwas Genaueres über die Art und Weise seines vermutlichen Gebrauches, bzw. der ihm zugedachten Wirksamkeit habe ich allerdings nicht erfahren können, was bei der Verschlossenheit unserer alten Bauern bezüglich ihrer abergläubischen Meinungen indes nicht wundern darf, uns aber leider zwingt, darin, vorläufig wenigstens, eine Endform des Steinbeilaberglaubens bei uns zu erblicken, welche der Formel

Abb. 5. Doppelaxtförmiges Amulett, aus Feuerstein geschlagen. Leitmeritz.

III / 5 / 13, a / 14 / 16,
Beginn XX. Jahrh.,

entspricht.

Digitized by Google

Unterdes jedoch hat sich jetzt in nächster Nähe von Leitmeritz der alte Aberglaube in deutlichster Weise noch lebendig gezeigt. Heuer[41]) konnte ich das erste Stück eines in abergläubischer Verwendung gestandenen Steinbeiles meiner Sammlung einverleiben. Es läßt sich durch die Formel ausdrücken

III / 4, d / 6, b / 13, c / 14 / viell. auch 17 / — IV / 1,
unmittelbare Gegenwart.

Ich verdanke es dem Mitgliede der Leitmeritzer heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft, Herrn Major a. D. Edmund Donek, nach dessen Angaben dieses Steinbeil [Abb. 1] [42]) im Viehstall eines Bauerngehöftes von Deutsch-Kopist (Bez. Leitmeritz, linke[43]) Elbseite) aufgehängt gewesen war, aber, da in diesem Stalle trotzdem Vieh fiel, aus Enttäuschung und im Ärger über seine Wirkungslosigkeit entfernt und gleich nachher von meinem Gewährsmanne, Herrn E. Donek, erworben wurde, der hiebei gute Gelegenheit fand, obige Umstände müheloser, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, zu erheben.

Die eigenartige Verflechtung und Verknotung seiner Aufhängeschnur (Zuckerschnur = derber Spagat) ließe sogar vermuten, daß möglicherweise dabei auch irgendwie Knotenzauber[44]) hereinspielte.

B.

Diese Gruppe bedarf hier eingehender Erörterung nicht, da der in vorgeschichtlicher Zeit geübte Axtglaube Gegenstand der Vorgeschichtsforschung ist, er kann aber als unzweifelhaft mit dem Steinbeilaberglauben verwurzelt an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben.

Sein Bestehen belegen eine ganze Anzahl Erscheinungen, die z. T. im vorigen Abschnitte bereits gestreift wurden[45]). Vor allem sind es die vorgeschichtlichen steinernen Amulette in Axt-(und Hammer-)form, über welche die Literatur genügend Hinweise und Abbildungen bringt, so daß wir hier nur auf sie verweisen brauchen[46]). Ihr Amulettcharakter tritt besonders dort eindeutig in Erscheinung, wo es sich um mehr oder minder kleine Äxte, Doppeläxte und Hämmer aus Bernstein[47]) handelt, die in der Literatur meist — aber nicht zutreffend — als bloße Anhänger oder Perlen[48]) geführt sind. Aber auch bei den Felsit- und Feuersteinminiaturbeilchen der Vorgeschichtsliteratur[49]) werden wir nicht an Kinderspielzeug oder Miniaturbeigaben, sondern vielmehr an Amulette zu denken haben.

Winzige Flachäxte aus Felsit[50]) treten auch in dem steinzeitlichen Kulturnachlaß Nordwestböhmens auf[51]), mit Sicherheit aber läßt sich als Amulett nur ein einziges Fundstück meiner Sammlung deuten, ein von mir szt. im Leitmeritzer Elbschotter gefundener Feuersteingegenstand, zugleich bisher der einzige Vertreter figural geformter Feuersteine[52]) aus Nordwestböhmen. In ihm [Abb. 5] dürfen wir wohl unbedenklich die Doppelaxtform erkennen, durch die sich der Streufund allein schon der auch bei uns erschlossenen nordischen Kultur der Jungsteinzeit eingliedert.

Digitized by Google

C.

Auch die letzte Gruppe wird in unserer Untersuchung wenig Platz beanspruchen, soweit es sich um Nachweise aus unserem Nordwestböhmen handelt. Weil indes in dieser Gruppe der Axtaberglaube der Neuzeit zu Worte kommt, wird es sehr wichtig sein, hier auf die Notwendigkeit der Aufsammlung aller noch erfaßbarer, die Axt (und den Hammer) in Volksbrauch und Volksmeinung irgendwie betreffenden Überlieferungen zu verweisen und zur Mithilfe aufzurufen. Betrifft **B.** die längst vergangene Form, so beinhaltet **C.** auch die letzten Gegenwartsformen dieses Volksglaubens, und mit dieser Feststellung sei der Sammlungs- und Forschungsarbeit ein Teilziel gesteckt, ehe altes Erbe spurlos vertan ist.

Auf die Abwehrwirkung stechender und schneidender, also spitzer und scharfer Dinge[53]) hier einzugehen, erspare ich mir und verweise nur auf die kennzeichnende Abwehrwirkung der Axtschärfe gegen nächtlichen Abbesuch und auf den Gebrauch silberner Äxtel bei den „Hackebrüderschaften"[54]).

Unzweifelhaft werden sich — in letzter Stunde noch — solche Belege für andere Gegenden und nach anderer Richtung hin vielfach mehren, falls ihnen Aufmerksamkeit wird.

Anhang

[1]) Sudetend. Ztschr. f. Volksk., V., S. 126.

[2]) S. J. Kern, Vorzeitglaube in nordwestböhmischem Volksbrauch, Sudeta IV., S. 20 bis 39, m. 19 Abb.

[3]) Eine Fundgrube solcher ist besonders die ältere Vorgeschichtsliteratur, so z. B. das Correspondenzblatt d. D. Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. (1870 bis 1923), das bei dieser Arbeit mitbenützt wurde, ebenso wie die Zeitschrift f. Ethnol. derselben Gesellschaft (ab 1869). Das Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit (ab 1925) bringt in den Fundnachrichten trotz deren knappster Form wieder sehr dankenswert Hinweise bei einschlägigen Funden.

[4]) S. darüber Johannes Ranke, Drudensteine und Donnerkeile, Korresp.-Bl. XXIV, S. 101 u. Abb. 1 u. 2, S. 102. — Über Naturspiele als „Scheinbare Steinartefakte" s. M. Verworn, Korr.-Bl. XXXVII, S. 43 f.; über natürlich gelochte Brauneisensteine in vorgeschichtlichen Gräbern Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges. XXIII, S. 25.

[5]) Steinbeile, durch den Pflug emporgebracht und vom Regen reingespült, reizen den nachdenksamen Finder, den Landmann, zuerst und zumindest zu einem Erklärungsversuche bezüglich ihrer Herkunft. So kamen sie in alter Zeit schon (s. Fußn 32) und an verschiedenen Orten der Erde zu ihrer Bezeichnung „Donnerkeil", dessen Grundwort durch die Keilform und dessen Bestimmungswort durch die Beobachtung einschlagender Blitze gegeben war. Weil nach starken Gewittergüssen diese Geräte am ehesten gefunden wurden, mußten sie — die doch vorher nicht bemerkt worden waren — wohl oder übel vom Himmel gefallen sein. „Vom Himmel" aber ist „überirdisch" und bedeutet an sich schon einen Vorzug für Gegenstand und Finder gleichermaßen, ein großes Glück. Hier sei daran erinnert, daß Überlieferungen ja auch vorgeblich vom Himmel gefallene Schilde und Schwerter kennen. (S. dazu „Regenbogenschüsselchen" und „Froschregen".) Da die Bezeichnung „Donnerkeil" altes Gemeingut ist, erübrigt sich jeder Versuch, sie von Anbeginn etwa mit „Donar" in Verbindung setzen zu wollen. — Gegenstand des Steinwaffenaberglaubens sind übrigens nicht etwa nur Steinbeile (Flach- und Lochäxte), sondern auch Feuersteinpfeilspitzen. S. dazu M. Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen, 1. Ausg., Wien 1892, S. 24 u. Abb. 8. Eine ganz andere Deutung wieder fanden in Volksglauben und Gelehrtenmeinung die vorgeschichtlichen Gefäße, die teils als Werk der Unterirdischen (Zwergentöpfe), teils

Digitized by Google

als in der (frühlingsschwangeren) Erde gewachsen aufgefaßt wurden. Zusammenfassend darüber K. Franz, „Selbstgewachsene" Altertümer, Wiener Präh. Zschr. XVIII, S. 10 bis 21.

6) Nach dieser Auffassung schlägt der Blitz den Donnerstein als „Schuß" (d. i. Geschoß) 7 Klafter tief in die Erde. (Vgl. dazu die Redensart vom Blitz [Wetter], der etwas „in Grund und Boden schlage".) Der Donner entsteht durch dieses Hineinschlagen. Sieben Tage und sieben Nächte hindurch (nach anderer Meinung sieben Jahre) wächst der Stein wieder an den Tag und ist dann ein Donnerstein oder Wetterstein. Wem fiele bei vorstehender Erklärung nicht sogleich die enge Beziehung zu den „Donnerbüchsen", den mittelalterlichen Geschützen, ein? Zu Aachen gab es im Jahre 1346 eine Büchse, „Donner zu schießen." (Vgl. das Vertreiben von Gewittern durch Schießen und Glockenläuten.) — Mit Donner in Verbindung gebracht erscheinen (mit Ausnahme von Donnerstag und Donnersberg natürlich) eine ganze Anzahl Dinge des Volksglaubens, deren Aufzählung hier darum einmal erfolgen möge: Donnerkeil, Donnerstein, Donnerbock (Donnerpuppe, Hirschkäfer), Donnerblümchen (bei uns „Gewittabliml"), Donnerkraut, Donnerbart oder Donnerwurz (Dachwurzel, Dachlauch, Hauswurz), Donnerbaum (oder Neunkraut, s. Kern, Aberglaube im Handwerk vor 200 Jahren, Mitt. d. Nordböhm. Exk.-Kl. XXXV, S. 203), Donnerdistel, Donnerglocke (Glockenblume), Donnernessel, -nelke, -rebe, -flug, -zäpflein, Donnerziege (mundartl. „Himmelziege"), Donnerbesen (Astwucherung, s. Fußn. 11). S. auch die Fußn. 7 und 10. — Hauswurz auf dem Dache schützt nach dem Volksglauben das Haus bei Gewitter und Mensch und Tier darin außerdem gegen Krankheit, wehrt also in gleicher Weise Unheil ab wie der Donnerkeil. Karl der Große befahl daher den Gärtnern, sie auf die Dächer zu setzen. Die Zähigkeit, mit welcher der Hauswurz ihr Platz auf den Torpfeilern und Hofmauern unserer Dörfer bis heute gewahrt blieb, läßt diesen Volksglauben auch bei uns beheimatet erscheinen. Ich vermochte darüber allerdings nur noch in Erfahrung zu bringen, daß Hauswurz beim Hause eben „gut sei". Hauswurz soll dem Hause „Glück bringen", kann man jetzt hören. Die einstige ausgesprochen abwehrende Wirkung hat sich demnach zu einer allgemeinen, indifferenten „glückbringenden" verflacht, wie z. B. die alten Apotropäika Zwiebel und Knoblauch bei den Neugriechen jetzt auch nur noch als bloße „Glückbringer" in Stuben und über Türen hängen. — Wie man mit Hilfe des Donnerkeiles nicht nur das einzelne Haus, sondern ganze Städte vor Blitzschlag bewahren zu können glaubte, so scheint in Städten auch die Donnerwurz in gleicher Weise dem Gemeinwohl dienstbar gemacht worden zu sein, indem man ihr einen Standplatz von Allgemeingeltung bereitete. So trug der Roland der Stadt Brandenburg eine künstliche Vertiefung auf seinem Kopfe, in welcher Donnerkraut wurzelte und wucherte, das nach dem Volksglauben gegen Blitzschlag (und Wassernot) sicherte und durch Verbindung mit dem Wahrzeichen der Stadt die ganze Gemeinde unter den Schutz dieses Abwehrmittels stellte. (K. Hoede, Das Rätsel der Rolande, Gotha, 1911.) — Eine kurze aber übersichtliche Zusammenstellung von „Wetterkräutern" (als Gegensatz zu den „Berufskräutern") gab F. Unger, Die Pflanze als Zaubermittel, Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Kulturgeschichte III, Francés Natur-Bibliothek, Leipzig, ohne Druckjahr. Unger betont besonders den Gebrauch des Hartheus oder Johanniskrautes als des vermeintlich wirksamsten Schutzmittels gegen den Blitzstrahl (Steiermark), hoch in Ehren gehalten, da es auch alle Hexereien und Teufelskünste abwehre. Er erwähnt auch den abergläubischen Gebrauch von pflanzlichen Mißbildungen — s. Fußn. 11: Hexenbesen (Hexenei) —, von denen man mancherorts den Gallapfel zur Sicherung des Hauses an dem Küchenbalken aufgehangen habe, den Rosenapfel (Schlafapfel, in unserer Mundart „Schloufpäpl") zur Herbeiführung ruhigen Schlafes brauchte, beides Rollen, die auch der Donnerkeil spielte. In Ungers Darstellung finden wir aber auch unter den „Berufskräutern" bezüglich der ihnen zugeschriebenen Wirkung und der Art und Weise (dem Orte) ihrer Anwendung Analoga zum Donnerkeil.

7) Wie der Name Donnerstein verrät, ist auch das mit (in alten Chroniken genugsam als „erschröcklich" geschilderte) Donnergetöse verbundene Niedergehen berstender Meteoriten Ursache der Bezeichnung geworden, weshalb auch Meteoriten

Digitized by Google

und ihnen Ähnliches (Eisenschlackenklumpen, auffällige Eisensandsteinblöcke) diese Bezeichnung erhalten können. S. dazu z. B. J. Vogel, Der wandernde Donnerstein, Mitt. d. Nordb. Exk.-Kl. XV, S. 352 f. Freilich zeigt letzteres Beispiel bereits den völligen (einst unter christlichem Einfluß einsetzenden) Wandel abergläubischer Anschauungen, da er, statt die Blitze abzuwehren, sie vielmehr anzieht. Der „Donnerbesen", dessen blitzabwehrende Kraft vordem am Hausgiebel, auf dem Dachboden oder in der Stube wirkte, mußte sich aus gleichem Grunde eine Degradierung zum „Hexenbesen" gefallen lassen, den man im Hause nicht aufbewahren dürfe, da es sonst einschlage (s. dazu Fußn. 11 u. 37). Der Donnerbart wurde ebenso zum Teufelsbart.

[8]) Diese Bezeichnung bestätigt das Bestehen der Meinung über die Herkunft nach Fußn. 6.

[9]) Der Name hat natürlich mit der radialkristallinen Markasitvarietät nichts zu tun. Strahl ist hier Blitz- oder Wetterstrahl. Unter der Bezeichnung Strahlstein erlagen im ehem. Stuttgarter Naturalienkabinett einige Exemplare vorgeschichtlicher Steinbeile.

[10]) Wetter ist Gewitter. Vgl. dazu unser Donnerwetter! Donnerblümchen nennt man bei uns fast ausschließlich nur noch Gewittablümln. — Der Hexenglaube ließ später auch das „Gewittermachen" hexischen Bosheitszauber sein, welche Meinung unsere Landmundart in der Bezeichnung (dös is ejne rachte alde) „Wätarhexe" verfestigt hat. 1440 wurden im benachbarten Sachsen „ezliche Weiber, die da konnten Hagel und Donnerschläge machen, in welchem Lande oder welcher Mark sie wollten" zu Wittenberg verbrannt (F. Sieber, Sächsische Sagen. Von Wittenberg bis Leitmeritz, S. S. 232, Wetterhexen).

[11]) Ranke, a. a. O.; natürliche Bildungen, Steine mit Löchern, die an Band oder Riemen in der Stube, an der Wiege oder im Pferdestall gegen die Drut (Drude, Hexe, vgl. Drudenfuß) aufgehängt werden. Die Bezeichnung ist insofern irreführend, als solche Steine ja nicht hexischem Bosheitszauber, sondern dessen Abwehr dienen. — Hexischer Bosheitszauber ist die Tendenz all unserer vielen Hexensagen (s. z. B. Kern, Die Sagen des Leitmeritzer Gaues!), ebenso wie er in unseren handschriftlichen Rezeptbüchern bis weit in das XIX. Jahrhundert hinein (Kern, Aberglaube in der Tierheilkunde, Mitt. d. Mk. Ver. f. Heimatforsch. u. Wanderpfl. XLVI, S. 23 bis 26) noch eine große Rolle spielt. Mit Hexe in Verbindung finden sich wieder eine Anzahl Bezeichnungen: Drudenstein = Hexenstein, Donnerbesen = Hexenbesen. Hexenschüsseln sind halbkugelige Eisenstein- bzw. Eisensandsteinschalen, die auch in vorgeschichtlichen Gräbern und Wohngruben angetroffen werden können (Korr.-Bl. IX, S. 89), Hexeneier sind abnorm kleine Eier bzw. Kümmerformen solcher, die man, damit sie kein Unglück bringen, über das Hausdach hinweg fortwerfen muß, und zwar auch hinter sich über die Achsel (vgl. dazu das abwehrende Ausspucken über die Achsel), andernorts gelten aber solche Eier, im Dachgebälk verborgen, als Blitzschutz. (A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 4. Aufl., S. 119. Ebd. verzeichnet: Hexennest, Hexenring, Hexenfackel, Hexenkraut, Hexenkranz, Hexenbutter, Hexenschuß). Hexenmehl ist der Sporenstaub des Bärlapps. Wo Hexenbesen (s. Fußn. 7) verbrannt werden, schlägt der Blitz ins Haus (J. Grohmann, Aberglauben u. Gebräuche aus Böhmen u. Mähren, S. 37). Abb. 2 zeigt einen „Hexnbâsn" aus Graber (Bez. Leitmeritz), über den ich erfuhr, daß solche nicht im Hause bleiben sollen, da es sonst einschlage; Abb. 3 eine der Hexenschüsseln aus den Diluvialsanden der Niederterrasse von Leitmeritz, die zwar von den Findern des Aufhebens wert erachtet wurden, für die aber der Name Hexenschüssel und abergläubische Meinungen darüber nicht feststellbar waren. Vielleicht weiß einer meiner Leser indes darüber mehr. Über abergläubische Verwendung natürlich gelochter Steine s. Kern, Vorzeitglaube, S. 25, hier Abb. 4. Nach Ranke, a. a. O., heißt der Sturmwind auch Drutenwind, d. i. Hexenwind; bei uns der (krankmachende) Wirbelwind Quergl-wind. Winddämonen wurden zu Windhexen (Kern, Vorzeitglaube, S. 26 f., Windfüttern, Windabwehr).

[12]) Die Beispiele III / 1, a (Nachr.-Bl. VII, S. 166), III / 1, b (Korr.-Bl. XV, S. 149), III / 1, c (mündl. Mitt. † Oberlehrer A. Wanschura, Krschestschitz [Bez. Leitmeritz]: beim Abreißen einer alten Giebelmauer gefundenes Stein-

Digitized by Google

beil; s. dazu F. Hantschel, Präh. Fundchronik, Leipa, 1897, S. 29), III / 2 (Nachr.-Bl. III, S. 72), III / 4, b (Korr.-Bl. XXV, S. 53) uff. beweisen, daß diese „Donnerkeile" für ihre Verwendung bereitgestellt gewesen sein müssen.

13) Z. B. Setzkeil aus einer Kirchhofmauer, Nachr.-Bl. VIII, S. 59, ein seines Fundortes wegen besonders interessanter Beleg dieses Aberglaubens.

14) Z. B. Kern, Vorzeitglaube, S. 35. — Interessant ist auch die Rolle des im Hause aufbewahrten Donnerkeiles als Gewitterankündiger. Wenn der Donnerkeil schwitzt, kommt ein Gewitter. Bei uns spielen „schwarze Steine" (Basalt, hygroskopisch!) dieselbe Rolle, wenn sie sich im Mauerwerk alter Häuser und Ställe als Baumaterial mitverwendet finden. Man könnte daraus ableiten, daß es sich bei solchen „schwitzenden" Donnerkeilen um schnurkeramische Steinäxte gehandelt hat, da Basalt erst in dieser Zeit das Werkmaterial (hauptsächlich für Fazettenäxte) abgab. — Ein Beleg für die Wertschätzung des Donnerkeiles ist der bekannt gewordene Fall, daß eine nach Amerika ausgewanderte deutsche Familie einen solchen (Form Píč, Starožitnosti, I, 1, Taf. LXIII, Abb. 9) in ihre neue Heimat mitnahm, von wo er Jahrzehnte später wieder nach Deutschland zurückerworben und auch sein beiläufiger Fundbezirk noch erhoben werden konnte.

15) Das Aufbewahren im Hause allein kann noch nicht als Beweis abergläubischer Verwendung gelten, denn es darf nicht übersehen sein, daß gefundene Steinbeile oft auch willkommene Wetz- und Abziehsteine darstellen.

16) Die abergläubischen Meinungen über Verhütung, Ausbruch, Verbreitung, Lenkung (Backöse, Karfreitagöse) und Bekämpfung des Feuers (Brandes) sind ungemein vielgestalt und aufschlußreich. Im Gegensatz zu anderen Ausdrucksformen des Aberglaubens, deren Ausübung durch landesfürstliche (und vorher natürlich durch kirchliche) Verbote verfolgt und bestraft wurde, erfreuten sich jene zur Bekämpfung des Feuers z. T. sogar landesfürstlicher Förderung durch Gebote, so z. B. den Gebrauch der Satorformel betreffend, die, in hölzerne oder zinnerne Teller eingeritzt, den Brand, in den man solch einen vorbereitet zu haltenden Teller warf, zum Erlöschen bringen sollte. — Die Satorformel wehrte nach dem Glauben auch böse Geister ab, wurde deshalb auch auf Trinkschalen angebracht, war also ein Apotropäikum. S. dazu Kern, Vorzeitglaube, S. 34. — Allgemeinere Abwehrwirkung gegen die in Sturmwind und Wetterwolke dahinfahrenden Unholden wird dem Wetterhahn und manchen Zutaten unserer Wetterfahnen zugeschrieben. Siehe Kern, Alt-Leitmeritzer Hausmarken und Wetterfahnen, Leitmeritz. 1923, S. 7 f. und Abb. 2, 3, 4 u. 10.

17) Jede Erkrankung ohne offen zutage liegende Ursache wurde dämonischem Einfluß (später hexischem Bosheitszauber) zugeschrieben, insbesondere Krämpfe (Epilepsie) als Besessenheit gedeutet. S. Fußn. 24.

18) In Schlesien und in Schweden wird der Donnerkeil zum Saatgute gelegt. Diese Erscheinungsform mit Vermehrungszauber zusammenbringen zu wollen, wäre gefehlt. Es handelt sich nur um den Schutz der Saat, also um Abwehr schädigender Flurdämonen, gegen die eine ganze Anzahl anderer abergläubischer Handlungen gerichtet ist (Lärmumzüge, Johannis[Sonnwend]feuer, s. Kern, Vorzeitglaube, S. 26 u. Fußn. 16). Vgl. dazu H. Lipser, Beiträge z. Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes, IX, S. 77, Fußn. 1: Die angekohlten Besenstümpfe der Sonnwendfeuer werden (Peterswald, Bez. Aussig) mit dem Spruche „Ihr Roppm (Raupen) und ihr Schnackn fillt's Kraut in O... lackn" in die Krautfelder gesteckt.

19) Das ist der Platz, den der christliche „Hausegen" nachher eingenommen hat. Tür, Türschwelle und Türsturz sind bedeutungsvolle Örtlichkeiten des Hauses. S. Kern, Vorzeitglaube, S. 35 ff.

20) Nicht nur die Sechswöchnerin, auch das Kind in der Wiege ist von Dämonen bedroht (Wechselbalg!), es darf nie allein gelassen werden oder es muß dann wenigstens „etwas", u. zw. die Nudelwalze, in die Wiege gelegt und das Nadelpolster und den Rosenkranz an die Wiege gehängt bekommen (mündlich von meiner † Mutter, Brauch in Podscheplitz bei Wegstädtl a. d. Elbe, Nachbarbezirk Dauba), oder die „Manglkeile" (kurze Walze der hölzernen Handmangel, welch letztere aus eben dieser Mangelkeule und dem zugehörigen Mangelbrette bestand) zu dem gleichen Zwecke in die Wiege gepackt erhalten (auch in Leitmeritz). Wie die Spitzen der Nadeln im „Nödlpulsta" an der Wiege

Digitized by Google

wirkt nach neuzeitlichem Volksglauben die Axtschneide dämonenverwundend (s. Fußnote 53). Ist dadurch bei beiden der Abwehrzauber ohne weiteres begründet sichtbar, der hier für das Nadelkissen durch das „Geweihte", den Rosenkranz (s. dazu H. Gnielczyk, Mutter und Kind im Volksglauben des Kreises Leobschütz, Schlesisches Jahrbuch, III. Jg., S. 106), bereits wieder in Ablösung begriffen, bzw. im christlichen Sinne gewandelt und ersetzt erscheint — dasselbe Ringen alter und neuer Glaubens- bzw. Brauchtumsformen wie bei Knoblauch und „Palmzweigen" —, besitzt das Steinbeil an der Wiege noch reine Amulettwirkung. Ganz anders muß es freilich bei Nudelwalze und Mangelkeule stehen, denn diesen Dingen fehlen solche Beziehungen zum aktiven oder passiven Abwehrzauber anscheinend völlig. Tasten wir den Gründen ihrer Verwendung nach! Vielleicht, daß auch hier Volkskunde und Vorgeschichte engste Bindung erweisen. Das schutzlose, von Dämonen bedrohte Kind soll nicht allein gelassen werden. Also muß ein Mensch bei ihm bleiben, oder, falls dies nicht möglich ist, muß ihm das so charakteristisch bezeichnete „Etwas" statt des „Jemand" schützende Gesellschaft leisten, d. h. nun aber nichts anderes, als daß Nudelwalze oder Mangelkeule den Menschen ersetzen. Sie dienen also dem Analogiezauber. Wie sie zu dieser Rolle kommen, dafür gibt es m. E. eine treffliche Erklärung. Nudelwalze und „Kaule", wie die Mangelkeule auch benannt wird, Drechslerware, sind in ihrer Urform unbestritten einfache Rundholzabschnitte gewesen. Wir besaßen zu Hause z. B. noch eine solche primitive Mangelkeule, ein starkes Aststück von 10 Zentimeter Durchmesser und 50 Zentimeter Länge, Hauswerk primitivster Zurichtung durch Säge und Schnitzmesser und oberflächlicher Glättung. Zwischen Pfahl, Pflock und Klotz und der menschlichen Gestalt aber bestehen uralte Zusammenhänge, die im Volksglauben aus der Verbundenheit von Mensch und Baum (s. Kern, Unsere Heimatsagen [Die Birke], Jubiläumsschrift d. „Leitmeritzer Zeitung" z. 60jährigen Bestande, Leitmeritz, 1931) heraufführend bis zu den Beziehungen von Kegel, Puppe, Nagel, Stift u. dgl. zum Menschen nachweisbar sind. Ohne auf die bekannten sprachlichen Gleichungen in diesem Belange näher einzugehen, muß doch auf den antropomorphen Charakter ursprünglicher, hölzerner Götterbilder in Pfahlform (und steinerner solcher in Kegelgestalt, s. J. H. Holwerda, Germanische „templa", Götze-Festschrift 1925, S. 183, Abb. 2), auf die Herkunft des Kegelspieles, auf die primitive Form der hölzernen „Docken", holzgedrechselter, rückwärts abgeflachter, bemalter, plumper Holzpuppen in Wickelkindform, auf die Redensart von „Pflock" und „Klotz", „Kegel" und „Stift" verwiesen sein. S. dazu auch E. Jung, Irminsul und Rolandsäule, Mannus XVII, S. 1 bis 34; ferner derselbe, Götter, Heilige und Unholde, Mannus XX, S. 118 bis 161.

21) Wieder bedeutungsvoll ist der Platz in der Achselhöhle. Dort trägt man auch das erste Ei einer schwarzen Henne neun Tage lang, bis ein Kobold ausschlüpft, der u. a. auch die Saaten beschützt (Grohmann, Sagen aus Böhmen, S. 243).

22) Die nachträgliche Lochung von Flachäxten, durchgängig enge oder aber von beiden Seiten her ausgeführte sanduhrförmige Bohrung (letztere nach Art Pič, Starožitnosti, I., 1, Taf. LXIII, Abb. 9), nicht zu Schäftungszwecken, sondern nur zur Aufnahme einer Tragschnur dienlich, ist vielfach festgestellt. S. z. B. Much, Kunsthistorischer Atlas, I, Taf. IX, Abb. 19, u. S. 34, Stillfried, N.-Öst.; auch Nachr.-Bl. VIII, S. 30, deutet solches an.

23) In einfacher eiserner Bandfassung befand sich das Flachbeilchen von Wokowitz (Much, a. a. O., Taf. LXXIII, Abb. 16, a, b, u. S. 164), dessen Fundumstände, wenn sie zutreffen, den noch vorgeschichtlichen (frühest aber erst eisenzeitlichen) Gebrauch des Stückes als Amulett zu belegen vermöchten. Der skythische Goldfund (Fürstengrab, V. Jhdt. v. Chr.) von Bettersfelde (H. Hahne, Das vorgeschichtliche Europa, Abb. 67) enthält ein goldgefaßtes Steinbeil. Einen in Gold gefaßten Donnerkeil sandte 1181 der oströmische Monarch Alexis Komnenos dem deutschen Kaiser Heinrich IV. (Siehe M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, Wien, 1909, S. 373). Vgl. dazu die in geschichtlicher und in vorgeschichtlicher Zeit gefaßten Feuersteinpfeilspitzen. Fußnote 5.

Digitized by Google

[24]) Z. B. gepulvertes Feuersteinbeil gegen Epilepsie, Korr.-Bl. X, S. 8. — Das Einnehmen von Steinmehl und das Ausreiben von Näpfchen und Rinnen zu diesem Zwecke wurde auch bei uns geübt (Kern, Vorzeitglaube, S. 22 f.). — Gegen Epilepsie verwendete die alte Arzneikunst Blut von Hingerichteten („Unsere Heimat", Blätt. f. Heimatk. d. Leitm. Gaues, 1. Jg., S. 3 f., belegt dies für 1729 in Leitmeritz). — An dieser Stelle sei vermerkt, daß aus der alten Apotheke in Auscha (Bez. Leitmeritz) noch Mumienreste als ehem. Heilmittel vorhanden sind.

[25]) Durch archivalische Untersuchung müßte sich aus solchen Baufunden eine wertvolle Zeitreihe für den Steinbeilaberglauben der Neuzeit aufstellen lassen. So ist z. B. für den Donnerkeil III / 1, b der Fußn. 12, publ. 1884, das Alter des Gebäudes mit 200 Jahren festgestellt worden.

[26]) Donnerkeile gibt man kreißenden Frauen in die Hand, damit schwere Geburt verhindert werde. Denn Gebärende sind dem Bosheitszauber besonders ausgesetzt (s. dazu auch Fußn. 20), weshalb man ja auch alles Gebundene ihrer abgelegten Kleidung löst, alle Schlösser im Hause aufsperrt (Kern, Vorzeitglaube, Verknoten und Sperren, S. 22, Fußn. 4). Der Donnerkeil hilft auch gegen weibliche Unfruchtbarkeit, die ebenfalls als „angetan" empfunden wird. — S. zu Unfruchtbarkeit auch Andree, Fußn. 29. Sehr beachtlich dabei ist, daß im Volksglauben diese selbe Rolle auch die Kröte hat (siehe darüber Fußn. 28). Über Beziehung von Hammer und Fruchtbarkeit (Ehe) s. bei Schmid (Fußn. 34). — Auch gegen entzündete Brüste dient der Donnerkeil.

[27]) Neben uralten Abwehrmitteln treten hiebei auch christliche auf und illustrieren den Wandel, aber nicht minder auch die Zähigkeit der Bräuche.

[28]) Diese besondere Handlung, die kultischen Charakter annimmt und einerseits an die Abwartung der „Alraunen", anderseits aber auch an den Näpfchenkult (Kern, Vorzeitglaube, S. 20) erinnert, finden wir in Schweden. — Dem Alraun wurde (wie dem Donnerkeil) Abwehrkraft gegen Unglücksfälle, Zauberei und böse Geister zugeschrieben, er sollte auch weibliche Fruchtbarkeit bewirken (s. dazu Fußn. 26). Die Zaunrübe, mit der man in Mitteleuropa die „echte" Mandragora nachahmte (zwei solcher, aus Rudolfs II. Besitz stammend, bewahrt noch die ehem. Hofbibliothek Wien), findet sich zum Schutze gegen Blitzschlag in Deutschland mancherorts in Bauernstuben aufgehängt, wie andernorts der Donnerkeil. — Mit dem Donnerkeil und dem Alraun teilt sich in die Rolle der Abwehrmittel weiblicher Unfruchtbarkeit auch die Kröte. S. dazu R. Kriß, Das Gebärmuttervotiv, Augsburg 1929, ferner Kern, Ein Tierbild auf einem Gefäßscherben der Spiralmäanderkeramik Böhmens, Versuch zur Wertung der Bildbedeutung des bandkeramischen Ornamentstiles, Mannus IX, S. 68 f., und ders., Jungsteinzeitliche Plastik und Graphik Nordwestböhmens, Sudeta VII, S. 11 ff.

[29]) Dieser geht aus der Aufzählung der Wirkungen hervor, von welchen wir durch Schriftsteller der Antike und des Mittelalters unterrichtet sind. Jedenfalls reicht die „Wegnahme von Städten und ganzen Flotten" mit Hilfe von Donnerkeilen (Plinius) weit über bloßen Abwehrzauber hinaus. — Ruhiger Schlaf und gute Träume dagegen, die der Donnerkeil gibt, weisen unzweideutig auf seinen abwehrenden Amulettcharakter (Kern, Vorzeitglaube, Alb und Traum, S. 31 f.). Allerdings finden wir auch im Volksglauben vereinzelt über bloße Abwehr hinausreichende Wirkung ihm zugeschrieben. (S. Andree, Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben, Mitt. d. Wiener Anthropol. Ges. XII = NF. II, 1882: Der Donnerkeil macht unverletzlich, hilft gegen weibliche Unfruchtbarkeit, zeigt Schätze. An der Guineaküste ist er noch Fetisch.)

[30]) Fußn. 28 zeigt dies für unsere Neuzeit; ein Beispiel für diesen Prozeß, bereits in vorgeschichtlicher Zeit, dürfen wir in dem Flachbeil von Schmida, N.-Öst., erblicken, dessen alte anthropomorphe Einritzung eine weibliche Gestalt im Stile der früheisenzeitlichen Menschendarstellungen auf den Urnen von Ödenburg (s. dazu M. Verworn, Kinderkunst und Urgeschichte, Korr.-Bl. XXXVIII, S. 43, Abb. 3) darstellt und damit einen wichtigen Datierungsbehelf für vorgeschichtlichen Steinbeilaberglauben abgibt.

Digitized by Google

31) Neben dem Bauernstande erscheinen geistliche und weltliche Fürsten als Gläubige, als Nutznießer und Prediger des Steinbeilaberglaubens (Hoernes, Natur- und Urgesch. d. Menschen, S. 373). Daß der Bürgerstand nicht ausgeschaltet blieb, läßt schon der starke Prozentsatz des Ackerbürgertums in den mittelalterlichen (und neuzeitlichen) Städten erraten.

32) Eine kurze Zusammenstellung hierüber bei Hoernes, ebd., S. 372 f., woselbst auch auf die einschlägige Literatur verwiesen ist.

33) Über diese handeln die Fußn. 23 u. 30.

34) Gegen den nordisch-heidnischen Axt- und Hammeraberglauben ist die Kirche frühzeitig mit Verboten vorgegangen. Zu den „Thorshämmern" der Wikingerzeit (Anhänger) findet sich in den kleinen bayrischen Hammervotiven der Neuzeit (Abb. 1 u. 2, u. S. 51 f. bei W. M. Schmid, Donarkult in Bayern, Korr.-Bl. XXVII), und R. Andree, Votive und Weihegaben d. kath. Volks in Süddeutschl., S. 157 ff. u. Abb. 30 bis 32) eine interessante Entsprechung.

35) Mitt. d. Nordb. Exk.-Kl. XX, S. 113 f.

36) Allgemein gewesen bei den Anwohnern unserer Elbe. Literaturbeleg aus Zirkowitz (Nachbarbezirk Aussig) in R. Hübner, Heimatk. d. Bez. Aussig: Die Sagen, S. 16.

37) Bei uns werden am Ostersonntag geweihte Palmzweige außerdem auch in die Saaten gesteckt, u. zw. zum Schutze derselben. Vgl. dazu Fußn. 18. — Hier sei auch an den Gebrauch von Gewitterkerzen in Nordböhmen erinnert.

38) Hier noch gebräuchlich.

39) Dieselbe wurde von Weinzierl 1899 an das Stadtmuseum Teplitz verkauft, woselbst sich der Libocher „Donnerkeil" jetzt befindet.

40) Kern, Vorzeitglaube, S. 35.

41) D. i. 1930. Die vorliegende Arbeit war damals bereits fertig.

42) Starke Absplitterungen aus alter Zeit lassen die kleine Hammeraxt aus Dioritschiefer jetzt fast als Steinhammer erscheinen. Ihre symmetrische Form läßt sie zeitlich gut einordnen. Die Felder um Deutsch-Kopist scheinen an (bisher nur) Streufunden reich.

43) S. Fußnote 35.

44) Kern, Vorzeitglaube, S. 22.

45) S. Fußn. 23 u. 30.

46) Z. B. M. Ebert, Reallexikon d. Vorgesch. I, Taf. 133, Abb. e bis g, k.

47) Ganz besonders aber trifft dies natürlich bei den prachtvollen großen Bernsteinäxten zu, die bis 16 cm Länge erreichen. S. dazu G. Kossinna, Mannus IX, S. 150 u. Taf. XVII, Abb. 17 u. 18.

48) Z. B. O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau aus d. Steinzeit, Mannus II, S. 133 f., Abb. 51.

49) Z. B. Korr.-Bl. XVIII, S. 612; Nachr.-Bl. VIII, S. 39.

50) Der Prozeß der Größenveränderung von Geräten (Waffen, Werkzeugen, Schmuck) erfolgt in vorgeschichtlicher Zeit nach zwei Richtungen. und seine Ergebnisse sind, da die Gründe für diesen Vorgang Glaubens- oder Kultnatur haben, für praktischen Gebrauch unverwendbare Formen. So entstanden die Amulettbeilchen, aber auch die diesen entsprechenden Mikroformen in Metall (Bronze: z. B. Kern, Germanische Miniaturbronzen, Sudeta V, S. 154 f. und Abb. 5: Latene-Berlock aus Türmitz b. Aussig; Eisen: z. B. eine irrig als Schlüssel gedeutete Miniaturaxt, geschäftet dargestellt und mit Aufhängeöse am Schaftende, ges. auf dem Hradiště bei Stradonitz i. Bhm., Naturhistorisches Bundesmuseum Wien). Anderseits entstanden Riesenformen, die, nicht minder für wirklichen Gebrauch undenkbar, nur in ihrem kultischen Charakter verständlich sind (riesige, schwere Feuersteinpfeilspitzen, wie solche z. B. in der urgesch. Abtlg. d. Dresdner Geolog. Museums aufliegen.

51) Ich grub ein solches aus Dioritschiefer in Groß-Tschernosek (Bez. Leitmeritz) aus, das bei einer Schneidenbreite von 18.6 nur 36 mm lang ist.

52) S. z. B. Mannus I, Taf. X, Abb. 8 bis 11.

53) Kern, Vorzeitglaube, S. 32 ff.

54) ebd., S. 34 f. — Über vorgesch. metallene Miniaturäxte auch Fußn. 50.

Digitized by Google

Ein Beitrag zur Rechtssprache in Böhmen zu Beginn der Neuzeit

Von **Dr. Ernst Hoyer** (Prag)

Bei gelegentlicher Durchsicht des in der altangesehenen Prager Patrizierfamilie Kl. vererbten Dokumentenbestandes drängte sich die Feststellung auf, daß alle vorfindlichen Zessionsurkunden aus Böhmen, welche der Wende des 17. und 18. Jahrhundertes entstammen, in ihrem deutschen Texte beim Terminus „Cession" den Beisatz „dobrá vůle genannt" aufweisen. Als Beispiele hiefür seien im folgenden zwei Urkunden dieser Art zum Abdrucke gebracht, die auch historisches Interesse für sich in Anspruch nehmen können, da sie die finanzielle Notlage des Kaisers in der Zeit der Türkenkriege und des spanischen Erbfolgekrieges aufzeigen und den Wechsel in der Person des Gläubigers, vom Fürsterzbischof von Salzburg und von Sr. Majestät Geheimem Rate bis zum Primator der Prager Judengemeinde, dem durch seinen Reichtum und sein Schicksal berühmten Wolf Simon Franckel (siehe über diesen u. a. M. Braun, Die Familie Franckel, in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, 45. Jg., Prag 1901, S. 202 ff., oder David J. Poděbrad, Alterthümer der Prager Josefstadt, Prag 1870, S. 80—91), deutlich verfolgen lassen. (Der in Rede stehende Ausdruck wird in den folgenden Texten gesperrt gedruckt.)

I.

Ich Franz Wenzl Nowohradski des heil. röm. Reichs Graf von Kollowrat, Herr deren Herrschaften Koschatek, Mayerhöfen, Frauenberg, Münichsfeld und Ströbl, Ihro röm. kais. und königl. Mait. geheimber Rat und größeren Landrechts Beisitzer im Königreich Böheimb, urkunde und bekenne in Kraft dieser meiner Cession, dobra wule genannt, hiemit offentlich vor Jedermänniglich, absonderlich allda, wo vonnoten, daß ich dem Simon Wolf Franckl, Prager Juden, diejenige laut eines obersteuerambtlichen Extracts von „1ten Novembris 1726 bis letzten Octobris 1729 annoch . . restirendes Capital per 7103 fr. 31 kr. 1 d. und respective zu 5 und 6 pro cento hievon fallenden Interessen per 757 fr. 54 kr. 5 5/8 d., welche ich occasione eines von weyl. meinen gewesten Herrn Vater Franz Zdenko Nowohradski Grafen v. Kollowrat sel., Ihro kais. und königl. Mait. Leopoldo in 1691ten Jahr per 5 pr. cento, dann annis 1695, 696, et 697, mehr Ihro kais. Mait. Josepho 1° vermög eines den 2ten Januarii verlosenen 1706ten Jahre beschehenen Darlehen per 15000 fr. Capital unter Verinteressierung zu 6 pro cento erblich an mich gebracht und nach verschiedener Bezahlung hierauf an Capital nebst Interesse 7861 fr. 26 kr. 5/8 d. in allen zufordern habe, dergestalten cediret, auch hiemit annoch in Kraft dieser meiner Cession, dobra wule genannt, cediren, abtreten, und übergeben tue, daß nunmehro er Simon Wolf Franckl, Prager Jud, dessen Erben und Erbsnehmen oder Cessionarius mit diesen cedirten Quanto per 7861 fr. 26 kr. 5/8 d. als mit seinen wahren

Digitized by Google

proper Gut und Erbeigentumb nach Belieben frei schalten und walten, mithin auch solches Geld von Zeit zu Zeit, so wie es fallen wird, nembl. vom 1ten Novembris 1726 bis 1729, allemal mit Ende eines jeden Jahrs pro rata bar und ungehindert zu seinen eigenen Nutzen und Frommen erheben und hierüber quittieren könne und möge, gleich denn auch zu diesen Ziel und Ende ich ihme Simon Franckl, Prager Juden, obangezogene, von Ihro kais. und königl. Mait. allergnädigst erteilt und in Handen gehabte Obligation per 15000 fr. rhein. Capital in originali de dato Wien, den 2ten Januarii Ao. 1706 nebst der Hof-Kriegs-Zahl-Ambts-Quittung de dato Wien den 15ten Januarii 1706 hierüber in originali eingehändiget habe. Und diese Cession, Dobra wule genannt, auf obig restirende 7861 fr. 26 kr. 5/8 d., habe ich ihme Simon Wolf Franckl, Prager Juden, darumben getan, weilen ich auf besagtes Quantum die Valuta bekommen und wirkl. befriediget worden bin; dahero er auch Jud, womit mir bei einer hochlöbl. königl. Ausschuß-Commission das berührte restirende Quantum der 7861 fr. 26 kr. 5/8 d. ab und ihme Franckl, Prager Juden, zugeschrieben wurde, das Behörige auszumachen befugt sein wird. Da aber er binnen einer Zeit von acht Jahren angezogenes Quantum nicht völlig überkommete, ihme auf das übrige schadlos zuhalten verspreche. Wie dann auch zu Bestätigung dessen dahin freie Macht erteilen tue, womit diese meine Cession, dobra wule genannt, mit Bewilligung gehöriger Orten Obrigkeit, dahin wo vonnöten, zu allen Zeiten in oder ohne meinem Beisein, jedoch auf des Judens alleinige Unkosten eingetragen werden kann und mag. Alles getreulich und sonder Gefährde. Urkund dessen meine und deren endes benannten hierzue alles Fleißes erbetenen Herren Zeugen eigenhändige Namensunterschriften und Sigil. Jedoch ihnen Herren Zeugen allerdings unbeschadet. So geschehen Prag, den 24ten Aprilis Anno 1726. Friedrich Carl Graf von Pisnitz m. p. Franz Wenzl Nowohradsky Graf von Collowrat m. p. Carl Joseph Graf von Breda m. p.

II.

Ich Johann Franz des heil. röm. Reichs Graf von Thun, Herr der Majorat-Herrschaften Clösterle, Tetschen und Achleuthen, der röm. kais. Maj. wirklicher Cämmerer, urkunde und bekenne in Kraft dieser meiner Cession, dobrá wuole genannt, hiemit offentlich von jedermännig-lich, absonderlich da, wo es vonnöten, daß ich dem Simon Wolf Franckl, Präger Juden, diejenig-restierende achttausendfünfhunderteinundsiebenzig Gulden und 25 kr. 4 2/7 d. Kapitel nebst hiervon a prima Novemb. Ao. 1719 rückständigen Interessen sechs per cento, welche ich occasione eines von meinem gewesten Herrn Vormund und Herrn Vettern weil: Ihro hoch-fürstlichen Gnaden Herrn Johann Ernst Grafen von Thun und Erz-bischofen zu Salzburg, Ihre kais. und königl. Maj. Josepho Io. vermög einer untern dato Wien, den 2ten Januarij verlosenen 1706ten Jahres gefertigten Obligation beschehenen Darlehen per zwölftausend Gulden Kapital rh. unter Verinteressierung zu sechs per cento nach verschiedener Bezahlung hierauf an Capital betragend dreitausendvierhundertachtund-

Digitized by Google

zwanzig Gulden 34 kr. 1 5/7 d. annoch zu fordern habe, dergestalten cediret habe, auch hiemit annoch in Kraft dieser meiner Cession, dobrá wuole genannt, cediere, abtreten und übergeben tue, daß nunmehro er Simon Wolf Franckl, Präger Jud, dessen Erben und Erbsnehmen oder Cessionarius mit so auf obiger kais. allergnädigsten Obligation cedierten und hierauf restierenden achttausendfünfhunderteinundsiebenzig Gulden 25 kr. 4 2/7 d. Capital nebst hiervon a 1.a Novemb. Ao. 1719 laufenden Interessen sechs per cento als mit seinen wahren proper Gut und Erbeigentumb nach Belieben frei schalten und walten, mithin auf solches Geld mit Interessen von Zeit zur Zeit, so wie es fallen wird, nemblichen von Anno 1720 bis Anno 1729 allemal mit Ende eines jeden auslaufenden Jahres pro rata bar und ungehindert zu seinem eigenen Nutzen und Fromben erheben und hierüber quittieren könne und möge. Gleich dann auch zu diesem Ziel und End ich ihme Simon Wolf Franckel, Präger Juden, obangezogene von Ihro kais. und königl. Maj. allergnädigst erteilt und in Handen gehabte Obligation per zwölftausend Gulden rh. Capital in originali de dato Wien, den anderten Januarij Ao. 1706 nebst der Hof-Kriegs-Zahl-Ambts-Quittung de dato Wien, den 15ten Januarij Ao. 1706, hierüber eben in originali eigenhändiget habe. Und diese Cession, dobra wuole genannt, auf obig restierende achttausendfünfhunderteinundsiebenzig Gulden rh. 25 kr. 4 2/7 d. Capital nebst hier von a 1ten Novemb. Ao. 1719 laufenden Interessen sechs per cento habe ich ihm Simon Wolf Franckel, Präger Juden, darumben getan, weilen ich Ihm sotanes Geld der achttausendfünfhunderteinundsiebenzig Gulden rh. 25 kr. 4 2/7 d. Capital als ein mir von ihm baar getanes Darlehen nebst hier von â neunden Februarij Anno 1720 laufenden Interessen sechs per cento schon schuldig ware, und also er mich von solcher Schuld der achttausendfünfhunderteinundsiebenzig Gulden rh. 25 kr. 4 2/7 d. Capital cum sua causa gegen mir in originali zuruckgestellter meiner Vorschreibung hierauf nach ordentlich beschehenen Zusammenrechnung gänzlichen entlassen hat, als worzu mich hiemit sowohl bekenne, als auch wegen so cedierter achttausendfünfhunderteinundsiebenzig Gulden rh. 25 kr. 4 2/7 d. Capital nebst mehrgedachten Interessen hiervon â prima Novemb. Ao. 1719 ich demselben die Schadloshaltung hiemit also verschreibe, daß derselbe in Nichtüberkommung dessen jederzeit befugt sein solle, solch alles an mir sogleichhin begehren und fordern zu können und ich bin mithin auch schuldig, doch nur in solchem Fall, da nemblichen er Jud Franckel so cedierte3 wieder Verhoffen nicht richtig überkommen sollte, demselben hierinfalls in allen schadlos zu halten und also die Zahlung zu tun. Wie dann zu Bestätigung all dessen dahin freie Macht und Gewalt erteilen tue, wormit diese meine Cession, Dobra wuole genannt, und zugleich Schadloshaltung mit Bewilligung gehöriger Orten Obrigkeit dahin, wo nötig, zu allen Zeiten in oder ohne mein Beisein, jedoch auf meine alleinige Unkosten gehöriger Orten eingetragen werden kann und mag, alles getreulich und sonder Gefährde.

Urkund dessen meine und deren endsbenannt hierzu alles Fleißes erbetener Herren Zeugen eigenhändige Namens Unterschriften und an-

Digitized by Google

hangende Insiegel, jedoch ihnen Herren Zeugen allerdings unbeschadet. So geschehen Prag den 26ten Martij des eintausendsiebenhundertundzwanzigsten Jahrs. Franz Carl Liebsteinsky Graf v. Collowrat m. p. Johann Franz Graf v. Thun m. p. Wenzel Ernst Markwart von Hradek m. p.

*

Diese ständige Ergänzung des Terminus „Cession" durch den Beisatz „dobrá vůle genannt" war zweifellos eine Forderung der juristischen Praxis. Daß diese damit in einer, der tschechischen Rechtssprache entlehnten eigenen Formel fortleben ließ, was einstmals rechtlich bedeutsam gewesen sein mochte, sei im folgenden kurz ausgeführt.

„Dobrá vůle" heißt zu deutsch wörtlich: „der gute Wille", oder wie der Jurist in diesem Zusammenhange sagen wird: „die freiwillige Willenserklärung" (vgl. z. B. Josef Jungmann, Slownjk česko-německý, I. Teil, Prag 1835, S. 396, oder Jan Gebauer, Slovník staročeský, I. Teil, Prag 1903, S. 274, 275). In dieser Bedeutung wird die „dobrá vůle" bereits in der ältesten mit einer Orderklausel versehenen tschechischen Urkunde vom 28. Juni 1401 erwähnt (abgedruckt im Archiv český, herausgeg. von Josef Kalousek, VII. Band, Z. 5, S. 608, 609): „a ktož by tento list jměl s jich dobrú voli, ten má též právo jako oni samy". Ebenso finden wir den erwähnten oder einen von ihm abgeleiteten Ausdruck auch an mehreren Stellen des böhmischen Stadtrechtes angewendet, so in den Art. A XLI. Abs. 4 und 5, B LXXIIII., C XXVI., J XXVIII. und im Art. F XLI. Abs. 1, dessen Wortlaut hier (nach einer tschechischen Ausgabe aus dem Jahre 1579) wiedergegeben sei: „Kdožby yakaužkoli Sprawedlnost zápisem Kněh Mestských pogisstěnau /aneb Smluwami/ Cedulemi řezanými /Registry/, Ssuldpryffem /Listy/ aneb ginými k tomu podobnými wěcmi (kteréž Instrumenta priuata slowau) sobě swědčiecý· měl Ten každý bude mocy /komužby se gemu lijbilo/ takowau swau sprawedlnost /aneb Práwo swé odewzdati/ aneb k wyvpomijnánj a dobýwánij ginému /s přiznánjm swým dobrowolným před Práwem/ aneb mocným Listem postaupiti."

In der deutschen Ausgabe des böhmischen Stadtrechtes (aus dem Jahre 1720) lautet diese Stelle (F XLI., § 1) ganz in gleicher Weise: „So jemand einige Gerechtigkeit/ es sey dieselbe durch eine Verschreibung in dem Stadt-Buche/ oder durch Verträge/ ausgeschnittene Zettul/ Register/ Schuld-Briefe/ oder sonst durch andere dergleichen Sachen versichert/ (welche Instrumenta privata genannt werden/) die auf ihn lauten/ deren jeder kan solche seine Gerechtigkeit/ oder Recht mit seiner gutwilligen Übergabe vor denen Rechten/ oder mit einem Macht-Briefe/ abtretten/ und einzumahnen hingeben/ wem er will."

Dem Ausdrucke „dobrá vůle", und zwar in der Bedeutung eines juristischen Terminus, begegnen wir in den böhmischen Landesordnungen des 16. Jahrhunderts. So heißt es bereits im Art. 395 der Wladislawschen Landesordnung vom Jahre 1500 (die hier nach dem von Franz Palacký [Prag 1863; S. 180] veröffentlichten Texte vom Jahre 1527 wieder-

Digitized by Google

gegeben wird): „Item nalezli wuobec za práwo: ktožby komu listu kšaftem swěřil anebo listem, tehdy ten podlé toho swěřenie nemá tiem listem moci upomínati, nemáli jeho jináč kšaftem odkázaného, že jemu všecko své práwo dáwá, aneb nemáli naň dobré wuole obyčejné, na zmatek by k tomu listu pohnali. Než jsúli dědicowé po otci k tomu listu, neb nedielní strýci, neb společníci, neb nápadník najbližší podlé obdarowánie králowského, ti nápadníci budú moci upomínati z toho dluhu sprawedliwého, by pak naň dobré wuole neměli. O tom rozsudek králowský A. 8."

Ähnliches besagt u. a. auch Art. O 32 der Landesordnung von 1549, dessen Wortlaut hier (nach einem Druckexemplare aus dem Jahre 1550) wiedergegeben wird, um den Sprachgebrauch in der Mitte des 16. Jahrhunderts darzutun: „Item: Dobrá wuole o Listy kteržíjž sau od toho času byli /aby ta byla vkazowána před Purkrabij Pražským/ yakžby se gemu a Raddám geho za podobné a zahodné zdálo. — Pakliby kdo byl nalezen a shledán /gesstoby Listy neřádně dobytými vpomijnal/ takowý aby byl kázán a trestán. Ale giž po dnessnij den kdožby komu chtěl List dáti Hlawnj /ten má dáti gemu Listem dobré wůle nato pod swau Pečetij wisutau/ a dwau a nebo tŕj Panuow a Zeman podlé sebe Pečetmi na swědomij také wisutými." Die Siegelung der „dobrá vůle" durch erbetene Zeugen schärfen übrigens alle Landesordnungen besonders ein (LO. von 1500, Art. 382; LO. von 1549, Art. O 35; LO. von 1564, Art. O 33 und 35); bis auf die zuerst genannte verlangen alle Landesordnungen auch die Niederschrift der „dobrá vůle" auf Pergament. Als Beispiel sei hier nur der auch für die vorliegende Untersuchung bedeutsame Art. 382 der LO. von 1500 angeführt: „Item, léta božieho 1465, w pátek před swatým Janem křtitelem (21 Jun.) král JM^t se pány na plném saudu přikázali sú do desk ku prwniemu panskému nálezu naznamenati a připsati: že po dnešní den ktožby komu chtěl dobrú wuoli na který list neb listy dáti, že ten, ktož tu dobrú wuoli dáwá, aby té osoby osobně prosil, kteřížby měli pečeti své k té dobré wuoli přiwěšowati. W čtwrtých knihách Matějowých, A. 27 (= 1437)." Die eben erwähnte Zuständigkeit der Klage aus einer „dobrá vůle" betont übrigens schon der oben abgedruckte Art. O 32 der LO. von 1549 und ebenso findet sich hier auch die später noch im Art. O 32 der LO. von 1564 angedrohte Bestrafung desjenigen, der eine unrechtmäßig erworbene „dobrá vůle" geltend macht. Ihr zur Seite steht die Bestrafung der nochmaligen Geltendmachung einer wissentlich durch „dobrá vůle" übertragenen bereits getilgten Schuld (Art. O 32 der LO. von 1564). Die Rechtsstellung von Korrealschuldnern und -gläubigern aus einer „dobrá vůle" ergibt sich aus einer gleichlautenden Bestimmung der LO. von 1549, R 2, und von 1564, O 37. Es kann sich uns hier aber — wie sich schon aus der eingangs festgelegten Aufgabe dieses Aufsatzes ergibt — nicht so sehr um die rechtlichen Wirkungen einer „dobrá vůle" handeln, als vielmehr um die Verwendung dieses Ausdruckes in der Rechtssprache. Es sei deshalb nur noch auf das im Art. O 31 der LO. von 1564 enthaltene Formular einer „dobrá vůle" verwiesen, aus dem sich deutlich ergibt, daß die durch „dobrá vůle" erfolgte Abtretung von Rechten die Form der außerbücherlichen Forderungsübertragung durch

Digitized by Google

Willenserklärung des Gläubigers unter Lebenden gewesen ist: „Já. N. wyznáwám tijmto Listem obecně předewssemi /kdež čten nebo čtaucý slyssán bude/ že ten List Hlawnij na Pergaméně s wisutými Pečetmi tuto dotčený/ kterýž mně a Dědícuom mým swědčij /Dluhu sprawedliwého N. Grossuow Českých dobrých Střjbrných/ Rázu Přažského /a s ních Vrok podle nowého Nařijzenij/ w němžto Gistec a Dlužnijk téhož Dluhu gest Vrozený. N. A Rukogmě zaň gsau Vrozenij vč. N. Tak a na ten čas /y pod těmi pokutami plniti se zapsawsse/ yakož týž List Hlawnij to wsse w sobě ssyře vkazuge /swědčij a zavijrá/ dal gsem dobrowolně /a s dobrým my rozmyslem/ y mocý tohoto Listu /s mau plnau a swobodnau Dobrau Wolj dávám/ Vrozenému. N. y. geho Dědícům/ moc y plné Práwo mé wssecko /a sprawedliwost též také mau wssecku/ gím /nebo gednomu z ních přítom dáwage/ tjm Listem Hlawnijm wýss dotčeným /že wsseho Dluhu w něm zapsaného/ y s Vroku napomijnati /a toho mocně a swobodně dobýwati/ y s tijm se wssým /a s týmž Listem gíž gmenowanym/ y s tauto také mau Dobrau Wolíj /když a což se gím nebo gednomu z ních líbij/ nebo líjbiti bude /yakožto s gích wlastnijm včiniti/ tak yakoby gím samým týž List Hlawnij wýss dotčený /slowo od slowa zegména swědčil/ a to bezewsselíkého mého Dědícuow a budaucých mých /y giných wssech lídij odporu a wsselíyaké překážky. Na potwrzenij a zdrženij toho/ Pečet swau wlastnij a přírozenau /gistým mým wědomijm dal gsem přiwěsyti k tomuto Listu dobrowolně. Genž gest dán Létha od Narozenij Syna Božijho /Tisýcého/ Pětístého /Ssedesátého třetijho/ w.“ Ein Vergleich mit den beiden oben wiedergegebenen Urkunden aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts zeigt uns die deutliche Übereinstimmung der Texte.

Aber gerade dadurch gewinnt der Umstand besonderes Interesse, daß der deutsche Wortlaut der Zessionsurkunden des beginnenden 18. Jahrhunderts eine Ergänzung der lateinischen Bezeichnung des aus dem römischen Rechte stammenden Rechtsgeschäftes der Forderungsübertragung, der „cessio“ (vgl. dazu u. a. Claudius Frh. von Schwerin, Grundzüge des deutschen Privatrechtes, Berlin, Leipzig 1919, S. 189 ff.), durch einen Beisatz in tschechischer Sprache aufweist, der zwar als Übersetzung des lateinischen Terminus ins Tschechische hingestellt wird, als eine solche aber erst verhältnismäßig spät gelten kann. Der Ausdruck „dobrá vůle“ kann nämlich vorerst lediglich die Art des Zustandekommens der Zession bezeichnet und das Vorliegen einer rechtsgeschäftlichen Forderungsabtretung, einer „cessio voluntaria“ (vgl. dazu u. a. Bernhard Windscheid—Theodor Kipp, Lehrbuch des Pandektenrechtes, 9. Auflage, Frankfurt a. M. 1906, 2. Bd., S. 366 m. Anm. 6), hervorgehoben haben (vgl. Masarykův slovník naučný, 2. Teil, Prag 1926, S. 305). Das erhellt deutlich aus dem oben abgedruckten Wortlaute der Urkunde vom 28. Juni 1401, kann aber auch aus den ähnlich lautenden Orderklauseln der derselben Zeit entstammenden deutschen Urkunden (vgl. Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae, herausgeg. von Vincenz Brandl, 12. Band [vom Jahre 1391 bis 1399], Brünn 1890, Z. 50, 53, 110, S. 39, 44, 93) gefolgert werden. Hier fehlt allerdings eine tschechische Übersetzung des Ausdruckes „mit . . . guten willen“ und ebenso vermissen wir jede Ergän-

Digitized by Google

zung in tschechischer Sprache im Wortlaute der Orderklausel der lateinischen Schuldurkunden aus dem 14. Jahrhunderte (vgl. Ferdinand Tadra, Summa Gerhardi. Ein Formelbuch aus der Zeit des Königs Johann von Böhmen [c. 1336 bis 1345], Wien 1882, Urkunden Z. 17 ff., S. 44 ff.). Das Stadtrecht (Art. F XLI., Abs. 1) hebt noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Forderungsübertragung „mit gutwilliger Übergabe", „s přiznánjm swým dobrowolným", hervor und auch in der Wladislawschen Landesordnung (Art. 382, 395) wird „dobrá vůle" durch den lateinischen Ausdruck „litterae liberi consensus" wiedergegeben. Hier, also um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, bezeichnet „dobrá vůle" aber offenbar bereits die Urkunde selbst, durch welche eine Forderungsübertragung bewirkt wurde; also den „Willebrief", jene Urkunde, welche die Schuldurkunde begleitete und die Order und die Begebung des Papieres an den Inhaber durch den in der Haupturkunde genannten Gläubiger beweist (vgl. Frh. von Schwerin, Dtsch. Pr.-R., S. 82; siehe dazu auch den Art. „Dobrá vůle" in Ottův Slovník naučný, VII. Band, Prag 1893, S. 711).

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts muß dann der noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts als übersetzbar geltende Ausdruck „dobrá vůle" als gerichtsüblicher Terminus für die cessio voluntaria aufgefaßt worden sein, dessen man sich nach alter Gepflogenheit ohne Rücksicht auf die Sprache der Urkunde zu bedienen hatte. Das ergibt sich mit aller Deutlichkeit aus dem authentischen deutschen Wortlaute der Verneuerten Landesordnung vom 10. Mai 1627 (vgl. über diese Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 2. Bd., Reichenberg 1928, S 136 ff., 174). So lautet Art. L 15: „Ein jede Schuld-Verschreibung /oder Schuld-Brieff/ mag der Glaubiger sambt seinen darauff habenden Rechten und Zusprüchen /bey der Land-Taffel/ Burggraffen-Recht/ oder durch Dobrau wůly einem andern übergeben/ und abtretten. Ein Dobrá wůle aber/ oder guter Will/ muß auff Pergament geschrieben/ und neben des Glaubigers Insigel/ noch mit zweyer Schrifftlich oder Mündlich darzu erbettener Zeügen anhangenden Insigelen/ beträfftiget werden." (Abgedruckt nach einer Ausgabe aus dem Jahre 1714.) Oder Art. L 11: „. . . . Und dieß alles soll auch in Acht genommen werden von denen jenigen/ welchen durch Dobrau wůly/ einige Verschreibung übergeben/ und abgetretten worden", und Art. L 9: „Wann einer einen falschen oder außgelösten Brieff durch eine Dobrá wůle wissentlich an sich brächte/ und Ladungen darauff erhielte; Dieser soll gleichmäßiger straff/ wie abgedacht/*) gewärtig seyn."

Der Rechtshistoriker denkt, wenn er diese Stellen der Vern. LO. liest, unwillkürlich an die sog. „malbergische Glosse" in den älteren Handschriften der Lex Salica, in denen im lateinischen Texte des salischen Volksrechtes Ausdrücke in der alten Gerichtssprache der Salfranken wieder-

*) Nach Art. L 8 der Vern. LO. wird der Fälscher eines Schuldbriefes „nach Befindung der Umbstände neben Confiscation der Gütter/ an Leib und Leben gestraffet"; wer wissentlich einen bereits bezahlten Schuldbrief einmahnt, „Soll für einen untüchtigen und Ehrlosen Mann erkandt/ und nach Befindung der Umbstände/ auch noch absonderlich gestraffet werden".

Digitized by Google

gegeben wurden (vgl. darüber Richard Schröder-Eberhard Frh. von Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 6. Aufl., Leipzig 1919, 1. Bd., S. 263, mit Literaturangabe in Anm. 42). Diese „mallbergischen Glossen", nach Karl von Amira (Grundriß des germanischen Rechts, 3. Aufl., Straßburg 1913, S. 34) ein „Niederschlag der Privatinterpretation des 6. Jahrhunderts", wurden als im Gerichte (am „Malloberg") übliche „Kunstausdrücke und Formeln" in den lateinischen Handschriften noch weiterverbreitet, als man sie längst nicht mehr gebrauchte oder auch nur richtig verstand, da in den salfränkischen Siedlungsgebieten, in Nordfrankreich, Belgien und den südlichen Niederlanden (vgl. Schröder — Frh. von Künßberg, Lehrb. d. dtsch. R.-G., 1. Bd., S. 257, 258), die romanische Sprache wohl schon zu Beginn des 8. Jahrhunderts allgemein gebräuchlich geworden war. (Vgl. dieselben, a. a. O., S. 107, 110.)

Demgemäß liegt es nahe, in dem hier erörterten Beisatze der Zessionsurkunden aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts: „dobrá vule genannt", durch den der Terminus „cessio" ergänzt wird, einen Überrest aus jener Zeit zu sehen, da einerseits die tschechische Sprache im Rechtsleben der böhmischen Länder die herrschende war und andererseits das römische Recht bewußten Einfluß auf dasselbe gewann und teilweise neue Rechtsgrundlagen schuf. Wir kommen so, gestützt auf die Darstellung Otto Peterkas (Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 2. Bd., Reichenberg 1928, S. 67 und 120 ff.), zu dem Schlusse, daß dieser Beisatz im 16. Jahrhunderte einem tatsächlichen Bedürfnisse entsprochen haben mag, den römisch-rechtlichen Terminus „cessio" durch eine Ergänzung in tschechischer Sprache verständlich zu machen. Als dann die führende Stellung der tschechischen Sprache im Rechtsleben im Laufe des 17. Jahrhunderts allmählich verschwand (vgl. A. Fischl, Die Kodifikationsgeschichte des § 13 a. G. O. und die Gerichtssprache in Böhmen und Mähren, in den Studien zur österreichischen Reichsgeschichte, Wien 1906, S. 316) und zugleich das römische Recht und damit auch die römisch-rechtlichen Termini allgemeinere Verbreitung fanden (siehe Peterka, R.-G. d. böhm. Länder, 2. Bd., S. 121 ff., 174 ff.), da behielt die „Juristensprache" die einmal für die tschechischen Urkunden ausgebildete Ausdrucksweise (sogar im authentischen deutschen Texte der Verneuerten Landesordnung) bei und wandte sie auch in deutschen Urkunden der gleichen Art und selbst dann noch an, als sie, wie wir dies für das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts annehmen dürfen, gerade nur „dem technisch vorgebildeten Juristen" notwendig und verständlich war (vgl. dazu auch L. Günther, Recht und Sprache, Berlin 1898, S. 3 ff., 30 ff.; Fischel, a. a. O., S. 315, 317 ff.). Die durch die „habsburgische Zentralisationspolitik" bedingte „Begünstigung der deutschen Sprache in der amtlichen Rechtsanwendung" (siehe Peterka, R.-G. d. böhm. Länder, 2. Bd., S. 174) und wohl auch die auf Abfassung „eines vollständigen einheimischen bürgerlichen Gesetzbuches" für die „gesamten Deutschen Erbländer" des österreichischen Kaiserhauses (also auch für Böhmen, Mähren und Schlesien) in einer den Einwohnern

Digitized by Google

„verständlichen Sprache“[1]) (vgl. das Kundmachungspatent zum abGB. vom 1. Juni 1811, J. G. S. 1816, Nr. 946) gerichteten Bestrebungen ließen aber den zur Form gewordenen Beisatz in den Zessionsurkunden gewiß noch während des 18. Jahrhunderts verschwinden; zweifellos noch bevor die Wechselordnung vom 10. Oktober 1797 durch Zulassung des auf der Urkunde selbst vermerkten Indossamentes die Forderungsübertragung durch dobrá vůle, durch einen Willebrief, immer seltener werden ließ (vgl. Frh. von Schwerin, Dtsch. Pr.-R., S. 82).

Vom Dotterwieser Kirchweihfest*)

Von **Franz X. Böhm**

Dotterwies, politischer Bezirk Elbogen, Böhmen. Ungefähr 110 Hausnummern, 700 Einwohner; Bauern, 20 bis 65 Joch; Arbeiter mit einem Stück Feld und ein, zwei Kühen. Politische Parteien zu je einem Drittel „Bund der Landwirte“, Sozialdemokraten, Kommunisten. Trotzdem sehr konservativ, da alle aus dem Bauernstande hervorgegangen sind. Zugewanderte Familien werden lange Jahre hindurch nicht als zugehörig betrachtet.

Viel altes Brauchtum hat sich bewahrt, doch an keinem hält man so zäh fest, wie an der altüberlieferten Form der Feier des Kirchfestes, in dem so recht der Charakter der Dotterwieser zum Ausdruck kommt.

Die Dotterwieser Kirche ist zwei Heiligen geweiht, dem heiligen Erhard und dem heiligen Johann d. T. Am Hochaltar der Kirche steht aber auch noch die Statue des heiligen Johann von Nepomuk. Das Patronat über die Kirche hat die Stadtgemeinde Elbogen.

Das Fest des hl. Erhard fällt auf den 8. Jänner und man nennt es auch das „Winterfest“ („Fest“ = Kirchfest). Es wird als das Hauptfest angesehen, wenngleich es bei weitem nicht so „ästimiert“ wird und obschon man es nicht mit dem freudigen „Fest“gefühl und den liebevollen Vorbereitungen begeht wie das Johannisfest. Wohl deswegen, weil eine ganze Reihe von Feiertagen und hohen Festen von Weihnachten an bis beinahe zu diesem Tage sich hinzieht, die dieses Kirchfest mit ihrem Stimmungsgehalt erdrücken und man des Feierns etwas müde ist. Man feiert dieses und das Johannisfest nicht am Tage selbst, sondern am folgenden Sonntag. Am Freitag werden Küchln (Köichla) gebacken, im Hause wird alles hergerichtet und ein Festschmaus vorbereitet. „D' Freindschäft“ (die Verwandtschaft) wird eingeladen, und wem der Weg nicht zu schlecht ist, der kommt wohl auch. In der Kirche wird ein feierliches Amt gehalten, ein fremder Geistlicher, gewöhnlich der Chodauer Pfarrer oder Kaplan, predigt.

[1]) Auf diesen Ausdruck läßt sich nämlich das anwenden, was Günther, Recht und Sprache, S. 31, zum § 186 des Reichs-Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Januar 1877 bemerkte, daß man ihm nähmlich „außer seiner zunächst liegenden Bedeutung noch einen besonderen Sinn beilegen“ kann, „wenn man dabei an die so beliebte Verbrämung der Gerichtssprache durch Fremdwörter denkt“.

*) Auf Wunsch von Prälat Prof. Dr. G. Schreiber, Münster i. W., für ihn aufgezeichnet.

Digitized by Google

Die Speisefolge des Festessens ist nicht ganz so reich wie die des Sommerfestes, doch weicht sie auch nicht allzuviel von ihr ab. Nachmittag, zum Kaffee, kommen alle Verwandten in einem Hause zusammen und besprechen die Familienereignisse, besonders auf ihre freudigeren Anlässe hin. Abends ist Tanz im „Wirtshaus". Es gibt vier Gasthäuser im Dorfe: „ban Dávadn", „ban Hußnweiwan", „am Mäu" (= am Mond; so heißt ein Ortsteil in Dotterwies, der ganz auf dem Berge oben liegt) und nur das vierte Gasthaus heißt einfach das „Wirtshaus". Vielleicht ist es das älteste von allen.

Das eigentliche Fest des Volkes ist „Kánastog(h)", Johannistag, 24. Juni, bzw. Sonntag nachher. Während das Erhardifest mitten in den Winter fällt, nach vielen hohen Festtagen, in eine Zeit der leichten Ermüdung davon und des Kräftesammelns für den explosiven Ausbruch überschäumender Fröhlichkeit zur Fasching, liegt der Johannistag in der Jahreszeit, die auch für den Bauer die schönste ist; wenn die Felder bestellt sind, alles wächst und gedeiht und der Bauer mit jedem Tag beim Gang durch die Felder sich mehr freut über all das Wachsen und Blühen. Es ist die Pause vor der Ernte. Ende Juni beginnt die Heuernte und dann kommt der Bauer beinahe nicht mehr zum Verschnaufen bis gegen Mitte August, wenn das Getreide eingebracht ist, und dann wieder nach der Kartoffelernte, wo in der „Kirwa" sich all die aufgesparte Lustigkeit Luft macht.

Früher, vor dem Krieg, wurde der eigentliche Johannistag als Festtag begangen und Sonntag darauf war das „Nachfest". Heute gilt nur mehr dieser Sonntag als „Fest".

Am Abend vor Johanni zündeten auch die Dotterwieser seit alter Zeit ihr Johannisfeuer an. Mit einem Wagen sind die Buben durchs Dorf gefahren und jedes Haus hat ihnen gern ein paar Büschel „Schtrahscheitla" (gehackte Fichten- und Föhrenäste, deren Nadelwerk zum „Einstreuen" im Stall Verwendung findet), oder sonstiges Holz gegeben. Vom „Zehrerberg" aus leuchtete dann das Feuer in das Land. In den letzten Jahren ist dieser Brauch immer mehr verschwunden, da die Burschen zerspalten sind in verschiedene Parteien und Vereine und die Bauernburschen nicht so viel Initiative aufbrachten, um es allein zu machen. Es war meines Wissens nicht üblich, einen Johannisbaum in der Mitte des Holzstoßes aufzustellen. Davon weiß ich nur aus Höfen bei Elbogen, wo auch heute noch das Johannisfeuer in alter Ursprünglichkeit angezündet wird. So haben auch im letzten Jahre (1931) die Dotterwieser Burschen kein Johannisfeuer zustande gebracht. Daraufhin hat ein Bauer, ein schon älterer Mann, der nicht von dem alten Brauche lassen wollte, für sich allein auf seinem Feld am Zehrerberg ein Johannisfeuer angezündet und ist ganz allein und einsam dabeigesessen.

Zwei Wochen vor dem Fest stellt sich eine „Reitschöll" (Ringelspiel, Karussell) ein und eine Schaukel gesellt sich ihr nach wenigen Tagen zu. Das ist das sicherste Zeichen, daß das „Fest" nahe ist; da darf man nicht mehr säumen, das Haus frisch schön gelb oder hellblau anzustreichen und

Digitized by Google

alles gut in Ordnung zu bringen. Es wird nun auch Zeit, den „Mühlschorsch" zu fragen, ob man die Kuchen bei ihm mit backen darf in seinem Backofen; eingekauft muß werden, um alles parat zu haben, und den Verwandten, der „Freindschäft" muß man „Poß täun", sie sollen „af's Fest kumma", denn dieser Kirchtag ist vor allem ein großes Familienfest. Auch zur Zeit der Ernte kann das Dorf nicht tätiger sein als in der Woche vor dem „Fest". Die Hausfrau legt Rindfleisch ein in „Fischgwürz" und Salz, um es recht schmackhaft zu machen. „Köichla" werden in Fett herausgebacken und die großen runden Kuchen, mit „Straißl" bestreut oder mit süßem Quark, Pfefferkuchen, Marmelade oder am besten mit Butter und Honig oder Sirup dick beschmiert, kommen in Mühlschorschens Backofen und werden dann in der guten Stube nebeneinander alle hingelegt, oft zehn bis fünfzehn, und das ganze Haus riecht und duftet wie eben nur einmal im Jahre, nach „Fest". Überflüssig zu erwähnen, daß das Haus von oben bis unten neu gewaschen und geputzt wird.

Auch in der Kirche ist man nicht müßig. Aus Neudek kommt ein Sachverständiger; der untersucht die Orgel, ob sie auch gut instand ist, daß sie nicht plötzlich streikt im festlichen Hochamt zur Blamage des ganzen Dorfes. Der Kantor müht sich verzweifelt ab, seinem „Kirchenchor" ein neues lateinisches Amt beizubringen (die Noten kommen gewöhnlich von Pietsch, Ziegenhals in Schlesien), um auch in Ehren am Fest zu bestehen. Die Kirche wird geschmückt, wenn dies noch möglich ist. Der Herr Pfarrer denkt vergeblich nach, um welchen Heiligen sich denn noch kein Kranz von elektrischen Lämpchen schlingt, den man stimmungsvoll zu Gottes Ehre und den Andächtigen zur Augenweide erstrahlen lassen könnte. Die Dotterweiser Kirche ist ziemlich klein und sehr heimlich. Vieles, was anderswo als Kitsch aufgefaßt würde, paßt hier eigentlich ganz stimmungsgemäß her. Die zwei Emporen, die nur für die Männer bestimmt sind, reichen über beide Bankreihen vor, bis beinahe zu den beiden Seitenaltären. Die Leute beten noch langsam und andächtig und fühlen sich hier sicher dem Herrgott näher als im schönsten gotischen Dom. Zum „Fest" kommt alles in die Kirche, von allen Dörfern des Pfarrsprengels, und sie wird denn auch gesteckt voll, doch „das gehört zum Fest". Auf und um den Kirchplatz und auf der Straße haben Samstag abends und Sonntag früh die Krämer ihre „Stände" aufgeschlagen und von Früh ab herrscht hier geschäftiges, frohes Treiben, das aber mit seinen Ringelspielen und Schaukeln und den anpreisenden Rufen der Krämer erst nach dem Amt laut werden darf.

Das Mittagessen ist in seiner Speisefolge durch die Überlieferung festgesetzt. Es gibt vorerst eine gute Hühnersuppe, dann „Eingelegtes", Schweinernes und Karbonadln „Rostbratl", dazu „gebackene Knödl", Mehlknödl (Semmelknödl); Kartoffel setzt man nicht vor, das wäre zu „gewöhnlich". Vorher Schnaps, zur Anregung des Appetits, nachher Kuchen und Bier. Bei den feineren Leuten, wie zum Beispiel beim Pfarrer, gibt es Suppe, Lungenbraten mit Knödln, Kalbsbraten, Entenbraten, verschiedene Gemüse und Kompott. Eine gute Mehlspeise darf auch nicht fehlen; dazu ein Wein und ein Schnäpschen, sowie Bier und schwarzer Kaffee (Mokka). Man bleibt

Digitized by Google

sitzen bis zur Vesper. Dann geht das junge Volk tanzen, die Besucher machen ihre Aufwartung in befreundeten Häusern, oder die „Freundschaft" kommt zusammen, um alle Angelegenheiten, die die Sippe angehen, zu besprechen. Die älteren Besucher machen sich gegen Abend auf den Heimweg, bepackt mit Küchln und Grüßen, oder wenn sie von weiter gekommen sind, so bleiben sie wohl auch über Nacht. Gegen 6 Uhr macht die Musik eine Pause, in der Vieh und Mensch füttert und um 7 Uhr ist alles wieder im Wirtshaus. Da herrscht dann gewöhnlich so ein Gedränge, daß man überhaupt keinen Tanzschritt machen kann; die Paare werden nur von der Masse hin und her geschoben. Aber, „das gehört zum Fest". Aus allen umliegenden Dörfern, aus Kührberg, Köstldorf, Schwarzebach, Roßmeisl, Littmitz, Lanz, auch aus Doglasgrün und Stelzengrün, trotzdem dort ebenfalls Tanz ist, sowie aus Griesbach und Sponsl kommen Burschen und Mädchen und machen sich erst gegen drei Uhr oder später allmählich auf den Heimweg, der schon für manches Mädchen gefährlich geworden ist. Erst dann wird etwas Luft auf dem Tanzboden und die Dotterwieser erklären: „Hitza wirds äiascht schäin" und halten durch bis früh, wo sie in bekannte Häuser rundum „af a van schwärzn Kaffee" zu ziehen pflegen. Wenn auch die Alten schimpfen, am Morgen nach dem Fest und wohl auch Mittag müssen sie schon selbst einmal die Arbeit im Stall verrichten.

Am nächsten Tag ziehen alle Krämer wieder ab und die kleinen Buben durchsuchen die zurückbleibenden Papierhaufen auf dem Kirchplatz, ob sie nicht ein Sechserl oder eine Krone finden. Nur eine Schaukel oder ein Ringelspiel hält noch drei Wochen durch und alle Abende klingen die sentimentalen Lieder ihrer Drehorgel das Dorf hinauf; aber nicht oft kann sie die Erntemüden zu fröhlichem Treiben verlocken.

Erst zum Lanzer Fest, 2. August, Portiuncala, wo das junge Volk nach Roßmeisl zum Tanze geht, gönnt man sich wieder einen guten Tag. Dann wieder zum Chodauer Fest am 10. August, Laurenzi. Und wer Zeit und Geld hat, der geht oder fährt am 15. August, Maria Himmelfahrt, zur Muttergottes von Maria Kulm, dem großen Wallfahrtsort des Egerlandes, der in früheren Zeiten bis 30.000 Wallfahrer an einem Sonntag gesehen hat, dessen Bedeutung aber stark gesunken ist. Die Kirche gehört dem Ritterlichen Kreuzherrenorden mit dem roten Stern, der die Pfarre lange Zeit von zwei tschechischen und einem deutschen Priester betreuen ließ. Jetzt sind von den drei Priestern in Maria Kulm zwei Deutsche.

Außerdem feiern die Dotterwieser am dritten Sonntag im Oktober die „Kirwa", Kirchweih, die sogenannte Kaiserkirchweih, weil dieses Fest von Joseph II. als einheitliches Kirchweihfest für alle Pfarreien eingesetzt wurde. Im Denken der Leute hat dieses Fest mit der Kirch w e i h e nichts zu tun, trotzdem es so heißt, denn die eigentlichen Kirchfeste zum Gedächtnis der Kirchweihe feiern sie ja am 8. Jänner und 24. Juni, den Festtagen ihrer Kirchenpatrone.

Die „Kirwa" ist mehr ein weltliches Fest, eine „Fasching" im Herbst, dauert wie diese drei Tage, Sonntag bis Dienstag, und besteht hauptsächlich im Trinken, Essen, Tanzen und Lärmen. Der Pfarrer l i e s t

Digitized by Google

jedoch in der Kirche das Meßformular von der Dedicatio ecclesiae. Die Freude über die vollendete Ernte kommt zum Ausdruck. Von überall her rufen sich's die Leute zu: „Wos is heint?" der Eine, „Kirwa!" der Andere. Auf Schritt und Tritt hört man das, wird man angerufen und ruft es anderen zu. Eine unbändige Freude liegt in diesem Ausdruck „Kirwa!!!". Die Fröhlichkeit ist wohl noch größer als zum Kirchfest. Wiederum werden Kuchen gebacken, die süßen Kuchen! Auch dem Studenten schickt man ein Kistl voll nach Prag. Die Kirwa wird überall im Egerland gleich gefeiert, auf allen Dörfern. Das schöne Lied „In Eghaländ, wenn Kirwa is" ist recht stimmungsgemäß. Es ist ja in weiteren Kreisen bekannt, daß es keine Egerländer Kirwa ohne Rauferei geben kann, Es dreht sich dabei immer entweder um ein Mädel oder es werden alte Feindschaften zwischen Nachbardörfern mit Stuhlbeinen und Biergläsern ausgetragen.

Auch der Ausdruck „af d' Kirwa lon" ist zu bekannt, als daß man ihn erläutern müßte und zeigt, daß sich mit der Kirwa nicht eben feierliche Gedanken verbinden.

Dr. E. Langer zum Gedenken

Am 25. Dezember sind es 80 Jahre, seit E. Langer als Sohn eines Mühlenbesitzers in Rokitnitz im Adlergebirge geboren wurde. Der auf dem Gebiete der Politik, des Schulwesens, der Schutzvereinsarbeit und der Volks- und Heimatkunde unermüdlich und uneigennützig tätige spätere Teilhaber der Firma Benedikt Schrolls Sohn in Braunau ist am 21. Oktober 1914 gestorben. Hier in Braunau hat er auch seine Privatbibliothek, eine der größten und wertvollsten auf deutschem Boden, errichtet.

Langer, der Land und Leute seiner Heimat in dem Sammelwerk „Aus dem Adlergebirge" geschildert, „Materialien zur Geschichtsforschung im Adlergebirge" und einen kleinen „Führer durch das Adlergebirge" herausgegeben hat, hat auch die Werke des halb vergessenen Dichters Uffo Horn in einer Gesamtausgabe, von der 22 Lieferungen erschienen sind, zu veröffentlichen begonnen. Er hat auf volkskundlichem Gebiete eine einzig dastehende Leistung vollbracht mit seiner alle Stoffgebiete berücksichtigenden und wissenschaftlichen Anforderungen voll entsprechenden Zeitschrift „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen", die er von 1901 bis 1913 herausgab. Mit seinem Tode stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen ein, das vorbereitete 3./4. Heft des 13. Jahrgangs kam nicht mehr zur Ausgabe. Über die große Bedeutung dieser Zeitschrift schrieb Hauffen in seinem Nachruf: „Hier sind eine große Zahl von Volksliedern, volkstümlichen und Kinderliedern mit den Singweisen, den Lesarten verwandter Lieder aus anderen deutschen Landschaften und den nötigen literargeschichtlichen Nachweisen veröffentlicht, ferner zahlreiche schlicht und genau nach dem Volksmund erzählte Sagen, zu denen die sagengeschichtliche und mythologische Literatur in wertvollen Anmerkungen herangezogen wird, ausführliche Schilderungen älterer und jüngerer Volksbräuche, namentlich von Hoch-

Digitized by Google

zeitsbräuchen aus verschiedenen Ortschaften Ostböhmens, Aufsätze über Bauernhäuser und Volkstrachten mit sauberen Plänen, Grundrissen und Abbildungen zum Teil noch aus dem 18. Jahrhundert. Der zehnte Band enthält eine überaus wertvolle Darstellung des Lautstandes, der Formen,

des Satzbaues und des Wortschatzes der Mundart im Adlergebirge." Langer veröffentlichte hier ferner Aufsätze über „Schiller und die Volkskunde" und über „Goethe im Braunauer Ländchen und im Riesengebirge". Endlich wurde auch die Mundartdichtung Ostböhmens in zahlreichen Proben vorgeführt.

Digitized by Google

Volkshumor aus Grulich

Von **Emma Saxl**

In Grulich gab es eine Lottokollektur, man konnte da in der kleinen Lotterie von Wien, Prag, Brünn, Linz und Graz spielen. Ein Mann aus Alt-Neißbach in Preuß.-Schlesien setzte ein Jahr hindurch allwöchentlich ein und dieselben drei Nummern in die Brünner Lotterie, immer ohne Erfolg. Einmal riet ihm der Lottokollektant Herr Wenzel Tietze, mit diesen Nummern es doch einmal in Wien oder Graz oder anderswo zu versuchen. „Nai, nai", sagte der Mann, „dos verstiehn Sie ne, Herr Tietze, ich schreib ju olls ei a Buch ei — ich blei ei Brenne." In derselben Woche wurden nun diese drei Nummern zufällig in Graz gezogen. Als der Mann am nächsten Tage wiederum erschien, um die drei Nummern in die Brünner Lotterie zu setzen, und Herr Tietze ganz erregt ihm heftige Vorwürfe machte, seinen Rat nicht beherzigt zu haben, sagte er ganz ruhig: „Ich wullt se halt grode vo Brenne hon!"

Eine Frau aus Grulich sagte über das Äußere einer anderen Gruliher Frau: „Vrzeih mrsch Goot — onseräs is ju aa ne schien, obr — — doch!" —

Ein alter Grulicher beklagte sich einst einem Freunde gegenüber über seine Appetitlosigkeit. „Wos ißt ma denn!?" jammerte er, „a drei, vier Tallverla Soppe, a Pfund Rendfläsch, a gebrott Entla, a Plätschla Hiersche — ich muß zu Kittl Korlan giehn, doß a mr wos fier a Mocha gitt!"

Ein Wirtschaftsbesitzer in Oberlipka bei Grulich, der sich immer bemühte, sich in der Schriftsprache gewählt auszudrücken, kehrte einmal mit seiner Frau im Wirtshause ein. Er betrat energisch die Gaststube und schritt sofort auf den der Tür am entferntest stehenden Tisch zu. Die Frau, sehr schüchtern, folgte nur zögernd. „Na komm nur, Marie", munterte er sie auf, „nur kein Schenie!" — (Genieren!)

Meine Schwester Rosa, die eines Sommers aus Prag nach Grulich gekommen war, begegnete hier einem Bauer namens John aus Oberlipka, den sie seit Jahren nicht gesehen hatte, und sie begrüßte ihn: „Na wie gieht's denn, Herr John, kenna Se mich'n aa noch?" „Och ju, och ju", sagte er, „inuja, meine liebe Rosa! ma werd halt immer älder on häßlicher!"

Ein durch Trunk heruntergekommener Müller in Woitzdorf (Mähren), unweit von Grulich, sagte, als seine Mühle verkauft wurde: „Ich ho gedocht, doß dos Wosser ock zom Mühletreiba is. Wenn ich gewoßt hätt', doß dos Wosser a fier a Dorscht is — do hätt' ich heute meene Mühle noch."

Etliche Bauern aus der Umgebung saßen in Grulich an einem Sonntag im Gasthause und sprachen und stritten darüber, welche Religion wohl die beste sei. Einer aus Ullersdorf saß, ohne sich an der Debatte zu beteiligen, ganz still an einem Nebentische allein. In einer augenblicklichen Gesprächspause sagte er nach einem tiefen Schluck aus seinem Glase: „Wos nutzt dos Ganze — dr Votr braucht — s' Gald!"

Ein Bauer aus Mohrau bei Grulich sagte einmal, als vom häuslichen Frieden die Rede war: „Ich bin a guder Mensch, mich kon ma em a Fenger

Digitized by Google

weckeln, obr ich bin dr Herr eim Haus! wenn mr mei Weib ne folcht, on do spei ich'r ei's Gesechte! — Denn die Zufriedenheit muß sein!"

Der alte Herr Peter Prause, Wirtschaftsbesitzer, Ortsvorsteher, auch Druschma in Niederlipka bei Grulich, dessen Druschma-Vorträge ich sämtlich aufgezeichnet habe, empfing mich, als ich ihn wieder einmal zu diesem Zwecke besuchte, in seinem Ausgedinghause mit der Bitte um Entschuldigung daß es bei ihm so unordentlich aussehe. „Halt wie bei am aala Witwer", fügte er humorvoll hinzu. Ich meinte nun scherzend, daß er doch wieder heiraten könnte. „Jnu freilich", sagt er lachend darauf — er war damals 71 Jahre alt — „obr die jonga Mädl wölla mich ju keene, ich kriech lautr Körbe. Obr 's macht nischt, die[1]) komma mr 'm Herbste bem Adeplgroba grode zu gutte."

Der Fuhrmann Schwarzer in Grulich, genannt „dr lange Schworzer", wurde von seiner Frau mit einem Kinde beschenkt. Einige Tage darauf begegnete meine Mutter dem „glücklichen Vater" mit seinem Fuhrwerk, und sie sprach ihn an: „Euch hon se ju a Kleenes brocht, is'n a Jonge odr a Mädla?" Darauf Schwarzer: „Jnu, Frau Saxlin, grodezu gesäht — ich weß nee; ich lho noch nee drzu gesahn. Wenn ich obends heem komm, on do schläft's schont, on wenn ich frieh fartfohr', schläft's aa noch."

Unser „Stüblamoon" namens Schönich in meiner Eltern Wirtschaftshause in Lichtenau bei Grulich mußte einmal, weil trotz öfterer Ermahnung und amtlicher Aufforderung seine Kinder allzu unregelmäßig die Schule besuchten, zwei Tage „sitzen". „Do nutzt nischt", sagte man ihm, „do müßt'r halt sitza." Schönich, der nie mit dem Gericht zu tun gehabt hatte, konnte sich davon gar keine Vorstellung machen. Als er nach verbüßter Strafe heimkehrte und man ihn fragte: „No, wie worsch'n ei dam Arreste?" sagte er: „Ich mußt' nee immerfort sitza, ich torft a remgiehn."

Schönhengster Volksrätsel

Von **Josef Bezdek**, Mähr.-Trübau

Die Freude am Rätselraten ist dem deutschen Volke in die Wiege gelegt worden, denn das Rätsel gehört mit zu den ersten Äußerungen germanischer Dichtkunst. Auch in vielen unserer Märchen gewinnt der Jüngling durch seinen Mutterwitz die Hand der Königstochter oder sein Scharfsinn bewahrt ihn vor dem sicheren Tode.

Das Volksrätsel verdankte seine Lebendigkeit und seine Verbreitung wohl hauptsächlich den Spinnabenden (Rockengängen), wo es neben Volkslied, Sage und — Dorfklatsch wesentlich zur Unterhaltung beitrug. Die Lösung dieser mitunter recht witzigen, manchmal auch derben oder erotisch beeinflußten Denkaufgaben bezieht sich naturgemäß wohl nur auf die Umwelt des Volkes, ist aber durchaus nicht immer leicht zu finden.

Die nachstehend wiedergegebenen Proben von Volksrätseln und Scherzfragen aus der Schönhengster und Deutsch-Brodeker Sprachinsel erheben

[1]) Nämlich die Körbe.

Digitized by Google

keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit. Mit dem Wandel in den Formen der Geselligkeit ist ein großer Teil dieses Volksgutes in Vergessenheit geraten, weshalb der Sammler eine Bereicherung seiner Aufzeichnungen meist nur dem Zufalle verdankt, der ihm einen redseligen Alten oder ein vergnügtes Mütterchen in den Weg führt.

Der Aufruf K. Tobiaschs[1]) zur Aufzeichnung sudetendeutscher Volksrätsel veranlaßte den Verfasser, seine bisher auf Reichenau beschränkte Sammeltätigkeit auf das Gesamtgebiet beider Sprachinseln auszudehnen.

Mittlerweile hat Liesl Hanika-Otto[2]) eine Sammlung sudetendeutscher Volksrätsel veröffentlicht, die an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Alle bisher veröffentlichten Rätsel unseres Gebietes wurden dort aufgenommen. Trotzdem erscheint uns die Drucklegung nachstehender Sammlung aus folgenden Gründen nicht überflüssig: 1. Soll eine landschaftlich abgerundete Darstellung unseres bisher in verschiedenen Büchern und Zeitschriften zerstreuten Rätselgutes gegeben werden, 2. verdankt der Verfasser neben eigener Sammeltätigkeit der Mitarbeit einiger Gleichgesinnter[3]) eine größere Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Rätsel und Scherzfragen und 3. sollen damit die Leser dieser Zeitschrift zu ähnlichen siedlungsgeschichtlich begrenzten Sammlungen angeregt werden, um einst womöglich alle sudetendeutschen Volksrätsel zu erfassen.

Mit einem Scherzrätsel, das die Eigentümlichkeiten der Stadt Mähr.-Trübau zum Gegenstande hat, wollen wir beginnen:

1. Der Turm ohne Grund,
   Das Loch ohne Spund,
   Christus ohne Wund,
   Der Eislauf am Sand,
   Der Bauer ohne Land,
   Das Gymnasium auf der Pfütz':
   Dos sein die Trübauer Witz!

A. Der Mensch

2. Was kann kein Mensch von sich erzählen? (Uttigsdorf.)
3. Kemmt raus un pockt aus, schenkt ei un trinkts nei, pockt ei un gieht nei. (Deutsch-Brodek.)
4. Zwoja ging'r naf un zwiena kamma rundr un zwana kama raibr. Itzet so mr ner geschwinn, wos worn 's jedsmul? (Dittersdorf b. Mähr.-Trübau.)
5. As gieht wos om Wag und hot 6 Fuiß und 2 Schadl. (Abtsdorf.)
6. As gieht wos ibrn Poch, hot 10 Füß un mocht sich ner viera noß. (Knappendorf.)
7. 4 Rollich, 2 Knollich a Zoplmandla un a Zoplpandla. (Knappendorf.)

[1]) „Heimatbildung", Jg. IV/1923, S. 249 ff. — [2]) Liesl Hanika-Otto: Sudetendeutsche Volksrätsel. Franz Kraus, Reichenberg. 1930. 166 Seiten. — [3]) Anton Fuchs-Knappendorf, Adolf Jenisch-Langenlutsch, Karl Ledel-Grünau, Rudolf Schmeifer-Abtsdorf und Otto Schwab-Uttigsdorf.

Digitized by Google

8. Zwoa Wognrolln, zwoa Fuazknolln, a Zoplmannla un a Zoplpandla. (Reichenau.)
9. 4 Gepogena, 2 Gezogena, a Schwippschwopp un a Brummsok. (Knappendorf.)
10. As gieht wos am Raj ahindr un reckt da Zäh' afir. (Knappendorf, Grünau, Abtsdorf, Laubendorf.)
11. As gieht wos om Wag nintr un hot 2 Schadl. (Abtsdorf.)
12. Acht Männr hom da gonza Nocht geschpailt un waj sa afgehiert hom, hottn sa olla gewunna. (Grünau.)
13. Loch of Loch, Borschtn ems Loch und noch tettn beim Loch. (Knappendorf.)
14. Loch of Loch, Hor ems Loch, lustich aus'm Loch. (Deutsch-Brodek.)
15. De Zwoapoaneta hot'n Dreipoanetn uf'm Rick.
Kimmt de Vierpoaneta un steßt na Zwoapoanetn vo de Brick. (Reichenau.)
16. Es gieht a Zwoponets aibr da Brick un hut a Dreiponets of na Rick.
A Vierponets kimmt gelosn un wais Zwoponeta peisn.
's Zwoponeta nimmt's Dreiponeta un wais Vierponeta schmeisn. (Pohres, Abtsdorf.)
17. Welcher Mensch ist am dümmsten? (Uttigsdorf.)
18. Vorn Fleisch und hintn Fleisch un i dr Mitt Holz. (Ranigsdorf.)
19. Es wächst von selbst, unausgesäet, nach unten statt nach oben.
Ob's Kraut oder Unkraut weiß man nicht,
Und wer es hat, der muß es loben. (Uttigsdorf.)
20. Wer nimmt na Kenig olls undr dr Nos wag? (Neudorf.)
21. Vo wen maß de Kaise o ne Haut ronehma? (Neudorf.)
22. De Paue fährt mit zwoun, de Reichn fohrn mit sexn. Wer fährt mit saibn? (Grünau.)
23. Unterschied zwischen einem Mann voll Wein und einem Faß voll Wein. (Uttigsdorf.)
24. Es sei 32 Huilich un i de Mitt a rutr Hoh. (Reichenau.)
25. Wo zieht der Jud' den Kürzeren? (Zwittau.)
26. Der Arme schmeißt es weg, der Reiche steckt es ein (Uttigsdorf.)
27. Es hängt o dr Bond,
Braucht kän Nojl un käj Pond. (Runarz.)
28. Es kimmt uf de Welt, mocht an Schroa un stivbt. (Seibelsdorf.)
29. Of an Bargla is a Waldla, of dan Bargla san zwoa Lichtlich.
I dan Waldla stihn longa Fichtlich,
Un i dan Waldla gihn de Hirschlich aus un ei. (Abtsdorf.)

B. Die Kleidung

30. Mit zwoa fährt me nei, mit draja kimmt me ras
un wenn mr gonz dejinn et, et mr gonz dejas. (Reichenau.)
31. A roibr un noibr un a Schtaus i de Husn. (Gr.-Poidl.)
32. Auswendich schworz un enwendich rut
un wos ma neischtekt, is pen Oasch ogeworzn. (Deutsch-Brodek.)

Digitized by Google

33. Aswendig schworz, i de Mitt huhl,
pen Oasch hängt a Schlenkrlik, der dena sell. (Grünau.)
34. Bei einem Loch hinein, beim anderen heraus. (Uttigsdorf.)
35. Schwarzes Loch, tief hinein, was beim Arsch hängt, das ist mein. (Uttigsdorf.)
36. Es gieht a schworz's Luch na, wos pun Oasch hängt mauß na. (Neudorf.)
37. Onda gebohn, oba gezohn, hien gerackt on neigeschtackt. (Neudorf bei Landskron.)
38. Wer geht auf dem Kopf in die Kirche? (Uttigsdorf.)
39. Fünf Löcher in einem Loch. (Uttigsdorf.)
40. Außn Hoor, eiwendig huhl un wenn mes neischtekt, taut's em wuhl. (Uttigsdorf.)
41. Kemmt a grusr Herr gerietn, tut de Frau ems Lechla pietn.
De Frau soit: „As konn nie sein, 's Schwanzla muß gewelgrt sein.
(Deutsch-Brodek, Knappendorf.)
42. Es kimmt a feine Herr gerietn un taut de Frau ims Lechla bietn.
De Frau daj sagt: „Ar gieht net na, de Zippl mauß eascht gewelgrt sa. (Neudorf.)
43. Eiwendig huhl, aswendig vul Lechr. (Grünau.)
44. Wels Has hat mer Fanstrlich wejs Kaisrhas? (Reichenau.)
45. Es ist kleiner als ein Haus und hat mehr Fenster als ein Königshaus. (Uttigsdorf.)

C. Haus und Hausrat

46. Ans segt: „Wenns pold Tog wär!"
Ans segt: „Wenns pold Nocht wär!"
's dritta segt: „Wos sell ajch'n sogn,
ajch mauß Tog un Nocht trogn!"
47. Es hängt was an der Wand und hat ein Butterbrot in der Hand. (Hertersdorf.)
48. Es sitzt uwn Doch un rojchrt a Fajf Tabak. (Runarz.)
49. Der dicke Herr Vota, die schwoche Frau Mutta, die schpitzige Tochta. (Grünau.)
50. Trat of dan Schtangla druffa, do schparrts de Gumma uffa;
Schteck ich dan Michmoch nei, schlog mit de Folle zu,
Donn is dos Lammla fertig. (Moletein.)
51. Es hat vier Baina un an Fuß, der Kopf, der wackelt, wann er muß. (Hertersdorf.)
52. Es gieht un gieht un kimmt net vo dr Schtell. (Grünau.)
53. Wos ist dos? Kind gemocht un nie gelocht,
Knie gepogn un mitn Oasch anochgeschobn. (Deutsch-Brodek.)
54. Knie ajbiegn, Oasch nochziegn,
Kindla mochn und net lochn. (Uttigsdorf.)
55. Es rumpelt un pumplt aj dr holzna Kopall.
(Runarz, Abtsdorf, Schönbrunn, Pohres, Uttigsdorf.)
56. Es steht was in der Kammer mit 4 Ohren. (Uttigsdorf.)

Digitized by Google

57. Ein langer, langer Vater,
Eine lange, lange Mutter
Und viele Kinder. (Uttigsdorf.)
58. Welcher Bock hat keine Haut? (Uttigsdorf.)
59. Es gieht zen Grobn un lätt na Bach dehom. (Neudorf.)
60. In Wold wext's, of de Wajs groft's un in Darf schreits.
(Ranigsdorf.)
61. Es hängt o dr Mauer, schreit Bürger un Pauer. (Ranigsdorf.)
62. Wenn a Metzn Woz 8 Guln gekuft hut,
Of wajwajl kimmt da Ro Nudln? (Neudorf.)

D. Landwirtschaftliche Geräte

63. Es lajt undr dr Träpp, hot vierundzbanzich Käpp. (Runarz.)
64. Es lajt undr dr Trepp, hot 99 Krepp. (Reichenau, Grünau.)
65. As lajt wos undr dr Trepp und hot an Haufn Kepf.
(Knappendorf.)
66. Es rennt in Weag ninde un schreit: „Bürgr un Pauer!"
(Reichenau.)
67. Es liäft in Wag afier un schreit: „Püttrmilich, Püttrmilich!"
(Laubendorf.)
68. As rennt in Wag nintr un schreit: „Püttrmilich un Arpfl!"
(Rothmühl.)
69. A hölzrna Muttr, a eisrnr Votr un Kindr die Fliegn. (Runarz.)
70. Es schtieht hintr de Tier un schpeit Mottn afier. (Triebitz.)
71. Es lajt ondrn Doch, fett aus wie a Droch.
(Neudorf bei Landskron.)
72. Es liegt auf dem Rasen und hat 24 Nasen. (Uttigsdorf.)
73. Es renna vier Fraua in Weg nindr un krajgn anonde net.
(Grünau.)
74. Wer ajt de grißta Heilige? (Neudorf.)

E. Tiere

75. Es gieht in Weg ninde un tolt Puttrkropfn as. (Uttigsdorf.)
76. 4 gangen, 4 hangen, 2 plitzige, 2 spitzige und einer zottelt hinten
nach. (Neudorf.)
77. Vier Tanzer, zwei Owehrer un a Zesommakehrer.
(Dittersbach bei Landskron.)
78. Voen wej a Gobl, aj de Mitt wej a Foß,
hintn wej a Peasn. Wos etn dos? (Reichenau.)
79. As gieht wos ibrn Poch un mocht sich kan Fuß net noß.
(Knappendorf.)
80. Es gieht in Wosse un hot ocht Poa. (Reichenau.)
81. Viera gezugn, simfa gepugn;
a Dasch um, a Dasch dejuntn. (Neudorf.)
82. Vorn a Kopf und hintn a Kopf, vier Fuiß un zwoi Fuiß,

Digitized by Google

Ubn a Daſch un untn a Daſch. Viera wan gezugn un fimfa gepugn. (Abtsdorf.)

83. As gieht om Döch rim un höt a Schtong in Daſch. (Schönbrunn, Rothmühl, Laubendorf.)
84. Es gieht of de Puntrepp naf un hot a Schtong in Daſch. (Reichenau, Lauterbach, Hertersdorf, Abtsdorf.)
85. As lait hintrn Ufn un ſchnorcht. (Laubendorf.)
86. Wiwrla, wawrla, wos is dos?
Hintrm Ufn roſchplt wos.
's is ka Kotz un 's is ka Hos,
Wiwrla, wawrla, wos is dos?
(Abtsdorf, Knappendorf, Rudelsdorf.)
87. As ſchwemmt wos undr dr Breck un hor Kaifrs Bett om Reck. (Knappendorf.)
88. Kimmt a Mo as'n Prohllond, hut an Ruk as 20 Schtick un a knurruts Ugeſicht. (Alt-Moletein.)
89. Wer hat einen Kamm und kämmt ſich nicht? (Uttigsdorf.)
90. As ſchieht om Miſt un höt a Sichl in Daſch. (Rothmühl.)
Es gieht in Ron nimm und hot a Sichl in Daſch. (Tattenitz.)
91. Es gieht of de Lotr naf und hut a Klutz in Daſch. (Neudorf, Reichenau.)
92. Es gieht än Hof rem un ſchleppt de Därmer anoch. (Runarz, Schönbrunn.)
93. Ein Haus voller Eſſen, aber die Tür vergeſſen. (Neudorf.)
94. Pilla, palla, es fällt von Schtalla, kos ka Zimmrmo zeſommaſchtalla. (Hertersdorf.)
95. Es fällt von Polkn, un's kus ko Kaifr un Kinig drvoltn. (Ranigsdorf.)
96. Es kemmt a Vättr Longr äm Bag afiergegonga.
„Joit mr ner de Hienr un de Gäns,
vr Kotz un Hund ferdt ich mich nie." (Runarz.)
97. Er liebt ſie, ſie liebt ihn nicht,
Sie möcht ihn gerne haben, bekommt ihn aber nicht. (Uttigsdorf.)
98. Fimfa ginga jogn, brenga oan getrogn.
Bis of Neglowitz. Dat krochn ſa na af,
Doß's Blout ner aſu tritſcht. (Reichenau.)
99. Wos giehtn genauer: A Uhr obr a Laus? (Uttigsdorf.)
100. Es hängt o de Wond, braucht koan Schtengl un koa Pond. (Reichenau.)

F. Pflanzen

101. Oben und unten, in der Mitt' iſt's gebunden. (Hertersdorf.)
102. Wu paut ma na meiſtn Flox o? (Grünau.)
103. Es lat i dr Tenn un finklt waj a goldena Henn. (Neudorf.)

Digitized by Google

104. Es ajt rund waj a Kletzla,
Hut kon Oasch un ko Fetzla,
Hut olla Johr Junga,
Wenn mrsch net itzt. (Neudorf.)
105. Wenn sei de klon Äpfl on pestn? (Neudorf.)
106. Wavajl Gabesn giehn in on Topp? (Neudorf.)
107. Rechtrsch Touchtrla hot a grins Roukala,
Hout a hölzrns Oaschgeschtell.
Etzt rout mei liebr Junggesell! (Lichwe.)
108. Wenn man waj nagieh, maß mr de Tier afmochn,
Wenn ma waj assn, maß mrsch Has zrdraschn. (Neudorf.)
109. Es steht am Acker, hält sich grün und wacker,
Hat viele Häut' und beißt alle Leut'. (Uttigsdorf.)
110. De Wind gieht un dos Ding schtieht;
De Höslen wokln un de Ajr kloprn. (Deutsch-Brodek, Uttigsdorf.)
111. Es schtieht osn Berg, hut a schworz's Käppla of un an rutn Montl un. (Pohres.)
112. Es setzt uwn Rajn, hott'n Pusn vul Schtajn, a rutes Mantla em un a schworzes Hittla auf. (Runarz, Pohres.)
113. Votrsch Hosnlotz is gro,
Muttrsch Fürschteck is blo.
Of Muttrsch Ding sitzt a Fink,
Flegt om Pam un singt. (Deutsch-Brodek.)

G. Naturerscheinungen

114. Es gieht osn Hoj un roschplt net. (Langenlutsch.)
115. Es gieht osn Doch nimm un tritt net af. (Ranigsdorf.)
116. Ein an Krajzr is de gonze Schtub vul. (Runarz.)
117. Es sei 2 Brittlich rund geschnitn,
Sein mitanonde durch de Welt gerietn. (Hertersdorf.)
118. Wickrla, wackrla, es krejcht usn Ackrla.
Kimmt de lejba Sunnaschei,
Krejchts wickrla, wackrla wejde nei.
(Reichenau, Abtsdorf, Knappendorf, Hertersdorf.)
119. Es ajt a glajadigs Eisnschtengala.
Wenns pis wird in Herz,
Fährts duich Schton un Erz. (Pohres.)
120. As gieht wos ims Haus un gräbt Grieblich aus. (Knappendorf.)
121. De Vote schtieht eascht ven Pett af un de Suh sitzt scho osn Doch. (Neudorf.)
122. Es gieht pen Pun nas und toppt net. (Grünau.)

H. Verschiedene Scherzfragen

123. Was ist höher als Gott?
124. Welcher Himmel ist kleiner als das Kirchentor?

Digitized by Google

125. Warum kann es nicht zwei Tage hintereinander regnen?
126. Welches Jahr hat nur einen Tag?
127. Wo hat Adam den Löffel angepackt?
128. Wann ist der Bauer ohne Kopf im Haus?
129. Wos ajtn zwischn Zajgnsauß un Tirpes? (Neudorf.)
130. Es is net i Tribau, es is ohr i Lohsen,
De Frau hots in Rock un de Mo i de Hosen. (Uttigsdorf.)
131. On Wag gien fünf schworza un fünf schacketa Oxn.
Wej san de Weiblich? (Abtsdorf.)
132. Tirol hot a Ding. Wien ajt a grußa Schtodt un hot dos Ding gor net.
Bei de Jungfrau is 's zen findn un de Waibr, daj huns hintn. (Neudorf.)

Mit dem überschlauen „Ruttajfil" sei unsere Sammlung geschlossen:

A.: Manzala, ajch ho a schis Vieglnastla asgenumma. Wenn daus derutn tauft, waj vajl drinn san, kregsta olla sajbena.

B.: Sajbena!

A.: Dau pist jo dr Ruttajfil sabr, grod kregsta kos!" (Putzendorf.)

Rätsellösungen:

1. Der Rathausturm ruht auf den Mauern der Nachbargebäude, das Lochwirtshaus, bei der Christusfigur der „drei Kreuze" am Kreuzberge hat man die Wunde vergessen, Flurnamen, Großkaufmann, Flurnamen. 2. Daß er gestorben ist. 3. Der Priester bei der Messe. 4. Mann und Frau, zwei Männer, zwei Frauen. 5. Reiter und Roß. 6. Reiter auf einer trächtigen Stute. 7., 8. und 9. Räder (Wagen), Pferde, Kutscher und Peitsche. 10. Holzmacher mit einer Säge am Rücken. 11. Holzmacher mit einem Schlegel am Rücken. 12. Acht Musiker. 13. und 14. Trompeter mit Schnurrbart. 15. und 16. Schuster, Schusterschemel, Hund. 17. Der Kaminfeger: Er kratzt, wo es nicht juckt. 18. Pflügender Bauer. 19. Der Bart. 20. Der Barbier. 21. Vor dem Haarschneider. 22. Der Siebmacher fährt mit Sieben. 23. Die volle Flasche kann stehen, der betrunkene Mann nicht. 24. Zähne und Zunge. 25. Im Pissoir (Beschneidung). 26. Beim Schneuzen gebraucht der Arme die Finger, der Reiche das Taschentuch. 27. Der Roß. 28. Der Furz. 29. Kopf, Haare, Läuse. 30. Das Hemd. 31. Hosenträger und Taschentuch. 32., 33., 34. Stiefel und Bein. 36. Pulswärmer. 37. Stiefelanziehen. 38. Die Schuhzwecke. 39. Handschuh. 40. Der Muff. 41., 42. Nadel und Zwirn beim Einfädeln. 43., 44., 45. Der Fingerhut. 46. Das Bett, die Tür und der Deckenbalken (Tram). 47. Kalk. 48. Rauchfang. 49. Ofen, Ofentürl und Rauchfang. 50. Webstuhl. 51. Schnitzbank. 52. Uhr. 53., 54. Mangeln der Wäsche. 55. Butterfaß beim Butterschlagen. 56. Waschtrog. 57. Leiter. 58. Sägebock. 59. Bettüberzug, der beim Bache gespült wird. 60. Die Geige (Holz, Schafdarmsaiten). 61. Glocke. 62. Auf drei Stollen (dreibeinige Pfanne). 63., 64., 65. Die Kette. 66., 67., 68. Schlecht geschmierte Pflugräder. 69. Häckselmaschine. 70. Putzmühle. 71. Flachsriffel. 72. Der Rechen. 73. Wagenräder. 74. Der Wiesbaum (Heu-Lieger). 75. Das Pferd. 76., 77. und 78 Die Kuh (Beine, Zitzen, Augen, Hörner, Schwanz). 79. Das Kalb in der Kuh. 80. Trächtige Kuh. 81. und 82. Kuh und Magd beim Melken. 83., 84., 85. Die Katze. 86. Der Kater, die Maus, Küchenschaben. 87. Die Gans. 88., 89., 90. Der Hahn. 91. Henne, die eben Eier legen geht. 92. Henne mit Küchlein. 93., 94., 95. Das Ei. 96. Der Regenwurm. 97. Der Floh. 98. Flohjagd. 99. Die Laus. Sie geht „aufs Haar". 100. Spinnengewebe. 101. Die Garbe. 102. Nirgends; man säet Leinsamen. 103. Leinsamen. 104. Die Kartoffel. 105. Wenn es keine großen gibt. 106. Gar keine, man muß sie hineingeben. 107., 108. Die Haselnuß. 109. Die Zwiebel.

Digitized by Google

110. Reife Mohnkapsel. 111., 112. Die Hagebutte. 113: Die Kornblume und die Biene. 114. Die Sonne. 115. Schatten der Wolken. 116. Licht. 117. Sonne und Mond. 118. Tau. 119. Blitz. 120. Regentropfen. 121. Feuer und Rauch. 122. Rauch. 123. Die Krone auf seinem Haupte. 124. Der Baldachin. 125. Weil eine Nacht dazwischen ist. 126. Das Neujahr. 127. Beim Stiel. 128. Wenn er beim Fenster herausschaut. 129. Das Wort „und". 130. Der Buchstabe „o". 131. Es sind ja keine dabei. 132. Der Buchstabe „r".

Quellen:

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes. Mähr.-Trübau. Seit 1905. — Liesl Hanika-Otto, Sudetendeutsche Volksrätsel. Kraus, Reichenberg. 1930. — Beiträge der in Anm. 3 genannten Herren. — Eigene Sammlung.

Ein altes Mädchen will auch der Teufel nicht

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Lehrer in Zeche

Es war einmal ein altes Mädchen, das nicht heiraten wollte, denn es paßte ihr kein Mann. Ihre Eltern konnten ihr aber nicht lange zusehen und ihr Vater schickte sie einen Mann suchen. Unterwegs begegnete sie dem lieben Gott, und der sprach: „Wohin, du mein schönes Kind?" „Ich muß mir gehen einen Mann suchen", antwortete sie. „Einen Mann?" sprach er, „nun da brauchst du nicht so weit gehen, da bin ich." „Dich mag ich nicht, denn die Leute sind dir alle schuldig und lieben dich nicht", antwortete sie, und ließ ihn am Wege stehen. — Nun ging sie weiter. Als sie so ging, begegnete sie dem Teufel, und der fragte sie auch, wohin sie geht. „Ich gehe mir einen Mann suchen", antwortete sie und schmeichelte ihm gleich. „Nun, da brauchst du nicht sehr weit gehen, willst nicht mich nehmen?" fragte er sie. „Jawohl, warum denn nicht?" antwortete sie, „dich haben alle Leute gerne und sagen: der Teufel soll dich holen!" Da nahm sie auch schon der Teufel auf seinen Rücken und wanderte mit ihr so weiter. Die Last wurde ihm aber immer schwerer und schwerer, er schwitzte am ganzen Körper und stolperte bei jedem Steinchen. Schließlich, als er nicht mehr weiter konnte, blieb er bei einem Steinhaufen stehen, hockte das alte Mädchen ab und wollte rasten. Wie er so über seine schlechte Wahl nachdachte, kam desselben Weges ein Student. Der blieb vor dem Teufel stehen. Der Teufel fing nun an sich zu beklagen und bat den Studenten, ob er ihm die Last nicht abnehmen möchte, er würde ihn schon gut bezahlen. Der Student hatte Mitleid mit dem armen Teufel und sprach: „Kommt nur weiter, ich werde euch schon helfen." Nun wanderten sie weiter und kamen endlich zum Meere. Da sprach der Student: „So können wir nicht hinüber, wir müssen uns eine ‚Jerte' (Hürde) flechten, daß wir hinüber können." Der Teufel schickte nun seine liebe Frau um Ruten, und während sie solche suchte, verschwanden beide, und der Teufel belohnte den Studenten. Seit dieser Zeit weicht der Teufel den alten Mädchen, die noch einen Mann suchen, in weiten Bogen aus, und ist ein guter Helfer den Studenten.[1])

[1]) Erzählt im November 1930 von Josef Palesch, Landwirt, 50 Jahre alt.

Digitized by Google

Das Sagengut der Deutschen in Polesien

Ein Beitrag zur Sagenforschung in den deutschen Sprachinseln Osteuropas

Von **Alfred Karasek-Langer**

I. Zur Einführung[1]).

Die deutschen Siedlungen in Polesien gehören zu den jungen Sprachinselgebilden. Sie sind ziemlich gering an Zahl und liegen weit verstreut im Bereiche der großen Rokitnosümpfe, nur um Pinsk herum treten sie gehäufter auf. Nach der Statistik Stolińskis[2]) gibt es im heute zu Polen gehörigen Teile Polesiens nur 1238 Deutsche, die Zahl ist aber zweifellos zu niedrig gegriffen. Die bei Winkler[3]) gegebenen Daten berücksichtigen nur die deutschen Mehrheitsgemeinden und ergeben deshalb ein unvollständiges Bild.

Wir unterscheiden in Polesien zwei deutsche Kolonisationswellen: eine in der zweiten Hälfte des 16. und eine am Beginn des 19. Jahrhunderts. Die ersten Deutschen, die sogenannten „Holländer" sind heute gänzlich polonisiert. Sie wurden 1563 von dem polnisch-evangelischen Edelmanne Leszno-Leszczynski in den beiden Dörfern Neudorf und Neubrau (Nejdorf und Nejbrów) am rechten Bugufer angesiedelt[4]), die Kolonisten stammten aus Pommern und Schlesien. Den Namen „Holländer", den die polonisierten Nachkommen noch heute tragen, erhielten sie, weil die beiden Siedlungen im Zuge der großen Holländerwanderung entstanden. Schon um 1720 wird angegeben, daß ein Teil der Gemeindeglieder der deutschen Sprache nicht mehr mächtig ist, nach Busch[5]) sind 1862 die beiden Siedlungen gänzlich verpolt. Diese Holländer haben, trotzdem sie heute ihrer Umgangssprache nach Polen sind, dennoch wesentliche Züge und Merkmale ihrer Herkunft beibehalten. Sie haben auch gleichzeitig mit den deutschen Sprachinseln Kongreßpolens eine Reihe von Tochtersiedlungen in Wolhynien[6]) und Sibirien gegründet und zeigten dabei eine Kolonisationsfähigkeit, die dem Slawen fremd ist.

Die zweite deutsche Einwanderungswelle, die in keinem Zusammenhange mit der ersten steht, läßt in Polesien zwischen 1800 und 1820 einige deutsche Sprachinseln entstehen, von denen nur Zofjówka über hundert Einwohner hat. In welchem Jahre die einzelnen deutschen Siedlungen ent-

[1]) Vgl. dazu: Karasek-Langer, Bei den Deutschen in der Polesie. In: Heimat und Volkstum, Schlesische Zeitung, Bielitz, vom 14. und 27. Oktober 1928.
Karasek-Langer, Bei schlesischen Kolonisten in der Polesie. Ebd. vom 17. und 24. III. 1929.
Lück, Deutsche Volksgenossen in Polesien. In: Landwirtschaftlicher Kalender für Polen, 1930, Jahrg. XI, S. 70 ff.

[2]) Stoliński, Die deutsche Minderheit in Polen. Warschau, 1928, S. 75 f.

[3]) Winkler, Statistisches Handbuch für das gesamte Deutschtum. Berlin, 1927, S. 658.

[4]) Eichler, Das Deutschtum in Kongreßpolen. Stuttgart 1921, S. 38 ff.

[5]) Busch, Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland. Petersburg, 1862.

[6]) Kuhn, Die Entstehung der deutschen Siedlungen (in Wolhynien). In: Deutsche Blätter in Polen. Jahrg. III, Heft 11/12, S. 541 f.

Digitized by Google

standen, ist in den meisten Fällen noch ungeklärt und dürfte, da vielfach Akten und Urkunden verloren gingen, zum Teil auch nicht mehr feststellbar sein. In Zofjówka bei Wysock am Horyń findet sich ein Pachtvertrag aus dem Jahre 1811, der zwischen dem Edelmanne Borejko und 32 Mennoniten geschlossen wurde[7]). Kurze Zeit später wanderten diese Mennoniten nach der Molotschna aus und überließen ihr Land Deutschen aus den Weichselniederungen, sogenannten „Nedderungen", deren Nachkommen noch heute dort leben. Kamienne bei Dawidgródek im Pinsker Sumpf wurde nach 1800 von schlesischen Waldarbeitern, die Fürst Leo Radziwill ins Land brachte, gegründet. 1929 wurde die Kolonie zwangsweise vom jetzigen Fürsten Radziwill wieder in neues Sumpfgebiet umgesiedelt und heißt heute Łada.

Eine spätere Kolonisation, wie in Wolhynien nach 1863, erfolgte nicht. Die ziemlich kleinen und weit voneinander entfernten Siedlungen liegen im Gebiete der ukrainisch-weißrussischen Sprachgrenze, vielfach schon im Bereiche weißrussischen Volkstums. Stammlich und ihrer Herkunft nach unterscheiden wir Niederdeutsche und Schlesier. Ob die Kolonisten schon als Sprachinselmenschen nach Polesien kamen, ist geschichtlich ungeklärt, bei den Niederungern aber höchstwahrscheinlich der Fall. Unter den Niederdeutschen unterscheiden wir zwei Gruppen, die „Nedderunger" und die „Wemtjen" (auch „Wömken"), beide entsprechen gleichen plattdeutschen Dialektgruppen in Kongreßpolen. Die Niederdeutschen in Polesien sind Bauern und Viehzüchter, die Schlesier Kleinhäusler und Waldarbeiter oder, wie sie es nennen, „Stabschläger".

Die einzelnen Siedlungen beharren in weitaus stärkerem Maße als die Wolhyniens in ihrer Mundart. Bei den Niederdeutschen erlernen die Kinder erst in der Schule das Hochdeutsche; vereinzelte Zuwanderer gehen meist in der zweiten Generation in der Dorfmundart auf. Die Schlesier, die während des Weltkrieges zum Großteil nach Sibirien verschleppt waren, neigen schon durch ihre Mundart stärker zum Hochdeutschen hin. Sie sind auch diejenigen, die in ihre Sprache mehr russische Fremdwörter aufgenommen haben und bei denen sich eine größere Sprachverwilderung bemerkbar macht.

Die deutschen Kolonisten sind evangelisch und heben sich auch dadurch von ihrer andersvolklichen Umwelt ab. Die Erhaltung des Volkstums ist bisher trotz der Streulage eine außerordentlich gute. Nur vereinzelte Deutsche, die aus den Siedlungen als Handwerker in die Kleinstädte des Landes abgewandert sind, wurden sprachlich russifiziert, sie bekennen sich aber auch heute noch als Deutsche. Kirchlich sind die Deutschen im polnischen Anteile Polesiens dem Równoer Kirchspiel angegliedert, gehören also zu Wolhynien. Da sie sehr weit vom Pfarramt entfernt liegen, ist ihre Betreuung durch den Pastor nur schwer möglich; Gottesdienste, Taufen usw. werden von den Kantoren, Leuten ohne besondere Schulbildung, abgehalten.

---

[7]) Der Vertrag ist abgedruckt in: Karasek-Lück, Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Plauen, 1931, S. 22 ff.

Digitized by Google

Mit der deutschen Schule in Polesien ist es recht schlecht bestellt. Der Ortskantor ist gleichzeitig Lehrer und unterrichtet die Kinder notdürftigst in Lesen und Schreiben. Dazu kommt noch, daß sich nur ganz wenige Siedlungen einen Kantor leisten können. Deshalb ist der Prozentsatz an Analphabeten unter den Kolonisten ziemlich groß, vor allem bei den Schlesiern und den Diasporadeutschen. Die durch Lage, russische Umwelt und mangelnde Schulbildung gegebene Vereinsamung ist äußerst stark und zeigt sich nicht nur in der Erstarrung mitgebrachter volklicher Überlieferungen, sondern auch in der Entlehnung slawischer Formen. Die Entlehnungen treten auf dem Gebiete der materiellen Kultur (Kleidung, Nahrung u. a.) am sichtbarsten zutage, auf dem Gebiete der geistigen Volkskunde[8]) weitaus seltener.

Die folgende sagenkundliche Untersuchung beruht auf selbstgesammeltem Material, das ich auf einer mit Dr. Lück im Jahre 1928 unternommenen Forschungsreise an Ort und Stelle aufgezeichnet habe. Es konnte allerdings nur der polnische Anteil Polesiens besucht werden, doch gelang es auch, eine Anzahl von Sagen aus Sowjet-Polesien zu erfassen. Es handelt sich im ganzen nur um etwa 120 verschiedene Nummern, doch erstreckte sich die Sammlung in den Hauptkolonien auf alle vorhandenen Typen. Die Aufnahme des Bestandes erfolgte also über hundert Jahre nach der Einwanderung und erfaßte im Durchschnitt die dritte und vierte der schon in der polesischen Landschaft geborenen Generationen. Da dies gerade die Zeit ist, in der sich das Sagengut einer Sprachinselgruppe formal endgültig von den Spuren seiner früheren Heimat, d. h. der Gebundenheit an Orte und Menschen derselben gelöst hat, so ist diese Untersuchung auch für andere Siedlungsgruppen im Osten methodisch wichtig. Dazu kommt noch, daß die Deutschen Polesiens typische Belege für die Verschiedenheit der Entwicklung innerhalb der einzelnen Stämme bieten, ebenso für das rasche Erstarren volkskundlicher Formen infolge einer übersteigerten Abgeschlossenheit und Vereinsamung.

II. Entwicklungsstadien und Sonderheiten des Sagengutes.

1. Allgemeine Gesichtspunkte und Grundlagen. Die Sagenforschung in den deutschen Sprachinseln hat methodisch vielfach andere Wege einzuschlagen, als die auf geschlossenem Volksboden. Sie muß nach drei verschiedenen Richtungen hin arbeiten, hat das vorhandene Material mit dem der Herkunftsgebiete der Einwanderer, dem der andersvolklichen Umwelt und dem weiterer Sprachinseln zu vergleichen. Der Altersunterschied der einzelnen auslanddeutschen Siedlungsgruppen findet seinen Ausdruck in fortschreitender Wandlung der mitgebrachten Überlieferungen in Neubildungen, Entlehnungen usw. Berücksichtigt man dabei alle Sonderheiten, die sich aus Lage, Umwelt, Zeit der Einwanderung, Herkunft der

[8]) Karasek-Langer, Deutsche Kinderverse und -lieder aus Wolhynien und der Polesie. In: Deutsche Blätter in Polen, Jahrg. VI, Heft 7, S. 325—330.
Karasek-Langer, Vom Dorfrecht der Deutschen in der Polesie. In: Volk und Heimat, Kattowitzer Zeitung, 1930, Nr. 199.

Digitized by Google

Siedler, etwaiger stammlicher Mischung, Größe der Sprachinsel u. a. ergeben, so zeigt sich eine Art biologischer Entwicklung des Sagengutes, die nur durch die Sprachinsellage erklärbar ist. Diese Entwicklung, die stellenweise gegensätzliche Formen zu der des Mutterlandes einnimmt, durchläuft verschiedene Stufen, auf die hier nur schlagwortartig eingegangen werden kann[9]). Mit der Einwanderung der Menschen in eine Sprachinsel löst sich eine bestimmte Gruppe von Glaubensvorstellungen und Sagen aus ihrer bisherigen Umwelt los. Diese Verpflanzung geht nur unter Verlusten vor sich, niemals wird das gesamte Sagengut des Mutterstammes mitgenommen. Sind die Verluste bei der Ostwanderung mehr zufällige, so erwachsen nun im Verlaufe der Entwicklung weitere Verluste, die aber schon gesetzmäßig sind. Verloren gehen innerhalb der ersten drei Geschlechter im Neusiedellande die zwecklos gewordenen Geschichts- und Ortssagen; nur vereinzelte Motive derselben können erhalten bleiben. Die deutschen Sonderformen an Natursagen, die die andersvolkliche Umwelt nicht kennt, erstarren allmählich infolge mangelnden Zustromes und gehen in kleinen oder alten Sprachinseln vielfach ganz verloren. Zunehmender Verkehr mit dem Wirtsvolke verstärkt allmählich die beiden Völkern gemeinsamen primitiven Sagengruppen und führt auch zu Übernahmen, Entlehnungen fremden Volksgutes. Daneben entstehen durch Landschaft und Geschichte geformte Neuschöpfungen, die wieder mit dem Sagengute der Umgebung stärkere Beziehungen aufweisen, als mit dem der früheren Heimat. Es vollzieht sich allgemach ein Einebnungsprozeß, dem die meisten der mitgebrachten Sonderformen zum Opfer fallen. Dadurch, daß die den Kolonisten fremden Sonderformen der Umwelt nur äußerst selten übernommen werden, bleibt eine schärfere Grenzlinie zwischen dem Sagengute der beiden Völker erhalten. Diese Grenzlinie äußert sich aber auch ansonsten in einer Fülle von Verschiedenheiten innerhalb des beiden Gruppen gemeinsamen Besitzstandes.

Hier sollen nun die Sagen der Deutschen Polesiens planmäßig untersucht und ihre Sonderart vorgeführt werden. Ihre Entwicklung reiht sich den bisher gemachten Beobachtungen innerhalb anderer Sprachinsellandschaften sehr gut ein und ergibt einige charakteristische Ergänzungen.

2. Heimischwerden in der neuen Umwelt. Von den 86 in den beiden größten deutschen Sprachinseln Polnisch-Polesiens, Zofjówka und Kamienne (jetzt Łada) aufgezeichneten Sagen sind fast alle, soweit sie an bestimmte Orte und Menschen gebunden erscheinen, in der Landschaft Polesiens daheim und von dortigen Kolonisten erlebt worden. Nur eine

[9]) Ausführlichere Untersuchungen darüber finden sich in folgenden Arbeiten und Büchern:

Karasek-Langer, Vom Sagengut der Vorkarpathendeutschen. In: Volk und Rasse, München, Jahrg. V, Heft 2, S. 96—112.

Karasek-Langer, Das Sagengut der Deutsch-Pilsner Sprachinsel (Nagybörzsöny) im Honter Komitat. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Budapest, Jahrg. IV, Heft 2/3, S. 210—223.

Karasek-Strzygowski, Sagen der Beskidendeutschen. Plauen i. V., 1930. S. 7 ff.

Karasek-Strzygowski, Sagen der Deutschen in Galizien. Plauen i. V., 1932, S. 12 ff.

Digitized by Google

einzige Sage beginnt: „Einmal ist in der Nacht in Polen einer gegangen ...", könnte also noch auf die frühere Heimat der Einwanderer hindeuten. Einige Geschichten sind aus anderen Deutschsiedlungen Polesiens eingewandert, sei es durch Einheirat des Erzählers oder sonst wie. Es ist also, von der Wanderung im Lande selbst abgesehen, keinerlei formale Bindung der einzelnen Geschichten an die frühere Heimat der Kolonisten mehr vorhanden, der Loslösungsprozeß ist beendet. Unter den in Galizien zwischen 1780 und 1800 eingewanderten Südwestdeutschen spielen fast gar keine Sagen mehr in der alten Heimat, unter den Deutschböhmen, die zwischen 1810 und 1840 nach Galizien kamen, nahezu ein Viertel. Bei den Deutschen Wolhyniens, die in ihrer Hauptmasse nach 1863 aus Kongreßpolen einwanderten, ist die Verbundenheit der Erzählungen mit der früheren Heimat noch weitaus stärker ausgeprägt. Wir sehen also, daß die Zeit von 100 bis 120 Jahren genügt, um das Heimischwerden des Sagengutes in der Sprachinsellandschaft zu vollenden, alle Spuren früherer Gebundenheit zu vertilgen und formale Herkunftskriterien zu beseitigen.

3. Beginnende Erstarrungserscheinungen. Die starke Abgeschlossenheit und Vereinsamung der Sprachinseln in Polesien ist nicht ohne Einfluß auf das vorhandene Sagengut geblieben. Die deutschen Natursagen, die der russischen Umwelt fremd sind (wilde Jagd usw.), haben sich zwar ziemlich gut erhalten, dafür aber ist in der Erzählform der einzelnen Geschichten eine starke Einförmigkeit herrschend geworden. Viele Sagen wurden mit der Zeit zu fast nüchternen Tatsachen- oder Motivberichten mit feststehender Fassung abgeschliffen und es kehren sehr oft gleichartige Einleitungen wieder, die sprungüber mitten in das Thema einführen. Von den aufgezeichneten Sagen sind über 46 Prozent ganz unpersönlich und ohne jegliche Ortsangabe gehalten, eine sonst fast nirgends auffindbare Menge. Die Anfänge dieser Geschichten deuten schon an, wie stark ihre Lebendigkeit unter solch einer Formelhaftigkeit gelitten hat: „Es ist gewesen ein Knecht, der ...", „Es ist gewesen ein Nachtjäger an einen Ort ...", „Es ist gewesen ein Wirt, den hat der Alp gedrückt ...", „Einen hat der Alp gedrückt ..." usw.

Wir haben es hier meist mit knappen, auf den Erzählkern beschränkten „Sagenberichten"[10]) zu tun. Selten erwachsen aus ihnen etwas ausführlichere Erzählungen. Nun sind aber die an Ort, Zeit und Person gebundenen Sagen nicht nur dem Erzähler, sondern auch dem Zuhörer viel näher gerückt, viel packender. Die unpersönlich gehaltenen Sagen sind ihnen gegenüber im Nachteil, besonders wenn es sich um Typen handelt, die sonst gewöhnlich als Erlebnisskizze gebracht werden. Unter diesen „Es-ist-gewesen"-Sagen halten sich jene am lebendigsten, die auf Grund der vorhandenen Motive auf die Phantasie bleibend einwirken. In Polesien sind es vor allem die Venorensage, die Erzählung vom Teufel als Tänzer, als Gatten, vom Grenzsteinträger, und jene, die langsam ins Märchen-

[10]) Schmidt, Die Volkssage als Kunstwerk. Eine Untersuchung über Formgesetze der Volkssage. In: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrg. VII, S. 129—143, 230—244.

Digitized by Google

haste hinübergleiten (Renzel-Stenzel). Ansonsten geraten solche erstarrte Berichtformen leichter in Vergessenheit, als Erlebnissagen. Treten sie in gleicher Fülle auf wie in Polesien und greifen sie aus dem Bereiche ätiologischer und geschichtlicher Sagen auch stark auf primitive Schichten (Alp, wiederkehrende Tote usw.) über, so ist für die Zukunft eine starke Verminderung des vorhandenen Sagenbestandes zu befürchten.

4. Schrumpfung des Sagenbesitzes. Die deutschen Kolonisten, die vor über hundert Jahren in Polesien einwanderten, haben sicherlich nur einen Teil der Glaubensvorstellungen und Sagen ihrer ehemaligen Heimat auf die Ostlandwanderung mitgenommen. Die starke Abgeschlossenheit von anderen Sprachinsellandschaften, der fehlende Zustrom an Menschen und geistigen Gütern, sowie die starre Kulturgrenze gegenüber der slawischen Umwelt brachten es mit sich, daß wenig Neues an Sagen und Motiven einströmte. Dagegen ging durch den Wechsel der Generationen manches an mitgebrachten Überlieferungen verloren. Sicher ist, daß zwischen den alten Leuten, die heute etwa 70, 80 Jahre alt sind, und den Jungen mancherlei Unterschiede im Sagenbesitz bestehen. So ist zum Beispiel bei den Niederdeutschen die Gestalt des Schimmelreiters den jungen Menschen nicht mehr geläufig, ich traf sie nur noch ganz vereinzelt unter der ältesten Kolonistenschicht. Auch bei den Sagen von der wilden Jagd macht sich stellenweise zwischen älterer und jüngerer Erzählerschicht ein Motivschwund bemerkbar. Das Einschrumpfen des Sagengutes betrifft aber in Polesien nicht nur obige, der slawischen Umwelt unbekannte deutsche Natursagen, sondern erfaßt in einzelnen Siedlungen auch primitivere Sagengruppen.

5. Häufung bestimmter Typen. Ein charakteristischer Beweis für die Abgeschlossenheit der Siedlungen voneinander und die sich daraus ergebende Sonderentwicklung innerhalb jeder einzelnen der kleinen Sprachinseln Polesiens sind die in ihnen auftretenden Häufungen bestimmter Sagentypen oder -gestalten. In Zofjówka sind es die Sagen vom Goldfeuer und vergeblichen Schatzheben, die sich besonderer Vorliebe erfreuen und gegenüber den anderen Geschichten nicht nur prozentuell, sondern auch in Bezug auf Motivreichtum, Erlebnisfülle und Zahl ihrer Varianten hervorstechen. In Kamienne haben sich die Kolonisten besonders der Geschichten von umgehenden kleinen und nackten Nachtbüblein angenommen und sie sichtlich ausgebaut. In Zademle[11]) wiederum sind es die Zauberbanner- und Hexengeschichten, die bevorzugt werden, im sowjetrussischen Anteil von Polesien die Geschichten vom Nachtjäger. Unter den gesamten Niederdeutschen aber treten, entsprechend dem gleichen Vorgang in den übrigen niederdeutschen Sprachinseln Kongreßpolens, des Cholmer Landes und

[11]) Zademle, in der Mitte zwischen den deutschen Siedlungen Wolhyniens und Polesiens gelegen, gehört politisch noch zur wolhynischen Gruppe. Seine einsame Lage, seine innere Struktur usw. haben es aber dem Deutschtum Polesiens näher gebracht. Es gehört seinem Wesen und seiner Art nach diesem an, hat mit Wolhynien wenig Wechselbeziehungen. Die Zademler Deutschen haben auch nach Polesien mehr verwandtschaftliche Beziehungen angeknüpft als nach Wolhynien.

Digitized by Google

Wolhyniens[12]), die Sagen vom Alp stark hervor. Es handelt sich hiebei aber nirgends um ein Überwuchern bestimmter Sagentypen auf Kosten anderer, welche Art von geistiger Inzuchterscheinung wir bei alten Sprachinseln öfter antreffen können.

6. Neuschöpfungen. Unter den Deutschen Polesiens finden sich heute erst wenige Neubildungen. Die Zeit seit der Einwanderung ist noch zu kurz, sie ergab vorerst meist nur Umwandlungen mitgebrachter Überlieferungen. Außerdem sind die Sprachinseln äußerst klein, die in ihnen wirksamen schöpferischen Kräfte sehr beschränkt. Was an neuen Geschichts- und Ortssagen lebendig ist, wurde zum Teil aus dem Russischen übernommen (Kaiserin Katharina verwünscht das Land, Entstehen der Pinsker Sümpfe u. a.). Eine Sage von einem feurigen Schwert am Himmel, das 1914 den Weltkrieg ankündete, kann aus den Sprachinselmenschen heraus entstanden und ein Ansatz zu arteigenen Geschichtssagen sein. Ebenso verdichtet sich die Familientradition der Wonsches in Zofjówka, daß ihr Vorfahre mit Napoleon als Soldat nach Rußland gezogen und in der Kolonie stecken geblieben sei, langsam zum Sagenkern für die ganze Kolonie: es wurde mir schon erzählt, daß die Zofjówkaer mit Napoleon nach Rußland gekommen wären usw. Auch die mennonitische Frühzeit der Siedlung hat sagenartige Form angenommen, besonders die Abwanderung der beiden letzten Mennonitenfamilien.

III. Stammesunterschiede zwischen Schlesiern und Niederdeutschen[13]).

In Polesien sind, ebenso wie auf dem Gebiete der Sitte und des Brauchtums[14]), auch im Sagengute die stammlichen Verschiedenheiten klarer ausgeprägt, als in den benachbarten Deutschsiedlungen Wolhyniens. Die Zerstreuung der Siedlungen auf ein großes, wirtschaftlich und verkehrstechnisch noch wenig erschlossenes Gebiet, sowie die geringen Beziehungen der einzelnen Stammesgruppen untereinander sind wohl die Hauptgründe dafür. Charakteristisch für die gegebene Lage ist das scharfe Verharren der einzelnen Gruppen in der Mundart, trotzdem im benachbarten Wolhynien seit 1914 ein Kolonistendeutsch sich rapid durchsetzt[15]).

1. Unterschiede im Sagenstoff. Es gibt eine Reihe von den Schlesiern und Niederdeutschen gemeinsamen Sagentypen, die dennoch wesentliche Verschiedenheiten besitzen. Diese Verschiedenheiten sind durch aus der früheren Heimat mitgebrachte Überlieferungen und Glaubensvorstellungen bedingt, also Stammeserbe. So ist der Alp, der bei den Niederungern „Mood" genannt wird, ziemlich verschieden gestaltet. Er nimmt im Niederdeutschen sichtbare Züge eines bestimmten (dämonischen) Wesens an:

[12]) Karasek-Langer, Sagen und andere volkliche Überlieferungen (der Deutschen Wolhyniens). In: Deutsche Blätter in Polen, Jahrg. III, Heft 11/12, S. 595—613.

[13]) Vgl. Karasek-Langer, Schlesische Sagen aus der Polesie. In: Volk und Heimat, Kattowitzer Zeitung v. 11. u. 18. Dezember 1929.

[14]) Karasek-Langer, Sitte und Brauchtum bei den Deutschen in der Polesie. In: Deutsche Blätter in Polen, Jahrg. VI, Heft 9, S. 422—437.

[15]) Lück, Die hochdeutsche Sprache in Wolhynien. In: Deutsche Blätter in Polen, Jahrg. VI, Heft 1, S. 20—25.

Digitized by Google

ein häßliches kleines Weib mit großem Kopf usw. Die Mood kommt gern als Sieb, fährt am Siebband, gibt an, daß ihr Vater König von England ist u. a. m. Im Schlesischen nimmt der Alp beim Gefangenwerden vielerlei Gestalt an, wie er auch gern in wechselnden Erscheinungsformen und wesentlich verschwommener auftritt. Während die gefangene Mood die Glocken in England läuten hört, hört der gefangene Alp der Schlesier auch in Polesien, wie seine Mutter die Schweine in Österreich ruft, — Motiveinzelheiten, die noch aus den binnendeutschen Herkunftsgebieten der Kolonisten stammen.

Bei der wilden Jagd wird im Niederdeutschen das Jagen durch die Luft stärker betont, ebenso das Verfolgen verabschiedeter Seelen, fremder schöner Frauenspersonen. Die Sagen sind motivreicher, die Gestalt des wilden Jägers, Nachtjägers ist stärker ausgeprägt. Bei den Schlesiern ist es ein kopfloses Pferd, ein verschwommener Reiter, die Sagen sind weniger zahlreich und es fehlen viele bekannte Motive, die sich um die wilde Jagd im Niederdeutschen ranken.

An Sagengestalten, die bei einem der Stämme überwiegen, beim anderen fast gar nicht auftreten, sind unter den Niederdeutschen der Drak und die Klattern zu finden, unter den Schlesiern wiederum die zahlreichen weinenden und nackten Nachtkinder (unerlöste Seelen), die an Brunnen, auf Hausschwellen usf. sitzen, auf ihre Erlösung warten und oft den Übergang zu den Irrlichtersagen bilden. Ziemlich zahlreich sind unter den Schlesiern auch die Teufelsgeschichten und die selbsterlebten Spukgeschichten (Gespenster mit riesigen, glühenden Augen, übergroße weiße Frauen, Nachtrufer, in die Hände klatschender unsichtbarer Spuk, Gespenstertiere usw.), welche die Niederdeutschen in solchem Ausmaße nicht kennen. Das Sagengut der Niederdeutschen ist überhaupt stärker motiv- und traditionsgebunden, das der Schlesier mehr aus persönlichen Spukerlebnissen geformt. Da letztere immer neue Geschichten reifen lassen und wandlungsfähiger sind, bieten sie die Gewähr eines dauernderen Bestandes als einzelne der niederdeutschen Sagengruppen. Sie sind außerdem mit dem Sagenbesitz der weißrussischen Umwelt eher in Beziehung zu bringen, d. h. näher verwandt und erhalten so über die Sprachgrenze hinweg Zustrom und Stärkung.

2. Unterschiede im Verhalten zur Umwelt. Aus oben Gesagtem heraus ergibt sich schon, daß das Verhalten der beiden Stämme zu dem Sagenbesitz seiner andersvolklichen Umwelt verschieden sein wird. Beide, die Niederdeutschen und die Schlesier, sind fast gleichzeitig in Polesien eingewandert, die Niederdeutschen kamen vielleicht sogar schon als Sprachinseldeutsche aus Kongreßpolen. Die Einflüsse der slawischen Umwelt auf ihr Sagengut dauern deshalb etwa gleichmäßig lange an. Trotzdem zeigt sich ein scharfer Unterschied, der auch in Kongreßpolen, im Cholmer Lande usw. zu beobachten ist. Dieser Unterschied, der auf anderen Gebieten der Volkskunde ebenfalls zum Ausdruck kommt, charakterisiert die Schlesier als die weniger widerstandsfähigen, fremden Einflüssen leichter zugänglichen. Sie haben etwa 8% ihrer Sagen entweder aus dem Weißrussischen

Digitized by Google

direkt übernommen oder mit der russischen Umwelt in Beziehung gebracht: einige Sagen werden von Kolonisten und Russen gemeinsam erlebt, Gespenstergeschichten, die sich in benachbarten Dörfern abspielten, sowie Geschichts- und Ortssagen übernommen.

Unter den Niederdeutschen finden wir fast gar nichts an fremden Einflüssen. Nicht eine einzige Sage spielt in der slawischen Umwelt, nur eine Geschichte aus Zademle erwähnt einen Ukrainer als mitbeteiligt. Wenn schon unter den Schlesiern im Verhältnis zu anderen schlesischen Streusiedlungen in Galizien usf. der slawische Einfluß verhältnismäßig gering ist, so ist es bei den Niederdeutschen direkt auffallend, wie wenig ihr Sagengut von dem der Umwelt bisher beeinflußt wurde. Der wesentlichste Grund dürfte vor allem darin liegen, daß die umwohnenden Ukrainer oder Weißrussen Ostslawen sind, und der Kulturabfall zwischen Sprachinsel und Umwelt deshalb stärker zur Geltung kommt als in Kongreßpolen. Festhalten aber müssen wir die Tatsache, daß bei so kleinen Sprachinseln, wie denen Polesiens, die schroffe Absonderung von der Umwelt auf die Fülle des vorhandenen Sagenbestandes ungünstig einwirkt. Der mitgebrachte Besitzstand wird zwar nur wenig verändert und die beiden Völkern gemeinsamen, primitiven Sagengruppen nehmen gegenüber den anderen prozentuell nicht stark zu, dafür aber erweckt das gesamte Sagengut den Eindruck einer gewissen Blutleere, Erstarrung.

IV. Vom Sagengut der polonisierten Holländer.

Wurde bisher nur das Sagengut der durch die zweite Einwanderung ins Land gekommenen und noch heute ihr Volkstum bewahrenden Kolonisten behandelt, so ist damit die Entwicklung deutschen Sagenbestandes in Polesien noch nicht erschöpft. Die heute polonisierten Pommern und Schlesier aus Neudorf, Neubrau und deren Tochtersiedlungen haben ja auch ursprünglich deutsches Sagengut nach Polesien gebracht, das bestimmten Wandlungen unterworfen war. Durch die sprachliche Polonisierung ist es stärkeren slawischen Einflüssen ausgesetzt gewesen, als dies bei einer dauernden Deutscherhaltung der Gemeinden der Fall gewesen wäre. Dennoch hat die religiöse Sonderstellung grenzerhaltend gewirkt, besonders auf dem Gebiete volklichen Brauchtums. So hat die Religionsgrenze zum Teil die Funktionen der früheren Sprachgrenze übernommen und, wenn auch im verminderten Maße, ähnlich gewirkt. Leider besitzen wir über diese polonisierten Kolonien keine Sagenaufzeichnungen, dafür aber einiges Material aus ihren wolhynischen Tochtersiedlungen Jożefin, Karolinka und Oleskowice[16]). Es ist zwar nicht viel, ergibt aber einige wertvolle Tatsachen. Da ist vor allem die Gestalt des Nachtjägers, die sich, schon stark verschwommen und verdorben, mit der Gestalt des „wolkolak" (= Werwolf) oder des Teufels im Wirbelwind vermengt hat und zu eigenartigen Misch-

[16]) Karasek-Lück, Die deutschen Siedlungen in Wolhynien, Plauen i. V., 1931, S. 70.

Digitized by Google

sagen führte[17]). Ob der Name „nachtjegr" sich seit der Einwanderung im 16. Jahrhundert erhalten hat oder ob er wieder aus jüngeren Deutschsiedlungen zu den Holländern in Wolhynien eingedrungen ist, wird sich erst durch die Sammlung des Sagengutes in Neudorf und Neubrau selbst feststellen lassen. Sicher ist, daß die Sagen von der wilden Jagd weder in Wolhynien noch in Polesien über die Sprachgrenze ins Ukrainische und Weißrussische eingedrungen sind, nur die polonisierten Holländer kennen sie. Mit der Gestalt des Nachtjägers wissen sie aber nichts Rechtes mehr anzufangen: er ist ein böswilliges und blutdürstiges Wesen, meist ziemlich identisch mit dem Werwolf. Er erscheint als ein Mensch in Wolfshaut, heult nachts im Wald im Sturmwind, will Frauen vergewaltigen, meldet sich durch Hundegebell und Wolfsgeheul an, führt Menschen irre, wirft Heuwagen um, schmeißt Heuhaufen in den Fluß usw. In den Erzählungen wird sein Name mit dem des Werwolfs oder des Teufels im Wirbelwind kunterbunt durcheinander gewürfelt und nur einzelne wenige Motive der wilden Jagd (vorgeschriebener Weg, Hundegebell, Sturmwind usw.) scheinen noch unter der Überschichtung durch Werwolfsmotive u. a. hervor. Die sonst unter den wolhynischen Holländern aufgezeichneten Sagen sind meist Gespenstergeschichten primitiver Form, die sowohl bei Deutschen, wie auch bei Slaven vorkommen können. Sie beherrschen das Bild des aufgezeichneten Sagengutes. Eine einzige Geschichte erinnert noch an die Gestalt des Schimmelreiters, doch ist hier noch schwerer zu unterscheiden, ob es sich um diese bestimmte, bis in die Gegenwart erhaltene norddeutsche Glaubensvorstellung oder um einen einfachen gespenstischen Reiter handelt. Die Alpsagen (smora) weisen vereinzelt Züge des niederdeutschen Mahr auf, wie ja überhaupt sich unter den Holländern die pommerschen Sonderformen stärker erhalten zu haben scheinen als die schlesischen. So zeigen sich auch hier wenigstens Andeutungen von Vorgängen, wie wir sie in der jüngeren deutschen Siedlungsschicht Polesiens gegenwärtig beobachten können. — Es wäre jedenfalls eine recht lohnende Aufgabe, das Sagengut der polonisierten Holländer Polesiens wie auch ihrer wolhynischen Tochtersiedlungen systematisch zu sammeln und der Forschung zugänglich zu machen. Vielleicht würde sich dabei noch manches charakteristische Merkmal einer die sprachliche Polonisierung überdauernden Erhaltung einzelner Glaubensvorstellungen ergeben.

---

[17]) Ähnliche Mischformen finden wir in den Grenzgebieten deutschen Volkstums im Osten sehr häufig vor, so an der deutsch-polnischen Sprachgrenze in Oberschlesien (Nachtjäger und Wassermann), in Posen oder an den Grenzen der deutschen Sprachinseln in Kongreßpolen.

Vgl. dazu: Kühnau, Oberschlesische Sagentypen. In: Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur. Gleiwitz, 1921.

Schweda, Die Sagen von der wilden Jagd und vom schlafenden Heer in der Provinz Posen. Gnesen 1915.

Karasek-Langer, Geschichten von der wilden Jagd aus den deutschen Siedlungen in Kongreßpolen. In: Volk und Heimat, Kattowitzer Zeitung v. 28. Mai 1930.

Digitized by Google

Die Wandlung eines südslawischen Zadrugendorfes in ein deutsches Straßendorf

Von **Dr. Egon Lendl**, Wien

Ein anschauliches Beispiel über die Wandlungen einer Dorfanlage und die Veränderungen in der gesamten Wohnkultur einer Landschaft durch die Einwanderung eines fremden Volkes bieten viele Dörfer Westslawoniens und Kroatiens, die durch eine in den Ortsverband erfolgte spätere Einsiedlung deutscher Kolonisten eine Änderung ihrer ursprünglichen Anlage erfahren haben. Eine Änderung, die oftmals nur durch die Bauweise der neuhinzugezogenen Deutschen angeregt wurde und sich im Zuge der allgemeinen Kulturübertragung vom in der Kulturentwicklung höher stehenden Kolonistenvolk auf die einheimische Bevölkerung übertrug. — Das Gebiet, in dem diese Entwicklung noch heute deutlich zu erkennen ist und auch beobachtet wurde, war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ausschließliches Wohngebiet der serbisierten Kutzowalachen und der Kroaten, erst in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts sind zahlreiche deutsche, aber auch tschechische Kolonisten aus den deutschen Siedlungsgebieten Ungarns (Schwäbische Türkei) und den Sudetenländern eingewandert. Neben einer Reihe von Gründungen aus wilder Wurzel zogen viele der Neuangekommenen in die schon bestehenden Ortschaften und haben teilweise sogar die einheimische Bevölkerung aus ihnen verdrängt.

Die verbreitetste Gehöfteform war in diesen Hügellandschaften und in den Rodungsinseln im slawonischen Mittelgebirge der für eine slawische Großfamilie berechnete Hof einer Hauskommunion (Zadruga). Die Ortschaften bestanden aus mehreren, in größeren Abständen aneinander gereihten Höfen. Mit den deutschen Kolonisten kam nun nicht nur in die neu als Straßendörfer gegründeten Siedlungen der Streckhof, wie er im ganzen Gebiete der deutschen Südostkolonisation des 18. Jahrhunderts schematisch gebaut wurde, sondern er drang auch mit den einzelnen deutschen Kolonisten, die sich in alte Dörfer einkauften, ein. In den durchgängigeren und auch durch fremde Kolonisten mehr durchsetzteren Landschaften ist diese Entwicklung schon fortgeschrittener, sind ganze Dörfer oder Dorfteile aus Streckhöfen zusammengesetzt. In den mehr vom Verkehr abgelegenen Gegenden stehen Ortsteile, die das alte Bild bieten, ganz unvermittelt neben den neuen Höfen.

Diese Verschiedenheit in der Wohnkultur der Einheimischen und der Kolonisten und die daraus sich ergebenden Unterschiede im Siedlungsbild sind nicht nur aus der allgemeinen größeren kulturellen Höhe der Kolonisten gegenüber den älteren Bewohnern zu erklären. Hier muß zur Erklärung auch auf die Verschiedenheit der sozialen Struktur der Familie und ihrer Bedeutung bei den eingewanderten Kolonisten und ihrem serbokroatischen Wirtsvolke hingewiesen werden.

Der Serbokroate lebte bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — in vielen Gebieten auch noch heute — in Großfamilien, den sogenannten

Digitized by Google

Hauskommunionen (serb. Zadruga). Eine solche Familie, die eine feste Wohn- und Wirtschaftseinheit bildet, setzt sich aus den Eltern, den Söhnen und ihren Frauen und den unverheirateten Töchtern und den Kindern zusammen. Die Leitung der Familie liegt in den Händen des Vaters oder nach seinem Tode in den seines ältesten Sohnes. Alle erwachsenen Mitglieder sind zur Arbeit an der Wirtschaft verpflichtet, ihr Lebensunterhalt ist aber ebenfalls durch die Wirtschaft von vornherein gesichert. An einem Herde wird für alle gekocht und die Individualität der einzelnen Familie findet in der Hauskommunion nur darin einen sinnfälligen Ausdruck, als für die einzelnen Eheleute eigene Schlafkammern bestehen. Eine Teilung dieser Hauskommunionen tritt nur dann ein, wenn durch eine zu große Zahl der Teilhaber sich Schwierigkeiten ergeben oder aus anderen Gründen Streit ausgebrochen ist. — Eine solche nicht selten 100 Menschen umfassende Großfamilie hat natürlicherweise einen großen Bodenbesitz zur Bewirtschaftung zur Verfügung. Entsprechend dieser Lebensordnung hat jedes von einer Großfamilie bewohnte Gehöft nur zwei größere Gebäude, das Gemeinschaftshaus mit dem Herd, zugleich auch der Wohnraum für den Wirtschaftsführer, und ein zweites Haus, bestehend aus einer größeren Anzahl von Schlafkammern für die verheirateten Mitglieder der Familie. Zu diesen großen Gebäuden kommen noch mehrere kleinere wie der Speicher, Ställe und der Backofen. Ganz von dieser Lebensart verschieden ist die der eingewanderten deutschen Kolonisten. Nach dem im allgemeinen herrschenden Anerbenrecht erhält nur ein Kind den väterlichen Hof und die dazugehörige Wirtschaft. Für die anderen Kinder trachtet die Familie, zu ihrer Verehelichung eine neue Wirtschaftseinheit zu schaffen (auf diese Art sind viele zweite und dritte Kolonistensöhne aus den neugegründeten Siedlungen in die alten Dörfer übergezogen, da hier billig Grund zu kaufen war) oder sie in andere Berufe abzuschieben. Der von Kolonisten bewohnte Hof ist daher nur für eine einzige Familie eingerichtet. Das im einzelnen Fall vielfach variierte, aus Stube, Küche und Kammer bestehende Wohngebäude ist das Hauptgebäude des Hofes, hiezu treten noch Ställe, Scheunen und andere Nebengebäude. Auch die von der Kolonistenfamilie bewirtschaftete Feldflur ist entsprechend kleiner, denn mit 20 auf einem solchen Hofe lebenden Menschen haben wir wohl schon eine Höchstzahl erreicht.*)

Aus dieser verschiedenen Lebensart und der anderen Wohnweise ergibt sich daher auch ein anderes Siedlungsbild. In einem sozial nach Anerbenrecht im modernen Sinne geordneten Dorfe wird die Zahl der Häuser und der Wirtschaftseinheiten größer sein als in einem nur von einigen Großfamilien in verhältnismäßig wenigen Häusern bei gleichbleibendem Gemeindeareal bewohnten Orte.

Die Flureinteilung erfährt mit der stärkeren Zerteilung des Gemeindeareals in viele Wirtschaftseinheiten nach der neuen Lebensweise

*) Nur die Familie des späteren Hoferbens lebt meist jahrelang vor der offiziellen Übergabe des Hofes im Hause der Eltern. Eine Erscheinung, die bei dem frühen Heiratsalter unter den deutschen Kolonisten sich als recht notwendig erweist.

Digitized by Google

auch eine starke Veränderung. An die Stelle der in den meisten Fällen, besonders in den gebirgigen Teilen, im Umkreis um den Zadrugenhof angeordneten Einödflur tritt nun die regelmäßig angeordnete hinter dem Hausplatz des Kolonistenhauses bis an die Flurgrenze sich hinziehende Streifenflur. (In manchen Fällen zeigt sich hier starke Ähnlichkeit mit einer Waldhufenflur.) War der die einzelnen Höfe der Großfamilien verbindende Fahrweg eines Dorfes bei der verhältnismäßig geringen Beanspruchung wenig besorgt und daher meist in schlechtem Zustande, so tritt jetzt mit der größeren Anzahl der Wirtschaften, die alle an einem die Siedlung durchziehenden Fahrweg anteil haben wollten, ein größeres Interesse für seine Verbesserung auf. Der einfache Fahrweg wird in eine neue Dorfstraße umgebildet. Entsprechend der Siedlungsweise der Kolonisten rückten die Häuser näher an die Straße heran; die die einzelnen Hofstellen einst von einander trennenden Landstücke werden durch neue Häuser ausgefüllt und die Wandlung in ein mit gewisser Regelmäßigkeit angeordnetes Straßendorf hat sich vollzogen. Dieser Vorgang der Umbildung eines Dorfes ist in seinen einzelnen Entwicklungsstadien in den verschiedenen Siedlungen Westslawoniens zu beobachten. Immer zeigt gleichzeitig diese Veränderung des Dorfbildes auch eine Veränderung, Intensivierung der ganzen Wirtschaftsbetriebe an. Nicht immer muß diese Veränderung nur die von Kolonisten übernommenen Ortsteile betreffen, sondern sie sind oft nur die Anreger einer derartigen Umgestaltung der gesamten sozialen Struktur eines Dorfes. Mittelbar ist auch der stärkere Antrieb der im Wirtschaftlichen nach der Umwandlung fast ausnahmslos eingetreten ist, aus der gegenüber früher, als es nur für jede Hauskommunion einen verantwortlichen Leiter gab, größeren Anzahl der jetzt im Dorfe verantwortlichen Wirtschaftsführern zu erklären.**)

Heute stehen auf einem weiträumigen Hofplatz eines ehemaligen Zadrugenhauses oft zwei oder mehrere Streckhöfe der Kolonisten. Das Dorf wird in seiner Ordnung immer mehr durch die es durchziehende Straße bestimmt. Über natürliche Hindernisse, wie versumpfte Wiesenstücke, Hügel und Bodenrisse hinweg, versucht der Kolonist dem mehr auf die natürlichen Bodengegebenheiten Rücksicht nehmenden früheren Ortsbewohnern ein nach einem Schema gebautes Dorf entgegenzusetzen.

Nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht und in der sozialen Struktur der Familie ist also das südslawische Wirtsvolk von deutschen Kolonisten stark zu einer Umformung angeregt worden, sondern auch auf anderen Gebieten des Volkslebens vollzieht sich eine immer stärkere Anpassung der einheimischen südslawischen Bevölkerung an die Kulturhöhe der eingewanderten deutschen Kolonisten. Nicht mit Unrecht können wir daher von den südslawischen, rumänischen und bulgarischen Landschaften des Donauraumes als von einem Stück werdenden Mitteleuropas sprechen und dabei betonen, daß einen der wichtigsten Träger und Vermittler dieser mitteleuropäischen Kulturentwicklung der deutsche Südostkolonist darstellt.

**) Das Eindringen der deutschen Kolonisten in slawische Zadrugendörfer wurde und wird heute noch durch die ein freies selbständiges Wirtschaften nach Auflösung einer Großfamilie ungewohnten Mitglieder erleichtert.

Digitized by Google

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November)

Nr. 131. Franz Böhm, Prag: Heft mit 40 deutschen und 4 magyarischen Urlaubsliedern (Grabliedern) mit 3 Singweisen, vermittelt durch M. Király, Schulleiter in Barbowo (Karpathenrußland).

Nr. 132. Josef Mašek, Holeischen: Berichte über Singtänze in Westböhmen, Lieder, besonders Kriegslieder, und Reime.

Nr. 133. Dr. Andreas Markus, Wien: 14 Lieder mit 10 Singweisen aus der Gegend von Friedberg im Böhmerwald.

Nr. 134. Richard Zeisel, Zeche: Zahlreiche Märchen aus der Sprachinsel Deutsch-Proben in der Slowakei.

Nr. 135. Franz Meißner, Niederlangenau: Zahlreiche Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 136. Max Kaspareck, Brünn: Hochzeitsspruch des Pantoffelmachers aus der Gegend von Würbenthal, 1822 aufgezeichnet.

Nr. 137. Johann Schreiber, Grosse: 16 Anfinglieder vom „Maisonntag", Beschreibung von allen bösen Weibern (Litanei) und Verzeichnis von ungefähr 100 volkstümlichen Pflanzennamen.

Nr. 138. Josef Fleischmann, Türmitz: Wunderbrief (Himmelsbrief) aus der Aussiger Gegend.

Nr. 139. Georg Tilscher, Kornitz: Darstellungen des Aberglaubens in Wachtl (Sprachinsel Deutsch-Brodek), Abschrift eines Gnadenbriefes (Himmelsbriefes) aus Kornitz und Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter" mit Singweise.

Nr. 140. Richard Baumann, Elbogen: Zahlreiche Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 141. Josef Meißner, Morchenstern: Blattdruck des Blumenliedes „Schöne Blumen, grüne Blätter" (Druckerei Berger, Leitomischl).

Nr. 142. Johann Klima, Rothenbaum: Ausführliche Darstellung der Hochzeitsbräuche.

Nr. 143. Franz Götz, Poschkau: Zwei Singweisen zu den Liedern beim Baßbegraben. Vgl. oben S. 101 f.

Nr. 144. Oswald Kaller, Einsiedel bei Würbenthal: Trachtenbild „Rockengang" (1928).

Nr. 145. Adolf Gückhorn, Glitschau: 62 Vierzeiler aus Milikau bei Mies.

Nr. 146. Eduard Hönl, Bischofteinitz: 14 Soldatenlieder aus dem Weltkrieg.

Nr. 147. Ungenannt, Poststempel Mähr.-Trübau: Alte Handschrift mit 7 volkstümlichen Liedern und Blattdruck (Raigener Benedictiner-Buchdruckerei in Brünn) „Ave Maria. Das Lied, welches beständig an der Grotte in Lourdes gesungen wird."

Nr. 148. Wenzel Stiasny, Lihn: Hochzeitsreden aus der Iglauer und Neuhauser Sprachinsel; 4 Lieder aus Gatterschlag bei Neuhaus, ein Lied und 5 Vierzeiler aus Schrittenz bei Iglau; Verzeichnis der Haus-

Digitized by Google

namen von Ruttenschlag bei Neuhaus; Nachrichten über die Entstehung von Philippsberg im Böhmerwalde.

Nr. 149. Raimund Zoder, Wien: 6 Volkstänze, aufgezeichnet um 1900 von Franz C. Pohl in Hannsdorf, dem die Stücke von dem Papierfabriksarbeiter E. Endlicher aus Heinrichsthal auf der Flöte vorgespielt wurden. 17 Lieder mit 2 Singweisen aus der Iglauer Sprachinsel, gesammelt von Dr. Fritz Pollak, und 5 Lieder aus einem 1902 geschriebenen Soldatenheft des J. Polzer, Inf.-Reg. Nr. 99 (Znaim); beides aus dem Nachlaß von Dr. E. K. Blümml. 4 Lieder mit Singweisen aus Würbenthal, ein Schneiderlied mit Weise aus Dobrenz bei Iglau, ein 1865 in Prag aufgezeichneter Ländler, eine Fassung des Egerländer Kirchweihliedes; Lieder und Kindergebete aus dem Böhmerwald, aufgezeichnet 1916 von R. Kubitschek u. a.

Nr. 150. Josef Loos, Möritschau: Altes Lichtbild mit schöner Frauen- und Mädchentracht.

Nr. 151. Alfred Karasek-Langer, Brünn: Mehrere Märchen aus der Sprachinsel Deutsch-Proben (Slowakei).

Nr. 152. Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt: 170 Lieder mit 22 Singweisen.

Nr. 153. Karl Horak, Wien: Zwei weitere Mappen mit zusammen 224 Liedern, zumeist mit Singweisen, aus der Sprachinsel Kremnitz und Deutsch-Proben.

Nr. 154. Hans Nürnberger, Lichtenstadt: 11 Lieder nach einer Handschrift des 17. Jahrhunderts, 29 geistliche Lieder mit 4 Singweisen, 222 weltliche Lieder, alle mit Singweisen, 182 Vierzeiler mit 30 Singweisen, 2 Rätsel, ein Feuersegen und Abschrift eines Büchleins mit abergläubischen und volksmedizinischen Ratschlägen.

Nr. 155. Karl M. Klier, Wien: 10 Lieder mit 7 Singweisen aus einem 1811 von J. Bauczer in dem tschechischen Ort Pischely bei Eule geschriebenen Liederheft, ein Lied mit Singweise aus dem Böhmerwald und eine Sammlung von Prager Flugblatt-Liedern.

Nr. 156. Emma Sax l, Prag: Hochzeitsreden, Vorträge, eigene Gedichte und Bild des Druschma Josef Jeřábek in Lichtenau bei Grulich. Handschriftliche Lieder des verstorbenen Druschma J. Schmid in Herrnsdorf. Außerdem Lieder, Sprüche, Straßenrufe u. a. aus Grulich und Prag.

Nr. 157. Dr. Theodor Deimel, Zlabings: Außer den unten veröffentlichten weitere Redensarten und Ausdrücke.

Nr. 158. Dr. Heinrich Micko, Berlin: Predigtparodie aus Friedberg im Böhmerwald.

Nr. 159. Hans Englisch, Prag: 3 Ansinglieder beim „Maigehen". Geschichtliche Nachrichten über die Kirche in Mähr.-Kotzendorf und Hinweise auf die Bedeutung der Pfarrarchive als volkskundliche Quellen.

Nr. 160. Karl Storch, Nürschan: Haus- und Schutzbrief (Himmelsbrief) nebst wertvollen Angaben über andere Abwehr- und Schutzmittel der Soldaten im Kriege.

Nr. 161. Ing. Hans Freising, Brünn: Auszüge aus einer im

Digitized by Google

mähr. Landesarchiv aufbewahrten Handschrift des J. E. Horky (1819), auf Volksglauben und Sage bezüglich.

Nr. 162. Ernst Exler, Lissowitz: Buchspende, Mähr.-schles. Heimathefte Nr. 3 (Die Sprachinsel bei Wischau).

Kleine Mitteilungen

Volkshumor in Zwiegesprächen

„Ich habe die Ehre!" —
„Und ich die Knöpfe!"
(Ehre ist in der Ma. gleichklingend mit Oehre.)

„Wu is'n Korla?" —
„Ei a Hosn."

„Wu gihst'n hie?" —
„Da Nos anoch."

„Bin ich noch wos scheldich?" —
„Jo, s Widakumma."

Zum Zeitungleser sagt man:
„Host'n ols rausgelasn?" —
„Nä, ich ho noch wos drenngelon."

„Ich donk schin." —
„Sellste a noch schempfn!"

„Die Gons is a tomma Voghl!" —
„Wisu?" —
„Of aimol zu wing on of zwemol zu viel."

„Noppa, schlofta denn schun?" —
„Nä, wos hot's denn?" —
„Noppa, borght ma a Brut!" —
„Ich schlof schun, ich schlof schun!".

Niederlangenau. Franz Meißner.

Sprichwörter und Redensarten aus Südmähren

Im Anschluß an den Beitrag „Die bildhafte Sprache des Volkes" von R. Hruschka, unserem emsigen Sprach- und Heimatforscher, sei es gestattet, einige Ergänzungen aus dem unmittelbar benachbarten Zlabings zu bringen:

Wann man den Leutn d' Wohrad geignt, hau'n s' an den Fiedlbogn um 's Mal. (Wenn man den Leuten die Wahrheit geigt, hauen sie einem den Fiedelbogen um das Maul.)

Is 's Kind weg, is Gvoderschoft aus. (Ist das Kind weg, ist die Gevatterschaft aus.)

A olte Gwöhnat is a eisers Hemat. (Eine alte Gewohnheit ist ein eisernes Hemd.)

Wann ma den Teufel zum Gvodern hot, kimmt ma leichter in d' Höll. (Wenn man den Teufel zum Gevatter hat, kommt man leichter in die Hölle.)

Wann ma an Hund prügeln will, find' si a bold a Stock. (Wenn man einen Hund prügeln will, findet sich auch bald ein Stock.)

Gmoant und angloahnt, is umgfolln. (Gemeint und angelehnt, ist umgefallen.)

Dos vasteht oaner und koaner. (Das versteht einer und keiner.)

D' Suntogorbat frißt d' Wochenorbat. (Die Sonntagsarbeit frißt die Wochenarbeit.)

Wer dö net kennt, der kaft's. (Wer die nicht kennt, der kauft sie).

Z' guat sein, is holb leichtsinni'. (Zu gut sein ist halb leichtsinnig.)

Do is leicht a G'schäft z' mochen, wann da Hund (Geldtasche) vorausgeht. (Da ist leicht ein Geschäft zu machen, wenn der Hund vorausgeht.)

Wer Geld hot, hot Kurasch. (Wer Geld hat, hat Courage.)

Um dö gehts zua, wia um a frischbochne Semmel. (Um die geht es zu, wie um eine frischgebackene Semmel.)

Da erst und letzt aus an Sock san gleich. (Der erste und letzte aus einem Sack sind gleich.)

Wann aus aner Nüß a Laus wird, so beißt's. (Wenn aus einer Nüß eine Laus wird, so beißt sie.)

Jeder Sporer find sein Zehrer. (Jeder Sparer findet seinen Zehrer.)

Zlabings. Dr. Theodor Deimel.

Digitized by Google

Das Glückspiel'n, ein Weihnachtsbrauch in der Wischauer Sprachinsel

Der Vortag zum Christfest gilt in der ganzen Sprachinsel als strenger Fasttag. Nach dem Abendessen wird die Zukunft erforscht. Beliebt ist das sogenannte „Glückspiel'n".

Auf einem Tisch werden drei Teller gestürzt. Unter den einen Teller kommt eine Münze, unter den anderen ein Stückchen Brot und unter den dritten ein Stückchen Straßenkot. Der Betreffende, der sein Schicksal erforschen will, geht in ein anderes Zimmer und unterdessen werden die Gegenstände vertauscht. Je nach dem, was zuerst aufgedeckt wird, ergibt sich die zukünftige Bedeutung für den „Glücksspieler". Das Geldstück bedeutet Glück, Reichtum, Brot Fülle an Nahrungsmitteln, reiche Ernte und Straßenkot Krankheit oder gar Tod[1]).

Diese Mitteilung verdanke ich der Brünner Lehramtskandidatin M. Bernard aus Lissowitz.

Brünn-Czernowitz. Hans Freising.

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 1. Fragebogen wurde ferner beantwortet von OL. F. Bieweger, Irmsdorf; OL. F. Kilian, Karlsbrunn; L. R. Töpfl. Außergefild; OL. R. Schwarz, Barzdorf a. Roll; OL. A. Migl, Reichenau a. d. M.; SL. J. Geier, Gabhorn.

Der wissenschaftliche Leiter der Zentralstelle in Berlin, Prof. Dr. A. Helbok, macht in einem Rundschreiben an die Leiter der Landesstellen aufmerksam, daß mit der Verarbeitung des 3. Fragebogens zu Anfang des Jahres 1938 begonnen wird. Bis dahin müssen auch die beantworteten Fragebogen vorliegen. Aus diesem Grunde ersucht die tschechoslowakische Arbeitsstelle jene an Zahl sehr geringen Mitarbeiter, die den ausgefüllten 3. Fragebogen noch nicht abgeliefert haben, dies bis spätestens 31. Dezember d. J. zu tun.

Umfragen

Die folgenden Umfragen*) beziehen sich auf die Glocken (vgl. die unten folgende Besprechung des Buches von P. Sartori). Außer Antworten sind auch zusammenfassende Darstellungen für bestimmte Orte oder Landschaften erwünscht, die dem Archiv übergeben werden. Die beste Darstellung wird in der Zeitschrift veröffentlicht.

241. Welche Arten von Glocken (Kirchen-, Gemeinde-, Haus-, Viehglocken u. a.) werden gebraucht?

242. Wann (Gebetszeit, Gottesdienst, Taufe, Hochzeit, Tod usw.) läutet man die Kirchturmglocken?

243. Wie ist der festliche Verlauf einer Glockenweihe?

244. Wann läutet man die kleinen Glocken (Wandlungsglocke, Sakristei- und Ministrantenglöcklein u. a.) in der Kirche?

245. Wann läutet man die auf einem Bauernhaus (Schmiede u. a.) angebrachte Dorfglocke?

246. Gibt es noch Polizeiglocken, die die Sperrstunde ankünden? Hat sich aus solchen in der Sage eine Irrglocke (Säumerglocke) entwickelt?

247. War oder ist noch das Wetterläuten üblich?

248. Welche Redensarten (z. B. an die große Glocke hängen, die Sauglocke läuten u. a.) oder Rätsel sind üblich?

249. Welche Rolle spielt die Glocke in der Sage?

250. Werden scherzhafte Ausdeutungen des Glockenklanges (bei einer und bei mehreren Glocken) erzählt?

[1]) Diese Art der Zukunftserforschung ist weit verbreitet. An Stelle der Teller verwendet man auch Töpfe oder Hüte, wie z. B. beim oberösterreichischen „Hüadlhöbn" (Hutaufheben), worüber der Artikel „Hut" im Handwörterbuch „Aberglaube" nähere Angaben bietet.

*) Wegen Raummangels müssen die zu den letzten Umfragen eingelaufenen Antworten für das nächste Heft zurückgestellt werden.

Digitized by Google

Schrifttum

A. Stifter, Witiko. 9.—11. Band von A. Stifters sämtlichen Werken, herausgegeben von Franz Hüller. 42.—44. Band der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien". Reichenberg, 1932.

Endlich liegt die lange erwartete Gesamtausgabe des Romanes vor, zu dem Hüller eine eingehende und liebevolle Einführung geschrieben hat, die über die Entstehungsgeschichte, über das Verhältnis des Werkes zur Geschichte und über die Wertung des Witiko durch die Mit- und Nachwelt unterrichtet. Zum Schluß des 3. Bandes wird ein genauer textkritischer Bericht geliefert.

Heimatkunde des Bezirkes Gablonz in Böhmen. Neue Ausgabe. Herausgegeben vom Gablonz-Tannwalder Lehrervereine und vom Vereine für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues. Verlag Franz Lutz, Gablonz a. N. 1. Heft, 1932. 132 S. mit zahlreichen Abbildungen. 10 Ktsch.

Schon diese 1. Lieferung, in der die Heimatschriftsteller G. Leutelt und A. Wildner die Landschaft und die Ortschaften des Gablonzer und Tannwalder Gerichtsbezirkes in formvollendeter Weise darstellen und die akademischen Maler D. Brosik und E. Enzmann den Text durch passende, fein ausgeführte Bilder ergänzen, beweist, daß das ganze Werk musterhaft und vorbildlich sein wird. Seinen Zweck, ein Volksbuch zu sein, das zugleich allen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht wird, erfüllt es in vollem Maße. Dafür sprechen die Namen der Mitarbeiter Dr. Dittrich, Dr. Fischer, Dr. Hanika, J. Meißner, Dr. Müller, Dr. Schwarz, J. Streit u. a.

J. Blau, Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde. Ein Beitrag zur heimischen Rechts-, Wirtschafts-, Familien- und Besiedlungsgeschichte. Verlag der Ersten Westböhm. Druckindustrie-A.-G. Pilsen. 1. Heft, 1932. 96. S. 10 Ktsch.

Dieses neue Werk des verdienten Heimatforschers ist die erste zusammenfassende Darstellung der Geschichte der künischen Freibauern. Es ist zugleich, wie Hans Watzlik in seinem schönen Geleitwort schreibt, die erste große Besiedlungsgeschichte, die einer sudetendeutschen Landschaft gewidmet ist. Selbstverständlich geht Blau auch auf die volkskundlichen Überlieferungen ein, auf Volksstamm und Mundart, Sitten und Bräuche und auf die sachliche Volkskunde, für die ein besonderer Abschnitt einer späteren Lieferung bestimmt ist. Das Werk wird sechs Lieferungen zu je 96 Seiten umfassen. Da jeden zweiten Monat ein Heft erscheint, wird es zu Ende des Jahres 1933 vollständig vorliegen.

W. Fischer, Sagen und Erzählungen. Nach mündlichen Überlieferungen aufgezeichnet und bearbeitet von der Freien Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Bezirkslehrerverein Asch. Aus unserer Ascher Heimat, Folge II. Verlag des Bezirkslehrervereins Asch, 1932. Auslieferung durch die Buchhandlung Berthold in Asch. 184 S. Geb. 20 Ktsch.

Für die Sammlung und Bearbeitung der Sagen haben sich außer dem Herausgeber noch insbesondere J. R. Rogler, Dr. F. Swoboda und G. Hoier verdient gemacht. Im Geleitwort wird die Erhaltung des alten Sagenschatzes als Hauptzweck des Buches betont, es hat aber auch für wissenschaftliche Arbeiten Wert, trotzdem hie und da die „Bearbeitung" etwas zu weit geht, z. B. bei der Erzählung „Das dankbare Holzweibchen" u. a. Das sind dann keine Volkserzählungen mehr, sondern im Anschluß an Sagenmotive frei erfundene Geschichten. Die Sagen sind zuerst in den Heimatbeilagen der „Ascher Zeitung" erschienen. Daher erklärt sich

Digitized by Google

der staunend billige Preis für das mit prächtigen Bildern nach Scherenschnitten von Karl Krauß gezierte Buch[1]).

Jahrbuch des deutschen Riesengebirgs-Vereins (Sitz Hohenelbe). 21. Jahrgang, 1932. Herausgegeben von Dr. K. W. Fischer und Dr. K. Schneider. Hohenelbe, 1932.

Aus dem Inhalt seien folgende Beiträge hervorgehoben: H. Stanger, Goethe in Ostböhmen; A. Hoffmann, Goethes Schneekoppenbesuch und das kurze Spiel mit Henriette von Lüttwitz in Breslau; J. Kern, Und nochmals der „Arnauer Heidenstein".

P. Sartori, Das Buch von deutschen Glocken. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1932. XII und 258 S. Geh. 10 Mark, geb. 12 Mark.

Als im Weltkrieg eine Glocke nach der andern geopfert werden mußte, hat es die deutsche Wissenschaft nicht versäumt, die auf die Glocken bezüglichen Überlieferungen zu sammeln. Durch Aufrufe, insbesondere des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, kam viel Stoff zusammen, dessen Bearbeitung Sartori übernahm. Doch war der vorhandene Stoff nicht hinreichend, wie der Verfasser selbst in der Vorbemerkung anführt. Einzelne deutsche Landschaften haben wenig oder gar nichts beigesteuert. Beim Durchlesen des Buches hat man insbesondere den Eindruck, daß gerade die katholischen Länder zu wenig vertreten sind, die doch beim Abschnitt „Die Glocke im Dienste der Kirche" an erster Stelle stehen sollten. Geradezu beschämend ist das, was aus dem volkskundlichen Schrifttum der 3½ Millionen Sudetendeutschen verwertet wurde. Benützt wurden bloß „A. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" (dreimal angeführt), Grohmanns Buch über den Aberglauben (zweimal) und sein Sagenbuch (einmal), Schrameks „Böhmerwaldbauer" (einmal) und Gradls Egerländer Sagenbuch (einmal). Sudetendeutsche Zeitschriften wurden überhaupt nicht eingesehen. Und doch wäre da manches zu finden gewesen. Es seien nur erwähnt „A. John, Die Glocke im Volksglauben des Egerlandes" (Unser Egerland 1902, S. 1—3, 13—17, 33 f.) und „G. Schmidt, Die Glocken des Jeschken-Isergaues" (Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Jeschken- und Isergebirges 1922—1926).

Ein weiterer Fehler des ansonsten sachkundigen und übersichtlichen Buches ist die Neigung, alles und jedes als „Dämonenabwehr" zu deuten. Davon kann keine Rede sein bei den Glocken und Schellen der im Waldlande weidenden Tiere, bei denen man ein verirrtes Stück nur durch den Glockenklang finden kann, davon kann auch nicht bei den Irrglocken der Sage gesprochen werden, die sich zuweilen, wie die Säumerglocke in Prachatitz (Böhmerwald), als ursprüngliche Polizeiglocken herausstellen, dies ist ferner nicht der Fall bei den Glöckchen und Schellen, die man bei der winterlichen Schlittenfahrt aus Sicherheitsgründen am Pferdegeschirr befestigen muß, diesen Zweck haben endlich auch die Sterbeglocken nicht, mögen sie nun von der Kirche oder vom Glockentürmchen des Bauernhauses ertönen. Schon der Umstand, daß man durch die Art des Absetzens beim Läuten kundgibt, ob es sich um einen Mann, eine Frau oder ein Kind handelt, beweist, daß auch hier der erste und natürlichste Zweck der Glocke in Betracht kommt, aufmerksam zu machen, Zeichen und Nachrichten zu geben. So macht auch das an der Sakristeitür der katholischen Kirchen hängende Glöckchen auf den Eintritt des Priesters aufmerksam, dasselbe machen die Glöckchen der Ministranten während der Messe, bei Prozessionen, Versehgängen und anderen Anlässen.

Sehr wenig Stoff lag dem Verfasser zu dem so weit verbreiteten Osterratschen, dem Judasaustreiben in Sternberg i. M. (vgl. unsere Zeitschrift, 1929, S. 72), vor. Hoffentlich ergibt sich bald die Notwendigkeit einer Neuauflage des Buches, bei der diese und andere Lücken ausgefüllt werden könnten. Und wenn es wirtschaftlich bessere Zeiten gestatten, könnten dann auch Abbildungen beigegeben werden, die ein Buch von den Glocken nahezu als unerläßlich fordert.

[1]) Eine ausführliche Besprechung folgt in den „Mitteilungen" des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Digitized by Google

Landschaftliche Volkslieder mit Bildern und Weisen. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von J. Bolte, M. Friedlaender und J. Meier. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.

Von diesen handlichen, hübsch ausgestatteten Bändchen, die auf 2 bis 3 Mark zu stehen kommen, sind in den letzten zwei Jahren drei weitere erschienen: Gottscheer Volkslieder, herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv, mit Bildern von M. Ruppe. Nr. 24 der ganzen Reihe (1930), 2 Mark 60. — Siebenbürgische Volkslieder, aus den Sammlungen von G. Brandsch und A. Schullerus, mit Bildern von Trude Schullerus. Nr. 21 der ganzen Reihe (1932), 3 Mark. — Wolgadeutsche Volkslieder, herausgegeben von G. Dinges, mit Bildern von P. Rau. Nr. 25 der ganzen Reihe (1932), 3 Mark. — Soeben ist erschienen als Nr. 22 eine Sammlung von Egerländer Volksliedern, herausgegeben von G. Jungbauer, mit Bildern von Toni Schönecker.

W. Reupke, Das Zerbster Prozessionsspiel 1507. 4. Heft der „Quellen zur deutschen Volkskunde". Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1930. VI und 65 S. 6 Mark.

Das Zerbster Prozessionsspiel, das in dieser Greifswalder Dissertation seine Ausgabe und Behandlung findet, bildet den Schlußpunkt einer großen Entwicklung. Es ist, wie so viele andere, mit dem kirchlichen Kult verknüpfte Volksgüter der Reformation zum Opfer gefallen. Die Stadt Zerbst, die am 18. Mai 1522 von Luther besucht wurde, hat sich sofort der neuen Bewegung angeschlossen. Und es ist daher sicher, daß die Aufführung des Spieles in diesem Jahre auch die letzte gewesen ist.

W. Treutlein, Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben. Konkordia-Verlag, Bühl (Baden), 1932. 166 S. 3 Mark 50.

Eine sehr fleißige Dissertation, die als Nr. 5 der von E. Fehrle herausgegebenen „Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft" erschienen ist. Das Ergebnis der Arbeit ist, daß die Arbeitsverbote 1. auf der Analogie im volkstümlichen Denken und Glauben, 2. auf der Geisterfurcht, 3. auf der Feiertagsheiligung und 4. auf praktischen und gesundheitlichen Rücksichten beruhen. Die Untersuchung zeigt zugleich anschaulich, wie weitgehend das deutsche Denken und Wesen durch äußere Einflüsse überfremdet ist.

Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte. Herausgegeben von N. Hovorka. Reinhold-Verlag, Wien IX.

Aus den letzten Berichten ist für den volkskundlichen Forscher und insbesondere für den, der an den Formen und Wandlungen der Gegenwartvolkskunde Anteil nimmt, die vorzügliche Darstellung „Romantik der Scholle" (Zurück zur Scholle. Rettet die Dorfkultur! Die Rückkehr zur Scholle in der Praxis. Art und Ursachen der Wirtschaftsentwicklung) von größter Wichtigkeit.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. Band 12 (Mai bis Mud). 800 S. 188 Ktsch, bei Umtausch eines alten Lexikons 170 Ktsch.

Von umfangreicheren Artikeln enthält dieser Band: Malerei, Mann, Maria, Marine, Maschine, Medizin, Meer, Mensch, Metall, Milch, Militär, Minderheitenfrage, Mond, Motor u. a. Von volkskundlichen sind bemerkenswert: Mai, Mannhardt W., Märchen, Meier J., Meisterdieb, Meringer R., Meyer E. H., Meyer G. F., Michel, Mielke R., Mittagsfrau, Mogk E. u. a.

Von Deutschen aus der heutigen Tschechoslowakei werden angeführt: G. Marchet, Staatsmann, gest. Schlackenwerth 1916; A. Marty, Philosoph, gest. Prag 1914; J. Mathesius, luth. Prediger, gest. Joachimsthal 1565; F. Mauthner, Schriftsteller und Philosoph, geb. Horitz 1849; G. v. Max, Maler, geb. Prag 1840; Chr. Mayer, Jesuit und Astronom, geb. Meseritsch 1719; J. Mayer, Politiker, geb. Eger 1877; R. Ritter v. Mayr-Harting, Jurist und Politiker, seit 1909 Univ.-Prof. in Prag; W. Medinger, Politiker, geb. Wien 1878; Grete Meisel-Heß, Schrift-

Digitized by Google

stellerin, geb. Prag 1879; A. Meißner, Dichter, geb. Teplitz 1822; J. Melan, Brückenbauingenieur, Hochschulprofessor in Prag; A. Mell, Schulmann, geb. Prag 1850; Gr. J. Mendel, Begründer der Vererbungsforschung, geb. Heinzendorf 1822; A. R. Mengs, Maler und Kunstschriftsteller, geb. Aussig 1728; A. Menzel, Jurist, geb. Reichenberg 1857; C. W. Messenhauser, Politiker, geb. Proßnitz 1811; F. Metzner, Bildhauer, geb. Wscherau 1870; G. Meyrink, Schriftsteller, bis 1902 in Prag; R. Michel, Schriftsteller, geb. Chabeřic i. B., 1876; V. E. Milde, Bischof, geb. Brünn 1777; H. Mitteis, Jurist, geb. Prag 1889; H. Molisch, Botaniker, geb. Brünn 1856; Walter v. Molo, geb. Sternberg 1880; J. Moscheles, Pianist und Komponist, geb. Prag 1794.

Es fehlt J. G. Meinert (1773—1844), der an Bedeutung viele der angeführten weit übertrifft.

Meyers Reisebücher: Bayerischer und Böhmerwald. 5. Auflage, 1932. Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig. 205 S. Mit 10 Karten und 3 Stadtplänen. Geb. 3 Mark 50.

Diese Neuauflage zeigt gegenüber den früheren Ausgaben bedeutende Verbesserungen. Bei Orten der Tschechoslowakei ist stets der tschechische Name beigefügt, bei Gasthöfen in gemischtsprachigen Städten, z. B. Winterberg oder Prachatitz, ist bei den tschechisch geleiteten dies ausdrücklich bemerkt. Übersichtlichkeit und Handlichkeit ist der besondere Vorzug dieses Bandes von Meyers Reisebüchern, der auch ein Verzeichnis der wichtigsten tschechischen Aufschriften enthält.

Wegweiser: Industrie-Standorts-Karten. Verlag Dr. Weber-Ostwalden, Bilovice n. Sv. bei Brünn.

Von diesen gut ausgeführten Karten sind bereits 13 Stück erschienen, die Nordmähren mit Schlesien und Nordböhmen zum größten Teile erfassen. Preis einer Karte 30 Ktsch.

V. Jenaczek und V. Kubelka, Vokabeln zur Babička der Bož. Němcová. Verlag Šolc und Šimáček, Prag, 1930.

Dieses Wörterbuch zu dem ganz aus dem Volksleben eines Sprachgrenzgebietes geschöpften Roman verwertet auch das einschlägige deutsche volkskundliche Schrifttum.

* * *

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 37. Jahrg., 5./6. Heft: R. Wolfram, Bärenjagen und Faschinglaufen im oberen Murtale; A. Haberlandt, Sonderausstellung des Museums für Volkskunde: Kulturkuriosa und Volksmusik (darunter mehrfach Stücke aus dem sudetendeutschen Gebiet).

Der Bayerwald (Straubing). — 30. Jahrg., 10. Heft: H. Watzlik, Josef Blau. Zu seinem 60. Geburtstag u. a.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). — 32. Jahrg., 2. Heft: S. L. Lötscher, Aus dem rätischen Volksleben; G. Stahl, Ursprüngliches von der Zigarre. Besprochen wird Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen.

Jüdisches Jahrbuch für Österreich (Wien). — Jahrg. 1932/33. Bemerkenswert ist der Aufsatz „Seuchenhochzeit" von S. Rappaport. Die Not des Weltkrieges verursachte bei den Juden Galiziens eine Wiedererneuerung des alten Abwehrbrauches, sogenannte Seuchenhochzeiten auf den Friedhöfen zu feiern.

Das deutsche Volkslied (Wien). — 34. Jahrg., 7. Heft: K. Spieß, Der Leich vom Ulinger; K. M. Klier. Das Volksliedthema eines Haydn-Capriccios. 8. Heft: Schluß dieser beiden Beiträge und R. Zoder, Zum Goethejahr.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). — 15. Jahrg., 21. Heft: Das Schicksal der deutschen Volksschule in Ungarn u. a. Nachrufe auf A. Naegle, auf den ehemaligen Abgeordneten A. K. Wüst und auf den aus dem Böhmerwald stammenden Prof. F. X. Weisl.

Heimatbildung (Reichenberg). — 13. Jahrg., 11./12. Heft. Sonderheft für Josef Blau. Mit Beiträgen von H. Watzlik, J. Göth, Dr. W. Wostry, G. Schmidt, J. Kern, J. Micko, F. J. Umlauft u. a.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). — 5. Jahrg., 1. Heft: J. Röder, Familienforschung vom 17. bis 19. Jahrhundert; G. Treixler, Alt-Graslitzer Familiennamen; G. Laube, Die Familiennamen von Bilin und Ugest von 1780—1880 u. a.

Waldheimat (Budweis). — 9. Jahrg., 10. Heft: J. M. Klimesch, Ein deutscher Dichter aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts als Besitzer des Gutes Sonnberg bei Gratzen (über Theobald Höck); G. Tuma, Aus der Praxis eines Böhmerwald-Dorfbaders u. a. 11. Heft: Schluß des Beitrages von Klimesch; Die Totenbretter u. a., darunter Hinweis auf die von Prof. K. Wagner verfaßte handschriftliche Gemeindechronik von Pernek.

Unser Egerland (Eger). — 36. Jahrg., 9./10. Heft: R. Sandner, Prof. Alfred Dietrich (Nachruf); G. Hiersche, Das Urnenfeld bei Sirmitz u. a.

Mitteilungen des Heimatmuseums Kukus a. d. E. 1932, 1. Folge. — Das Heft vereinigt eine Reihe von Arbeiten, die in der Trautenauer Zeitschrift „Ostböhmische Heimat" erschienen sind. Angeschlossen ist der zuerst in unserer Zeitschrift veröffentlichte Bericht über das Kukuser Heimatmuseum von J. Butzke.

Ostböhmische Heimat (Trautenau). — 7. Jahrg., 7. Heft: Die Trautenauer Papiermühle. Von Frant. Zuman, deutsch von Dr. A. Blaschka. 8. Heft: F. Meißner, Die Tiere im Volksleben des Riesengebirges.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). — 18. Jahrg., 9./10. Heft: E. Teichmann, Bildsäulen usw. in Müglitz (Fortsetzung) u. a. Unwissenschaftlich ist der in Fortsetzungen erscheinende Beitrag „Unsere Ortswappen". Guido List mit seiner „Armanenschaft der Ario-Germanen" und anderem blühenden Unsinn wird scheinbar noch immer ernst genommen.

Karpathenland (Reichenberg). — 5. Jahrg., 2. Heft: G. Fittbogen, Die Juden von Hunsdorf; P. Klein, Volkskundliches aus der deutschen Sprachinselgruppe Neu-Sandetz (Westgalizien); A. Damko, Volksdichtungen aus Kuneschhau u. a. Besprochen werden Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde, und unsere Zeitschrift.

Auskünfte

Einer Anregung unseres Mitarbeiters J. Kern in Leitmeritz folgend, wird die Schriftleitung vom nächsten Heft an Auskünfte über alle mit der Sammlung, Verarbeitung und Veröffentlichung volkskundlicher Arbeiten zusammenhängenden Fragen erteilen, Anfragen jeder Art beantworten und kurze Aufrufe von Mitarbeitern bringen, die etwa Stoff zu irgendeiner Untersuchung oder Mithelfer bei Sammelarbeiten suchen oder sich aus anderen Gründen an die Öffentlichkeit wenden.

✤

Soeben erschienen:

Egerländer Volkslieder. Herausgegeben von G. Jungbauer. Bilder von Toni Schönecker. Landschaftliche Volkslieder, Heft 22. Verlag Walter de Gruyter, Berlin. Preis 3 Mark.

Volkslieder aus dem Böhmerwalde. 4. Lieferung. Vertrieb J. G. Calve, Prag. Preis 27 Ktsch., ohne Abschnitt IV (Derbsinnliches), der nur an Gelehrte, wissenschaftliche Anstalten und Büchereien abgegeben wird, 17 Ktsch.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a. Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

6. Jahrgang 1933 1. Heft

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von
Dr. Gustav Jungbauer

Inhalt:

Gustav Jungbauer, Zwei wichtige Fragen. — Wilhelm Kschowak, Die Soldatensprache der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik. — Proben der deutschen Soldatensprache. — M. Kaufmann, Alt-Karlsbader musikalische Bräuche. Mit einem Geleitwort von Dr. V. Karell zum 75. Geburtstag des Heimatforschers Josef Hofmann. — Ernst Stock, Das Mädchen und der Tote.

Kleine Mitteilungen: Hugo Rokyta, Wechselgesang zwischen Sommer und Winter. — Ignaz Göth, Volkskundliches über die Schwalbe in Südmähren. — Franz Meißner, Bauernregeln aus dem Riesengebirge. — Staatsanstalt für das Volkslied. — Sudetendeutsche Mundartdichtung. — Türkenglocken. — Ein Kümmernislied in Westböhmen. — Zeitungssagen. — Wie entstehen Volksrätsel? — Prager Rundfunk u. a. Atlas der deutschen Volkskunde. — Antworten. — Umfragen. — Schrifttum. — Auskünfte.

Mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur

Jährlich 6 Hefte
Einzelpreis: 6 Ktsch. — Jahrespreis: 30 Ktsch.

Prag 1933

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Beiträge, bei welchen ersucht wird, einseitig beschriebene, lose Quartblätter mit Rand zu verwenden, Tauschschriften, Besprechungsstücke, Bestellungen, wie auch alle anderen Zuschriften sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Chodská 2a.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Unverlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Ktsch., für Deutschland 1 Mk., für Österreich 1·60 S., für das übrige Ausland 1·40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Ktsch., für Deutschland 5 Mk., für Österreich 8 S., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postscheckkonto Prag Nr. 207.729. — Leipzig Nr. 28.668. — Wien Nr. 103.119.

MEYERS KLEINES LEXIKON
3 BÄNDE
8., neubearb. Auflage 1931/32
3 Bände und 1 Atlas-Ergänzungsband. 70000 Stichwörter und Artikel mit rund 3500 Bildern, 293 großen, z. T. mehrfarbigen Tafeln und Karten; der Atlasband enthält außerdem 238 Haupt- und Nebenkarten.
Das modernste vollständige Lexikon
Jeder Band in Lw. 23 RM., in Halbled. 26 RM.
Bei Rückgabe eines nach 1892 erschienenen 2—4bändigen Lexikons in Leinen 20.50 RM., in Halbleder 23.50 RM.
„In drei Bänden soviel wirklich erschöpfende Artikel aus allen Wissensgebieten, soviel große Bilder, Tabellen u. Übersichten unterzubringen, wie es im ‚Kleinen Meyer' geschehen ist, das wird Ihnen so leicht kein anderer Verlag nachmachen." Prof. Dr. Karolus, Leipzig.
Prospekt kostenfrei durch jede Buchhandlung
BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG

2
Wissen Sie, wie lange ein Schuldner zur Erzwingung des Offenbarungseides in Haft behalten werden kann?
Welche „erste Hilfe" bei einer Fleckvergiftung erforderlich ist?
Wie der gefürchtete Hausschwamm zu bekämpfen ist?
Ob Sie Waren, die Ihnen ohne Aufforderung als Ansichtssendung zugehen, zurückschicken müssen?
1
Was Hormone sind?
Welches die bisher erzielte Höchstgeschwindigkeit eines Luftschiffs ist?
Diese Fragen und zweihunderttausend andere aus allen Gebieten beantwortet schnell, zuverlässig und sachlich
Der Große Brockhaus
HANDBUCH DES WISSENS IN ZWANZIG BÄNDEN
Der verschwiegene Berater für Mann und Frau
Sie müssen ihn nur richtig fragen!
Eine Anleitung zum Suchen und Finden — sozusagen ein Wegweiser zu den Schätzen des Wissens — ist die reichbebilderte Schrift DIE WÜNSCHELRUTE, die Ihnen kostenlos und unverbindlich zugesandt wird, wenn Sie untenstehenden Abschnitt einsenden an
F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG
Der Unterzeichnete erbittet kostenlose und unverbindliche Zusendung der Schrift »Die Wünschelrute«
Name u. Ort: .....
Straße: .....

Digitized by Google

6. Jahrgang 1933

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben
von
Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1933
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Gustav Jungbauer, Zwei wichtige Fragen	1—3
Wilhelm Kschowak, Die Soldatensprache der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik	4—7
Proben der deutschen Soldatensprache	8
M. Kaufmann, Alt-Karlsbader musikalische Bräuche. Mit einem Geleitwort von Dr. V. Karell zum 75. Geburtstag des Heimatforschers Josef Hofmann	9—33
Ernst Stock, Das Mädchen und der Tote (Märchen)	34—35
Walter Zawadil, Bibliographie der sudetendeutschen Volkstänze	49—70
Dr. Josef Morr, Lebenszähe Volksbräuche	71—73
Georg Tilscher, Beiträge zu einem sudetendeutschen Glockenbuch: Die Glocken von Kornitz	73—78
Adolf Glücklhorn, Osterbräuche in der Iglauer Sprachinsel	78—81
Adolf Kühnel, Die Engelsberger Bürgergarde	81—83
Anton Grüll und **Rudolf Hruschka**, Scherzhafte Ausdrücke der altösterreichischen Soldatensprache	83—85
Weitere Proben der Soldatensprache	85—86
Dr. Josef Hanika, Studie über ein karpathendeutsches Volkslied	86—91
Karl Horak, Der Volkstanz in der Kremnitz-Probener Sprachinsel	92—100
Alfred Karasek-Langer, Eine Zeitungssage vom „geschlachteten und gepökelten Brüderchen"	100—102
Dr. Gerhard Eis, Lob und Tadel	102—104
Richard Zeisel, Der dumme Ehemann macht sein Glück (Märchen)	104—105
Fragebogen zum Kümmeriskult	106—107
Atlas der deutschen Volkskunde	107—108
Prof. Dr. J. Polívka †	108
Die Volkskunde im neuen Lehrplan der Mittelschulen	108—110
Dr. Emil Lehmann, Zur Volkssage im Schönhengstgau	125—135, 195—204
Dr. Josef Morr, Das Regenwunder	135—138
Adolf Horner, Zur Soldatensprache	138—141
Wenzel Stiasny, Eine Bauernhochzeit im Taus-Further Paßgebiet	141—144
Josef Kern, Gleitstein und Kinderstein. Ein Beitrag zum Steinaberglauben	144—146
Ignaz Göth, Weinhüterzeichen in Südmähren	146—147
Dr. Ernst Hoyer, Die katholische Liturgie und die Volkskunde	147—149
Alfred Karasek-Langer, Der eingemauerte Bursch	149—152
Dr. Emil Popp, Viktor Heeger	165—178
Ernst Klusen, Die Liedertexte Gustav Mahlers	178—184
Leopold Schmidt, Die Barzdorfer Moralität	184—192

Digitized by Google

Seite

Dr. Rudolf Kubitschek, Der Passauer Tölpel . . . . . 192—195
Dr. Leonhard Franz, Eine ungewöhnliche Wohnstätte 204
Alfred Karasek-Langer, Der Grabfund Tut-anch-Ammons als Sage aus Oberstuben (Slowakei) . . . . . 205—206
Richard Zeisel, Der junge Graf und sein untreues Weib (Märchen) . . 206—213
Atlas der deutschen Volkskunde 213
Auffammlung der deutschen Soldatenfprache durch das Verteidigungsminifterium (Ministerstvo Národní Obrany) 213
Einlauf für das Archiv . . . . . 214—215

Kleine Mitteilungen

Seite

Hugo Rokyta, Wechfelgefang zwifchen Sommer und Winter . . . . 35—36
Ignaz Göth, Volkskundliches über die Schwalbe in Südmähren 36
Franz Meißner, Bauernregeln aus dem Rieſengebirge 36
Staatsanftalt für das Volkslied 37
Sudetendeutfche Mundartdichtung 37
Türkenglocken 37
Ein Kümmernisbild in Weftböhmen 37
Zeitungsfagen 37, 154
Wie entftehen Volksrätfel? . . . . . 37—38, 112
Max Kafparek, Aus einem einft deutfchen, heute flowakifchen Ort . . . 110
Volkskunde und Hochfchule . . . . . 110—111
Neubelebung alter Volksbräuche 111
Hüttler, Hietler und Hitler . . . . . 111—112
Gefälfchte Karten 112
Volkshumor in Zwiegefprächen 112
Hans Englifch, Der Scheunenkater 152
Franz Götz, Zwei deutfch-tfchechifche Mifchgedichte 152
Bund für deutfche Volkskunde 153
Verband deutfcher Vereine für Volkskunde 153
Reichsbund Volkstum und Heimat 153
Lob und Tadel . . . . . 153—154, 218—219
Volkstänze 154
Zur Pfychologie der Bauernfiedler des Oftens 154
Johann Thöndel, Mifchlied 216
Hans R. Kreibich, Auch ein Fall der Sagenübertragung 216
Dr. Heinrich Micko, Dreſcherbräuche aus Wadetftift bei Friedberg . . . 216—217
Johann Schreiber, Die „Kroſte". Ein Brauch beim Federnfchleißen . . 217
Dr. Hermann Kügler, Zeitungsfagen . . . . . 217—218
Überführung einer volkskundlichen Sammlung von Berlin nach Prag 219

Atlas der deutfchen Volkskunde 38, 155
Antworten . . . . . 39—42, 113—118, 155—158, 219—222
Umfragen . . . . . 42—43, 118—119, 158—159, 222
Schrifttum . . . . . 43—48, 119—124, 159—164, 222—226
Noten . . . . . 14—18, 23—25, 30—33, 93, 97, 99, 182
Abbildungen 9, 13, 20, 28, 54, 57, 60, 64, 92, 95, 98, 146 (zwei), 165, 204.

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Richard Baumann (Elbogen). — Dr. Franz J. Beranek (Neuhaus—Lundenburg). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). — Dr. Franz X. Böhm (Dotterwies). — Hans Brazda (Oberplan). — Paul Bretschneider (Neu-Altmannsdorf in Preuß.-Schlesien).

Dr. Gerhard Eis (Pilsen). — Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf—Prag).

Dr. Karl R. Fischer (Gablonz a. N.). — Dr. Leonhard Franz (Prag).

Ignaz Göth (Iglau—Znaim). — Franz Götz (Poschkau). — Anton Grüll (Alt-Hart). — Adolf Glücklhorn (Milikau bei Mies).

Dr. Josef Hanika (Prag). — Joseph Heß (Luxemburg). — Eduard Hönl (Bischofteinitz). — Karl Horak (Kufstein). — Adolf Horner (Königswerth). — Rudolf Hruschka (Alt-Hart).

Dr. Gustav Jungbauer (Prag). — Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt).

Anton Kahler (Prag—Braunau). — Dr. Viktor Karell (Karlsbad). — Alfred Karasek-Langer (Brünn—Wien). — Max Kasparek (Ivanovce—Brünn). — M. Kaufmann (Karlsbad). — Karl Kaulfuß (Zahořan bei Leitmeritz). — Josef Kern (Leitmeritz). — Karl M. Klier (Wien). — Ernst Klusen (Krefeld). — Ilse Knuth (Stettin). — Hans R. Kreibich (Aussig a. E.). — Wilhelm Kschowak (Schönlinde—Prag). — Dr. Rudolf Kubitschek (Pilsen). — Dr. Hermann Kügler (Berlin). — Adolf Kühnel (Brünn).

Ernst Lammel (Prag). — Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M.). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Emil Lehmann (Reichenberg). — Franz Leitermann (Bistritz bei Neuern).

Josef Maschek (Holeischen). — Egon Mittelbach (Seidowitz bei Brüx). — Franz Meißner (Niederlangenau—Reichenberg). — Dr. Heinrich Micko (Berlin). — Doktor Josef Morr (Troppau).

Dr. Emil Popp (Pilsen).

Richard Richter (Niedergrund bei Warnsdorf). — Hugo Rokyta (Prag—Reichenberg.) — Nikolaus Rollinger (Klein-Mohrau in Schlesien).

Emma Sarl (Prag—Grulich). — Helmuth Schaar (Lobositz). — Leopold Schmidt (Wien). — Johann Schreiber (Grosse). — Karl Spitzenberger (Prag—Deutschreichenau bei Friedberg). — Wenzel Stiasny (Staab). — Ernst Stock (Beneschhau).

Johann Thöndel (Bergstadt). — Georg Tilscher (Kornitz).

Anton Wässerle (Deutsch-Proben). — Johann Weiß (Budweis). — Dr. L. Wieder (Alt-Schallersdorf).

Walter Zawadil (Prag). — Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben). — Otto Zerlik (Uittwa).

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Chodská 2a

6. Jahrgang 1933 **1. Heft**

Zwei wichtige Fragen

Von Gustav Jungbauer

Aus unseren besonderen Verhältnissen erklärt sich, daß bei der sudetendeutschen Volksforschung die Gegenwartvolkskunde im Vordergrund steht, daß man mehr die gegenwärtigen Erscheinungen in ihren Zusammenhängen mit politischen, religiösen, wirtschaftlichen und anderen Umständen beobachtet und erforscht und damit gar manche Vorarbeit für Schutz- und Kulturvereine leistet. Hier müssen uns namentlich zwei Fragen beschäftigen:

1. Wie äußert sich die durch Errichtung der Tschechoslowakei veranlaßte wirtschaftliche Umstellung innerhalb des Sudetendeutschtums in volkskundlicher Hinsicht?

Sie hat zunächst eine Umschichtung innerhalb der sudetendeutschen Stämme zur Folge, die sich vor allem darin zeigt, daß der bayerische Stamm, der allein von allen sudetendeutschen Stämmen einen namhaften Bevölkerungsüberschuß, besonders im Böhmerwald, hatte und noch immer hat, durch die geänderten Verhältnisse gezwungen ist, seinen Ueberschuß nach einer anderen Seite abzugeben. Im alten Österreich ging er nach Österreich und vornehmlich in die Millionenstadt Wien ab. Dieser Weg ist seit Ende 1918 versperrt und damit auch der Wiener Kulturkreis ausgeschaltet, der bis weit nach Nordböhmen, Nordmähren und Schlesien wirksam gewesen ist. Der Bevölkerungsüberschuß des bayrischen Stammesgebietes wendet sich nun gegen Norden, in kleinem Maße auch gegen Osten. Dies läßt sich deutlich in Nordböhmen beobachten, wo die Zahl der aus dem Böhmerwald stammenden, wegen ihrer bescheidenen Lebenshaltung gern gesehenen Arbeiter und Dienstmädchen von Jahr zu Jahr wächst. Diese Volksbewegung wird bei Eintritt normaler Wirtschaftsverhältnisse noch klarer bemerkbar sein.

Wie nun diese vorübergehend oder dauernd aus ihrer Heimat Auswandernden im alten Österreich Volksgüter (Lieder, Sagen, abergläubische Meinungen und Handlungen, Bräuche u. a.) in die Fremde mitgenommen haben, von dort aber wieder manches, z. B. das Wiener Lied, in ihre Heimat verpflanzt haben, so erfolgt der gleiche Vorgang auch heute, nur nach der angegebenen anderen Richtung hin, womit süddeutsches Volksgut auf mitteldeutsches Gebiet übertragen wird. Zugleich damit zeigt sich

Digitized by Google

eine Annäherung der einzelnen sudetendeutschen Stämme auch in volkskundlicher Beziehung. Im alten Österreich gab es zwischen den Deutschen Nordböhmens und Südböhmens fast keinen Zusammenhang. Zum Teil fehlte auch eine nähere Verbindung zwischen den Deutschen in Böhmen und den in Mähren und Schlesien. Ganz fern und unbekannt war endlich das Deutschtum im ehemaligen Nordungarn, in der heutigen Slowakei und in Karpathorußland. Jetzt ist alles näher gerückt, das gesamte Deutschtum der Tschechoslowakei beginnt sich als eine Schicksalsgemeinschaft zu fühlen und das Zusammengehörigkeitsgefühl ist im Wachsen. Damit zugleich vollzieht sich eine Angleichung und Ausgleichung der volkstümlichen Ueberlieferungen. Lieder des Erzgebirglers Anton Günther z. B. hört man heute nicht nur im Erzgebirge, sondern auch in anderen sudetendeutschen Gauen singen.

2. Wie wirkt sich der Einfluß des tschechischen Staatsvolkes auf die deutsche Minderheit aus?

Es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß diese Auswirkungen, bei denen in der Slowakei die Slowaken vielfach an die Stelle der Tschechen treten, zum großen Teil eine Folge politischer und wirtschaftlicher Umstände sind. In einer Gegend etwa, in der früher alle Staatsangestellten bei Gericht, bei den Steuerämtern, bei der Bahn und Post, bodenständig waren und im Verkehr mit der Bevölkerung die heimische Mundart gesprochen haben, muß sich die Stellung und Geltung der Mundart wesentlich verändern, wenn im Laufe der Zeit alle Staatsangestellten dem Staatsvolk angehören, die der Mundart unkundig sind und daher die Bevölkerung zum Gebrauch der Schriftsprache nötigen. Der Einfluß des Staatsvolkes wird überhaupt auf sprachlichem Gebiete zuerst in die Augen fallen. So hat z. B. die Soldatensprache der Tschechoslowakei allerdings noch Ausdrücke aus dem alten Österreich. Aber daneben drängen sich doch schon rein tschechische Bezeichnungen vor, die auch der deutsche Soldat, in wörtlicher oder übertragener Bedeutung, wobei Volksetymologie hereinspielen kann, sich aneignet und mit der Zeit gewohnheitsmäßig gebraucht. So hat sich etwa das Wort „zwitschern" für exerzieren nach dem tschechischen cvičiti (= üben) eingebürgert.*) Ähnlich gewöhnt sich der Deutsche, der mit Ämtern viel zu tun hat, an verschiedene Amtsbezeichnungen.

Der Einfluß braucht aber nicht allein von oben zu kommen, er kann auch von Volk zu Volk gehen. In manchen Orten Nordwestböhmens spielen bei Tanzunterhaltungen tschechische Kapellen auf. Diese unterließen es früher, tschechische Musikstücke zu spielen, bevorzugen sie aber heute, wo sie als Angehörige des Staatsvolkes selbstbewußter geworden sind. Die deutschen Dorfburschen passen hie und da Liedertexte diesen Musikstücken an. Und so gewinnt die slawische Musik Eingang in das deutsche Dorf und in das deutsche Volkslied. Auch auf anderen volkskundlichen Stoffgebieten,

*) Weitere Beispiele bringt der Beitrag von W. Kschowak, der diese Loslösung vom alten Österreich und Wiener Kulturkreis und die Anpassung an den neuen Staat für die deutsche Soldatensprache, also dort, wo sich diese Entwicklung naturgemäß am raschesten und kräftigsten vollziehen muß, sehr gut beleuchtet.

Digitized by Google

beim Brauchtum, bei Erzeugnissen der Volkskunst u. a. ließe sich eine ähnliche Entwicklung nachweisen.

Diese Einwirkung ist natürlich an der Sprachgrenze am stärksten. Man kann aber nicht sagen, daß sie an den Staatsgrenzen fehlt, weil sich die Sudetendeutschen hier an die stammverwandten Volksgenossen im Deutschen Reiche und in Österreich anlehnen und da gewissermaßen einen Rückhalt und eine Rückendeckung haben. In Wirklichkeit besteht oft gar keine nähere Bindung und Verbindung zwischen den Deutschen diesseits und jenseits der Staatsgrenzen. Eine Annäherung und damit eine Stärkung des sudetendeutschen Volkstums gegen den slawischen Einfluß auch in volkskundlichen Belangen verhindert nicht selten die erschreckende Tatsache, daß die reichsdeutschen Nachbarn gar oft nicht einmal die blasseste Ahnung von dem Dasein der 3½ Millionen Deutschen in der Tschechoslowakei haben. Dazu kommt bei manchen eine auffällige Neigung zum Exotischen. Und dies scheint man in der Tschechoslowakei zu erblicken. Macht der biedere Reichsdeutsche etwa einen Sonntagnachmittagsausflug über die Grenze in das überall rein deutsche Gebiet, so verlangt er ausdrücklich Ansichtskarten mit tschechischem Text. Denn die bekunden ganz deutlich, daß er einen gefährlichen Ausflug in ein fremdes Land unternommen hat.

Diese geistige Einstellung der Reichsdeutschen zeigt eine der Öffentlichkeit unbekannte Tatsache aus jüngster Zeit. In der Gegend von Schreiberhau im schlesischen Riesengebirge besteht das an sich gute Bestreben, eine Volkstracht einzuführen. Man hat damit schon den Anfang gemacht. Aber wie hat man dies angepackt? Man hat bei den verschiedenen Ausflügen in das Tschechoslowakische nicht allein an Baťa-Schuhen, sondern auch an den am Kragen und an den Ärmeln rot und blau umsäumten und gemusterten Hemden Gefallen gefunden, die von slowakischen Hausierern feilgeboten werden. Diese Hemden nun hat man, wie Bilder in einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift beweisen werden, als „deutsche" Volkstracht eingeführt und sie werden auch schon ziemlich häufig getragen.

Solche Erscheinungen und Entwicklungen lassen sich nur erkennen und verfolgen, wenn möglichst viele Beobachter und Mitarbeiter vorhanden sind. Der Zweck meiner Ausführungen ist voll erfüllt, wenn sich Leser finden, die mich über alle Umwandlungen der volkstümlichen Überlieferungen (Mundart, Volkslied, Sage, Volksglaube, Bräuche, Tracht u. a.) oder über völliges Abkommen benachrichtigen. Da hiezu zuweilen auch obrigkeitliche Verbote und Bestimmungen (Sonnwendfeuer u. a.) oder wirtschaftliche Not (z. B. Abschaffung von Umzügen gabenheischender Kinder) der Anlaß sein können, müßte die Ursache in jedem einzelnen Falle ausdrücklich bemerkt werden.

*

Digitized by Google

Die Soldatensprache der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik

Von **Wilhelm Kschowak**

Zu den Aufgaben der Volkskunde gehört u. a. die Erforschung der Standes- und Berufssprachen, damit auch die Erforschung der Soldatensprache. Ist es möglich, für die Stoffsammlung und wissenschaftliche Bearbeitung auf verschiedenen Gebieten unseres Wirkungskreises (z. B. Brauchtum, Aberglaube usw.) die gleichen Richtlinien für das gesamte deutsche Sprachgebiet aufzustellen, erfordert die Soldatensprache der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik eine gesonderte Beachtung und Bearbeitung. Die Mehrzahl der Deutschen lebt in Nationalstaaten, wo die deutsche Sprache — die Muttersprache jedes einzelnen Soldaten — die Amtssprache und auch die Verkehrssprache aller Soldaten untereinander ist. Bei uns, wie auch in anderen Staaten, wo deutsche Minderheiten bestehen, wird der deutsche Soldat auf eine Reihe von Monaten in eine Gemeinschaft gestellt, wo seine Muttersprache lediglich die Verkehrssprache der bei diesem Regimente dienenden deutschen Soldaten, die Sprache des Staatsvolkes aber die Dienstsprache ist.

Der deutsche Rekrut, welcher sehr oft der tschechischen Sprache überhaupt nicht oder nur teilweise mächtig ist, betritt die Kaserne und steht einer ihm gänzlich oder teilweise unverständlichen Sprache gegenüber. Er teilt ein Zimmer mit Tschechen oder Slowaken, die meist ebenso wenig deutsch können wie er tschechisch. Bei der Abrichtung werden zwar den Deutschen nach Möglichkeit Instruktoren zugeteilt, welche die deutsche Sprache in genügendem Maße beherrschen, aber sämtliche Ausdrücke der militärischen Terminologie werden dabei nur in tschechischer Sprache vorgebracht. Selbst Offiziere, die fließend deutsch sprechen, verwenden im dienstlichen Verkehr mit deutschen Soldaten für militärische Begriffe fast immer die tschechischen Ausdrücke. Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß bei jedem Regimente die Mehrheit der Soldaten den slawischen Völkern (Tschechen oder Slowaken) angehört, mit denen unsere Soldaten in ständigem Verkehr stehen. Es wird also ohne weiteres verständlich, daß die ebenerwähnten Umstände eine ganz andere Entwicklung der Soldatensprache herbeiführen als z. B. bei der deutschen oder österreichischen Armee.

Betrachten wir nun die einzelnen Ausdrücke der militärischen Terminologie, so können wir drei Gruppen bilden:

1. Ausdrücke, die jedem Soldaten aus dem bürgerlichen Leben geläufig sind.

2. Ausdrücke, welche die tschechoslowakischen Militärbehörden aus der österreichischen militärischen Terminologie übernommen haben. Sie sind den Soldaten oft nicht unbekannt.

3. Rein tschechische militärische Ausdrücke, welche entweder Uebersetzungen oder auch tschechische Neubildungen sind, die der Soldat, meist auch der tschechische, vorher nie gehört hat.

Digitized by Google

Zur ersten Gruppe gehören die Namen für die bekanntesten Truppengattungen, Infanterie, Artillerie und Kavallerie, die von den deutschen Soldaten fast immer nach den alten österreichischen Bezeichnungen genannt werden, obwohl hiefür tschechische Uebersetzungen (pěchota, dělostřelectvo, jezdectvo) vorhanden sind. Diese Namen kennt jeder aus dem bürgerlichen Leben (aus Schulbüchern, Zeitungen u. a.) und sie werden in dieser Form auch während der Militärzeit beibehalten. Ebenso verwendet der Deutsche beim Militär die Ausdrücke seiner Muttersprache für alle Gegenstände und Tätigkeiten, die er schon vor der Militärzeit gekannt hat, wie: Küche, Stall, Gang, Hof, Strohsack, Decke, Leintuch, Bürste, Schuhe, Bluse, Mantel, Wickelgamaschen, alle Wäschestücke, Riemen, Maschinengewehr, aufstehen, sich anstellen, melden, bitten u. a. Allerdings gibt es Fälle, daß der deutsche Soldat auch bei der Benennung dieser Gegenstände bzw. Tätigkeiten den betreffenden tschechischen Ausdruck gebraucht. Er sagt zum Beispiel: „Ich muß meinen slamník (Strohsack) stopfen." Im nächsten Augenblicke aber wendet er dafür wieder den deutschen Ausdruck an. Die Einflechtung der zu dieser Gruppe gehörigen tschechischen Ausdrücke beruht zumeist auf der bei vielen Menschen herrschenden Gewohnheit, mit Brocken aus fremden Sprachen zu protzen. Im Verkehre mit tschechischen und slowakischen Kameraden liegt allerdings bei der Anwendung solcher Ausdrücke die Absicht zugrunde, sich besser verständlich zu machen. Hören wir z. B. von einem deutschen Soldaten: „Ich muß meinen vycházkový plášť (Ausgangsmantel) und meine cviční boty (Exerzierschuhe) reinigen", so beruht die Anwendung der tschechischen Ausdrücke für Mantel und Schuhe in der Verbindung dieser ihm aus dem Zivilleben geläufigen Ausdrücke mit einem Ausdrucke der militärischen Terminologie (vycházkový, cviční). Es ergibt sich beinahe von selbst, daß er nicht „vycházkový Mantel" sagt, sondern den ganzen Begriff tschechisch wiedergibt.

Eine besondere Gruppe bilden die alten österreichischen Ausdrücke, die nach dem Umsturze auch in der tschechoslowakischen Armee beibehalten wurden. Hiebei muß unterschieden werden: a) zwischen Ausdrücken der militärischen Amtssprache und b) zwischen solchen, für die zwar amtliche tschechische Bezeichnungen bestehen, die aber dennoch in der altösterreichischen Form weiterleben.

Sämtliche zu dieser Gruppe gehörigen Ausdrücke erfuhren insofern eine Änderung, als sie den Einflüssen der tschechischen Rechtschreibung und Abwandlung unterlagen, z. B. Rapport = tschech. raport, die Manöver = manévry. Zur Gruppe a) gehören Ausdrücke wie: Genie-Regiment, Genisten, Proprietäten, Kaserne, Manöver, Division, Brigade, Major, General u. a. Der deutsche Soldat sagt heute noch wie im alten Österreich: „Wir gehen auf Manöver, auf Urlaub, in die Kaserne", d. h. er verwendet beim Militär Ausdrücke wie im bürgerlichen Leben. In die Gruppe b) kann man Ausdrücke einreihen, wie: Rekrut, Kasino (Kasernarrest), Menage, Menageschale, Bajonett, Defilé, marod u. a. Für diese Begriffe bestehen wohl amtliche tschechische Bezeichnungen (Rekrut = nováček, Menage = strava usw.), aber es werden dafür, besonders von Offizieren und Feld-

Digitized by Google

webeln, die schon in Österreich gedient haben, oft die früheren Ausdrücke gebraucht, wie: rekruti, menážšálek (Menageschale), hajsltur (Häusltour = Abortreinigung) u. a. Auch hier verwendet der deutsche Soldat in der Regel die alten österreichischen Ausdrücke. Es sei darauf hingewiesen, daß man das Wort „Urlaub", als einen im Zivilleben gebräuchlichen Ausdruck, auch in die erste Gruppe, und das Wort „Rekrut" in die dritte Gruppe einreihen könnte. Die Unterscheidung ist nicht immer ganz klar und es wird Aufgabe einer späteren wissenschaftlichen Behandlung dieses Stoffes sein, diese Unterschiede klar herauszuarbeiten. Ähnlich verhält es sich auch mit einigen Befehlsworten, wie z. B. „Habt acht", „Kehrt euch" u. a., für welche unsere Soldaten im Verkehr unter sich sehr oft die deutschen Bezeichnungen verwenden. Für das Wort Gasmaske besteht ebenfalls eine offizielle tschechische Bezeichnung. Ich habe aber nie gehört, daß ein deutscher Soldat etwa gesagt hätte: „Ich habe meine plynová maska vergessen." Er wendet immer die deutsche Bezeichnung an. Jedenfalls ist den jungen Leuten durch die Erzählungen von Kriegsteilnehmern das deutsche Wort so geläufig geworden, daß es auch der amtliche tschechische Ausdruck nicht zu verdrängen vermochte.

Zur letzten Gruppe können wir alle typisch militärischen Ausdrücke der tschechischen Sprache rechnen. Als Beispiele seien angeführt: nováček (Rekrut), vozatajci (Trainsoldaten), bodák (Bajonett), opasek (Überschwung), budíček (Tagwache), večerka (Zapfenstreich), přesčas (Überzeit), prohlídka pušek ((Gewehrvisite), die verschiedenen Befehlsworte, z. B. k noze zbraň ((Gewehr bei Fuß) und die Bezeichnungen der Chargen, z. B. rotmistr (Feldwebel), plukovník (Oberst) usw. Viele dieser Ausdrücke sind Übersetzungen der österreichischen, z. B. prohlídka pušek, přesčas, viele sind tschechische Wort-, bzw. Neubildungen, z. B. budíček, večerka, plukovník u. a. Sehr viele dieser Ausdrücke hat der junge Soldat früher nie gehört, sie sind ihm fremd und er kennt die deutsche Übersetzung meist überhaupt nicht. Er gliedert nun eine Reihe solcher Ausdrücke unverändert in seine Muttersprache ein und sagt z. B.: „Ich habe den Herrn praporčík (Fähnrich) nicht gesehen" oder „Ich bin erst nach der večerka (Zapfenstreich) nach Hause gekommen" u. a. Andererseits verwendet er die tschechischen Ausdrücke und versieht sie mit deutschen Deklinations- und Konjugationsendungen. Aus den nováčci (Rekruten) werden „Nowatschken", přesčasy werden „Prschestschase", aus der prohlídka pušek wird eine „Puschkenprohlídke" (Mz. Puschkenprohlídken), aus der prohlídka koní eine „Pferdeprohlídke", aus cvičiti (exerzieren) wird „zwitschern", aus žurovati (Fußboden waschen) „schuren". Interessant ist die Erscheinung, daß bei slowakischen Regimentern, wo die Deutschen diese Ausdrücke von ihren Kameraden slowakisch hören, viele Worte in ihrer slowakischen Form mit deutschen Endungen versehen werden. Wir hören da statt Prohlídke Prehlídke (tschech. pro = slow. pre) oder Preztschase (tschech. ř = slow. r). Neben diesen „verdeutschten" tschechischen Formen werden aber auch, besonders von intelligenteren Soldaten, ständig die richtigen deutschen Ausdrücke, wie Überzeit, Rekrut usw. gebraucht. Bei den Chargenbezeichnungen

Digitized by Google

četař (Zugsführer), rotmistr (Feldwebel), praporčík (Fähnrich), podporučík (Unterleutnant), kapitán (früher Hauptmann), štábní kapitán (diese Charge bestand früher nicht), podplukovník und plukovník (Oberstleutnant und Oberst) werden fast immer die amtlichen Namen unverändert angewandt. Bei den Worten svobodník (Gefreiter), desátník (Korporal), poručík und nadporučík (Leutnant und Oberleutnant) finden die deutsche und die tschechische Bezeichnung Anwendung. Man hört sowohl: „Ich gehe zum Leutnant N. N.", wie auch: „Ich gehe zum poručík N. N.". Die Formen der Mehrzahl haben keine besonderen Endungen. Ich habe aber, allerdings selten, Formen wie „Svobodniks" oder „Svobodnike" (Gefreite) gehört.

Nicht unerwähnt soll die scherzhafte Soldatensprache bleiben. Hier ist mir nur ein deutscher Ausdruck bekannt, der aus der österreichischen Soldatensprache übernommen wurde und auch bei den Tschechen als „švancparáda" (ärztliche Besichtigung zwecks Feststellung von Geschlechtskrankheiten) besteht. Sonst übernehmen unsere Deutschen diese scherzhaften Ausdrücke von ihren tschechischen Kameraden. Der Rekrut wird von den Tschechen ucho (Mz. uchán) genannt. Dieses Wort bedeutet sonst: Ohr, Henkel, Öhr. Die Deutschen versehen die Formen der Mehrzahl mit deutschen Endungen, also hören wir „Uchane" oder „Uchanen", gleichzeitig aber auch die tschechische Form uchán. Blboun (Knödel), pucák (Putzfleck) u. a. werden unverändert aus der tschechischen Soldatensprache übernommen.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die deutsche Soldatensprache in der Tschechoslowakischen Republik eine Fülle von Anregungen bietet. Es müßte vorerst die Stoffsammlung in Angriff genommen werden. Heute ist es noch ganz gut möglich, die Anfänge der deutschen Soldatensprache in der tschechoslowakischen Armee festzustellen. Durch ständige Stoffsammlung könnte dann auch ihre weitere Entwicklung verfolgt werden. Etwaige Arbeiten auf diesem Gebiete bei den Deutschen in Südslawien, Italien, Rumänien, Ungarn und Polen würden sicher sehr bemerkenswerte Ergebnisse und Unterlagen für vergleichende Untersuchungen liefern.

Der vorliegende Aufsatz kann natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Es ist unmöglich, in diesem Zusammenhange alle hierher gehörigen Ausdrücke anzuführen oder gar den Stoff wissenschaftlich zu bearbeiten. Dabei muß auch beachtet werden, daß diese Erfahrungen bei einem Infanterieregimente, wo fast durchwegs deutsche Soldaten aus Nordböhmen dienen, gemacht wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Soldatensprache bei anderen Truppengattungen oder Regimentern, wo Deutsche aus anderen Teilen des Staates dienen, eine andere Form angenommen hat. Die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Stoffes wird nur gegeben, wenn es gelingt, eine genaue und zuverlässige Darstellung der Soldatensprache bei jedem Regimente der tschechoslowakischen Armee zu bekommen. Alle Freunde der Volkskunde, in erster Reihe ehemalige Soldaten, werden gebeten, dabei behilflich zu sein.

Digitized by Google

Proben der deutschen Soldatensprache

Während des Weltkrieges hat der Verband deutscher Vereine für Volkskunde, unterstützt von der Wörterbuchkommission der Akademie der Wissenschaften in München, die Ausdrücke der Soldatensprache durch Fragebogen aufzeichnen lassen und viel Stoff zusammengebracht, den Otto Mausser in dem Buch „Deutsche Soldatensprache. Ihr Aufbau und ihre Probleme" (Straßburg 1917) verarbeitet hat. Auch in der Schweiz wurde dieselbe Sammlung durchgeführt, als deren Ergebnis H. Bächtold-Stäubli im Jahre 1922 ein hübsches Bänchen in der Art eines alphabetisch geordneten Wörterbuches herausgeben konnte.

Die in gelungenen Umschreibungen, in treffenden Bezeichnungen und zuweilen in Redewendungen und schwankartigen Erzählungen sich ausprägende sprachschöpferische Betätigung der Soldaten, die viel Witz und Erfindungskraft offenbart, sei in einigen Beispielen vorgeführt, die in der Hauptsache dem Buche von O. Mausser entnommen sind.

Infanterist = Schweißfußindianer (aufgekommen bei den preuß. Gardekavallerieregimentern), Sandhase u. a. — Train = Mistkutscher. — Musiker = Blechhengst. — Pferd des Regimentsarztes = Karbolziege. — M. G. K. (Maschinen-Gewehr-Kompagnie) = Mordgesellenklub oder Muttergotteskinder. — Junger, rasch beförderter Leutnant = Galoppleutnant. — Feldgeistlicher = Bibelhusar oder Paradieskutscher. — Hinterlandskrieger, der nur einer Auszeichnung wegen an die Front ging und sich dann sofort wieder drückte = Kreuzfahrer. — Leichtes Geschütz = Wurstspritze oder sanfter Heinrich. — Ganz schweres Geschütz = Leichenwagen. — 21 cm Geschütz = der liebe Fritz oder der schöne Georg. — 42 cm Geschütz = die dicke Berta. — Maschinengewehr = Baumasse, Kettenhund, Nähmaschine, Stotterbüchse. — M. W. (Minenwerfer) = Marmeladewerk. Handgranate = Knallbonbon, Nürnberger Lebkuchen u. a. — Eingespanntes Gewehr, das in bestimmten Pausen ein Ziel ständig zu befeuern hat = der verzweifelte Emil. — Unterstand = Bau, Lausfalle, Heldenkeller. — Feldbibliothek = Kulturbude. — Baracke für den Offiziersausbildungskurs = Intelligenzscheune. — Mütze = Speckdeckel. — Telephon = Plapperkasten. — Fahne = Hurraknüppel. — Fesselballon = Gasblase, Wurst. — Kleines Flugzeug = Purzelraube. — Leichter Schuß, der ins Hinterland bringt = Heimatschuß, Tausendguldenschuß, Salonschuß u. a. — Sanitätssoldat = Bettpfannenhusar, Knochenbrecher, Leichenheinrich, Aspirinaugust. — Krankenzimmer = Drückerheim. — Abteilung für Geisteskranke = Klappsmühle. — Abteilung für Geschlechtskranke = Ritterburg. — Nachtstuhl = Maschinengewehr. — Rizinusöl = Armeekognak oder Militärhonig. — Dame für soziale Fürsorge = Unzuchtabwehrkanonen. — Gelbe Erbsen = Durchbruchsversuche. — Kunsthonig = Schützengrabenbutter oder Magenbeton. — Marmelade = Heldenbutter, Athletenfett, Hindenburgschmiere, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisschmiere.

Digitized by Google

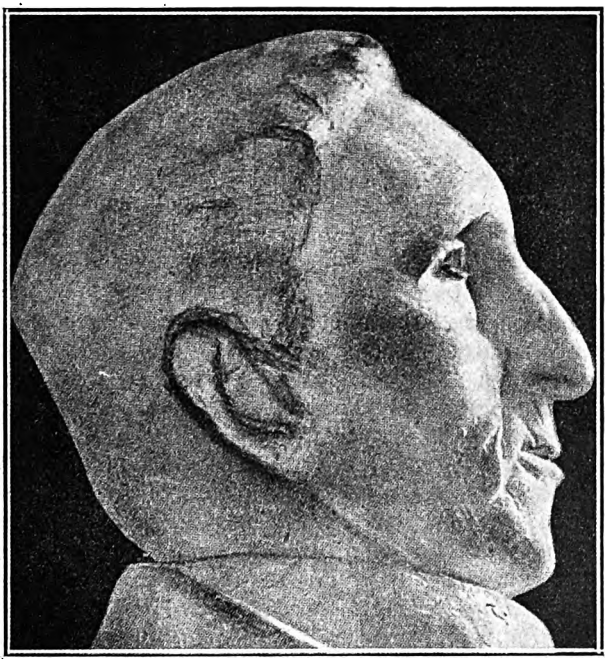
Alt-Karlsbader musikalische Bräuche

Von **M. Kaufmann**

Zum Geleit!

Von **Dr. Viktor Karell**

Musik liegt dem Egerländer tief im Blut. So wortkarg er sonst ist, im Lied löst sich ihm der Stein vom Herzen und er singt sich Leid und Freud von der Seele und jubelt weit hinaus in die Berge und Auen seiner schönen Heimat.



Josef Hofmann

(Büste von W. Srb-Schloßbauer. Besitzer: Paul Weber-Hohengrund.)

Das musikalische Herz des Egerlandes war seit den frühesten Zeiten Karlsbad, die weitberühmte Thermenstadt am grünen Teplstrand, und ist es noch heute geblieben. Schon das älteste Kurleben führte nicht bloß die Badegäste ins waldumrauschte Warmbad, um den Leib gesund zu baden, sondern auch um die Seele heil zu machen von des Alltags Lasten durch Musik und Kurzweil aller Art. Und so war Musik das heiter belebende Badelement vom ersten Empfang in der gastlichen Stadt durch das „Anblasen" vom alten Stadtturme an bis zum letzten Gruß dem Abschied-

Digitized by Google

nehmenden für eine glückliche Heimfahrt. Und spann schon einmal Langeweile ihre grauen Fäden um den müden Gast, ein lustiges Ständchen brachte wieder Wohlklang und Frohsinn in den Gleichschritt stiller Stunden. Aber auch die Karlsbader selber, die geschäftig während der Kurzeit ihrem Broterwerb nachgingen, wußten sich gar gut während des Winters die Zeit zu vertreiben durch Theater, Tanz und Musik. Und brach die Zeit der wunderlichsten Nächte im Jahr an, da tastete ihr Sorgen in altem Brauchtum um den künftigen glücklichen Badesommer. Aber Musik mußte dabei sein. Klingt uns heute diese alte Musik ins Ohr, dann ist es uns, als ob des Warmbads Gründer, Kaiser Karl IV., wieder zur Jagd ausritte, das Quellenwunder zu entdecken, so sicher im fröhlichen Jagdhornton ist sie gefügt. Doch darüber belehren uns in trefflichster Weise die nachfolgenden Aufsätze und Notenbeispiele. Ein Stück alten Brauchtums wird da lebendig gemacht, an dem die Volkskunde bislang vorbeigegangen ist.

Forschen wir aber nach den Quellen dieser liebenswürdigen Musikalität des alten Karlsbaders, so finden wir sie tief im Volksbrauch unserer Heimatlandschaft verankert. Zieht da auf Windesflügeln innigstes Volkslied in den Feierstunden des Lebens von Tür zu Tür, auch bei der Arbeit erklingt es im Takt und hilft über Müh und Plag beschwingt hinweg. Es mag hier nur an das Lied beim Pfahlrammen erinnert sein, das uns Josef Hofmann im Karlsbader Heft von A. Johns Zeitschrift „Unser Egerland" 1906 erhalten hat. Da treibt im Abzählreim die fleißige Arbeiterschar den schweren Rammblock „in den Stein, durch den Sand, ins feste Land!" Und sie wissen um die Schwere ihrer Arbeit, die „der zehnte nicht ertragen" kann. Aber auch ihren Magenstärker, einen „kräftigen Kirsch", vergessen sie nicht und schimpfen über die Polizei, die sie aus dem Gasthaus hinauswirft, haben sie ein Gläschen zuviel hinter die Binde gegossen.

Und im Karlsbader Land draußen, auch da hat das Volk im Dröhnen der Schächte und im Arbeitsbrausen der Fabriken noch immer nicht alten Volksbrauch ganz vergessen. Namentlich an der Jahreswende geht es auf den Dörfern lebhaft zu. Da eilen noch immer die Buben in Scharen zum Neujahrssingen von Haus zu Haus und wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch, „da kann er essen Braten und Fisch", der Hausfrau ein Wiegelein, das „Jesulein zu wiegen", dem Sohn wünschen sie „den Hut in die Hand", damit er ausziehe zu fröhlicher Wanderschaft, der Tochter ein Paar goldene Schuh, dem Knecht und der Magd einen Striegel und einen Besen, den „Ochsenschwanz zu striegeln und Hof und Wand zu kehren". Klappert ein Geldstück in ihrem Hut; dann geht es unter Friedenswünschen rasch weiter. Und genau so ist's am Dreikönigstag, wenn die Drei Heiligen Könige mit dem Stern singen kommen.

Viel und viel ist aber schon in Vergessenheit gekommen und vom Maschinenzeitalter verschlungen worden. Tod- und Sommerdockenaustragen lebt nur noch in der Erinnerung ganz alter Leute. Im Ringe des Jahres ist es auch schon bedenklich stumm geworden. Nur der Aberglaube webt noch breite Bänder um den Erdenwanderer von der Wiege bis zum Grabe. Doch neues Brauchtum taucht auf im ewigen Wechsel erdbedingten Volkstums. Muttertagsfeiern auf dem Lande und Sprudelweihe in der

Digitized by Google

Stadt ragen da vor allem hervor. Rückkehr zu den ewigen Quellen! Aber es ist doch wenig gegen das viele gute verlorene Alte. Wie dankbar müssen wir daher sein, wenn uns so köstliches und so flüchtiges Erbgut unserer Ahnen, wie es das Alt-Karlsbader musikalische Brauchtum darstellt, als Ausfluß werktätiger und wahrer Heimatliebe erhalten wird. Möge die Arbeit viele Freunde finden!

Kein anderer wie unser großer Heimatsohn Josef Hofmann hat das Singen und Lachen unseres Stammes aus verworrener Zeit hinübergerettet in den neuen Tag. In seinen Liedern und Schwänken zieht es frischfröhlich durchs Land und bindet Herz zu Herzen. So gibt diese bescheidene Veröffentlichung der Verfasser

dem Patriarchen unserer Volkskunde
Josef Hofmann
zu seinem 75. Wiegenfeste

mit Recht zu eigen. Rauscht doch in seinem Lebenswerk ein Baum, der Heimat, Heimat wiegt in allen seinen Zweigen.

* * *

I.

Die musikalische Bewillkommung der Kurgäste

Alt-Karlsbad war von Musik erfüllt. Der Kurbetrieb lockte von jeher Musikanten und Musikantengesellschaften an, die hier leicht ein Betätigungsfeld und einen Verdienst finden konnten, da das Musikhören den Kurgästen ein gerne aufgenommener Zeitvertreib war.

Auch Goethe gehörte zu den Karlsbader Musikkonsumenten. Aus seinem Karlsbader Ausgaben-Verzeichnis vom Jahre 1785 ist ersichtlich, daß er die Musici und die Harfenisten mit einem reichlichen Trinkgelde bedachte.

Im Kurorte wurde jede Gelegenheit wahrgenommen, Musik ertönen zu lassen. Trompetenton und Paukenwirbel war oft vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu hören.

Bei jeder Ankunft und Abreise der Kurgäste ließ der Stadtpfeifer mit seiner Gehilfenschaft ein Bewillkommungsliedlein, „Anblasen" genannt, und bei der Abreise seinen musikalischen Abschiedsgruß, das „Ausblasen", vom Stadtturme herab erschallen.

Keinen Reisewagen ließen die Pfeifer und Türmer unangeblasen in den Kurort einfahren. Den Gästen bereitete der musikalische Gruß ein Vergnügen und den Musikanten, die dafür entlohnt wurden, füllte er die Säckel.

Daß das An- und Ausblasen ein uralter Brauch war, erzählt uns Platzer in seiner Karlsbader Chronik vom Jahre 1788, in der es heißt:

„Man versäumt hier nichts, was Anstand und Schicklichkeit fordert. Nicht allein den Aufenthalt der Kurgäste sucht man auf alle Art angenehm zu machen, auch die Abreise eines Gastes will man froh und vergnügt wissen; man fehrt sie mit einer festlichen Musik; ein Wunsch zu einer glücklich verbrachten Kur. Nur wünscht man, daß der Herr Türmer

Digitized by Google

oder Kunstpfeifer auf den Gedanken geriete, die schon seit des Baades Ursprung geblasene Melodie in eine andere sanftere und modernere Tonart umzuschmelzen[1])."

Die Stadtpfeifer legten ihren ganzen Ehrgeiz darein, das An- und Ausblasen von einer größeren Blasorchesterbesetzung ausführen zu lassen. Platzer weiß zu berichten, daß die „Musikgesellschaft des Stadttürmers" um 1788, als Josef Augert der Stadttürmer war, aus dreizehn Mitgliedern bestand. Platzer erwähnt auch, daß diese Musikgesellschaften die Gefälligkeit hatten, die Ankommenden mit einer Musik zu empfangen und mit derselben die Gäste bis zu ihren Wohnungen zu begleiten.

Den Vorgang bei einer Kurgastankunft, zu dem auch das Anblasen gehörte, schildert August Leopold Stöhr in seinem „Kaiser Karlsbad" (1812) in folgender Art:

„Bei der Mautstation der Prager Gasse zahlt man für jedes Pferd zwei Kreuzer Conv. Münze bei Hereinfahren; aber von Seite der Egerbrücke für jedes Pferd zwei Kreuzer und noch drei Kreuzer Brückenmauth.

Der Stadttürmer begrüßt den ankommenden Gast alsobald mit Trompetenstückchen, wofür man der Frau desselben, die Glück zur Kur wünschen kommt, ein beliebiges Geld gibt.

Gleich finden sich beglaubigte Abpacker, deren Mühe man nach festgesetzter Taxe belohnt. Sie versorgen den Wagen in dem städtischen Wagenbehälter, oder wohin es der Fremde sonst wünscht."

Eindringlicher, humorvoller beschreibt das Angeblasenwerden der berühmte Schriftsteller Heinrich von Campe in seinem Buche „Reise von Braunschweig nach Karlsbad" (1806):

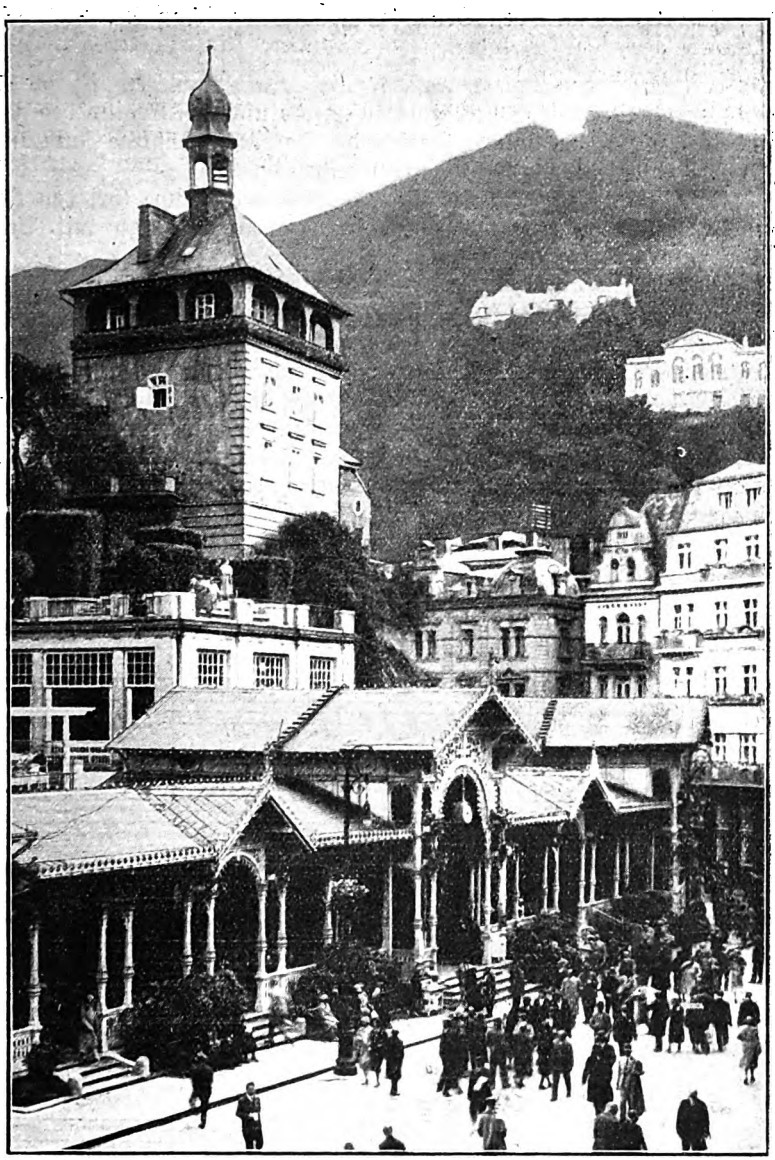
„Um zehn Uhr fuhren wir in das Thor von Karlsbad ein. Hier erfuhren wir zum ersten mahl, zu unserer Verwunderung, was für wichtige Personen unser Reisewagen hierher gebracht hatte, denn kaum erblickt der Thurmwächter von oben herab heranrollendes Fuhrwerk, so stieß er, begleitet von seinen Gehülfen, in die Trompete, um aller Welt zu verkünden, welch Heil der guten Stadt Karlsbad durch die Ankunft wiederfahren wäre; und hört nicht eher wieder auf zu trompeten, als bis wir in der für uns bestellten Wohnung abgetreten waren. Diese Ehre wird jedem hier ankommenden Brunnengaste erwiesen — für die Gebühr versteht sich."

Heinrich Laube berichtet in seinen „Reisenovellen I.", Wien, 1877, Seite 81:

„Vom kleinen Turme herab erscholl ein entschlossenes Trompetengeschmetter, als zögen neue Kämpfer in eine alte Ritterburg ein, die wacker gleich den alten Ahnherren saufen, fechten und stehlen könnten; so begrüßt die böhmische moderne Ritterschaft zu Karlsbad die Fremden mit mittelalterlicher Sitte."

[1]) In dem im Karlsbader Stadtarchive aufbewahrten Buche: „Karlsbad. Beschrieben zur Bequemlichkeit der hohen Kurgäste", 1788, heißt es: „daß eine zwar festliche aber eben nicht recht moderne Musik" die Gäste empfängt.

Digitized by Google



Karlsbader Stadtturm

Die Stadtpfeifer und Stadttürmer waren so umsichtig und geschäftstüchtig, daß sie jeden einfahrenden Reisewagen auf den Grad der Vornehmheit der Reisenden abzuschätzen vermochten. Je nach der Reichlichkeit

Digitized by Google

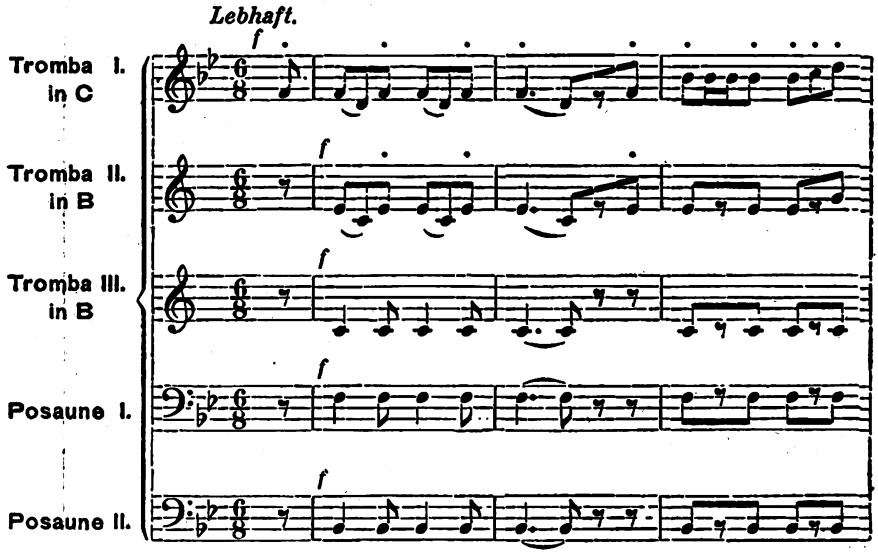
des zu erwartenden „Wunschgeldes" richtete sich auch die Dauer des Anblasestückes.

Es gab eine sogenannte „Große Fanfare" als Anblasemusik, die auch bei den Festlichkeiten der Stadt geblasen wurde und den Beginn des Festes verkündete. In der Broschüre „Karlsbads fünfhundertjährige Jubiläumsfeier" von Dr. M. Forster (Prag, 1858) heißt es:

„In Mitten des Treibens und Wogens der Menge (bei den Jubiläumsfestlichkeiten) ertönt vom hohen Stadtturm herab mit Schlag 8 Uhr die große Fanfare."

Diese „Große Fanfare" wurde bei dem Empfange gekrönter Häupter, hoher Fürstlichkeiten und bei Festlichkeiten der Stadt von den Bogenfenstern des Stadtturmes herab geblasen. Der alte Schützenmusikführer Josef Beier, der noch mit dem Türmer Gustav Stadler die Anblasemusik besorgte und bis zum Kriegsbeginne (1914) die Turmmusik (Fanfarenmusik) leitete, ist im Besitze der „Großen Fanfare". Es ist das eine Art Jagdmusik im $^6/_8$ Takt, dreiteilig zu je acht Takten, wobei die letzten acht Takte als Reprise der ersten Takte gelten, mit dem Unterschiede, daß sich die letzten vier Takte verlangsamen.

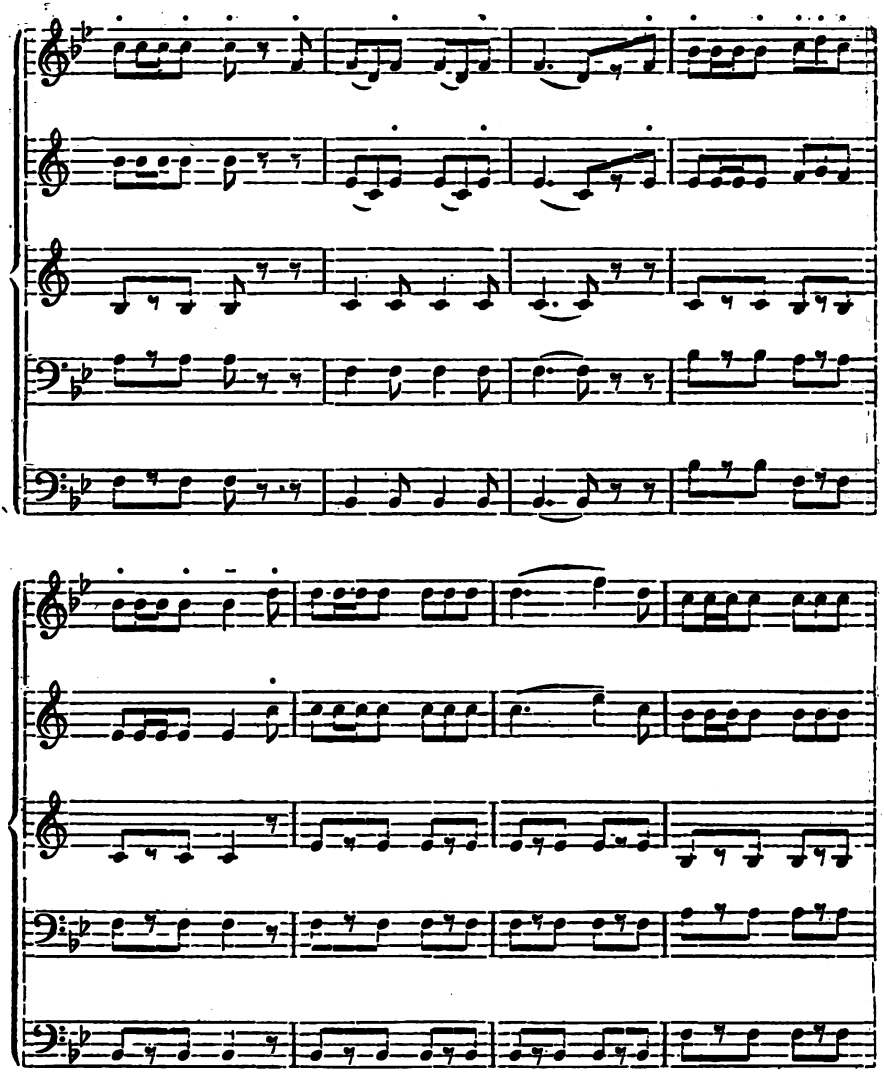
Große Fanfare[1])



Diese „Große Fanfare", untermischt mit Paukenwirbel, erklang u. a. auch bei dem Empfange Peters des Großen im Jahre 1712, bei der Festlichkeit anläßlich der Befreiung Pius VII. aus der Gefangenschaft, bei der Ankunft

1) Aus dem Besitze des ehem. Leiters der Karlsbader Turmmusik, des Schützenmusikführers Josef Beier.

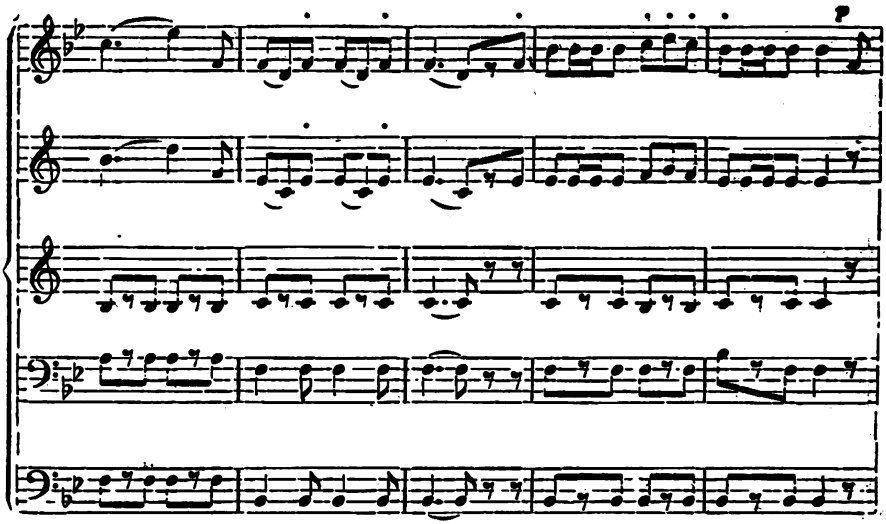
Digitized by Google

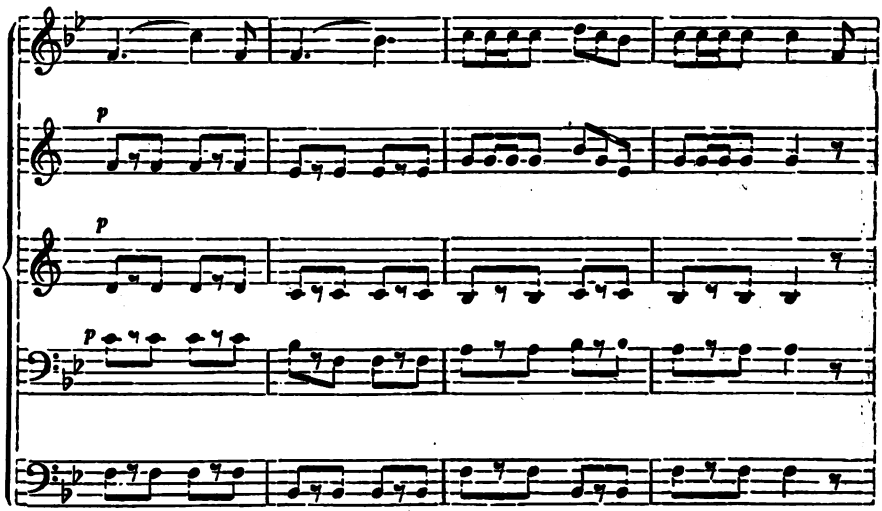


des k. k. Gubernialrates und Kreishauptmannes Freiherr von Kag-Bebenburg im Jahre 1836, bei der Ankunft des Erzherzogs Stefan vom Stadtturme herab. Auch bei einer Festtafel des Schützenkorps anläßlich des Geburtstages des Erzherzogs Karl von Österreich und bei vielen anderen Festanlässen wurde sie geblasen.

Der alte Karlsbader Brauch, bei festlichen Anlässen Fanfarenmusik erklingen zu lassen, hat wohl auch u. a. den Kurfürsten von Sachsen,

Digitized by Google

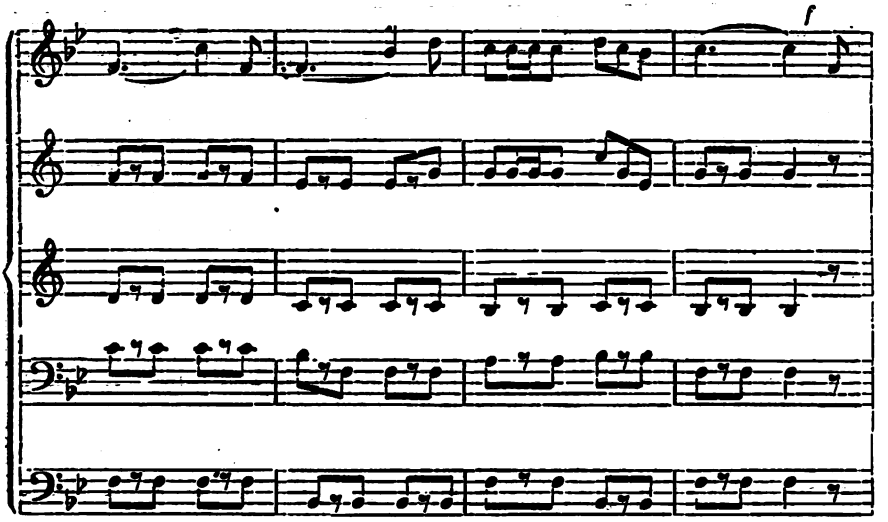


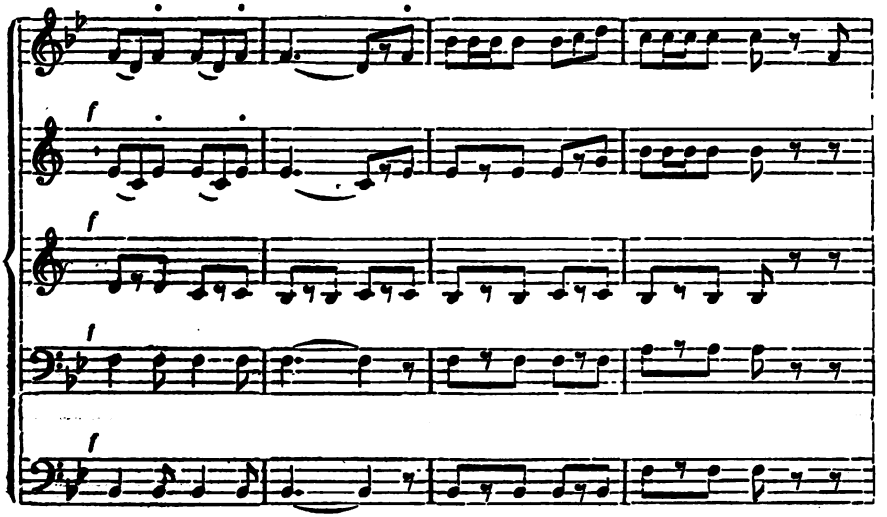


Georg III., als er auf der „Wiese" im Jahre 1682 mit dem Herzog von Lauenburg ein Fest für den anwesenden Adel gab, bewogen, vom Walde herab Trompeten und Pauken von seinen Hausmusikanten erschallen zu lassen. (Siehe Löw, Karlsbader Chronik.)

Für die „besseren" Kurgäste gab es eine eigene Fanfarenmusik. Sie hatte die Bezeichnung „Karlsbader Fanfare". Generalmusikdirektor Manzer

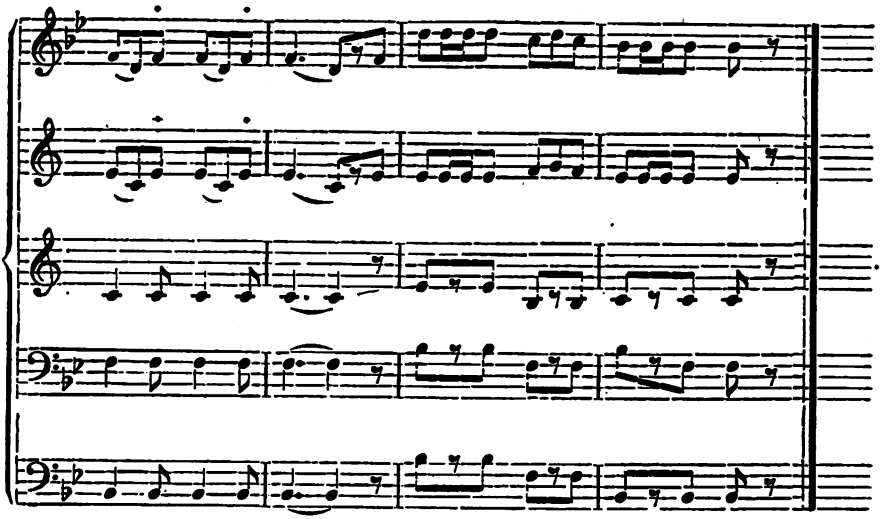
Digitized by Google



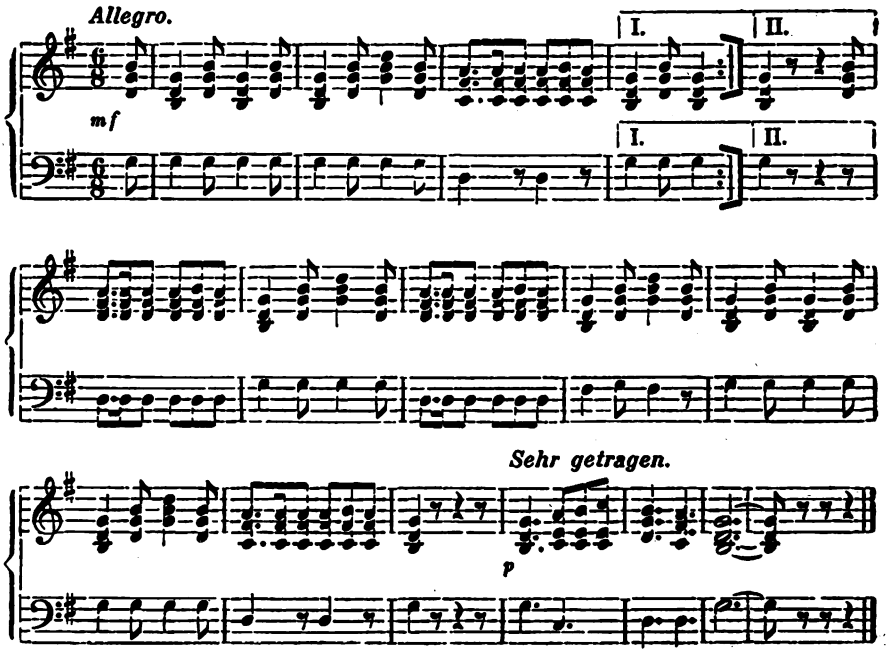


hat sie, wie sie ihm von dem alten Karlsbader Bürger Heinrich Schöttner vorgesungen wurde, notiert und in eine Vierstimmigkeit gebracht. Auch diese Anblasemusik ist aus Jagdmotiven zusammengestellt. Sie besteht aus einem viertaktigen ersten Teile, der wiederholt wird, und einem ebenfalls viertaktigen zweiten Teile, dem die ersten vier Takte folgen. Ein viertaktiger, verlangsamter Finalteil beendet das lebhafte, muntere Stück.

Digitized by Google



Karlsbader Fanfare[1])



Anheimelnd war es für jeden Gast, wenn er abwechselnd vom Postillion und von den Türmerleuten von den Stadtmauten bis in das

[1]) Nach Erinnerungen des alten Karlsbader Bürgers Heinrich Schöttner von Generalmusikdirektor Robert Manzer notiert und frdl. zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

Absteigequartier mit Musik „angeblasen" wurde. Mancher Brunnengast hat bei diesem Empfange seine Müdigkeit vergessen, in die ihn die oft lange Reise versetzt hat.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, vom Jahre 1851 an, das Alt-Karlsbader gesellige und heitere Badeleben abstarb, hörte auch der anheimelnde Brauch des „Anblasens" auf.

Die Klagen der Kurgäste über das lärmende, weithin schallende Anblasen, hauptsächlich aber über das damit verbundene Trinkgeld-geben-müssen ließen den schönen Brauch zu gänzlichem Verstummen kommen.

Genaue Daten über das Verbot des „An- und Ausblasens" gibt Dr. Eduard Hlawaczek in seiner Schrift „Karlsbad in geschichtlicher, medizinischer und topographischer Beziehung", X. Aufl., 1872, in der es heißt:

„Es war ein uralter Brauch, sowohl die ankommenden Curgäste mit einer Trompetenfanfare vom Stadtthurm zu bewillkommen, wie auch Abreisenden einen Nachruf zu geben. Letzteres wurde indeß schon 1795 verboten, während ersteres bis 1850 dauerte. Von dieser Zeit an sollte gegen Remuneration von Seite der Stadt ein für allemal um 8 Uhr morgens eine Fanfare geblasen werden. Aber auch darüber liefen Beschwerden ein, und so wurde dieses weltberühmte „Anblasen" mit dem Jahre 1852 ganz eingestellt. Die moderne Zeit hat nun einmal wenig Respekt vor dem Althergebrachten."

Der Stadttürmer, der durch das Einstellen des Anblasens einen Entgang an den vertraglich zugesicherten Einnahmen zu verzeichnen hatte, erhielt von der Stadt eine Abfindungssumme von jährlich 450 fl. C. M. mit der Verpflichtung, täglich um 8 Uhr früh auf jeder Seite des Stadtturmes eine Fanfare zu blasen.

Schon kurze Zeit später, im Jahre 1852, kamen neuerliche Beschwerden über die „hinausgeschmetterten Trompetenstöße" an das Bürgermeisteramt und im Herbst des Jahres 1852 verklangen die letzten Töne dieser althergebrachten, eingewurzelten Turmmusik.

Die Anblasemusik besorgten die Stadtpfeifer, dann die Stadttürmer. Die Letzteren holten sich aus den Reihen der Schützenmusik ihre Mitspieler. Nach der Auffassung des Türmerdienstes übernahmen Mitglieder der Schützenmusik das noch erhalten gebliebene „Neujahranblasen" als eine Art Ehrenamt, während am 1. Mai Mitglieder des städtischen Orchesters im Auftrage des Stadtrates früh, vor dem Morgenkonzerte bei den Brunnen, einen Choral vom Stadtturm herab erklingen lassen.

Wie sehr die Karlsbader an dem alten Brauch, vom Turm herab Musik bei festlicher Gelegenheit spielen zu lassen, festhalten, beweist das Festprogramm der Tagung des Deutschen Landeslehrer-Verbandes, die am 30. Juni 1932 in Karlsbad stattfand, in das der Ortsausschuß ein „Turmanblasen" mit aufgenommen hatte.

Das An- und Ausblasen verschwand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber andere Alt-Karlsbader musikalische Bräuche, das „Neujahranblasen von Haus zu Haus" und die „Ständchenmusik" hatten ein zäheres Dasein.

Digitized by Google

II.

Das Neujahranblasen

Das Anblasen der Kurgäste war eine uralte Sitte, die, wie der Chronist Platzer sagt, „seit des Bades Ursprung" bestand. Den Türmermusikanten öffnete sie eine Geldquelle. Es ist leicht erklärlich, daß dieser alte Brauch den Anstoß gab, das Anblasegeschäft auch bei anderen Gelegenheiten auszunützen. So entstand durch die Findigkeit der Stadtmusikanten die Einführung, am Neujahrstage vom Stadtturm herab Blechmusik erklingen zu lassen und solche auch den wohlhabenderen Bürgern in ihren Wohnungen zuzuführen.

Am Neujahrstag in aller Früh' ließen die Türmermusikanten ihr musikalisches Neujahrssprüchlein vom Turme in die Stadt erklingen. Nachher wurden die Musikanten vom Türmer zu einem ausgiebigen Frühstück eingeladen — als Stärkung für den anstrengenden Tagesdienst — und das Wandern von Haus zu Haus, oft von Wohnung zu Wohnung, das „Abstreifen" — wie die Musiker sagten — setzte ein.

Den Anfang des Abstreifens machten die Musikanten bei dem jeweiligen Bürgermeister der Stadt. Der Türmer klopfte energisch an die Wohnungstür und trat mit seinen Musikanten nur ein paar Schritte weit in die Stube. Der Karlsbader Maler und Zeichner Anton Drumm hat ein überaus lebenswahres Bildchen geschaffen, das die drei Anblasemusikanten darstellt. Es wurde für Josef Hofmanns „Trachtenbuch" gezeichnet.

Nach dem Abspielen des Musikstückes brachte der Türmer die Wunschworte vor: „Glückselich's neu's Jahr u a gouta Summa."

Digitized by Google

Der Wunsch, daß ein guter Sommer komme, lag allen Karlsbadern nahe. Direktor Josef Hofmann weiß mitzuteilen, daß dieser Wunsch auch bei anderen Gelegenheiten zum Ausdrucke kam. So sagten zu seiner Jugendzeit die Buben am ersten Mai den folgenden Spruch auf:

Am ersten Mai is Brunnenweih,
Dàu ham ma Kniadla mit Tschwatschichbrei.
Dàu eß' ma schwa
u bet'n daba:
„Wenn no a gouta Summa wa!"

Nach dem Spiele des Musikstückes trat der Türmer vor, hielt das gefaltete Notenblatt hin, auf das ein Trinkgeld gelegt wurde, das gleichsam die Belohnung dafür war, daß am Turm während des Jahres ordentlich Feuerwache gehalten und bei Bränden die Feuerglocke angeschlagen wurde.

War bei dem Bürgermeister der Anfang mit dem Neujahranblasen gemacht, dann ging es weiter zu den Stadträten, Stadtvertretern und zu den anderen Bürgern der Stadt.

Der Bürgermeister und die besser situierten Bürger legten anstandshalber einen Silberzwanziger auf das Notenblatt, andere gaben ein kleineres Geldstück. In den meisten Häusern bekamen die Musikanten auch noch ein Gläschen Wein oder Likör vorgesetzt, besonders wenn es recht tiefe Temperaturen gab.

Die Musikanten waren froh, wenn sie ihre Neujahranblasenmusik in den ersten acht Tagen des neuen Jahres bewältigt hatten.

Eine Schar Schulkinder war der Troß der Musikanten. Die Jungens wurden nicht müde, das gleiche Anblasestück hundertemal zu hören. Oft vergaßen die Kinder die Essenszeit und manchmal auch den Schulgang. Das Mitziehen mit den Musikanten und das Erhaschen der Anblasemusik in den Vorhäusern war ihnen unterhaltsamer. Die Buben sangen aber auch das Musikstück notengetreu nach und oft spielten sie „Neujahranblasen", wobei große „Guckern" (Papierspitzdüten) die Instrumente vortäuschten.

Die gut bürgerlichen Familien empfanden es als eine besondere Ehrung, angeblasen zu werden. Übersah der Türmer einmal eine Familie, dann war es für lange Zeit mit dem Trinkgeld aus und die angetane Beleidigung war oftmals so tief, daß der Türmer Jahre hindurch nicht mehr in solchen Häusern anblasen durfte. Angeblasen werden hieß auch geachtet werden. Aus Mißgunst kam manchmal ein größeres Trinkgeld in die Hand des Türmers mit der Verpflichtung, ein bezeichnetes Haus zu übergehen.

Der „Neujahrsgruß" von Haus zu Haus fand mit dem am 18. Jänner 1882 erfolgten Tode des Türmers Gustav Stadler sein Ende.

Eine sehr alte, bis weit hinein in das vorige Jahrhundert im Gebrauche gewesene Neujahrsmusik hatte die Bezeichnung „Neujahrsgruß". Diese Musik bildete den Untergrund für einige Varianten, die bis zu dem Tode Stadlers Eingang gefunden hatten. Die Turmmusikanten starben und neue Musiker wurden eingestellt. Bei jeder Neueinstellung der An-

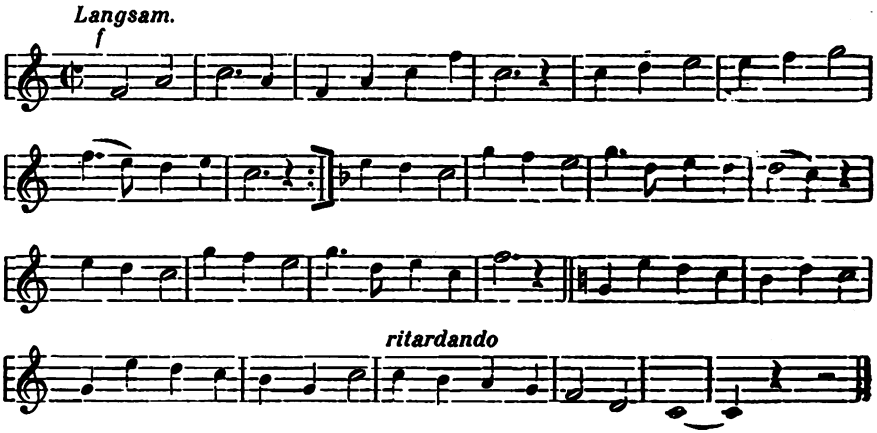
Digitized by Google

bläser traten Veränderungen in der Anblasemusik ein. Die älteste Fassung (aus dem Besitze des alten Karlsbader Schützenmusikführers Josef Baier) weist drei achttaktige Teile auf, wobei nur die ersten acht Takte zur Wiederholung kommen. (Notenbeilage 1.)

Eine Umformung stammt von dem Türmer Stadler. Sie unterscheidet sich merklich von der Urform durch das Einschieben von je vier fremden Takten in der Wiederholung des ersten Teiles und in den Abschlußtakten. Stadlers Umformung ist gefälliger, wenngleich der Schluß eine ungewohnte sechstaktige Periode aufweist. Stadlers Neujahrsgruß ist für zwei Trompeten und einer Posaune geschrieben. (Notenbeilage 2.)

Eine Variante hat der Mitbläser Heinrich Zimmermann in Erinnerung. Die Abart besteht darin, daß an die Stelle der Posaune eine Baßtrompete kam. Der Baßtrompeter füllte den Halbschlußtakt mit einer kleinen, absteigenden Figur aus. Damit wollte er seiner Baßtrompetenstimme ein wenig Lebendigkeit verleihen und sich selbst — wenigstens für einen Takt — bemerkbar machen. (Notenbeilage 3.)

1. Neujahrsgruß von Haus zu Haus
(Urform)



Der Neujahranblasemusik ging das „Neujahranblasen vom Turm" voraus. Im Schützenarchiv liegt die Neujahrsfanfare (Notenbeilage 4), die aus nur acht Takten besteht. Sie ist für drei Trompeten in Es gesetzt und klingt sehr markig und feierlich.

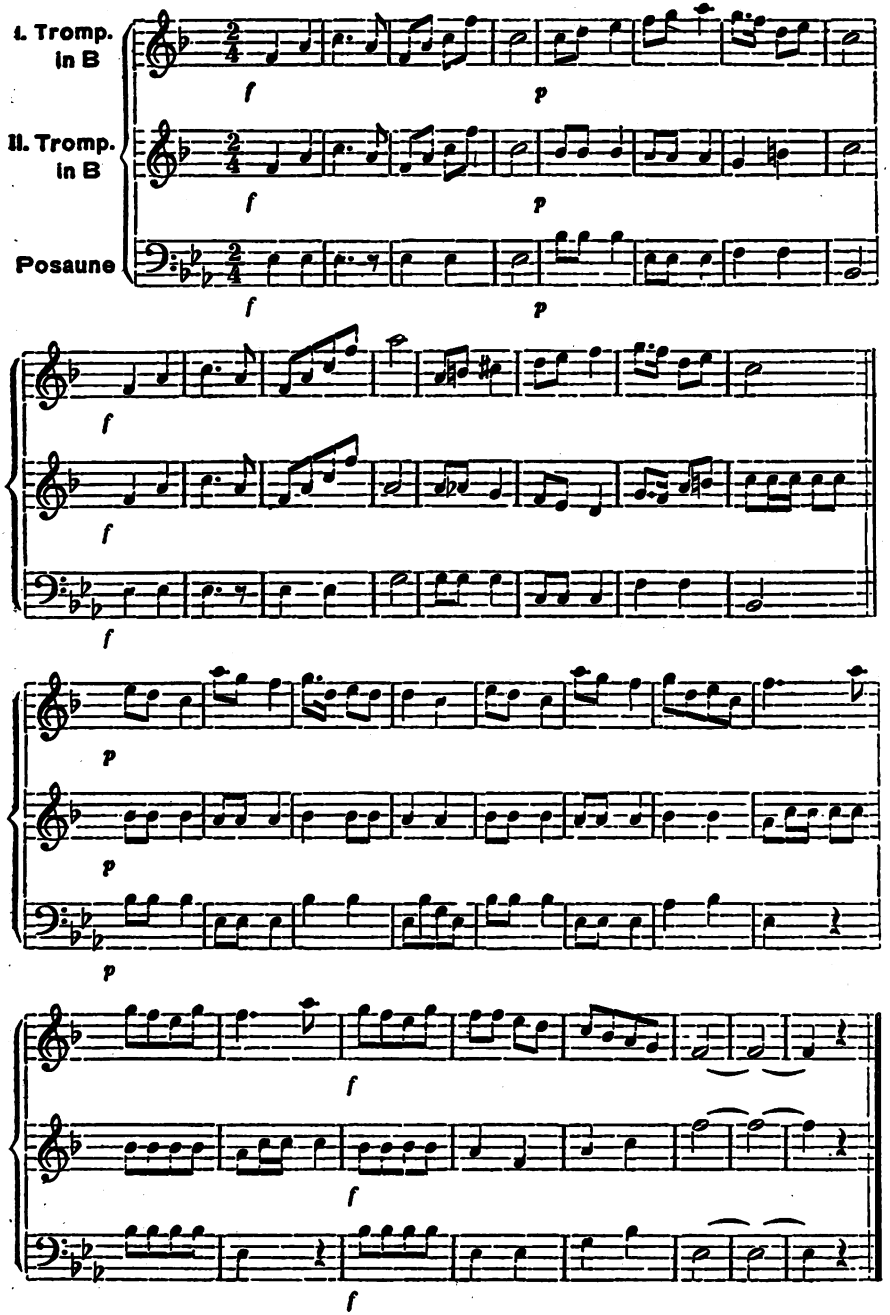
Eine moderne Fanfare für die Turmmusik schrieb Ludwig Pleier. Sie ist für drei B-Trompeten gesetzt und effektvoll aufgebaut (Notenbeilage 5). Die Pleiersche Fanfare wird jetzt noch vom Turme herab am Neujahrstage und auch bei sonstigen festlichen Anlässen geblasen.

Die alten Karlsbader Stadtpfeifer hatten ihre eigenen Musikanten für die Anblasemusik verpflichtet. Als im Jahre 1835 die Karlsbader Schützenkompagnie ihre eigene Korpsmusik aufstellte, zogen die Türmer für ihre

Digitized by Google

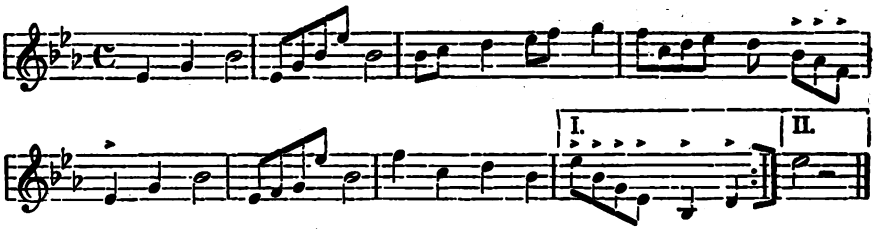
2. Neujahrsgruß von Gustav Stadler

(Für zwei Trompeten und eine Posaune)



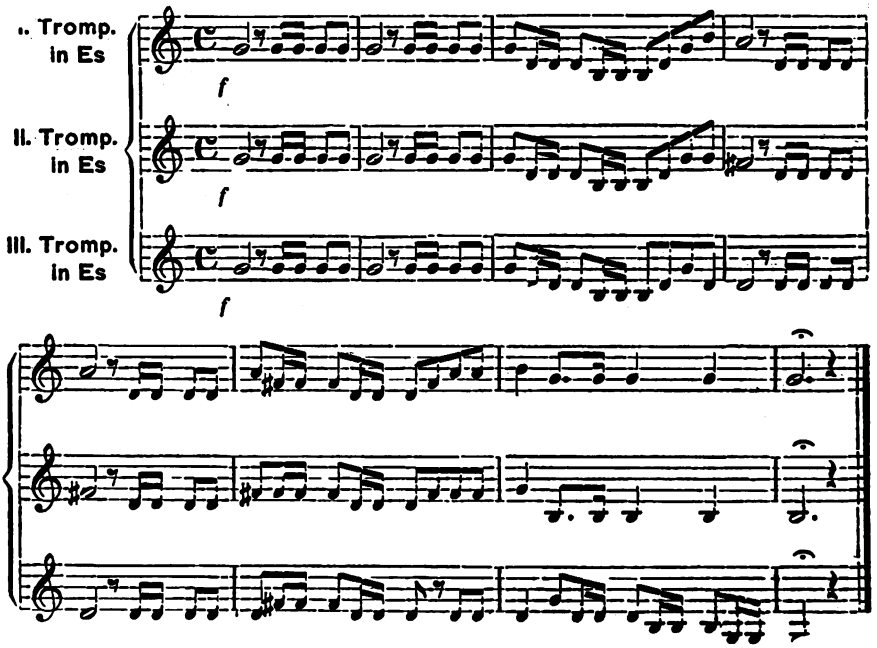
Digitized by Google

3. Neujahrsgruß mit eingelegter Baßtrompetenfigur
(Nach Heinrich Zimmermann, geblasen um 1870 bis 1880)



Anblasemusiken die Musiker der Schützenkapelle heran. Die ersten Anbläser aus der Schützenmusik waren: Gustav Stadler, Josef Pichler und Johann Ruppert; später wurden eingestellt: Franz Stadler, Franz Pichler, Drumm („Schnipps"), Josef Sichert, Ludwig König sen., Josef Beier, Zuleger, Heinrich Zimmermann.

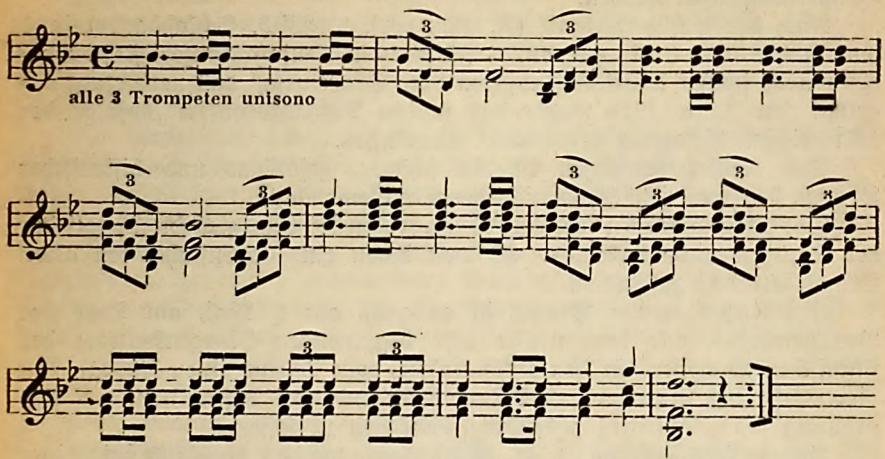
4. Alte Neujahrsfanfare vom Turm
(Aus dem Archiv des Karlsbader Schützenkorps)



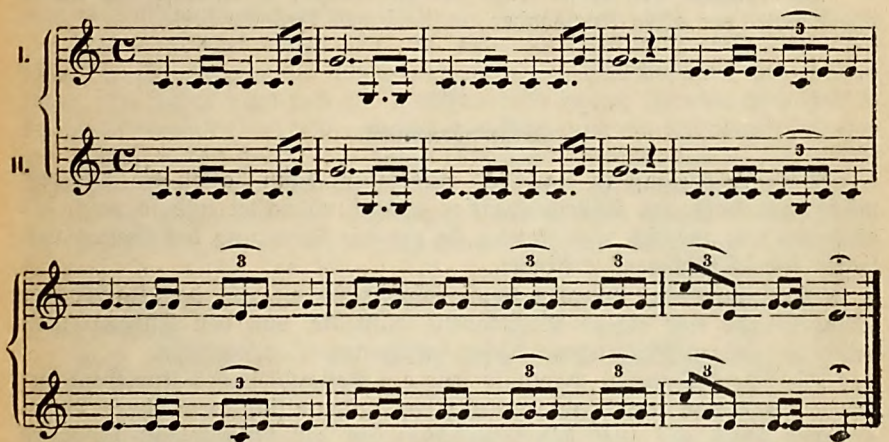
Die Schützenmusik fand im Jahre 1856 einen Ausbau: die „türkische Musik", das Schlagwerk wurde eingeführt. Im Hause „Schöne Königin" wurde jeden Sonntag geprobt. Im Jahre 1857 war die „Türkische" soweit konzertreif, daß sie in die Öffentlichkeit treten konnte. Am Neujahrstage

Digitized by Google

5. Neujahrsfanfare vom Turm von Ludwig Pleier.
(Für drei Trompeten)



6. Fanfare in Es. Von Hummel und Püffeld.
(Geblasen bei festlichen Aufzügen von zwei berittenen, in Heroldstracht gekleideten Musikern auf Heroldstrompeten)



1857 ließ sie sich zum ersten Male hören. Von 11 bis 12 Uhr mittags konzertierte sie am Marktplatz vor dem Rathause. In der Schützenchronik, I. Bd., S. 144 heißt es, daß die Neueinführung allgemeinen Anklang fand. Damit waren die Neujahrskonzerte, die sich bis zum heutigen Tage erhalten haben, eingeführt.

Der Karlsbader Brauch, ein Neujahrskonzert abzuhalten, fand alsbald in der Art Ausnützung, daß vormittags am Neujahrstage in der Marktbrunnenkolonnade (manchmal auch in der Sprudelkolonnade, wenn das

Digitized by Google

Wetter sehr ungünstig steht, wie das z. B. 1923 der Fall war) die Abhaltung zugunsten eines humanen Zweckes stattfindet, wobei große Sammelbüchsen aufgestellt werden.

Nach der Schützenchronik (II. Bd., verf. v. Wilh. Schloßbauer) fand vom Jahre 1909 an immer am 1. Jänner ein Neujahrskonzert statt. Vorher wurde immer „mittels Fanfaren vom Stadtturm" das neue Jahr begrüßt. Im Jahre 1919 wurde das übliche Neujahrskonzert „infolge der militärischen Besetzung der Stadt" unterlassen.

Das Neujahrsanblasen ist ein schöner, gefälliger und historischer Brauch, den man jetzt schon nicht gerne missen möchte.

Das Turmanblasen und das Neujahrskonzert besorgten die Mitglieder der Schützenkapelle kostenlos. Es war ihnen eine Ehrensache, den alten Brauch aufrecht zu halten.

Ein eingebürgerter Brauch ist es auch, am 1. Mai, am Tage der Brunnenweihe, vor dem um 7 Uhr beginnenden Morgenkonzerte des städtischen Orchesters in den Kolonnaden, vom Turme einen Choral, den vier Bläser des Orchesters, zwei Trompeter und zwei Posaunisten, auf Anordnung des Stadtrates ausführen, erklingen zu lassen.

Andere Festlichkeiten, z. B. Muttertage, werden ebenfalls mit einer Anblasemusik vom Turm eingeleitet. Bei festlichen Aufzügen blasen oft auch zwei berittene, in Herolds-tracht gekleidete Musiker auf langen Herolds-trompeten Fanfaren (Notenbeilage 6).

Man behalte die schöne Sitte der Karlsbader Turmmusik als letztes Überbleibsel der alten Karlsbader musikalischen Bräuche bei!

III.

Ständchenmusik.

War ein Kurgast in Karlsbad eingezogen, dann hatten die Türmermusikanten bald das Absteigequartier ausgekundschaftet und so rasch als es ihnen nur möglich war kamen sie vor die Wohnung des Gastes und ließen ihr „Ständchen" erklingen.

Diese Serenaden wurden vom Jahre 1835 an, als das Karlsbader Schützencorps eine eigene Musikkapelle aufstellte, von den Türmerleuten und von einigen Mitgliedern dieser Schützenmusik ausgeführt.

Die Abendständchen waren so sehr ein Bestandteil des Kurlebens geworden, daß von der Stadtgemeinde das halbamtlich verpflichtete Badeorchester schon um 1840 die Ständchenmusik als Pflichtdienst auferlegt erhielt.

Diese Verpflichtung ließ einen heftig entbrannten Streit aufkommen, da die Blechmusici der Schützenkapelle, die sich die Bezeichnung „Ständchenkapelle" beigelegt hatten, auf ihr Gewohnheitsrecht, die einträgliche Ständchenmusik zu besorgen, pochten. Da diese Musici auch von den Kurhausbesitzern Unterstützung in dem Streite fanden und von diesen zur Abhaltung der Serenaden immer gleich bei der Ankunft neuer Gäste benachrichtigt wurden, so daß sie früher am Platze waren als die Bademusiker,

Digitized by Google

gab es oft an Ort und Stelle ein gleichzeitiges Zusammentreffen der feindlichen Musikerschaften und scharf geführte Auseinandersetzungen.

Das Stadtamt und das Kreisamt hatten wiederholt die Streitigkeiten zu schlichten, bis endlich im Jahre 1849 das Kreisamt entschied, „daß die lärmenden Ständchenmusiken der Blechmusici mit ihren Blechblasinstrumenten, am späten Abend abgehalten[1]), als ein Unfug bezeichnet werden müssen und einzustellen seien".

Die Blechmusici gaben sich mit dieser obrigkeitlichen Anordnung nicht zufrieden und trotzten allen Verordnungen. Selbst die ihnen von der Behörde zudiktierte Geldstrafe veranlaßte keine Einstellung dieser bei den Behörden so mißliebig gewordenen Musikmacherei. Proteste und Eingaben der Blechmusici, gegen das städtische Badeorchester gerichtet, die sie die „hägloffana Bauern" (hergelaufenen Bauern) nannten, beschäftigten das Karlsbader Magistratsamt, die Bezirkshauptmannschaft und das Ministerium. Im Mai des Jahres 1850 entschied schließlich das Ministerium des Innern zuungunsten der Blechmusici. Damit war den „wilden Musikanten", wie sie in den Eingaben an die Behörden von dem städtischen Orchester genannt wurden, der Garaus gemacht.

Die Musikschar der Blechmusici löste sich in kleine Gruppen auf. Bei festlichen Aufzügen des Schützencorps vereinigten sie sich und stellten sich dem Schützencorps als Corpskapelle zur Verfügung.

Ein Mitglied der Blechmusici, der Trompeter Gustav Stadler, wurde als städtischer Türmer angestellt, die besseren Musiker bekamen Stellen bei dem städtischen Badeorchester.

Das Ständchenmachen war ein alter Karlsbader Brauch. Vereinzelt kam die Ständchenmusik schon vor dem 18. Jahrhundert in Erscheinung. Im Jahre 1796 ließ das Schützencorps seinem Gönner, dem Grafen Orloff-Chesmensky vor dessen Karlsbader Wohnung ein Ständchen bringen. Die Schützenmusik brachte im Jahre 1813 dem Oberstburggrafen Fr. Anton Graf von Kolowrat-Liebsteinsky, der aus dem Hauptquartier zu Frankfurt a. M. hieher kam, ein Ständchen. Dem Prinzen Camil Rohan wurde im Jahre 1844, dem Hofrat Ritter von Rotterau im Jahre 1845, dem Grafen Odo Russel im Jahre 1847, dann den Erzherzogen Franz Josef, Ferdinand Maximilian und Carl Ludwig im Jahre 1847 eine Ständchenmusik gebracht.

Auch Goethe lernte die Karlsbader Ständchenmusik kennen. Eine hübsche Episode stellt Direktor Josef Hofmann zur Verfügung. Er berichtet: „Mein Vater erzählte mir mehrmals ein Bubenstück, das er in der Kinderzeit begangen hatte. Eine hohe Herrschaft war im Hause „Weißes Reh" (heute „Grillparzer") bei seinen Eltern, dem Zinngießermeister Josef Hofmann, eingezogen. Abends kamen die Musici zum Ständchen. Vater hatte einen Baum, der dem Hause gegenüberstand, erklettert, Steine in die Tasche gesteckt und neckte die Musiker, indem er sie mit kleinen Steinchen bewarf. Als er aber auch einen großen, spitzen Stein warf und die

[1]) Aus einer Eingabe der Karlsbader „Ständchenkapelle" vom 16. Mai 1850 an die Karlsbader Bezirkshauptmannschaft wird ersichtlich, daß die Ankunftständchen auch bei Tage, meistens vormittags, stattfanden.

Digitized by Google

Trommel damit durchlöcherte, wurde er entdeckt. Die Musiker waren wütend. Der Großvater, gleich zur Hand, befahl dem Sohne Theobald, sofort herunterzukommen — was dieser auch gehorsamst tat — und drosch denselben weidlich. Die Herrschaften standen an den Fenstern und amüsierten sich. Goethe, der bei ihnen Visite gemacht hatte, kam herab und sagte: „Genug, jetzt! Die Trommel wird von den Herrschaften bezahlt." Und zu dem Jungen gewendet, sagte er: „Du bist ein kleiner Taugenichts! Diesmal kamst du noch glimpflich weg, aber hüte dich vor ähnlichen losen Streichen. Wenn du einem Musikanten ein Loch in den Kopf geschlagen hättest, wäre es nicht so leicht zu heilen gewesen wie das Trommelloch. Bei allem, was du tust, denke stets ans Ende! Das merke dir!"

Nach einer Mitteilung des ehemaligen Schützenkapellmeisters Ludwig Pleier sen. wies die Ständchenkapelle um 1840 folgende Besetzung auf: Es-Klarinette, B-Flügelhorn, zwei Trompeten, Baßflügelhorn und Bombardon. Manche Instrumente waren je nach den zur Verfügung stehenden Musikern doppelt besetzt. Später trat noch eine dritte Trompete, eine B-Klarinette und eine Posaune hinzu.

Ferdinand Jakob, der Vater unseres Bürgermeisters Hermann Jakob, der lange Jahre erster Konzertmeister und ein ausgezeichneter Geigensolist des Karlsbader Kurorchesters war, hat für die Schützenkapelle einige ausgezeichnete Märsche, wie den „Gmoi-Marsch", den „Major-Anger-Marsch" und den „Schiller-Marsch" geschrieben und damit das Repertoire für die Ständchenmusik wirksamst vermehrt.

Als auch die Ständchenmusiken behördlich eingestellt wurden, kam der Türmer auf den Gedanken, eine „mildere" Art der Serenadenmusik einzuführen. Der Türmer mit einigen Musikanten brachten in den Wohnungen

„Die Karlsbader Musikanten gehen Ständchen machen aus."
Scherenschnitt im Karlsbader Stadtmuseum.

der Kurgäste eine Ankunfts- und Abschiedsmusik. Den Behörden gegenüber hieß es immer, daß die Musiken auf Verlangen der Gäste besorgt werden.

Aus dem im Karlsbader Stadtarchiv aufbewahrten Manuskript „Aus meinem Leben" von Theobald Hofmann, erfährt man, daß die Musikanten

Digitized by Google

oftmals unverrichteter Sache abziehen mußten, denn nicht jeder war ein Musikfreund. Manche Gäste ließen sich wohl ein Ständchen bringen, aber als es zur Einforderung des Trinkgeldes kam, fiel es sehr karg aus.

Bei der Ankunft hoher Herrschaften wurden die „Musikproduktionen" (Ständchen) von der Stadt bestellt. Den Musikanten wurde aus den Stadtrenten das Honorar bezahlt. So honorierte die Stadtkasse ein Abendständchen für den Erzherzog Stefan mit 16 Gulden C. M.

Im Besitze des Karlsbader Stadtmuseums befindet sich ein reliefartiger Scherenschnitt (früher Eigentum des Karlsbader Arztes Doktor K. Becher), Musikanten darstellend, die zu einem Abendständchen wandern. Dieses Bildchen zeigt acht Musikanten, zwei Geiger, einen Flötisten, einen Oboisten, einen Fagottisten, einen Trompeter, einen Waldhornisten und einen Baßgeiger, dann den Orchesterdiener, Noten und ein Tischchen zum Auflegen der Noten tragend, und als Führer einen Laternenträger, der auf ein Haus hinweist, in das neue Gäste eingezogen sind. Die Bodenleiste des Scherenschnittes enthält die Reliefinschrift: „Die Karlsbader Musikanten gehen Ständchen machen aus." Das Bildchen stammt aus dem Beginne des 19. Jahrhunderts.

Die Einführung der Musiktaxe brachte den Karlsbader Musikern eine feste materielle Basis. Die bettelhaften Gelegenheitsmusiken der Mitglieder des Badeorchesters konnten eingestellt werden. Als auch der letzte Türmer nicht mehr aus dem Musikerstande erwählt wurde, entfiel die musikalische Betätigung des Türmers (er hatte nur noch Choradjuvatendienste als Sänger zu versehen) und damit war das letzte Überbleibsel der Ständchenmusik zu Grabe getragen.

Ein alter musikalischer Brauch in Karlsbad war auch das „Heimblasen". Karlsbader Kurgäste fanden sich bei Tanzvergnügungen in den Cafégärten und in den Gastwirtschaften der Umgebung zusammen. Sie kamen in so heitere Stimmung, daß sie sich „heimblasen" ließen. Josef Hofmann schreibt in seiner Abhandlung „Ein Beitrag zur Geschichte des Karlsbader Kurorchesters": „War es nicht herrlich, sich als Kurgast vom Freundschaftssaal aus heimblasen zu lassen?" Als die Zahl der Kurgäste größer wurde und rauschendere Feste in der Stadt veranstaltet wurden, hörte auch das Heimblasen auf.

Der zu den Festlichkeiten des kaiserlich russischen Gesandten Grafen Woronzow-Daschkow (1827) und des kaiserlich russischen Botschafters in Wien Baitli von Tischeff (1838 und 1840) in den Freundschaftssaal eingeladene Adel wird wohl die letzten Gäste gestellt haben, die von den Karlsbader Musikanten heimgeblasen wurden.

Drei Türmerliedchen und ein Ständchenmarsch als Notenbeilage, kennzeichnen die Art des Alt-Karlsbader Musizierens.

* * *

Türmerliedchen

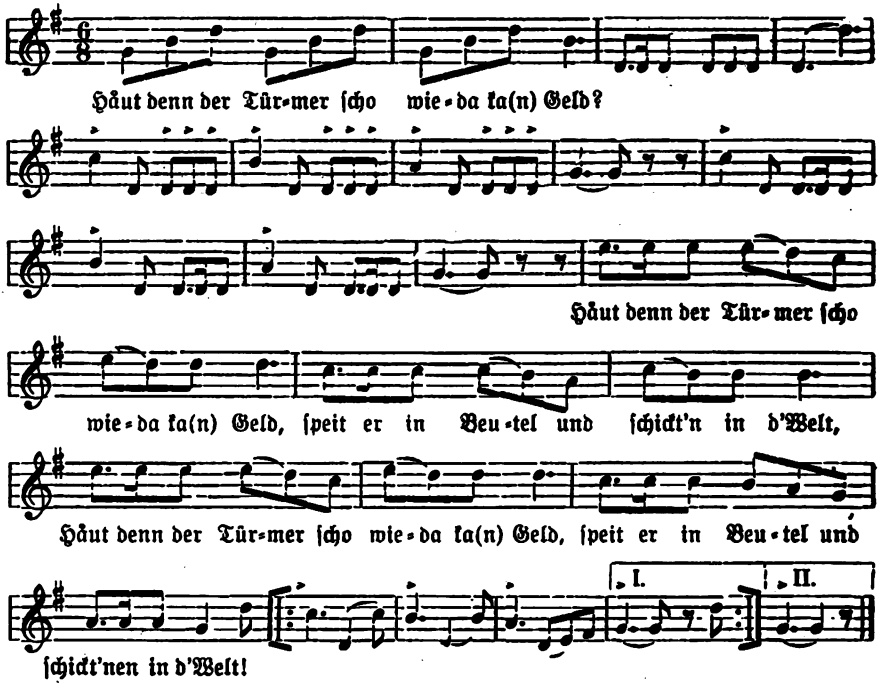
Dieses Lied wurde von den Karlsbader Türmern als „Ständchenmusik" geblasen. Von den einzelnen Türmern wurde es in verschiedenen

Digitized by Google

Umbildungen gebracht. Die vorliegende Fassung ist eine Rekonstruktion nach den Melodien, wie sie alte Karlsbader im Gedächtnisse hatten.

Der Volksmund erfand zu diesem Liedchen einen Spott-Text, da die Bevölkerung wußte, daß die Alt-Karlsbader Türmer gerne in den Wirtshäusern zechten, dabei aber immer über Geldmangel klagten. Gingen sie „Ständchen machen", dann hatten sie einen leeren Geldsack.

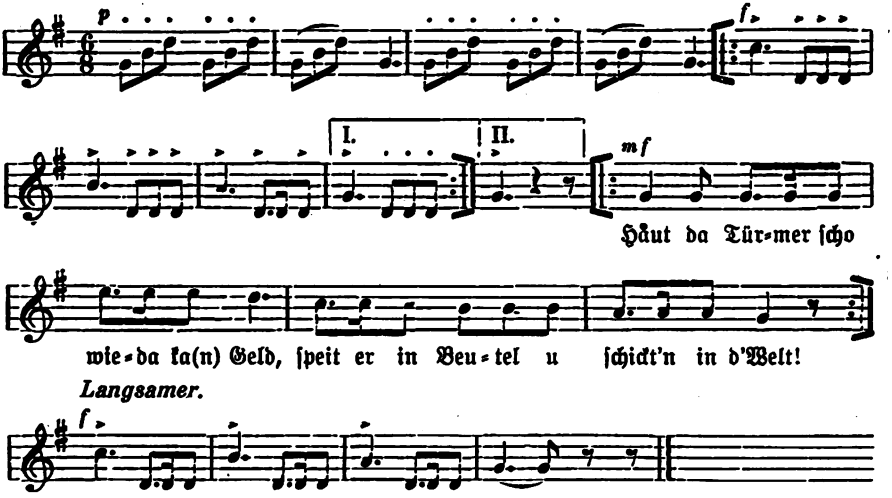
Gehört von Kapellmeister Urban.



Eine Umformung des „Türmerliedchens"

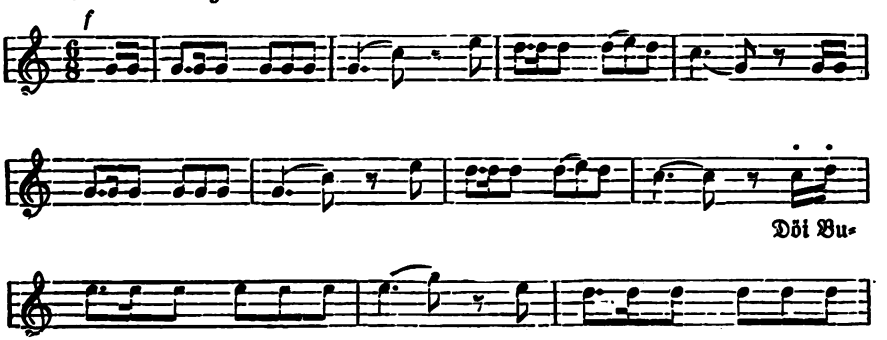
Die Melodien sind nach den Erinnerungen, so wie sie Hans Fuchs, der Sohn des letzten Karlsbader Türmers, von seinem Vater, dem 1836 geb. Heinrich Fuchs, hörte, und nach den Wiedergaben der Frau Anna Fuchs, die sie von ihrer Großmutter Barbara Dexter (geb. 1823) oft singen hörte, notiert. Hans Fuchs weiß mitzuteilen, daß diese „Ständchenmusik", die bei Ankunft der Kurgäste vor den Wohnungen von den Türmermusikanten geblasen wurden, mitunter auch von einigen jungen Burschen (darunter war auch der nachmalige Türmer Fuchs) gemeinsam mit dem Stadttürmer gesungen wurden.

Digitized by Google



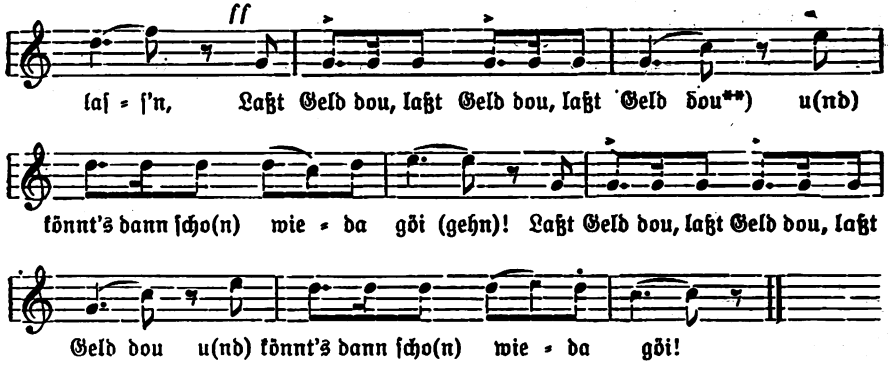
Altes Türmerlied

Es ist das ein sehr altes Anblasestück der Karlsbader Türmer bei der Ankunft der Kurgäste. Melodie und Text notiert nach dem Vorsingen der Mina Stadler, Tochter des Türmers Gustav Stadler. Der Volksmund hat der alten Melodie Textworte zu einer Zeit unterlegt, als schlechte Geschäftsjahre, durch Kriegszeit bedingt, zu verzeichnen waren.



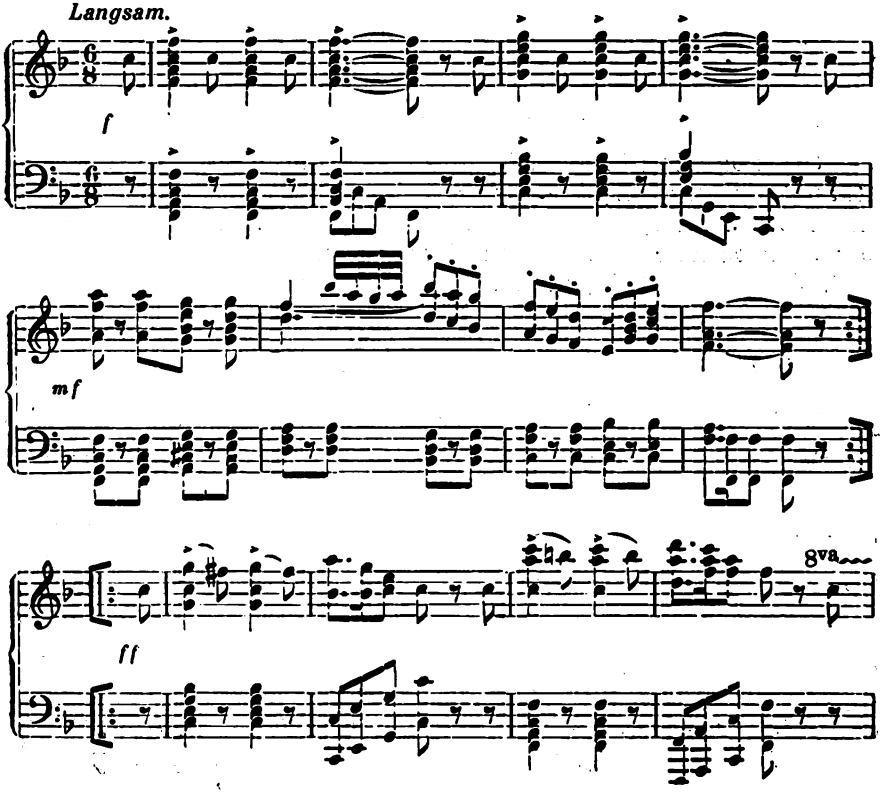
*) Besitzer oder Pächter der Verkaufs-Butiken.

Digitized by Google



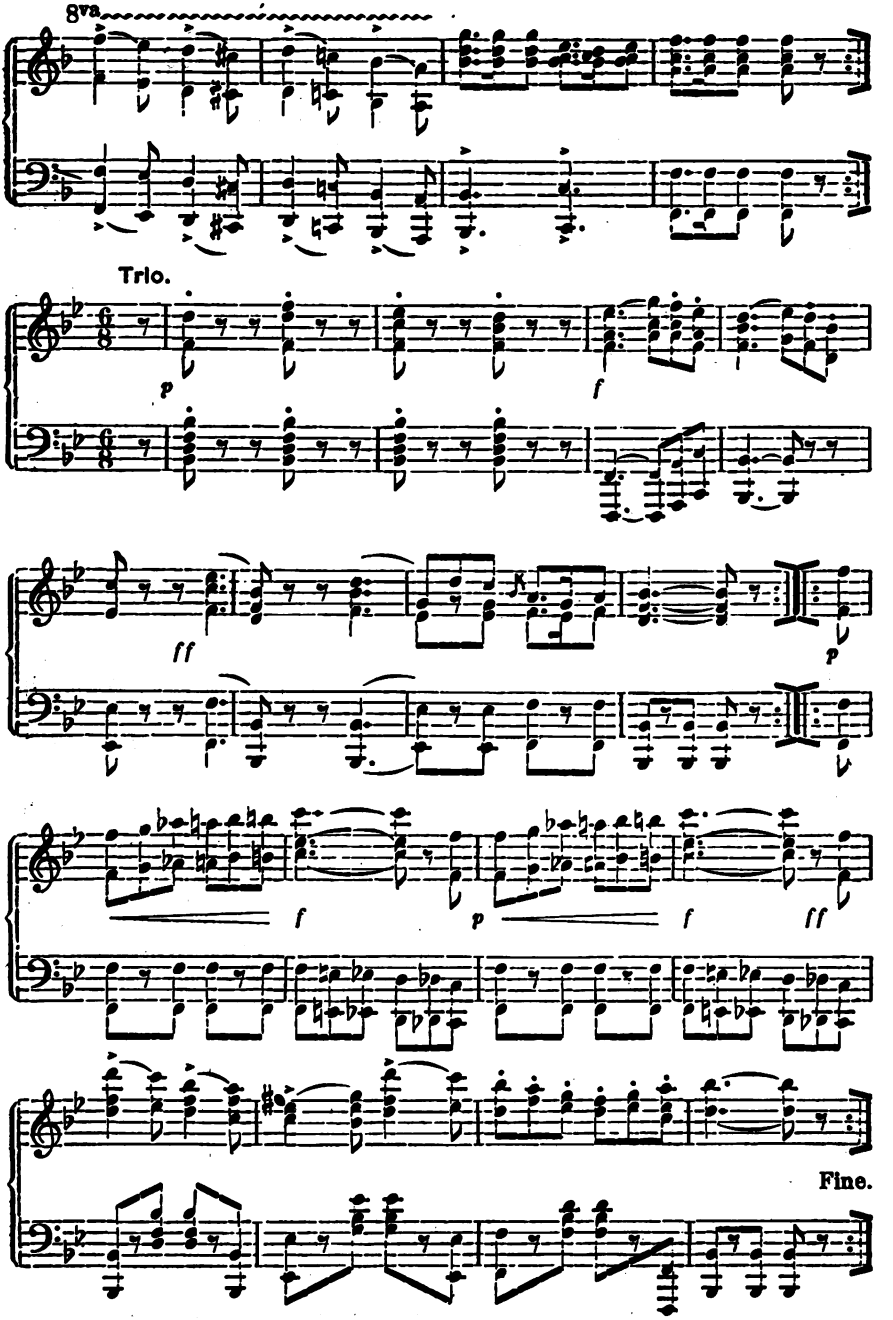
Feſtlicher Marſch von Joſef Labitzky

(Für die Karlsbader Turmmuſik komponiert. Von der Blasmuſikbeſetzung für das Klavier übertragen von M. Kaufmann)



**) Die Kurgäſte ſollten viel einkaufen und viel Geld da laſſen.

Digitized by Google



*) Nach einer Mitteilung des Schützenmusikführers Jos. Baier wurde dieser Marsch vom Jahre 1835 an 8stimmig vom Turm geblasen.

Digitized by Google

Das Mädchen und der Tote

Märchen aus der Sprachinsel Deutsch-Proben,

aufgezeichnet von **Ernst Stock**, Beneschhau

Es war einmal ein Mädchen. Dieses hatte einen Burschen lieb. Und der mußte in den Krieg. Bevor er ging, sprach er zu seiner Braut: „Wenn es von rechts hell kommt, lebe ich noch. Kommt es aber dunkel, bin ich tot."

Immer ging das Mädchen hinaus, um zu schauen, ob ihr Geliebter noch am Leben sei. Jedes Mal kam es hell von rechts.

Wieder einmal ging das Mädchen hinausschauen, ob es noch hell käme. Da war es aber schon dunkel. Nun wurde das Mädchen sehr traurig. Wußte es doch, daß ihr Geliebter schon tot ist.

Am anderen Tage ging das Mädchen hinaus. Es war noch sehr traurig. Beim Bache wusch eine Frau. Diese Frau fragte das Mädchen, warum es so traurig sei.

„Weil mein Geliebter schon tot ist", gab das Mädchen zur Antwort.

„Willst du ihn noch einmal sehen?"

„Ja!"

„Gehe um Mitternacht auf den Friedhof und hole dir einen Totenkopf! Den Totenkopf koche! Wenn der Totenkopf sagt: ‚Komm!' dann ist dein Geliebter draußen vor der Tür auf einem lichten Schimmel."

Als um Mitternacht die Turmuhr dumpf den letzten Schlag von Zwölfe tat, ging das Mädchen durch die Friedhofstür mit einem Totenkopf unter der Schürze. Eilend floh sie mit dem kahlen Schädel nach Hause und kochte ihn. Da rief der Schädel: „Komm!" Rasch sprang das Mädchen zur Tür hinaus. Und siehe! Draußen saß vor der Tür ihr Geliebter auf einem Schimmel. Der Geliebte rief das Mädchen, es sollte mit auf sein Roß aufsitzen. Das Mädchen tat es. Und beide ritten dahin in mondheller Nacht.

Wie sie schon eine Weile geritten waren, da sagte der Tote:

„Der Mond scheint so hell,
Die Toten reiten schnell.
Geliebteste, fürchtest du dich nicht?"

„Was soll ich mich denn fürchten? Ich bin ja bei dir." Und immer weiter ritten die beiden.

Da begann der Tote wieder:

„Der Mond scheint so hell,
Die Toten reiten schnell.
Geliebteste, fürchtest du dich nicht?"

„Was soll ich mich denn fürchten? Ich bin ja bei dir. Du bist meiner, ich bin deine."

Digitized by Google

Dann ritten sie durch einen großen Wald und kamen zu einem einsamen Friedhof. Auf diesem war ein offenes Grab. Da sagte der Tote zum Mädchen:

„Geh in das Grab und mache das Bett!"

„Ach, ich weiß nicht, wie man dort drinnen das Bett machen soll."

Da stieg der Tote selber ins Grab. Das Mädchen aber rannte davon. Es kam in einen dunklen Wald. Dort war ein Häuschen. Drinnen in der Stube brannte ein Licht. Das Mädchen ging hinein und verschloß die Tür. In der Stube aber lag auf einer Bahre ein Toter. Weil es den Toten fürchtete, ging es hinter den Ofen. Dort saß ein Hahn.

Da kam ihr Geliebter zum Fenster und rief in die Stube:

„Toter! Toter! Stehe auf,
Gib mir mein Liebchen zum Fenster heraus!"

Da stand der Tote von der Bahre auf und ging zum Ofen. Er wollte das Mädchen herunternehmen. Er konnte es aber nicht fassen, weil ihm die Hände gebunden waren. Da ging er wieder zurück und legte sich auf die Bahre. Wiederum rief der Tote vor dem Fenster:

„Toter! Toter! Stehe auf,
Gib mir mein Liebchen zum Fenster heraus!"

In ihrer Angst bat das Mädchen den Hahn: „Krähe!" Da sagte der Hahn: „Wenn ich zu dir komme, gibst du mir nichts zu fressen."

Gleich sagte das Mädchen darauf: „Wenn du zu mir kommst, bekommst du genug zu trinken und zu fressen."

Da krähte der Hahn sein Kikeriki.

Auf einmal zerfiel der Tote auf der Bahre zu Asche und der vor dem Fenster verschwand.

Sieben Jahre mußte das Mädchen noch wandern, bis es wieder in die Heimat fand.*)

Kleine Mitteilungen

Wechselgesang zwischen Sommer und Winter

Ich bin der Winter schön,
ich will mich zwar nicht rühmen,
Ihr Herrn, Ihr werds verstehn.
Jetzt kommt die schöne Weihnachtszeit,
da schlacht ich mir ein fettes Schwein,
ach Sommer, das kannst Du nicht.

Ach Winter, Du gefräßiger Mann,
Du sagst nur immer vom Fressen
und selber baust Du Dir nichts an.

Sommer Du bist der Herr
und ich bin der Knecht.
Da haben wir alle beide recht,
ein Liedlein wollen wir singen:

Ei lustiger, lustiger Bauersmann,
schirr Dir Dein Egglein,
verkeile den Pflug.
Wir ziehn auf den Acker
mit fröhlichem Mut.

Aufgezeichnet nach Angaben der aus Reschen bei Bergstadt gebürtigen, seither verstorbenen Frau Halamek in Ober-Langendorf im Jahre 1929. Nach Aussage der Frau wurde dieser in Bruchstücken erhaltene Wechselgesang in ihrer Jugend in den Spinnstuben zu Reschen von zwei als Sommer und Winter verkleideten Männern

*) Von Schulkindern erzählt. Zu dem weitverbreiteten Totenreiterlied vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den KHM., I., S. 408.

Digitized by Google

hergesagt. Der als Winter verkleidete Mann bediente sich zur Bekräftigung seiner Worte eines Dreschflegels, mit dem er bald den Takt zu den gesprochenen Worten angab, bald einem oder dem anderen der Zuhörer einen leichten Schlag im Scherz versetzte.

Prag. Hugo Rokyta.

Volkskundliches über die Schwalbe in Südmähren

Sieht man die erste Schwalbe, so soll man einen Purzelbaum schlagen, dann hat man das ganze Jahr kein Kreuzweh (Töstitz); oder man soll sich auf der Erde wälzen, dann findet man etwas (Schönau), auch dann, wenn man sich schnell einen Knopf ins Schurzbandl oder in sonst einen Teil eines Kleidungsstückes macht. In Schönwald bei Frain steckt man geweihte Palmzweige hinter das Schwalbennest im Stall, dann ist Glück im Stalle und das Vieh wird nicht krank. — Der Südwind, der im Frühjahr weht, bringt die Schwalben, und die gefrorene Erde unter der aufgetauten heißt die Schwalbenerde.

Iglau-Znaim. Ignaz Göth.

Bauernregeln aus dem Riesengebirge

Em Ochta soll ma 's Bett betrochta,
Em Neina muß ma em Bett erscheina,
Em Zahna soll ma wos Schines trama.

Owetlammlen strohln,
Marghnlammlen loln (bringen Regen).

Zu Weihnochtn en Meckngamerich,
Zum nei'n Johr en Hohnaschrei,
Zu Dreikenich en Herschnsprong
On zu Lichtmaß äne gonze Stond.
(Zunahme des Tages.)

Da kleine Hornich (Februar) sät zom grußn (Jänner):
Hätt ich die Gewolt wie du,
Ließ ich's Kolb dafriern ei da Kuh.

Lichtmaß,
Schniefraß;
Hot's kenn,
Mocht's enn.

Mathais
Brecht's Eis,
Hot's kais;
Mocht's ais.

Märznschnie
Tutt a Falden wih.

So viele Nebel im März,
so viele Gewitter nach hundert Tagen.

Steckst mich em Oprel,
Kumm ich, wenn ich well;
Steckst mich em Mai,
Kumm ich glai;
Steckst mich em Stanislaus
(Kartoffelpatron, 7. Mai),
Wächst a grußa Apun draus.

Virmettichgewitta kumma nochmettich wiera.

Zu Järghn (Georg) soll sich a Kroh em Korn vaberghn.

Wenn's zu Siebm Briden raint, raints siebm Wochn long.

Wenn Aegidius bläst ei's Horn,
Set da Baua 's Korn.

Bartelme (Bartholomeus),
Paua, se (säe)!
Maria Gebort,
Paua, se fort!
Maria Namen,
Paua, Amen.

Maria Gebort,
Die Schwolma ziehn fort.

Maria Knienieda (Verkündigung),
Die Schwolma kumma wieda.

Giht die Gons zu Martin am Eis, giht sa zu Weihnochtn em Kot.

Weihnochtn em Klie,
Usten em Schnie.

Grine Weihnochtn, weiße Usten.

Niederlangenau. Franz Meißner.

Digitized by Google

Staatsanstalt für das Volkslied

An der Jahressitzung des deutschen Arbeitsausschusses am 7. Jänner, bei der der Vorsitzende G. Jungbauer seinen Tätigkeitsbericht erstattete, nahmen die Mitglieder Univ.-Prof. Dr. G. Becking, Gymn.-Prof. Dr. J. Hanika, Direktor i. R. Anton Kahler und Prof. Dr. Franz Longin teil. Bei der Jahressitzung der Staatsanstalt selbst, die am 2. Feber stattfand, war der deutsche Ausschuß durch G. Becking und G. Jungbauer vertreten.

Aus dem Bericht des Geschäftsleiters Univ.-Prof. Dr. J. Horák erfuhr man die unglaubliche Tatsache, daß der Budget-Siebenerausschuß in völliger Unkenntnis der Verhältnisse die gesamte Staatsdotation der Anstalt für das Jahr 1932 gestrichen hat, so daß sie ihren Verpflichtungen (Druckkosten der Lieferungen ihrer Volksliedausgaben, Honorare für die Sammler u. a.) für das Jahr 1932 nicht nachkommen kann. Eine Protestkundgebung, die den maßgebenden Stellen vorgelegt wird, wurde einstimmig beschlossen und darin namentlich betont, daß der Staat einer wissenschaftlichen Anstalt, deren Mitglieder er selbst ernennt, denn doch auch die Mittel zur Durchführung ihrer Arbeiten geben muß.

Zum ordentlichen Mitglied des deutschen Arbeitsausschusses wurde Dr. Friedrich Repp, Professor am evangelischen Distrikts-Realgymnasium in Kesmark, mit Erlaß des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur vom 16. Dezember 1932, Z. 19.459/32—V/4, ernannt.

*

Sudetendeutsche Mundartdichtung. Unsere Aufsätze über die sudetendeutschen Mundartdichter haben allgemein Aufsehen und Beifall gefunden. So erhielt H. R. Kreibich, der weitere Beiträge in Aussicht gestellt hat, unter anderen Zuschriften auch eine, in der es heißt: „Ich denke, wenn Jungbauer noch ein paar solche Würdigungen von Mundartdichtern auftreiben kann, wird dieser sudetendeutschen Dichtung bald mehr Beachtung und Wertschätzung zuteil als bisher. Die Zeitschrift ist auch im Reiche sehr angesehen. Die meisten gescheit sein sollenden Behandlungen sudetendeutscher Modegrößen sind hohl und oberflächlich gegenüber der gediegenen Art, wie nun die Mundartdichter in Angriff genommen werden."

Türkenglocken. Der Jesuit B. Balbin erzählt in seinen „Miscellanea historica regni Bohemiae" (V. pars II. S. 106): Im Jahre 1399 ordnete Erzbischof Wolfram von Prag an, daß wegen der Siege der Türken über die Christen an jedem Freitag um die 9. Stunde, da Christus am Kreuze starb, alle Glocken zu läuten seien und daß bei jeder Tätigkeit, auch beim 2. („späten") Frühstück eine Pause einzuhalten sei, wobei mit gebeugten Knien fünfmal das Gebet des Herrn zu sprechen sei. Wer dies befolge, erhalte für 40 Tage Ablaß. Dieser Erlaß wurde allgemein befolgt. Es gab sogar Gemeinden, die deswegen neue Glocken anschafften. Und diese Glocken wurden im Volke später „Türkenglocken" genannt.

Ein Kümmernisbild in Westböhmen. Ein solches befindet sich in der Kapelle zu Mirkau bei Bischofteinitz, wie im Feberheft 1933 der „Waldheimat" (Budweis), S. 32, berichtet wird.

Zeitungssagen. Mit diesem treffenden Ausdruck bezeichnen L. Schmidt, der in einem Aufsatz „Zu der Ballade ‚Die Mordeltern'" in der Wiener Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" (9./10. Heft 1932) darauf zu sprechen kommt, und A. Karasek jene Sagen, deren Aufkommen und Verbreitung durch die Zeitung erfolgt. Gewöhnlich sind es bekannte Sagenstoffe, die plötzlich wieder auftauchen, irgendwo lokalisiert werden, wie die Geschichte von den Mordeltern im Vorjahre im Böhmerwald, die Runde durch verschiedene Zeitungen machen und wieder verschwinden. Hier dürfte wohl an erster Stelle der Stoff von der „Dame mit dem Totenkopf" stehen, der durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch fast jedes Jahrzehnt immer wieder einmal die Runde durch die Blätter machte, wobei sich allerlei Veränderungen und Ausschmückungen verfolgen lassen.

Wie entstehen Volksrätsel? In dem freundlichen Böhmerwaldort O. hatte ein unternehmungslustiger Jüngling im Sommer 1932 einen außen grellrot angestrichenen Autobus in den Verkehr gestellt. Dem jungen Mann, der wenig Geschäfte

Digitized by Google

machte, gefiel zu allem Anfang das Fahren selbst so gut, daß er immer wieder mit dem sonst leeren Wagen Fahrten unternahm. Ein Bürger des Ortes, als Spaßvogel bekannt, erfand daraufhin das Rätsel:

Außen rot und innen leer,
Fährt allweil hin und her.

Die volkskundlichen Vorlesungen Prof. Jungbauers und das von ihm geleitete Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität in Prag zählten im Wintersemester 260 Hörer.

Prager Rundfunk. Am 28. Oktober v. J. brachte die deutsche Sendung eine Vorführung von deutschen Volksliedern aus der Tschechoslowakei mit G. Jungbauer als Sprecher und mehreren Sängern, darunter Dr. F. Longin und Frau, als Mitwirkenden.

Deutsche pädagogische Akademie in Prag. Im Studienjahr 1932/33 wurde die deutsche Volkskunde als fester Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan aufgenommen und G. Jungbauer mit den Vorlesungen, die einstweilen mit 12 Stunden im Wintersemester bemessen wurden, betraut.

Atlas der deutschen Volkskunde

An der Jahressitzung, die der Arbeitsausschuß am 7. Jänner abhielt, beteiligten sich die Mitglieder: Prof. Dr. Hanika, Univ.-Prof. Dr. Hoyer, Dr. Jungbauer, Prof. Dr. Kampe, Sanitätsrat Dr. Klein, Prof. Dr. Longin, Prof. Sturm und Prof. Wagner. Der Tätigkeitsbericht des Leiters für das Jahr 1932 wurde mit Befriedigung zur Kenntnis genommen. Die Herstellung besonderer Karten für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei im gleichen Maßstabe und nach demselben Verfahren wie beim Sudetendeutschen Mundarten-Wörterbuch erfordert eine Umsignierung aller Fragebogen, die bereits begonnen wurde, so daß im Jahre 1933 eigene Karten, die zugleich Deckkarten zu den Karten des Sudetendeutschen Mundarten-Wörterbuches sind, entworfen werden können.

Der erste Fragebogen wurde nachträglich noch von OL. Josef Storch in Biela bei Bodenbach beantwortet. Der vierte Fragebogen dürfte im April oder Mai versandt werden. Der Leiter der Hauptstelle in Berlin, Prof. Helbok, hat die Absicht vor der endgültigen Aussendung der Fragebogen stets eine Stichprobe in der Art zu machen, daß an ein dünnes Netz von besonders verläßlichen Gewährsleuten Probeabzüge des im Drucksatz bereits stehenden Fragebogens ausgeschickt werden. Auf diese Weise soll die Formulierung der Fragen, die nicht selten mißverstanden werden, einer praktischen Prüfung unterzogen werden. Für diese Probebefragung hat die Leitung unserer Arbeitsstelle die Anschriften von 40 bewährten Mitarbeitern an die Hauptstelle in Berlin gesandt.

Zu dem gleichen Zwecke wurde bereits gegen Ende Jänner ein Probefragebogen zum Bauernhaus an eine kleine Zahl von Gewährsleuten — in der Tschechoslowakei acht Personen — gesandt.

Unsere Arbeitsstelle hat in einzelnen Fällen beobachtet, daß Mitarbeiter beim Ortsnamen auf dem ersten Blatt der Fragebogen — in irrtümlicher Auffassung der Ausdrücke „Amtlicher Name" und „Postalische Bezeichnung" — in der einen oder anderen Rubrik den tschechischen Namen einsetzen. Da hier leicht Mißverständnisse entstehen könnten, wird ersucht, in der ersten Rubrik stets nur den deutschen Namen des Ortes anzugeben und in der zweiten Rubrik nur den zuständigen Postort, falls der Ort selbst keine Post hat, anzuführen.

*

Digitized by Google

Antworten

(Einlauf bis 31. Jänner 1933)

165. Biblische Rätsel aus Deutsch-Brodek: Welcher Mensch ist nicht geboren und doch gestorben? (Adam). — Welcher Mensch ist geboren, doch nicht gestorben? (Der Henoch, denn er ist von Gott lebendig in den Himmel entrückt worden). — Wer ist geboren, (hat geboren) und ist nicht gestorben? (Lots Weib, denn sie ist in eine Salzsäule verwandelt worden). — Wer ist einmal geboren und zweimal gestorben? (Lazarus.) (Oberlehrer Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau.)

190. Auch um Wagstadt in Schlesien spielt der Jude im Aberglauben noch eine Rolle. Wer einem Juden auf die Frage, wie spät es ist, die richtige Zeit angibt, verliert für den betreffenden Tag das Glück. Er muß daher eine unrichtige Auskunft geben oder eine Ausrede gebrauchen, etwa sagen, daß seine Uhr stehen geblieben ist. (K. Ledel.)

191. Die Freimaurer hält man für Leute, die keinen Glauben haben. (Lehrer Johann Bernard, Nieder-Mohrau in Nordmähren.)

205. Bei der Primiz des neugeweihten Priesters geht es auch im Schönhengstgau fast wie bei einer Hochzeit zu. Den Verwandten, nächsten Bekannten und jenen, die Zutaten zum Backen bringen, werden Kuchen in das Haus geschickt. Die zur Tafel Geladenen tragen Myrtensträußchen. Vor dem Gang in die Kirche erfolgt nach der Rede eines Geistlichen der Abschied des jungen Priesters von den Eltern (wie bei der Brautübergabe). In dem von einer Musikkapelle geführten Festzuge zur Kirche geht der Primiziant in einem mächtigen, geschmückten Eichenkranz, den Ehrenjungfrauen tragen. Die Brautjungfer, die nicht älter als 16 Jahre sein darf, ist weiß gekleidet; sie trägt am Kopf einen Myrtenkranz und Schleier und in den Händen ein weißes Polster mit einer mächtigen Myrtenkrone und einem langen Schleier daran, dessen Enden zwei seitwärts gehende Knaben halten. Im Zuge befinden sich außer Geistlichen und Studienfreunden die Eltern und Verwandten, dann Ehrendamen, Vertreter der Gemeinde und der Ortsvereine, weißgekleidete Schulkinder und die Ortsbewohner. Das Elternhaus, zuweilen auch andere Häuser, dann Wegkreuze und Bildstöcke und die Kirche selbst sind geschmückt. Die Bevölkerung füllt gewöhnlich die Kirche bis zum letzten Plätzchen, um den jungen Geistlichen zu sehen, zu hören und seinen Segen zu empfangen; denn der Primizsegen bringt Glück. Ein Festmahl mit reicher Speisenfolge beschließt die Feier. (K. Ledel.)

209. Auch im Schönhengstgau nagelte man früher Fledermäuse und Hufeisen ans Tor. Hufeisen bringen Glück. Warum aber auch Fledermäuse angenagelt wurden, konnte nicht erfragt werden. (K. Ledel.)

210. Die Sitze in den Kirchenbänken der Pfarrkirche von Grünau sind vermietet. Der jährliche Mietzins für zwei Sitze beträgt gegenwärtig 50 Heller. Die ursprüngliche Aufteilung der Plätze geschah dorfweise. Die vorderen Bänke hatten die Bewohner des Pfarrdorfes inne und die anderen die eingepfarrten Orte in der Reihenfolge der Einpfarrung. Wer den Mietzins nicht bezahlt, verliert den Sitz und jeder andere, gleichgültig aus welchem Orte, kann ihn übernehmen. So ist im Laufe der Zeit eine Vermischung entstanden, so daß derzeit die Kirchenbesucher nicht mehr dorfweise sitzen. Einzelne Bänke haben noch alte Namentafeln, neue sind schon seit Jahrzehnten nicht mehr dazugekommen. (K. Ledel.) Hier sind alle Plätze frei, aber vor 40 bis 50 Jahren waren die Bänke noch für ganz bestimmte Leute vorbehalten. (J. Bernard.)

214. Alte Jungfern müssen nach dem Tode Schnee sieben. (K. Ledel für Grünau; J. Bernard für Nieder-Mohrau.)

216. Die Eichhörnchen gelten als schädlich, weil sie junge Baumtriebe abfressen. Von Aberglauben ist nichts bekannt. (J. Bernard.) Sie sind schädlich, ihr Fett soll angeblich ein gutes Heilmittel sein. (K. Ledel.) Nach dem bisherigen Ergebnis der Umfrage scheint von früherem Aberglauben in bezug auf das Eichhörnchen (vgl. etwa Hovorka-Kronfeld, Volksmedizin I., S. 113) im Volke nichts mehr vorhanden zu sein.

Digitized by Google

217. Auf den Frühlingsanfang bezieht sich die Redensart „Der Josef steckt den Brand in die Erd'", die man gebraucht, wenn zu Josefi (19. März) schon Frühlingswetter ist. Ist es jedoch noch kalt oder stürmt und schneit es etwa gar, „dann bringt er ihn eben nicht hinein". Diese zweideutige Redensart müssen sich alle „Seffn" an ihrem Namenstag mehr oder weniger oft anhören. (K. Ledel.)

219. Mit einer Art Abendgeist, der Satzichtroll, schreckte man früher die Kinder, wenn sie nicht allein bleiben wollten. (J. Bernard.)

220. Früher verwendete man als Hornrichten eigene Holzgestelle, die den jungen Tieren umgeschnallt wurden. (J. Bernard.) Im Schönhengstgau bringen noch heute einzelne Landwirte die Hörner des Jungviehs, die ungleich oder unschön wachsen, durch Anschnallen von Hornformern in die gewünschte Richtung. Das Rückwärtskrümmen der Hörner verhindert man durch Einkerben der vorderen Teile. Diese wachsen nämlich schneller als die rückwärtigen, wodurch die Krümmung entsteht. Das nicht mehr weiche und biegbare Horn eines älteren Rindes kann man angeblich dadurch aufweichen, daß man einen eben aus dem Backofen genommenen, heißen Laib Brot darauf spießt. Das Verjüngen durch Abfeilen der Jahresringe am Horn wird auch hier noch gegenwärtig von Betrügern geübt, die eine alte Kuh als junge ausgeben und zu einem höheren Preise verkaufen wollen. (K. Ledel.)

222. Eine Litanei von allen bösen Weibern und als Gegenstück eine „Ganz neue Litanei für diejenigen Männer, welche allen bösen Lastern und Untugenden ergeben sind" wurden seinerzeit als Fl. Blätter von der Druckerei Jos. Berger in Leitomischl verbreitet.

223. Auch in der Sprachinsel Deutsch-Proben (Slowakei) sind Himmelsbriefe verbreitet. Alte Leute kannten sie auswendig. Ich besitze zwei Briefe. Der eine hat den Titel: „Der heilige Brief, welchen unser Herr Jesus Christus auf wunderbare Weise seinem auf Erden wohnenden Volke gesandt hat. Druck und Verlag W. Augusta in Leitomischl." In diesem Brief werden die Gläubigen zur Einhaltung und Heiligung der Sonn- und Festtage aufgefordert. Der zweite Brief ist der des „Kolomannus, Sohn des Königs von Yberien". Wer diesen bei sich trägt, ist von jeder Gefahr frei, und in ein Haus, in dem er aufbewahrt wird, schlägt kein wildes Feuer ein und es bleibt von Unglück verschont. — Neben den Himmelsbriefen sind die „Sieben Himmelsriegel" stark verbreitet. Ich besitze 14 Stück, das älteste ist 1723 in Köln gedruckt, das jüngste in Budapest. Diese Himmelsriegeln pflegte man den Wöchnerinnen auf die Brust zu legen. Endlich besitze ich noch einen gedruckten Brief, den Jesus Christus seiner Mutter Maria gesandt haben soll. (Archivar Toni Wässerle, Deutsch-Proben.)

231. Das Kürzen der zu üppigen Saat im Frühjahr nennt man um Oberplan im Böhmerwald „johan" (Schriftleiter Johann Weiß, Budweis), in Holeischen bei Pilsen „farm" (Landwirt Josef Maschek), im Falkenauer Land „farme" oder „ofarme" (farben oder abfarben). (Markscheider Adolf Horner, Königswerth, der die Vermutung äußert, daß das Wort stammverwandt ist mit dem noch von alten Leuten gebrauchten Ausdruck „imferme" oder „tahiferme" (umherferben oder dahinferben = infolge einer inneren Krankheit langsam dahinsiechen). Im Schönhengstgau spricht man vom „fearbn" (K. Ledel), um Römerstadt vom „foarn" (J. Bernard), während die Deutschen in der Sprachinsel Deutsch-Proben den Ausdruck „schrötn" (schroten) gebrauchen. (T. Wässerle.)

232. Wenn sich ein Kind verschluckt hat, so schlägt man es überall, meist ohne ein Wort zu sagen, auf den Rücken. Im Böhmerwald ruft man dabei dem Kinde, das sich „verkutzt" hat, „kutz, kutz" zu (J. Weiß), in Nieder-Mohrau „Komm och wieder!" (J. Bernard), in Deutsch-Proben „Net derschteck" (Erstücke nicht), wobei man hier das Kind, wenn es tatsächlich einen Gegenstand verschluckt hat, deshalb mit der Faust auf den Rücken schlägt, damit der Gegenstand (aus dem Halse) hinunterrutscht. (T. Wässerle.)

233. Ein Loch im Strumpf oder Schuh wird verschieden gedeutet. Man sagt, der Schuh reißt 's Maul auf, er hat Hunger. Oder der Bursch meint zum Mädchen: „Du hast ja einen Schweizer Strumpf an." Und auf die überraschte Frage, warum denn, gibt er die Antwort: „Weil Löcher drin sind wie in einem Schweizer Käse." (Landwirt Josef Maschek, Holeischen bei Pilsen.) Bei durch-

Digitized by Google

löcherten Strümpfen sagt man auch: „Der Fleischer sieht beim Fenster hinaus." (T. Wässerle.)

234. Im ganzen sudetendeutschen Gebiet ist die das protzige Sprechen nach der Schrift lächerlich machende Geschichte von dem Mädchen bekannt, das aus der Stadt zurückkommt, den Rechen nicht mehr kennt, aber als ihr dieser, wie sie auf seine Zähne tritt, an die Nase schnellt, entrüstet ausruft: „O weh, du verdammter (verfluchter) Rechen!" (Mitgeteilt von J. Maschek; A. Horner für das Falkenauer Land; Emma Saxl, Prag, für Grulich.) Wie bei diesem Schwank wird der hochdeutsch Sprechende meist dadurch gekennzeichnet, daß man ihm einen Satz in den Mund legt, dessen zweiten Teil er in unverfälschter Mundart ausspricht, z. B. im Schönhengst: „Ich habe mir die hochdeutsche Sprache so angewöhnt, daß aich fa net mehar lusn ku." (K. Ledel.) Diesen und einen ähnlichen Satz übermittelt A. Horner auch für das Gebiet um Falkenau und macht aufmerksam, daß der obige Schwank von dem aus der Stadt heimgekehrten Mädchen auch im Tschechischen erzählt wird. Im südlichen Böhmerwald heißt es von dem nach der Schrift Sprechenden: „Der setzt die Red' wia da Bock (Esel) d' Schoaß" (Winde). (J. Weiß, Budweis.)

235. Ein Haar in den Rocksaum einzunähen, ist hier nicht üblich. Doch besteht der Glaube, daß bei jungen Eheleuten der eine Teil dem andern heimlich ein Haar ausreißen und am Perpendikel der Uhr befestigen soll. Dadurch wird der andere Teil gezwungen, daß er einem immer „nachläuft", d. h. treu bleibt. (A. Horner.) Hier pflegt man in das Brautkleid ein dem Rauchfangkehrer aus seinem Besen heimlich entwendetes Haar, das Glück in der Ehe bringen soll, einzunähen. (T. Wässerle.)

236. Man spricht, daß Menschen süßes und saures Blut haben, und behauptet, daß das zweite zornige und ewig gallige Menschen haben. Auch ist im Volke bekannt, daß Flöhe, Mücken, u. a. nur bestimmte Menschen belästigen (A. Horner), nach südböhmischem Glauben sind dies Personen mit einer feinen, rosigen Haut, während Leute mit einer derben Haut von den Insekten verschont werden (J. Weiß). Auch in Nordmähren glaubt man, daß es zweierlei Blut gibt, doch ist Näheres nicht bekannt. (J. Bernard.) In Deutsch-Proben glaubt man, daß Flöhe, Läuse, Wanzen und anderes Ungeziefer Leute mit krankem Blute und besonders die „Franzosen" (Geschlechtskranken) meiden. (T. Wässerle.)

237. Heilmittel gegen Rheumatismus (Gicht) sind: Ameisensäure und Bienengift (J. Weiß für Südböhmen), dieselben Mittel, wobei genaue Angaben darüber, ob die Imker von der Krankheit verschont bleiben, fehlen, und ferner: Umhüllen des leidenden Gliedes mit Werg, Einreibungen mit Arnikageist oder mit einer Masse, die aus den jungen Schößlingen der Fichte und Kiefer bereitet wird, oder mit einer Mischung von geriebenem Kren und Roggenmehl, Trinken von Preiselbeertee, Auflegen eines Teerbandes, wenn das Rheuma im Rücken sitzt (A. Horner für das Falkenauer Land), ebenfalls Ameisensäure und Bienengift, ferner Einreibungen mit Kampfer, Franzbranntwein und Pferdefluid, Bäder aus einem Absud von Heusamen und Nadelbaumknospen, endlich wird empfohlen, sich von Brennesseln stark brennen zu lassen (K. Ledel für den Schönhengstgau), Ameisengeist in Nordmähren, wo bekannt, aber nicht erprobt ist, daß Imker dagegen gefeit sind (J. Bernard), endlich ebenfalls Ameisensäure und Bienengift um Deutsch-Proben, wo man noch von keinem rheumatischen Imker gehört hat, außerdem bei Podagra Fußbäder im Absud verschiedener Kräuter, z. B. Schwarzwurzel, gemeine Klette, Natterwurzel, Kren, Sonnentau, früher auch das Laub des Kürbis und der weiße Steinbrech. (T. Wässerle.) Ältere Berliner pflegten Kastanien gegen Rheumatismus bei sich zu tragen (Dr. H. Kügler, Berlin), was auch im Erzgebirge (Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens, S. 302) gebräuchlich ist.

238. Blutige Milch der Kühe, verursacht durch Bazillen, Verletzung des Euters u. a. oder als Begleiterscheinung des Bluthärnens auftretend, erklärt sich das Volk gegenwärtig meist aus diesen natürlichen Ursachen. (J. Weiß, Budweis.) Hier erklärt man es mit „Verschreien". Man sagt auch, daß übermäßige Milchleistung oder Wolfsmilch im Futter die Ursache sein kann. Wenn die Kühe ein ge-

Digitized by Google

schwollenes Euter haben, was meist vor dem Kalben auftritt, sagt man, daß sie sich verkühlt haben. Man schmiert dann das Euter mit Schmalz ein. (J. Maschek.) Auch hier glaubt man noch an Verhexen, trotzdem man weiß, daß die blutige Milch vom Platzen einer Ader oder einer Verletzung der Milchstränge durch einen Schlag oder vom Futter u. a. herrührt. Allerdings kann kein Bauer angeben, welche Pflanzen die Urheber sind. Man sagt auch, daß jener Kuh das Euter anschwillt und blutige Milch gibt, die auf der Weide ein Wiesel angeblasen hat. (A. Horner.) In Nordmähren erklärt man die Erscheinung heute nur mehr durch innere Verletzungen und Krankheiten oder durch den Genuß giftiger Kräuter, z. B. Schwarznessel oder Teufelsamboß (wohl = Teufelsabbiß, Scabiosa succisa L.). (J. Bernard.) Um Deutsch-Proben glaubt alles an Hexerei. (T. Wässerle.) Dr. J. Gréb bemerkt in der „Zipser Volkskunde" (S. 333), daß nach der Meinung des Volkes die rote Milch durch die an dem Kuheuter saugende Schlange, Kröte, Hexe verursacht wird, und führt hierauf alle natürlichen Ursachen an.

239. Um Kühe zu verhindern, daß sie selbst die Milch absaugen, wurde früher auch ein Igelfell verwendet. Heute bindet man der Kuh meist einen Lederstreifen auf die Nase, in den kleine Eisenspitzen eingesetzt sind. Auch bestreicht man das Euter mit etwas übelriechendem oder übelschmeckendem, z. B. Wagenschmiere. (A. Horner.) Im Schönhengstgau bindet man eine Igelhaut auf den Nasenrücken oder man befestigt einen Blechkamm mit weiten und nicht scharfen Zähnen am unteren Teil des Halfters oder man steckt ein Kummet auf mit einem 15 bis 20 Zentimeter langen, stumpfen Nagel beiderseits, der ein Rückwärtswenden des Kopfes unmöglich macht. (K. Ledel.) Früher hat man den Kühen eigene Holzgestelle umgeschnallt, jetzt gebraucht man meist Igelfelle. (J. Bernard.) Hier pflegt man solche Kühe nicht zu dulden und kurzerhand zu schlachten. (T. Wässerle.)

240. In meiner Jugendzeit wurde um Schwarzbach im Böhmerwald jedem Hütbuben der Geißelstecken abgebrochen, wenn darauf kein Kreuz eingeschnitten war. (J. Weiß.) Ein Michelkreuz im Peitschenstil der Hirten ist hier unbekannt. Alter Rechtsbrauch aber ist, daß von Michaeli an das Weiden auf allen Gründen erlaubt ist. Daher auch der Hirtenspruch:

Michaeli ist vorüber,
jetzt hüten wir über und über,
da setz ich mich auf meinen Hütstecken,
kann mich der Bauer in A . . . lecken.

Auf Wiesen, auf denen man das Weiden verbietet, steckt man den „Hoiwisch" (Hegewisch) genannten Strohwisch auf. (A. Horner.) Auch im Schönhengstgau ist das Einschneiden eines Michelkreuzes nicht Brauch. (K. Ledel.)

241—250. Die Umfragen in bezug auf die Glocken wurden von einzelnen Mitarbeitern in geschlossener Darstellung beantwortet, so von G. Tilscher, A. Horner, A. Glücklhorn u. a. Diese Beiträge werden nach und nach zum Abdruck kommen, ferner werden die einzelnen Beantwortungen, die bisher von den Mitarbeitern R. Baumann (Elbogen), K. Ledel (Grünau), T. Wässerle (Deutsch-Proben) und Prof. Josef Heß (Esch a. d. Alzette in Luxemburg) eingelaufen sind, zusammenhängend verwertet werden.

Umfragen

251. Wer kennt noch weitere dem Tschechischen entnommene Ausdrücke der Soldatensprache?

252. In einem nordböhmischen Grundbuch von 1733 steht die folgende Eintragung: „Hans Christof 2 Tage auf 3 Tischen Hochzeit und den dritten als Wels Tag nur auf 2 Tischen." Wer kann den Ausdruck Wels Tag noch anderweitig belegen und erklären?

253. Aus Nordmähren berichtet Lehrer J. Bernard (Nieder-Mohrau): „Wenn hier eine ledige Person stirbt, so wird die Bahre von den mit weißen Schärpen, die später in das Grab geworfen werden, versehenen Trägern nicht wie bei den Verheirateten auf der Achsel, sondern in den eingebogenen Armen getragen. Wo findet sich der gleiche Brauch und wie erklärt man ihn?

Digitized by Google

254. Welcher Volksglaube und Brauch verbindet sich mit dem Fall von Sternschnuppen?

255. Was sagt man vom Ohrenklingen? Hat man es nur dann, wenn von einem gesprochen wird? Wie erklärt man es? Unterscheidet man dabei scharf zwischen dem rechten und linken Ohr?

256. Glaubt das Volk an ein geheimnisvolles Ferngefühl und an eine Fernwirkung, die hauptsächlich zwischen seelisch gleichgestimmten Menschen (ähnlich der Gleichstimmung zwischen Sender und Empfänger beim Rundfunk) vorkommt?

257. Was erzählt man vom Wiesel? (Vgl. die obige Antwort zur 238. Umfrage.)

258. Spielen die Zigeuner auch noch im heutigen Volksglauben eine Rolle?

259. Nach Mitteilung von F. Böhm kostete zu Ende 1932 in dem deutschen Dorfe Unter-Schönborn bei Munkacs ein Joch (0.58 ha) Ackerland 3000 Ktsch., dagegen eine Kuh 150 bis 200 Ktsch. Wo ist ein ähnliches Verhältnis zwischen Boden- und Viehpreisen festzustellen?

260. Weist der Hausgarten neben Nutzpflanzen seit je alljährlich ganz bestimmte Blumen auf?

Schrifttum

Dr. Julius Gréb, Zipser Volkskunde. Mit einer Landkarte, zahlreichen Textbildern und Kunstbeilagen. Kesmark und Reichenberg 1932. Verlag der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung.

Der durch seine vielen, durchweg gründlichen Veröffentlichungen zur Zipser Volkskunde rühmlichst bekannte Verfasser bietet hier die erste zusammenfassende Darstellung, die sowohl wissenschaftlichen Ansprüchen voll gerecht wird, als auch sicherlich dem im Vorwort ausgesprochenen Zwecke, ein Hilfs- und Lesebuch zu sein, das die Liebe zur Heimat und zum Volkstum wecken und bewahren helfen soll. Hoffentlich erlebt das gediegene Buch, bei dem der Leser die durch warme Heimatliebe veranlaßte Darstellung, die die guten und schönen Seiten wohl zu stark in den Vordergrund stellt und geringfügige Leistungen, z. B. der Mundartdichter, zu sehr erhebt, kaum beanständen wird, bald eine zweite Auflage. Dann könnten auch Druckfehler, kleinere Fehler, z. B. das Schwanken zwischen den Bezeichnungen „madjarisch" und „ungarisch" oder allzuweit gehende mythologische Ausdeutungen u. a. beseitigt werden. Die abgedruckten Volkslieder sind zumeist Fassungen von Liedern, die auch sonst auf deutschem Boden daheim sind. Das Lied „Willst du dein Herz mir schenken" ist ein Kunstlied aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts (vgl. Hoffmann-Prahl Nr. 1301), das Lied vom gescheiten Ehepaar (S. 134) kann kaum als Volkslied bezeichnet werden. Bei einer neuen Auflage wären einzelne Proben der bloß erwähnten Hochzeits- und Grabreden sehr erwünscht, ferner auch Mitteilungen darüber, welche volkskundlichen Erscheinungen und Formen Lehngut aus der slawischen und madjarischen Umwelt sind. Für die Sprache wird diese Scheidung jedenfalls das angekündigte „Zipser Wörterbuch" des Verfassers bringen.

Dr. Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. XXI. Band der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, begründet von A. Hauffen, geleitet von G. Jungbauer. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1932.

Das umfangreiche Buch behandelt das Haus in 7 Abschnitten: Dach, Hauswände, Grundriß, Feuerstätten, Stube, Einrichtungsstücke, Wirtschaftsgebäude. Eine eingehende Würdigung werden wir in einem der folgenden Hefte bringen.

Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg in Böhmen. II. Band, 3. Heft: Bruno Schier. Der volkstümliche Wohnbau. Reichenberg 1932.

Digitized by Google

In ähnlicher Gliederung wie in der „Friedländer Heimatkunde" bespricht der in den Fragen der Hausforschung wohl bewanderte Verfasser auf 87 Seiten: Dach, Hauswände, Grundriß und Gehöftform, Stube und Kammer, Herd und Ofen, Fußboden und Decke, Türen und Fenster; Vorbauten und Zierformen, Hausrat. Von wunderbarer Schönheit sind die beigegebenen Lichtbilder. Die Zeichnungen im Texte sind dem vorigen Buche „Hauslandschaften" entnommen.

Gustav Jungbauer, Egerländer Volkslieder. 22. Heft der Landschaftlichen Volkslieder, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben. Musikalische Sätze von Paul Kickstat, Bilder von Toni Schönecker. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1932. Preis 3 Mark.

Diese Auswahl hat vor allem auf die Lieder zurückgegriffen, die der Lehrer Karl Kraus in Lobs bei Falkenau im Jahre 1816 aufgezeichnet hat, so daß zu den allbekannten und allbeliebten Egerländer Volksliedern der Gegenwart auch manches mit Unrecht vergessene Lied kommt.

Heinrich Raab, Der Bayrische Hiesel, der Fürst der Wälder. 2. Auflage. Verlag Hans Drachsler, Prachatitz 1932.

Das Buch, das sich „eine volkskundliche Studie" nennt, enthält neben der ausführlichen Lebensgeschichte des Matthias Klostermayer auch 16 Volkslieder. Nirgends aber ist eine Quelle angegeben, so daß das volkstümlich gehaltene Buch wissenschaftlich wertlos ist. Der Verfasser, der die „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" (Nr. 1252 = Der bayerische Hiesel) nicht kennt, scheint nicht zu wissen, daß es auch Volksschauspiele zu demselben Stoff gibt (vgl. Nr. 1136 der gleichen Bibliographie).

Sagen und Schilderungen des Mittel- und Erzgebirges. Bilderschmuck von Karl Schütz. Verlag Mieze Schütz-Rudolph in Bilin, 1932. 71 S.

Ob von den 21, zum Teil sehr romantischen Stücken der „Radelsteinsagen", die hier in 2. Auflage vorgelegt werden, heute noch etwas im Volksmunde lebendig ist, kann man wohl sehr bezweifeln. Ihr neuerlicher Abdruck ist für die wissenschaftliche Forschung ohne jede Bedeutung. Um so mehr aber begrüßt man die prächtigen Bilder von Karl Schütz, an denen man sich kaum satt sehen kann, die ihren bleibenden Wert für immer behalten. Dem Buche ist eine Abbildung der Gedenktafel beigegeben, die im Jahre 1925 am Geburtshause des Künstlers, der in jungen Jahren dem Weltkrieg zum Opfer gefallen ist, in Bilin angebracht wurde.

Gustav Klepsch, Von der Sonnenseite des Geltsch. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1932. 216 S. Preis geheftet 28 Ktsch., geb. 32 Ktsch., in Ganzleinen 36 Ktsch.

Diese Neubearbeitung der Schrift „Von der Steinzeit bis heute" ist hauptsächlich als Quellenwerk für die Geschichte von Liebeschitz, der ehemaligen Jesuitenresidenz, und der Gegend um den Geltschberg von Bedeutung, zumal der Verfasser, der Dechant in Liebeschitz ist, Gelegenheit hatte, bisher nicht verwertete, handschriftliche Quellen aus den Archiven der Seelsorgsämter in Liebeschitz, Lewin und Auscha zu benützen. Weiteren Stoff boten ihm Grundbücher des Landesarchivs in Prag, das Schloßarchiv in Liebeschitz, die Residenzbibliothek in Leitmeritz, die Schulchronik von Liebeschitz und Kuttendorf, handschriftliche Gedenkbücher des Konservators Franz Benesch, endlich Zins- und Kontributionsbücher aus den Gemeindearchiven. Das Buch bietet neben vielen Textbildern auch 19 Bildtafeln mit Abbildungen, die auch volkskundlich sehr beachtenswert sind, z. B. Kapellen, verschiedene Tore, die „alte Schule" in Haber, ein Bauernhaus aus Oberkoblitz u. a.

Konrad Bittner, Slavica bei G. W. von Leibniz. Sonderdruck aus der Vierteljahrsschrift „Germanoslavica" I. (1931/32). Prag 1932. 160 S.

Digitized by Google

Bittner, Dozent für vergleichende germanisch-slawische Literaturgeschichte an der Deutschen Universität in Prag, verfolgt in dieser sorgfältig aufgebauten und lebendig geschriebenen Untersuchung die Einstellung Leibnizens zur slawischen Welt und weist nach, daß irgendeine seelische Verbundenheit, die aus dem vermeintlich slawischen Bluterbe des großen Gelehrten entspringen würde, nirgends fühlbar noch erbeutbar ist, sondern daß Leibniz allein durch seine wissenschaftlichen Probleme und durch sein kulturpolitisches Wirken im Dienste der gesamten Menschheit in die slawische Welt hineingedrängt wurde, die für ihn die Brücke war zwischen den zwei Kulturinseln Europa und China.

Josef Kern, Das Hallstatthaus Nordwestböhmens und seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte des mitteleuropäischen Hauses.

Auf diese fleißige und gehaltvolle Arbeit, erschienen als Sonderdruck aus Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, 24. Band (1932), und damit auf die Zusammenhänge zwischen Vorgeschichte und Volkskunde sei auch hier nochmals ausdrücklich aufmerksam gemacht.

Ignaz Göth, Der Lachende Iglauer. Verlag „Altvaterbote", Hohenstadt in Mähren (1932.) 16 S.

Das Heft enthält eine Reihe von zumeist dem Volke nacherzählten Schwänken und einige kurze Mundartgedichte, alles kennzeichnend für den Iglauer Sprachinselmenschen, der auch in den trübsten Stunden seinen gesunden Frohsinn nicht verliert.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1927. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer herausgegeben von Paul Geiger. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1933.

Auch dieser Band, an dem für das sudetendeutsche Gebiet G. Jungbauer, für das tschechische Frl. Dr. Stránská und für das jugoslawische E. Schneeweis (Prag) mitgearbeitet haben, ist ein unentbehrliches Handbuch für jeden volkskundlichen Arbeiter. Im Verfasserregister würde sich in Hinkunft vielleicht empfehlen, Verfasser mit gleichen Familiennamen durch den Vornamen zu unterscheiden, z. B. Lehmann Emil von L. Ernst (Nr. 2065) und L. Edv. (Nr. 2327). An Druckfehlern ist festzustellen bei Nr. 351 „Paul Sollors Nachf." (statt Solves) und bei Nr. 525 „Tilscher" (statt Tischler).

Grundriß der Sächsischen Volkskunde. Herausgegeben im Auftrage des Sächsischen Verbandes für Volkskunde unter Mitwirkung vieler Fachgenossen in Verbindung mit P. Zinck und A. Zirkler von W. Frenzel, F. Karg, A. Spamer. Verlag Karl Richter, Leipzig 1932.

Sachsen ist volkskundlich sehr wichtig, insbesondere für den, der die Erscheinungen entwicklungsgeschichtlich und in ihren Zusammenhängen zur Soziologie verfolgt. Sachsen ist das am dichtesten besiedelte, dabei industriereichste und agrarärmste Land der Erde überhaupt. Es weist, wie F. Burkhardt in dem Buche ausführt, von allen deutschen Ländern die niedrigste Geburtenziffer, den höchsten Prozentsatz an unehelichen und totgeborenen Kindern, den höchsten Frauenüberschuß und damit auch die höchste Ziffer für Frauenarbeit in der Industrie auf. Leider vermißt man in diesem Grundriß bei allen Beiträgen ein Eingehen darauf, wie sich diese Umstände volkskundlich auswirken. Denn dies dürfte wohl die erste Frage und Aufgabe der volkskundlichen Forschung eines in seinen Lebensformen und Wirtschaftsverhältnissen so einzigartig dastehenden Landes sein. Die zweite Frage, deren Lösung vor allem der sächsischen Volkskunde zukommt, ist wohl die nach den volkskundlichen Auswirkungen der Reformation und nach der Volksreligion. Sachsen als das überwiegend evangelische Land bietet hiezu den reichsten Stoff, denn hier haben unter dem Einfluß der rasch vordringenden Reformation die früheren Volksüberlieferungen katholischen Gepräges ihre stärkste Abänderung gefunden, wenn sie nicht ganz beseitigt wurden. Auch in diesem Punkte versagt dieser Grundriß, dessen verantwortlicher Leiter Prof. F. Karg allerdings mehr Philolog als

Digitized by Google

Volkskundler ist, vollständig. Einzelne Hinweise auf konfessionelle Unterschiede, auf das Abkommen von Bräuchen u. a., besonders in dem wichtigen Abschnitt „Religiöses" des Beitrages „Die städtische Gemeinschaft" von Siegfried Sieber, der ausgezeichnet geschrieben ist, finden sich hie und da verstreut, aber eine zusammenfassende Darstellung der religiösen Volkskunde fehlt. Diese fehlt endlich für die ebenso zeitgemäße und dringende Frage, wie sich auf dem im Laufe der Ostsiedlung gewonnenen Boden deutsches und slawisches Volksgut zueinander verhält. Diese Scheidung wird sogar erschwert, indem die Überlieferungen der Wenden nicht gesondert, wie dies in der „Sächsischen Volkskunde" von R. Wuttke geschehen ist, sondern vermischt mit den deutschen behandelt werden.

Im Hinblick auf das Buch von Wuttke, das durch diesen neuen Grundriß nicht ersetzt wird, entsteht auch die Frage, inwieweit der heutige Stand der volkskundlichen Formen berücksichtigt und verwertet erscheint. Auch da ist der Grundriß sehr ungleichartig. Bloß bei den Beiträgen, die die Ergebnisse von Umfragen zur Mundart und zum Atlas der deutschen Volkskunde benützen, ist dies der Fall, vor allem aber bei den Aufsätzen von K. E. Fritzsch hat man den Eindruck, daß der Verfasser die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt und selbst als Sammler und Beobachter im Volke tätig gewesen ist, wobei er auch Augenblicksschöpfungen der Gegenwart aufgezeichnet hat, wie das wohl als Auszählreim verwendete Kinderspruchlein, das auf die Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 hinweist:

1 — 2 — 3,
der Papen legt ein Ei,
der Hindenburg der brütets aus,
da kommt der kleine Hitler raus.

Einzelne Beiträge, z. B. der über das „Recht" (S. 127—130), sind mehr als dürftig. Geradezu kläglich ist der Beitrag „Die Einzelgänger" von Georg Fischer. Der Verfasser scheint nie Beobachtungen im Volke selbst gemacht zu haben. Sonst würde er wissen, daß jeder Einödbauer, dann auch der Bauer im Haufendorf und Reihendorf und schließlich jeder Bauer in einem gewissen Sinne, gerade so wie der Müller oder Schmied, ein Einzelgänger ist. Solche Einzelgänger stehen soziologisch, aber nicht volkskundlich abseits. Gerade unsinnig ist es, dabei Berufe, die mit dem Bauer in naher Gemeinschaft leben (Hirten, Fuhrleute u. a.) mit ihm ganz fern stehenden, städtischen (Scharfrichter) oder ganz asozialen Elementen (Gauner) in einen Topf zu werfen und alles unter der Merke „Einzelgänger" zu vermengen. Besprengt bloß der Hirte und nicht auch der Bauer das Vieh beim ersten Austrieb? Legt bloß der Fuhrmann und nicht auch der Bauer ein Dachsfell auf das Kummet? Haben bloß die Fuhrleute und nicht auch die Bauern und Bauernknechte das Peitschenknallen als Verständigungsmittel? Hört bloß der Totengräber und nicht auch jeder andere Mensch der Dorfgemeinschaft die Toten auf dem Friedhof in Epidemiezeiten „schmatzen"? Liegt nur der Heilkunst der Scharfrichter, Abdecker und Schäfer der Grundsatz „Similia similibus" zugrunde? Gilt er nicht für die ganze Volksmedizin und damit auch für jeden Bauer oder Landarbeiter, der genau so wie jene „Einzelgänger" seine Heilkunst betreiben kann. Aus der Unkenntnis der Verhältnisse und der Vermengung der Begriffe erklärt sich, wenn der Verfasser die Tatsachen geradezu auf den Kopf stellt mit dem Satze: „Stärker als bei anderen Schichten ist — wie wir oben gesehen haben — das Arbeitsbrauchtum der Einzelgänger statt von technisch-rationalen von mystisch-magischen Vorstellungen durchtränkt." (S. 205). Der Verfasser möge irgendeine Frau aus dem Volke, die sich mit Heilkunst befaßt — auch in Sachsen (vgl. S. 124 des Buches) gibt es solche — beobachten und dann etwa die „Schrift vom Aberglauben" des ehemaligen Scharfrichters von Eger Karl Huß lesen. Auf diesem Wege wird er finden, wo technisch-rationale und mystisch-magische Vorstellungen in Wirklichkeit vorhanden sind.

Volkstum und Kulturpolitik. Eine Sammlung von Aufsätzen, gewidmet Georg Schreiber zum 50. Geburtstag. Herausgegeben von H. Konen und J. P. Steffes. Gilde-Verlag, Köln 1932. 620 S.

Diese Festschrift gliedert sich in fünf Abschnitte: 1. Staat. 2. Fragen der Forschung. 3. Kulturpolitik. 4. Volkstum und Volkskunde. 5. Über die Grenzen. Aus dem 4. Abschnitt sind besonders bemerkenswert die Beiträge: A. Helbok, Durch

Digitized by Google

Volksgeschichte zur Neuform unserer Staatsgeschichte; K. Meisen, Volkskunde und christliche Kultgeschichte; K. G. Fellerer, Fragen um das auslanddeutsche Kirchenlied. Aus dem 5. Abschnitt sind für uns Sudetendeutsche wichtig: E. Winter, Bolzano als Erzieher nationaler Wiedergeburt; E. Lemberg, Kulturgrenze und Volkskunde in Böhmen. In der vorzüglichen Abhandlung Lembergs ist der Satz richtigzustellen: „Der sprachlichen Erfassung deutsch-slawischer Kulturbeziehungen haben sich in Böhmen Erich Gierach und seine Schüler, vor allem Ernst Schwarz, gewidmet." Einerseits liegen hiezu nur von E. Schwarz wissenschaftliche Werke vor und zweitens ist dieser kein Schüler Gierachs, sondern P. Lessiaks.

Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski, Sagen der Deutschen in Galizien. Mit 7 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski und einer Karte. 4. Band der Ostdeutschen Heimatbücher. Verlag Günther Wolff, Plauen im Vogtland, 1932. 336 S.

Das dem Andenken R. F. Kaindls gewidmete Werk setzt die Reihe der Sagenbücher ostdeutscher Sprachinseln fort, die der ausgezeichnete Sammler und Forscher Karasek mit den „Sagen der Beskidendeutschen" eröffnet hat. Auch hier begnügt sich Karasek nicht mit der bloßen Wiedergabe der stofflich, aber auch sprachlich eigenartigen Sagen, sondern er gibt überdies nach einem Überblick über die Geschichte des Deutschtums in Galizien und allgemeinen Bemerkungen zur Sagensammlung und Buchbearbeitung eine aufschlußreiche Darstellung der „Entwicklung und Charakteristik des deutschgalizischen Sagengutes" und untersucht die „Stammesunterschiede im Sagenbestande" mit dem bemerkenswerten Ergebnis, daß von den drei deutschen Siedlergruppen Galiziens die aus dem Böhmerwald und Egerland stammenden Deutschböhmen die besten Sagenträger sind, die auch heute noch Sagengut schöpferisch formen und gestalten, während die Pfälzer verhältnismäßig (rund 7000 Deutschböhmen gegenüber rund 38.000 Pfälzern) weniger Sagen aufweisen und bei den aus dem Ukrainischen übernommenen Stoffen keinerlei Gestaltungskraft zeigen und der schlesische Neukolonist endlich leichter slawische Glaubensvorstellungen annimmt als die zwei ersten Gruppen. Besonderes Lob verdienen die Federzeichnungen, die eine seltene Einfühlungskraft in das Wesen der Sage bekunden. Dieser Band und die „Sagen der Beskidendeutschen" konnten nur durch die uneigennützige Förderung des Verbandes deutscher Volksbüchereien in Polen erscheinen. Diesen durch Bezug der Sagenbände zu unterstützen, ist nicht allein für wissenschaftliche Anstalten und Büchereien selbstverständlich, sondern auch für jeden Deutschen, der die schwierige Lage der Deutschen in den Sprachinseln des Ostens kennt und daran Anteil nimmt.

Rudolf Helm, Deutsche Volkstrachten aus der Sammlung des Germanischen Museums in Nürnberg. Mit 115 Trachtenbildern auf 48 schwarzen und 8 farbigen Tafeln. J. F. Lehmanns Verlag, München 1932. Preis geh. 4 Mark.

Das mit einer gedankenreichen Einführung und mit Erklärungen zu den Bildern versehene und prächtig ausgestattete Buch bietet auch ein sudetendeutsches Trachtenbild: Frau und Mann aus dem Egerland (Tafel 32). Hiezu schreibt Helm: „Die Männertracht dieses Grenzlandes war im Gegensatz zu den fröhlich-bunten tschechischen Trachten immer streng und düster und ist es nach einer vorübergehenden Neigung zur Farbigkeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder geworden; ihre Farbe ist Schwarz, dazu etwas Rot und Grün. Sie hat aber an den Ärmelbünden des Hemdes dichte lebhafte Stickerei, hauptsächlich Blau und Gelb, eine Farbenzusammenstellung, die es sonst in deutschen Männertrachten nicht gibt; sie muß eine Anleihe aus einer der slawischen Nachbartrachten sein. Auch die Ornamentik ist für eine deutsche Tracht ungewöhnlich. Während die Männertracht noch einen durchaus altertümlichen Charakter hat, ist die Frauentracht um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollständig verändert worden. Die alte Brauttracht war der altenburgischen ähnlich." Hiezu sei bemerkt, daß aus dem Nichtvorhandensein der erwähnten Farbenzusammenstellung in deutschen Männertrachten keineswegs geschlossen werden muß, daß es sich um eine Anleihe aus einer slawischen Nachbartracht handeln „muß".

Digitized by Google

Carl Müller, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der deutschen Siedlungen bei Sathmar in Rumänien. Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart. E. Wirtschaftswissenschaftliche Reihe, Band 8. Verlag Ausland und Heimat, Stuttgart 1932. Preis geh. 3 Mark 50, geb. 4 Mark 40.

Dieses Buch ist für die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei deshalb wichtig, weil zwischen den 60.000 Deutschen des Sathmarer Gebietes und den deutschen Sprachinseldörfern Karpathenrußlands im alten Ungarn enge geistig-kulturelle und damit auch volkskundliche Beziehungen bestanden. Näheres darüber enthält eine aus dem Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität in Prag hervorgegangene, derzeit noch ungedruckte Arbeit von Franz Böhm zur religiösen Volkskunde der ostdeutschen Sprachinseln.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. Band 13 (Mue—Ost). 848 S. Preis 188 Ktsch., bei Umtausch eines alten Lexikons 170 Ktsch.

Auch dieser Band enthält neben umfangreichen allgemeinen Artikeln (München, Münze, Musik, Mutter, Nation, Natur, Niederlande, Orden, Österreich u. a.) zahlreiche volkskundliche, z. B. Mundart, Niesen, Nobiskrug, Nothemd, Opfer, Orakel, Ortsnamen (hier fehlen die Werke von E. Schwarz), Ostern u. a.

Von Deutschen aus der heutigen Tschechoslowakei verzeichnet er: F. Müller Sprachforscher, geb. Jemnik i. B. 1834; W. Müller, Tondichter, geb. Tyrnau i. M. 1767; J. Freih. v. Mundy, Mediziner, geb. Schloß Eichhorn i. M. 1822; F. Nabl. Schriftsteller, geb. Lautschin i. B. 1883; J. Nadler, Literarhistoriker, geb. Neudörfl i. B. 1884; A. Naegle (nicht Nägle), Theolog, gest. Prag 1932; A. Neumann, Theaterdirektor, gest. Prag 1910; B. Neumann, Baumeister, geb. Eger 1687; J. v. Neumann, Dermatolog, geb. Mißlitz i. M. 1832; J. Neumann, Numismatiker, geb. Prag 1815; F. Niethammer, Elektrotechniker, Prof. an der Deutschen Technik in Prag; J. Ofner, Politiker, geb. Horschenz bei Komotau 1845; A. Ohorn, Schriftsteller, geb. Theresienstadt 1846; J. M. Olbrich, Baumeister, geb. Troppau 1867; D. Oppenheim(er) jüd. Gelehrter, gest. Prag 1736; J. Ritter v. Oppolzer, Mediziner, geb. Gratzen 1808, und sein Sohn Theodor, geb. Prag 1841; E. Orlik, Maler und Graphiker, geb. Prag 1870; A. F. Oeser, Maler, geb. Preßburg 1717. — Man vermißt den Kunsthistoriker J. Neuwirth, geb. Neuschloß i. B. 1855, den aus Prachatitz stammenden Bischof Neumann u. a. Oberplan, das nicht im westl., sondern im südl. Böhmen liegt, ist Sitz des Böhmerwaldmuseums.

Jahrbuch der deutschen Museen. 5. Jahrgang. Herausgegeben von A. Schramm. Heckners Verlag, Wolfenbüttel 1932. Preis 6 Mark 50.

Das Jahrbuch führt 61 Museen in Böhmen und 21 in Mähren und Schlesien an. Leider weist gerade dieser Abschnitt Druckfehler auf, z. B. Mies (nicht Mias), Bärn (nicht Bärm), Nikolsburg (nicht Nikelsburg). Aufnahme verdient im nächsten Jahrgang auch das Karpathenmuseum in Deutschendorf (Poprad) in der Slowakei.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, herausgegeben von J. P. Steffes, S. Behn, B. Rosenmöller und H. Brunnengräber. Münsterverlag in Münster i. W.

Das 4. Heft des 8. Jahrgangs (1932) dieser Zeitschrift ist der Volkskunde und ihrer Bedeutung für die Pädagogik und Schule gewidmet. Es enthält die Beiträge: R. Knippen, Grundsätzliche Umschreibung des Begriffes der Volkskunde als eines wissenschaftlichen Objektes; W. Schulte, Zur grundsätzlichen Bedeutung der Volkskunde für die theoretische und praktische Pädagogik; R. Knippen, Von der Methode volkskundlicher Erziehung; K. Haase, Soziologische Voraussetzungen volkskundlicher Erziehung; W. Schmetz, Auswirkungen der volkskundlichen Pädagogik im Rahmen der kirchlichen Volkskunde; P. J. Kreuzberg, Volkstumspflege in der Landschule.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Chodská 2a

6. Jahrgang 1933 — 2./3. Heft

Bibliographie der sudetendeutschen Volkstänze

Von **Walter Zawadil**

Es ist ein Zeichen von Lebenskraft und Lebenswillen, wenn ein Volk sich auf sein eigenes Wesen besinnt, wenn es zu der Erkenntnis seiner Eigenart, der Quelle seines Denkens und Fühlens vorstößt, um von dort aus eine Erneuerung des gesamten Volkslebens durchzuführen. Solch eine Erneuerung findet ihre Vorläufer in manchen Teildisziplinen der Wissenschaft, wie in der Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Musikgeschichte, aber auch wie neuerdings in der Soziologie und vor allem in der Volkskunde. Letztere bildet besonders in den deutschen Grenz- und Auslandgebieten die Grundlage und gehört zu den wichtigsten Faktoren einer Volksbildung, deren Endziel die Volkwerdung ist.

Die Volkskunde samt ihren Teilgebieten hilft mit an der Schaffung aller jener Voraussetzungen, die nötig sind, um den Grenz- und Minderheitdeutschen das Bewußtsein ihrer historischen Tradition, Seßhaftigkeit, Eigenart und Daseinsberechtigung zu geben, ihnen Rückhalt und Kraft im Kampfe um ihren Bestand zu verleihen; sie hilft vor allem dann, wenn die volklichen Symbolreiche aus einer bloßen Passivstellung heraustreten und aktiv werden. Sie spielen dann als volkhafte Elemente eine wichtige Rolle im Prozeß der Neubelebung und Selbsterkenntnis eines Volkes.

Die Teilgebiete der Volkskunde, wie Tracht, Volkslied, Volkstanz usw., dürfen also nicht bloß passiv rückschauenden, wissenschaftlichen Interessen dienen, sondern vorschauend aufbauender Volkstumsarbeit. Nicht, daß damit der Volkstanz als ein Teilgebiet der Volkskunde in den Mittelpunkt jedweder Volksbildungsarbeit gerückt werden soll; im Gegenteil, seinen Wiederbelebungsversuchen täte eine gründliche Reform not. Ganz bescheiden wird man in den Hoffnungen auf eine umwälzende Auswirkung der Volkstanzbewegung werden müssen, ohne damit die Tatsache zu mindern, daß auf bestimmten Gebieten der Volkstanz zu einem wichtigen Bestandteil deutscher Gemeinschaft werden kann.[1]) „Er ist überall dort zu beleben, wo er seine Ursprünglichkeit übernommen hat, wo er durch jahrzehnte- und jahrhundertealte Tradition ein Wesensteil des Volkes geworden ist: in den Kreisen der Jugend, in den Bauernstuben und Dorftanzereien, bei Hochzeit und Kirmes muß er wieder Eingang finden — der deutsche Tanz als wirklicher, echter Freudenbringer." Er soll dem Volke

[1]) Seit 1925 erscheint die Vierteljahrsschrift „Der Volkstanz", seit 1927 als Monatsschrift.

Digitized by Google

nicht mehr sein, als ihm zukommt: Spender wahrer Freude; aus echtem Gemeinschaftsgeist entstanden, wirkt er sich auch so wieder aus: gemeinschaftsbildend. Das ist wahrlich genug des Schönen und Guten, um neben allen nur volkskundlich Begeisterten auch alle Bildner und Volkserzieher zu veranlassen, sich ernstlich mit ihm zu beschäftigen.

Die folgende Übersicht hat nicht den Zweck, Formschönes von Unechtem, stilreine Tänze von Varianten oder Mischungen zu scheiden, sondern alle erreichbaren Tänze zusammenzustellen, um eine Übersicht über das vorhandene Tanzgut unserer sudetendeutschen Gebiete zu geben.

Dem Verfasser ist hiebei klar, daß eine derartige Übersicht immer nur eine größtmögliche, nie aber eine vollständige sein kann. Sind doch gerade bei den Volkstänzen die Grenzen gegen das Lied einerseits und gegen die Volksmusik und bloße Tanzmusik andererseits gänzlich unscharf und fließend. Weiters muß berücksichtigt werden, daß infolge der Wiederbelebungsversuche verschiedener Volkstanzkreise eine klare Scheidung zwischen lebendigem und vergessenem (oder nur gedruckt überliefertem) Volksgut nicht immer möglich ist. Hiebei bleibt allerdings die Frage offen, ob derartige Wiederbelebungsversuche in der „Oberschicht" auch tatsächlich eine Wieder-„verwurzelung" zur Folge haben muß.[2]) Der Erfolg wird von Fall zu Fall verschieden sein und hängt vor allem von den Menschen jener Tanzkreise ab. Man wird überhaupt in diesen Dingen bescheidener werden, mehr mit den gegebenen Voraussetzungen rechnen müssen und vor allem den Tanz nie als Selbstzweck ansehen dürfen. Über diese Dinge muß man sich klar werden, sollen die Bemühungen von Erfolg begleitet sein.[3])

Auch die Grenzen zwischen den Tänzen verschiedener Landstriche sind schwankend. Sowohl durch Wanderungen der Tänzer hervorgerufen, als auch infolge der Volkstanzpflege in den Gruppen der Jugendbewegung, in Volkshochschulen und bei verschiedenen Schulungswochen.

Alle diese Fragen, die eine bloße Übersicht offen läßt, wie Echtheit, Herkunft, Alter, Wanderungen der Tänze, Variantenbildungen (Gründe hiefür), Ähnlichkeit usw. müssen erst durch genaue wissenschaftliche Untersuchungen beantwortet werden. Desgleichen die Frage nach dem Charakter, „deutsch" oder „slawisch", wobei sicherlich viele Ergebnisse der Trachtenforschung auf den Volkstanz übertragbar sind.[4])

---

[2]) Vgl. Max Hildebert Boehm, „Das eigenständige Volk", Göttingen 1932, S. 194 ff. — Zur Frage der praktischen Brauchtumspflege äußert sich auch der Grazer Volkskundler Viktor v. Geramb, „Zur Frage nach den Grenzen, Aufgaben und Methoden der deutschen Volkskunde" (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, 1928, S. 163 ff.) und „Die Volkskunde als Wissenschaft" (Zeitschrift für Deutschkunde, 1924, S. 67 ff., S. 104 ff.).

[3]) Vgl. den Aufsatz „Zur Frage des Volkstanzes" im Kalender des Deutschen Kulturverbandes 1932, S. 135 f.; diesem Aufsatz sind auch unsere Bilder entnommen, die dem 1930 in Aussig gedrehten „Sudetendeutschen Volkstanzfilm" entstammen und deren Druckstöcke in entgegenkommendster Weise vom Deutschen Kulturverband, Prag VII, Šimáčkova 14, zur Verfügung gestellt wurden.

[4]) Vgl. hiezu Josef Hanika, „Die Erforschung der westböhmischen Volkstrachten" (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 2, 1929), S. 1—15, 51—65, 110—119).

Digitized by Google

Die Übersicht soll aber nicht nur das Interesse an all diesen Fragen wecken, sondern ein praktischer Behelf für Tanzkreise und Gruppen sein, denen der Mangel an geeigneten Hinweisen und Quellen oft Schwierigkeiten bereitet.

Die **Tänze** sind innerhalb der verschiedenen Landstriche (außer bei den kleineren Landschaftsteilen, wie: Erzgebirge, Nordböhmen, Iglauer und Wischauer Sprachinsel) nach der Art der Tänze (Paartänze, Dreiertänze oder Figurentänze) geordnet; diese wieder untereinander alphabetisch. Von der näheren Bezeichnung, ob ein Paartanz im Kreis oder in der Reihe getanzt wird, wurde abgesehen.

Die **Quellen** sind untereinander chronologisch geordnet.

Von der Einbeziehung aller theoretischen Abhandlungen über Volkstänze in diese Übersicht mußte Abstand genommen werden;[5]) ebenso konnte auf die mannigfaltigen Erscheinungsformen der Volksmusik im weiteren Sinne (Ländler, Menuetts, Walzer, Polka usw.) nicht eingegangen werden.

Tanzfassung bedeutet die Herkunft der Quelle (Aufzeichnung) oder dem Landstriche nach.

Tanzform bezeichnet den Tanz als solchen (ohne Weise).

Erklärungen sind nähere Angaben über Herkunft, Aufzeichnung, Melodie, oder Hinweise auf ähnliche Tänze. Ebenso Erläuterungen zum Text.

Unter **Beschreibung** versteht man die Tanzausführung, die genaue Angabe der Tanzfiguren und Bewegung; Anleitung für Lernende.

Variantenformen (Abwandlungen) oder Kontaminationen (Vermischung verschiedener Form- und Weisenmotive zu einem neuen Tanz) sind nach Möglichkeit besonders vermerkt.

---

[5]) F. M. Boehme, „Geschichte des Tanzes in Deutschland", 2 Bde., Leipzig 1886, ist immer noch der Ausgangspunkt späterer Untersuchungen geblieben, daneben noch O. Bie, „Der Tanz", 1919; erst viel später beginnt man nach monographischer Art über einzelne Tänze und ihre Beziehungen zu verwandten, über deren Ursprung und Musik Untersuchungen anzustellen. Davon sind besonders hervorzuheben die Arbeiten von: Raimund Zoder, „Judentänze" (Jahrbuch für Volksliedforschung, hg. v. John Meier, 2 [1930], S. 122 ff.); Walther Kubiena, „Der Stacklaseff und seine Verwandtschaft" (Deutschmährische Heimat, hg. v. H. Preibsch, 9 [1923], S. 125 ff.); E. Hermann, „Siebensprung" (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin, 15 [1905], S. 282 ff.) und Nachträge, ebd., 17 [1907], S. 81, 447); J. Bolte, „Der Hallesche Stiefelknechtgalopp" (Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, 1926); derselbe über den Bandeltanz (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin 35 [1925], S. 37 f. und 37 [1927], S. 17 f.); K. M. Klier, „Zum deutschen Volkstanz" (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 3 [1930], S. 256—259) u. a. — Werden zum Beispiel bei R. Zoder Musik und Tanzform gleichwertig und in ihren Beziehungen zueinander behandelt, so untersucht P. J. Bloch in seiner mit zahlreichen Quellenangaben versehenen Arbeit „Der deutsche Volkstanz der Gegenwart" (Hessische Blätter für Volkskunde, 25 [1926], S. 124—180, und 26 [1927], S. 26—80), lediglich die Tanzformen ihrer Art und Herkunft nach, ohne Einbeziehung der Musik. Sein Ergebnis: „Von den Tänzen kultischen Charakters abgesehen, sind die Tänze des Volkes gewandelte, gesunkene Tänze der Gesellschaft", ist jedenfalls einseitig und entbehrt deutlicherer Beweise.

Digitized by Google

Die Gleichheit der Tänze verschiedener Quellen ist nicht besonders vermerkt.

Es sei im voraus allen jenen gedankt, welche an einer Vervollständigung und einem weiteren Ausbau dieser Volkstanzbibliographie mithelfen wollen. Fortsetzungen und Ergänzungen werden jeweils in der „Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde", hg. v. Prof. G. Jungbauer, erscheinen; Zuschriften und Bestellungen nach: Prag XII., Chodská 2a.

Grundlagen für diese Zusammenstellung bildeten:

Hauffen Adolf, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen. Eingeleitet und hg. v. Gustav Jungbauer, Reichenberg 1931, 400 S. (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, XX. Band).

Hobinka Edgar, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien. Reichenberg 1928, 120 S. (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, XVIII. Band, Heft 1).

Hoffmann-Krayer, Volkskundliche Bibliographie (für die Jahre 1917—1927, 8 Bände) Berlin und Leipzig bei W. de Gruyter.

Jungbauer Gustav, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. Prag 1913, 570 S. (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, XI. Band).

Abkürzungen.

(Die mit * bezeichneten Tanzsammlungen eignen sich besonders gut für den praktischen Gebrauch in Tanzkreisen und Schulen.)

*Bürger-Fiedler = „Fünfundzwanzig alte deutsche Tänze", hg. von der Deutschen Bauernschule in Bad-Ullersdorf (Nordmähren) 1931 durch Fritz Bürger; gesetzt für Streich- oder Blasmusik (3 bis 6 Instrumente) und Klavier von Karl Fiedler.

Diese Ausgabe ist mit Erklärungen, genauen Beschreibungen, Text und Abbildungen versehen.

DVöB = Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen, hg. von Eduard Langer, Braunau in Böhmen. — Vierteljahrsschrift, 1901 bis 1913.

Egerl. = Unser Egerland, Monatsschrift für Heimaterkundung und Heimatpflege; Eger 1897 ff.

EglVl = „Egerländer Volkslieder", hg. von Alois John und J. Czerny, Eger 1901.

Einstimmige Weisen mit Worten; kurze Erklärungen S. 6.

*Fladerer SV = „Sudetendeutsche Volkstänze", (Heft 2/3 und 5/6 der „Deutschen Volkstänze"); 1. und 2. Teil 1928, 3./4. Teil 1930, hg. von Oswald Fladerer im Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Einstimmige Tanzweisen mit genauen Beschreibungen und Erklärungen; teilweise auch Liedworte.

*Hilgart = „Böhmerwäldler Tänze", hg. von Alois Hilgart, im Selbstverlag Teplitz-Schönau; für Streich- und Blasmusik gesetzt von Fritz Bruckdorfer.

37 verschiedene Tänze in Einzelausgaben, bei einigen Beschreibung.

Digitized by Google

*Hoidn DVB = „Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald", hg. von Ludwig Hoidn, Klaviersatz von Fritz Arxenfeld; erschienen in: Bunte Tänze, Bd. 8, hg. von A. Helms u. J. Blaschke, Hofmeister-Verlag, Leipzig 1930.

Klaviersatz, Beschreibungen, Abbildungen.

Knappe = „Die Volkslieder und Volkstänze des Riesen- und Isergebirges", gesammelt von Adolf Knappe. H. Springer, Hirschberg i. Schl. 1912. S. 109.

116 Volkstänze, einstimmig, mit Worten und teilweise kurzen Beschreibungen.

*KuhlT = „Kuhländer Tänze", hg. von Fritz Kubiena, Drei-Tannen-Verlag, Sternberg (Mähren) 1922.

30 Tänze im Klaviersatz mit Erklärungen und genauen Beschreibungen. Einleitung über die Kuhländler Sprachinsel.

*Lanz = Josef Lanz: „Ostschlesische Volkstänze"; 1. Teil, 1924, Plauen im Vogtl. (15 Tänze für 2 Violinen und Klampfe); 2. Teil, 1931, Plauen, (20 Tänze für 2 Geigen und Bratsche, gesetzt von Fritz Scharlach).

1. Teil ohne Beschreibungen.

*2. Teil mit genauen Tanzbeschreibungen und einigen Erklärungen.

MSchönhVk = Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes, Mähr.-Trübau 1905 ff.

Nachl. Götz = Nachlaß des Volksliedforschers Josef Götz, Brünn; Teil des „Volksliedarchivs", aufbewahrt im Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität in Prag XII, Budečská 6.[6])

*SchönhT = „Schönhengster Volkstänze", hg. von Älteren des Trübauer Wandervogels, für Klavier gesetzt von J. Janiczek, Mähr.-Trübau 1928.

17 Tänze mit genauen Erklärungen und Beschreibungen; teilweise mit Text. Einleitung über die Schönhengster Sprachinsel.

Stolz = „Liederhannes", Alte deutsche Volkslieder aus Nordmähren, Westschlesien und Ostböhmen. Zusammengestellt von Hans Stolz. Freudenthal 1924.

Volkstänze S. 51—62. Einstimmig, Klampfenbegleitung und Worte (ohne Erklärungen und Beschreibungen).

„As es a Jedin groasn goanga" (siehe Nr. 97 der Volkstanz-Bibliographie); „Ech war mr a" (Text ähnlich Nr. 96); — „Ei an'n beßla, baßla" (2. Teil von Nr. 112); — „Ei, ei, labt sa nouch?"; — „Feder dich, feder dich" (siehe Bürger-Fiedler-Fassung Nr. 150); — „Nouch a Steckla watter" (siehe Nr. 22, 28, 31 und 145); — „O, mei lieber Stackla Seff!" (siehe Nr. 156); — „Rechters Hannes hout mech gebaten"; — „Schneider Karlina", 2 Textfassungen (siehe Nr. 132 und 159); — „Seff, blei dou!" (siehe Nr. 103 und 148); — „Vetter Mechel".

[6]) Der Nachlaß Götz wurde vom „Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied in der Tschechoslowakischen Republik" angekauft. Er enthält Einsendungen aus über 100 Ortschaften der Sudetenländer, Reinschriften, Abschriften, Bearbeitungen und Einzelbeiträge, handgeschriebene Liederbücher usw. Insgesamt rund „2000 Lieder, 1600 Liedertexte und 1500 Sprüche aller Art, etwa 28 Volksschauspiele und mehrere Tänze, Fanfaren u. a.". In diesem Nachlaß befinden sich auch einige Tanzmelodien aus dem Schönhengstgau und Kuhländchen, die nicht nur tschechische Namen aufweisen, sondern auch einen deutlich slawischen Melodiecharakter tragen; sie wurden, da sie nur Weisen darstellen, weggelassen.

Digitized by Google

VId = Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Wien 1899 ff.
VIdArchiv = Volksliedarchiv Prag; im Seminar für deutsche Volkskunde, Prag XII, Budečská 6.
ZföVk = Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Wien 1895 ff.

Böhmerwald.

Paartänze:

1. Af da böhmischen Grenz hots an Fuhrmo vowaht: Hilgart Nr. 16.
2. Auskehrer: Hoidn DVB, S. 46.

„Ländler", ein Kreistanz aus dem Egerlande

3. Das Biberhennl: ZföVk 8 (1902), S. 170; J. Blau: Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes im oberen Angelthale); Tanzweise mit kurzer Beschreibung und Erklärung.
4. Böhmawoldkläng: Hilgart Nr. 11.
5. Bruckataler: Hoidn DVB, S. 32.
6. Butschar: Hoidn DVB, S. 42.
7. s'Deandl mitn routn Miada: Hilgart Nr. 14.

Digitized by Google

8. Da Döaflera: Hilgart Nr. 25.
9. Drahrerpolka: Hoidn DVB, S. 30.
10. Druck nur zua! Hoidn DVB, S. 29.
11. Eisenkeil: Hoidn DVB, S. 38; (3 Melodiearten. Wechseltänze zwischen 2/4 und 3/4 Takt).
12. Da Eisnstoinera: Hilgart Nr. 28.
13. D' Gmüatlikeit (Es geht nichts über die Gemütlichkeit): Hilgart Nr. 13. — Hoidn DVB, S. 40.
Auch in Nordmähren verbreitet.
14. Fingerlpolka: Hilgart Nr. 35. — Hoidn DVB, S. 33.
15. Fischermarsch: Hoidn DVB, S. 40 f.
16. Gehpolka: Hoidn DVB, S. 8.
17. Grüaß aus Hoil (Haidl)[7]: Hilgart Nr. 8.
18. Heitürljogerl: Hilgart Nr. 5.
19. Hejtatonz: Hilgart Nr. 22.
20. Hennerl pipi: Hoidn DVB, S. 43.
21. Hoilera[7])-Minet: Hilgart Nr. 10.
22. Holzbock: Hoidn DVB, S. 25 f, (2 Tanzarten); Weise und Tanzform ähnlich dem „Marfano" und „Krauttreter".
In Mähren „Noch a Steckla wetter". Siehe unter Stolz (Abkürzungen).
23. Holzhauadrahra: Hilgart Nr. 19.
24. Jagermarsch: Hilgart Nr. 1. — Hoidn DVB, S. 6.
25. Kikeriki: Hoidn DVB, S. 32.
26. Knäagerza:[8]) Hilgart Nr. 4.
26 a. Knaugerza:[9]) Hilgart Nr. 12.
27. Körbeltanz: Hoidn DVB, S. 7.
Weise und Tanzform verschieden von der Kuhländler Fassung.
28. Krauttreter: Hoidn DVB, S. 24.
Weise und Tanzform ähnlich dem „Marfano" und „Holzbock".
In Mähren „Noch a Steckla wetter".
29. Kuhdorfer: Hoidn DVB, S. 44.
30. Linzer Polka: Hoidn DVB, S. 31.
31. Marfano: Hoidn DVB, S. 9.
Weise und Tanzform ähnlich dem „Krauttreter" und „Holzbock".
In Mähren „Noch a Steckla wetter".
32. Mucknsteigla Kiawatonz: Hilgart Nr. 3.
33. Münchner Polka: Hoidn DVB, S. 9.
34. Der Neubayrische: Fladerer SV 1, S. 8. — Hoidn DVB, S. 20. — Bürger-Fiedler Nr. 22; (etwas verschieden von den beiden vorigen).
35. Neukatholischer: Hoidn DVB, S. 28.
36. Dawers-Polka: Hilgart Nr. 33.

[7]) Name eines Dorfes.
[8]) Knä(a)gerzen = knarren.
[9]) Knaugerzen = miauen.

Digitized by Google

37. Pflamhansl: Hilgart Nr. 20.
38. Pflasterer: Hoidn DVB, S. 41.
39. Pläschpolka: Hoidn DVB, S. 33; (2 Tanzarten).
40. Ponzera: Hilgart Nr. 17.
41. Potscherl-Polka: Hilgart Nr. 32.
42. Ratschiner: Hilgart Nr. 36.
43. Rutsch hin, rutsch her:[10]) Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, hg. von E. K. Blümml, 6 (1908), S. 48 f; einstimm. Weise mit Beschreibung (G. Jungbauer, Die deutsche Volksdichtung). — Hilgart Nr. 15; (s'Hüttenmaderl). — Hoidn DVB, S. 32; abweichend von Jungbauer und Fladerer unter dem Namen „s'Hüttenmadl". — Fladerer SV 3/4, S. 4.
Weise etwas von der gleichnamigen Egerländer Fassung verschieden.
44. Sehgst a schon, ezt kimmt er: Hoidn DVB, S. 36; (2 Tanzarten, hier der „Hax af" genannt.
45. Siebnbürgerbaua: Hilgart Nr. 18.
46. Siebenschritt: Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, hg. von E. K. Blümml, 6 (1908), S. 49 f; einstimm. Weise mit Beschreibung (G. Jungbauer, Die deutsche Volksdichtung). — Hoidn DVB, S. 29; (2 Tanzarten). — Bürger-Fiedler Nr. 24.
Alle Weisen untereinander verschieden und auch anders als die nordmährische Fassung; ähnlich der Kuhländler „Barbele ies eim Gorte gange". Tanzform dieselbe.
47. Schnagldonerl: Hilgart Nr. 29.
48. Schustergsell: Hoidn DVB, S. 24.
49. Schusterpolka: Hilgart Nr. 34. — Hoidn DVB, S. 23.
Ähnlich der Kuhländler Tanzform, Weise verschieden.
50. Schwedischer Walzer: Hoidn DVB, S. 42.
51. Spinnradltanz: Fladerer SV 2, S. 12. — Hilgart Nr. 2. — Hoidn DVB, S. 26. — Bürger-Fiedler Nr. 20.
Verschieden vom Schönhengster „Spinnradla".
52. Spitzkirm-Polka: Hilgart Nr. 30.
53. Stiefliknet-Polka: Hilgart Nr. 31.
54. Stodlbauer: Hilgart Nr. 6.
55. Stad, stad, daß uns net draht: Hilgart Nr. 7.
56. Summahansl: Hoidn DVB, S. 37.
57. Tätscher: Hensel W., Volkstänze aus deutschen Gauen; Heft 1, Augsburg 1925, S. 10; (für Streichquartett; verschieden von der Hoidn-Fassung). — Hoidn DVB, S. 28. — Bürger-Fiedler Nr. 25; (ähnlich der Hensel-Fassung).

[10]) Vgl. dazu die vorbildliche Untersuchung von J. Bolte, „Der Halle'sche Stiefelknechtgalopp" (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Berlins 1926, Nr. 10 bis 12), über die Varianten dieses Biedermeiertanzes, der im Böhmerwald und Egerland als „Rutschhin" oder im Kuhländchen („Hinerschorr"), Schönhengstgau, in Nordmähren, Schlesien und Ostschlesien als „Hühnerscharre" vorkommt. — Über die Melodie K. M. Klier, Vld 28 (1926), S. 17.

Digitized by Google

58. Trejdera: Hilgart Nr. 27.
59. Uwa Bär und Tol: Hilgart Nr. 9.
60. Tiroler Schützen: Hoidn DVB, S. 27.
61. Waldjager: Hoidn DVB, S. 27.
62. Wöldschützlandla: Hilgart Nr. 23.
63. Zejglhüttlera: Hilgart Nr. 24.
64. Zipfodum: Hoidn DVB, S. 36.
65. Zwiegerza: Hilgart Nr. 21.

Dreiertänze:

66. Linzer Polka: Hoidn DVB, S. 31.
67. Zipfelhauben: Hoidn DVB, S. 10.

Die „Woaf", ein Paartanz aus dem Schönhengstgau

Figurentänze:

68. Bauernmadl: Kreistanz; Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, hg. von E. K. Blümml, 6 (1908), S. 48; einstimm. Weise mit Beschreibung (G. Jungbauer, Die deutsche Volksdichtung). — Hoidn DVB, S. 22 f. — Hilgart Nr. 26; (s'Bauerndeandl).
69. Mühlrad: Burschentanz im Kreis zu Sechsen; Hoidn DVB. S. 25. Weise anders als die Kuhländler. Tanzform dieselbe.
70. Polstertanz: Kreistanz; Hoidn DVB, S. 43.

Digitized by Google

Egerland.

Paartänze:

71. Af Maßlboch bin i gfoahrn: mündlich überliefert.
72. Driefous (Dreifuß): Egl Bl 2, S. 36. — Fladerer SB 1, S. 10.
73. Duadl (Tanzlied): BldArchiv E 7b; einstimm. Weise und Worte (J. Köhler, 1898). — Egl Bl 2, S. 36 f.
74. Gräinfous: Egl Bl 2, S. 38; ohne Worte.
75. Hupfats Buagl: Egl Bl 2, S. 37; einstimm. Mit Worten.
76. Judenwalzer: Darüber schreibt R. Zoder im Aufsatz: „Judentänze" (Jahrb. f. Volksliedforschung, hg. von John Meier, 2 [1930], S. 136).
Daselbst weitere Quellenangaben.
77. Rutschhin: BldArchiv E 25; einstimm. Weise und Worte (J. Hofmann).
Weise etwas von der gleichnamigen Böhmerwaldfassung verschieden.[11])
78. Siebenschritt: Egerl 10 (1906), S. 8 f; Weise und Texte; 2 Melodiefassungen. — Ebenda 9 (1905), S. 41; kleine Mitteilung über den Tanz (E. Hartmann).
79. Schaflstil: Egl Bl 2, S. 36.
80. Stodltürl: BldArchiv E 7b; einstimm. Weise und Worte (E. Köhler). — Egl Bl 2, S. 35; 2 Varianten. — Egerl 25 (1921), Heft 5; Weise, Beschreibung und Erklärungen (M. Wosmik). — Fladerer SB 2, S. 14.
Alle 5 Tänze sind textlich und musikalisch verschiedene Fassungen.
81. s'Ziegl is gfreckt: (Tanzlied) — BldArchiv E 7b; einstimm. Weise und Worte (J. Köhler, 1898).

Figurentanz:

81 a. „As Noanas Zeit'n", 6 Ländlerfiguren nach Altegerländer Volksmelodien. Von Anton Egerer; für verschiedene (bis 13) Streich- und Blasinstrumente gesetzt von H. Zitterbart. Verlag Eghalanda Gmoi z' Töplitz, 1925. Erklärung und genaue Beschreibung der 6 Teile in „Eghalanda Bundeszeiting", Bodenbach, 1 (1923), Folge 7: „Etwas zur Neubelebung unserer Tänze" von Anton Egerer.
82. Roia (Rundtanz): Bld 12 (1910), Heft 1, S. 8 f; Tanzweise anderer Fassung (J. Huska). — Egerl 25 (1921), Heft 1, S. 3; Text und Tanzbeschreibung („Roialieder" von R. Schücker). — Ebenda 25, Heft 5, S. 33 f; Text und Weise (Heimatliche Tänze von M. Wosmik). — „Roia", hg. von der Eghalanda Gmoi z' Töplitz, 1923; 7 Figuren für ungef. 14 verschiedene Streich und Blasinstrumente gesetzt. Erklärung und genaue Beschreibung in „Eghalanda Bundeszeiting", Bodenbach 1 (1923), Folge 8: „Etwas zur Neubelebung unserer Tänze" von Anton Egerer.

[11]) Näheres die Fußnote zu „Rutschhin" (Böhmerwald).

Digitized by Google

Erzgebirge (Mittelgebirge).

83. Klatscher: Bld 28 (1926), Heft 2/3, S. 27 f; Klaviersatz (A. Pöschl).
84. Tanz rückwärts: Bld 28 (1926), Heft 2/3, S. 27 f.; Klaviersatz (A. Pöschl).

Nordböhmen.

85. Braunauer Hochzeitstanz: DVöB 3 (1903), Heft 1, S. 34 f.; einstimm. Weise, Erklärungen.
85 a. Bohnewitz: Knappe S. 110; einstimm. mit Worten.
86. Fastnachtstanz: Paartanz; Riesenz. 18 (1898), Heft 1, S. 26; einstimm. Weise mit Beschreibung und Erklärung (J. Böhm, Das Narrenlaufen).
87. Flachs ei dan Falde: Figurentanz. Aus dem Adlergebirge (Deutsches Bergland, Hohenstadt i. Mähren, 1 [1925], S. 111).
87 a. Fuhrmannswalzer: Knappe S. 114; einstimm. mit Worten und kurzer Beschreibung.
87 b. Großvatertanz: Knappe S. 116; einstimm. mit Worten und kurzer Beschreibung.
88. Hulaner: Paartanz; DVöB 10 (1910), Heft 3/4, S. 145; einstimm. mit kurzer Erklärung.
Gleich dem nordmährischen Hulaner.
89. Judentanz: Kreistanz; Bld. 28 (1926), Heft 2/3, S. 18; einstimm. Weise mit kurzer Erklärung (A. König). — R. Zoder, Judentänze (Jahrb. für Volksliedforschung, hg. v. John Meier, 2 [1930], S. 127); kurze Erklärung.
89 a. Kuckuckswalzer: Knappe S. 113; einstimm. mit Worten und kurzer Beschreibung. (Nach der Weise des Liedes: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach.")
90. Nordböhmischer (Hans mit dem ladernen Schnappsack): Bld 14 (1912), Heft 5, S. 93 f.; einstimm. Weise und Worte (A. König).
90 a. Samtmanchester: Figurentanz; Knappe S. 111; einstimm. mit Worten und kurzer Beschreibung.
91. Siebenschritt: Paudler A., Nordböhmische Volkslieder, 1877, S. 30 f.; 4 Strophen Text.
91 a. Herr Schmidt: Knappe S. 112; einstimm. mit Worten und kurzer Beschreibung.
Gleich der nordmährischen Fassung; anders als die ostschlesische.
92. Schwabentanz: Paudler A., Nordböhmische Volkslieder, 1877, S. 34; Text.
93. Winker: R. Zoder, „Judentänze" (Jahrb. f. Volksliedforschung, hg. v. John Meier, 2 [1930], S. 132); aus der Reichenberger Gegend (A. König, 1905).
Weise und Beschreibung.
Gehört in die Reihe der Judenpolka.

Digitized by Google

93 a. Würgewalzer: Knappe S. 115; einstimm. mit Worten. Weise gleich der nordmährischen Fassung.

94. Zweitritt: DVöB 10 (1910), Heft 3/4, S. 146; einstimm. mit kurzer Erklärung.

Schönhengstgau.

Paartänze:

95. Dreierlei: Nachl. Götz; einstimm. (Reichenau, Rothmühl). Tanzform ähnlich dem Kuhländer „Mischlich".

Die „Muffline", ein Paartanz aus dem Teßtale

96. Einzugsstets: Vld 28 (1926), Heft 2/3, S. 30; einstimm., Erklärung S. 32 (J. Götz — R. Zoder). — Fladerer, Deutsche Volkstänze, Heft 1, S. 2. — Derf. SV 2, S. 4. — SchönhT Nr. 1. — Bürger-Fiedler Nr. 1; siehe bei Stolz (Abkürzungen).

97. Est a Moadla grof'n goanga: Nachl. Götz; einstimm. mit Worten und Beschreibung (Brüsau). Siehe bei Stolz (Abkürzungen).

98. Galameika: Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau). Siehe Kuhländler „Kalameika" (Nachl. Götz).

99. Großmuttertanz: DVöB 4 (1904), Heft 4, S. 246; einstimm., Weise und Worte.

Digitized by Google

100. Halbdeutsch: Götz; einstimm. (Reichenau).
Weise und Tanzform wie beim Kuhländler „Of Brawe naus".

101. Halbdeutscher: Nachl. Götz; einstimm. (Reichenau, Grünau, 2 Moletein, 4 Kunzendorf, 3 Kornitz, M. Rothmühl); verschiedene Fassungen. — Bld 28 (1926), Heft 2/3, S. 30; einstimm. Erklärung S. 32 (J. Götz — R. Zoder). — SchönhT Nr. 6.

102. Holaner: Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau, Kunzendorf). Nur wenig verschieden von der nordmährischen und Kuhländler Fassung. — Derf.; einstimm. mit Worten (Grünau, Moletein); Weisen etwas von den vorherigen verschieden.

103. Hons, bleiduh: Nachl. Götz; einstimm. mit Worten. (Kunzendorf). DVöV 10 (1910), Heft 3, S. 158; Weise und Worte („Volkstümliche Musik", E. Langer). Gleich der nordmährischen Fassung. Siehe weiteres bei Stolz (Abkürzungen).

104. Hühnerscharre: Nachl. Götz; Klaviersatz, Weise gleich der SchönhT-Fassung. (Moletein, M. Rothmühl — andere Weise.) — Fladerer SV 2, S. 10.[12]) Weise ähnlich der Fassung Lanz 1, S. 12. — SchönhT Nr. 8; andere Weise als bei Fladerer und beide verschieden von der Kuhländler und nordmährischen Fassung; Tanzform dieselbe. Weise verschieden von der ostschlesischen Fassung, Lanz 1, S. 12 und 2, Nr. 9.

105. Jäger pack du dich von dannen: Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau).

106. Judenpolka: Nachl. Götz; einstimm., stellenweise Worte (3 verschiedene Fassungen aus Kunzendorf).

107. Kaffer: Nachl. Götz; einstimm. (Kunzendorf, M. Rothmühl).

108. Lauterbacher Brauttanz: MSchönhVk 1 (1905), Heft 1, S. 41 f.; einstimm. Weise und Worte (zweiteiliger Tanz). — DVöV. 11 (1911), Heft 3/4, S. 148 f. (andere Weise als die vorhergehende), einstimm. mit Worten. — SchönhT Nr. 10 (Altdeutscher Bauernbrauttanz); von der Fassung der MSchönhVk und DVöV verschieden. — „Atlas der deutschen Volkskunde", Prag XII, 974; „Brauttanz" aufgez. v. Lehrer Josef Thamm, Lauterbach b. Leitomischl, Fragebogen III, Sch qu 1 (010 15 5 b), Frage 129 (Zusatz); ähnlich der Fassung SchönhT Nr. 10.

109. Line-Klare: Nachl. Götz; einstimm. (3 Fassungen aus Kunzendorf). Gleich dem Kuhländler.

110. Links-Polka: Nachl. Götz; einstimm. (Altstadt b. M.-Trübau).

111. Mufflina (Muhmlene): SchönhT Nr. 11 (aus dem Teßtale — b. M.-Schönberg). Gleich der nordmährischen Fassung.

112. Nationalstets (Der große Stets): Nachl. Götz; 9 untereinander verschiedene Stetsweisen, einstimm. (Kunzendorf, Konitz, Mähr. Trübau). — SchönhT Nr. 3; — Fladerer SV 3/4, S. 10. Siehe unter Stolz (Abkürzungen).

[12]) Näheres die Fußnote zu „Rutschhin" (Böhmerwald).

Digitized by Google

113. Plotsch-Tanz: SchönhT Nr. 9; Weise und Tanzform ähnlich dem nordmähr. „Platschtanz" und der Kuhländler „Zigeunerpolka" („Platschletanz").
114. Ramert-Franz-Polka: Nachl. Götz; einstimm. (Alt-Moletein).
115. Ruska: Nachl. Götz; einstimm. (2 Kornitz). Der zweite Teil etwas verschieden von der Kuhländler Ruska. — Vers.; Klaviersatz mit anderer Weise aus Moletein.
116. Siebenschritt: Nachl. Götz; einstimm. (Moletein, Retschenau). Ähnlich den anderen Siebenschritt-Fassungen.
117. Schimmel: Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau, Stangenau, Kunzendorf, Moletein).
118. Schirmerdörfler: Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau, Busau, M. Rothmühl, Moletein). — Vdl 28 (1926), Heft 2/3, S. 30; einstimm. Erklärung S. 32 (J. Götz — R. Zoder). — SchönhT Nr. 2. — Fladerer SV 3/4, S. 8. — Bürger-Fiedler Nr. 4.
119. Schusterbui: Nachl. Götz; einstimm. (Kunzendorf).
120. Schustertanz: SchönhT. Nr 4.
121. Schwiegermuttertanz: DVöV 4 (1904), Heft 4, S. 244 f.; 2 Tanzformen, einstimm. Weise mit Worten und Beschreibung.
122. Spazierpolka: Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau, 3 Kunzendorf, 2 Altstadt b. M.-Trübau, Moletein). — SchönhT Nr. 13.
123. Spinnradla: Nachl. Götz; einstimm. (Kunzendorf). Verschieden vom Böhmerwäldler „Spinnradltanz".
124. Straßentanz: Nachl. Götz; einstimm. (M. Rothmühl) — Vld. 28 (1926), Heft 2/3, S. 29; einstimm., Erklärung S. 32 (J. Götz — R. Zoder). — SchönhT Nr. 12.
125. Tüchletanz: Nachl. Götz; einstimm. (M. Rothmühl); andere Weise. — SchönhT Nr. 7. — Fladerer SV 3/4, S. 6. Weise und Tanzform von der Kuhländler und nordmährischen Fassung verschieden.
126. Ungarisch-Polka: Nachl. Götz; Klaviersatz (Moletein). Im Kuhländchen „Friedrich Sinke", in Nordmähren „Affentanz".
127. Wenzl-Polka: Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau, Moletein). Verschiedene Weisen.
128. Woaf (Weife): SchönhT Nr. 5. — Fladerer SV 3/4, S. 4. — Bürger-Fiedler Nr. 3.
129. Ziege: Nachl. Götz; einstimm. mit Worten (Reichenau, Lungendorf, Moletein).
130. Zigeuner: Nachl. Götz; einstimm. (Allerheiligen, Grünau, Moletein). Anfang wie „Lustig ist das Zigeunerleben".

Dreiertänze:

131. Rutkatla (Rothkelchen): Nachl. Götz; einstimm. (2 Reichenau, 2. Teil von den vorstehenden Fassungen verschieden; „Mühlmadl" aus Altstadt, Klaviersatz aus Moletein, 2 Kornitz, 4 etwas voneinander verschiedene Fassungen aus Kunzendorf. — Fladerer SV 1, S. 6. — SchönhT Nr. 15. — Bürger-Fiedler Nr. 2.

Digitized by Google

132. Schneider-Kaline: SchönhT Nr. 16. Gleich der nordmährischen Fassung. Siehe bei Stolz (Abkürzungen).

133. Schustertanz zu Dreien: Fladerer SV 3/4, S. 18.

134. Kiemes: Stetstanz; Nachl. Götz (für 5 Streichinstrumente aus Porstendorf, andere einstimm. Weise aus Kunzendorf).

Figurentänze:

135. Konofostanz: Figurentanz zu vier Paaren; Nachl. Götz; einstimm. (2 Kornitz, „Hahnenruf", Mähr. Rothmühl, „Schnetzelbank", Moletein, Grünau mit anderer Textfassung). — MSchönhVk 9 (1913), Heft 2, S. 59; einstimm. Weise und Worte. — Ebenda 11 (1915), Heft 4, S. 113 f; mit Klaviersatz und Beschreibung; Herkunft des Tanzes und Beschreibung der Tanzformen (A. Dworsky). — SchönhT Nr. 14. — Fladerer SV 3/4, S. 25.

Nordmähren—Schlesien.

Paartänze:

136. Eide Haiert: Nachl. Götz; einstimm. (aus dem Teßtal — „Würgewalzer"). — Fladerer SV 2, S. 8. — Bürger-Fiedler Nr. 7. Weise gleich der nordböhmischen Fassung.

137. Hosenrücker: Nachl. Götz; einstimm. mit Beschreibung (Wiesenberg). — Vld 28 (1926), Heft 2/3, S. 31.
Die Weisen beider Fassungen verschieden von dem Kuhländler Tanz.

138. Hulaner: Fladerer SV 2, S. 6 („Schwingtanz"). — Bürger-Fiedler Nr. 5.
Nur wenig von der Kuhländler und Schönhengster Fassung verschieden.

139. Hühnerscharre:[13]) Nachl. Götz; einstimm. mit Beschreibung (Wiesenberg). — Fladerer SV 2, S. 10.
Die Weisen beider Fassungen ähnlich der Kuhländler, verschieden von der Schönhengster. Tanzform dieselbe. Weise ähnlich der ostschlesischen Fassung, Lanz 1, S. 12; Weise und Tanzform verschieden von Lanz 2, Nr. 9.

140. Judasiebene: Nachl. Götz; einstimm. (mit Worten aus Bärn, Moskelle, samt Beschreibung aus Wiesenberg; unter dem Namen „Judentanz"). — Bürger-Fiedler Nr. 9.

141. Judenpolka: R. Zoder, „Judentänze" (Jahrb. f. Volksliedforschung, hg. v. J. Meier, 2 [1930], S. 132 f.); aus Lindewiese (A. Langthaler).
Weise, Worte und Beschreibung.

---

[13]) Näheres die Fußnote zu „Rutschhin" (Böhmerwald).

Digitized by Google

142. Judentanz: R. Zoder, „Judentänze" (Jahrbuch für Volksliedforschung", hg. v. John Meier, 2 [1930], S. 127); aus Oberkurzwald (Josef Lanz).
Weise und Beschreibung.

143. Kochlöffeltanz: Nachl. Götz; einstimm. (Schildberg).
Anders als die Kuhländler Weise.

144. Muffline (Muhmlene): Fladerer SV 1, S. 6.
Gleich der Schönhengster Fassung.

Der „Segentanz", ein Dreiertanz aus dem Kuhländchen

145. Nocha Steckla wetter: Bürger-Fiedler Nr. 10.
Weise und Tanzform ähnlich dem „Marsano", „Holzbock" und „Krauttreter" (Böhmerwald). Siehe unter Stolz (Abkürzungen).

146. Platschtanz: Nachl. Götz; einstimm. mit Worten und Beschreibung (Mähr.-Altstadt").
Weise und Tanzform ähnlich dem Schönhengster und Kuhländler („Zigeunerpolka").

147. Radscheibstückl: Nachl. Götz; einstimm. (Bezirk Wiesenberg).

148. Seff blei do: Nachl. Götz; einstimm. (Brattersdorf). Gleich der Schönhengster Fassung „Hons, blei duh." Siehe unter Stolz (Abkürzungen).

Digitized by Google

149. Siebentritt: Nachl. Götz; einstimm. mit Beschreibung (Wiesenberg).
Weise verschieden von der Böhmerwäldler. Tanzform wie dort die 1. Art.

150. Friedrich Sinke: Nachl. Götz; einstimm. mit Beschreibung als „Affentanz" (Wiesenberg). — Fladerer SV 3/4, S. 6. — Bürger-Fiedler Nr. 6 („Feder dich"); siehe bei Stolz (Abkürzungen).
Gleich der Kuhländler Fassung; im Schönhengst „Ungarisch-Polka".

151. Sisteni, dokemmta (Kreuzpolka): Bürger-Fiedler, Nr. 8.

152. Schmied: Fladerer, Deutsche Volkstänze, Heft 1, S. 4. — Bürger-Fiedler, Nr. 12.

153. Herr Schmied: Fladerer SV 1, S. 12. Gleich der nordböhmischen Fassung. Anders als die ostschlesische.

154. Schuster: R. Zoder, „Judentänze" (Jahrb. f. Volksliedforschung, hg. von J. Meier, 2 [1930], S. 126 f.; durch E. Hötzel, Troppau. Weise ohne Beschreibung.

155. Schustertanz: Nachl. Götz; einstimm. neue Weise aus Domstadtl (Fr. Siegel). — Ebenda; einstimm. mit Beschreibung aus Mähr.-Altstadt. Weise verschieden von den anderen Fassungen; Tanzform dieselbe. — Vld 26 (1924), Heft 5/6, S. 26 f.; aus Lindewiese (Fr. Siegel); Klaviersatz mit Text, Erklärung und Beschreibung. — Fladerer, Deutsche Volkstänze, Heft 1, S. 6; (schlesische Fassung). — Ders. SV 1, S. 4; (Teßtaler Fassung).

156. Stackla Seff — Hans Stolz, „Liederhannes", Alte deutsche Volkslieder aus Nordmähren, Westschlesien und Ostböhmen, Freudenthal 1924, S. 54 f.
Weise und Worte.
Gehört in die Reihe der „Judenpolka". Kontamination aus „Judenpolka" und „Siebenschritt".

156 a. Volkstanz aus Runarz: einstimm. mit Worten und genauer Beschreibung aus der Deutsch-Brodeker Sprachinsel (E. Neumann und J. Spandl). Aus: J. Blösl, Die Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl, Landskron 1928, II. Teil, S. 161.

157. Turtltäubla: Nachl. Götz; einstimm. (Wermsdorf).

Dreiertänze:

158. Durchmarsch: Fladerer SV 3/4, S. 14.

159. Schneiderkarline: Nachl. Götz; einstimm. mit Worten und Beschreibung aus Mähr.-Altstadt (Weise: „Freut euch des Lebens"). — Vld 26 (1924), Heft 5/6, S. 23 f.; einstimm. mit Worten und kurzer Erklärung aus Rohle b. Mähr.-Schönberg (H. Stolz). — Bürger-Fiedler Nr. 11.
Gleich der Schönhengster Fassung. Siehe unter Stolz (Abkürzungen).

Digitized by Google

Figurentänze:

160. Polstrtonz: Kreistanz; Nachl. Götz; einstimm. Weise anders als die Kuhländler (Wermsdorf). — Ebenda; einstimm. mit Beschreibung (Mähr.-Altstadt). Weise anders als die Wermsdorfer Fassung.
161. Rauchfangkehrer: Figurentanz zu 4 Paaren; Nachl. Götz; einstimm. mit Beschreibung (Bez. Wiesenberg).
162. Tücheltanz: Kreistanz; Nachl. Götz; einstimm. mit Beschreibung aus Bez. Wiesenberg.
Verschieden in Weise und Tanzform von der Kuhländler und Schönhengster Fassung; Weise ähnlich dem Kuhländler Dreier-Tüchletanz.

Kuhländchen.

Paartänze:

163. Arschlich (Linkspolka): KuhlT Nr. 23.
164. Barbeleis eim Gortegange (Siebenschritt): KuhlT Nr. 17. Weise und Tanzform ähnlich der Jungbauer- und Hoidn-Fassung (Böhmerwald).
165. Basentanz: KuhlT Nr. 19; samt einer weiteren Beschreibung des Tanzes als Burschentanz.
166. Of Brawenaus: KuhlT Nr. 5. — Fladerer SV 3/4, S. 6; („Kuhländler Dreher"). — Bürger-Fiedler Nr. 17.
Wie der Schönhengster „Halbdeutsch".
167. 44 Hiehner: KuhlT Nr. 9.
168. Hinerschorr: Nachl. Götz; einstimm. aus Kunzendorf. 2. Teil (Rundtanz) von KuhlT Nr. 4 und Vld verschieden; ähnlich dem Lanz 1, S. 12. — KuhlT Nr. 4 Vld 28 (1926), Heft 2/3, S. 31 f.; einstimm., Erklärung S. 32.
Weise ähnlich der nordmährischen Fassung, verschieden von der Schönhengster. Tanzform dieselbe.
Weise ähnlich der ostschlesischen Fassung bei Lanz 1, S. 12; verschieden von Lanz 2, Nr. 9. Variantenform des Böhmerwäldler „Rutschhin" und des „Halleschen Stiefelknechtgalopp" (siehe den Hinweis auf J. Bolte's Untersuchung unter „Rutschhin", Böhmerwald).
169. Hondie Soldateschon wederka Geld (Hulaner): Nachlaß Götz; einstimm. mit Beschreibung aus Kunzendorf.
Eine Variante der KuhlT und Schönhengster Fassung. — KuhlT Nr. 11. Siehe Schönhengster „Hulaner".
170. Houseröcker (Hosenrücker): KuhlT Nr. 6. Weise verschieden von der nordmährischen Fassung.
171. He Judas!: KuhlT Nr. 19.
171 a. Kalameika: Nachl. Götz; einstimm. mit Worten, aus Kunzendorf.
172. Der Kloppnige: KuhlT Nr. 16.

Digitized by Google

173. Kochlöffeltanz: KuhlT Nr. 24. — Fladerer SV 3/4, S. 12. Weise anders als in Nordmähren.

174. Kreuzländler: Bld 28 (1926), Heft 2/3, S. 31; einstimm., Erklärung S. 32 (J. Götz — R. Zoder).

175. Krittischpolka: KuhlT Nr. 20. Wird getanzt wie die „Strapezierpolka".

176. Line-Klare: KuhlT Nr. 12. Gleich dem Schönhengster.

177. Mineth (Menuett): KuhlT Nr. 2. — Fladerer SV 3/4, S. 26. — Bürger-Fiedler Nr. 13.

178. Mischlich: KuhlT Nr. 8. — Bld 28 (1926), Heft 2/3, S. 30 f.; einstimm., Erklärung S. 32 (J. Götz — R. Zoder). Tanzform ähnlich dem Schönhengster „Dreierlei".

179. Pauerbenda Pommero: KuhlT Nr. 22. Ähnlich den verschiedenen „Siebenschritt"-Fassungen.

180. Ruska: Nachl. Götz; einstimm. aus Kunzendorf; anders als die folgende Kuhländler u. die Schönhengster Fassung. — KuhlT Nr. 15. Ähnlich der Schönhengster Fassung; 2. Teil verschieden.

181. Schusterpolka: KuhlT Nr. 13. Tanzform ähnlich dem Böhmerwäldler; Weise anders.

182. Schustertanz: KuhlT Nr. 7. — Fladerer SV 3/4, S. 4. Bürger-Fiedler Nr. 18.

183. Friedrich Sinke: KuhlT Nr. 3. — Fladerer SV 3/4, S. 6. In Nordmähren unter dem Namen „Affentanz" (s. Nachl. Götz), im Schönhengst als „Ungarische Polka". In Ostschlesien — Lanz 2, Nr. 9 als „Hühnerscharre". Siehe Kuhländchen „Wiener Schneider".

184. Strapezierpolka: KuhlT Nr. 18. Wird getanzt wie die „Kritischpolka".

185. Stutz: KuhlT Nr. 21.

186. Tichletanz: KuhlT Nr. 14. Weise und Tanzform anders als im Schönhengstgau, Nordmähren und in Ostschlesien. Auch verschieden vom Kuhländler Kreis-Tücheltanz.

186 a. Wiener Schneider: Nachl. Götz; einstimm. aus Kunzendorf. Variantenform vom Kuhländler „Friedrich Sinke" und der ostschlesischen „Hühnerscharre", Lanz 2, Nr. 9.

187. Zigeunerpolka (Plotschletanz): KuhlT Nr. 10. — Bürger-Fiedler Nr. 16. Weise und Tanzform sehr ähnlich dem nordmährischen und Schönhengster „Plotschtanz".

Dreiertänze:

188. Birnenbaum: Fladerer SV 3/4, S. 20.

189. Dreistorchentanz: Fladerer SV 3/4, S. 16.

Digitized by Google

190. Freut euch des Lebens: KuhlT Nr. 26.
Gleich der nordmährischen Götz-Fassung. Ähnlich der nordmährischen und Schönhengster „Schneiderkarline".

191. Körbletanz: KuhlT Nr. 27. — Fladerer SV 3/4, S. 20. — Bürger-Fiedler Nr. 15.
Verschieden in Weise und Tanzform vom Böhmerwäldler.

192. Seegetanz (Segentanz): KuhlT Nr. 25. — Fladerer SV 2, S. 10. — Bürger-Fiedler Nr. 14.

193. Tichletanz: KuhlT Nr. 28. — Fladerer SV 3/4, S. 18; Weise etwas verschieden von der vorhergehenden.
Weise ähnlich dem nordmährischen Zweier-Tüchletanz. Verschieden in Weise und Tanzform von den beiden ostschlesischen und vom Kuhländler Kreis-Tücheltanz.

Figurentänze:

194. Mühlrad: Kreistanz; Das Kuhländchen 3 (1921), S. 68; (Kubiena Fritz). — KuhlT Nr. 30; (Burschentanz). — Fladerer SV 2, S. 12.
Weise verschieden von der Böhmerwald-Fassung; Tanzform dieselbe.

195. Polsterl-Goschletanz: Kreistanz; KuhlT Nr. 1.

195 a. Tücheltanz oder Busserltanz, auch Spiegeltanz): Kreistanz. Nachl. Götz; einstimm. mit Beschreibung, aus Kunzendorf.
Verschieden in Weise und Tanzform von allen anderen sudetendeutschen Tücheltanzfassungen.

Iglauer Sprachinsel.

196. Bäuerisch: Nachl. Götz; einstimm. Steckener Sprachinsel (J. Kuhn).

197. Bäuerisch-Hatschóh: Steckener Nationaltanz; DVöV 3 (1903), Heft 3/4, S. 199—204; einstimm. Weise. — Vld 28 (1926), Heft 2/3, S. 29; einstimm. (nur der Teil „Bäuerisch"); Erklärung S. 32. — Vld 28 (1926), Heft 2/3, S. 29; einstimm. (der Teil „Hatschóh", hier „Hupperich" benannt); Erklärungen S. 32. — Vgl. A. Altrichter, Die Iglauer Bauernhochzeit (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1 [1928], S. 252).

198. Brautstückl: Paartanz; DVöV 5 (1905), Heft 1/2, S. 26 f.; einstimm.
Weise mit Beschreibung und Erklärung.

Wischauer Sprachinsel.

199. Wischauer Spazierer: Paartanz; Fladerer SV 1, S. 12. — Bürger-Fiedler Nr. 19.

200. Stürzlpamtanz: Burschentanz zu Dreien; Fladerer SV 1, S. 8.

Digitized by Google

Ostschlesien.

Paartänze:

201. Basemtanz: Lanz 1, S. 13.
Verschieden vom Kuhländler „Basentanz".
202. Der Bischof: Lanz 1, S. 11.
Weise ähnlich dem Kuhländler „Segentanz".
203. Hauer (Sensentanz): Lanz 2, Nr. 13.
204. Hühnerscharre: Lanz 1, S. 12.
Weise ähnlich der bei Fladerer verzeichneten schlesischen, nordmährischen und Schönhengster Fassung und der „Hühnerscharre" in KuhlT Nr. 4;[14]) verschieden von der Fassung in SchönhT Nr. 8, und der zweiten ostschlesischen Fassung bei Lanz 2, Nr. 9.
205. Judentanz: Lanz 2, Nr. 1.
206. Lischka (slaw. „Fuchs"): Lanz 2, Nr. 3.
207. De Mejl (Mühle): Lanz 1, S. 18.
208. Mikusch: Lanz 2, Nr. 14.
Tanzart hiezu noch nicht festgestellt.
209. Mellnertanz: Lanz 1, S. 7.
210. Räubertanz: Lanz 2, Nr. 6.
211. Schaftanz: Lanz 2, Nr. 7.
212. Dar Schmejd: Lanz 1, S. 9. Anders als die nordböhmische und nordmährische Fassung.
213. Schoustertanz: Lanz 1, S. 8.
214. Schwager: Lanz 1, S. 6.
215. Siebenschritt: Lanz 2, Nr. 5.
Ähnlich den anderen „Siebenschritt"-Fassungen.
216. Sixte wohl da kimmter: Lanz, S. 10.
Weise gleich der nordmährischen Fassung.
217. Spazierpolka: Lanz 1, S. 10.
Verschieden vom gleichnamigen Schönhengster.
218. Straschak: Lanz 1, S. 17.
219. Taubentanz: Lanz 1, S. 10.
220. Tejchlatanz: Lanz 1, S. 14 und 16.
Beide Weisen untereinander und auch von der nordmährischen, Kuhländler und Schönhengster Fassung verschieden; ebenso vom Kuhländler Kreis-Tüchletanz.
221. Trideride: Lanz 2, Nr. 2.
222. Wie wir ejwers Wasser genga: Lanz 1, S. 4.

Dreiertänze:

223. Hühnerscharre: Lanz 2, Nr. 9.
Weise ähnlich der Kuhländler „Friedrich Sinke" und „Wiener Schneider"; verschieden von der Schönhengster und Kuhländler „Hühnerscharre" und der ostschlesischen Fassung bei Lanz 1, S. 12.

[14]) Näheres die Fußnote zu „Rutschhin" (Böhmerwald).

Digitized by Google

224. Segentanz: Lanz 2, Nr. 4.
Weise verschieden, Tanzform ähnlich der Kuhländler.

225. Warschauer: Lanz 2, Nr. 8.
Weise ähnlich dem nordmährischen „Noch a Steckla wetter", Tanzform verschieden. Siehe auch Böhmerwald: „Marsano", „Krauttreter" und „Holzbock".

Slowakei und Karpathenrußland.

Die deutschen Tänze aus diesem Gebiete verzeichnet die „Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpathenländern" von Doktor Heinrich Réz, die als 2. Heft des XVIII. Bandes der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde" erscheinen wird.

✣

Geschichte der deutschen Volkskunde. Von G. Jungbauer. 2. Beiheft der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde. Ermäßigter Preis bei unmittelbarem Bezug durch die Verwaltung der Zeitschrift (Prag XII., Chodská 2a): 12 Ktsch für das Inland und 1 Mark 50 für das Ausland.

Egerländer Volkslieder. Herausgegeben von G. Jungbauer. Bilder von Toni Schönecker. Landschaftliche Volkslieder, Heft 22. Verlag Walter de Gruyter, Berlin. Preis 3 Mark.

Volkslieder aus dem Böhmerwalde. 4. Lieferung. Vertrieb J. G. Calve, Prag. Preis 27 Ktsch., ohne Abschnitt IV (Derbsinnliches), der nur an Gelehrte, wissenschaftliche Anstalten und Büchereien abgegeben wird, 17 Ktsch.

Aus den Urteilen über unser 2. Beiheft: G. Jungbauer, Geschichte der deutschen Volkskunde:

Prof. Dr. J. Heß, der Verfasser der „Luxemburgischen Volkskunde", schreibt in der „Obermosel-Zeitung" (Luxemburg) vom 18. Jänner 1932: . . . „Für den, der sich mit Volkskunde abgibt, ist das Buch einfach unbezahlbar. Ein erstes Mal wird er es lesen, ohne Aufhören, von der Anfangseinleitung bis zu den beiden orientierenden Personen- und Sachverzeichnissen am Schluß . . . Selten liest man ein Buch irgendeiner Fachwissenschaft, von dem man mehr als hier das Gefühl hat, es enthalte kein Wort zu viel und keines zu wenig. Man weiß sich künftig vor unnützem Abirren gesichert und hält das Werk in nächster Handnähe, weil man über der Arbeit immer wieder danach langt wie nach dem Wörterbuch oder Lexikon. Man mag die Frage stellen, wie man sie will; immer weist uns Jungbauer den richtigen Weg zu deren Beantwortung. Kein irgendwie bedeutsames Werk volkskundlicher Art ist Jungbauer entgangen . . .

Aus den Urteilen über die „Volkslieder aus dem Böhmerwalde":

Zur 3. Lieferung bemerkt Studienrat E. Hubrich in der Monatsschrift „Der Bayerwald" (Oktober 1931): „Mit Betrübnis nimmt man dieses Heft zur Hand; denn es zeigt uns, daß die Volksliedforschung in der Tschechoslowakei uns um einen Hirschensprung voraus ist . . . Für die Umsicht, Gründlichkeit, volkstümliche Treue und die zweckmäßige Anordnung bürgt allein schon der Name Dr. Jungbauer. Hätten wir doch so eine Sammlung! Wir werden alle Kräfte einsetzen müssen, um von der Staatsanstalt für Volksliedforschung in der Tschechoslowakei nicht ständig beschämt zu werden."

Digitized by Google

Lebenszähe Volksbräuche

Von **Dr. Josef Morr**, Troppau

Weitverbreitet ist die Redensart, die man zur Hand hat, wenn jemand, zumal jüngere Leute, wie Schüler, etwas, das sie lernen sollten, nicht fassen konnten oder wollten; da sagt man gern: „Leg dir halt das Buch untern Kopf, während der Nacht wirds dir schon eingehen." Natürlich ist das scherzhaft gemeint. Daß aber die Sache einst ernst verstanden worden ist, scheint sich aus folgenden Beispielen aus der Antike zu ergeben, die zugleich für das hohe Alter und die weite Verbreitung solcher — offenbar aus dem gemeinsamen indogermanischen Erbe stammenden — Züge sprechen.

Der große Platon verschmähte es nicht, sich eingehend mit den niederen Formen der komischen Dichtung zu beschäftigen, so auch mit den Mimen des Syrakusiers Sophron. Darüber lesen wir in dem großen Lexikon des Byzantiners Suidas aus dem zehnten Jahrhundert: „. . . . der Philosoph Platon soll sie immer gelesen haben, so daß er sogar zuweilen auf ihnen schlief." Und die wohl jedem einstigen Gymnasiasten geläufige Geschichte von Alexander d. Gr. und seiner Vorliebe für Homer lautet bei Plutarch, von dem sie im 17. Jahrhundert der Ulmer Philologe Johann Freinsheim für seine Ergänzung der fehlenden Abschnitte bei Curtius Rufus übernahm, im „Alexander", Kap. 8: „Er war aber auch von Haus aus wißbegierig und lesefreudig. Und die Ilias betrachtete und bezeichnete er als Leitfaden kriegerischer Tüchtigkeit . . und hatte sie immer nebst einem Dolche unter seinem Kopfkissen liegen, wie Onesikritos ermittelt hat." Onesikritos hatte an Alexanders indischem Feldzuge teilgenommen und schrieb im Sinne der kynischen Schule, der er angehörte, nach Xenophons Vorbilde einen Bildungsroman über seinen König. Er wird also vielleicht volkstümliche Züge hineinverwoben haben.

Das Buch unterm Kopf stammt füglich erst aus einer Zeit, da Schrift und Buch schon eine gewisse Verbreitung hatten. Den älteren Formen dieses Zuges begegnen wir wohl, wenn unsere Vorfahren nach Tacitus „Germania" 22 das beim Zechgelage Besprochene am nächsten Tage nüchtern noch einmal verhandelten, eine Sitte, die zwar in einem Homerscholion aus hellenistischer Zeit auch von den Persern berichtet und mit der Vermeidung übereilter Beschlüsse der Bezechten begründet wird, aber doch wohl in unseren Zusammenhang gehört. Das Besprechen geschäftlicher Sachen am Zechtische hat bei einem Bauernvolke, wie es doch unsere Vorfahren waren, zudem bei seiner Streusiedlung nichts Auffälliges. Noch heute kommen unsere Bauern aus ihren Dörfern und — in den Gebirgsgegenden — Einschichten nur alle Sonntage zur Messe ins Pfarrdorf und dann gibts im Wirtshaus — natürlich nicht trocken — oft ein stundenlanges „Aushandeln". Häufig heißt es dann vorsichtig: „Na, wers mir halt amal beschlafen." Wohl jeder weiß sich an Fälle zu erinnern, daß er morgens beim Erwachen die Lösung einer am Vortage für unentwirrbar gehaltenen Sache wie von selber fand. Solche Erfahrungen mögen auch zur bekannten, oft

Digitized by Google

spöttisch gemeinten Wendung geführt haben: „Den Seinen gibt es Gott im Schlafe." Oder — was ich aber nicht glaube — liegt der antike „Tempelschlaf" zugrunde?

Andere Belege für das hohe Alter so manchen Brauches (in Auswahl): Wenn nach Liv. I, 5 in Altrom das Lupercalfest — deutlich ein alter Fruchtbarkeitszauber — derart gefeiert wurde, daß „nackte Jünglinge unter ausgelassenem Spiel und Rufen auf Pan Lycaeus dahinliefen und die begegnenden Frauen mit Ruten schlugen, so ist das unser heut noch übliches „Schmeckostern". Wenn Tibull II, 5, 87, der Herdengöttin Pales versprechen läßt, an ihrem Feste — 21. April — würden die Hirten angezecht mächtige Strohhaufen anzünden und über „die heiligen Flammen" springen, so ist das unser Gebrauch der Oster- und Sonnwendfeuer. Nach Dionysius Hal. I, 88 hätte dies gedient „zur Heiligung der Miasmata" — wir erkennen darin eine gesundheitliche Maßregel —, wenn dies nicht etwa bloß eine eigene Deutung des Dionysius ist. Zu den wunderschönen Versen, in denen Horaz — Sat. II, 6, 65 f. — sein ländlich Glück im Winkel ausmalt und es heißt: „. . . und ich nähre meine im Haus geborenen Sklaven, nachdem ich (den Göttern) von den Speisen geopfert", gibt ein Vergilscholion die Erläuterung, daß bei den Römern nach dem Abtragen Stille zu herrschen pflegte, bis die Speisereste zum Herde getragen und ins Feuer geworfen waren und ein Bursch die gnädige Annahme des Opfers durch die Götter verkündet hatte. Genau derselbe Brauch besteht heute noch vielfach in den Bauernhäusern. Auch bei uns achtete die Mutter sorgfältig darauf, daß ja die Brotbrösel nicht auf den Fußboden geworfen und zertreten wurden, sondern sie mußten in den Ofen geworfen und verbrannt werden. Umgekehrt: die antike Auffassung der Winde als Dämonen lebt heute noch, lebte wenigstens noch vor etwa sechzig Jahren. Denn mein Vater hörte in den Siebzigerjahren im Laabentale im Wienerwaldviertel des öfteren, wie Bauersfrauen, wenn der Sturm — die „Windsbraut" — so recht schauerlich um die Mauern pfiff, das Fenster etwas auftaten und irgend was Eßbares hinausstreuten mit den Worten: „Da, friß dich an, du gramsaurer Wind!" Es würde mich interessieren, ob derartiges etwa noch vorkommt.

Zur Volkskunde gehören auch die Märchen und Sagen. Unser „Bruder Vorbedacht und Bruder Nachbedacht" erscheint schon in der schönen Geschichte, die Platon im „Protagoras XI f. von der Ausstattung der Lebewesen durch den dummen „Epimetheus" und den klugen „Prometheus" vermutlich mit Benutzung volkstümlicher Züge den Sophisten vortragen läßt. Märchen sind ja nicht ort- und volkgebunden, sie wandern durch die Lande, durch die Zeiten. So ist es kein Wunder, unser liebes Aschenbrödel schon im griechischen Altertum anzutreffen. (Genaueres bei Gruppe, Gr. Mythol. u. Religionsgesch., 1906, 1332 f., und Anmerkungen zu den KHM. d. Br. Grimm von Bolte-Polívka, Leipzig 1913, I, 165—188.) So finden wir es nach Strabo p. 808C in Aegypten. Die Sage von Theseus und dem Ariadnefaden gehört mit unserem Hänsel und Gretel zusammen,

Digitized by Google

ebenso gehören zusammen Frau Holle und Niobe, Achilles und Siegfried — beide bis auf eine Stelle unverwundbar —; das Dornröschenmärchen kommt uns in den Sinn bei Herodots (I, 34—35) Erzählung von Atys, der durch eine eiserne Speerspitze umkommen soll und vom Vater trotz aller Vorsorge seinem Schicksale nicht entrissen werden kann.

Es ließen sich noch viele derartige Beispiele bringen, doch die gegebenen genügen wohl zum Nachweise der Lebenskraft dieser Volksüberlieferungen, genügen wohl auch zur Belebung des Sinnes für den Wert der Arbeiten, die ihrer Erforschung und Erklärung gelten.

Beiträge zu einem sudetendeutschen Glockenbuch: Die Glocken von Kornitz

Von **Georg Tilscher**

Kornitz ist eine Pfarrgemeinde im Bezirke Mähr.-Trübau mit einer alten Kirche und einem sehr schönen, wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden gotischen Turme. Bei einem Schneesturme am 7. Feber 1908 schlug der Blitz in den hölzernen Turmhelm ein, zündete und der Turm brannte nieder. Die Glocken wurden so stark beschädigt, daß sie umgegossen werden mußten, was die Firma Adolf Hillers Witwe und Sohn in Brünn zur größten Zufriedenheit durchführte. Darunter befand sich auch die große Glocke, von der im Kirchengedenkbuche berichtet wird, daß sie im Jahre 1616 vom Glockengießer Donat Schrotter in Arnau zum ersten Male gegossen wurde.

Das neue Geläute bestand aus vier der Größe nach abgestuften Glocken und einer Sterbeglocke. Der Kostenbetrag von 3527 K 16 h wurde von Wohltätern aufgebracht.

Der Turm wurde mit Unterstützung des Denkmalamtes, einer Staatssubvention, sowie durch Hilfe des Patronatsherrn, des Fürsten von und zu Liechtenstein, und zahlreicher Wohltäter in der alten Form, jedoch in Eisenkonstruktion wieder aufgebaut und mit Kupferplatten eingedeckt. Er ist 64.3 Meter hoch, um 2.3 Meter höher als der alte Turm. In den Turmknopf wurden die alten, beim Turmbrand geretteten und auf das Jahr 1578 zurückreichenden Turmknopfschriften, nachdem man sie zum Zwecke der Veröffentlichung abgeschrieben hatte, zusammen mit neuen ergänzenden Schriften gelegt. Die Turmbaukosten betrugen im ganzen 31.479 K 91 h. Im Jahre 1916 und dann noch einmal im Jahre 1917 wurden die Glocken requiriert. Auf eine Eingabe des damaligen Pfarrers wurden der Kirche die drittgrößte und das Sanktusglöckel im Dachreiter belassen. Als man die Glocken wegführte, herrschte Trauer im ganzen Orte. Es war, als ob ein lieber Freund auf Nimmerwiedersehen weggegangen wäre. Der allgemeine Wunsch nach neuen Glocken erfüllte sich im Jahre 1927. Es wurden drei große Glocken und eine Sterbeglocke, wieder bei der Firma Hiller, im Kostenbetrage von 55.748 Kč angeschafft. Der Betrag

Digitized by Google

wurde von Wohltätern aufgebracht. Die Weihe nahm Bischof Dr. Josef Schinzl am 22. Mai 1927 vor.

Kornitz hat derzeit für religiöse Zwecke mit Einschluß der Sterbeglocke fünf Glocken im Turme und das Sanktusglöcklein im Dachreiter:

1. die 1501 Kilogramm schwere Herz-Jesu-Glocke;
2. die 1201 Kilogramm schwere Laurenzius-Glocke (Glocke des Kirchenpatrons);
3. die 526 Kilogramm schwere Maria-Glocke;
4. die aus dem Weltkriege gerettete Glocke mit dem Bildnis des Franz von Assisi, die sogenannte Epistelglocke;
5. die 263 Kilogramm schwere Sterbeglocke.

Morgens und abends wird mit der Epistelglocke, zu Mittag mit der Maria-Glocke Ave geläutet, am Freitag um 3 Uhr mit der Herz-Jesu-Glocke. Mit ihr wird auch am Donnerstag abends auf Grund einer Stiftung statt mit der Epistelglocke Ave geläutet.

Vor der Messe an Wochentagen, vor der Frühmesse an Sonn- und Feiertagen sowie vor dem Nachmittagssegen an diesen Tagen wird eine Viertelstunde vor Beginn mit dem Sanktusglöcklein „geklängelt" oder „Zeichen gegeben" und bei Beginn mit dem Sanktusglöcklein und der Epistelglocke zusammen geläutet.

Ist an einem Sonn- oder Feiertage um 10 Uhr ein Hochamt, wird um 9 Uhr mit der großen Glocke geläutet und schon um ½10 Uhr mit dem Sanktusglöcklein geklängelt, weil vor dem Hochamt auf Grund einer Stiftung von Ortsarmen (Olmesweibern; Olmes = Almosen) der Rosenkranz gebetet wird. Um 10 Uhr wird mit allen Glocken geläutet. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird dann sofort, ohne Rücksicht auf die richtige Zeit, mit der Maria-Glocke Mittag geläutet.

Wenn der Priester aus der Sakristei heraustritt, wird die Glocke bei der Sakristeitüre angeschlagen. Bei der Messe wird von den Ministranten geläutet: bei Beginn des Offertoriums (ein Anschlag), dann zum Sanktus (drei Anschläge), bei der Wandlung jedesmal, wenn der Priester das Brot, bzw. den Kelch mit dem Weine emporhebt; wenn sich der Priester auf die Kommunion vorbereitet (dreimaliges Klopfen an die Brust) und wenn er vor der Kommunion der Gläubigen die Hostie zur Anbetung hebt und schließlich bei der Erteilung des Segens mit dem Allerheiligsten. Bei der Wandlung (zweimal) und beim Segen wird gleichzeitig auch das Sanktusglöcklein — immer vom Innern der Kirche aus — geläutet.

In der Karwoche schweigen vom Gloria des Gründonnerstages bis zum Gloria des Amtes am Karsamstage die Glocken. Sie sind nach Rom geflogen. Während dieser Zeit gebrauchen die Ministranten beim Gottesdienste Klappern.

An Sonn- und Feiertagen sammelt der „Kirchenvater" (Kirchendiener, Mesner) mit dem Klingelbeutel milde Gaben für die Ortsarmen. Bei einem Versehgange trägt der Mesner oder ein Ministrant eine Laterne mit brennendem Lichte und ein Glöcklein, mit dem er von Zeit zu Zeit ein

Digitized by Google

Zeichen gibt. Bei einem Todesfall[1]) wird die Sterbeglocke geläutet — sie hat einen klagenden Ton —, beim Tode des Pfarrers die große Glocke. Am Vortage des Begräbnisses wird zu Mittag im Anschluß an das Mittagläuten ausgeläutet, und zwar dreimal (drei Gesätzeln) mit der Herz-Jesu-Glocke und dreimal (drei Gesätzeln) mit allen Glocken, bei allen Leichen. Bei großen Leichen werden die einzelnen Gesätzeln länger gemacht und es dauert das Läuten eine ganze Stunde und darüber.

Am Begräbnistage werden die Leichen bei besseren Begräbnissen vom Trauerhause abgeholt. Beim Ausgehen des Priesters wird mit dem Sanktusglöcklein und mit der Herz-Jesu-Glocke Zeichen gegeben. Wenn der Leichenzug sichtbar wird, werden alle Glocken geläutet, ebenso, wenn der Sarg aus der Kirche auf den Friedhof getragen wird. Wird die Leiche bloß eingesegnet, wird nicht vom Turme geläutet. Selbstmördern ist das Geläute versagt.

Wenn sich an die Trauung eine Messe anschließt, was hier gewöhnlich der Fall ist, wird eine Viertelstunde vor der angesetzten Zeit mit dem Sanktusglöcklein „geklängelt", beim Sichtbarwerden des Hochzeitszuges dann mit allen Glocken geläutet; so lange, bis er in der Kirche ist.

Bei Prozessionen, die von der Kirche ausgehen, wie Bittprozessionen, Saatreiten, zu Fronleichnam usw., wird beim Ausgehen und bei der Rückkehr mit allen Glocken geläutet. Der visitierende Dechant, Bischof, Erzbischof, auch der neue Pfarrer bei einer Installation werden durch Läuten aller Glocken begrüßt. Anläßlich der Durchfahrt des Präsidenten der Republik wurden ebenfalls alle Glocken geläutet.

Nach einer Zusammenstellung der Bezüge des Schulmeisters aus dem Jahre 1701 (Kirchengedenkbuch von Kornitz) hatte derselbe 17 Schock unterschiedliches Getreide an Wettergarben zu bekommen. Das Wetterläuten dürfte unter Kaiser Josef II. abgekommen sein. Heute wird es nicht mehr geübt.

Die Hornzeichen der Feuerwehr machen das Sturmläuten überflüssig; doch wird bei größeren Bränden immer noch Sturm geläutet, einzelne Glockenschläge.

Von den Bahnhöfen sind die Eisenbahnglocken, mit denen auf die Abfahrt der Züge aufmerksam gemacht wurde, verschwunden; nur noch Signalglocken haben sich erhalten.

In den Schulen wird der Beginn und das Ende der Unterrichtsstunden durch Glockenzeichen mit der gewöhnlich auf dem Gange hängenden Schulglocke bekannt gegeben.

Allgemein im Gebrauche sind Tischglocken, besonders in Versammlungen.

Die Glocken in den Geschäftsläden und die Hausglocken sind heute vielfach durch elektrische Klingeln ersetzt.

---

[1]) Von zwei alten Gewährspersonen wurde mitgeteilt, daß die aufgebahrte Leiche mit einem Glöcklein umklingelt wurde (zwei Fälle). In einem Falle, an den sich die Gewährsperson zu erinnern weiß, wurden auch die Räume des Hauses „ausgeklingelt". Das benützte Glöcklein hatte einen Griff aus Messing.

Digitized by Google

Wenn der Schnee das Geräusch fahrender Wagen dämpft, werden zur Erhöhung der Verkehrssicherheit den Zugtieren Glocken an die Kummete gehängt. Das ist insbesondere bei Schlitten notwendig. Bei Schlittenausfahrten zum Vergnügen tragen die Pferde ganze Schellenkränze, deren Klang dann auch zur Erhöhung der Fröhlichkeit beiträgt.

Als es noch keine Flugzeuge und Autos gab, kam das Christkindlein auf einem mit zwei Schimmeln bespannten Schlitten gefahren. Das Klingeln der Glöcklein zeigte seine Ankunft an. Auch das moderne Christkind gibt noch immer durch ein Zeichen mit einem Glöcklein den harrenden Kindern bekannt, daß es dagewesen ist.

Füllen bindet man, sobald sie auf die Füße kommen, ein Glöcklein[1]) oder eine Schelle auf breitem, früher gerne rotem Bande um den Hals. Das hatte in der Zeit, als man die Pferde noch hütete, den Zweck, ein verlaufenes Füllen leichter zu finden, wirkt aber auch heute noch beruhigend auf die Mutterstute, wenn sich das Füllen aus ihrer Sicht entfernt. Die rote Farbe des Bandes wurde zum Schutze gegen den bösen Blick gewählt.

Wenn sich Marder oder Iltisse in einem Hause eingenistet haben, werden sie durch Läuten mit Glocken heraus- und vor die Gewehre der Jäger getrieben, die das Haus umstellt haben.

In Orten, wo keine Kirchen sind, befindet sich die Gemeindeglocke in einem Glockenhaus, das oft auch zur Abhaltung von Privatandachten eingerichtet ist. Dann befindet es sich gewöhnlich in der Mitte des Ortes. Mitunter, namentlich im Schönhengst, sind die Glockenhäuschen ganz klein und stehen nicht selten auf einem erhöhten Platze außerhalb des Dorfes. Bei der Elektrifizierung wurden mitunter Transformatoren in dieselben eingebaut. Vereinzelt findet man noch Glocken auf Schulgebäuden. Sie sind noch Überbleibsel aus jener Zeit, wo der Lehrer auch zugleich Küster war. Man erzählt gern, der Glockenstrick sei am Fußende über dem Bett gehangen und der Lehrer habe ihn beim Morgenläuten, ohne aufzustehen, mit der großen Zehe gezogen. Die Gemeindeglocken dienen dem gleichen Zwecke wie die Kirchenglocken.

In Runarz, Deutsch-Brodeker Sprachinsel, betet der Läuter beim Ave-Läuten den englischen Gruß mit. Die Stelle: „Und das Wort ist Fleisch geworden" kennzeichnet er durch einen eigenartigen Anschlag der Glocke. Bei einem Begräbnis wird am Vortag um 3 Uhr nachmittags in „die Truun" (Sarg) geläutet, bei einer kleinen Leiche kurz, bei einer großen länger.

Beim letzten Klang der Abendglocke eilen die Kinder nach Hause. Es ist dann draußen nicht mehr geheuer. Gespenster (Forchtichmon, Poopl) gehen um, beim Kreuz vor dem Glockenhaus steht der „Klopprhons".

Wo sich Turmuhren befinden, zeigen zumeist Schläge auf die Glocken die Stunden an. Wo keine solchen sind, wie etwa in Runarz, richten sich die Leute nach dem Läuten. Hier sind die Glocken auch verläßliche Wetteranzeiger. Hört man die Komitzer (Norden) oder die Krschementzer (Osten)

[1]) Der Brauch, dem Vieh auf der Weide Glöcklein oder Schellen um den Hals zu hängen, ist hier nicht üblich.

Digitized by Google

Glocken läuten, darf man heiteres Wetter erwarten, hört man die Glocken von Einsersdorf, Deutsch-Brodek oder Ölhütten (Süden bis Südwest), ist Regen in Sicht.

Von der Krschemenetzer Glocke heißt es: „Wenn sie auf der „Lind" (Lipová, ein Ort, etwa drei Stunden entfernt) läuten, hört man es in Krschemenetz." Die Glocke hängt nämlich unter einem Dächlein auf einer Linde.

Allgemein bekannt sind die Redensarten: auf die große Glocke hängen. mit der Sauglocke läuten. Jemand kann auch eine Stimme wie eine Glocke haben, oder es kann ein Ton glockenrein hervorgebracht werden. Den Libor neckt man in Runarz: „Librla, host om O . . a Klipprla" (kleines Glöcklein).[1]) Mit welchem Eifer man auf der Robot gearbeitet haben mag, sagt uns die Redensart, wer sich auf der Robot zerreiße, dem läute man mit Ziegenbockeiern aus. Ausdeutungen des Glockenklanges sind mir weder aus Kornitz und Umgebung noch aus der Deutsch-Brodeker Sprachinsel bekannt.

In Runarz wird in der Karwoche vom Gründonnerstag mittags an bis einschließlich Karsamstag früh von den die Schule besuchenden Knaben in den Gebetzeiten geklappert und mit Schnarren (Ratschen) geschnarrt. Dieses Klappern vollzieht sich in einer von altersher überkommenen Ordnung. Sie ist im Jahrgang 1923 der Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes beschrieben.

Die Kirchenglocken werden, bevor sie in den Turm kommen, vom Bischofe geweiht. Die Weihe erfolgt, um hinzuweisen auf die hohe Bedeutung, welche sie als Sinnbilder der Apostel und der Verkündigung des Evangeliums haben (über die ganze Erde geht aus ihr Schall und bis ans Ende des Erdkreises ihr Wort — Ps. 18. 4), und auf die innige Verbindung, in der sie zum Gottesdienste stehen. Die Weihe ist einer Taufe ähnlich und heißt auch Glockentaufe. Es werden auch angesehene Frauen als Taufpatinnen dazu bestellt.

Die Glocke bekommt den Namen eines Heiligen, gewöhnlich desjenigen, dessen Bildnis auf der Glocke angebracht ist. Es soll dadurch die Gemeinde der besonderen Fürbitte desselben empfohlen werden. Zuvor wird sie aus- und inwendig mit gesegnetem Wasser abgewaschen, damit sie würdig sei, das Lob Gottes zu verkündigen und die Gläubigen zum vertrauensvollen Gebete und zur freudigen Teilnahme am kirchlichen Gottesdienste aufzumuntern; dann wird sie siebenmal mit dem heiligen Krankenöl und viermal mit Chrisma gesalbt, um an die Gnade zu erinnern, die den Gläubigen durch das Gebet und die freudige Teilnahme am Gottesdienste, zu dem die Glocke mahnt, vom Himmel zukommen. Schließlich wird ein Gefäß voll duftenden Rauchwerkes unter die Glocke gestellt und die Glocke unter Gebet und Psalmengesang in- und auswendig mit dem Wohlgeruche beräuchert. Dadurch wird erfleht, daß dort, wohin immer der Ton der Glocke dringt, alles voll der Gnade und des Segens werde.

---

[1]) In der Umgebung von Kornitz heißt es: „Die Kornitzer Glocken haben einen schönen Klang, die Kornitzer Mädeln einen schönen Gang."

Digitized by Google

Die Glockenweihe wird mit der Verlesung des Evangeliums geschlossen, welches erzählt, wie Jesus bei seiner Einkehr im Hause des Lazarus zu Martha sprach: „Martha, Martha! Du machst dir Sorge . . . . . Eines ist nur notwendig!" (Lukas 10, 41—42.) Durch den Ruf der Glocken soll erinnert werden, auf das eine Notwendige, die Rettung der unsterblichen Seele, nicht zu vergessen.[2])

Zahllose Sagen knüpfen sich an Glocken. Häufig erzählen sie, daß man die mit den ganzen Orten aus irgend einem Grunde versunkenen Glocken zuzeiten läuten höre (Seekamm bei Reichenau, Bezirk Mähr.-Trübau), meistens lassen sie aber die versunkenen Glocken von einer Sau herauswühlen. Was man dann immer aus dem Klang der betreffenden Glocken heraushören kann. So läutete eine Mürauer Glocke: „Sau g'grobn — Mad g'fundn!", eine in Kornitz ausgewühlte Glocke: „Sau fund! Sau fund!", eine Glocke in Abtsdorf: „Sau aus! Sau aus!" und eine Glocke in Bohnau: „Die Sau hat mich ausgewühlt!" Auch bei Altstadt (Bezirk Mähr.-Trübau) soll eine Glocke, bei Tatenitz sollen sogar zwei Glocken ausgewühlt worden sein, während bei dem Meierhofe „Riedhof" noch eine Glocke in einem Brunnen liegen soll. Ähnliche Sagen werden auch in den tschechischen Nachbargemeinden erzählt. Eine Glocke daselbst läutet: „svině mě vyryla — panna mě našla!"

Der Klang der Glocken begleitet die Menschen auf ihren Lebenswegen, je nach der Stimmung, bald fröhlich und heiter, bald feierlich ernst, bald dumpf und traurig. Unvergeßlich bleibt der Klang der Heimatglocken, der das Land der Jugend einst mit seinem Schall übersonnte. Möge er in allen Herzen nachklingen und die Liebe zur Heimat darin nicht untergehen lassen!

Osterbräuche in der Iglauer Sprachinsel

Von **Adolf Gücklhorn**

Schon am Josefitage (19. März) bringen die Schulbuben ihren Mitschülerinnen im Dorfe Lebkuchenherzeln. Dafür bekommen sie von diesen zu Ostern Eier, jeder 4 bis 5, auch bis 8, je nachdem eben die Eltern der Schenkenden mehr oder minder begütert sind. Manche Mutter muß da wohl 400 bis 500 Eier vorbereiten, wenn sie etwa 3 oder 4 Töchter hat, die in die Schule gehen, da jedes Mädchen jeden Mitschüler beschenkt. Ein teuerer Brauch! Er wird kaum mehr gepflegt (Muckenbrunn).

Ein aussterbender, vielfach schon ausgestorbener Brauch ist das Todaustreiben am dritten Sonntag vor Ostern. Hütjungen, Ochsenknechte, auch ältere Schulbuben, ziehen von Haus zu Haus. Einer von ihnen stellt den Tod dar: Hemd über den Kleidern, geschwärztes Gesicht, einen alten Hut auf dem Kopfe, in den Händen Sense und Wetzstein. Ein anderer trägt einen Korb. Die beiden gehen in die Häuser, wo sie Eier bekommen, die nachher unter allen verteilt werden. Die meisten bekommt der „Tod". Vor jeder Türe singen sie alle:

[2]) Nach erfolgter Weihe schlagen die Taufpatinnen und Festgäste mit einem Hämmerchen die Glocke an und sprechen dabei einen Segensspruch.

Digitized by Google

Troga wia an Taod aus
In da mittn Foſtn,
Käs in 'n Koſtn,
Butta im Ammalein,
Oea im Körbelein,
Frau Mutta, ſchenkt uns a wos,
Daß Eng niat da Taod nimmt,
Oea oder Kreizala,
Fünfa oder ſechſe. (Langendorf.)

Manchmal wurde auch nur ein Strohmann, mit Hut und Hemd bekleidet und gemaltem Geſicht, auf einer Stange befeſtigt, durchs Dorf getragen, und dazu geſungen. (Pattersdorf.)

Am Palmſonntage werden in der Kirche „Polma" (Weidenruten, „Kätzla") geweiht. Man ſchreibt ihnen Heil- und große Schutzkraft zu. Hinter Bilder, Kreuze oder Spiegel geſteckt, behüten ſie das Haus vor Gewitter und Krankheit. Spankreuze, für welche das Holz nebſt Waſſer am Gründonnerstag in der Kirche geweiht wird (Pattersdorf, Frauental, Langendorf), an den Ecken der Felder in die Erde geſteckt, bewahren vor aller Wetternot. Weidenkätzchen verſchluckt, ſchützt vor Halsweh, Heiſerkeit und Fieber. Wer die „Polma" aus der Kirche heimbringt, darf nicht gleich ins Haus eingelaſſen werden. Man muß ihm vor der Haustüre entgegentreten. Zwiſchen den Weidenruten ſteckt eine rote Oſterrute (Rute mit rötlicher Rinde). Die nimmt man mit einem weißen Tuche (nicht mit bloßer Hand, da ſie ſonſt ihre Zauberkraft einbüßte) heraus, geht in den Stall und gibt damit jedem Tiere zum Schutze gegen die Hexe drei Schläge. (Pattersdorf.) Manchmal macht man auch mit gewöhnlichen geweihten Ruten den Tieren drei Kreuzlein über den Rücken. (Langendorf, Friedenau, auch Pattersdorf.) Faule Kinder bekommen Schläge mit den Palmruten, daß ſie fleißig werden. Man bindet Teile der Zweige in die Peitſchenſchnur, um ſo das Vieh vor läſtigem Ungeziefer zu ſchützen.

Der dem Palmſonntag folgende Mittwoch heißt der „krumme Mittwoch". An dem Tage muß man, wenn man früh aufſteht, auf ein Stück Eiſen oder ſonſt ein eiſernes Gerät, das man am Abend zuvor vors Bett gelegt hat, treten, um geſunde Beine zu behalten. Das Vieh darf den ganzen Tag nicht aus dem Stalle, da es ſonſt „krumm" würde. Dasſelbe kann geſchehen, wenn man an dem Tage eine Stube tüncht. Wer häufig Kopfſchmerz hat, bringt den Glocken einige Haare, die ſie und zugleich den Schmerz mit nach Rom nehmen. Nach J. Göth (Aufſatz in der Oſterbeilage des „Mähr. Grenzboten" 1929) war es bis um das Jahr 1880 in Iglau Sitte, daß am „krummen Mittwoch" der Türmer ein mit einem Judas bemaltes Brett vom Turme warf, das die unten wartende Jugend mit Stöcken bearbeitete und in Stücken in den Igelbach warf.

Am Gründonnerstage beginnt das „Ratſchen". Kinder ziehen mit „Ratſchen", Holzklappern und Schubratſchen (ähnlich einem Schubkarren) durchs Dorf oder von Haus zu Haus. Dabei rufen ſie vor den Türen: „Wir ratſchn, wir ratſchn an engliſchn Gruß, den niada katholiſcha

Digitized by Google

Krist betn muß." Früh nach dem Aufstehen ißt man einen Löffel Honig, um sich vor Halsweh und Schlangenbiß zu schützen. Vor Halsweh bewahrt auch, wenn man „Judaseln", mit Honig bestrichen, ißt. Unter die Stalltüre gibt man Eier, die an dem Tage von den Hühnern gelegt wurden, um das Vieh vor Verhexen zu schützen und daß es fruchtbar bleibe. In der Stadt Iglau wird am Gründonnerstag noch die Fußwaschung gepflegt. 13 Greisen werden in der Kirche vom Stadtpfarrer nach altem Brauche die Füße gewaschen, sechs Pagen, in der Tracht des 18. Jahrhunderts, bedienen.

Am Karfreitag geht man vor Sonnenaufgang ins Freie, um sich zu waschen („Ostertau"). Am besten ist es, fließendes Wasser aufzusuchen. Wer das tut, braucht sich vor keiner Hautkrankheit zu fürchten. Man sollte an dem Tage auch hinausgehen auf Felder und Wiesen und beten. Wer etwas ausborgt oder annimmt, muß darauf gefaßt sein, verhexte Sachen angenommen zu haben. Auch was man findet, kann verhext sein. Der Bauer geht am Karfreitag vor jede Tür seiner Hofgebäude, schlägt mit einem Stocke an und spricht: „Heut kummt da Korfreiti ins Haus, olle Viecha und Rotzn müssn naus." Am Abend besprengt er sein Haus mit Weihwasser. Das hält die Hexen fern.

Am Karsamstag besucht man die Kirche, um ein Stücklein Holz vom „Judasverbrennen" heimzubringen, das man zum Schutze vor Unwetter unter das Dach steckt. Wenn an dem Tage die Glocken wieder läuten, muß man die Obstbäume schütteln, daß sie im Herbst reichlich Obst spenden.

In der Karwoche, die nun schließt, darf man keine Wäsche waschen, da sonst jemand im Hause stürbe, auch keine Betten hinausgeben, es kämen Flöhe hinein. Überhaupt ist es ratsam, in der Woche nichts zu beginnen.

Nun folgt der Ostersonntag. In frühen Morgenstunden schon gehen die Knaben von Haus zu Haus und schlagen mit einer aus (meist roten) Wieden geflochtenen Schmeckosterrute Frauen und Mädchen. Oft sieht man die Rute mit blauen oder roten Bändern geschmückt. Und nun hört man auch sagen:

Schmeckaosta, schmeckaosta,
Hots koe raot Oea?
Hots koe raot Oea, gäbts ma weiß,
Wean Eng niat d' Flöig beiß.

Von der Hausfrau bekommen sie Eier, auch Geld oder Gebäck, wofür sie mit einem Vergeltsgott danken.

Nachmittags gehen die Burschen zu den Mädchen schmeckostern, wo sie Eier und Schnaps bekommen. Gewöhnlich gehen sie gemeinsam, oft mit Musik (Ziehharmonika). Mancherorts bekommen sie von dem oder den Mädchen des Hauses eine Schüssel voll gekochter Eier vorgesetzt, dazu Buchten und Bier. Nach dem Essen wird ein Weilchen getanzt, dann zieht man musizierend weiter. (Langendorf.) Oder die Burschen tragen einen bändergeschmückten Kochlöffel mit, mit dem sie die Leute schlagen und dafür Geld fordern, das sie für die nächste Tanzmusik verwenden. (Petrowitz.) In einem Orte gehen die Burschen erst am „Weißen Sonntage" schmeckostern. Dort bekommen sie von den Mädchen Eier und überall auch einen

Digitized by Google

Löffel Schmalz dazu. In einem Hause kommen sie dann zusammen und lassen die Eier zubereiten, worauf ein gemeinsames Essen stattfindet. (Muckenbrunn.)

Nun aber ist zu sagen, daß nicht allein die Knaben und erwachsenen Burschen schmeckostern gehen, sondern daß auch die Männer, wenn sie einen Besuch abstatten, ihren „Schmeckaostaschnops" verlangen. Gewöhnlich währt das Schmeckostern bei ihnen eine oder zwei Wochen, denn man macht in der Zeit mehr Besuche als sonst.

Am Ostersonntag kommt auch der „Osterhase" und bringt gefärbte Eier. Wer keine Farben kaufen mag, färbt mit Zwiebelschalen. Jeder im Hause bekommt etliche Eier, auch Besucher. Oft werden die Eier „gewichselt", mit schönen Verzierungen und Sprüchen versehen. Dem Liebhaber schenkt das Mädchen manchmal auch sonst noch etwas, etwa Taschentücher, eine Halsbinde u. a.

Die Engelsberger Bürgergarde

Von **Ing. Adolf Kühnel**

Fronleichnamsmorgen — ein nordisch blauer, wolkenloser Himmel wölbt sich über unserem Gebirgsstädtchen. Eine gewisse Feierlichkeit in der die alte Bergmannssiedlung allseits mütterlich umschließenden Natur weist darauf hin, daß das Jahr sich seinem Höhepunkte nähert: Triumphgesang des Lebens auf allen Linien! In den vier Ecken des buckligen, von stattlichen Bürgerhäusern trotz vielfacher innerer Armut mit der ganzen Würde einer rühmlichen Vergangenheit umstandenen Platzes ist man eifrig dabei, die Altäre aufzubauen, an denen der feierliche Umzug kurze Rast hält, sonst beherrscht noch Sonntagsstille die wenigen Gassen und Gäßchen, nur allviertelstündlich unterbrochen vom dumpfen Krachen der „Feuermerschl", das uns vom nahen „Lährbaum" her seit Morgengrauen den Ablauf der Stunden kündet.

Da ziehen durch die Gassen die langgezogenen, feierlichen Töne eines Hornes, das zum Kirchgang ruft. Ein bärtiger Krieger ruft damit die Bürgergarde zur Teilnahme am Umgang zusammen. Bald treten denn auch in den Hauptgassen die ungefähr zehn Mann starken Züge bei den Zugsführern zusammen, die sie zum Sammelplatze führen, wo sich uns an der Straße vor dem Rathause bald ein belebtes Bild zeigt, das in seiner Eigenart in Farbenfreudigkeit wohl nicht seinesgleichen in einer sehr weiten Umgebung hat. Die „Soldaten" des im Jahre 1632 gegründeten, also auf eine dreihundertjährige Geschichte zurückblickenden „Bürgergardekorps" ziehen in einer aus der Franzosenzeit stammenden dunkelblauen Uniform mit Achselklappenfrack auf, mit leuchtend rot bordierten Hosen, Zweispitz mit wallendem schwarzem Hahnenfederbusche, zwei Patronentaschen an über der Brust bekreuzten schwarzen Lederriemen, mit Gewehr, Bajonett und Säbel bewaffnet. Die Musik dagegen hüllt sich in ein Bergknappenkleid, dessen ebenfalls dunkelblauer Frack wie die Hosen durchaus weiß bordiert ist, während als Kopfbedeckung ein Bergknappenhut mit

Digitized by Google

reicher weißer Verschnürung und weißem Federpuffe dient. — Bald kommt Ordnung in das zwanglos belebte Bild. Der Herr Leutnant erscheint, wie alle Offiziere, der Fahnenträger und der Kapellmeister vor der Mannschaft durch Zweispitz mit weißem Federbusche und breiter, weißer Feldbinde ausgezeichnet. Ein paar kurze Befehle, die Reihen der Kompagnie straffen sich, die Musik setzt ein: Es geht zur Wohnung des Oberleutnants. Der übernimmt nun den Befehl, um nun auch den Hauptmann feierlich von seiner Wohnung einzuholen. Unter dessen Kommando geht es wieder zum Rathause zurück, wo inzwischen die übrigen am Umgange teilnehmenden Vereine, die Veteranen, die Feuerwehr, der Gesangsverein, der Gesellenverein, Aufstellung genommen haben. „Habt-acht"-Rufe schallen, der Trommler schlägt den Generalmarsch, die Musik fällt mit Tusch ein, während die Fahnenjunker die bisher im Rathause verwahrten Fahnen abholen. Bald flattern all die bunten Segel vor ihren Fähnlein, teils, wie bei der Garde, durch Zufall dem Vermodern entrissene Reste einer längst stumm gewordenen bescheidenen Vergangenheit, sich einfach in Stoff und Farbe gebend, teils, wie bei den neueren, gewollt Prunk und Reichtum versinnbildend. Nachdem nun noch die Führer der ausgerückten Vereine dem Bürgermeister im Rathause Meldung erstattet haben, führt ein fröhlicher Marsch die ganze Versammlung unter Glockenklang zur Kirche, von der aus nun der „Umgang" beginnt. Beim „Umgange" begleitet vorn und rückwärts das unter dem „Himmel" geborgene Allerheiligste je eine Halbkompagnie, die dann beim Segen, dem Höhepunkte der kirchlichen Handlung, bei den Altären je eine Salve abgeben. Nach dem Gottesdienste defilieren die ausgerückten Vereine, die Garde immer an der Spitze, vor dem an der Kirchentreppe mit dem Gemeinderate haltenden Bürgermeister, um sich dann noch einmal vor dem Rathause in entwickelter Linie aufzustellen. Die geht nun zum Abschlusse der ganzen Feier der Bürgermeister ab, um den Vereinen für die Ausrückung zu danken; dann werden unter Generalmarsch und Tusch die Fahnen wieder im Rathause versorgt und schließlich mit einem flotten Marsche der Hauptmann der Garde nach Hause geleitet, worauf sich die Kompagnie vor dem Rathause auflöst. Stolz trägt mancher Junge dem von der Übung des rauhen Kriegerhandwerkes ermüdeten Vater das Gewehr, schmückt sich wohl auch mit dessen Federhut, das der Erzeuger beim Heimgange gegen ein leichtes Käppi austauschte.

Anstrengender als bei dieser und anderen Gelegenheiten — wie bei Begräbnissen von Korpsbrüdern, früher beim Geburtstage des Landesherrn — gestaltet sich der militärische Dienst der Garde während der beiden letzten Tage der Karwoche. Sie übernimmt an diesen beiden Tagen die Bewachung des heiligen Grabes in der Kirche und bezieht zu diesem Zwecke am Karfreitag und Karsamstag mit je einer Halbkompagnie eine Wachstube im Rathause; ein Schnarrposten wird beim Gewehrschranken vor dem Rathauseingange, ein Doppelposten vor dem heiligen Grabe aufgeführt und halbstündlich mit dem üblichen soldatischen Geklirre — „Geschäpper" würde man in Engelsberg sagen — abgelöst. Dazwischenhinein fallen noch die „Gewehr-heraus-Rufe" der ganzen Wache zu den durch die

Digitized by Google

Umzüge der „Klapperjungen" — als Ersatz der nach Rom geflogenen Kirchenglocken — gekennzeichneten Hauptabschnitten mittags um zwölf und abends um sechs Uhr. Zuwendungen der Gemeinde und anderer Wohltäter in eß-, trink- und rauchbarer Form sorgen dafür, daß die Abgelösten sich in der Wachstube wieder erholen können. Böse Zungen, die natürlich nur den vom Zutritte zur Wachstube ausgeschlossenen Weibern angehören können, behaupten allerdings, daß es dort drinnen — besonders gegen die Abendstunden hin — manchmal recht unheilig zugehe. Gar so arg kann es aber nicht sein; denn bei der Auferstehung ist alles wieder stramm beisammen; der wie zu Fronleichnam vor sich gehende Aufmarsch und die Bewegungen der Ganzkompagnie klappen wie am Schnürchen, nichts läßt den soldatischen Drill vermissen, den die Führer und Unterführer bei sommerlichen Übungen auf der Höhe des Annaberges in ihre Mannschaft einzupflanzen sich bemühten.

Immer aber, wenn die Garde ausrückt, gibt es einen farbenfrohen Fleck in unserer so nüchternen auf grau in grau abgestimmten Zeit. Die Sorgen des Alltags schwinden auf eine Weile; mit der Erinnerung an eine freiere, wenn auch vielleicht rauhere Zeit — in der die Geübtheit im Waffenhandwerke und bunter Rock den Mann noch zierten, im Schießhause „derhinten" Sonntags noch die Büchsen knallten — wird die Liebe und Treue zur Heimat neu belebt, die sich in der Garde trotz aller sonstigen Armut ein so ganz eigenartiges, wertvolles altes Stück erhalten hat.

Scherzhafte Ausdrücke der altösterreichischen Soldatensprache

Von **Anton Grüll** und **Rudolf Hruschka**

Infanterie = Kanonenfutter, Sandhasen, Lackenpatscher; Jäger = Staudenhocker, -knotzer; Landwehr = eiserne Fliege; Feldartillerie = Pulverjuden; leichtes Geschütz = Knatscherl, Tschin-bum, Spuckerl; Festungsartillerie = Bums; Festungsartillerist = Bumser; Train = Peitscherlhusar; Offiziere und Mannschaft der Beschälstation = Wollusthusaren; Offiziere und Mannschaft des Monturdepots = Fäustlingsklopfer; Maschinengewehrabteilung = Knatterer; Maschinengewehr — Knattererspritze; Kommandant einer M. G. A. = Maschinist; Automobiltruppe = Töf-töf-Soldaten; Sanität = Pflasterschmierer, Fladerer; der strenge Oberst oder Höhergestellte = Bauernschreck; zwei Divisionskommandanten = Äneas und Andreas (das eene Aas, das andre Aas); der Hauptmann = Häuptling, der Alte; Militärarzt = Bader, Mosesdragoner; Feldgeistlicher = Kommiß-Christus; Tierarzt = Collega bestialis; Rechnungsoffizier = Ziffernspion; Militärbeamter = Penkalritter; Registratursbeamter = Staubsauger; der Feldwebel = Gelber; der längerdienende Feldwebel = Suppak, Kompagniemutter,

Digitized by Google

Feldwebelborte = Eierspeis; Rechnungsunteroffizier = Rechtsum; Schreiber = Tintenkuli, Kanzleifuchs; der Gefreite = Eckstein, Baumwolleutnant, Bimsmajor; der Einjährig-Freiwillige = Knopfhengst (von dem Knopf auf der Distinktion); Ersatzreserve-Infanterist = Sperrklappe, Spitzfrack; Hornist = Katalpist (wahrscheinlich von „Katalpabaum" = Trompetenbaum); Rekrut = Remont; Koch = Kuchldragoner, Menageschwein; Offiziersdiener = Pfeifendeckel, Putzfleck; fein Kennzeichen = Brunzwinkel; Frontkämpfer = Frontkanaille, Hurrah-Bestie; Etappenoffizier = Etappenhengst; Drückeberger = Tachinierer, Drucker; Telephonist = Dratenik (tschech. drátenik = Drahtbinder, Rastelbinder); Infanterie-Regiment Nr. 99 = Kanari (gelbe Aufschläge); J.-R. Nr. 49 = Mehlstauber (hechtgraue Aufschläge); J.-R. Nr. 81 = Ziegelschupfer (ziegelrote Aufschläge); J.-R. Nr. 4 — Rennerbuam, Edelknaben; (im Krieg „Rennerbuam" = Buben, die davonrennen, weil sich das Regiment nicht immer tapfer gehalten hat); die Russen = Moskali; die Italiener = Katzlmacher; das gutmütige Reitpferd = Gemütskuh, Ludmilla, Rosinante; Exerzierplatz = Flegelwiese; Gewehr = Tremml, Buschka, Spritzn; Bajonett = Titschkerl; Kommißbrot = Bims; Kommißschuhe = Trüherln, Packeln, Suppenschöpfer; Tornister = Tounl; Patronentasche = Spuckkastl; der Trill = Zwirn; trillern = popitschi[1])— machen; Marscheins-Exerzieren = d' Feifki strecken; Arrest = Tschumpas; Kasernarrest = Kaps; Einsperren — Einnähen; Tagreveille = Tagkrawall; überschreiten der Retraite = spannen, überreißen; Kavalett = Wanzenkiste, Flöhtruhe; Gagetag = der Kaiser kommt! Löhnungstag = heut gibt's Zoldi (tschech. žold = Sold), heut kommt d' Marie! Der Soldat ohne Geld = er ist stier, er hat kalte Füaß; Fahrküche = Gulaschkanone; faschiertes Fleisch = Wochenübersicht; Dörrgemüse = Drahtverhau; Linzertorte = deutsche Eiche (wegen ihrer Härte); Wein im Felde = Etappenjauche; Regimentskanzlei = Reservatkuchel; fremde Orden = Spinat; gedeckte Reitschule = Zirkus, Hippodrom; Exerzieren bei bespannten Geschützen = Karussell; Exerzieren bei unbespannten Geschützen = Maulschießen; Besprechung einer Gefechtsübung im Gelände = Bergpredigt (weil sie immer auf einem Hügel stattfand); Gefechtsübung in bekanntem Gelände (in der Umgebung der Garnison, geringe Abwechslung) = Kantate; Rote-Kreuz-Auszeichnung = Brunzflaschenorden am Bande der Zufriedenheit; Karl-Truppenkreuz = Karl-Tripperkreuz; Geschlechtskrankheit = Pfeiferl, Musik, Damenspende; ärztliche Visite = Schwanzparade; Kriegsnachrichten = Latrinengerüchte.

[1]) „Popitschi" kommt aus dem Tschechischen und heißt „má po piči", wobei „piča" der weibliche Geschlechtsteil ist; der Soldat ist bei dem Mädchen in Ungnade gefallen, er ist mißliebig geworden.

Digitized by Google

Wenn ein Offizier sich jeden Abend bei einer Familie einladen ließ, oder ohne Einladung sich zum Tee einfand, wobei meist belegte Brötchen, Sandwichs, dargereicht wurden, nannte man dies „sändwitchen"[2]).

Weitere Proben der Soldatensprache*)

Bei den Krankenschwestern unterschied man drei Klassen: Lysolmäuschen, 18 bis 25 Jahre alt,, pflegt aus Tatendrang und weil es gut aussieht. Lazarettpflaume, 25 bis 40 Jahre alt, im gefährlichen Alter, betreut vor allem Junggesellen und sucht zu angeln. Spitalwachtel, über 40 Jahre alt, pflegt aus Frömmigkeit und innerer Überzeugung, wirkt durch Bigotterie oft unangenehm.

Brot = Komik (aus Kommiß), Königstorte (bei den Baiern), Kaiser-Wilhelm-Torte, Kaiserkuchen. — Grüne Bohnen = Astverhau, Stacheldraht. — Erbsen- und Bohnensuppe = Schrapnellsuppe. — Offensivbutter u. a. — Tee = Athletenbouillon, Negerschweiß. — Kognak und Schnaps = Offensivgeist oder Schützengrabenjodler. — Feldküche = Gulaschkanone, Fettpolsterkanone, Hungerabwehrkanone. — Feldkoch = Schlundmichel, Küchenbulle, Gulaschhengst u. a.

Wie aus diesen Beispielen ersichtlich ist, zeigen manche Ausdrücke stammheitliches Gepräge. So sind auch die Bezeichnungen für das Gewehr verschieden, beim Baier = Schießprügel, später Latte, beim Preußen = Knarre und beim Sachsen = Spritze.

Die Ausdrücke der Schweizer Soldatensprache decken sich vielfach mit denen im Deutschen Reich und in Oesterreich. Für Begriffe und Dinge, die nur in der Schweiz daheim sind, gibt es selbstverständlich nur dort allein Umschreibungen, die nicht selten die Einstellung und Gesinnung der deutschen Schweizer anschaulich darlegen. So hießen die Maccaroni: Bandwurm, gschnetzleti Zigünerhose, Zementröhre, aber auch im Hinblick darauf, daß Italien dem Dreibund die Treue gebrochen hatte: Italienerschlüch und Treubruchnudle.

---

[2]) Von den Einsendern hat A. Grüll als Major beim Feldhaubitz-Regiment Nr. 9 in Josefstadt und R. Hruschka beim Inf.-Reg. Nr. 49 gedient und Waffenübungen bei den Inf.-Reg. Nr. 81 und 99 mitgemacht. Wie schon hier ersichtlich ist, gab es bereits in der altösterreichischen Soldatensprache Ausdrücke tschechischer Herkunft. Sie waren besonders zahlreich bei Truppenkörpern, die zur Hälfte oder zum größeren Teile aus Tschechen bestanden. Belege hiefür wird eine Einsendung von A. Horner aus Königswerth bringen, die wir im nächsten Heft abdrucken werden. Tschechische Bestandteile in der Soldatensprache der Deutschen in der Tschechoslowakei brauchen also nicht immer erst nach 1918 entstanden sein.

Zu bemerken ist noch, daß der Ausdruck Knopfhengst für die Einj.-Freiwilligen im alten Österreich, in dem sie durch gelbe Borten kenntlich gemacht waren, noch nicht bestand, ferner daß die Bezeichnung Rennerbuben für die Angehörigen des Wiener Hausregiments auch in der Weise erklärt wird, daß sie von dem Namen der nach ihrem Anführer so genannten „Rennerplatte", einer Bande von Wiener Plattenbrüdern der Vorkriegszeit, herrühren soll.

Anmerkung der Schriftleitung.

*) Im letzten Heft mußte dieser Schlußteil des Beitrages „Proben der deutschen Soldatensprache" wegen Raummangels ausfallen.

Digitized by Google

Aus Ausdrücken und Wendungen der Soldatensprache konnte sich auch nach dem Weltkrieg manche schwankhafte oder satirische Erzählung formen, wie die bekannte Antwort auf die Frage „Warum war im Krieg das Fleisch so teuer?“ — Weil es selten war, denn die Pferde wurden assentiert, die Esel waren an der Front, in der Etappe waren die Schweine, im Spital die Ziegen und Böcke, die Hammel wurden rekrutiert, die Ochsen waren in der Regierung und das übrige Rindvieh hat Kriegsanleihe gezeichnet.

Studie über ein karpathendeutsches Volkslied

Von **Dr. Josef Hanika**, Prag

Unter den ersten Liedern, die ich in Neuhau in der Kremnitzer Sprachinsel mit Lehrer Franz Klitschka aufzeichnete, in dessen Wohnung uns eine Gruppe von Mädchen Abend für Abend unermüdlich vorsang, war auch folgendes:

1. Mai anzigs Schatzerl, benn du bist fortrasen von mir[1]),
   Rosen söllen obig dia usplühn,
   Rosmarin söll hinte dia noziehn:
   Mai anzigs Schatzerl, net vergeß dus ganz uf mi.

2. Rosmarin geht auf der Gasse auf,
   Es kränkt mich, wenn ichs nur gedenk darauf,
   Mein Herze springt mir nun vor lauter Traurigkeit,
   Mai anzigs Schatzerl, zu dir ists mir gar so weit.

3. Mai anzigs Schatzerl hot gedocht e bölls potriegn[2]),
   Dare böll a anders Schatzerl liebm,
   A waili hot a sich e selbe potrogn,
   A seines gleichen krieg ichs a übaroll.

4. A anzigs Glas hot no mai Schatz gehot,
   Große Falschheit hot er ja drin gehot,
   Ei wie unverhofft hab ichs getrunken daraus,
   Darum kann ichs also schwer vergessen darauf.

Die Mollweise[3]) klingt fremdartig und erscheint als aus der fremden Umwelt entlehnt. Jungbauer hebt in seiner großen Ausgabe der Volkslieder aus dem Böhmerwalde (Einleitung S. XXV) hervor, daß das Volk weniger Weisen als Worte hervorbringt, daß mehr Dichter als Tondichter im Volke leben. „Und besonders die neueren Volksdichter legen ihren Liedern gewöhnlich bekannte Weisen unter, ein Beweis dafür, daß die Dichtung selbst als die Hauptsache und die Weise nur als Nebensache angesehen wird.“ Die Burschen und Mädchen der Haudörfer kommen als landwirtschaftliche und andere Saisonarbeiter sehr viel in fremde Gegenden, früher besonders ins madjarische Flachland. Dies war schon vor mehr als hundert Jahren der Fall, wie eine Stelle in der Visitatio can.

[1]) Wenn du wirst fortreisen von mir. [2]) Ich will's betrügen. [3]) Im Deutschen Volksliederarchiv in Prag.

Digitized by Google

von 1804 in Drechslerhau bezeugt. Der Pfarrer berichtet, daß in den Monaten Mai bis Oktober die Beter in der Kirche selten seien aus verschiedenen Gründen, u. a. „alii ad inferiores Regni partes pro messe et aliis laboribus dilabuntur". Sie kommen dabei auch mit Slowaken zusammen, schlafen mit ihnen oft sogar im selben Raum, wie es in einem der seltsamen Erlebnisse geschildert wird, die Pfarrer A. Danko aufgezeichnet und im „Karpathenland" IV. 90 veröffentlicht hat. Die jungen Leute singen sehr viel und die Deutschen lernen bei solchen Gelegenheiten viele fremde Melodien kennen. Dem Bedürfnis nach neuen Weisen wird hier auch durch Entlehnung reichlich genüge getan.

In unserem Falle dürfte aber nicht ein neugeschaffener Text der fremden Weise unterlegt worden sein, sondern es dürfte mit ihm einst eine ursprüngliche deutsche Weise verbunden gewesen sein, die man zu Gunsten der neuen fremden Weise aufgegeben hat.

Diese Vermutung stützen wir auf eine bestimmte Beobachtung aus dem Leben des Volksliedes in der Sprachinsel. Bei den ersten Aufzeichnungen wurde uns auch das bekannte Lied vom gefangenen Zeiselein mit einer hübschen deutschen Melodie vorgesungen:

Ich bin einmal spazieren gangen
In den Wald in aller Fruh.
Hab ichs mir ein Zeiselein gefangen
über alle Maßen schön. Usw.[4])

Als ich nach drei Jahren wieder in den Ort kam, sangen die gleichen Mädchen den Text zu der damals in der Tschechoslowakei sehr viel gesungenen Weise des russischen Wolgaliedes. Ich fragte die Mädchen, ob sie das Lied nicht früher anders gesungen hätten. Sie bejahten es, konnten mir auch die alte Weise noch vorsingen, aber die „neue" sei schöner. Es ist also hier die fremde Weise, die gefällt, die „ins Ohr geht", die man gern singen möchte. Da man aber den fremden Text nicht versteht und nicht kann, wird ein bereits heimischer, beliebiger Text der fremden Weise unterlegt. Dabei wird der Text vielfach vergewaltigt und steckt in der fremden Weise wie in einer Zwangsjacke, aber die Hauptsache ist, man kann die „neue" Melodie singen.

Bezüglich der Verwendung der Mundart in solchen Liedern kann wieder auf die Beobachtung Jungbauers verwiesen werden, daß nicht reine Mundart verwendet wird, sondern eine Mischform zwischen Mundart und Schriftsprache. Der Text ist hier so wiedergegeben, wie ihn die Mädchen damals sangen. Die Mundart kommt in der ersten und dritten Strophe voll zur Geltung, weniger in der vierten, und die zweite Strophe ist mit Ausnahme des in der ersten Strophe geprägten, formelhaft wiederkehrenden „Mai anzigs Schatzerl" rein schriftsprachlich. Die Wortstellung „net vergeß!" statt „vergeß net!" ist in der Sprachinselmundart allgemein üblich.

Der Text entspricht durchaus dem Geiste des deutschen Volksliedes. Wenn wir die verschiedenen Ansichten über die Entstehung des Volksliedes

[4]) Das ganze Lied im gleichen Archiv.

Digitized by Google

berücksichtigen, so dürfen wir es wohl in die Gruppe einreihen, die Lieder von Dichtern aus dem Volke, gedichtet nach dem Vorbild der sogenannten volkstümlichen Lieder, umfaßt.

Wie schon die uneinheitliche sprachliche Behandlung zeigt, wurde das Lied, so wie es vorliegt, nicht in allen Einzelheiten neu geschaffen. Bildliche Wendungen und Ausdrucksweisen standen in fester Prägung im Schatz der Volksdichtung oder im sonstigen geistigen Volksgut zur Verfügung und wurden zu einer neuen Einheit zusammengefügt, zum Teil mag die eine oder die andere Strophe im Sinne einer „Wanderstrophe" als ganzes übernommen worden sein. So scheint besonders die zweite Strophe älterem Liedgut zu entstammen. Die alte Form „Herze" ist der Sprachinselmundart vollkommen fremd, es herrscht hier allgemein die endungslose Form, wie in der Schriftsprache.

Jedenfalls ergab sich aber ein sinnvoller Aufbau, der schon durch die Allgemeingültigkeit des besungenen Mädchenschicksals bedingt ist. Das Grundmotiv ist die uralte und ewig neue Klage des verlassenen Mädchens, es liegt das Erlebnis zu Grunde, das nicht nur im schlichten Volkslied, sondern in der gesamten Dichtung immer wieder Ausdruck findet und in der Gretchentragödie in unserer größten Dichtung am ergreifendsten gestaltet ist.

1. Nach der Zeit der glücklichen, heimlichen Liebe, „von der niemand nichts weiß", beginnt der Umschlag mit der Trennung. Der Geliebte zieht in die Ferne, man nimmt Abschied und alles ist, wenigstens in der Auffassung des Mädchens, noch in bester Ordnung. Ihr Segenswunsch (Rosen) und die Bitte um ein treues Gedenken (Rosmarin) begleiten den Geliebten.

2. Das Liebesverhältnis scheint „nicht ohne Folgen" zu bleiben, das Mädchen gerät in seelische Not, und der allein im Stande wäre, sie zu trösten und ihre Ehre zu retten, ist gar so weit.

3. Mit dem guten Einvernehmen ist es vorbei, die Liebe des Burschen ist erkaltet. Das Mädchen sucht die Ursache in einem Mißverständnis, sie ruft ihren Stolz und ihr Selbstbewußtsein auf und sucht ihren Schmerz zu betäuben, indem sie den Wert des Geliebten herabsetzt.

4. Dieses Mittel aber wirkt nicht. Sie erkennt, daß sie der Bursche mit falschen Eheversprechungen betört, daß sie ihm zu bereitwillig Gehör geschenkt hat. Sie hat nun unter den Folgen schwer zu leiden.

In der Ausdrucksweise verstärken bildliche Wendungen den poetischen Reiz. Blumen als Symbole seelischer Zustände sind in der Dichtung sehr häufig. Unger (Pflanzensymbolik, S. 12) schreibt dazu: „Was konnte der gesamten Menschheit näher liegen, als in der Pflanzenwelt ein Sprachorgan zu finden, das unser Innerstes am besten wiedergibt und der verläßlichste Dolmetsch unseres Herzen ist." Rosen bedeuten ganz allgemein Freude und das Wort des Mädchens: „Rosen sollen über dir aufblühen" ist ein Segenswunsch.

Digitized by Google

Eine ganz außerordentliche Bedeutung kommt im Volksleben dem Rosmarin[1]) zu. Ros marinus, das aus dem Tau des Meeres entstandene Gewächs, auch Libanotis genannt, weil es dem Libanon, dem Weihrauch ähnlich duftet, hatte schon im Altertum kultische Bedeutung und war als Heilpflanze bekannt (Belege bei Forgelinus V., 255). In Deutschland wird der Rosmarin seit dem frühen Mittelalter angebaut. So wird im Arzneikräutergarten des Klosters St. Gallen auch Rosmarin gepflanzt und die Ordensherren der Marienburg besaßen einen Rosmaringarten. Man stellte den Rosmarinbranntwein oder das Rosmarinwasser, aqua reginae Hungeriae her, das als ein Universalheilmittel verwendet wurde. Im besonderen aber — und das ist für unseren Zusammenhang wichtig — erlangte es Bedeutung als gedächtnisstärkendes Mittel. Herzog Karl von Burgund soll einen solchen Balsamus mneme-cephalicus, der perpetuam rerum memoriam geben sollte, von einem Engländer gekauft haben. Dieser Wirkung wird auch in Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts Erwähnung getan: „Sterckt das hirn und allerley sinn, in sonderheyt die gedechtnus" (1543). Die Kenntnis der Pflanze und ihrer gedächtnisstärkenden Wirkung verbreitete sich in immer weitere Volksschichten und die pharmazeutische Heilkraft wurde im Denken des Volkes zu einer mystischen Kraft, die der Pflanze innewohnt. Darum steckt die Braut heimlich einen Rosmarinzweig zwischen Hut und Futter des Bräutigams, daß er die Treue bewahre (Marzell, Pflanzenwelt, 43). Der Rosmarin wird das „ureigenste Kraut liebender und sehnender Erinnerung" zur herb of remembrance, in welcher Bedeutung er auch bei Shakespeare vorkommt. Wie sollte der Begriff Rosmarin nicht in dieser Bedeutung auch im Volkslied Verwendung finden, um Abstraktes anschaulich auszudrücken! Bei Erk-Böhme Nr. 723 heißt es in der Abschiedsklage eines Mädchens:

R o s m a r i n und Lorbeerblätter
Verehr ich dir zu guter Letzt:
Das soll sein das letzt G e d e n k e n,
Weil du mich manchmal ergetzt.

In schöner poetischer Wendung sagt das Mädchen in unserem Lied zum Geliebten: „Rosmarin soll hinter dir nachziehen!", was in der nächsten Zeile schlicht durch die Worte „nicht vergiß du ganz auf mich" ausgedrückt wird.

Den bildlichen Ausdruck des Dichters können wir mit der Darstellungsweise des bildenden Künstlers in Vergleich setzen. So wird z. B. auf einer Stele im Theseustempel in Athen der Abschied der verstorbenen Gattin von ihrem Gatten dargestellt. Zwischen den beiden, die einander zärtlich die Hände reichen, steht ihr kleiner Sprößling, der mit der linken Hand der scheidenden Mutter ein Epheublättchen darbietet. (Unger 21.)

Um die Anknüpfung der zweiten Strophe zu erklären, kann wieder auf andere Volkslieder verwiesen werden, die das Typische und Formelhafte

[1]) Stein A.: Rosmarin im Volkslied und Volksbrauch. Thüringische Monatsblätter 26, 89—94. — Freybe A.: Rosmarin des neuen Jahres Mitgift. Rosmarin als Segenspflanze. Rosmarin im Volkslied. „Das Land", XIII., 1905, Nr. 7.

Digitized by Google

dieser Wendung „Rosmarin geht auf der Gasse auf" beleuchten. In einem Lied aus dem 16. Jahrhundert (Seifert, Rosenstrauch, S. 6) singt ein Mädchen:

Mir ist ein rot Goldfingerlein
Auf meinen Fuß gefallen,
So darf ichs doch nicht heben auf,
Die Leut, die sahens alle.

Das Ringelein von rotem Gold,
Nun liegt es auf der Straßen,
Mein Schatz, der ist mir nicht mehr hold,
Ich kann nicht von ihm lassen.

In einem in vielen Fassungen weit verbreiteten Lied (Jungbauer, Bibliographie Nr. 231) lautet eine Strophe:

Auf den Straßen streu ich Rosen,
Schauen mich die Leut so an,
Aus meinen Äuglein fließet Wasser,
Und mein Mund nicht sprechen kann.

Dagegen sagen andere Fassungen unbildlich und geradean, was gemeint ist:

Über die Straßen muß ich gehen,
Schauen mich die Leut so an...

oder

Wenn ich übers Gäßlein geh,
Sehen mirs die Leute an...

(Hensel, Der singende Quell, S. 46.)

Der Rosmarin begleitet die Feste an den Höhepunkten des menschlichen Lebens mit ihrem einst reichen Brauchtum, namentlich ist er die Hochzeitspflanze. Welch reicher Vorstellungs- und Gefühlsinhalt ist darum an das Wort Rosmarin gebunden! „Rosmarin geht auf der Gasse auf" ist ein Aufschrei des unendlichen Schmerzes über die bitterste Enttäuschung, die ein Mädchen erleben konnte. Die bisher heimliche Liebe, namentlich ihre Folgen, werden offenbar; wenn das Mädchen über die Gasse geht, sehen ihr's die Leute an, sie kommt in das Gerede der Leute. Man muß bedenken, was das einst alles bedeutete, was das für Folgen für das Mädchen hatte!

Von besonderem volkskundlichen Reiz ist die letzte Strophe. Wir können hier nachweisen, daß es sich bei dem Trinken aus dem Glase, das der Bursche dem Mädchen anbietet, nicht um ein frei erfundenes poetisches Bild handelt, sondern daß ein wirklicher Rechtsbrauch, der in den Gewohnheiten und Anschauungen des Volkes tief verwurzelt war, zu Grunde liegt. Es handelt sich um den Brauch des „Auf die Ehe trinken", das als bindendes, rechtskräftiges Eheversprechen galt. Bächtold (Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit, Basel 1914, S. 94—96) bringt die Belege dafür (aus Ehegerichtsprotokollen des 16. bis 18. Jahrhunderts) und stellt diesen

Digitized by Google

Brauch im kultur- und rechtsgeschichtlichen Zusammenhang mit einer Reihe ähnlicher Verlobungsbräuche dar. Es handelt sich ursprünglich um die Bekräftigung eines Vertrages durch Weintrinken (das Drangeld wird mit den Zeugen vertrunken: Weinkauf, Leikauf). „Haben sich z. B. in Toggenburg Jüngling und Mädchen gefunden, so besucht sie jener in ihrem elterlichen Hause. An dem nächstkommenden Ostermontage trinken sie dann miteinander öffentlich ein Glas Wein und machen damit dem Publikum bekannt, daß sie sich lieben und keiner mehr Anspruch auf das Mädchen machen dürfe."

Sehr oft kam es vor, daß Burschen im Wirtshause beim Tanz in der Weinlaune mit ihren Bechern zu den Mädchen traten und sie aufforderten, mit ihnen auf die Ehe zu trinken, es aber kurz nachher in nüchternem Zustande wieder bereuten.

Anklänge an unseren Brauch finden wir auch in manchen Fassungen der bekannten Ballade vom Grafen und der Nonne (Jungbauer, Nr. 102):

Der Jüngste von den dreien, der in der Mitte saß,
Gab mir einmal zu trinken den Wein aus seinem Glas.

Was zog er von seinem Finger? Ein goldenes Ringelein.
Hier hast, du Holde, du Schöne, dies soll Dir ein Denkmal sein.

In einer Fassung aus Oberhessen:

„Was gibst du mir zu trinken, was schenkst du mir denn ein?"
„Das tu ich aus lauter Liebe, daß du mein Schatz sollst sein!"

Und wieder finden wir z. B. in Nordböhmen eine Fassung, in der schlicht und einfach gesagt wird, was die Sinnbilder veranschaulichen:

Ein Schifflein sah ich schwimmen, worin ein Ritter saß,
Hat mir die Eh' versprochen, als ich ein Mädchen war.

Die oberhessische Fassung bildet dabei wieder den Übergang.

Das Erlebnis des Mädchens und die Situation, aus der der dichterische Gehalt der letzten Strophe unseres Liedes geschöpft ist, führt uns ein Gemälde von Emil Rau sehr anschaulich vor Augen. In einer ländlichen Stube sitzen um den Tisch ein junger Mann und zwei Mädchen in älplerischer Tracht. Der Bursche bietet dem einen Mädchen ein Glas Wein an, das zweite Mädchen neigt sich als in diesem Augenblick unbeteiligt lächelnd über die Zither auf ihren Knien, in deren Saiten ihre Finger spielen. „Sagst ja, Lenerl?" nennt der Künstler das Bild und erklärt damit, daß das Mädchen „auf die Ehe" trinken soll. Die Augen des Mädchens strahlen, aber sie ist noch unschlüssig zurückgelehnt. Wer weiß, ob ihr Schatz Treue oder Falschheit in seinem Glase hat, ob nicht auch Lenerl das Schicksal so vieler anderer erfahren wird und sich dann ihr Leid von der Seele singen wird in einem neuen Liede, zu dem auf der Zither eine andere Weise erklingen wird als jetzt bei der Werbung.

Digitized by Google

Der Volkstanz in der Kremnitz-Probener Sprachinsel

Von Prof. **Karl Horak**, Wien-Kufstein

Obwohl ich bei meinen Sammelfahrten in die südostdeutschen Sprachinseln immer wieder bestätigt fand, daß diese Sprachinseln hervorragende volkskundliche Rückzugsgebiete darstellen, in einer Beziehung haben mich einige von ihnen enttäuscht. Die Sprachinseln, deren Entstehung in das 11. und 12. Jahrhundert zurückreicht, sind mir durch die Armut an Volkstänzen aufgefallen[1]).

Faschingstanz in Polisch (Kremnitzer Sprachinsel)
Aufgen. Karl Horak, Fasching 1930

Das ist nicht so zu verstehen, als ob dort nicht getanzt würde; gering ist nur die Zahl der Tänze, die geübt werden. Die Tanzfolge einer Unterhaltung weist eine ähnliche langweilige Wiederkehr der gleichen Tänze auf wie etwa im binnendeutschen Gebiet. Mag auch auf dem Tanzboden in

[1]) Während eines fünfwöchigen Aufenthaltes in der Kremnitz-Probener Sprachinsel konnte ich nur 16 Tänze in etwa 50 Lesarten aufschreiben; eine vierwöchige Sammelfahrt in die Schwäbische Türkei brachte mir aber über 30 Tänze in fast 150 Lesarten!

Digitized by Google

einer jungen deutschen Sprachinsel nicht mehr die bunte Folge herrschen wie ehedem, so sind doch noch eine größere Zahl von Tänzen bekannt und werden bei besonderen Anlässen, wie Hochzeiten und dgl., oft noch gern getanzt. Die Einförmigkeit in den älteren Sprachinseln reicht aber schon so weit zurück, daß sich selbst ältere Leute kaum mehr an andere Tänze erinnern, die früher noch üblich gewesen waren.

Welches nun die Ursache dieser Armut ist, ist schwer zu sagen. Ich glaube, daß größtenteils die zunehmende Verarmung der Bevölkerung gerade der alten Siedlungen schuld daran ist. Dies hat einerseits die Tanzlust herabgemindert, andererseits hatte mit dem Versiegen der Bergschätze der Verkehr mit dem deutschen Mutterlande stark nachgelassen und damit fehlte es an Vermittlungsmöglichkeiten.

Die Tänze der Kremnitz-Probener Sprachinsel lassen sich ohne Mühe in eine ältere und eine jüngere Gruppe scheiden. Zu der ersten gehören solche Tänze, die entweder schon den Einwanderern bekannt waren, oder aber in den ersten Jahrhunderten gebracht wurden, als noch ein reger Verkehr mit den Bergbauprodukten im Schwange war. Daß sich manche dieser Tänze über einen so langen Zeitraum erhalten haben, hängt damit zusammen, daß sie im Brauchtum verankert sind.

Bei der Hochzeit spielt das Brautörtl die Hauptrolle. Es ist der Ehrentanz, den jeder Teilnehmer mit der Braut tanzen muß. Die Ausführung ist fast immer die gleiche, etwas einfacher noch, als sie Hanika[2]) beschrieben hat. Diese einfache Tanzform kommt im binnendeutschen Gebiet außer in Kindertänzen kaum mehr vor. Wie alt dieser Tanz ist, zeugt die Form aus Gaidel, der Rosen- oder Tautanz. Dort wird er nämlich von allen[3]) bei Tagesanbruch des der Hochzeit folgenden Tages im Freien getanzt[4]).

Im weiteren Verlauf der Hochzeit wird noch fleißig getanzt: Walzer, Polka und Czardas. Dazwischen taucht dann und wann der Tüchltanz auf. Es ist dies eine Form des im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreiteten Polsterl- oder Kissentanzes[5]), der wohl früher bei keiner Hochzeit fehlte. An Stelle des Polsters ist aber in unserem Gebiete ein Tuch (Handtuch oder Taschentuch) getreten. Die Teilnehmer sitzen oder stehen ringsum in der Stube und lassen in der Mitte einen kleinen Raum frei. Eine Anzahl Burschen[6]) laufen im freien Raum herum und wählen durch einen Schlag mit dem Tuch eine Tänzerin. Daraufhin wird das Tuch auf den Boden gebreitet, Tänzerin und Tänzer knien sich darauf und geben einander einen

[2]) Josef Hanika, Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel, S. 78, vgl. auch S. 49, 53, 63 und 69.

[3]) Fünf- bis sechsjährige Kinder nehmen schon daran teil.

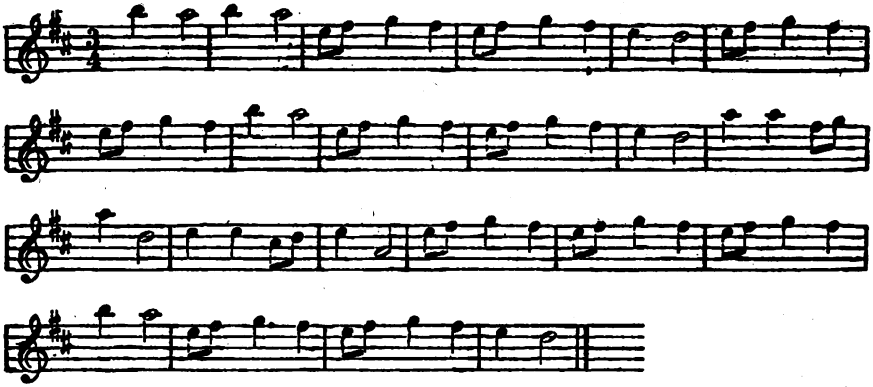
[4]) Zur gleichen Zeit wird der Brauttanz auch auf den Halligen getanzt; vgl. Sartori, Sitte und Brauch, 1. Teil, S. 108.

[5]) Vgl. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, 1. Teil, Nr. 9.

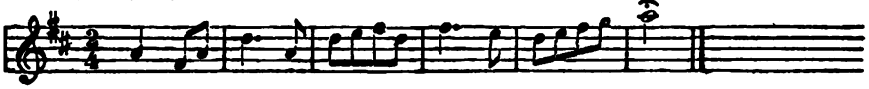
[6]) Die Anzahl der Tänzer wechselt in den verschiedenen Gemeinden zwischen einem (Krickerhäu und Umgebung), vier (Hochwies und Polisch) und allen Burschen (Oberstuben).

Digitized by Google

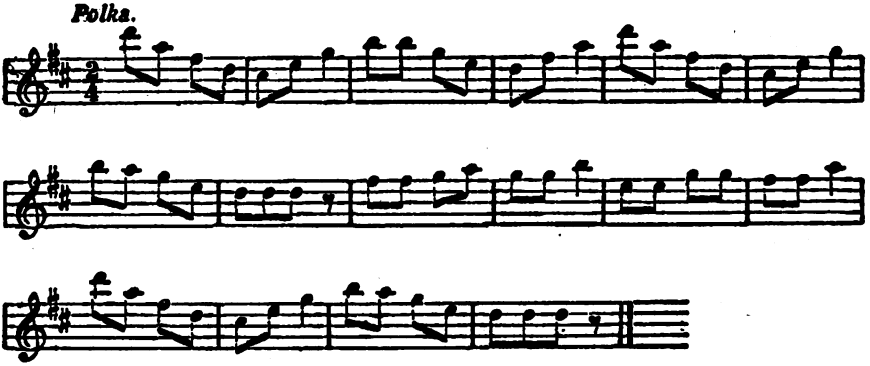
Kuß. Es schließt sich ein kurzer Rundtanz an. Die Weisen des Tüchltanzes sind einander sehr ähnlich; in Drechslerhäu spielt man:



„Tusch". (Kuß.)



Polka.



In den kurzen Pausen, während welcher die Musik ruht, vereinigen sich die Mädchen und Frauen zu den von mir in dieser Zeitschrift schon beschriebenen Singtänzen[7]).

Gleich hohes Alter verrät der Antntanz[8]). Nach der Hochzeit bilden alle Teilnehmer, einander die Hände reichend, eine lange Kette und ziehen — beim Fenster hinaus, bei der Türe hinein — unter Musikbegleitung durch das ganze Haus. Dieser Brauch, der die Besitzergreifung des Hauses durch das junge Paar darstellt, wird heute allerdings nicht mehr verstanden und hat sich darum manche Wandlung gefallen lassen müssen. In

[7]) Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 4. Jahrgang, S. 28 f.
[8]) Ententanz, auch Kača (slowakisch) genannt.

Digitized by Google

den Dörfern um Deutsch-Proben flicht der Vortänzer allerlei ulkige Handlungen ein; so küßt er beispielsweise ein altes Weib, kriecht unter einem Tisch durch, geht über den Misthaufen oder steigt über eine Leiter auf den Heuboden und springt auf die Tenne hinunter. Das müssen natürlich alle nachmachen. Noch stärker ist die Veränderung in der Kremnitzer Sprachinsel. In Oberturtz führen die Burschen am Osterdienstag einen ähnlichen Scherz auf[9]). In den Gemeinden um Krickerhäu wurde er als Knollpa (= Knäuel) zum Schlußtanz am Faschingdienstag. Der Fahnenwünscher, mit einer Laterne in der Hand, führt die ganze Kette, die er schließlich zu einem engen Knäuel eindreht, so daß ein heilloses Durcheinander entsteht.

Eine andere Gelegenheit, bei welcher man alte Tänze sehen kann, sind der Faschingmontag und Faschingdienstag. Am ersten Tage ziehen die

Faschingstanz in Polisch (Kremnitzer Sprachinsel)
Aufgen. Karl Horak, Fasching 1930

„Faschingburschen" von Haus zu Haus und tanzen dort mit Stöcken oder Reifen den Faschingtanz[10]), dessen Figuren auch in allen deutschen Schwert- und Reiftänzen zu finden sind. Daran schließt sich ein kleiner Rundtanz mit den Frauen und Mädchen des Hauses, bei welchem eine verkleidete Gestalt mit der Hausfrau tanzen muß. Je höher bei diesem Tanze gesprungen wird, desto besser wird der Flachs in diesem Jahre gedeihen, sagt man. In der Sprachinsel sind zwei Melodientypen ver-

[9]) Hanika, a. a. O., S. 19.

[10]) Eine eingehende Würdigung dieser Tänze, die ich gemeinsam mit Doktor Richard Wolfram aufgezeichnet habe, wird dieser in seinem in Arbeit befindlichen Buche über den Schwerttanz geben.

Digitized by Google

breitet, die scharf als deutsche und slowakische unterschieden werden, diese für Blech-, jene für Streichinstrumente besser geeignet. Beide verraten aber, daß sie ursprünglich wohl auf dem Dudelsack gespielt wurden.

Als Abschluß des Faschings wurde in Gaidel und Schmiedshäu am Aschermittwoch der Klotztanz aufgeführt. Wie wichtig er im Leben des Dorfes war, erhellt daraus, daß die Obrigkeit dabei anwesend war. Ein Bursche tanzte mit einem Holzblock im Kreise, während alle anderen Burschen paarweise um ihn herumtanzten[11]). Mädchen nahmen nicht daran teil. Die Musik spielte dazu in bunter Folge Teile von allen Tänzen, die sie kannte, so daß die Burschen kaum ins richtige Tanzen kamen.

Die Tänze der jüngeren Gruppe sind im binnendeutschen Gebiet erst im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgetaucht und gelangten natürlich erst bedeutend später in die Sprachinseln. Gerade diese Gruppe ist es, die durch ihre Armut auffällt. Während man in vielen jungen Sprachinseln noch ein getreues Spiegelbild des Tanzgutes des Mutterlandes in der damaligen Zeit erblickt, ist mangels einer stärkeren Verbindung mit dem Binnendeutschtum von dieser reichen Fülle nur wenig in die Berge der Niederen Tatra gesickert. Erst in jüngster Zeit, als die Wanderbewegung als Erntearbeiter nach Schlesien und Österreich einsetzte, wären wieder Voraussetzungen zur Übernahme neuer Formen gegeben. Aber da hatte im Mutterlande schon die Proletarisierung der landwirtschaftlichen Arbeiter und die Verstädterung der ländlichen Siedlungen eingesetzt und das volkstümliche Tanzgut fast zum Absterben gebracht. Wenn nun der eine aus dieser Gegend, der andere aus jener zurückkam, so mangelte es dann auch an der Einheitlichkeit. Es konnten sich daher nur jene Tänze halten, die überall gleich getanzt werden, wie Walzer, Polka. Daß aber doch ein schwacher Einfluß besteht, beweist das Nebeneinandervorkommen einer „alten" und einer „neuen"[12]) Tüchltanzmelodie in Hochwies. Dazu kommen dann noch Tänze, die in fremdvölkischer Umgebung erlernt wurden; diese mußten sich aber gleichfalls durch eine gewisse Formenstetigkeit auszeichnen, wie etwa der Czardas. Die Wanderbewegung führte aber andererseits auch zu einem Abreißen der heimischen Überlieferung und zum Verkümmern der alten Tanzformen.

Durch das Kremnitzer Bürgertum hat das Menuett Eingang gefunden. Dieser Tanz drang dann auch auf die umliegenden Dörfer, doch konnte ich vom Manet, wie er nun genannt wurde, nur mehr die Weise erfragen. Eine genaue Beschreibung war aber nicht mehr zu bekommen.

In einigen Lesarten konnte ich den Straschak[13]) aufzeichnen[14]). Schon Zoder hat nachgewiesen, daß die Judentänze leicht zu Mischformen

[11]) Ob der Block dann verbrannt und die Asche über Felder und Gärten gestreut wurde, konnte ich nicht erfahren. Vgl. dazu den Christklotz, Sartori, a. a. O., 3. Teil, S. 44.

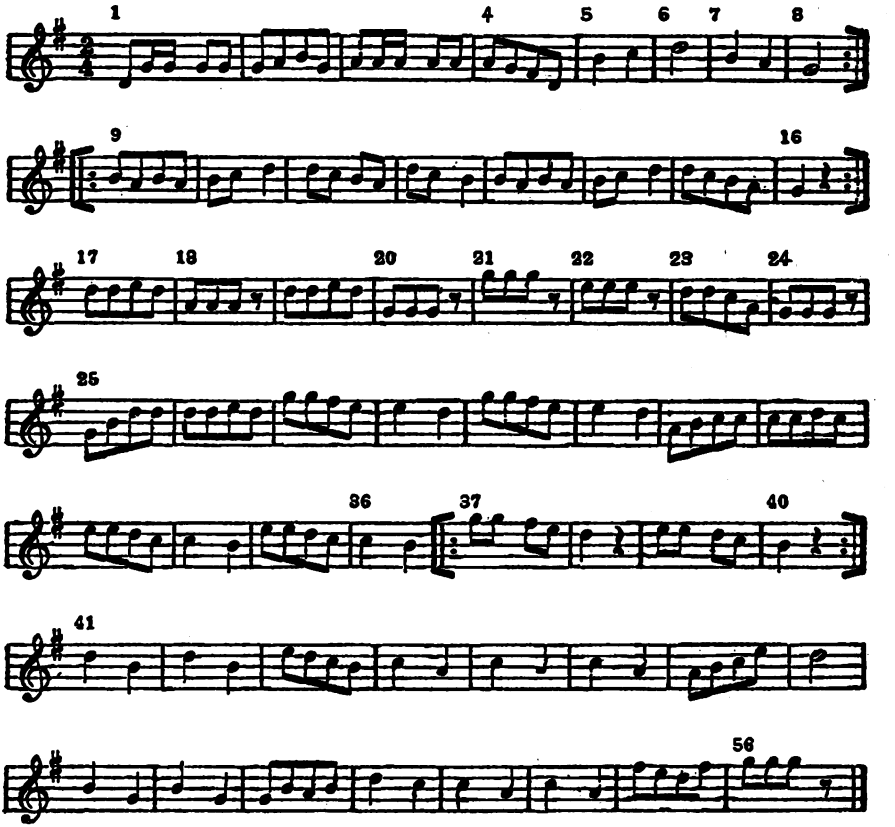
[12]) Sie gleicht der von Zoder a. a. O., 1. Teil, Nr. 9, aus Niederösterreich mitgeteilten Weise.

[13]) So heißt er in Hochwies, Polisch und Drechslerhäu; in Krickerhäu wird er Judenpolka, in Schmiedshäu Kakadini genannt.

[14]) Über Verbreitung und Verwandtschaft vgl. R. Zoder, Judentänze im Jahrbuch für Volksliedforschung, 2. Jg., S. 122 ff.

Digitized by Google

(Kontaminationen) neigen. Der Plotschtanz aus Krickerhäu stellt eine Vereinigung mit einem auch im Schönhengst[15]) und in Slawonien[16]) bekannten Tanz dar. Noch umfangreicher ist der in Polisch übliche Trotztanz oder Straschidltanz, dessen Aufzeichnung nun folgen möge:



Paartanz im Kreis.

T. 1—4: Geschlossene Fassung. Polka-Rundtanz.
T. 5: Die Tanzenden bleiben stehen und lösen die Fassung.
T. 6: Sie verbeugen sich zueinander.
T. 7: Beide führen eine halbe Drehung aus, Tänzer nach links, Tänzerin nach rechts.
T. 8: Sie verbeugen sich wieder (mit dem Rücken zueinander). Dann drehen sich beide wieder zurück.
T. 9—16: Geschlossene Fassung. Polka-Rundtanz.
T. 17: Aufstellung im Stirnkreis zueinander. Tänzer innen.

[15]) Schönhengster Volkstänze Nr. 9 (Plotschtanz).
[16]) Zsch. „Das deutsche Volkslied", 32. Jg. (1930), S. 117 (Plätscherpolka).

Digitized by Google

T. 18: Dreimal aufstampfen.
T. 20: Dreimal in die Hände klatschen.
T. 21: Dreimal mit dem rechten Zeigefinger drohen.
T. 22: Dreimal mit dem linken Zeigefinger drohen.
T. 23—24: Tänzer und Tänzerin vollführen eine ganze Umdrehung, er links, sie rechts.

„Ta Pea unt ti Hur"
Begleiter der Münnichwieser Faschingsburschen
(Deutsch-Probener Sprachinsel)
Aufgen. Karl Horak, Fasching 1930

T. 25—36: Geschlossene Fassung. Polka-Rundtanz.
T. 37—40: Wie Takt 5—8 (die Wiederholung ebenso).
T. 41—56: Stirnkreis. Aufstellung zueinander. Tänzer innen. Auf das erste Viertel jedes Taktes wird in die eigenen, auf das zweite Viertel in die Hände des Gegenüber geklatscht.

Zu Takt 9—16 wird auch ein anstößiger slowakischer Vers gesungen.

Digitized by Google

Wenig bekannt ist die sonst sehr verbreitete Kreuzpolka, die ich nur in Krickerhäu und in Fundstollen — als Kreuzhopser — fand. Doch hatte sie hier die für diesen Tanz so bezeichnende Weise „Sixte wohl, da kimmt er" verloren, in Fundstollen sogar eine ungarische Czardasmelodie angenommen.

In Krickerhäu tanzte man ehedem die Japonische Werbung. Mit diesem merkwürdigen Namen bezeichnete man einen dem Reidlinger Schottisch[17]) ähnlichen Tanz. Auch dazu spielte man eine ungarische Weise.

Zu dem in Gaidel aufgezeichneten Haissa konnte ich bis jetzt erst eine einzige Parallele finden. In Hessen tanzt man den „Wenn die Mädchen Strupp-Jack tragen"[18]), dessen Bewegungen man im oben erwähnten Tanz etwas vereinfacht wiederfindet.

Allgemein wird in der Sprachinsel die Zipperpolka oder Zepperlpolka getanzt. Es ist dies unsere Polka, bei welcher bloß das leichte Hüpfen am Ende jedes Schrittes unterbleibt. Häufig wird dazu gesungen:

Zipperpolka tanz ich gern
mit ein' schönen jungen Herrn,
mit ein' alten mag ich nicht,
lieber tanz ich Polka nicht. (Polisch.)

Doch konnte ich auch slowakische und selbst ungarische Strophen dazu hören.

Höchstens als Tanzspiel ist die Nadelpolka aus Drechslerhäu zu bezeichnen. In den Kleidern eines Mädchens wird eine Nadel versteckt. Ein Bursche, der während des Versteckens die Stube verlassen hatte, muß sie nun suchen. Er wird dabei von den Musikanten unterstützt, die auf einem Instrument eine Anzahl gleicher Töne spielen, wenn er sich dem Versteck der Nadel nähert. Im anderen Falle hört man aber recht langsam die Tonfolge:

nicht dort, nicht dort, da, da, da, da.

Daran schließt sich ein kurzer Polka-Rundtanz. Dann wird die Nadel im Gewande des Finders verborgen, während ein Mädchen aus der Stube geht. Bei diesem Tanzspiel geht es nicht immer ganz sittsam zu.

Anzufügen sind noch die Tänze, die von den umwohnenden Fremdvölkern übernommen wurden. Besonders groß ist der Einfluß des Madjarischen, trotzdem die Sprachinsel ziemlich weit von dessen Sprachgebiet entfernt ist. Zum Vorzug der guten Tanzbarkeit der madjarischen Musik kam aber noch der Einfluß, den die Madjaren als Staatsvolk ausübten.

Neben dem Czardas, der aus zwei Teilen, einem langsamen (Lassu) und einem schnellen (Friss) besteht, ist besonders der erste Teil als selbständiger Tanz beliebt. Als solcher wird er in Hochwies und Polisch Schrittanz oder Gracz, in Krickerhäu Zecktanz genannt.

[17]) Zoder, a. a. O., 2. Teil, Nr. 2.
[18]) Hans von der Au, Hessische Volkstänze, S. 22.

Digitized by Google

Als Ehrentanz gilt in Kricerhäu die Werbung. Ein Bursche tanzt allein, mit einem Glas Wein in der Hand, durch den Saal, wobei er nach freien Ermessen „ziffert". Darunter versteht man einen den madjarischen Tänzen entnommenen Schritt, der in der Volkstanzbewegung den Namen Spindelschritt führt[19]). Nach dem Tanze muß er dann die Musikanten zum Trinken einladen. Als Solotanz der Burschen, ohne ehrende Bedeutung, ist er noch in den Ortschaften um Deutsch-Proben verbreitet.

Eine Erschwerung hat dieser Tanz in Gaidel und Mümnichwies erfahren, wo die Burschen zwischen aufgestellten Flaschen durch „ziffern" müssen, ohne eine umzuwerfen. Man nennt diese Form Ischtom baschtom.

An slowakischen Tänzen sah ich nur einen Singtanz, den die Hochwieser Burschen gelegentlich einer Hochzeit tanzten und Kolo nannten. Sie haben ihn in der Fremde, wo sie als Erntearbeiter waren, gelernt.

Eine Zeitungssage vom „geschlachteten und gepökelten Brüderchen"

Von **Alfred Karasek-Langer**

Die große Menge der in den Zeitungen plötzlich auftauchenden und als Gegenwartsgeschehen bezeichneten Sagenstoffe findet von seiten der Forschung erst seit den letzten Jahren gebührende Beachtung. Wir haben die an einem bestimmten Ort lokalisierten und meist bekannte Motive aufgreifenden Nachrichten als „Zeitungssagen" bezeichnet[1]), in der Hoffnung, daß sich dieser, ihr Wesen kennzeichnende Fachausdruck durchsetzen wird. Es gibt bisher schon eine Reihe von Aufsätzen und Untersuchungen über solche Zeitungssagen, so die von den Mordeltern[2]), vom abgehackten Schwurfinger als Reuebeweis[3]), vom blauen Auto als Mädchenfalle usw. Dennoch ist unsere Kenntnis der gebräuchlichen Motive noch äußerst lückenhaft und bedarf eingehender Ergänzung. Dazu ist aber der bisherige Kreis von Beobachtern viel zu klein und es ergeht deshalb an die Mitarbeiter der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde die Bitte, hier mitzuhelfen. Zu den bisher nicht gesammelten Zeitungssagen gehören auch die äußerst beliebten Lokalnotizen der „Todesreihe durch eine Unglücksbotschaft", die in den verschiedensten Spielformen auftreten. Ich habe leider augenblicklich keinen Beleg für diese Gattung zur Hand, erinnere mich aber einer angeblichen Bukarester Meldung, die Ende 1932 durch die Blätter ging: Ein Eisenbahner hatte erfahren, daß seine Frau durch Ausgleiten über eine Bananenschale einen schweren Unfall erlitten habe und im Spital liege.

[19]) Helms-Blasche, Bunte Tänze, 2. Band, S. 59. Der Schritt kommt nämlich auch in norddeutschen und skandinavischen Volkstänzen vor.

[1]) Vgl. SudZfVk. 6, (1933), S. 37.

[2]) Schmidt, Zu der Ballade „Die Mordeltern". Das deutsche Volkslied, 34, (1932), S. 116 f.

[3]) Görner, Ullrich von Liechtenstein in Zerbst. MitteldVlfVk. 5, (1930), S. 33 bis 48. Jolles, Neues vom abgeschnittenen Finger. Ebd. S. 91 ff.

Digitized by Google

Er eilt hin und muß hören, daß sie eben gestorben ist. Ganz verstört geht er aus dem Spital, überquert die Straße und wird dabei von einem vorüberfahrenden Auto getötet. Wie seine Leiche nach Hause geschafft wird, erleidet seine Mutter einen Schlaganfall und sinkt neben der Bahre tot nieder. Sein Vater, ein alter Mann, der sich seines Ernährers, der Gattin und der Schwiegertochter mit einem Schlage beraubt sieht, stürzt sich aus dem Fenster und ist sofort tot.

Wir sehen, die Zeitungssage arbeitet mit ordentlichen Gruselmitteln und bewegt sich oft in bedenklicher Nähe allerärgster Schundliteratur. Diese Vorliebe für das Schauderhafte zeigt auch folgende Geschichte „vom geschlachteten und gepökelten Brüderlein", deren weitere Verbreitung im Bereiche der Lokalnotizen von Zeitungen aus der Tschechoslowakei, Deutschland usw. bisher unbekannt ist. Die Teschner Zeitung „Deutscher Grenzbote für Polnisch-Schlesien" vom 27. März 1932, Jg. XIII, Folge 13, S. 4, brachte unter „Vermischtes" folgende Nachricht:

„Den Bruder geschlachtet. Eine furchtbare Tragödie spielte sich dieser Tage in dem Städtchen Szczucin bei Wilna ab. Ein gewisser Salcinski kaufte ein Schwein, das er zu Hause schlachtete und in Anwesenheit der Kinder pökelte. Kurze Zeit darauf verreiste Salcinski mit seiner Frau auf einige Tage, indem er die Kinder, drei Jungen im Alter von zwei, vier und sechs Jahren, allein im Hause zurückließ. Während der Abwesenheit der Eltern beschlossen die Kinder, dem Vater nachzuahmen. Die beiden älteren Knaben stießen darauf dem Jüngsten ein Messer in die Seite, vierteilten ihn und salzten ihn sogar ein. Als die Eltern zurückkamen, erzählten die Jungen freudestrahlend, wie köstlich sie gespielt hätten. Als sich die Mutter von der Sachlage überzeugt hatte, erlitt sie einen Herzschlag, dem sie erlag. Der Vater wurde wahnsinnig. Der Kinder nahmen sich die Nachbarn an."

Wir haben es hier mit einem Musterbeispiel einer genauest fixierten Zeitungssage zu tun. Da ist eine Kleinstadt „Szczucin bei Wilna", eine Familie „Salcinski", eine bis ins Kleinste gehende Schilderung des unglücklichen Geschehens. All dies läßt in dem einfachen Leser überhaupt keinen wie immer gearteten Zweifel an der Echtheit der Geschichte aufkommen und selbst der Gebildete sieht nicht hinter die Kulissen. Sollte sich aber dennoch ein kritischer Mensch finden, dem Zweifel auftauchen, so ist durch den Ort der Handlung „bei Wilna" jede Lust zur Kontrolle und die Möglichkeit des Widerrufes durch eine Polizeibehörde genommen. Ob der „Bearbeiter" einer solchen Zeitungssage Städte oder Orte, die möglichst entfernt liegen, auch bewußt benützt, um die Wahrscheinlichkeit der Handlung zu verstärken, wissen wir nicht. In dem vorliegenden Falle hat er dem Vater der ihren Bruder einsalzenden Kinder sogar einen Namen mit der Wurzel „Salz" gegeben, ohne zu denken, daß er dadurch kritische Leser warnen könnte.

Diese Geschichte, deren Schluß an die Zeitungssagen von der Todesreihe durch eine Unglücksbotschaft anklingt, wurde prompt einige Tage später von der „Schlesischen Zeitung" in Bielitz übernommen, ebenso nach mir zugekommen Nachrichten auch von deutschen Blättern in Oberschlesien. Woher sie der „Grenzbote" hat, konnte ich nicht ermitteln, eine diesbezügliche Anfrage an die Schriftleitung blieb bis heute unbeantwortet. Die „Schlesische Zeitung" hat die Nachricht, wie mir der dafür verantwortliche Schriftleiter mündlich mitteilte, deswegen übernommen, „weil solche Ereig-

Digitized by Google

nisse die Leser kolossal interessieren und außerdem wegen ihres seltenen Vorkommens festgehalten zu werden verdienen!" Ein Zweifel an der Echtheit der Nachricht war ihm überhaupt nicht gekommen. Ich habe ferner nach dem Erscheinen der Geschichte eine Probe gemacht und etwa 30 Leute um ihre Meinung darüber gefragt. Die einfacheren Menschen nahmen sie als selbstverständlich hin, von 12 Intelligenzlern (meist Akademikern, Ingenieuren usw.) haben bloß zwei die Sache gleich von vornherein als „Schwindel" bezeichnet. Es zeigte sich, daß nur ein verblüffend geringer Bruchteil von Leuten diesen Zeitungssagen kritisch gegenüber steht. Daraus erklärt sich auch die weite Verbreitung und Fülle derselben.

Es dürfte noch eine Reihe mündlicher Überlieferungen des gleichen Motivs geben. Im Sommer 1928 erzählte mir der Kolonist Karl Schiffke aus der schlesischen Stabschlägersiedlung Kamienne in Polesien (jetzt Lada) eine ganz ähnliche Geschichte, die ich hier gekürzt wiedergebe. In der Gegend von Pinsk hätte ein Deutscher einem Russen ein Schwein gestohlen und es daheim geschlachtet. Seine beiden Buben hätten zugesehen. Wie der Vater und die Mutter das geschlachtete Schwein wegtrugen, um es zu verstecken, da sind die beiden Buben zur Wiege, haben ihre kleine Schwester herausgenommen und mit demselben Messer, das der Vater benützte, „Schweineschlachten" gespielt. Als die Eltern zurückkamen, war die Kleine schon tot. Das war die Strafe für den Diebstahl.[4])

Lob und Tadel

Von **Dr. Gerhard Eis**

Im heimatkundlichen Zeitschriften- und Bücherwesen macht sich die Not der Zeit so stark fühlbar, daß wohl mancher Pläne fallen und Vorarbeiten ungenützt läßt. Sehr bedarf es ermunternden Zuspruchs an Schaffende und kräftiger Werbetätigkeit für Neuerscheinungen. Aber gerade die Not der Zeit sollte es zum strengen Gebote machen, nur das Wertvolle zu fördern und Schlechtes und Unnützes nicht aufkommen zu lassen oder abzustoßen.

In dieser Zeitschrift wird es unternommen, die guten sudetendeutschen Mundartdichter zu würdigen. Ihre Werke verdienen, geachtet und ins Licht gestellt zu werden. Das wirksamste Mittel, ihnen Anerkennung zu sichern, ist die Unterdrückung minderwertiger Veröffentlichungen. Kürzlich erschien ein Mundartbuch ‚Bai uns an Niederlande, Land und Leute, fech und heute' von Rudolf Fritsche, an dem nichts zu loben, aber viel zu tadeln ist. Die Reime sind nachlässig, der Versbau ist ganz unbekümmert, von Darstellungskunst ist keine Spur und der Gehalt ist undichterisch. Es

[4]) Gleiche und ähnliche Motive finden sich auch in unserem Schrifttum, aus dem sie wieder den Weg in das Volk finden. Als neuestes Beispiel sei die Erzählung „Ernte" von Hans Franck in dem Buche „Recht ist Unrecht" (Leipzig 1928) angeführt. Ein Knabe sticht seinem in der Wiege liegenden Brüderlein die Augen aus, so wie es kurz vorher die Mutter bei einem geschlachteten Lamm getan hat. Der Vater erschlägt den Knaben, und stellt sich dem Gericht, die Mutter geht mit dem blinden Säugling in die Elbe. Anmerkung der Schriftleitung.

Digitized by Google

wäre für die Mundartdichtung und den Verfasser zu wünschen, daß das Buch nicht erschienen wäre. Ist es schon verwunderlich, daß es H. Pfeifer in Rumburg verlegt hat, so muß es vollends befremden, daß es von unverständigen oder unaufrichtigen Rezensenten günstig besprochen wurde. Während verantwortungsbewußte Kritiker es ablehnten, das Werk zu besprechen, um nicht arg tadeln zu müssen, haben nicht nur Tageszeitungen den lobenden ‚Waschzettel' abgedruckt, sondern auch Zeitschriften, die mit Recht angesehen sind, haben irreführende Besprechungen gebracht. Von K. Sch. wird in den Mitteilungen des Vereins für Heimatforschung und Wanderpflege Fritsche neben den wackeren W. Ernst und die treffliche A. Waldhauser gestellt. K. Sch. schreibt, wohl ohne das Buch gelesen zu haben: ‚Wer Sinn für Volkstunde und Volkshumor hat, wird es kaufen und jedem ist es anzuraten.' Mitnichten! Es muß ganz entschieden Einspruch dagegen erhoben werden, daß die Leserschaft auf solche Weise irregeführt und dadurch auch gegen die Werke anderer heimischer Mundartendichter mißtrauisch gemacht werde.*)

Eine absonderliche Verherrlichung ärgsten Pfuschertums stellt der Aufsatz ‚Adolf Kirschner' von Dr. Johann Weyde dar, der in den Beiträgen zum Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes XII erschienen ist. Der Verfasser sagt notgedrungen und den wahren Sachverhalt ungenügend kennzeichnend, daß die volkskundlichen Arbeiten Kirschners ‚nicht unberechtigten Widerspruch gefunden' haben. Trotzdem nennt er Kirschner ‚sehr verdienstvoll', ohne aber ein einziges anerkennbares Verdienst dieses Mannes zu nennen. Der Lebensabriß, in welchem nicht nur nichtssagende Dienstbestätigungen und läppische Aussprüche Kirschners nebst seinem Bild raumfüllend wiedergegeben, sondern auch seine Ahnen bis ins 17. Jahrhundert angeführt werden, hat gar keine Berechtigung. Der Kustos des Aussiger Gewerbemuseums, der bei der Gründung der Museumsgesellschaft nur mehr zum Vereinsdiener tauglich befunden ward, hat nach Weydes Meinung ‚Aussigs Geist formen geholfen'. Das ist, gelinde benannt, eine starke Uebertreibung und die Klage über das rasche Verblassen des Andenkens

*) Zum gleichen Gegenstand erhielt unsere Zeitschrift von anderer Seite die folgenden Zeilen zugesandt:

„Was mich aber empörte, ist eine äußerst lobende Besprechung des Buches von J. Fritsche in den „Mitteilungen des Nordb. Vereines für Heimatforschung" in Leipa.

Natürlich können wir gegen eine solche Kritik nichts tun, aber ein Urteil können wir uns darüber bilden und auch die Schäden erwägen, die ein solcher Vorgang zur Folge haben muß:

1. wird durch eine solche Lobhudelei eines ‚Schmarrens' das sonst so wenig Bücher kaufende Publikum irregeführt und geradezu vom Erwerbe von Büchern, besonders mundartlichen, abgeschreckt;

2. kommt die mundartliche Dichtung überhaupt in schlechten Ruf; ist doch ein Teil der Kritiker so schon geneigt, sie als etwas Minderwertiges anzusehen. Diese werden in ihrer Ansicht nur bestärkt, wenn andere Kritiker alles Mundartliche loben, gar etwas so Schlechtes wie das Büchlein Fritsches;

3. unsere Mundartdichter zum ‚Niveau-Halten' zu bringen und unfähige ganz abzustoßen, zu entlarven oder wenigstens totzuschweigen, sollte Herzens- und Verstandessache aller wirklichen Mundartdichter sein! Dazu brauchen wir aber einen Bund der deutschböhmischen Mundartdichter!" Anmerkung der Schriftleitung.

Digitized by Google

Kirschners unberechtigt. Kirschner hat nichts geleistet, was auch nur für seine Zeit einen wirklichen Gewinn bedeutet hätte. Sein schlimmes Hausen in der Frühgeschichte bedarf eines säubernden Wiedergutmachers und was seine volkskundlichen Leistungen betrifft, so sollte denn wahrlich keine Belehrung mehr notwendig sein! Schon längst hat die Wissenschaft ihr Urteil gesprochen, das nun hier wiederholt werden muß: „Die eine, größere Hälfte der dort mitgeteilten Dichtungen (A. Kirschners ‚Aussiger Volksgesänge') läßt sich sofort als Kunstlieder, die oft nicht einmal volkstümlichen Ton aufweisen, erkennen, bei den andern, welche Lesarten zu alten, schönen Volksliedern darstellen, ist mir im Laufe meiner Arbeit an der Bibliographie der anfänglich leise Verdacht schließlich zur Gewißheit geworden, daß sie bloße Überarbeitungen oder, sagen wir es kurz und grob heraus, Fälschungen sind." (Dr. Gustav Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. Prag 1913. S. XXIV). Über Kirschners Tätigkeit als Sagensammler ist durchaus nichts Günstigeres zu sagen.

Kirschners üble Saat schießt in Aussig noch heute zuweilen üppig ins Kraut und Weydes Aufsatz ist dazu angetan, den alten Wahn wieder anzufachen. Er wünscht, daß „auch noch die lange Liste gedruckter Schriften. die unübersehbare Reihe von Aufsätzen aller Art in Zeitungen und Zeitschriften, seine schriftstellerische Arbeit überhaupt gewürdigt" werde. Wer besonnenen Urteils ist, wünscht dies nicht. Denn es steht fest, daß Kirschners Leistungen „vollständig belanglos sind und daher auch bei künftigen wissenschaftlichen Arbeiten nicht beachtet werden sollen" (Jungbauer a. a. O.).

Auch unsere Heimatzeitschriften mit örtlich beschränktem Arbeitsgebiete sollten auf das Wort der Wissenschaft achten und Verleger sollten sich von Berufenen beraten lassen. Die Not der Zeit fordert, daß kostbarer Druckraum nicht wegen nichtiger Winzigkeiten oder ortsbedingter Vorurteile geopfert werde.

Der dumme Ehemann macht sein Glück

Schwankmärchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Lehrer in Zeche

Es war einmal eine Frau, diese hatte einen sehr dummen Mann gehabt und sie lebten miteinander unzufrieden. Einmal hatte die Frau den Mann auf den Viehmarkt geschickt, er hat sollen die Kuh verkaufen. Da hat er für sie vierzig Gulden bekommen. Auf dem Heimweg ist er bei einem Teich vorbeigegangen und da hat er gehört die Frösche, wie sie „Quak, quak, quak" riefen. Er ist jetzt stehengeblieben, denn er hat gemeint, sie schreien: „Acht, acht, acht!", darauf sagte er: „Nicht acht, acht, acht", sondern vierzig, vierzig, vierzig", ist zornig geworden und hat den Geldbeutel zu den Fröschen geworfen und hat gesagt: „Da zählt es, ihr Dummköpfe!" Aber jetzt haben sie noch besser geschrien: „Acht, acht, acht!" Da wurde ihm die Sache zu dumm, und er verlangte sein Geld zurück, aber er hat es nicht mehr bekommen, wenn er auch geschimpft hat.

Digitized by Google

Wie er jetzt ohne die Kuh und Geld nach Hause gekommen ist, hat ihn seine Frau weggejagt. Es ist ihm jetzt nichts anderes übrig geblieben, er mußte seine Not jemandem klagen. Er hatte keine Freunde gehabt, da hat er sich zum König gewendet. Und jener König hatte eine Tochter gehabt, die noch ihr Lebtag nicht gelacht hatte und ihr Vater hat versprochen: „Wer seine Tochter zum Lachen bringt, der kann sie heiraten, wenn er auch noch so arm ist." Aber der dumme Mann wußte von dem nichts, er wollte nur sein Leid klagen.

Nun erzählte er dem König was vorgekommen ist, und da mußte die Königstochter zum erstenmal lachen. Da hat zu ihm der König gesagt: „Lieber Freund, dir ist jetzt ein großes Glück geschehen, du kannst jetzt meine Tochter heiraten." Da hat der Mann angefangen zu klagen und jammern: „Um Gottes willen, nur das nicht! Ich habe zu Hause nur ein einziges Weib, und wenn ich in die Stube komme, dann fürchte ich mich schon sehr, denn ich denke, es kommen mir aus jeder Ecke vier Frauen entgegen." Als dieses die Königstochter hörte, da mußte sie noch mehr lachen, und sie hat zu ihrem Vater gesagt: „Ach lieber Vater, lasse ihn in Ruhe, sonst muß ich sterben vor Lachen!" Da hat ihm der König viel Geld gegeben und er ist dann weitergezogen.

Im nächsten Wirtshaus wollte er sein Geld zählen. Er hat es nun angefangen zu zählen, ist aber damit nicht weitergekommen. Da sagte er zu sich selbst: „Ich habe geglaubt, der König wäre der Gescheiteste, aber wie ich jetzt sehen muß, ist er der Dümmste. Er hat mir so viel Geld gegeben, daß ich es nicht einmal zählen kann." Das hat der Wirt gehört und ist gleich zum König gelaufen, den Mann zu verklagen. Da hat der König gesagt: „Bringt mir den Schelm zurück!" Der Wirt hat das auch so ausgerichtet und der Mann hat darauf gesagt: „Ich werde mir zuerst einen Rock kaufen gehen." Aber der Wirt hat gesagt: „Wir haben nicht so viel Zeit, ich gebe dir meinen eigenen Rock." So ist es also auch geschehen und so gingen sie zum König. Da hat ihn der König gefragt, ob er auf ihn wirklich geschimpft hätte. Dann hat der Mann gesagt: „Mein lieber König, das ist nicht wahr, dann könnte der Wirt ja auch sagen, daß das sein Rock ist, was ich anhabe." Da hat der Wirt geschrien: „Ja, das ist mein Rock!" darauf hat der Mann gesagt: „Schaut, Herr König, jetzt lügt er vor Ihnen das zweite Mal. Ihr wißt wohl, ich bin jetzt ein reicher Mann geworden, und werde keinen geliehenen Rock anziehen." Da mußte die Königstochter wieder lachen. Der Mann hat jetzt noch einen Klumpen Geld bekommen und den Wirt bestrafte der König mit Prügel.

Wie jetzt der dumme Ehemann mit soviel Geld nach Hause gekommen ist, da hat ihn sein Eheweib umarmt und von dieser Zeit an lebten sie glücklich miteinander — und leben vielleicht auch heute noch, wenn sie noch nicht gestorben sind.[1])

[1]) Erzählt im Feber 1932 von Maria Schlenker, Landwirtin in Zeche Nr. 100, 64 Jahre alt.

Digitized by Google

Fragebogen zum Kümmerniskult

Für eine von den „Forschungen zur Volkskunde" veranstaltete Untersuchung über den Kümmerniskult bitten wir um gütige Beantwortung des vorliegenden Bogens. Dieser Fragebogen ist ein Muster für eine kurze Beschreibung der einzelnen dem Beantworter bekannten Darstellungen von bekleideten Bekreuzigten (auch Christusdarstellungen), bzw. Darstellungen der Kümmernislegende. Es handelt sich auch um nicht gekreuzigte, jedoch als Kümmernisdarstellungen bezeichnete Bildwerke (z. B. Figur, Kreuz im Arm).

Wir bitten, jede dieser bekannten Darstellungen gesondert zu beschreiben. Auf Wunsch werden weitere Exemplare dieses Fragebogens zugesandt. Falls eine Photographie leihweise zur Verfügung gestellt werden kann, erübrigt sich die Beantwortung der Frage 6.

---

1. Wo ist eine solche Darstellung aufgestellt (Ort, Gebäude, dessen Teil)?
2. Als was wird sie gedeutet (Christus oder weibliche Heilige):
   a) von der Forschung?
   b) vom Volk?
   c) ist sie einwandfrei als Christus oder einwandfrei als Kümmernis aufzufassen?
3. Wie wird die Darstellung im Volksmund genannt:
   a) für die Auffassung als Christus: Göttliche Hilfe, Hulpe, St. Helfer, Gehilfe usw.?
   b) für die Auffassung als weibliche bärtige Heilige: Wilgefortis, Kümmernis, Ontkommer, Occumeria, Koma, Kumerana, Liberata usw.?
4. a) Art der Darstellung (Wandgemälde, Tafelbild, Plastik usw.)?
   b) Material?
   c) Größe der Figur bzw. Darstellung?
5. a) Entstehungszeit?
   b) Herkunftsort (falls gegenwärtig in einem Museum)?
   c) Meister (falls bekannt)?
6. Ikonographische Beschreibung:
   a) Männlicher oder weiblicher Körper? Bart? Bekleidung (dargestellt oder Stoffgewandung, Krone)? Angebunden oder angenagelt? Wie sind die Füße befestigt? Sind sie beschuht? Einer beschuht?
   b) Der oder die Gekreuzigte allein? Mit Geiger oder Spielmann? Auf einem Altar mit Kelch und Schuh? Zwischen zwei Kerzen, in Kapelle oder Landschaft? Mit Stifterpersonen (Wappen)? Mit Legendenpersonen (königlicher Vater usw.)? Mit anderen Heiligen? Welche sind das?
   c) Hat Kreuz oder Bild eine Inschrift? Ein besonderes Kennzeichen (z. B. halbkreisförmiger Reifen um das Kreuz)?
   d) Falls Kümmernisfigur nicht gekreuzigt, kurze Beschreibung (Kreuz, in welcher Stellung zur Figur; andere Kennzeichen: Buch, Krone usw.)?

Digitized by Google

7. Was ist über die Verehrung des Bildes bekannt (besonderer Jahrestag, Legende, Gebetszettel, Wallfahrten, Bittgänge, andere Volksbräuche)? Gilt es als apotropäisch?
8. Ist besondere Literatur über die betreffende Darstellung bekannt? In Zeitschriften? In Zeitungen?
9. Sind andere bärtige weibliche Heilige bekannt (Legenden, Darstellungen)?

Antworten sind zu senden an: Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, Münster (Westfalen), Breul 22.

Dieser sandte unserer Schriftleitung die folgenden Begleitworte zum Fragebogen:

„Die Gestalt der hl. Kümmernis ist im Sudetendeutschtum nicht unbekannt. Sie ist eine der eigenartigsten Schöpfungen der Volksphantasie und des Volksglaubens. Die in dem frühen Mittelalter häufigen langbekleideten Christusbilder wurden (hauptsächlich vom Typus Volto-santo in Lucca ausgehend), sobald sich der Kruzifixus mit dem bloßen Lendenschurz durchgesetzt hatte, mißverstanden, und auf Grundlage einer Legende als Jungfrau betrachtet, die, um der Heirat mit einem heidnischen Königssohn zu entgehen, von Gott einen Bart erflehte und deshalb von ihrem ergrimmten Vater gekreuzigt wurde. Von den Niederlanden ausgehend (wie Schnürer nachweist), verbreitete sich der Kult dieser vermeintlichen Märtyrin über den ganzen deutschen Kulturkreis. Mit den Darstellungen der Kümmernis verband sich auch eine an das Volto-santobild von Lucca geknüpfte Spielmannslegende (Der Geiger von Gmünd!). Daß das Sudetendeutschtum reich an Kümmernis-Darstellungen ist, haben mehrfache Veröffentlichungen in dieser Zeitschrift dargetan, vor allem der Aufsatz von Prof. Hadwich im 1. Jahrgang (1928)."

Atlas der deutschen Volkskunde

Die Ende Jänner ausgesandten Probefragebogen zum Bauernhaus wurden von den folgenden Mitarbeitern beantwortet: Josef Bradač, Geometer, Winterberg; Adolf Glücklhorn, Lehrer, Glitschau bei Plan; Ernst Hetfleisch, Baumeister, Friedeberg; Adolf Horner, Markscheider, Königswerth; Rudolf Hruschka, Oberlehrer, Althart; Richard Zeisel, Lehrer, Zeche bei Deutsch-Proben. Das Ergebnis war so ausgezeichnet, daß die Berliner Hauptstelle allen Mitarbeitern besondere Dankschreiben zukommen ließ.

Im ganzen werden noch drei Fragebogen mit je 50 Fragen ausgegeben werden, so daß mit der Beantwortung des 6. Fragebogens im Jahre 1935 die Umfragen eingestellt werden und an die gründliche Verarbeitung des eingebrachten Stoffes, dessen bloße Verkartung nicht genügt, geschritten werden kann. Der 4. Fragebogen dürfte im Mai oder Anfang Juni ausgegeben werden. Wenn sich seine Herstellung bis Mitte Juni verzögern sollte, so wird er von unserer Arbeitsstelle in Rücksicht auf die Sommerfreizeit der Lehrerschaft, die über 90 Prozent der Mitarbeiter ausmacht, erst nach Schulbeginn im September versandt werden.

Digitized by Google

Von den Karten, die unsere Arbeitsstelle für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei herstellt, ist die Karte „Das Wesen im Monde" (47. und 48. Frage) derzeit fertig und beleuchtet auch ohne Begleittext, der allerdings zum vollen Verständnis notwendig ist, die Tatsache, daß gerade hier eine Überschichtung der alten Volksmeinungen durch die Literatur (durch das in der Fassung Bechsteins weit verbreitete Märchen vom Mann im Monde) vorliegt, die sich am stärksten in Böhmen und am schwächsten in den deutschen Sprachinseln der Slowakei und Karpathenrußlands ausspricht.

Die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik in Prag hat unserer Arbeitsstelle eine Unterstützung von 2000 K für das Jahr 1933 gewährt.

Prof. Dr. J. Polívka †

Am 21. März d. J. ist der im Ruhestande lebende Professor der tschechischen Universität in Prag Dr. J. Polívka nach langem, schwerem Leiden im Alter von 75 Jahren gestorben. Mit ihm hat nicht bloß die tschechische Wissenschaft einen Gelehrten von Weltruf und die tschechische und slawische Volkskunde einen ihrer Begründer und Bahnbrecher verloren, auch die deutsche Wissenschaft wird der Verdienste Polívkas, der mit J. Bolte das große Handbuch der Märchenforschung, die 5 Bände umfassenden „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm", herausgegeben hat, stets in Dankbarkeit gedenken. Polívka, der Vorsitzender der Staatsanstalt für das Volkslied seit ihrer Begründung war, hat in dieser Eigenschaft die Eingliederung des Arbeitsausschusses für das deutsche Volkslied in die Staatsanstalt, um die sich seinerzeit Prof. Hauffen bemüht hat, gefördert. Wegen seines liebenswürdigen Wesens, seiner Bescheidenheit und steten Hilfsbereitschaft wird Polívka allen, die ihn persönlich gekannt haben, dauernd in guter Erinnerung bleiben. Bei der Einäscherung des Verewigten, die am 25. März stattfand, waren von deutscher Seite Doktor G. Jungbauer, Dr. E. Schneeweis und Dr. A. Wesselski anwesend.

Die Volkskunde im neuen Lehrplan der Mittelschulen

Soeben ist im Staatsverlag in Prag als Sonderdruck aus dem „Věstník ministerstva školství a národní osvěty" (Verordnungsblatt des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur) der Entwurf der neuen Lehrpläne für die Mittelschulen (Návrh učebních osnov pro střední školy) als ein stattlicher, 364 Seiten umfassender Band erschienen.

Dieser neue Lehrplan ist für die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei von einer Bedeutung, die sich heute noch gar nicht recht ermessen läßt. Denn hier erhält zum erstenmal die deutsche Volkskunde ihren festen Platz im Deutschunterricht der deutschen Mittelschulen. Durch die Einführung dieses Lehrplanes werden ganz neue Verhältnisse geschaffen. Ihm muß sich z. B. auch die Prüfungsordnung der Prüfungskommission für

Digitized by Google

das Lehramt an Mittelschulen anpassen. Hier war es bisher dem Belieben eines Mitgliedes der Prüfungskommission überlassen, ob eine volkskundliche Arbeit als Prüfungsarbeit anerkannt wurde. Jetzt aber, wo die Volkskunde im Lehrstoff aller Klassen der Mittelschulen vertreten ist, muß auch hier eine Umstellung erfolgen.

Wir lassen eine Übersetzung der zwei wichtigsten Abschnitte des Buches folgen, die über die deutsche Volkskunde auf der Unterstufe und Oberstufe der deutschen Mittelschulen handeln, wobei die im tschechischen Text gesperrten Wörter auch hier durch Sperrdruck hervorgehoben werden.

Unterstufe (S. 224 f.):

„Bei der Lektüre sollen, soweit dazu die Zeit reicht und auch sonst hiefür günstige Bedingungen sind, auch einfache Fragen der heimischen Volkskunde durchgenommen werden. Hiebei hat man sich möglichst auf die Erscheinungen der Heimatlandschaft der Schüler und auf die Kenntnisse zu stützen, die die Schüler aus dem häuslichen Milieu, aus der Heimat und aus der Volksschule mitbringen. Die Schüler sind allmählich in die richtige Deutung der volkskundlichen Erscheinungen der Heimat einzuführen. Hiebei ist auch möglichst die höhere Stileinheit der Volkserzeugnisse auf dem Gebiete der Dichtung, der bildenden Kunst und der Musik und ihr Zusammenhang mit dem Landschaftscharakter und mit der Mundart zu untersuchen. Die Auswahl und Anordnung dieser volkskundlichen Stoffe ist verschieden nach der Landschaft. In der ersten Klasse sind möglichst die landschaftlichen Märchen, Sagen, Kinderspiele und Bräuche zu verwerten, in der zweiten Klasse kann man die Volksfeste des Jahres folgen lassen, in der dritten Klasse wendet sich die Aufmerksamkeit der Siedlung zu und in der vierten Klasse ergibt sich der erste Überblick über die deutschen Stämme in der Republik, wobei die einzelnen Schöpfungen ihrer geistigen und materiellen Kultur zu betrachten sind."

Oberstufe (S. 230):

„In der fünften Klasse ist die Volkskunde besonders ergiebig im Zusammenhang mit der Altertumswissenschaft und mit der Lektüre des mhd. Volksepos. Zuerst faßt man die Ergebnisse des Unterrichts in der Unterstufe zusammen und gibt eine Übersicht über alle deutschen Volksstämme. Die Unterschiede der drei Hauptmundarten lernt man am besten durch die Lektüre geeigneter Proben kennen. Gleichzeitig machen sich die Schüler mit den wesentlichsten Gegenständen der deutschen Altertumskunde bekannt, wobei sie die wichtigsten Sagen von den germanischen Gottheiten und die germanischen Elemente der Religion, Kultur und Gemeinschaft und den Ursprung der deutschen Stämme kennen lernen. Dabei sind im Zusammenhang mit der Geschichte auch die Ausgrabungen, namentlich in der Heimat, zu berücksichtigen. Zu behandeln ist die Urheimat der Germanen und das Verhältnis der germanischen Sprachen zu den indogermanischen Sprachen. Bei der Lektüre des Volksepos (Nibelungen) ist das Verhältnis von Sage und Geschichte, von Poesie und Sage näher darzulegen. Bei der Edda und den Sagas, wie auch beim Waltharilied

Digitized by Google

und bei jüngeren Schichten der Nibelungensage, sind die germanischen Volksmotive, der Einfluß der Antike und der Einfluß des Christentums zu erläutern. Dabei ist auch die Christianisierung der Germanen zu behandeln, insoweit es nicht im Geschichtsunterricht geschieht.

In den übrigen Klassen sind weitere Einzelfragen im Zusammenhang mit der Lektüre durchzunehmen: in der sechsten Klasse die Grundfragen des Volksliedes, in der siebenten Klasse die Bedeutung Herders und der Romantik für die neue Auffassung des volkskundlichen Studiums, in der achten Klasse sind die volkskundlichen Beobachtungen auch auf die anderen Kulturvölker Europas auf Grund des Unterrichts in den fremden Sprachen und der Erkenntnisse aus dem Gebiet der Völkerpsychologie auszudehnen."

Kleine Mitteilungen

Aus einem einst deutschen, heute slowakischen Ort

In dem einst deutschen, jetzt slowakischen Orte Frivald bei Sillein (Slowakei) erzählt und glaubt man noch an die wilde Jagd, eine Sage, die man in der weiteren Umgebung nicht kennt. Ich konnte dort noch den Glauben an Feuermännchen, die man „Svetlonoš" nennt, feststellen. Beim Neubau pflegt man einen Kreuzer, heute meist ein anderes Geldstück, mit einzumauern, damit dieses vor Unglück und Bösen schütze. Stirbt ein Mann, dann pflegt man ihm die Pfeife, aus der er gerne rauchte, samt Tabaksbeutel mit ins Grab zu geben, hatte er den Trunk geliebt, dann bekommt der Tote auch eine Flasche mit Schnaps mit ins Grab. Frauen bekommen einen Knäuel mit. Fragt man die Leute, warum sie dies tun, so bekommt man stets die Antwort: „Damit sich das der Tote nicht holen kommt." Zwischen Zeigefinger und Mittelfinger gibt man ein Geldstück „auf die Überfuhr", wohin und wie wußte mir niemand zu sagen. Die Sitte der gleichen Grabbeigaben herrscht wohl im ganzen Waagtal.

Ivanovce (Slowakei). Max Kasparek.

Volkskunde und Hochschule

Die Tagung der Gesellschaft für Deutsche Bildung in Erfurt (3. bis 5. Februar 1933) hat Leitsätze für die wissenschaftliche Ausbildung der Deutschlehrer aufgestellt, wovon der 5. Punkt des Abschnittes b) Hochschulunterricht nach dem Mitteilungsblatt der Gesellschaft (Nr. 1/2, März 1933) lautet:

„5. Alle Deutschkunde zielt in ihrer ganzen Ausdehnung auf Volkskunde ab, wenn man das Wort Volkskunde in einem weiten Sinne nimmt. Volkskunde im engeren Sinne als die Wissenschaft vom landschaftlich gebundenen Leben gehört zu den wichtigsten Randgebieten der Ausbildung. Allgemein verbindlich kann nur sein, daß der künftige Deutschlehrer mit den grundlegenden wissenschaftlichen Fragen dieses Gebietes vertraut ist. Dabei haben die sprachlich bestimmten Bereiche der Volkskunde, zu denen auch die Volkssprache gehört, im Vordergrunde zu stehen. Der Hochschulunterricht muß diese Art des volkskundlichen Studiums durch geeignete Vorlesungen und Übungen ermöglichen."

Dieser Leitsatz zeigt deutlich, daß noch immer die Philologen der deutschen Volkskunde Vorschriften machen, die mit ihrer ständigen einseitigen Betonung der sprachlichen Bereiche andere Stoffgebiete der Volkskunde (Volksglaube, Brauchtum, sachliche Volkskunst u. a.) in den Hintergrund drängen und bewirken, daß man schließlich und endlich nur Sprach- und Mundartwissenschaft betreibt und vielfach auch die ebenfalls auf der Sprache aufgebaute Volksdichtung wenig beachtet. Nicht die obige „Art des volkskundlichen Studiums", sondern „ein alle volkskundlichen Stoffgebiete gleichmäßig berücksichtigendes Studium" muß an den Hochschulen er-

Digitized by Google

möglicht werden. Die erste Vorbedingung hiezu ist, daß die deutsche Volkskunde von aller Abhängigkeit befreit und selbständig gemacht wird. Daß sie weiterhin von dem jeweiligen Professor für ältere deutsche Sprache und Literatur, der bloß sprachwissenschaftlich eingestellt ist, oder von einem anderen Professor so nebenbei betrieben wird, ist ein auf die Dauer unmöglicher Zustand.

Neubelebung alter Volksbräuche

Im vorigen Jahrgang der Zeitschrift wurde in dem Beitrag „Der ‚Unfug' der Volksbräuche" dargelegt, wie mancher Volksbrauch der wirtschaftlichen Not der Zeit zum Opfer fällt. Erfreulicherweise kann aber auch das Gegenteil nachgewiesen werden. Es leben insbesondere jene Bräuche wieder auf, die Armen und Arbeitslosen, die sich zu betteln schämen, einen kleinen Ertrag liefern. Im Frühjahr 1933 traten z. B. im deutschen Südböhmen mehrere Gruppen von Faschingsburschen auf, die von Ort zu Ort zogen und ihre Aufzüge veranstalteten. Dieser seinerzeit von J. J. Ammann beschriebene Brauch (28. Jahrgang der Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen) schien schon längst ausgestorben, wie auch der ebenfalls von Ammann behandelte südböhmische Schwerttanz (vgl. Hauffen-Jungbauer, Bibliographie Nr. 3920 f.). Wie die „Südböhmische Volkszeitung" (Budweis) vom 26. Feber 1933 berichtete, wurde am 18. Feber in Kaplitz ein Schwerttanz von Arbeitslosen aufgeführt. Die sieben mit färbigen Schärpen und buntem Hutschmuck gezierten Tänzer waren von vier Spaßmachern (Habersack, Kornsack, Mehlweib und Speckweib) begleitet.

Auch neue Bräuche können aufkommen. Wie die gleiche Zeitung vom 5. Feber 1933 mitteilt, hält seit kurzem ein Inwohner und Arbeiter aus Hossenreut bei Oberplan namens Rudolf Haidinger bei Beerdigungen in der weiteren Umgebung „dem Volksempfinden angepaßte Reden beim offenen Grabe, die wirklich ergreifend sind und die Zuhörer zu Tränen rühren".

Hüttler, Hietler und Hitler

In den Alpenländern wird der Besitzer einer kleinen Hütte nicht selten „Hüttler" genannt, wie man anderwärts von einem Häusler spricht. So wird z. B. in dem Roman „Heidepeters Gabriel" von Rosegger der Berghütten-Franz als „Hüttler" bezeichnet.

Im Böhmerwalde pflegt man die Bewohner eines Ortes, dessen Name mit „Hütte" zusammengesetzt ist, z. B. Althütte, Neuhütte, Glashütte, oder in dem sich einst ein Hüttenwerk befand, kurz die „Hüttler" zu nennen, was man mit kurzem i als „Hitler" ausspricht. So heißen z. B. die Bewohner von Kaltenbach bei Winterberg im Volksmunde die „Hitler". Dies führt in neuester Zeit zu Mißverständnissen. Wie die „Südböhmische Volkszeitung" (Budweis), vom 5. März 1933 berichtet, wurde ein biederer Böhmerwäldler von zwei Gendarmen auf das Bezirksgericht in Winterberg geführt, weil er im Laden eines jüdischen Großkaufmannes, in dem er angefragt hatte, ob er auf dem Lastauto des Besitzers nach Neugebäu mitfahren könnte, und abschlägig beschieden wurde, die Äußerung tat: „No, so foahr i huit mit'n Hitlern" (Nun, so fahre ich halt mit den Hitlern, d. h. mit einem Kaltenbacher Auto).

Während dieser Name als volkstümliche Ortsbezeichnung sehr häufig ist, ist er als Familienname selten. Nur in den südlichsten Teile des Böhmerwaldes, von Friedberg bis Buchers, das an der Grenze gegen Oberösterreich und gegen das niederösterreichische Waldviertel liegt, findet er sich in der Schreibung „Hietler", wird aber in Wirklichkeit ebenfalls mit kurzem i als Hitler ausgesprochen. Er zeigt wohl ebenfalls die Herkunft von einem Hüttenort an, wie solche die Orte Johannesthal, Bonaventura und Silberberg bei Buchers im Bezirke Kaplitz und Althütten und Neuhütten bei Heilbrunn im Bezirke Gratzen sind. Bei den ersten drei Orten dürfte die Bezeichnung „Hütte" zur Zeit, als dort noch Hüttenbetrieb war, im Volke üblich gewesen sein. Die tschechischen Namen der Orte lauten: Janovy Hutě, Skleněné Hutě und Stříbrné Hutě. Wie Oberlehrer Franz Grohmann in Buchers mitteilt, gebraucht man heute nur mehr für die Ortschaft Paulina bei Buchers die Bezeichnung „Hütt'n". Da zwischen diesem südöstlichen Grenzstreifen

Digitized by Google

Böhmens und dem benachbarten niederösterreichischen Waldviertel, aus dem die Familie des Reichskanzlers Hitler abstammt, seit Jahrhunderten enge persönliche und wirtschaftliche Beziehungen bestanden, ist es ganz gut möglich, daß die Vorfahren Hitlers aus diesem südwestlichen Böhmerwald in das Waldviertel übersiedelt sind und daher ihrer Abstammung nach Sudetendeutsche waren. Allerdings kann auch das Umgekehrte der Fall sein, daß die in Südböhmen lebenden Familien Hietler aus dem angrenzenden Österreich stammen. Nach Mitteilung Grohmanns sind die Hietler in Buchers, die sich anfangs Hütler schrieben, zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus Österreich (Groß-Pertholz, Langschlag) eingewandert.

Sicher ist, daß die Namen Hüttler, Hietler und Hitler zumeist den gleichen Ursprung haben und gewöhnlich die Herkunft von einem Hüttenorte aussprechen. Eine solche Herkunft kann auch der jüdische Familienname Hitler haben. Wie das „Prager Tagblatt" vom 23. April d. J. berichtet, kommt im neuen Adreßbuch der Stadt Teplitz-Schönau zweimal der Name Hitler vor. Der eine heißt Salomon Hitler, der zweite Schaindl Hitler. Es ist aber wahrscheinlich, daß es sich hier nicht um einen Herkunftsnamen wie bei Wiener, Prager, Frankfurter usw. handelt, sondern um einen ursprünglichen Spottnamen, der mit „Hut" zusammenhängt. Im Mittelalter war den Juden das Tragen gehörnter Hüte vorgeschrieben und für den Träger eines solchen Hutes konnte leicht der Name „Hütl" oder „Hütler" aufkommen. Endlich käme hier auch noch die Bezeichnung „Hüttler" für einen Verkäufer in Krambuden (Grimm DWB IV. 2., Sp. 1999) in Betracht, woraus sich ebenfalls ein Familienname entwickeln konnte.

Gefälschte Karten

In Paris erscheint ein 15bändiges Nachschlagewerk „Géographie universelle". Auf der von Prof. Emanuel de Martonne bearbeiteten Karte 113 erscheinen ganz seltsame Fälschungen, auf die neuerdings „Der Auslanddeutsche" (Stuttgart) im 2. Märzheft aufmerksam gemacht hat. Wenig bedeutet noch, daß die Sprachgrenze in Nordböhmen falsch ist und die Sprachinseln überhaupt nicht eingezeichnet sind, aber unerhört ist, daß nach dieser Karte in Westböhmen, im Böhmerwald, in Südböhmen und Südmähren überhaupt keine Deutschen wohnen, daß die Deutschen der Gaue Pilsen, Budweis, Iglau und Brünn einfach nicht vorhanden sind.

*

Hans R. Kreibich, unser verdienter Mundartdichter und Heimatschriftsteller, geboren 1863 zu Algersdorf in Nordböhmen, wurde am 16. Mai 70 Jahre alt. Unsere herzlichsten Glückwünsche!

Volkshumor in Zwiegesprächen. Hiezu schreibt uns Dr. Wolfgang Strauhs in Greifswald: „Als ich ungefähr fünf Jahre alt war, führte meine Mutter in Kassel sehr oft vor dem Einschlafen mit mir folgendes Zwiegespräch: ‚Mäuschen, schluppste (schläfst du?)' — ‚Ne!' — ‚Pump mir 'nen Taler!' — ‚Ich schlupp, ich schlupp!'" (Dasselbe Scherzmotiv kommt auch in Schwänken und Volkserzählungen vor.)

Wie entstehen Volksrätsel? Zu dieser Mitteilung schreibt uns Prof. Dr. E. Popper (Prag): „Schon im Jahre 1926 — vielleicht war es noch früher — habe ich in Marienbad das Rätsel gehört ‚'s ist grün und leer, fährt hin und her', womit die Straßenbahn gemeint war, deren ältere Wagen grün sind." Es handelt sich also um ein älteres Rätsel, das in verschiedenen Fassungen verbreitet ist und gelegentlich lokalisiert wird.

Hochschule für Lehrerbildung. So lautet seit 1. Mai der Name der reichsdeutschen pädagogischen Akademien, in deren Lehrplan die deutsche Volkskunde ihren festen Platz einnahm. Daß dies auch in Zukunft der Fall ist, lassen die Ausführungen des Ministers Rust anläßlich der Namensänderung erkennen. Danach soll der Bildungsplan der Lehrerhochschulen heimatgebunden sein und landschaftseigene Prägung erhalten im Sinne einer nationalpolitischen Erziehung.

Prager Rundfunk. Am 1. April brachte die deutsche Sendung einen Vortrag „Der 1. April" von G. Jungbauer.

*

Digitized by Google

Antworten

(Einlauf bis 30. April.)

143. Beim ersten Kuckucksruf, den man hört, soll man auf die Geldtasche klopfen, dann hat man das ganze Jahr Geld. Hat man aber gerade kein Geld in der Tasche, so wird man auch das ganze Jahr wenig Geld haben. (Oberlehrer Egon Mittelbach, Seidowitz bei Brüx, der außerdem zahlreiche frühere Umfragen beantwortet hat.)

165. Weitere biblische Rätsel: Wie hieß Josef mit dem Familiennamen? (Josef Floh aus Ägypten.) — Welcher Heilige hat vier Füße? (Der Heilige Stuhl = Papst.) — Was folgt nach der Ewigkeit? (Amen.) — Ein Gott und acht Heilige, wieviel Paar Schuhe brauchen sie? (Acht Paar, weil Gott ein Geist ist.). (Oberlehrer Franz Götz, Poschkau.)

190. Zur Stellung der Juden im Aberglauben sei auch die hiesige Volksmeinung angeführt, daß sie sich zu Ostern mit Christenblut waschen müssen, weil sie sonst stinken. (F. Götz.)

191. Hier gelten die Freimaurer, die man auch Sozialisten nennt, als Freidenker und als Unruh-, Unheil- und auch Streikanstifter. (Stadtsekretär Toni Wässerle, Deutsch-Proben.)

205. Zu dem Bericht von K. Ledel über die Primiz sei noch ergänzend bemerkt: Bei uns erhält der Neupriester von seinen Angehörigen die ganze Kirchenwäsche, oft sogar Kelch und Meßgewand geschenkt. Zum Altar schreitet er mit einem Myrtenkränzchen auf dem Kelch, ein solches trägt er auch um den rechten Arm gebunden. Bei dem Segen werden zum Andenken an die Feier Heiligenbildchen verteilt. (T. Wässerle.)

209. Die Fledermäuse fürchtet man, weil sie angeblich in die Haare fliegen. (E. Mittelbach.) Auch hier verhüllen die Weiber abends die Köpfe mit Tüchern, damit ihnen die Fledermäuse nicht in die Haare kommen. Von den Fledermäusen sagt man, daß sie Eingeweihte der Hexen sind und daß sie sich den Kühen auf das Euter setzen und böse Geschwüre verursachen. Gefangene Fledermäuse nagelt man zur Strafe lebend an die Stalltür. (T. Wässerle.)

210. Die Sitze in den Kirchenbänken sind hier nicht gemietet, sondern Erbsitze. Die alte Kirchenordnung ist folgende: Auf der rechten Seite stehen vor dem Hochaltar die Knaben, hinter diesen sitzen die Jünglinge und Männer, unter dem Chor die Greise. Auf der linken Seite befinden sich die weiblichen Kirchenbesucher in der gleichen Reihenfolge. Dienstboten stehen vor dem Chor, gefallene Mädchen und verachtete Personen in einem Winkel unter dem Chor und Bettler in der „Bettlerhaus" genannten Vorhalle. Die erste Bank der Männerseite heißt Ratsbank und ist für den Stadtrat bestimmt. Früher besaßen nur der Kirchenpatron und jene, die einen Altar gestiftet und sich daneben eine kleine Bank ausbedungen hatten, Erbplätze. (T. Wässerle.)

216. Das Fett der Eichhörnchen soll Lungenkranken Genesung oder wenigstens Linderung bringen. (T. Wässerle.)

233. Ein Loch im Schuh bedeutet, daß der Schuh Hunger hat. Einem Mädchen mit einem zerrissenen Strumpf ruft man zu: „Heut ist Freitag, Fleisch verstecken!" Sieht aus irgend einem Kleidungsstück etwas Weißes heraus, so sagt man: „Es blitzt!" Geht der Unterrock vor, so neckt man die Person mit den Worten: „Dä Montech kommt vir dem Sunntech vir!" (F. Götz.) Hier sagt man von dem Schuh, der ein Loch hat, „er fordert Brot" (Lehrer Ernst Stock, Beneschhau bei Deutsch-Proben).

234. Das protzige Sprechen nach der Schrift verspottet man, indem man von einem solchen Menschen sagt, daß ihm die neue Rede so paßt wie der Sau die Glocke am Hals. Auch die Geschichte mit dem Rechen ist hier bekannt. (T. Wässerle.)

236. Auch hier glauben die Leute an süßes und saures Blut. Jenes ist gut und dieses schlecht. Mücken und Flöhe gehen nur auf Menschen mit gutem und „übersüßem" Blut. (F. Götz.)

Digitized by Google

237. Gegen Rheumatismus wendet man „Olmesgeist" (Ameisengeist) an. Eine mit einer Zuckerlösung ausgespülte Flasche wird in einen Ameisenhaufen eingegraben. Die Ameisen kriechen hinein, um die süße Flüssigkeit aufzusaugen. Oft ist die ganze Flasche voll von ihnen. Dann wird sie herausgenommen und Weingeist auf die Ameisen gegossen. Er laugt die Ameisensäure aus und ist ein bewährtes Einreibemittel gegen Rheumatismus. Rheumatische Jäger sollen sich schon öfters mit Erfolg nackt in Ameisenhaufen gesetzt haben. Die Ameisenbisse haben sie angeblich geheilt. Gleiche Heilkraft schreibt man den Bienenstichen zu. (Oberlehrer Georg Tilscher, Kornitz). Hier gilt ein Bad mit Birkenlaub als Heilmittel. (E. Stock.) In der Gegend von Niemtschitz bei Pohrlitz in Südmähren pflegen die Leute eine auf den Blumen sitzende Biene bei den Flügeln zu fangen und sie auf die schmerzende Stelle zu halten, damit sie dort ihren Stachel einsticht. Dies soll man mit sieben Bienen machen. (Max Kasparek, Gutsverwalter, Ivanovce, Slowakei.)

238. Blutige Milch geben die Kühe, wenn man sie mit Steinen wirft und das Euter trifft. Deshalb war uns Buben beim Kühehüten das Werfen mit Steinen streng verboten. (G. Tilscher.) Hier glaubt man noch vielfach, daß die verhexten Kühe rote oder gelbe Milch geben. (F. Götz.) Dies glauben hier die Slowaken allgemein und gebrauchen gegen das Verhexen das folgende Mittel: Vor Sonnenaufgang sammelt man mit einer Sichel den Tau von den Gräsern und schüttelt die Tropfen in ein Melkgeschirr. Mit dem so gesammelten Tau spült man alle Milchgefäße aus, überdies seiht man die Milch, die man frisch melkt, über drei Stäbchen von einer wilden Rose, die im gleichen Jahre gewachsen sein sollen. (M. Kasparek.)

239. Daß die Kühe sich selbst die Milch absaugen, ist unmöglich, weil sie das ganze Jahr angebunden sind. Damit sie aber nicht von bereits abgesetzten Kälbern ausgemolken werden, befestigt man hie und da Igelhäute an das Euter. Dasselbe habe ich übrigens als Kind auch bei stillenden Müttern gesehen, die sich Igelhäute vor die Brüste legten, damit sich die abgewöhnten Kinder, wenn sie mit den Händchen hinlangten, stechen sollten. (G. Tilscher.) Kühe bindet man kurz an, damit sie sich die Milch nicht absaugen. Laufen sie frei, so gibt man ihnen einen Halfter, wie man dies auch beim Abgewöhnen der Fohlen und Kälber zu tun pflegt. Man schlägt Nägel in den über die Nase laufenden Riemen so ein, daß die Spitzen hinausschauen und das Tier, bei dem das Junge saugen will, stechen. (M. Kasparek.)

240. Auch hier ist nach Michaeli das Weiden überall erlaubt. (T. Wässerle.) Ein Hirtenspruch lautet nach Mitteilung von MUC. H. Englisch aus Mähr.-Kotzendorf, der ihn von seinem verstorbenen Großvater gehört hat, folgendermaßen:

Horré lo lo, Michö ies do!
Michö ies vorieber, etz hitt (hüte) ich donieber,
Etz hitt ich do naus und hitt ne Pauer de Wiesen aus.
Und kimmt er raus und wüe (will) mich schlon (schlagen),
Do pack ich'n bein Loon (Haaren) und schmeis'n zu Bodn,
Doß er gedenkt, er hüet (holt) 's letztemö Ohn (Atem).

241.—250. Zu den Umfragen über die Glocken sind weitere Antworten eingelaufen von: J. Maschek (Holeischen), E. Mittelbach (Seidowitz), K. Ledel (Grünau), H. Englisch (Mähr.-Kotzendorf), J. Schreiber (Grosse), F. Götz (Poschkau), E. Stock (Beneschhau) und M. Kasparek (Ivanovce).

Von N. Rollinger (Klein-Mohrau) wurde eine 180 Nummern umfassende Bibliographie des Schrifttums über die Glocken übermittelt.

251. Unsere Umfrage über die Soldatensprache hatte ein sehr erfreuliches Ergebnis. Ausführliche Beantwortungen wie die von A. Grill und R. Hruschka, die wir in diesem Heft bringen, und die von A. Horner, die in einem der nächsten Hefte folgen wird, stehen neben einzelnen Angaben, von denen die wichtigsten angeführt werden: Das deutsche Wort Gelenksübungen war schon in der Friedenszeit bei tschechischen Soldaten als „klenksipunky" häufig zu hören (E. Sazl, Prag). Infanterist = Stoppelhupper; Motorradfahrer = Arschpuffer;

Digitized by Google

Telegraphist = Rastelbinder: Sanitätssoldat = Pflasterschmierer; Feldgeistlicher = ärarischer Christus (gebraucht beim ehemaligen 8. österr. Huf.-Reg.): Flasche mit einem alkoholischen Getränk, auch ein Rausch oder eine rote Schnapsnase = Scheinwerfer (beim ehemaligen 13. Ldst.-Reg.); ein wenig entgegenkommender Mensch = Kommißknopf; jem. mit Absicht in eine Arbeit hetzen, ihm Angst machen = einem Luft machen; jem. bei einer vorschriftswidrigen Handlung ertappen = schnabeln; sich von einer unangenehmen Arbeit drücken können = einen Schwindel haben (G. Tilscher). Ein Spital für Geschlechtskranke, z. B. in Olmütz oder Leipnik, nannte man während des Krieges „Musikantenheim" und die Kranken selbst „Musikanten" oder „Klarinettisten" (F. Götz). Aus der Gegenwart führt H. Englisch die folgenden Ausdrücke an, die er von deutschen Soldaten gehört hat: Befehl vom „pluk", zum „pluk" zurückkommen, der „velitel" hat uns sekkiert, dann „Marodka" für Marodenbaracke, „rotár" für Rottmeister, „chlebík" für Brotlaib. „Tschuschen" für die Slowaken und Karpathenrussen, gebraucht von den in der Slowakei dienenden Soldaten. Dasselbe Wort wurde zu Kriegsbeginn von den österreichischen Soldaten für die Serben gebraucht.

252. Zu der Umfrage über das Wort Wels Tag macht Lehrer K. Kaulfuß in Sahorschan bei Leitmeritz aufmerksam, daß nach dem „Taschenbuch der Zeitrechnung des Deutschen Mittelalters und der Neuzeit" von H. Grotefend (6. Aufl., 1928, S. 108) Welzentag oder Walztag in Thüringen die Nachfeier eines Festes bedeutet.

253. Auch in Mähr.-Kotzendorf, Kriegsdorf usw. wird bei ledig Gestorbenen die Bahre in den eingebogenen Armen getragen. Die Träger müssen ledig sein. (H. Englisch.) Auch in der Umgebung von Bodenstadt ist dieselbe Tragart üblich. Die Arme sind mit weißen, von den Schultern herabhängenden Schärpen geschmückt. Auch die Bahre ist weiß. Vor dem Sarg geht eine tiefverschleierte Trauerdame mit einer zerbrochenen Kerze, hinter ihr schreitet eine „Brautjungfer". Neben jedem Träger geht eine weißgekleidete Kranzeljungfer und hält des Trägers Hut. Die Schärpen an den Armen und der weiße Flor, den der Kreuzträger um das Kreuz gewunden hat, werden in das mit Blumen und Reisig geschmückte Grab geworfen. Nach dem Begräbnis wird ein förmliches Hochzeitsmahl — als Ersatz für die wirkliche Hochzeit — veranstaltet, wobei es oft sehr lustig zugeht. (F. Götz.) Ledige Personen werden von jungen Burschen, die Schärpen tragen, oder von Mädchen gewöhnlich auf zwei Stangen, selten auf der Bahre, zu Grabe getragen. Schärpe und Myrtensträußchen, mit denen der Druschba (Brautführer) oder die Drauschka (Brautjungfer) geschmückt sind, werden in das Grab geworfen. (T. Wässerle.) Hier werden verstorbene Ledige stets auf der Bahre zu Grabe getragen. Die Träger selbst müssen Ledige sein. Sie sind mit weißen Schärpen geschmückt, die in das Grab geworfen werden. Früher hatten die Träger ein buntes, später weißes Tüchlein mit einer weißen Schleife und einem Rosmarinzweiglein auf der Schulter befestigt, das man mit nach Hause nahm. Mein Großvater hatte noch eine ganze Sammlung davon. Bei einem Ledigen wurde überdies über das schwarze Bahrtuch noch ein weißes Tuch gebreitet. (A. Horner.)

254. Der Fall von Sternschnuppen bedeutet, wie ein Komet, nichts Gutes. Was man sich dabei denkt, geht aber in Erfüllung. (A. Horner.) Wenn Sternschnuppen fallen, so wird jemand geboren oder es stirbt jemand. (Lehrer R. Baumann, Elbogen.) Wünsche, die man beim Aufleuchten einer Sternschnuppe hegt, gehen in Erfüllung. (Franz J. Langer, Mähr.-Rothwasser, der dazu auch die folgende, in alten Schwänken gern verwertete Geschichte berichtet, die ihm als Kind erzählt wurde: Ein Mann, der eine sehr geschwätzige Frau hatte, äußerte beim Aufleuchten einer Sternschnuppe den Wunsch, der Frau möge ein Leberwürstchen auf der Oberlippe angeklebt werden, was auch tatsächlich sofort erfolgte. Da nun die Frau sehr behindert war und der Mann selbst an dem Würstchen keine Freude empfand, so hätte er es gern wieder weggehabt. Es war aber erst wegzubringen, als er diesen Wunsch wieder im Augenblick des Aufleuchtens einer Sternschnuppe äußerte. Dann verschwand das Würstchen und wir Kinder hatten über diese gute Lösung stets eine große Freude.) Was man sich beim Anblick einer Sternschnuppe wünscht, geht in Erfüllung. In der Richtung, in der sie fährt, gibt es eine Hoch-

Digitized by Google

zeit, in der Richtung, in der sie fällt, wird ein Kind geboren. Angeblich bringt sie auch Unglück. Dieser Glaube scheint durch eine Verwechslung mit dem Komet entstanden zu sein. (K. Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau.) Wenn eine Sternschnuppe fällt, so ist im selben Augenblick jemand gestorben. An der Stelle, wo sie niederfällt, sind beim Nachgraben Schätze zu finden. Häufiges Vorkommen von Sternschnuppen wird als Vorzeichen kommender Ereignisse (Krieg, Teuerung u. a.) gedeutet. (H. Englisch, Mähr.-Kotzendorf.) In ganz Südmähren ist der Glaube verbreitet, daß das in Erfüllung geht, was man sich beim Erblicken einer Sternschnuppe denkt. Wenn man sich wälzt, so gehen sogar drei Wünsche in Erfüllung; man muß sie aber gleich aussprechen. (Böhm. Grillowitz.) Sieht man eine Sternschnuppe, dann stirbt jemand aus der Freundschaft (Töstitz), während es in Fratting heißt, daß dann jemand zur Welt kommt. (Ignaz Göth, Iglau-Znaim.) In der Richtung, in der eine Sternschnuppe fällt, stirbt jemand; oder es wird dort ein Kind geboren, oder es bricht ein Krieg aus, oder es fällt ein böser Engel vom Himmel. Es heißt auch, daß sich dort zwei Liebende finden werden. Deshalb sagen die Burschen: „Dort werde ich noch heute meinen Schatz finden." Wenn man sich beim Fall von Sternschnuppen schnell etwas wünscht, so geht es in Erfüllung. (F. Götz, Poschkau.) Daß ein solcher Wunsch erfüllt wird, glaubt man auch in der Slowakei (T. Wässerle, Deutsch-Proben), wo es aber auch heißt, daß dann jemand stirbt, oder daß eine Seele zum Himmel fährt. (E. Stock, Beneschhau.) Was man sich wünscht, geht in Erfüllung, namentlich in Liebesangelegenheiten. (Dr. H. Kügler, Berlin, zugleich für Norddeutschland und Nordfrankreich.)

255. Hat man Ohrenklingen, so reden die Leute von einem. (R. Baumann.) Klingt vormittags das rechte und nachmittags das linke Ohr, so reden die Leute Ungutes von einem. (A. Horner.) Hat jemand Ohrenklingen, so fragt er: „In welchem Ohr klingt es?" Errät der Gefragte das Richtige, so heißt es, daß man etwas Schönes oder Gutes hören wird. Wenn nicht, so wird man Unangenehmes hören. Kinder sagen zum Ohrenklingen, daß sie die Engelchen singen hören. (F. J. Langer, Mähr.-Rothwasser.) Wer auf die Frage, welches Ohr klingt, dies errät, wird etwas Neues hören (K. Ledel), oder es geht ihm ein Wunsch in Erfüllung. (H. Englisch.) Läutet es im linken Ohr, so hört man etwas Schlechtes; läutet es im rechten Ohr, dann hört man etwas Schönes, falls man es errät. Es heißt auch, daß man etwas Neues erfährt oder daß man Glück hat. (F. Göth.) Klingt jemandem ein Ohr, so wird man beredet. Beim Ohrenklingen fragt man einen andern: „In welchem?" Wird es richtig erraten, so erfährt derjenige, den das Ohr klingt, eine Neuigkeit, im andern Falle der schlechte Rater. (F. Götz.) Es heißt aber auch, daß der Angeredete, der es erraten hat, etwas Neues, Angenehmes oder Schönes hört, und daß dies der Frager, dem das Ohr klingt, hört, wenn jener nicht erraten hat. (J. Schreiber, Grosse.) Wenn der Gefragte das Ohr, in dem es einem klingt, errät, so soll man gute Nachricht erhalten. So oft einem das Ohr klingt, wird von ihm gesprochen oder ihm nachgeredet. (T. Wässerle.) Wird erraten, welches Ohr klingt, so hört der, dem das Ohr klingt, bald etwas Neues. Wer es erratet, der muß für die armen Seelen im Fegefeuer beten. (E. Stock.) Die Ohren klingen, wenn jemand an einen denkt. (Dr. H. Kügler, Berlin, zugleich für Norddeutschland und Nordfrankreich.)

256. Das Volk glaubt an ein geheimnisvolles Ferngefühl. Wenn z. B. ein lieber Verwandter in der Ferne stirbt, so „meldet er sich" oder „gibt ein Anzeichen". Es pocht in der Nacht etwas an das Fenster, es kracht am Boden, es bleibt die Uhr stehn u. a. Manche Leute behaupten auch, ein unbehagliches Gefühl der Unruhe zu verspüren, wenn ihren Verwandten in der Ferne ein Unglück widerfahren ist. Auch der böse Traum spielt dabei eine Rolle. Obwohl ich nicht an übersinnliche Dinge glaube, möchte ich ein persönliches Erlebnis anführen. Als wir einmal im Jahre 1915 in Novibazar in Retablierung lagen, hatte ich in einer Nacht das lebhafte Gefühl, daß meiner Mutter etwas zugestoßen sei. Ich war früh sehr gedrückt und als mich mein Kamerad fragte, warum ich denn den Kopf hängen lasse, erzählte ich ihm von meinem Gesicht, daß ich meine Mutter im Spital gesehen habe usw. Nach etwa 14 Tagen kam ein Brief von daheim. Meine Mutter war genau in derselben Nacht im Spital zu Falkenau operiert worden.

Digitized by Google

Sowohl mein Kamerad als auch ich waren über dieses eigenartige Zusammentreffen sehr betroffen, und ich habe bis heute nicht versucht, eine Lösung zu finden. (A. Horner.) Mit der Tatsache der Fernwirkung verbindet sich oft ein mystischer Glaube und man möchte fast auf Schicksalsverbundenheit schließen. Die Wahrnehmung, daß der, von dem man gerade spricht, oft auch wirklich erscheint, sprechen einzelne Sprichwörter aus. Schicksalsschläge und insbesondere das Ableben nahestehender Personen künden allerlei Anzeichen an. Und schließlich erklären sich vielfach auch Unruhegefühle aus einer Fernwirkung. (F. J. Langer, Mähr.-Rothwasser.) Allgemein verbreitet ist der Glaube, daß beim Tode eines Familienmitgliedes oder nahen Verwandten in der Ferne, es in der Sterbestunde im Hause „Zeichen gibt", daß die Uhr stehen bleibt, ein Bild von der Wand fällt, ein Känzchen vor dem Fenster schreit, daß es an die Tür klopft usw. Träumt einem Böses von einer nahestehenden Person, so befürchtet man, daß ihr etwas zugestoßen ist. Eine Vorahnung von Unglück (Brand, Krankheit und Tod) besitzen viele Menschen. Die Angehörigen von Kriegsgefallenen erzählen oft: „Er ging so schwer von zu Hause fort, blickte sich so lange und traurig um, als wenn er gewußt hätte, daß er nicht mehr heimkehren werde." (K. Ledel.) Ist jemand außer Haus, auf einer Reise usw. und es fällt plötzlich eine Tür ins Schloß, ein Stück Geschirr von der Wand, zerspringt der Lampenzylinder oder geschieht sonst etwas Unerklärliches, so heißt es gleich, daß jenem im gleichen Augenblick etwas zugestoßen ist. Das Stehenbleiben des Perpendikels deutet man meist dahin, daß in derselben Minute ein Nahestehender in der Ferne gestorben ist. (H. Englisch.) Stirbt jemand in der Ferne, so beurlaubt er sich bei seinen Anverwandten oder guten Freunden daheim durch Klopfen, Erscheinen im Traum usw. (T. Wässerle.)

257. Um nicht einseitige Antworten hervorzurufen oder die Beantworter sonstwie zu beeinflussen, wird bei unseren Umfragen gewöhnlich über den besonderen Zweck der Umfrage und andere Umstände nichts angegeben. Die Umfrage betreffs des Wiesels wurde aus dem folgenden Grunde gestellt. Bevor die Hauskatze nach Deutschland kam — sie wurde um 950 von München eingeführt — hielt man sich zur Bekämpfung der Mäuse in den germanischen Bauernhäusern gezähmte Wiesel, dann aber auch Ringelnattern und andere Tiere. (Vgl. L. Reinhardt, Kulturgeschichte der Nutztiere. München 1912. Ferner R. W. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse. München 1929. S. 282.) Zweck der Umfrage war, nun zunächst festzustellen, ob noch irgend eine Erinnerung daran, daß das Wiesel einmal Haustier war, im Volke vorhanden ist. Geradezu überraschend ist daher die Antwort des Oberlehrers K. Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau), in der es heißt: „Meine Mutter erzählte mir, daß jedes Haus nicht nur eine Hausotter, sondern auch ein Hauswiesel hat, und wie dieses gefärbt ist, licht oder dunkel, braun oder schwärzlich, so soll auch das gesamte Vieh (Pferde, Rinder, Hühner usw.) gefärbt sein, weil es sonst nicht gedeiht und der Besitzer fortwährend Unglück und Krankheit im Stalle hat." Hier ist also noch nach tausend Jahren die Erinnerung an das glückbringende Haustier erhalten geblieben. Sonst gilt es heute wohl allgemein als Unglückstier und wird verfolgt. Aus Südmähren berichtet J. Göth: Läuft es über die Straße, hat man Unglück (Lospitz) oder dann kommen in der Nacht Hühner um (Schönau); sieht man eines, dann zerbricht man ein Glas (Schönau). Es saugt die Eier aus und verträgt sie. Kindern soll es die Zähne zählen, die dann bald ausfallen oder schmerzen. (T. Wässerle.)

258. Einem Zigeuner begegnet man nicht gerne, wenn man einen wichtigen Gang vor sich hat. Zigeunerinnen, die als Wahrsagerinnen und Heilkünstlerinnen immer noch Anklang finden, können nach dem Volksglauben das Vieh und auch Kinder „beschreien". (A. Horner.) Den Zigeunern schreibt man geheimnisvolle Kräfte zu, man fürchtet ihre Verwünschungen und gibt ihnen daher lieber reichlich. Großes Ansehen genießt noch immer ihre Heil- und Wahrsagekunst. (H. Englisch.) Die Zigeuner nehmen Kinder mit. Um sie abzuwehren, stellt man einen Besen vor die Tür, dann kommen sie nicht herein. Gewährt man ihnen Gastfreundschaft und übernachten sie in der Scheune, so geschieht der Scheune nichts, selbst wenn sie mit Stroh gefüllt ist. Läßt man sie gewähren, dann brennen sie ein Strohbund an. Solange ein Hälmchen davon übrig ist, trifft keine Feuersbrunst

Digitized by Google

die Scheune, wie man in Pistau erzählt. (F. Göth.) Einen Lügner oder Betrüger nennt man einen Zigeuner, weil die Zigeuner lügen und betrügen. Wenn sie kommen, so wird es bald regnen. Man darf ihnen kein Ei geben, weil sie es verhexen und einen Totenkopf daraus machen, was bedeuten soll, daß aus dem betreffenden Hause bald jemand sterben wird. Überhaupt verhexen sie das ganze Haus, in dem sie ein Ei bekommen, es herrscht kein Glück darin und die Kühe geben keine oder nur wenig Milch. (F. Götz.) Die Begegnung mit einem Zigeuner, aber nicht mit einer Zigeunerin, bringt Glück. (E. Stock.) Über das Ansehen, das die Zigeuner, die nicht allein wahrsagen, sondern auch Gestohlenes wieder herbeischaffen können, bei den angeblich aufgeklärten Berlinern haben, unterrichten die oft erzählten Prozesse wegen Betruges in den Tageszeitungen. (Dr. H. Kügler.)

259. Zum Verhältnis der Boden- und Viehpreise berichten A. Horner für das Bergbau- und Industriegebiet um Falkenau (ein Joch Grund 12.000 bis 13.000 Ktsch., eine Kuh im Durchschnitt 2000 Ktsch), F. Göth für Südmähren (ein Metzen Grund 5000 Ktsch., eine Kuh 1300 bis 1500 Ktsch.), F. Götz für das Gebiet um Bodenstadt (ein Joch Ackerland 900 bis 2000 Ktsch, eine gute Kuh ungefähr 700 Ktsch.; eine solche kostete in den ersten Nachkriegsjahren etwa bis 1922/23, 14.000 Ktsch, für ein Pferd zahlte man damals 25.000 Ktsch, auch die Pferde sind jetzt verhältnismäßig sehr billig).

260. Im Bauerngarten finden sich seit je die Blumen: Nelke, Reseda, Pfingstrose, Malve, brennende Liebe, Frauenblätter. Auch eine gewöhnliche Sorte weißer, stark duftender Rosen ist beliebt, wie man auch den Salbei nicht nur als Heilpflanze, sondern auch als Zierpflanze verwendet. Häufig findet man auch den Herzelstock, dann die wegen ihres Geruches geschätzte Stabwurz (Abrotanum), hier „Gottheil" genannt, und Krauseminze. Als Ziersträuch findet man den Flieder und mitunter den Pfeifenstrauch, vereinzelt kommt auch Immergrün vor. Von neueren Blumen wären noch zu erwähnen die Ringelblume, Strohblume und vereinzelt auch Eisenhut und Löwenmaul. (A. Horner.) Früher fand man im Hausgarten meist nur Nutzpflanzen, daneben höchstens noch Schneeglöckchen und Pfingstrosen. Seit neuerer Zeit und besonders nach dem Kriege werden aber auch Blumen gepflegt, so Dahlien, Stiefmütterchen, Gänseblümchen, Astern und als Ziersträuch der Flieder. Seit je findet man in einer Ecke des Gartens die alte Wermutstaude, die das wichtigste Hausmittel liefert. (H. Englisch.) Hier bevorzugt man die folgenden Blumen: Ringelblumen, Märzenbecher, Narzissen, Aurikeln, Pappelrosen, Sonnenblumen, Männertreu, Schwertel (Schwertlilien), Antoniarosen (Pfingstrosen), Stiefmütterchen, Marienblätter. (F. Götz.) Von Gartenblumen und Sträuchern seien genannt: Wermut, Frauen- und Katzenminze, Liebstöckel, Mutterkraut, Alant, Raute, Marienblätter, Majoran, Melisse, Sadebaum, Quendel, Lavendel, Schneeglöckchen, Knotenblumen, Märzbecher, Narzissen, Hyazinthen, Tulpen, Herzblumen, Pfingstrosen, Goldlack, allerlei Arten Lilien, Nelken und Rosen, Astern, Brennende Liebe, Jungfer im Grünen, Knopfblumen, Rittersporn, Kapuzinersporn, Eisenkraut, Levkojen, Strohblumen, Immergrün, Fingerhut, Aurikeln, Dahlien, Sturmhut u. a., von Stauden insbesondere Flieder, Jasmin, Schneeball, Buchsbaum u. a. (T. Wässerle.)

Umfragen

261. Wo heißt der Mittwoch nach dem Palmsonntag der „krumme Mittwoch?"

262. Wer kennt weitere Beispiele von Zeitungssagen (s. o.)?

263. In Kornitz i. M. grüßen, wie G. Tilscher mitteilt, Holzmacher und Fuhrleute beim Betreten den Wald mit dem dreimaligen lauten Rufe „Guten Morgen, Wald!" Wo ist die gleiche Begrüßung des Waldes üblich?

264. Welche Arbeiten dürfen an einem Freitag nicht verrichtet werden?

265. Haben sich die Bräuche bei der Assentierung seit Bestehen der Republik geändert?

Digitized by Google

266. Wo versieht die Bürgergarde den gleichen Dienst wie die Engelsberger (s. o.) in der Karwoche?

267. Nach einer Mitteilung von J. Schreiber in Grosse (Schlesien) bedeutet das massenhafte Auftreten der Maikäfer, daß in diesem Jahr die Kartoffeln gut geraten. Welche Volksmeinungen knüpfen sich sonst an die Maikäfer?

268. Im Volke ist eine Umdeutung unheilverkündender Zeichen nicht selten. Ein Anzeichen z. B., das den Tod bedeutet, wird zuweilen auch, vielleicht um den Betroffenen zu trösten, anders ausgelegt. Wer kennt hiefür Beispiele?

269. Gibt es Unterschiede in der Art, wie das Sonnwendfeuer von der bäuerlichen Bevölkerung nach altem Brauch und von der der städtischen Bevölkerung (Schutzvereine, Turnvereine u. a.) gefeiert wird?

270. Was meint man von den Monaten, in deren Namen kein r vorkommt (Mai, Juni, Juli, August)?

Schrifttum

Dr. Adalbert Depiny, Oberösterreichisches Sagenbuch. Verlag A. Pirngruber, Linz, 1932. 481 S. und 16 Bildtafeln. Preis in Leinwand geb. 21 S. oder 11 M.

Das Buch ist eine überraschende Leistung. In jahrelanger Sammeltätigkeit hat der um die oberösterreichische Volkskunde hochverdiente Verfasser, unterstützt von rund 150 Mitarbeitern, nicht weniger als 2600 Sagen zustande gebracht, die in einer übersichtlichen Gliederung vorgelegt werden, indem zuerst die aus altheidnischen Wurzeln, dann die aus christlichem Glauben und endlich die aus der Geschichte erwachsenen Sagen mitgeteilt werden. Alles wird unverfälscht nach dem Volksmund wiedergegeben, nirgends wird irgendwie künstliche Stilisierung des Stoffes, wie sie so manches Sagenbuch verunziert und ungenießbar macht, versucht. Zudem ist der Hauptteil aus der lebenden Überlieferung geschöpft, was aus dem Schrifttum stammt, ist aus den beigegebenen „Nachweisen" sofort erkennbar. Wegen der hohen Druckkosten konnte ein geplanter Anhang nicht beigefügt werden, der die ältesten Sagenbelege, die Verbreitung der Sagen, ihre räumliche Verteilung und ihre Beziehung zur übrigen Volkskunde und zur Kunstdichtung behandelt und ein Sachverzeichnis anschließt. Der Herausgeber beabsichtigt, dies in einem Ergänzungsband, den er gemeinsam mit Dr. A. Webinger in Graz veröffentlichen will, nachzutragen. Hoffentlich gelingt es ihm, hiezu die Mittel zu finden, so daß dann dieses Sagenbuch, auf das Oberösterreich stolz sein kann, mit der wissenschaftlichen Verarbeitung des Stoffes zu einem vorbildlichen Werk heranwächst.

Severin Rüttgers, Geschichte der deutschen Volksdichtung. Verlag Julius Beltz, Langensalza 1933. 321 S.

Der Titel dieses Buches ist irreführend. Es wird nicht die Volksdichtung im wissenschaftlichen Sinne, nicht die im Volke lebende Dichtung (Volkslied, Sage, Märchen, Volksschauspiel, Sprichwörter, Rätsel u. a.), sondern die volksmäßige Dichtung behandelt, es ist eine Literaturgeschichte, die das Volkhafte und Deutsche in der Dichtung voranstellt. Trotz manchen Mängeln, besonders der Gliederung, die zu unnötigen Wiederholungen führt, kann das einfach und klar geschriebene und von ehrlichem deutschem Geist erfüllte Buch, das auf wissenschaftliche Ansprüche verzichtet und sich an die Jugend und an das Volk wendet, empfohlen werden.

Dr. Georg Schreiber, Großstadt und Volkstum. Verlag Aschendorff, Münster i. W. 1933. 39 S. Preis 0.90 Mark.

Die aus einem Vortrage beim deutschen Katholikentag in Essen (September 1932) erwachsene Schrift betont, daß auch in der Großstadt Ansätze blühenden Volkstums vorhanden sind, deren Pflege eine Lebensfrage des deutschen Volkes ist. Denn 27 Prozent aller Deutschen leben in Großstädten. Sehr wertvoll sind die in den „Anmerkungen" gegebenen Hinweise auf Arbeiten zur städtischen Volkskunde.

Digitized by Google

Dr. Erich Mair, Die Psychologie der nationalen Minderheit. 51. Heft von „Deutschtum und Ausland". Verlag Aschendorff, Münster i. W. 1933. VIII und 86 S. Preis 3 Mark.

Der Verfasser, ein gebürtiger Südtiroler, behandelt zunächst das Wesen der nationalen Minderheit. Sie stellt einen sozialen Organismus dar, dessen Lebensfähigkeit und Entwicklung auf der Tätigkeit und dem Zusammenwirken seiner Organe (Parteien, Presse, Führer, Schule, Familie und Vereine) beruht, aber auch bestimmt wird durch die Beziehungen der nationalen Minderheit zu ihrer Umwelt. Diese Beziehungen der Minderheit zum Staat, zur Staatsnation, zur Eigennation und zu anderen Nationalitäten, zur Kirche und zum Völkerbund werden im zweiten Hauptteil besprochen. Das inhaltsreiche Büchlein gehört in die Hand eines jeden Angehörigen einer völkischen Minderheit.

Der Große Brockhaus, Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. Band 14 (Osu—Por.). 792 S. Preis 23 Mark 40, bei Rückgabe eines alten Lexikons 21 Mark 15.

Neben umfangreichen Artikeln allgemeiner Art (Pädagogik, Papier, Papst, Persien, Pflanze, Philosophie, Photographie, Pilze, Polen, Porzellan u. a.) enthält auch dieser Band volkskundliche, z. B. Palmsonntag, Passionsspiele, Personennamen, Pest, Pfingsten, Platzdorf u. a.

Von Deutschen aus der heutigen Tschechoslowakei werden genannt: O. Ottendorfer, Publizist, geb. Zwittau i. M. 1826; J. Palisa, Astronom, geb. Troppau 1848; F. Panzer, Germanist, geb. Asch 1870; Peter Parler, Dombaumeister, gest. Prag 1399; Ph. Paulitschke, Edler von Brügge, Forschungsreisender, geb. Tschermakowitz i. M. 1854; J. Ritter v. Payer, Polarforscher, geb. Schönau bei Teplitz 1842; G. E. Pazaurek, Kunsthistoriker, geb. Prag 1865; L. Perutz, Schriftsteller, geb. Prag 1884; F. Petyrek, Tondichter, geb. Brünn 1892; J. Petzval, Optiker, geb. Bela (Slow.) 1807; A. Pfizmaier, Orientalist, geb. Karlsbad 1808; F. Pfohl, Musiker, geb. Elbogen 1862; F. Piffl, Fürsterzbischof, geb. Landskron 1864; A. Pilgram, Bildhauer und Baumeister, erwähnt in Brünn 1502 und 1508; F. Frh. v. Pillersdorf, Staatsmann, geb. Brünn 1786; E. Pirchan, Architekt und Schriftsteller, geb. Brünn 1884; E. Frh. v. Plener, Staatsmann, geb. Eger 1841; M. Pohl, Schauspieler, geb Nikolsburg 1855; A. Pokorny, Naturforscher und Schulmann, geb. Iglau 1826; J. Pokorny, Sprachforscher und Keltolog, geb. Prag 1887; D. Popper, Violoncellovirtuos, geb. Prag 1843; J. Popper (Lynkeus), Techniker und Sozialreformer, geb. Kolin 1838; H. Porges, Musiker, geb. Prag 1837.

Es fehlen der in der Geschichte der Volksliedbewegung so verdiente Begründer der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" und Leiter des ehemaligen österreichischen Volksliedunternehmens J. Pommer u. a., die wohl mehr bedeuten als der Komiker M. Pallenberg, dem 18 Druckzeilen gewidmet sind.

Gerhard Matthäus, Stifters Erziehungsgedanken. Herausgegeben von der Literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft in Eger. Verlag J. Stauda, Kassel-Wilhelmshöhe, 1933. 160 S.

Die scharfsinnige Untersuchung geht von Stifters Weltanschauung aus, arbeitet die Eigenart des Stifterschen Humanitätsideals, das in den Hauptzügen auf Herder zurückweist, anschaulich heraus und bespricht in erschöpfender Weise die Erziehungsgedanken unseres großen Dichters, der „ein Erzieher in Schrift und Tat von durchaus eigener Prägung" gewesen ist.

Josef Blau, Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde.

Die zweite Lieferung setzt den geschichtlichen Teil fort bis zum Jahre 1616, mit dem die Freibauern nach langer schwerer Pfandherrschaft wieder ihre alten Freiheiten zurückerhielten, und beginnt mit dem Abschnitt „Künische Waldbauernwirtschaft".

Johann Micko, Die Mundart des Marktes Muttersdorf. Selbstverlag des Verfassers. Muttersdorf, 1933. 72 S. Preis 8 Ktsch.

Digitized by Google

Mit diesem 10. Heft schließt der fleißige Verfasser seine „Muttersdorfer Heimatkunde" ab, von der das 8. und 9. Heft wegen der zu hohen Kosten nicht im Druck erscheinen konnten. Vom volkskundlichen Standpunkt ist besonders auf die Mundartproben (Sprichwörter, Redensarten und Vergleiche, Vierzeiler und Erzählungen) des Heftes aufmerksam zu machen.

Dr. Viktor Karell, Volksbrauch und Volkskunde. 5. Heft, 1. Teil des 3. Bandes (Volkskunde) der Heimatkunde des Bezirkes Komotau, herausgegeben vom Deutschen Bezirkslehrerverein Komotau. Verlag desselben Vereins, Komotau, 1933. 94 S.

Die neue Lieferung der bewährten Heimatkunde lag wiederum in der Hand eines erfahrenen Fachmannes, der den Stoff in die zwei Hauptgruppen „Im Ringe des Jahres" und „Von der Wiege bis zum Grabe" gliedert, dem ein Abschnitt „Reim, Spiel und Lied" angefügt ist. Zum Abschluß wird das Spritzer Weihnachtsspiel abgedruckt. Guten Bildschmuck steuert u. a. der Bauernmaler G. Zindel bei. Zur Anmerkung 73 a ist zu berichtigen, daß das Anhängsel „sogt er" nur nach dem letzten Vers jeder Strophe unpassend ist. Die Wirkung dieser Lieder, die nach jeder Zeile ein „sogt er" anfügen, baut sich eben darauf auf, daß die letzte Zeile jeder Strophe ohne dieses Anhängsel mit einem Schlager, z. B. der Begründung für das vorher Gesagte, abschließt.

Hugo Scholz, Bauernland Siebenbürgen. Eine Wanderfahrt. Verlag der Landständischen Buch- und Verlagsanstalt in Brünn, 1933. 100 S.

Unser Heimatdichter gibt in diesem prächtigen Buch die Eindrücke wieder, die er als Teilnehmer der Studienfahrt, die von der Fichte-Hochschule in Leipzig im Jahre 1932 unternommen wurde, im Bauernland Siebenbürgen empfing. Scholz, der selbst Landwirt ist, hat wohl schärfer gesehen als andere Reiseteilnehmer, aber auch für ihn ist das Siebenbürger Deutschtum zu einem großen Erlebnis geworden. Das lehrreiche und spannende Buch ist mit mehreren ausgezeichneten Lichtbildaufnahmen des Verfassers geschmückt.

Goetheheim, Sudetendeutsche Volkshochschule in Reichenberg. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1933. Preis 5 Ktsch.

Dieser als Heft 6 des „Ratgebers für Volksbildner" erschienene Bericht der Gesellschaft für deutsche Volksbildung gibt nach einer Schilderung der Eröffnungsfeier des Goetheheims in Reichenberg eine Übersicht über die fruchtbare Tätigkeit der Gesellschaft im Jahre 1932.

* * *

Der Ackermann aus Böhmen. Monatsschrift für das geistige Leben der Sudetendeutschen. Geleitet von Hans Watzlik und Karl Franz Leppa. Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Drahowitz. Jahresbezug (10 Hefte) 90 Ktsch.

Die bisher vorliegenden vier Hefte (Jänner—April) dieser neuen Zeitschrift beweisen, daß der große Wurf gelungen ist, daß wir Sudetendeutschen endlich wieder eine großzügige führende Monatsschrift besitzen, die durch inneren Gehalt und durch geschmackvolle Ausstattung das Sudetendeutschtum würdig vertritt. Neben Gedichten und Erzählungen stehen wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte, Kulturgeschichte, Literatur- und Kunstgeschichte, zum nationalen, politischen und wirtschaftlichen Leben. Tagesereignisse von Bedeutung und wichtige völkische Fragen werden erörtert und zu allem gesellt sich ein sorgfältig ausgewählter Bildschmuck. Die Volkskunde ist durch einen Beitrag von G. Jungbauer im Aprilhefte über „Sudetendeutsche Bauernart" vertreten. Hoffentlich findet die Zeitschrift dauernde Unterstützung in allen sudetendeutschen Kreisen, so daß sie nicht allein ihren Bestand sichern, sondern auch noch einen weiteren Ausbau vornehmen kann.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 70. Jahrgang (1932), Heft 3—4. Prag, 1932.

Digitized by Google

Aus dem Inhalt des Heftes ist herauszuheben: A. Blaschka, Das Schicksal Don Julios de Austria (geschichtliche Belege zu einem noch heute in Krummau lebenden Sagenstoff) und K. R. Fischer, über böhmische Glasarbeiterzünfte im 17. und 18. Jahrhundert. Besprochen werden das Ascher Sagenbuch von G. Jungbauer, die Reichenberger Heimatkunde II. 3. (Schier, Der volkstümliche Wohnbau) von K. Kühn und die gleiche Heimatkunde II. 1. (Dittrich, Unsere heimische Mundart) von E. Schwarz.

Der Bund. Heimatzeitschrift des Bundes der Deutschen in Böhmen (Teplitz-Schönau). — Vom 2. Heft an behandelt E. Herget „Typen aus der Buchauer Gegend", so die Sachsen-Maurer, Gänsetreiber, Hopfenpflücker u. a. Das 6. Heft bringt einen Beitrag von L. Hoidn „Bei der ‚Musi' im Böhmerwalde", das 8. einen über „Ländlichen Osterbrauch in Westböhmen" von F. Jaksch.

Genossenschaftliche Mitteilungen der Kreditanstalt der Deutschen (Prag). — Die 3. Folge des 3. Jahrgangs (Dezember 1932) bringt einen kurzen Aufsatz mit drei Bildern von E. Eftl über „Krippenbau und Holzschnitzer in Weipert." Die 4./5. Folge (Jänner/Feber 1933) enthält eine Übersicht über die sudetendeutsche Heimindustrie.

Waldheimat (Budweis). — Jännerheft 1933: A. Schacherl, Die neueren Bücher über die Besiedlung des Böhmerwaldes; F. E. Hrabe, Musik der Armen (zu dem Liede „Wenn ich der Heimat grüne Auen"); J. Wodiczka, Funde antiker Münzen in Südböhmen; A. Schacherl, Die Volksnamen der Vögel im Böhmerwalde u. a. — Feberheft: G. Tuma, Hornung im Böhmerwalde; J. Blau, Kirchburgen im Böhmerwalde u. a. — Märzheft: Der Rachelsee und seine Sagen u. a. — Aprilheft: P. Tomann, Hausinschriften u. a. — Maiheft: F. Grantl, Aus A. Stifters Waldheimat u. a.

Unsere Westböhmische Heimat (Staab). — 6. Heft 1932: A. Bergmann, Eine alte Weihnachtskrippe aus dem Marienbader Umkreise u. a. — 1./2. Heft 1933: A. Glückhorn, Einige Nachrichten über den Mieser Bergbau; O. Schubert, Die Stadttore von Bischofteinitz; K. Storch, Die Maschen- und Deckenmacher im ehemaligen Chotieschauer Herrschaftsgebiete u. a. — 3./4. Heft 1933: J. Baumrucker, Ein abgekommener Hochzeitsbrauch u. a.

„Pilsner Tagblatt" (Pilsen). — In den Folgen vom 16. und 17. Dezember 1932 veröffentlicht Prof. Dr. G. Eis eine Reihe von Sagen, die von Schülern des 1. Jahrganges der Deutschen Handelsakademie in Pilsen gesammelt wurden.

Unser Egerland (Eger). — 11./12. Heft 1932: A. Mayer, Das Alter der deutschen Siedlung im Egerlande; E. Mayer, Königsberger Haus- und Spitznamen u. a. Das 3./4. Heft 1933 ist A. Krauß zu seinem 50. Geburtstag gewidmet.

Deutscher Gebirgsbote. Illustrierte Zeitschrift für die sudetendeutschen Gebirge, für Fremdenverkehr, Heimatforschung und Unterhaltung. Aussig an der Elbe.

Das 1. Heft des 2. Jahrgangs enthält auch einige volkskundlich bemerkenswerte Beiträge. So erzählt H. Ullrich in dem Aufsatz „Heimatliche Volksstämme" vom Brauchtum des nordmährischen Teßtales.

Karpathenland (Reichenberg). — Aus dem Inhalt des 3./4. Heftes 1932: A. Stein, Hans Dernschwam von Hradeschin (über den aus Brüx stammenden Humanisten); G. Fittbogen, Die Gründler; St. M. Richter, Der heilige Abend in Deutsch-Proben; R. Zeisel, Schatzsagen aus dem Deutsch-Probener Sprachgebiet; A. Damko, Volksdichtungen aus Kuneschhau; H. Réz, Deutsche und deutsch-ungarische Zeitungen und Zeitschriften im ehemaligen Oberungarn bis 1914. — Aus dem 1. Heft 1933: J. Gréb, Ober- und Niederland in der Zips; P. Klein, Volkskundliches aus der deutschen Sprachinselgruppe Neu-Sandetz (Schluß des Beitrages, der 23 Lieder bringt. Zu dem Lied Nr. 13 vgl. die Bibl. des deutschen Volksliedes in Böhmen Nr. 1774); S. Sandtner, Eine Hochzeit in dem Weinorte Limbach bei Preßburg. Besprochen werden die „Egerländer Volkslieder" von G. Jungbauer, die Zipser Volkskunde von J. Gréb u. a.

Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakei (Brünn-Prag). Im 2. Heft 1933 veröffentlicht Dr. F. J. Beranek einen Aufsatz

Digitized by Google

„Jüdische Volkskunde" und kündet einen Fragebogen hiezu an, der in einem der nächsten Hefte erscheinen wird. In der Suchecke finden sich nähere Angaben über den zum Katholizismus übergetretenen Großvater des seinerzeitigen Olmützer Erzbischofs Dr. Theodor Kohn.

Siebenbürgische Vierteljahrsschrift (Hermannstadt). — Das 2./3. Heft des laufenden Jahrgangs enthält umfangreiche Besprechungen der Bücher „Zipser Volkskunde" von J. Gréb und „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle" von E. Schwarz.

Bayerischer Heimatschutz (München). Auch der 28. Jahrgang (1932) des unter der bewährten Leitung von Dr. J. M. Ritz stehenden Jahrbuches erfreut durch seinen gediegenen und vielseitigen Inhalt, sowie auch durch die vortrefflichen Abbildungen. Im besonderen ist aufmerksam zu machen auf den Beitrag von K. Kühn „Ein Votivbild von Alt-Oetting im böhmischen Besitz", der von den zwei Oettinger Muttergottesbildern des Reichenberger Bezirkes das Votivbild in der Schloßkapelle zu Grafenstein ausführlich behandelt. Die zweite Darstellung ist auf der eisernen Tür zur Sakristei der Kirche in Liebenau.

Heimatgaue (Linz). — Aus dem 2. Heft 1932: H. Mathie, Handel und Hausindustrie im oberen Mühlviertel (wichtig für die Wirtschaftsgeschichte Südböhmens); K. M. Klier, Vier Totenlieder; H. Commenda, Das Hochzeitslied aus der „Ahnl" (Nachweis, daß Stelzhamer ein volkläufiges Hochzeitslied wortwörtlich in seine Dichtung übernommen hat) u. a.. Besprochen werden die Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen von Hauffen-Jungbauer und die 3. Lieferung der Volkslieder aus dem Böhmerwalde von Jungbauer.

Hessische Blätter für Volkskunde, herausgegeben im Auftrage der Hessischen Vereinigung für Volkskunde von Hugo Hepding. Band XXX/XXXI (1931/32). Gießen 1932. 370 S.

Auch dieser Band der stets gediegenen und lehrreichen Zeitschrift bietet eine Reihe wertvoller Beiträge, z. B.: K. Wagner, Zu den Grundlagen und Formen des Stils der Volksdichtung und ihrer Nachbargebiete; G. Koch, Gegenwartvolkskunde; F. Stroh, Sprache und Volk u. a. A. Götze berichtet über die Einführung der deutschen Volkskunde als Zusatzfach bei der Prüfung für das höhere Lehramt und bespricht in der wiederum sehr reichhaltigen Bücherschau auch die „Volkslieder aus dem Böhmerwalde". In ebenso liebevoller Weise zeigt H. Hepding die Bibliographie von Hauffen-Jungbauer an. — Die Beiträge von G. Koch und F. Stroh sind unter der Überschrift „Erntedank" auch als Sonderdruck, gewidmet den Mitarbeitern am Südhessischen Wörterbuch und am Atlas der deutschen Volkskunde (Landesstelle Hessen), zu dem Preise von 1 Mark 50 erschienen.

Die Dorfgemeinschaft. Monatsschrift für Landkunde und ländliche Erziehung. In Verbindung mit H. Grueneberg und A. Strobel herausgegeben von J. Dietz und F. Kade. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. Preis für das Halbjahr 2 Mark und Postgeld.

In dem 1. Heft dieser neuen Monatsschrift wird neben anderen Aufgaben als erste bezeichnet: Die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung des ländlichen Lebens und seiner Grundlagen, wobei die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften, die sich mit dem Landleben befassen (Volkskunde, Soziologie, Wirtschaftskunde und Erziehungswissenschaft) von Vertretern dieser Wissenschaften selbst dargestellt, aber auch immer wieder in einer ganzheitlichen Betrachtungsweise zu einem Gesamtbild vom ländlichen Leben vereinigt werden sollen. Die Bedeutung dieser Zeitschrift zur Erforschung und Erziehung des Landmenschen für die Volkskunde braucht nicht erst betont zu werden.

Das deutsche Volkslied (Wien). — Im 1./2. Heft 1933 finden sich u. a. folgende Beiträge: L. Schmidt, Zum Spinnradllied; K. Horak, Der Nonnentanz; A. Kollitsch, Hans Neckheim. Besprochen werden die „Egerländer Volkslieder" von G. Jungbauer. Das 3. Heft bringt u. a. Lieder und Vierzeiler aus Bayern, das 4. Heft „Gottscheer Volkslieder" von K. Horak.

Digitized by Google

Unsere Heimat. Monatsblatt des Vereines für Landeskunde und Heimatschutz von Nieder-Österreich und Wien. — Aus dem Inhalt des 12. Heftes 1932 ist der wichtige Beitrag von E. Frieß, „Das Herbergesuchen in der Ybbslandschaft" (Eine katholische Erscheinungsform des Brauchtums in der Weihnachtszeit) hervorzuheben.

Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung. Herausgegeben von C. Petersen und H. Schwalm. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. Bezugspreis halbjährlich 3 Mark 75.

Das 1. Heft des 3. Jahrganges (1933) dieser empfehlenswerten Zweimonatsschrift bringt neben einem Aufsatz von J. Pfitzner über die mittelalterliche Verfassungsgeschichte Schlesiens im Lichte polnischer Forschung u. a. einen wichtigen Beitrag von A. Sas „Deutsche Kolonisten auf der Schönborn-Herrschaft Munkács-Szent Miklós im 18. Jahrhundert", der in Fortsetzungen erscheint. Es enthält ferner einen Bericht über das Volkslied-Archiv für Wien und Niederösterreich von R. Zoder.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). — Aus dem 1./2. Februarheft 1933: M. Summer, Richard Wagner im Egerlande; E. Kundt, Grundsätzliches zur Lage des Deutschtums in der Tschechoslowakei; O. Kletzl, Ein bisher unbekanntes Werk J. B Fischer von Erlachs für Böhmen; F. A., Nationalwirtschaftliche Chronik der Tschechoslowakei. — Aus dem 2. Aprilheft: Die staatlichen Minderheitsschulen in Nationalwirtschaftliche Chronik. — Aus dem 1. Maiheft: C. Palme, Die Deutschböhmen in Stambul.

Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte. Herausgegeben von N. Hovorka. Reinhold-Verlag Wien und Leipzig. Preis eines Bandes (24 Nummern) 48 Ktsch.

Vom VIII. Band dieser ausgezeichnet geleiteten Berichte sind die Nummern 169—171 mit folgendem Inhalt erschienen: Auch weiterhin akademische Freiheit? (Zum Fall Dehn). Stimmen um ein Pulverfaß (= Polnischer Korridor). Filmdienst, Zeitschriften- und Bücherdienst. — Das 2. Heft desselben Bandes (Nr. 172 bis 174) bringt weitere Beiträge zum Falle Dehn, setzt die „Stimmen um ein Pulverfaß" fort, bespricht neuere Filme, Bücher u. a.

Viktor Mohr, Waldträume. Gedichte in Gründler Mundart. Herausgegeben vom Zipser Bund. Budapest 1933. 206 S.

Der 1879 in Göllnitz geborene, in Budapest lebende Mundartdichter hat 1928 das Waldepos „Da Päa" (Der Bär) veröffentlicht. Über ihn schreibt Gréb in seiner „Zipser Volkskunde" (S. 232): „Es darf dem erprobten Dichter als Verdienst angerechnet werden, daß er Gründler Volksempfinden auch in die bisher in der Zipser volkstümlichen Dichtung unerprobten breiten Kunstform des Epos haushälterisch und gehaltvoll einzuführen verstand, wie wir ja auch in seinen kleinen, bald ernsten, bald heiteren Gedichten Vorfälle des Gründler Alltaglebens in knapper, kräftiger Darstellung finden." Von diesen kleinen Gedichten bietet nun die vorliegende Sammlung die stattliche Anzahl von mehr als 100 Stück, die die verschiedensten Stoffe behandeln und vor allem Arbeit und Brauchtum des Volkes dichterisch verwerten.

✣

Richtigstellung

Im Inhaltsverzeichnis des 2./3. Heftes 1932 sowie im Inhaltsverzeichnis für den ganzen Jahrgang 1932 muß es statt Franz Göth richtig Franz Götz heißen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Chodská 2a

6. Jahrgang 1933 4. Heft

Zur Volkssage im Schönhengstgau

Von Dr. Emil Lehmann

Wie ich im Schönhengstgau dazu kam, Volkssagen zu sammeln, und wie ich hier auf einen ganz unerwarteten Reichtum lebendiger Sagenüberlieferung stieß, das habe ich in der Einleitung zu meinem dritten Sagenbändchen „Neue Volkssagen aus dem Schönhengstgau" kurz vermerkt. Es ist 1924 in der „Schönhengster Heimatbücherei" des Verlags J. Czerny in Landskron erschienen. Ebenda habe ich schon vorher, 1921 und 1922, die beiden Bändchen „Vom Kronwald und vom Krottenpfuhl" (mit F. Jandl) und „Beim Kratschenwirt" herausgegeben und überdies im „Landskroner Volksbuch" (ebenda) eine kurze Übersicht über die Volkssage dieses Gebietes geboten.

Als ich 1926 neuerdings in Landskron wirkte, habe ich 1926 und 1927 noch eine Anzahl solcher kleiner Volkserzählungen aufgezeichnet, die ich im folgenden mitteile. Sie wurden zur kleineren Hälfte (1—20) von verschiedenen Personen, Schülern und Erwachsenen, erzählt und mehrfach gegenseitig bestätigt, zur größeren aber von einem einzelnen Gewährsmann, der sich als eine sehr ergiebige Quelle erwies. Es war der schon hochbetagte Schneidermeister Karl Linhart, wohnhaft auf dem Fiebig zu Landskron. Über ihn seien noch ein paar nähere Angaben beigefügt.

Es war da im Landskroner Wochenblatt unter dem Strich ein Aufsatz erschienen, der den Brand der Landskroner Vorstadt Fiebig im Jahre 1811 behandelte. Das war der Anlaß, der mich mit Herrn Linhart bekannt machte. Er kam in feierlichem, schwarzem Rock zu mir, um mir mitzuteilen, daß sich die Sache nicht ganz so verhalten habe, wie sie der Verfasser dieses Zeitungsberichtes dargestellt habe. Und was er mir nun erzählte, das war die Volksüberlieferung in sagenhafter Ausschmückung. Das brachte uns auf andere ähnliche Dinge. Im Verlauf von mehreren Zusammenkünften erzählte mir Herr Linhart alles, was er in dieser Art wußte. Er sah schon sehr schlecht, brachte aber als Gedächtnisstütze ein Stück Packpapier mit, auf dem er einzelne Stichwörter verzeichnet hatte. Und dann begann er in gleichmäßig eintöniger Weise, und ganz in sich versunken, seinen Vortrag. Er stammte aus dem Nachbardorf Lukau und der Vater hatte als Nachtwächter und in sonstiger Berufstätigkeit viel Gelegenheit zu Erlebnissen sagenhafter Art. Herr Linhart schloß des öfteren mit der Bemerkung: „Was ich erzählt habe, das können Sie mir glauben, daß ich es erlebt

Digitized by Google

habe." Oder er meinte, er wisse nicht recht, wie das zu erklären sei, er sei kein Gelehrter.

Der Gesamteindruck war der, daß es sich um Dinge handelte, die den tiefsten Eindruck auf ihn selbst gemacht hatten, die er sich immer wieder vergegenwärtigt hatte und über die er immer wieder nachgedacht hatte. Sie lagen für ihn an der Grenze, wo das erklärbare Alltagsleben aufhört und ein geheimnisvolles Reich des Wunderbaren hereinreicht. Diese kurzen Geschichten machen zusammen einen inneren Bestand seines Erlebens aus. Sie sind gleichzeitig Hauptpunkte seiner Familiengeschichte. Und bewegen sich doch im Rahmen der allgemeinen Sagenüberlieferung des Gebietes. In dieser Hinsicht sind sie als willkommene Bereicherung anzusehen. Es sind hauptsächlich Sagen von Feuer- und Lichtgeistern, von Schätzen, die wittern, von Hexen, von Anzeichen und Gespenstern. Ein einzelner Zug ergänzt die ausgebildetste Geschichtssage der Landschaft, die vom bösen Amtmann, und ein paar führen nach auswärts.

Auch die kurzen Volkssagen der ersten Hälfte bieten manche bemerkenswerte Ergänzung zum bisher Bekannten. Auch hier finden wir die Amtmannsage mit zwei kleinen Zügen vertreten. Es taucht die Schatzbergsage auf neben allgemeineren Schatzsagen, der Grabenmann der Adlergebirgsdörfer des Landskroner Bezirkes stellt sich ein und einiges andere.

Es wäre zu wünschen, daß die Schönhengster Sage bald einmal einheitlich und geschlossen dargestellt und behandelt werden könnte, wie sie sich seit den Forschungen Czernys und Jandls in zahlreichen Ergänzungen und Bereicherungen zu einem eindrucksvollen Gesamtbestand gestaltet hat.

I. Nach verschiedenen Erzählern

1. (Im Kesselgrund)

Vor vielen Jahren öffnete sich immer, wenn Palmsonntag war, der Kesselgrund. Wenn jemand während der Messe hineinging, konnte er sich Gold herausnehmen. Aber wenn der Priester das Amen vom letzten Evangelium sagte, mußte er schon wieder draußen sein.

So ging einmal an einem Palmsonntag ein Mann in den Kesselgrund. Er hatte sich aber etwas verspätet. Die Messe war schon fast zu Ende, als er ankam. Und so geschah es, daß er noch darin war, als der Priester bereits vom letzten Evangelium das Amen sprach.

Der Kesselgrund schloß sich und der Mann mußte darin bleiben.

(Kowarsch.)

2. (Das Licht aus dem Schacht)

Ein Mann, der spät im Herbst von Lusdorf nach Tattenitz ging und weiter gegen Lichtenstein hinaufstieg, sah dort im Walde vor sich einen Lichtschein. Der wurde, als er näher kam, größer und größer. Und plötzlich spürte er, wie es unter seinen Füßen weich wurde und nachgab. Er wollte ausweichen, geriet aber dabei in ein Loch, aus dem er nicht herauskonnte. Da sah er, daß der Lichtschein von einem anderen Loch ausging, das ganz nahe war.

Digitized by Google

Da dachte er, es könnten das nur die sogenannten Quirgellöcher sein, die von einem alten Bergwerk herrührten. Er mußte bis in den Morgen hinein im Loch bleiben, das ganz voll Wasser war. Er hatte schon die Stiefel ganz naß. Der Lichtschein war inzwischen verschwunden.

Endlich hörte er etwas: es kam ein Fuhrmann die Straße herauf gefahren. Den rief er an. Doch als dieser das viele Wasser sah, da sagte er: „Da komme ich nicht darüber!" Dem Mann im Loch ging es schon recht schlecht. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen und schrie: „Ich versinke! Ich versinke! Laß mich doch nicht im Stich!" Der Fuhrmann aber lachte dazu und fuhr weiter.

Der arme Mann aber versank nun wirklich. Und als er untergegangen war, da sah man auch aus diesem Loch, wenn es finster war, einen Lichtschein ausgehen.

Die Leute vermuten, er sei in einen alten Schacht eingebrochen und das Licht könne nur von unten herauf kommen. Woher aber das viele Wasser rühre, das weiß man sich nicht zu erklären. (Motz.)

3. (Gold auf der Straße)

Bei der Gemeinde Laudon erzählt man sich folgendes:

Es war da auf der Straße an einer bestimmten Stelle früher ein Steinhaufen. Da sahen die Arbeiter, wenn sie abends vorbeigingen, immer ein Licht schimmern. Das kam ihnen merkwürdig vor und sie fürchteten sich, abends vorbeizugehen. Sie machten lieber einen weiten Umweg.

An einem Sonntag waren einmal ein paar Männer im Gasthaus beisammen und redeten von dem Steinhaufen und dem Licht. Da sagte ein Bauer: „Ach was, ich will heute hingehen und sehen, was das für eine Sache ist." Und als es finster wurde, ging er hin und sah, daß auf dem Steinhaufen ein Stein lag, der leuchtete. Er faßte ihn an und wickelte ihn in ein Tüchlein und trug ihn so nach Hause. Am andern Morgen ging er damit zum Goldarbeiter, der besah ihn und reinigte ihn, und wie er ihn geputzt hatte, da fand er, daß es pures Gold sei. Und er kaufte den Stein und gab dem Bauer ein paar tausend Kronen dafür. Da hatte er genug für sein ganzes Leben.

Auch heute ist dort bei Laudon noch ein kleiner Steinhaufen auf der Straße. Und wer will, kann hingehen und schaun, ob er einen leuchtenden Stein findet. (R. Tobiasch.)

4. (Das Lichtmannel bei Jockelsdorf)

Es ist einmal ein Bauer aus Dittersbach nach Jockelsdorf gefahren und dort durchgekommen, wo es recht sumpfig ist und wo immer eigentümliche Lichter zu sehen sind. Da ist auch vor ihm ein solches Feuer erschienen. Und weil es aussah, als ob es führe, so fuhr er ihm nach. Aber das war sein Unglück. Er geriet in einen Bach, wo sich die Pferde die Beine brachen und den Wagen umwarfen. Und der Bauer selbst ertrank.

(Steiner.)

Digitized by Google

5. (Das große Faß)

Es ging einmal ein Mann spät abends von Michelsdorf nach Landskron. Und wie er bei der Weißen Kapelle vorbeikam, drehte er sich einmal um: da sah er ein großes glühendes Faß, das hinter ihm herrollte und schon auf ihn zukam.

Vor Angst fing er an zu laufen. Er rannte so schnell er konnte, und als er die Teichmühle beim Langen Teich erreicht hatte, rettete er sich dahinein. Er schloß die Tür hinter sich zu und erzählte, was ihm begegnet war. Damals lebte noch der alte Teichmüller. Und wie sie drin redeten, hörten sie plötzlich einen schrecklichen Krach: da war das Faß an das Tor gestoßen. Als sie aber nach einer Weile aufmachten und hinausgingen, war nichts mehr zu sehen und nichts zu hören. (Smekal—Mader.)

6. (Der Hund zeigt an)

Meine Großmutter in Tschenkowitz ist mit Bürsten hausieren gegangen. In einem Städtchen, in dem sie einmal übernachten mußte, hat man ihr eine Stube unter dem Dach angewiesen.

Da wurde sie in der zwölften Stunde wach. Und da sah sie einen großen Hund im Zimmer, der auf sie zukam. Es war ihr ganz unheimlich und sie versteckte sich unter der Bettdecke und wartete voll Angst. Nach einer Weile hörte sie einen großen Krach und der Hund war weg.

Da wollte sie in dem Haus nicht länger bleiben und ging gleich am Morgen weg. Von den Wirtsleuten hörte sie, daß gerade um die Zeit in der Nacht der Gastwirt gestorben sei. (Hrdina.)

7. (Etwas vom Grabenmann)

Ein alter Mann mußte einmal von Mähr.-Rotwasser nach Tschenkowitz. Es war schon sehr finster geworden und er fing an, sich zu fürchten.

Da hörte er hinter sich her ein Knallen wie von einer Peitsche. Er wartete, weil er dachte, daß es ein Fuhrmann sei, der ihn mitnehmen oder mit dem er gehen könnte. Das Knallen kam auch immer näher, aber es war nichts zu sehen. Aber plötzlich sprang ihm etwas auf den Rücken, daß er von Angst gepackt davonrannte, bis er zu Hause war. Hier mußte er sich gleich ins Bett legen. Und bald darauf starb er.

Da sagten die Leute, das sei der Grabenmann gewesen. (Hrdina.)

8. (Der böse Amtmann als Feuerreiter)

Die Großmutter meines Onkels sah einmal um die Stadtmauer von Landskron herum einen Feuerreiter reiten, der saß auf einem ganz brennenden Roß.

Da sagte man, das sei der böse Schloßherr gewesen, der die Leute so mißhandelt hatte. (Holetschek.)

9. (Im Landskroner Schloß)

Im Schloß zu Landskron war einmal ein Dienstmädchen, dem schmiß es in der Nacht, wenn es sich schlafen gelegt hatte, immer alle Kleider vom Sessel herunter. Sie konnte aber nicht herausbringen, wer das täte.

Digitized by Google

Da legte sie die Kleider einmal auf das Bett. Und in dieser Nacht spürte sie deutlich, wie jemand kam und die Kleider herunterriß.

Als sie mit anderen Leuten darüber redete, da sagte man, das sei der alte Schloßherr gewesen, der wegen seiner Ungerechtigkeit und Grausamkeit im Tode keine Ruhe finden könne. (Holetschek.)

10. (Das weiße Männel)

Als meine Mutter noch klein war, schlief sie einmal auf einem Strohsack auf dem Fußboden. In der Nacht wachte sie auf: da kam zur Tür herein ein weißes Männlein und tschatschte am Boden daher. Es ging von einem Schläfer zum andern und sah ihnen allen ins Gesicht. Dann kroch es auf eine hölzerne Lade hinauf, die unter dem Fenster stand, und verschwand zum Fenster hinaus.

Am Morgen, als die Mutter aufgewacht war, erzählte sie es der Großmutter und fragte sie, was das sei. Da sagte ihr diese, es sei ein ungetauftes Kind gestorben. Im Schupfen sei es eingescharrt. Und das wolle erlöst werden.

Man holte den Pfarrer und führte ihn zu der Stelle, wo sich die Gebeine des Kindleins befanden. Der Pfarrer segnete sie ein und dann wurden sie begraben. Von da an hat sich nichts mehr gezeigt.

Das ist zu Weißwasser im Friesetale geschehen. (Koblischke.)

11. (Das Teufelskind)

Es war einmal ein Kind auf die Welt gekommen, das wuchs nicht. Nur der Kopf wuchs und wurde immer größer. Sonst blieb es ganz klein. Es konnte auch nicht sprechen.

Da fragten die Eltern die Leute in der Stadt, die von solchen Dingen am meisten wußten. Von denen erhielten sie den Rat: sie sollten im Zimmer ein Feuer anmachen und ringsherum Eierschalen legen. Das sollten sie in dem Zimmer tun, in dem das Kind schlafe. Und wenn es aufwache, sollten sie es heimlich beobachten. So würde sich herausstellen, ob es ein Teufel sei.

Die Eltern befolgten den Rat und richteten alles her. Und dann schauten sie durch das Schlüsselloch hinein. Da sahen sie, wie das Kind aufstand und zum Feuer hinging. Dort schaute es sich alles genau an und dann sagte es: „So ein alter Teufel bin ich, aber solche Täpfeln habe ich noch nicht gesehen!"

Da wußten die Eltern nun Bescheid. Sie nahmen Stöcke und Peitschen und trieben das Teufelskind hinaus. Wie sie ins Zimmer zurückkamen, sahen sie in einer Ecke ihr richtiges Kind stehen. (V. Meitner.)

12. (Das Kind als Alp)

In Herautz war einmal ein Mann, der sah, wenn es Abend wurde und die Zeit zum Schlafen kam, auf dem Ofen einen Alp sitzen. Dieser Alp kam dann in der Nacht über ihn und drückte ihn.

Da rieten ihm die Leute, er solle sich zum Schlafengehen ein Messer nehmen. Das tat er auch. Und als in der Nacht der Alp kam, da stach er ihm das Messer in die Brust. Da verschwand der Alp.

Digitized by Google

Als aber der Mann in der Frühe aufwachte, da war sein jüngstes Kind tot. Und der Alp ist seitdem nicht wieder gekommen. (Koblischke.)

13. (Der Nachbar)

In Sichelsdorf steht ein Haus nicht weit von der Kirche, das ist jetzt ganz neu gebaut. Da wohnte früher eine Frau, der war im Kriege der Mann gefallen.

Eines Abends hörte sie, als sie sich eben schlafen legen wollte, draußen ein starkes Gepolter. Sie fürchtete sich, hinauszugehen. Als sie es am nächsten Abend wieder hörte, sagte sie es früh ihrem Nachbar. Der meinte aber, er hätte nichts gehört. Nur die Hunde hätten sehr gebellt. Er habe sie hinausgelassen, es war aber nichts draußen. In der dritten Nacht war das Gepolter ärger als bisher. Diesmal sagte der Nachbar, er habe nichts gehört und auch die Hunde nicht — die seien in der Küche gewesen.

Da wurde es der Frau zu dumm und sie ging zur Gendarmerie und zeigte es an. Da kamen zwei Mann und mit ihnen ein Hauptmann, die wachten die Nacht hindurch. Es zeigte sich aber lange nichts. Dann aber hörten sie das Gekrache, als ob Steine aufeinander geworfen würden. Und wo es krachte, da flammte ein Lichtschein auf. Da nahmen sie das Gewehr von der Schulter und paßten scharf auf; aber es war nichts weiter zu bemerken.

So ging die Frau am nächsten Tag zum Pfarrer und besprach sich mit ihm über die Sache. Sie holte sich geweihte Kreide von ihm und dann kam er auch selbst und weihte die Stube aus. Aber auch das half nichts.

Als die Frau am Abend schlafen gehn wollte, sah sie auf dem Tisch etwas sich bewegen wie einen kleinen Gummiball. Das fing dann an zu wachsen und wurde endlich zu einem kleinen Mann.

Da ging sie wieder zur Gendarmerie und die kam nun mit verstärkter Mannschaft. Mit geladenem Gewehr hielten sie Wache. Und nun sahen sie um das Haus herum eine Gestalt kommen, die hatte ein weißes Leintuch um und einen Revolver in der Hand. In der anderen Hand aber hielt sie ein großes Buch und am Gürtel hing eine Taschenlampe. Das Buch war ein Zauberbuch und daraus las er immer etwas vor sich hin und dann geschah in der Stube, was er gelesen hatte. Da sprangen die Bewaffneten gegen ihn los. Er schoß den Revolver gegen sie ab, aber ohne zu treffen. Und weil er keine Patrone mehr drin hatte, konnten sie ihn packen. Und sie rissen ihm das Tuch herunter: da erkannten sie, daß es der Nachbar der Frau war.

Und es stellte sich bald heraus, was er mit der Sache bezweckt hatte. Er wollte der Frau das Haus abkaufen, da sie es aber nicht hergab, versuchte er, durch diesen Spuk ans Ziel zu kommen. (Motz.)

14. (Das offene Hoftor)

In unserem Hause in Thomigsdorf lebte früher noch eine alte Frau. Da hatte das Dienstmädchen einmal eine schlaflose Nacht. Sie hörte fort

Digitized by Google

und fort das Tor auf und zu gehen. Als sie aber hinausging, um nachzuschaun, sah sie zu ihrem Schrecken, daß das Tor ganz offen stand. Da weckte sie die Frau auf und sagte es ihr. Wie sie aber mit ihr zusammen hinausging, war das Tor geschlossen.

Und einige Tage darauf ist die Frau gestorben. (Gerts.)

15. (Die Milchtöpfe)

Meine Großmutter hatte ein Haus gekauft, worin sich zuvor ein Mann erhängt hatte.

Da hörte sie in einer Nacht ein eigentümliches Geklirr, so daß sie in die Küche nachschauen ging. Sie hatte dort immer auf der Bank ihre Milchtöpfe stehen. Wie sie nun dorthin ging, fand sie, daß alle Milchtöpfe auf dem Boden standen. Und es war doch niemand in die Küche gekommen.

Das soll der Geist des Selbstmörders gemacht haben.

16. (Der erste Mann)

Als von meiner Großmutter der Mann gestorben war, heiratete sie noch einmal.

Und als er einmal fort war, sah sie zum Fenster hinaus, ob er nicht schon komme. Da sah sie einen Mann auf das Haus zukommen und zur Tür hereingehen. Und als er zur Stube hereintrat, glaubte sie, es sei ihr Mann und wollte ihn begrüßen. Wie sie aber näher kam, erkannte sie, daß es ihr erster Mann war, der Verstorbene. Sie fragte ihn, was er wolle. Er sagte: „Ich komme nur schauen, wie es dir geht." Und daraufhin verschwand er.

Und später ist es ihnen sehr schlecht gegangen. (Holetschek.)

17. (Sie werfen mit Steinen)

Zwei Männer gingen einmal von Michelsdorf nach Landskron. Als sie zum nächsten Wegkreuz kamen, standen da viele weiße Gestalten. Die Männer bekamen Angst und fingen an zu laufen. Aber die weißen Gestalten hoben Steine auf und warfen nach ihnen.

Die Männer liefen querfeldein, bis sie nicht mehr wußten, wo sie waren. Endlich kamen sie zu einem Teich und den erkannten sie. Und auf dem Feldweg kamen sie wieder nach Michelsdorf zurück. (Roller.)

18. (Beim Kleckerkreuz)

Beim Kleckerbauer im Garten steht ein Kreuz und von dem erzählt man eine Geschichte. Hier an der Grenze von Ober- und Niederjohnsdorf sollen immer Geister gekommen sein. Sie haben den Leuten, die da vorbeigingen, immer Steine auf den Rücken gelegt, so daß sie nicht weiter konnten. Wenn man sich aber umschaute, so war nichts zu sehen.

Einmal ratschlagten die Leute, was sie denn machen könnten. Und sie verfielen endlich darauf, an der Stelle ein Kreuz aufzurichten. Das taten sie auch. Und seitdem war alles verschwunden.

Digitized by Google

19. (Beim Kleckerbrunnen)

Beim Klecker in Oberjohnsdorf ist ein Brunnen; dort soll einmal längere Zeit hintereinander ein Gespenst erschienen sein. Es kam immer in der Nacht zum Knecht in die Kammer, so daß er sich schon keinen Rat mehr wußte.

Als es wieder einmal bei ihm erschien, da wollte er in seiner Verzweiflung zum Fenster hinausspringen. Aber das Gespenst hatte ihn gerade noch gepackt und hielt ihn fest, so daß er in die Kammer hereinzu fiel. Da stürzte er in einen Eimer, der unter dem Fenster stand, und der war voll Wasser aus dem Brunnen. Das Wasser tritschte gar sehr und spritzte hoch auf, so daß auch das Gespenst ganz bespritzt wurde.

Am andern Tag erzählte es der Knecht und nun kam man endlich auf einen guten Rat. Man stellte ein hölzernes Kreuz mit dem Heiland beim Brunnen auf und seither ist das Gespenst nicht mehr erschienen. (Roller.)

20. (Er will die Stadt verschönern)

Meine Mutter hat mir einmal erzählt, daß in Landskron vor Jahren ein Mann gewesen ist, der wollte die Stadt verschönern.

Deshalb zündete er die alten Häuser alle an. Es nützte nichts, wenn er bestraft wurde. Er wurde eingesperrt, aber so wie er wieder heraus war, zündete er wieder ein anderes an.

In Landskron waren damals vierzehn Scheuern, die auch nicht gerade schön waren. Die ließ er ebenfalls in Feuer aufgehen. Als er dafür eingesperrt wurde, ist er im Gefängnis gestorben. (Meister.)

II. Nach Mitteilung von Karl Linhart

21. (Das Feuer am Fiebig)

Das Feuer am Fiebig, bei dem diese ganze Vorstadt abgebrannt ist, das ist im Hause Numero 55 ausgekommen. Durch eine Unvorsichtigkeit ist das geschehen. Die Hauswirtin ist es selbst gewesen, wie sie einmal Brot gebacken hat, da ist sie mit dem Strohwisch unachtsam umgegangen. Und als die Frau sah, daß das Feuer immer größer wird, da ist sie davongelaufen. Beim Kurzen Teich haben sie die Leute noch bemerkt. Da hat sie sich noch einmal umgedreht. Und wie sie die hellen Flammen gesehn hat, hat sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und ist in das Wasser hinein. Und ist ertrunken.[1])

Es war ja auch damals die ganze Stadt in Gefahr. Der ganze Fiebig ist abgebrannt, nur ein Häuschen ist stehen geblieben. Das hat einer Witwe gehört mit drei Kindern. Heute ist der Besitzer des Hauses Johann Raab. Die Witwe hat alles hinausgeräumt. Dann sind sie zusammen hingekniet und haben zur heiligen Mutter Gottes gebetet. Es sind mehrere Leute dazugekommen, die haben gesehen, daß das Haus schon Feuer gefangen hatte. Da haben die Kinder und die Mutter so geschrien zur heiligen Mutter Gottes, daß es fürchterlich war.

[1]) Das ist auch im handschriftlichen Gedenkbuch der Stadt Landskron vermerkt.

Digitized by Google

Da ist eine Frau gekommen in einem weißen Mantel. Die hat unter dem Mantel ein Gefäß gebracht, darin war so etwas wie Milch. Das haben sie auf das Dach hinauf geschüttet. Und das Feuer ist ausgelöscht. Und es hat nie mehr Feuer gefangen.

Ein Haus hat einem Schneider gehört. Und beim Löschen waren auch zwei Männer aus dem Oberwinkel dabei. Die haben gesagt: „Jirg-Schneider, Ihr habt ja eine Menge Kinder und seid das Häusel noch schuldig. Wir werden Euch das Dach wieder in Ordnung bringen!" Und das haben sie unentgeltlich getan.

22. (Das glühende Faß)

Mein Großvater hat einmal einen Fuhrmann aufgenommen, der hat ihm Korn eingeführt. Wie sie nun das Korn bei den Kronhoffeldern aufgeladen haben und auf die Dittersbacher Steinbrache hinaufschauten, so haben sie gesehen, wie sich dort ein großes glühendes Faß gebildet hat. Das Faß hat sich bei hellichtem Tage auf sie herangewälzt. Und wie sie mit ihrer Fuhre bis zum Langen Teich gekommen waren, da war das glühende Faß schon hinter dem Kühbuschberge, ungefähr dort, wo das Kalkbrünnel fließt. Dort hat es sich schon herangekugelt und ist immer näher und näher gekommen. Auch mit dem schnellsten Fahren hätten sie schon nicht mehr entrinnen können. Es war ihnen schon sehr ängstlich zu Mut.

Da hat der Fuhrmann, Zingler Wenzel sein Name, gesagt: „Ich hab eine geweihte Peitsche!" Und mit der hat er nun mehrere Male übers Kreuz geschlagen. Da hat sich das Faß langsam wieder zurückgekugelt. Als sie bei der Teichmühle waren, haben sie schon nichts mehr davon gesehen.

23. (Auf der Wallfahrt)

Mein Großvater ist mit einer Wallfahrt nach Czenstochau gegangen, zur Schwarzen Mutter Gottes. Da haben sie in einem Ort, wo sie übernachteten, einen Feuermann gesehen.

Der Feuermann ist im Garten von der Mauer bis gegen das Zimmer, wo sie schliefen, herangekommen. Dann ist er zurückgegangen und wieder herangekommen, als ob er sich nicht hereingetraut hätte.

Mein Großvater hat da gesagt, er werde den Feuermann erlösen. Die Wallfahrter haben es ihm aber ausgeredet. Sie haben gesagt, er habe doch eine Menge Kinder, er solle das doch lassen. Und schließlich hat er nachgegeben und hat ihn nicht erlöst.

Auf dem Rückweg haben sie dasselbe erlebt mit diesem Feuermann. Da ist mein Großvater mit dem festen Entschluß nach Hause gegangen, wenn sie im nächsten Jahr wieder hinkämen, daß er den Feuermann beschwöre. Aber als sie das nächste Jahr wieder hinkamen, da war er schon beschworen. Und bei der Beschwörung hat sichs herausgestellt, daß es der Kirchendiener war. Er hat es bekannt. Und die Butterlampen und was sonst für die Kirche gespendet wurden, die hatte er für sich verwendet.

Digitized by Google

24. (Lichtmanneln beim Erdäpfelgraben)

Mein Vater war das jüngste von zwölf Geschwistern. Und er war immer dabei, wenn der Großvater auf dem Felde zu tun hatte. So hat er auch beim Erdäpfelwachen mitgehalten. Wenn nämlich zu schlechtes Wetter war und die Erdäpfel nicht eingebracht werden konnten, mußte der Großvater die Nacht über draußen auf dem Felde bleiben. Da wurde ein Feuerle angezündet und dabei gewartet und erzählt.

Da haben sie manchmal dort, wo es beim Alten Hof heißt, Lichtmanneln auftauchen sehen: erst eins, dann zwei, drei, vier, fünf und schließlich zehn und fünfzehn und mehr. Mitunter ist eines bis auf zwei Meter zu ihnen herangekommen, wo sie gesessen oder gelegen sind.

25. (Man darf an den Lichtmanneln nicht zweifeln)

Ein gewisser Pfeifer war immer sehr ungläubig, wenn von geheimnisvollen Dingen erzählt wurde, und so hat er auch von den Lichtmanneln nichts gehalten.

Aber wie er einmal abends über den Damm vom Kurzen Teich ging, da ist ein sonderbarer Schein vor ihm aufgetaucht, daß er sich aufs heftigste entsetzt hat. Beim Roten Kreuz ist es zuerst aufgetaucht und kam immer näher. Und als er voll Angst zu laufen anfing, war das Lichtmannel immer hinter ihm her, über den Teichdamm herüber, und hat ihn verfolgt. Er war schon nahe beim Haus, da ist er aus lauter Angst in den Mühlgraben gestürzt. Ganz atemlos und durchnäßt kam er zu Hause an. Obwohl er vom Schulzischen Haus an nichts mehr gesehen hatte, war er doch weiter gerannt.

Seit der Zeit aber hat er nicht mehr gespottet, wenn von solchen Erscheinungen die Rede war.

26. (Es wittert beim Erdäpfelgraben)

Meine Mutter war ein Mädchen, das bereits aus der Schule war, da mußte sie eines Tages ihrer Mutter auf dem Felde helfen Erdäpfel graben. Das Feld war bei der sogenannten Weißen Kapelle an der Michelsdorfer Straße.

Da erschien plötzlich zwei bis drei Steigeln vor ihnen ein Feuer. Es war, als ob das ganze Steigel brennte; aber es war ein bläuliches Feuer, sagte meine Mutter. Und geschwind hat sie, als junges Mädchen, das sie damals war, ins Feuer hineingegriffen. Da hat sie sich die Hand verbrannt.

Die Mutter wurde aufmerksam darauf und fragte: „Was hast du denn? Was hast du denn?" „Ich habe mir die Hand verbrannt", war die Antwort. Jetzt hat auch meine Großmutter hineingegriffen. Und auch sie hat sich die Hand verbrannt, daß sie laut aufschrie: „Jesses, was ist denn das? Der Teufel ist los, der Teufel ist los!" Und da war auch das Feuer verschwunden und man hat nicht weiter nachgeforscht.

Digitized by Google

27. (Es wittert in der Magdalenengasse)

Auf dem Haus in der Magdalenengasse, das einmal einem Professor (Raab) gehört hat, da hat sich immer ein Schatz angezeigt. Da lebten dort zwei Witwen und bei der einen im Garten hat das Geld gewittert.

Da wurde einmal mein Schwager zugezogen und hat dort nachgegraben. Und ungefähr in einem Meter Tiefe kam ein tönernes Gefäß zum Vorschein, das war ganz weiß. Es war nur ein kleines Gefäß und die Schwestern haben es geöffnet. Darin lagen Geldmünzen aus dem 16. Jahrhundert.

Mein Schwager sagte, er habe nichts davon genommen, aber bei den Frauen findet sich vielleicht noch etwas.

(Schluß folgt.)

Das Regenwunder

Von Dr. **Josef Morr**, Troppau

Über eindreiviertel Jahrtausende ist es her, daß Mark Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthrone, in dem damaligen Vindobona, dem heutigen Wien, plötzlich starb und so mitten aus seinen Siegen über die Markomannen und Quaden, jene deutschen Stämme, die damals nördlich von der Donau, im heutigen Böhmen und Mähren, wohnten, gerissen wurde, aus dem Leben, das ihm, wie er selbst, VI, 28, sagt, nur als Versklavung des Göttlichen in uns unter das Fleisch galt. Ein tragisch Geschick hatte ihn, den am meisten altruistischen unter den römischen Kaisern, wie ihn W. v. Christ nennt, zu langwierigen Kriegen genötigt.

Ich greife aus deren Verlaufe jenes Ereignis heraus, das allgemein kurz das Regenwunder heißt.

Im westlichen Mähren wurde ein römisches Heer in gebirgigem Gelände ohne Quellen von den Quaden eingeschlossen, die, wie Xiphilinus in seinem Auszuge aus Dio berichtet (LXXI. 8), erwarteten, infolge der Hitze und des Durstes die Römer leicht zu vernichten. Schon waren diese kampf- und bewegungsunfähig, als plötzlich „viele Wolken aufstiegen und ein gewaltiger Regen niederbrach nicht ohne göttliche Einwirkung". So wandelte sich die drohende Niederlage der Römer in einen großen Sieg.

Diese Wendung wurde von den meisten als Wunder angesehen und auf Götter zurückgeführt, besonders auf Hermes, oder da im Heere auch Christen waren, auf deren Gott.

An der Tatsächlichkeit jenes plötzlichen Wolkenbruches braucht man nicht zweifeln. Aber Wunder liegt keines vor. Es ist ein uns ganz verständlicher Vorgang, daß drückende Hitze zu gewaltigen Gewittern Anlaß gibt, besonders im Bergland vollzieht sich ein solcher Wettersturz oft sehr rasch. Es ist auch begreiflich, wenn ein solches Ereignis, falls es Rettung brachte, als göttliche Gnade empfunden wurde. Dem Kriegsmann liegt als „der Fortuna Kind" dieser Gedanke vor allem nah: der Krieg mit seinen

Digitized by Google

Wechselfällen, seinen Greueln zeigt ihm ja nur zu oft des Menschen Ohnmacht gegen das Walten des Glückes. Stände, die sich in öfterer Lebensgefahr wissen, sich besonders abhängig fühlen von Frau Fortunas Laune, sind als vor allen anderen geneigt zum Wunderglauben bekannt.

Schon Perikles soll nach Plutarch „Perikles" 6 dank dem naturwissenschaftlichen Unterrichte des Anaxagoras erhaben gewesen sein über den Aberglauben („Deisidaimonia"), den das Staunen über die Himmelserscheinungen bei den ihrer Ursachen Unkundigen erzeugt, und statt dessen echte, unerschütterliche Frömmigkeit gehabt haben[1]).

Im Kriege mit Perseus sagte — 168 v. Chr. — C. Sulpicius Galba, „damit dies niemand als Unheilzeichen ansehe", auf die Stunde genau eine Mondesfinsternis voraus und die Römer wurden vor einer Panik bewahrt, während „Geschrei und Geheul im Lager der Macedonier herrschte, bis der Mond zu seiner alten Lichtstärke kam" (Liv. XLIV. 37). Umgekehrt unterließ man es aus Berechnung laut des Curtius Alexandergeschichte IV. 10, 5 f., als sich dem nur widerwillig bis an den Tigris vorgedrungenen Heere Alexanders eine Mondesfinsternis zeigte, und im Jahre 14 n. Chr., wie Tacitus Ab exc. d. Aug. I. 28, erzählt, die aufständischen Soldaten aufzuklären, so daß sie sich durch die „plötzlich bei heiterem Himmel eintretende Mondesfinsternis", deren Grund sie nicht kannten, äußerst beunruhigt fühlten[2]).

Ebenfalls geradezu ein Gemeinplatz, der sich vom Altertum bis tief in die mittelalterliche Geschichtschreibung hinein immer wieder vor Schilderungen von Schlachten findet, ist die prahlerische Wendung, deren älteste Form wohl bei Xenophon Anabasis III. 2, 13, vorliegt: „Vor keinem Menschen als eurem Herrn fallt ihr auf die Knie, sondern nur vor den Göttern", die von Strabon 302 C den Kelten in der Form zugeschrieben wird, sie hätten (laut dem Bericht des Ptolemaios Lagu) Alexander auf die Frage, was sie denn eigentlich fürchteten, gesagt, „nichts, außer etwa, es könnte der Himmel auf sie niederbrechen", eine durch Horaz Carm. III. 3, 7/8 berühmt gewordene Wendung.

Daß wir es nun auch bei dem Regenwunder mit einem solchen Topos zu tun haben, zeigt der Vergleich mit Sallust bell. Jug. c. 75: Metellus führt das Heer fünfzig römische Meilen durch wasserlose Wüste gegen Thala, als plötzlich eine Menge Wasser caelo missa dicitur, so daß allein dieses — ohne das von den Soldaten mitgeführte — für das Heer genug und

[1]) Vgl. Karl Reinhardt, Poseidonios über Ursprung und Entartung, Heidelberg, 1928, S. 22, und meine Erwiderung in der Festschrift f. Dr. Fr. Streinz, Troppau, Ortsgruppe f. Kunst u. Wissenschaft des Bundes d. Deutschen Schlesiens, 1929, 157 ff.: „Die Urgeschichte im Lehrgebäude des Poseidonios Rhodios."

[2]) Scheint bereits zu einem Gemeinplatz geworden zu sein: vgl. die Übereinstimmung von Curtius: „Rex impetu animorum utendum ratus" und Tac.: „Utendum inclinatione ea Caesar et, quae casus obtulerat, in sapientiam vertenda ratus.". Inhaltlich vgl. den von Poseidonios ausgebildeten Widerstreit zweier honesta (mein „Poseidonios von Rhodos über Dichtung und Redekunst" in den Wiener Studien XLV., 1926/27, 47 f.).

Digitized by Google

übergenug war. „Ceterum milites religione pluvia magis usi eaque res multum animis eorum addidit: nam rati sese dis immortalibus curae esse". Der Vergleich mit Curtius IV 7, 10 f. lehrt dasselbe. Auf dem Marsche durch die Wüste zum Ammonsheiligtume drohte das Heer zu verschmachten, „als plötzlich — mag es eine Gnade der Götter oder Zufall gewesen sein — am Himmel Wolken aufzogen und die Sonne versteckten, trotz dem Wassermangel für die durch die Hitze Ermatteten eine gewaltige Hilfe. Als dann aber vollends die Böen reichlich Regen herabschütteten, begannen die Soldaten ihn jeder aufzufangen, einige vor Durst ihrer nicht mehr Mächtige sogar mit weitgeöffnetem Munde . . . In der Nähe des Orakels setzten sich Raben an die Spitze des Zuges, wie wenn sie ihn führten und ihm den Weg zeigten". Bemerkenswert als Gegenstück ist Liv. II. 62: Den Angriff des Consuls Valerius auf das Lager der Aequer vereitelte ein abscheuliches Unwetter, das mit Hagel und Donnerschlägen vom Himmel niederfuhr. Die Verwunderung vermehrte hierauf, als man das Zeichen zum Rückzuge gegeben hatte, die Wiederkehr so ruhigen Schönwetters, daß man sich scheute, das von irgend einer Gottheit geschützte Lager nochmals zu berennen.

Auch der Bericht über unser Regenwunder im Auszug aus Dio erzählt von reichlichem Genusse des Regenwassers. „Sie tranken und kämpften zugleich und wären, von dem Trinken in Anspruch genommen, wohl gar den Feinden erlegen, hätten nicht starker Hagel und Blitze den Feinden zugesetzt". Aus Sallust sehen wir, daß der reichliche Genuß des unerwarteten himmlischen Nasses eine Handlung dankbarer Frömmigkeit war. Da sie dabei in Gefahr waren, nahmen sich die Götter ihrer Schützlinge neuerlich an. Also, wenn man will, ein zweites Wunder!

Daß der Bericht wirklich so, als Schilderung eines übernatürlichen Vorfalles, genommen werden will, ergibt auch der Nachdruck, mit dem hervorgehoben wird, daß nun auf demselben Orte Wasser zugleich und Feuer vom Himmel niederstürzten, sowie der Parallelismus: „Und die einen wurden voll Wassers und tranken, die anderen wurden vom Feuer getroffen und starben. Und weder berührte das Feuer die Römer — sondern, wenn es sich ihnen auch mitteilte, so wurde es sofort — durch den Regen — gelöscht —, noch nützte der Regen den Barbaren — sondern fachte wie Öl die sie verzehrende Flamme nur immer noch mehr an und sie suchten im Regen nach Wasser." Eine deutliche Wundererzählung!

Die Tendenz ist natürlich noch viel deutlicher in dem unechten Schreiben des Kaisers Mark Aurel an den Senat: „ . . Sobald sich die Christen zu Boden warfen, indem sie zu ihrem mir unbekannten Gotte beteten, folgte sogleich Wasser vom Himmel, auf uns sehr kaltes, auf die Feinde der Römer dagegen feuriger Hagel." Der Ausdruck: Wasser vom Himmel fand sich schon bei Sallust, offenbar, um den göttlichen Ursprung zu betonen, auf den ja auch der Gebrauch des „missa" hinweist.

Es ergibt sich somit, daß der Wunderbericht seine Wurzeln im heidnischen Volksglauben hat. Schon Kleinasiens Griechen war, wie Herodots Erzählung von der wunderbaren Rettung des Lyderkönigs auf dem

Digitized by Google

Scheiterhaufen zeigt[3]), der Gedanke vertraut, daß, wie wir sagen, wo die Not am größten, Gottes Hilfe am nächsten ist. Aus der Griechenstadt Katane auf Sizilien kennt man die bei dem Redner Lykurgos (in der Rede gegen Leokrates 94 f.) erhaltene Legende von der wunderbaren Rettung des Jünglings, der bei der Rettung des Vaters selbst in Gefahr geraten war, eine Sage, die in dichterischer Verklärung vorliegt im Schlußabschnitte des ohne Verfassernamen aus der Zeit zwischen 65 u. 79 n. Chr. überlieferten Gedichtes „Aetna".

Auch die Soldaten auf ihrem beschwerlichen Marsche erfüllen ihre Pflicht und sind daher des göttlichen Schutzes wert. Wird ihnen nun des Himmels Huld zuteil, so gilt es, sich deren in möglichstem Ausmaße teilhaftig zu machen, sonst ist die Gottheit beleidigt. Dabei stehen sie natürlich noch immer unter göttlichem Schutze.

Etwas verdunkelt ist dieser Gedanke in der Erzählung vom Zuge zum Ammons-Orakel: daß der Gott die zu ihm Kommenden beschützt, diese Vorstellung drängte jene ursprüngliche Begründung des göttlichen Schutzes zurück.

Noch mehr geschah dies in den Legenden vom „Regenwunder" Mark Aurels, das schließlich dem frommen Glauben der Christen als Eingriff ihres Gottes erschien und sodann als solcher auch, um die Ausbreitung des neuen Glaubens zu fördern, mit bewußter Absicht dargestellt wurde.

Es liegt demnach hier wieder einer jener vielen Fälle vor, in denen sich heidnische und christliche Antike zu einer neuen Einheit zusammenfügten. In diesem Übergangscharakter jener Zeit und ihrer schriftstellerischen Hinterlassenschaft aber liegt ein ganz eigener Reiz verborgen.

Zur Soldatensprache

Von **Adolf Horner**, Königswerth bei Falkenau a. d. E.

Die nachfolgenden Ausdrücke wurden von Egerländern gebraucht, die beim Inf.-Reg. Nr. 33, beim Art.-Reg. Nr. 202 und beim Reiterreg. Nr. 3 gedient haben. Die Ausdrücke werden durchaus in der deutschen Rede verwendet. rozkaz: Nàun roskas san ma glei(ch) furtgànga = Nach dem rozkaz sind wir gleich fortgegangen. žold: da scholt wàr an äiaschtn Toch scho(n) weeg = der žold war den ersten Tag schon weg. stráž: ich bin grod af strasch g'ständn = ich bin gerade auf stráž gestanden. hotovost: ich ho(b) säln To(ch) hotowost g'hà(b)t = ich habe denselben Tag hotowost (Bereitschaft) gehabt. prohlídka: es is grod gweahprolitka (das „h" spricht der Egerländer nicht) g'wesn = es ist gerade Gewehrprohlidka gewesen. mířič: d' miaschitsn ho(b)m grod g'richt g'hà(b)t = die mířičen haben gerade gerichtet gehabt (Richtvormeister). Daneben werden auch der ehemaligen Militärsprache entnommene deutsche Ausdrücke von Deutschen

[3]) Vgl. die eingehende Untersuchung Oskar Meisers: „Vom Ende des Königs Kroisos" im Jahresberichte des Humanist. Gymnasiums Speyer 1907 und „Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen" von Wolf Aly, Göttingen, 1921, 44 und 233.

Digitized by Google

in der tschechischen Form gebraucht. fasovati: mir wärn fasowat = wir waren fasovati. cimerka: ich ho(b) tsimerka kröigt = ich habe cimerka (Zimmertour) bekommen. raipovati: pfaa raipowat = die Pferde abreiben. Selbstverständlich ist auch die altbeliebte „haisltur" bekannt.

Ich selber absolvierte die Einjährigenschule beim 8. Gebirgsartillerieregiment in Brixen, war mit dem 9. Regiment und auch anderen an der Front. Wir ergänzten uns immer etwa zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Tschechen. Auch wir gebrauchten ständig einige Ausdrücke aus dem Tschechischen. Besonders beliebt waren Worte mit dem Suffix „ák", das immer eine herabmindernde Bedeutung hatte. Da war zunächst einmal der verhaßte „štramák", der Streber, der auch in der heutigen Armada noch gebraucht wird und der sich besonders auf dem „exercirák" (Exerzierplatz) unangenehm bemerkbar machte. Der längerdienende Feuerwerker hieß „supák". Er führt heute noch als „supáš" ein bescheidenes Dasein. Der Angehörige der Traintruppe hieß bei uns sehr verwerflich „tränák", ja wir kannten sogar „aisipoňáci" = Eisenbahner. Der Italiener hieß bei uns kurz und bündig „iták". Der „Pfeifendeckel" lief als „pucák" herum. Auch das Wort „voják" wurde bei uns häufig im verächtlichen Sinne gebraucht. Daneben war „puška" für Gewehr allgemein gebräuchlich. Der Rekrut wurde auch von uns Deutschen als „ucho" bezeichnet, der ungeschickte und unausgebildete Kanonier aber hieß „Wuckl", das sich möglicherweise im Munde unserer Kameraden aus den Alpenländern aus „ucho" gebildet haben könnte. Die Rosette auf der Mütze mit den Buchstaben F. J. I. nannten wir nicht sehr ehrfürchtig den „František". Beim 8. Regiment bezeichneten wir die Postwertsendungen, die immer nach dem Befehl verlesen wurden, nur mit der tschechischen Umformung des Wortes Wertsachen „vercáky". Etymologisch verband sich bei den Tschechen mit dem Wort „vercák" der Begriff von „Sack", und zwar deshalb, weil die Tschechen auch während des Krieges noch häufig mächtige Hausbrotlaibe in Sackleinwand verpackt geschickt erhielten. Mittelbar aus dem Tschechischen stammte das uns Sudetendeutschen auch sonst bekannte „Buchtel" für Patronentasche, das die Tschechen als „buchta" kannten. Die nicht immer sehr saubere Kuttelfleckſuppe hieß bei uns „dršťky", so wie wir auch stets zur „mináš" gingen, besonders dann gerne, wenn es „fašírky" gab.

Daneben hatten wir auch eine ganze Menge deutscher Ausdrücke. Das bei unserer Truppe meist kleine Reitpferd nannten wir kurzweg das „Würstel" und ein Pferd mit einem kurzen und dabei stoßenden Trab bezeichneten wir als „Nähmaschine". Das Geschütz hieß allgemein die „Spritze" und wir, die wir bei 10.5-cm-Gebirgshaubitzen standen, nannten die 7.5-cm-Gebirgskanone M. 95 spöttisch das „Katzel" und eine Batterie mit solchen Geschützen eine „Katzelbatterie" oder auch „Mulibatterie", da die Kanonen auf Tragtieren fortgebracht wurden. Der nicht sehr beliebte Rechnungsunteroffizier hieß „Rechtsum" und der Vormeister war „Eckstein" getauft. Dörrgemüse war als „Drahtverhau" unangenehm bekannt;

Digitized by Google

so wie sich auch die italienischen Schnellfeuerkanonen mit dem lautnachahmenden Worte „Tschinbum" keiner Beliebtheit erfreuten. Schwere Geschosse hießen nach ihrem Fluggeräusch „Rollwageln" oder „Steierwageln". Der äußeren Form nach hätte man auch für slawisch ansprechen können die Worte „tschoch" für schwere Arbeit und das Zeitwort dazu „tschechern" — schwere Arbeit tun, wie auch „Titschkerl" für Bajonett. Diese Worte haben aber wir Sudetendeutschen von unseren Kameraden aus den Alpenländern übernommen. Daneben gab es auch Ausdrücke wie „Etappensäure" für den Kommißwein, bei denen es sich aber wohl mehr um künstlich geschaffene Worte handelte, so wie mir auch einige in der Zeitschrift enthaltene Bezeichnungen wie Intelligenzscheune, Unzuchtsabwehrkanone u. ä. Ausdrücke mehr dem kriegsbegeisterten Verstande eines Kriegsberichterstatters hinter der Front entsprungen zu sein scheinen. Echt war dagegen unser „Etappenschwein", das man bei milderer Stimmung auch „Etappinger" nannte. Auch der mit einer „Musik", d. i. Gonorrhöe Angesteckte war als „Musikant" leider echt.

Auch bei uns hatten die Tschechen zahlreiche Ausdrücke aus dem Deutschen übernommen, was ja bei der deutschen Kommandosprache selbstverständlich war. Viele dieser Ausdrücke wären sicher heute noch festzustellen.

Der Rekrut hieß bei den Tschechen „lekrut", die Einjährigenstreifen waren „šrátky", Urlaub war als „otlap" sehr beliebt, so wie auch die Überzeit als „lípr̥cait" nicht verschmäht wurde. Die „klemksibunky" waren weniger beliebt, aber noch am letzten Orel-Turnkongreß zu Prag erklärte der Rundfunksprecher eine Art Freiübungen dadurch, daß er den Ausdruck „klemksibunky bývalé rakouské armády" gebrauchte. Unser Kommando „Aufsatz normal" war von den Tschechen als „vocas normál" übernommen worden mit bewußter Anlehnung an den obszönen Charakter des Wortes „ocas" = Schwanz. Selbst wir gebrauchten dieses Kommando häufig scherzweise. Erwähnen möchte ich auch das in der ehem. Armee sehr bekannte tschechische Spottlied, das zum Teil absichtlich deutsche Ausdrücke brachte: V Čáslavč u lantveráků slouží Lojza... In ihm kamen u. a. folgende Verszeilen vor: apšit (Abschied) tam si každodenně v dinstreklama čítával — oder: fraitři dostanou kobylu, každej (für každý) bude felblbl. Das letzte Wort „Feldwebel" war absichtlich an das tschechische Wort „blby" = dumm, angelehnt. Die letzte Strophe dieses Liedes wurde ganz deutsch gesungen. Selbstverständlich ist auch, daß fast alle Bezeichnungen der Ausrüstungsgegenstände, wie „šálky" und „strůsok", dem Deutschen entnommen wurden und natürlich auch die Chargenbenennungen.

Im Deutschen hatten wir neben den bereits angeführten Ausdrücken noch eine ganze Menge echter Soldatenworte, die sich im Artikel von Grüll und Hruschka nicht finden. Der Gefreite hieß auch bei uns Eckstein, bei J. R. 73 aber auch Bockshaut, während der Ersatzreservist als Ersatzklappe bekannt war. Auch die Eierspeis des Feldwebels oder Feuerwerkers war bei uns bekannt, ebenso aber der „Blechkragen", womit jeder Offizier vom

Digitized by Google

Major aufwärts bezeichnet wurde. Der Soldat marschierte in seinen „Kommißpackeln" (Kommißschuhen) und schleppte den „Affen" (Tornister), besonders dann, wenn er „keinen Schwindel hatte" (sich drückte), oder wenn nicht der „Schnapsfeldwebel" (Stabsfeldwebel), der natürlich „wie ein Christbaum behängt war" (viele Auszeichnungen hatte), gerade „mischte" oder „Mischung machte" (drillte). Ein „alter Brenner" (alter Diener) verstand sich aber von solchen angnehmen Sachen zu drücken, während man als „Jahrling" (Einjähriger — in Anlehnung an das einjährige Rindvieh gebraucht) weder beim „Marscheinsklopfen" (dem Abteiligmarschieren) noch beim „Zirkus" (der Reitschule) zu kurz kam. Wenn man noch so gut zu „Markieren" verstand, um das „Postenbrennen" (Wachestehen) kam man doch nicht herum. Das wurde erst besser, wenn man einmal einige „Batzen" (Sterne) hatte. Es gab auch Leute, die die Sterne nicht erwarten konnten und die dann einfach „aufnähten" (sich selbst eine Charge beilegten), wenn sie in Urlaub fuhren. Dagegen wurde manch einer wieder „rasiert" (degradiert), der die Sterne schon hatte. Ein „Barbierer" (Angsthase) konnte sich höchstens das „Schnapskreuz" (Zeichen für sechsjährige Dienstzeit) ersitzen, während man im Felde wenigstens mit der „Schokoladenen" oder „Brunzernen" (bronzenen Tapferkeitsmedaille) ausgezeichnet wurde. Offiziere errangen den „Siegmund lauft sich" (Signum laudis). Als dieses Zeichen später auch tapfere Etappenschweine bekamen, wurde es in „Siegmund Taufsig" umgetauft. Heldentaten in der Garnison wurden mit „Kasino" belohnt. — Die Ziehharmonika hieß bei uns meist „Wanzenpresse", seltener „Maurerklavier", eine „Ziehharmonika" aber war eine zerrissene Abteilung oder ein verunglückter Frontmarsch, also ein „Sauhaufen". Die weiblichen Hilfskräfte, die gegen Kriegsende sogar bis in die Etappe vordrangen, bezeichnete man dort häufig wegen ihrer Minderwertigkeit auf sittlichem Gebiete als „Feldmatratzen". Zum Schluß sei noch der Spottname für unser ehemaliges Landwehrinf.-Reg. Nr. 6 angeführt, deren Angehörige man die „Landwachler" oder auch „Spagaterer" nannte, weil sie angeblich einen Spagat spannen mußten, um ausgerichtet zu stehen. Im Kriege bewiesen sie aber dann, was sie konnten, und errangen sich den Ehrentitel der „Eisernen Sechser".

Eine Bauernhochzeit im Taus-Further Paßgebiet

Von **Wenzel Stiasny**, Staab

Die Faschingszeit ist, wie fast überall in landwirtschaftlichen Gebieten, die bevorzugteste für die Eheschließung.

Haben sich die Liebenden gefunden, haben die Eltern dagegen keine Einwendungen, dann wird der „Heiratstag", nicht aber der Hochzeitstag bestimmt. Zweck des „Heiratstages", der bei der Braut stattfindet, ist es, Einigungen über Mitgift, Ausstattung usw. zu erzielen. Dieser Tag hat rein häuslichen Charakter; daran nehmen nur die Eltern der Braut und

Digitized by Google

der Bräutigam mit seinem Vater teil. Oftmal kommt es da z. B. vor, daß wegen einer Kuh als Dreingabe stundenlang verhandelt wird, ja daß sogar noch ein zweiter „Heiratstag" zustande kommen muß. Nach beendeter Vereinbarung wird dann der „Hochzeitstag" ausgemacht, gewöhnlich ein Dienstag, in manchen Fällen auch Samstag. Acht Tage zuvor geht der „Hochzeitslader", ein älterer Mann, selten ein Nahverwandter, zu allen veranschlagten Hochzeitsgästen. Ohne viel zu reden, malt er mit einer weißen Kreide einen Myrtenzweig an eine Tür, schreibt das Datum der Hochzeit dazu und ladet dann freundlichst zur Hochzeit ein. Jeder muß ihm gleich ganz bestimmt sagen, ob er geht oder nicht. Alle Teilnehmer verzeichnet er auf einem Zettel. Mit seinem Gehstock, geschmückt mit schönen Bändern von seiten der Braut, verläßt er dann die Behausung. Ist er mit allen Einladungen fertig, dann übergibt er die Teilnehmerliste dem Bräutigam, der dann für so und so viele Personen im Gasthause das Mittagmahl bestellt.

Am Tage vor der Hochzeit ist das sog. „Hofrecht" für Braut und Bräutigam. Nach Einbruch der Dämmerung muß die Musik je drei Stücke für die Braut und den Bräutigam spielen. — Die Zeit von der ersten kirchlichen Verkündigung bis zum Hofrecht ist für den Bräutigam selbst peinlich genug. Alle Burschen aus dem Orte der Braut stellen ihm in den Abendstunden ständig nach, um ihn während dieser Zeit wenigstens einmal bei seiner Vielgeliebten zu erwischen. Hat man ihn endlich an Ort und Stelle ertappt, dann heißt es, das sog. „Schwoafbier" (von „schwerfen" abgeleitet) zahlen. Die Menge richtet sich nach dem Reichtum der Heiratenden, mindestens ist es ein ½ hl. Weigert er sich, das vorgeschriebene Quantum zu zahlen, so kann er vielleicht mit einer Tracht Prügel billiger wegkommen. Das geschenkte Bier wird noch vor der Hochzeit vertrunken.

Nach all diesen Zeremonien naht endlich der Hochzeitstag heran. Die Musik hat zuerst am Platze zu sein, wird aber zur Hälfte geteilt, wobei der Baß unbedingt der Braut mit zugewiesen wird. Derjenige, der bei der Braut oder beim Bräutigam zuerst ins Haus tritt, bekommt 1 Liter Wein. Langsam nahen alle übrigen heran, von denen die Musikkapelle jeden einzeln ins Haus spielen muß. Ist der Weg nicht zu weit, so muß sie auch die Kranzljungfer („Brautmaschl") und den Brautführer („Brautweiser") aus ihrem Hause abholen. Wenn der „Brautweiser" das Haus betritt, wird geschossen. Das „Brautmaschl" muß zum Bräutigam und der „Brautweiser" zur Braut. Die „Brautmutter", d. i. die Taufpatin, oder wenn die schon gestorben ist, die Firmpatin der Braut, geht zu dieser. Der „Vorgeher" („Ehrenvater"), d. i. der Tauf- oder Firmpate des Bräutigams, geht zu diesem.

Ist alles erschienen, dann geht es, bevor zur Kirche geeilt wird, noch recht lustig zu. Essen und trinken kann jeder nach Belieben. Kommt die Zeit des Abmarsches (gewöhnlich ½11 Uhr), dann geht unter Musikbegleitung der Hochzeitszug vom Bräutigam zur Braut. Dort findet man alles versperrt. Der Bräutigam muß anklopfen. Dann wird er gefragt, was er wünscht, was sein Begehren ist. Darauf antwortet er: „Ich wünsche die Braut!" — „Die Braut ist nicht zu Hause, die ist ins Reisig gegangen" usw.

Digitized by Google

— „Dann will ich auf sie warten, bis sie heimkommt!" Daraufhin wird ihm Einlaß gewährt. Im Zimmer gibt er jedem die Hand und schaut in erster Linie nach seiner Braut, die aber nirgends zu finden ist. Sie weilt gewöhnlich während dieser Zeit in einem Nebenzimmer. Nach kurzen Zeremonien darf er das Nebenzimmer betreten, wo ihm die Brauteltern den Segen erteilen.

Hierauf hält der „Hochzeitslader" eine Ansprache, um dann den Weg zur Kirche anzutreten. Die Mutter der Braut nimmt daran nicht teil. Der „Hochzeitszug" wird folgendermaßen eingeteilt: Zuerst die Musik, dann der „Vorgeher" mit der „Brautmutter", hierauf der „Brautweiser" mit der Braut, dann der „Bräutigam" mit dem „Brautmaschl", die anderen gewöhnlich paarweise anschließend. Der Zug wird wiederholt angehalten, so daß immer wieder gezahlt werden muß. Beim Abgange vom Hause wird bis zur Grenzenlosigkeit geschossen. Zuerst geht es in den Pfarrhof, von dort in die Kirche. Während der Trauung weilen die Burschen mit der Musik im Gasthause. Nach der Trauung begeben sich die Gäste ebenfalls dorthin, wo das Hochzeitsfest gefeiert wird. Auf dem Hinwege aber gibt es noch einen sehr lustigen Spaß, das sogen. „Ofenschüsselrennen". Der „Hochzeitslader" entfernt sich mit den Rennlustigen vom Hochzeitszuge etwa 100 bis 200 Schritte. Dort stellt er sie alle in einer Stirnreihe auf und wartet, bis der Brautvater („Vorgeher") den Hut in die Höhe wirft, auf welches Zeichen der Wettlauf beginnt. Wer zuerst das Ziel erreicht, muß den Hut aufheben und darf sich dann mit der Musik zum Hochzeitsmahle spielen lassen. Dort wird ihm am Brauttische ein Platz zugewiesen. Hernach wird gegessen. Kommt dann der Wirt wegen Bezahlung, so muß der Gewinner beim Wettrennen der Brautmutter das Essen bezahlen. Die Musik geht von einem zum andern Tisch und spielt „übers Mahl". Hernach kommt der Gewinner beim „Ofenschüsselrennen" mit einem Glase Wein und einem Teller. Die „Brautmutter" muß davon trinken. Dann ersucht er sie höflich, ihm für den Sieg beim Wettlaufe eine Ehrengabe zukommen zu lassen. Bevor sie aber einwilligt, muß er noch einige Proben bestehen. Sie schickt ihn z. B. um einen Hund, der bellt und nichts frißt. Da bringt er einen Flachsbrecher (wenn man aufschlägt, bellt er), oder er soll ihr Eine mit einem weißen Schopfe bringen (d. i. ½ l, lauter Schaum) usw. Hat er dies alles glücklich erledigt, so gibt ihm die „Brautmutter" 75 bis 100 K, manchmal noch mehr. Hat der Sieger sein Teil erhalten, dann rührt sich auch derjenige, der das Ziel als Letzter erreichte. Der bittet nicht lange und verlangt nur ein Päckchen Tabak, den er bekommen muß. Meistens fällt aber nur — um die Gemütlichkeit zu unterstützen — Schnupftabak aus.

Hierauf folgt dann der „Brauttanz", das sind die ersten drei Tänze. Hiebei wird folgende Ordnung eingehalten: im ersten tanzt der „Brautweiser" mit der Braut, der Bräutigam mit der „Brautmutter" und der „Vorgeher" mit dem „Brautmaschl". Im zweiten Tanz: der Bräutigam mit dem „Brautmaschl", der „Vorgeher" mit der Braut und der „Brautweiser" mit der „Brautmutter". Wird unterdessen die Braut gestohlen, d. h. wird sie von einem anwesenden Burschen ergriffen und fortgeführt,

Digitized by Google

so muß sie der „Brautweiser" auslösen (entweder in Geld oder in Form von Bier). Im dritten Tanz: der Bräutigam mit der Braut, der „Brautweiser" mit dem „Brautnaschl" und der „Vorgeher" mit der „Brautmutter". In den nächsten Tänzen „drehen" dann alle. Hat sich der Bräutigam beim „Schwoafbier" „schlecht sehen lassen", so wird in einem der nächsten Tänze die Braut nochmals gestohlen, denn diese Auslösung fällt dem Bräutigam zur Last. So dauert der Tanz bis in die frühesten Morgenstunden.

Gleitstein und Kinderstein

Ein Beitrag zum Steinaberglauben

Von Josef Kern

Allgemeines.

Gleitsteine: Einzelne, oft sagenumwobene Steinblöcke mit entsprechend geneigter, natürlich ebener und durch Gebrauch geglätteter Oberfläche, jetzt noch von Kindern als Rutschbahn benützt, nach dem Volksglauben dem Fruchtbarkeitszauber[1]) dienend, der Mädchen zu einem Manne, Frauen zu Kindern verhelfen sollte. Zu diesem Zwecke erfolgte das Herabgleiten meist nächtlicher Weile und die Handlung war mancherorts mit einem Opfer verknüpft. Die Steine haben verschiedene Benennung: Schlittersteine, Glitt- oder Glitschsteine, aber auch Teufelssteine, Kroatensteine u. a.[2]).

Kinder steine: Einzelne, gewachsene, ragende Felsen[3]) auffallender Form und mit eigenen, besonderen Namen, meist in oder am Wasser[4]) liegend, welche Felsen das Volk als Herkunftsort der Kinder be-

[1]) S. dazu Hwb. d. d. Abergl. III/864 f.

[2]) S. die ausgezeichnete Untersuchung von Martin Schulz, Gleitsteine Norddeutschlands und ihre Beziehungen zu religiösen Anschauungen der Vorzeit, Mannus, VII. Erg.-Bd., S. 299 bis 306, mit 3 Abb.

[3]) Felsen und Felsengeklüft hehlen nach dem Volksglauben also Tote und Ungeborene, vergangenes und künftiges Leben. — Gleitsteine und Kindersteine hat ursprünglichere Meinung jedenfalls als Sitz des Frucht und Leben bringenden Dämons aufgefaßt. — Unsere Volkssage bringt Stein und Dämon ebenfalls in Verbindung, z. B. im „Wassermannsteine", der nach ihr allerdings nicht als ständiger Sitz, sondern nur als Ruheplatz des Dämons erscheint. Der „Wossarmönstein", ein größerer Gneisblock, liegt knapp am linken Elbufer am Ausgange der „Skalln", des Felsentores der „porta bohemica", oberhalb Lichtowitz a. E. (Bezirk Leitmeritz) und überragt bei Normalwasser den Elbespiegel. Im Zeichen des Wassermannes geborene Menschen vermögen auf ihm den Elbwassermann leibhaft zu erblicken. S. dazu J. Kern, Die Sagen des Leitmeritzer Gaues, S. 91, und H. Mader, Lobositz von der Urzeit bis heute, „Heimatland", 1. Folge, Juni 1933. Verl. R. Hausner, Lobositz.

[4]) Stein, Baum und Wasser sind dem Volke die Herkunftsorte der Kinder. Wie an vielen Orten, so gibt es z. B. auch bei Kamaik (Bezirk Leitmeritz) einen „Kinderteich", aus dem der Storch die kleinen Kinder holt. — Baum und Mensch dagegen bringt der Volksglaube bei uns sehr selten in Verbindung (s. J. Kern, Die Birke, Festnummer „60 Jahre Leitmeritzer Zeitung", 1931), während für Kind und Baum ein Nachweis bisher mangelt.

Digitized by Google

zeichnet, die im Steine drin warten müssen, bis sie (von Hebamme, Storch oder Mutter) geholt werden[5]).

Heimatliches.

Der „Tschuschelstein"[6]). Der „Tschuschlstejn"[7]) lag oberm „Gemejnbusche" (Gemeindebusch) des Dorfes Schüttenitz bei Leitmeritz auf herrschaftlichem Grunde (das Gut Schüttenitz gehört dem Propste von Wyschehrad) in Gesellschaft anderer großer Quarzitblöcke[8]), von denen er sich durch seine Form und durch seinen Gebrauch auffällig unterschied. Der gewaltige Block aus weißem Quarzit, seiner Längsachse nach in nord-südlicher Richtung zum Gutteil im Erdreiche der sanft ansteigenden Berglehne eingelagert, ragte bergwärts steil etwa 1.80 Meter empor. Seine an drei Meter lange, glatte Oberfläche, eben wie eine Tischplatte, fiel unter einem Winkel von beiläufig 35 Grad gegen Süden ab, so daß ihr unteres Ende nur noch 0.50 Meter über dem Boden lag. Erstiegen mußte der „Tschuschelstein" von diesem niedrigen Südende her werden, u. zw. auf Händen und Füßen kriechend. Er wurde von der Schüttenitzer Dorfkindern, wenn sie zu Walde gingen, viel benützt. Aber auch Erwachsene haben es nicht verschmäht, auf ihm herabzugleiten, „die Großen halt mehr aus Mutwillen", wie mein Gewährsmann meint. Anfang der 90er Jahre verkaufte die Herrschaft alle Steinblöcke zum Zerspalten an Steinmetzen — der „Tschuschelstein" soll besonders schöne Stufen ergeben haben — und auf dem geräumten Platze wurde ein Kirschgarten angelegt. Die Örtlichkeit indes heißt heute noch „bein Tschuschlstejne".

Der „Blaue Stein"[9]). Der am Südabhange der „Wendule" unterhalb des Elbe- und Weindorfes Groß-Tschernosek (Bezirk Leitmeritz) am weitesten gegen das Stromufer vorspringende Felssporn aus blaugrünem

---

[5]) S. dazu Hwb. d. Abergl. IV/1342 ff. — In Bergbaugebieten kommen die Kinder dem Volksglauben nach sogar aus der „Zeche" (s. z. B. V. Karell, Volksbrauch und Volksglaube, 5. Heft d. 3. Bd. der Heimatkunde des Bezirkes Komotau, 1933, S. 39).

[6]) Die Kenntnis von diesem Steine und seine Beschreibung verdanke ich dem städt. Brunnenmeister i. P. Herrn Josef Giebel in Leitmeritz, geb. 1860 in Schüttenitz, der als Kind den „Tschuschelstein" unzählige Male selbst als Rutschbahn benützte. Seine Angaben waren mir um so wertvoller, als Stein und Brauch ja nun schon wieder vierzig Jahre geschwunden und in Vergessenheit geraten sind.

[7]) Dial. „tschuschln" (Leitmeritzer Landmundart, in Auscha „tschaschln", in Leitmeritzer Stadtmundart „tschundann" = tschundern) bedeutet, im Stehen, Kauern oder Sitzen rutschend gleiten und entspricht völlig dem Schlittern. Vgl auch unser dial. „glitschich" = glitschig, auch „glitscharich" = glitscherig, d. h. glatt, zum Ausgleiten führend, mit Glitschstein.

[8]) Über die Natur und Herkunft der Quarzitblöcke, die eine Überstreuung bis an die Elbe bei Leitmeritz bilden, s. die 9. Veröffentlichung der Leitmeritzer heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft, Erhard Proschwitzer, Der Hibschweg bei Leitmeritz, 1927.

[9]) Diese Mitteilung über den „Blauen Stein" verdanke ich Frau Leopoldine Gattermann, Buchhändlersgattin in Prag, gebürtig aus Groß-Tschernosek.

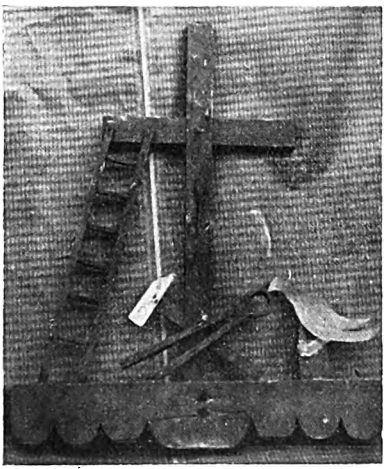
Digitized by Google

Hornblendeschiefer ist der „Bloue Stejn“[10]), seiner auffälligen Farbe wegen eine bekannte Örtlichkeit („bein bloun Stejne“) und Strommarke. Für Groß-Tschernosek spielt er die Rolle eines Kindersteines, und man pflegt den Kindern hier zu sagen: Im „Blauen Steine“ sind die kleinen Kinder. Sie müssen drin warten, bis der Storch sie holt. Alle kleinen Kinder in Tschernosek kommen aus dem Blauen Steine.*)

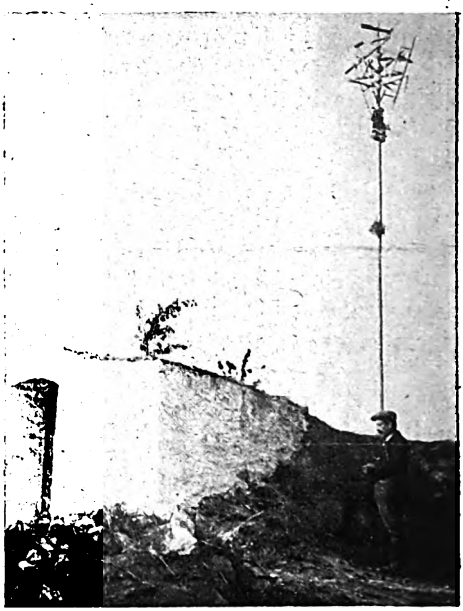
Weinhüterzeichen in Südmähren

Von **Ignaz Göth**, Znaim-Iglau

Ist die Zeit da, daß die reifen Trauben des Weingartens in fremde Hände kommen könnten, so wird der Hüter bestellt. Zum Zeichen, daß der



Zeichen in Gurwitz.
(Bild beigestellt von Herrn Doktor L. Wieder.)



Zeichen aus Kaidling.
(Bild beigestellt von Herrn Dr. L. Wieder.)

Weingarten beschützt werde, stellt man eine Stange auf, die allerlei Zierden trägt. In Grafendorf ist es ein abgeschälter Stamm mit einem Strohwisch, in Grillowitz hängen neben dem Strohbündel zwei Flaschen, die baumeln, in mehreren Orten ist ein Wind-

[10]) S. dazu Abb. 63, Sporndreiecke am rechten Ufer des Elbetors, in E. Proschwitzer, Heimatkunde des Bezirkes Leitmeritz, III. Teil, Die Landschaft. Erdgeschichte und Erdbeschreibung, 1924. Bahn- und Wasserbau haben die ursprüngliche Form des ‚Blauen Steines“ wiederholt in ungünstigem Sinne stark verändert. Vordem reichte er bis unmittelbar an das Wasser heran und half das Stromufer mitgestalten.

*) Im Anschluß an diesen wichtigen Beitrag erfolgt die durch den Verfasser veranlaßte Umfrage Nr. 279. Während Gleitsteine oder Wetzsteine, die in Beziehung

Digitized by Google

rädchen befestigt, das sich drehen kann; in Kaidling ist es ein Föhrenbaum mit einer großen Distel daran. All diese Dinge sind Mahnzeichen und die beweglichen Dinge daran sollen als „Spatzenschreck" dienen. Vielfach findet man aber auch die „Marterwerkzeuge des Herrn" daran. Diese Sitte stellt also den Weingarten unter den Schutz des Himmels. Das Gras- und Strohbüschel soll auf vorchristliche Zeit zurückdeuten, wie A. Vrbka*) ausführt, und vor allem Johanniskraut sein.

Solange das Hüterzeichen steht, dürfen Fremde den Weingarten unbefugt nicht betreten. Ist die Zeit der „Afterlese", wo der Weingarten freigegeben wird, dann verschwindet auch das Hüterzeichen.

Die katholische Liturgie und die Volkskunde

Von Dr. **Ernst Hoyer**, Prag

Bereits Hans Naumann hat in seinen „Prolegomena über vergleichende Volkskunde und Religionsgeschichte" (erschienen im Jahrbuche für historische Volkskunde, 1. Bd., Berlin 1925, S. 19 bis 37) betont, wieviel das katholische Christentum „mit feinstem Instinkt, getreu dem alten Gregorianischen Rezept, vom frommen Heidentum und seinen Primitivitäten gerettet" hat und wie uns darum „seine lieblichen Kulte" in ihren „unzähligen uralten Ausdrucksformen" „so altvertraut, . . . so ewig bodenständig" anmuten. Mit ausdrücklichem Hinweise auf Naumann hat dann Eugen Lemberg in dieser Zeitschrift (5. Jahrgang 1932, 2./3. Heft, S. 112 ff.) in einem Aufsatze über „Die Bedeutung der Grenzgebiete für die Volkskunde" auf die Beziehungen zwischen Volkskunde und Religionswissenschaft verwiesen.

Ihm möchte ich mich anschließen, indem ich die Bedeutung hervorhebe, welche den liturgischen Büchern der römisch-katholischen Kirche[1]) für die volkskundliche Forschung zukommt. Diese, gemäß can. 1257 Cod. iur. can. vom Apostolischen Stuhle approbierten liturgischen

zur Liebe und Fruchtbarkeit stehen, aber auch der Zukunftserforschung und zuweilen Heilzwecken dienen können, in Frankreich und im angrenzenden Belgien noch ziemlich reich vertreten sind (vgl. P. Sébillot, Le Folk-Lore de France, Bd. I, Paris 1904, S. 334 ff.), sind die deutschen Überlieferungen verhältnismäßig dürftig und verhüllen nicht selten den ursprünglichen Sinn durch eine neuere Deutung, wie dies wahrscheinlich beim Weiber-Wetzstein von Kaltenwestheim (P. Quensel, Thüringer Sagen, Jena 1926, S. 153 f.) der Fall ist. Der mit den Gleit- und Wetzsteinen betriebene Fruchtbarkeitszauber ist im übrigen auch in anderen Ländern und bei anderen Völkern zu finden, namentlich bei Mohammedanern, bei denen kinderlose Frauen verachtet sind. Über einen Wetzstein bei Andischan in Turkestan, der Sage nach die versteinerte Wiege der Kinder Jobs, vgl. G. Jungbauer, Märchen aus Turkestan und Tibet (Jena 1923), S. 195. In der gleichen Gegend ist bei Osch ein Gleitfelsen, auf dem unfruchtbare Frauen herabrutschen. (Mündliche Mitteilung von G. Kaiser in Arnau.) Anm. d. Schriftleitung.

*) Das Hüterzeichen der Weingärten, Znaimer Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. Bd., Znaim 1931.

[1]) Die liturgischen Bücher der acht sg. unierten (d. h. mit der römisch-katholischen Kirche vereinigten) Kirchen (also 1. der griechisch-unierten, 2. bulgarisch-katholischen, 3. armenisch-katholischen, 4. koptisch-katholischen, 5. syrisch-katholischen,

Digitized by Google

Bücher[2]) enthalten nämlich nicht bloß die Gebetsformeln für die Messe und für die Spendung von Sakramenten und Sakramentalien (d. i. heiliger Sachen — wie Weihwasser, heilige Öle, Rosenkränze, Kreuzwege, Ringe, geweihtes Salz oder Feuer, geweihte Kerzen, geweihte Asche u. ähnl. — oder Handlungen — Konsekrationen, Benediktionen und Exorzismen — zur Erzielung vornehmlich geistlicher Wirkungen), sondern auch Vorschriften über die Art und Weise der Abhaltung der Liturgie und sind somit geradezu als Sammlungen jener uralten Volksbräuche anzusprechen, die Naumann und Lemberg so hoch eingeschätzt haben.

Als solche liturgische Bücher (vgl. für das Folgende u. a. Eduard Eichmann, Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Juris Canonici, 3. Aufl., Paderborn 1930, 2. Bd., S. 186, 187) wären zu nennen: 1. das Missale und das Breviarium Romanum, das Meßbuch und das Brevier für die katholische Kirche des lateinischen Ritus; 2. das Pontificale Romanum, das in sieben Bänden die liturgischen Funktionen der Bischöfe festlegt (gedruckt und verlegt im Jahre 1890 von Friedrich Pustet in Regensburg); 3. das Caeremoniale Episcoporum, welches die Anweisungen für die Pontifikalfunktionen der Bischöfe enthält; 4. das Rituale Romanum mit den Formen für die Spendung der Sakramente und der Sakramentalien durch die Seelsorger. Dieses Rituale Romanum wurde von Papst Pius XI. dem neuen Gesetzbuche der katholischen Kirche des lateinischen Ritus, dem seit Pfingsten 1918 in Geltung stehenden Codex iuris canonici, angeglichen und durch ein Dekret der Ritenkongregation, der Sacra Congregatio Rituum, vom 10. Juni 1925 neu ediert[3]), es ist auch für die deutsche Volkskunde von ganz besonderem Werte.

Aber auch an den Erlässen dieser mit dem ius statuendi ausgestatteten Ritenkongregation (can. 253, § 1, Cod. iur. can.), die sich auf die Zeremonien bei der Messe, der Spendung der Sakramente und Sakramentalien und bei dem sonstigen Gottesdienste beziehen, dann an dem für den Gottesdienst in der päpstlichen Kapelle und das Zeremoniell am päpstlichen Hoflager maßgebenden Caeremoniale Romanum und besonders an den unterschiedlichen Diözesanritualien, die in einzelnen Diözesen ent-

6. abessinisch-katholischen, 7. nestorianisch-katholischen Kirche und 8. der Maroniten) und jene der sg. schismatischen (d. h. die Oberhoheit des Papstes nicht anerkennenden) Kirchen (also der orthodoxen Kirche mit ihren griechischen, südslawischen, bulgarischen, rumänischen usw. Landeskirchen sowie der selbständigen orientalischen Nationalkirchen: der armenischen, koptischen, abessinischen Kirche, der syrischen Jakobiten und der Nestorianer; (vgl. etwa C. Schaeffer—H. Brode, Kirchenrecht, 20. Bd. von Schaeffers Grundriß des Rechts und der Wirtschaft, 14. Aufl., Leipzig 1933, S. VIII.) kommen für die deutsche Volkskunde wohl nicht weiter in Betracht.

[2]) Zufolge can. 1390 Cod. iur. can. muß die Übereinstimmung der unterschiedlichen Ausgaben dieser liturgischen Bücher mit der vom Apostolischen Stuhle approbierten Ausgabe vom Residenzialbischofe (can. 334, § 1, Cod. iur. can.) jener Diözese bestätigt werden, in der diese Bücher gedruckt oder veröffentlicht werden (vgl. dazu can. 1393 sq. Cod. iur. can.). Ausgaben liturgischer Bücher, die mit den authentischen, vom Apostolischen Stuhle approbierten Ausgaben nicht übereinstimmen, sind ipso iure verboten (can. 1399 n. 10 Cod. iur. can.).

[3]) Eine wohlfeile Ausgabe (4 M.) hat 1929 Friedrich Pustet in Regensburg besorgt.

Digitized by Google

weder als selbständige, vom Papste approbierte Ritualien oder als Anhang zum Rituale Romanum bestehen, darf die volkskundliche Forschung nicht achtlos vorübergehen, wenn sie altes Volksgut, uralte Bräuche in steter Übung sicherstellen will.

Der eingemauerte Bursch

Märchen aus Krickerhau in der Kremnitzer Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Alfred Karasek-Langer**, Brünn-Wien

Einmal war ein Vater, wie auch eine Mutter. Sie haben viele Kinder gehabt und immer in der Früh hat sich der Vater gewünscht, daß ihm die Kinder sollen erzählen, was ihnen bei der Nacht geträumt hat. Eines Tages hat ihm der Sohn nicht wollen erzählen den Traum, was ihm bei der Nacht geträumt hat und der Vater hat in der Früh die Arbeit angetreten und hat dem Sohn Bedenkzeit gegeben bis abends: wenn er will erzählen, dann kann er zu Hause sein abends noch und wenn er nicht meint zu erzählen den Traum, dann soll er am Abend sein gezogen in die Fremde. Er hat den Traum nicht wollen erzählen, da ist er weggereist. Auf dem Weg ist ihm ein Fiaker begegnet und dort war eine Königstochter drinnen. Sie hat dem Kutscher Befehl gegeben, stehen zu bleiben und der Kutscher ist stehen geblieben. Dann hat sie gesagt zu dem Bursch, dem was sie begegnet haben, er soll sich zu ihr aufsetzen auf den Fiaker, und er ist aufgesessen. Sie hat gesagt zu ihm, daß sie beide sieben Jahre alt sind und waren es auch noch dazu sieben Monate, sieben Tage und sieben Stunden. Waren sie alle beide gleich alt und zu derselbigen Stunde zum Leben gekommen. Sie hat gesagt, sie will keinen anderen heiraten, wenn sie ans Heiraten kommt, als diesen Bursch und ihr Vater hat ihr das verboten. Er hat den Burschen wollen hinrichten, und damit sie ihn nicht erschießen oder erhängen, hat er einen Turm mauern lassen und den Burschen dort einmauern, daß er verhungert. Die Königstochter ist zu dem Baumeister gangen und hat gebitten, damit sie ihm ein kleines geheimes Loch lassen in der Mauer, daß sie den Bursch füttern kann. Um das hat sie dem Baumeister eine Handvoll Dukaten gegeben und hat so den Burschen gefüttert, bis er zwanzig Jahre alt war.

Nach der Zeit hat der König, der Vater der Königstochter, vom nächsten Land bald Krieg erklärt bekommen. Der König vom nächsten Land hat ihm drei Pferde geschickt. Sie waren alle gleich auf's Ansehen, aber eines war ein Jahr alt, das zweite zwei und das dritte drei Jahre. Und der hat ihm geschrieben, wenn er nicht erratet, welches Pferd ist ein, welches zwei und welches drei Jahr alt, dann ist Krieg. Jetzt hat der König sich keinen Rat gewußt zu helfen. Die kleine Königstochter hat aber von der Sache gewußt und hat dem Bursch, was in den Turm gemauert war, erwähnt davon. Er hat ihr den Rat gegeben, aber er hat ihr gesagt, sie soll nicht sagen, daß er ihr den Rat gegeben hat, sie soll nur sagen, daß ihr geträumt hat: der König soll drei Kjel (Körbe, in die das Brot hineinkommt) nehmen und in alle drei soll er Hafer geben, und in das eine einjährigen Hafer, in das zweite zweijährigen und in das dritte dreijährigen.

Digitized by Google

Dann soll er die drei Pferde dazulassen und ein jedes wird zu seinem jährigen Hafer gehen; dann soll er die Pferde bezeichnen und zurückschicken. Der König hat es auch so gemacht und ist dem Krieg entgangen. Er hat schon mobilisiert gehabt seine Soldaten und hat sie können zurückschicken nach Hause.

Dann hat wiederum der andere König vor Zorn einen Stock geschickt, der war ganz gleich an jedem Ende. Dazu hat er ihm geschrieben wiederum ein Telegramm: wenn er nicht erratet, welches Ende von der Erde gewachsen ist, die Wurzel war, dann wird er ihm den Krieg erklären. Der König hat wiederum sich keinen Rat mehr gewußt zu helfen. Jetzt hat die Königstochter sich wieder beklagt zu dem eingemauerten Burschen. Er hat ihr gleich gesagt, sie soll nichts sagen, daß es von ihm ist, sondern soll sagen wiederum, daß ihr geträumt hat: ihr Vater, der König soll genau die Mitte herausmessen von dem Stock und dann abwägen, und welches Ende das schwerere wird sein, dieses ist von der Wurzel gewachsen. Das soll er dem anderen König wiederum bezeichnen und zurückschicken. Der König hat das auch gemacht und hat es richtig getroffen.

Der andere König, was immer hat hergeschickt die Sachen, dem seine Mutter war eine Hext (= Hexe), und der König war durch seine Mutter, die Hext, verzaubert, daß er sehr stark war. Dann hat er eines Tages eine schwere bleierne Kugel geworfen von diesem Land zu diesem Land bis vor dem König in den Burghof und hat ihm geschrieben wiederum ein Telegramm, daß, wenn er die Kugel nicht zurückschmeißt, dann ist mit ihm Krieg. Jetzt war der König ganz besorgt und hat er sich gedacht: alles ist gelungen, aber dieses gelingt mir nicht mehr. Die Königstochter hat wiederum dem Burschen erzählt das alles. Der Bursch hat gesagt zu ihr, daß sie soll dem König sagen, daß dieser Bursch, welchen er vor dreizehn Jahren in den Turm einmauern lassen hat, so stark ist, daß er die Kugel in das nächste Land schmeißt. Da hat zu ihr gesagt der König: „Bist du närrisch? Dreizehn Jahre kein Essen und kein Trinken, der ist längst schon tot! Indem seine Tochter aber allen Rat gegeben hat, hat er das doch gemacht, hat den Turm zerräumen lassen von den Maurern. Wie der Bursch drinnen hat gehört, daß die Hämmer schon arbeiten über seinem Gebäude, hat er sich ausgedehnt, weil er so stark war, und hat die Mauer voneinander geschmissen mit seinen Händen. Dann ist er gestanden nackicht und voller Dreck, da hat ihm der König neuche Kleider machen lassen und hat ihm zu essen und zu trinken gegeben und hat ihn gebittet, er soll versuchen die Kugel zurückzuschmeißen. Er hat die Kugel derwischt, kaum daß er sie mit zwei Händen hat anfassen können, und hat sie geworfen bis in das nächste Land auf die Königsburg, durch das Dach vor dem König in das Zimmer hinein.

Jetzt war diesem König seine Mutter, die Hext voller Zorn. Da hat er müssen zurückschreiben dem anderen König, er soll ihm den Mann gleich hinschicken, welcher diese Kugel hat geworfen. Jetzt ist aber der König auf des Burschen Wunsch klug gewesen und hat diesen einzigen Mann nicht hingeschickt, sondern hat von diesem Mann Photographien geschickt

Digitized by Google

in sein ganzes Land: welche diesem Manne ähnlich sind, die sollen sich stellen gleich beim König auf der Burg. Da haben sich elfe gefunden und sein Bursch war der Zwölfte. Dann hat der König sie gleich gekleidet alle zwölf und haben alle ganz gleich ausgeschaut: alle waren sie selbig rasiert, den Schnurrbart und alles gleich hergerichtet. Jetzt hat der König sie in das nächste Land geschickt. Wie sie sind hingekommen, haben sie dem dortigen König gesagt: wenn er morgen in der Fruh nicht erraten hat, welcher dieser Starke ist von den zwölfen, dann werden sie mit ihm Krieg führen. Wie sie haben geschlafen in einem Zimmer bei der Nacht, dann ist seine Mutter geschlichen in ihr Schlafzimmer und hat nach ihrer Rede bemerkt, welches dieser ist. Wie sich die zwölf Burschen haben niedergelegt, dann haben sie untereinander gesprochen und da hat dieser starke Bursch gesprochen: „Hm, hm, diesem König ist leicht zum Starksein, aber ich war dreizehn Jahre im Turm eingemauert!" Dann haben ihm die andern gefragt: „Warum ist dieser König so stark?" Da hat der Bursch gesagt: „Weil er Menschenblut in der Milch bekommt!" Nun hat die Hexe gleich bemerkt, welcher dieser Mann ist. Dann hat sie ihm über dem Ohr ein bißl herunter geschnitten von die Lod'n (= Haare) mit der Schere, grad an der Schläfen, und hat dem König gesagt, was er für ein Zeichen hat. In der Fruh sind sie alle zwölf angetreten und damit der König herausbekommt, welches dieser Mann ist, hat die Hexe ihm nochmals gesagt, was das für ein Zeichen ist. Wie die zwölf haben wollen antreten gehen, waren schon alle draußen, nur dieser Zwölfte war drinnen, er hat sich noch gespiegelt. Da hat er gemerkt, daß er ein Zeichen hat. Dann hat er sie alle zurückgerufen und hat ein jedem dieses Zeichen gemacht, drauf sind sie angetreten alle zwölfe. Wie der König ist zur Sache gekommen, dann hat er wiederum nicht gewußt, welches dieser Mann ist. Jetzt hat er wiederum gewartet bis nächsten Früh und es hat ihm einer von die Zwölfe gesagt: wenn er bis Morgen fruh nicht erraten wird, welcher dieser Starke ist, dann werden sie mit ihm Krieg führen. Auf die Nacht, wie sie sich haben niedergelegt, haben sie wieder gesprochen miteinander und die Hexe war wiederum drinnen, hat zugehört. Da hat der Bursch aus dem Turm wiederum gesagt: „Diesem König ist leicht stark sein, aber ich war dreizehn Jahre im Turm vermauert!" Dann hat der andere wiederum gefragt: „Warum?" Jetzt sagte er: „Weil er Menschenmilch in dem Brot hat!" Die Hexe hat sich bemerkt, welcher dieser Mann ist und hat ihm in der Nacht von dem Schnurrbart eine kleine Spitze heruntergeschnitten. In der Fruh, wie sie wiederum sind angetreten, waren schon alle elfe draußen, nur er, der Zwölfte, war noch drinnen, hat sich noch angespiegelt. Dabei ist er auf das draufgekommen, hat alle hereingerufen, damit sie sollen sich gleich zeichnen, und wie der König ist kommen, hat er wieder nicht erkannt, welches dieser Starke ist.

Jetzt hat der König gesagt, dieser Starke soll heraustreten, soll sich melden. Da ist er herausgetreten und hat sich vorgestellt: „Ich bin es!" Dann hat er dem König gesagt: „Ihnen ist leicht zum Starksein, aber ich war dreizehn Jahre im Turm vermauert!" Da hat der König gesagt:

Digitized by Google

„Was weißt du? Warum soll ich leicht stark sein wie du?" Da hat der Bursch aus dem Turm zu ihm gesagt: „Weil ihr ein Lieblingskind von der Hexe seid!" Dann hat der König gefragt, wieso er das weiß. Der Bursch hat geantwortet, daß er noch mehr weiß: daß der König Menschenmilch im Brot ißt und Menschenblut in der Milch trinkt und daß seine Mutter eine Hexe sei! Dabei ist die Mutter vom König drinnen im Zimmer vor Zorn zerplatzt und bis der König hat wollen auf seine Mutter losgehen und sie umbringen, indem sie eine Hexe ist, war sie schon im Zimmer zerflossen.

Dann sind die Zwölf zurückgereist und haben ihm einfach Krieg erklärt, dem König. Indem dieser Bursch aus dem Turm so stark war, hat er das Heer so gut führen können, daß sie das ganze Land besiegt und zu sich genommen haben. Dann hat er das Mädchen, was ihm auf der Gasse aufgewischt hat, die Königstochter geheiratet und ist in dem Land, was er besiegt hat, als König eingesetzt worden und den andern elf Männern hat er in seinem Land die besten Stellen gegeben[1]).

Kleine Mitteilungen

Der Scheunenkater

Eine ganz eigenartige alte Sitte entdeckte ich in dem kleinen Dorf Altliebe in Nordmähren.

Im Winter zur Zeit des Dreschens droht den säumigen Bauern, die sich mit der Arbeit Zeit lassen, der „Scheunenkater". Aus Stroh und Bändern wird eine Figur gemacht, die annähernd wie ein Kater aussieht, und dem Bauern, der mit dem Dreschen noch nicht fertig ist, in die Scheune geworfen mit dem Ruf: „Da habt ihr den Scheunenkater!" Das muß aber während des Dreschens geschehen und der Überbringer muß schnell flüchten, denn wenn ihn einer der Drescher einholt, so muß er sich den Scheunenkater wieder mitnehmen. Ist das nicht der Fall, dann wird versucht, ihn an einen Nachbar, der auch noch drischt, loszuwerden. Der Besitz des Scheunenkaters gilt als Schande. Früher wurde der letzte und endgültige Inhaber auf einen Wagen gebunden, der Scheunenkater dazugelegt und begleitet von einer Musikkapelle zog das seltsame Gefährt unter Spott und Gelächter der Leute durchs Dorf[2]).

Mähr.-Kotzendorf. MUC. Hans Englisch.

Zwei deutsch-tschechische Mischgedichte

(Aus der Olmützer Gegend.)

1. Auf dem Berge sitzt ein zajic
mit der nožka polámajic.
Kommt der Jäger mit der puška,
schießt den zajic in die nožka
und der zajic utíkajic
mit der nožka polámajic.

2. Má milá rozmilá, was hast du gemacht?
Já jsem spát nemohl die ganze Nacht.
Bei Tag und bei Nacht träumt mir von dir,
a když se probudím, bist du bei mir.
Že já tvá nebudu, das weiß ich wohl,
proto jsou mé oči so tränenvoll.

Poschkau. Franz Götz.

[1]) Erzählt von Paul Derer, Bergarbeiter in Krickerhau, 24 Jahre alt, der das Märchen von seinem Vater gehört hat.

[2]) Zu dem Brauch vgl. Sartori, Sitte und Brauch II, S. 102 f.

Digitized by Google

Bund für deutsche Volkskunde. Ein von führenden Volkskundlern Deutschlands und vom preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung B. Rust gezeichneter Aufruf wendet sich an die große Öffentlichkeit mit der Aufforderung, dem neugegründeten Bunde beizutreten. Dieser hat die Aufgabe, in weitesten Kreisen für die Volkskunde zu werben und so auch den Zielen der einzelnen volkskundlichen Vereine zu dienen. Für den Jahresbeitrag von 60 Pfennig für Personen, die bereits einem volkskundlichen Verein oder Verband angehören, und von 1 Mark für sonstige Mitglieder — Schatzmeister ist Dr. G. Lüdtke (Verlag Walter de Gruyter) in Berlin — wird der Bund folgendes leisten:

1. jährlich eine volkskundliche Schrift herausgeben, die alle Mitglieder, ohne weitere Zuzahlung, als Jahresgabe erhalten;
2. nach genau vorbereitetem Plan Vorträge über Volkskunde halten lassen, deren wissenschaftlicher Wert verbürgt ist;
3. eine volkskundliche Korrespondenz herausgeben, die Zeitungen und Zeitschriften mit einwandfreien Beiträgen versorgt;
4. die Herausgeber wissenschaftlicher Werke auf volkskundlichem Gebiet unterstützen:
5. Bibliotheken von Schulen und wissenschaftlichen Anstalten, die nicht in der Lage sind, volkskundliche Bücher zu kaufen, mit wertvollen Werken versorgen;
6. die Verbindung zwischen den volkskundlichen Vereinen fördern, wissenschaftliche Aufgaben stellen, eine Zentralstelle schaffen, die auf Anfragen aller Art sichere und einwandfreie Auskunft gibt.

Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Die Abgeordnetenversammlung des Verbandes und der damit verbundene Zweite Deutsche Volkskundetag fanden vom 9. bis 11. Oktober in Weimar statt.

Reichsbund Volkstum und Heimat. Diesem von Univ.-Prof. Karl Alexander von Müller in München geführten Bund wurde in Deutschland die gesamte deutsche Volks- und Heimatarbeit unterstellt. Er hat folgende Gebiete zu betreuen: Deutsche Volkstumsarbeit; Werbung und Aufklärung für das deutsche Volkstum und den Heimatgedanken, Heimatschutz, Naturschutz; Volksmusik, insbesondere Volkslied; Laienspiel und Sprechchor; Brauchtumspflege und Trachten; Volkstanz; Gestaltung volkskultureller Feste und Feiern; Volks-Kunstgewerbe; Wissenschaftliche Volkstumskunde.

Lob und Tadel. Zu diesem Beitrag im letzten Heft erhielt die Schriftleitung der Zeitschrift folgende Zuschrift:

Herr Dr. G. Eis nennt Adolf Kirschners Wirken von etwa 1880 bis 1918 „ärgstes Pfuschertum", ohne dessen Arbeiten auch nur annähernd zu kennen. Die kommenden Aufsätze über Kirschner, die der Herr Kritiker doch hätte abwarten sollen, werden genug anerkennbare Verdienste des langjährigen Museumswartes anführen; Herr Dr. Eis wird dann auch einsehen, daß Kirschner durch seine vielen Vorträge, Aufsätze, Zeitungsberichte und Museumsarbeiten Aussigs Geist formen geholfen hat, wenn auch nicht immer im günstigen Sinne. Über Kirschners vorgeschichtliche Arbeiten steht dem Herrn Kritiker schon gar kein Urteil zu. Doktor Jungbauers Urteil, daß Kirschners Leistungen vollständig belanglos sind, bezieht sich nur auf die Sammlung „Aussigs Volksgesänge" und sollte von einem gewissenhaften Kritiker nicht ohne weiteres auf das gesamte umfangreiche Wirken des arbeitsamen Mannes ausgedehnt werden. So hat Herr Dr. Eis mit seiner vorzeitigen Besprechung wirklich kostbaren Druckraum vergeudet.

Aussig, 1. September 1933. Dr. Johann Weyde.

Zum gleichen Beitrag schreibt uns ein Leser aus dem Egerland: „Sehr interessiert hat mich in der letzten Folge der Zeitschrift der Artikel „Lob und Tadel" von Dr. Gerhard Eis. Er zeigt mir, daß die Sache der Mundartdichtung überall so im Argen liegt wie auch hier bei uns. Was da in den Himmel hinaufgelobt wird, das geht auf keine Kuhhaut. Ich lege einiges über den „kommenden Mann" des Egerlandes bei. Dieser kommende Mann Franzl Lutz, der im Hauptberufe Schrammelsänger in Karlsbader Kaffeehäusern ist, hat bisher etwa zwanzig Lieder von der Sorte, wie ich einige beilege, geschrieben. Das ist alles. Die Mund-

Digitized by Google

art, die der junge Mann da schreibt, ist nicht einmal Karlsbader Kaffeehausjargon, geschweige, daß sie einen Anspruch darauf erheben könnte, gutes Egerländisch zu sein. Schriftsprachliche Wörter werden willkürlich mit verwendet. Rein äußerlich fehlt die Feile, da hinkt das Versmaß und gereimt wird nach der Regel: „Reim dich oder ich friß dich!" Wenn man bei den vielgerühmten „Vöia Stäinlan" noch einen wirklich dichterischen Vorwurf gelten lassen kann, so ist alles andere durchwegs läppisches Gewäsch. Eine Schande für das ganze Egerland und ein Faustschlag gegen jeden ehrlich Strebenden aber ist es, daß dieser Herr Franzl Lutz im vorigen Jahre die Josef-Hofmann-Stiftung im Betrage von 5000 Kč erhalten hat. Wie viel volkskundliche Lichtbildaufnahmen könnte man mit diesem Gelde machen? Wie viel Volkstum ließe sich damit erfassen? Und so verhaut man das Geld an einen Stümper und erzieht einen Nichtskönner zu einer Größe . . . . "

Zeitungssagen. Zu der im letzten Heft behandelten vom „geschlachteten und gepökelten Brüderchen", die zum Stoff „Wie Kinder Schlachtens miteinander gespielt haben" (Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den KHM. der Brüder Grimm I, S. 202 ff., Nr. 22a) gehört, und zu anderen, z. B. zum „Hängenspielen", hat Dr. H. Kügler (Berlin) besonders bemerkenswerte Zeitungsberichte geliefert, die wir mit anderen Einläufen im nächsten Heft veröffentlichen werden.

Volkstänze. Die im letzten Heft erschienene „Bibliographie der sudetendeutschen Volkstänze" vom W. Zawadil kann auch als Sonderdruck zum Preise von 5 Kč bezogen werden. — Zum Beitrag „Der Volkstanz in der Kremnitz-Probener Sprachinsel" bemerkt T. Wässerle (Deutsch-Proben), daß es auf S. 93 statt „Rosentanz" heißen muß „Rasentanz", da nur ein solcher in Gaidel bekannt ist. Ferner soll es nach Mitteilung von R. Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben) auf S. 96, Anm. 13 statt „Kakadini" richtig „Kakodengar" (= der mit dem Finger Drohende) heißen.

Zur Psychologie der Bauernsiedler des Ostens. Unter diesem Titel veröffentlicht G. Jungbauer im 7. und 9. Heft (Juli und September) der Monatsschrift „Die Dorfgemeinschaft" (Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M.) eine ausführliche Kennzeichnung der geistig-seelischen Eigenart des bäuerlichen Ostsiedlers und Sprachinseldeutschen.

Albert Marterer †. Am 26. Juni d. J. ist in der Stadt Lauterbach im Egerland der Lehrer A. Marterer im besten Mannesalter gestorben. Geboren am 14. Juli 1881 in Schlaggenwald und seit 1900 in Lauterbach wirkend, hat sich der Verstorbene als Tondichter, dem insbesondere das Volkslied seiner Heimat an das Herz gewachsen war, bedeutende Verdienste erworben.

Richtigstellung. In dem Beitrag „Hüttler, Hietler und Hitler" im letzten Heft muß es auf S. 112 statt „südwestlich" richtig „südöstlich" heißen. Der Aufsatz wurde von verschiedenen Blättern nachgedruckt und im besonderen in Heft 7/8 der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins „Muttersprache" hervorgehoben. Ergänzend sei noch bemerkt, daß sich, wie die „Rumburger Zeitung" in ihrer Beilage, dem „Nordböhmischen Gebirgsboten" vom 28. Mai unter Hinweis auf das Buch „Aus Adolf Hitlers Heimat" von A. Reich bemerkt, die Vorfahren des Reichskanzlers Hitler vor 1700 noch Hiedler schrieben. Sie stammen aus Walterschlag, das südwestlich von Weitra, nicht weit von der südböhmischen Grenze im niederösterreichischen Waldviertel liegt. Dort wurde im Jahre 1672 geboren der Bauer Stephan Hiedler, dessen 1725 geborener Sohn Johannes sich aber schon Hitler schrieb. Der 1762 geborene Martin Hitler, ein Enkel des Stephan Hiedler, ist der Urgroßvater des Reichskanzlers.

Die volkskundlichen Vorlesungen Prof. Jungbauers und das von ihm geleitete Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität zählten im Sommersemester d. J. 310 eingeschriebene Hörer, bzw. Teilnehmer.

Prager Rundfunk. Am 20. Juni brachte die deutsche Sendung einen Vortrag „Feuerzauber und Sonnenfeste" von G. Jungbauer, bei dem Mitglieder des Seminars für deutsche Volkskunde mitwirkten und cand. phil. W. Zawadil die musikalische Leitung besorgte.

Digitized by Google

Atlas der deutschen Volkskunde

Der von der Berliner Hauptstelle im Juli herausgegebene 4. Fragebogen ist nach Überwindung mehrfacher Schwierigkeiten (Devisenmaßnahmen, Zoll u. a.) erst am 26. September bei unserer Arbeitsstelle eingelangt. Da alle Vorbereitungen getroffen waren, konnte sofort mit dem Versand an unsere Mitarbeiter begonnen werden. Dem Fragebogen liegt Heft 4 der Mitteilungen der Volkskundekommission bei. Alle Mitarbeiter werden ersucht, vor dem Ausfüllen des Fragebogens diese Mitteilungen und die jedem Fragebogen beigegebene Anweisung durchzulesen und den ausgefüllten Fragebogen spätestens bis zum 30. November zurückzusenden.

Antworten

(Einlauf bis 30. September)

220. Das Hornrichten ist in der hiesigen Gegend heute noch üblich, ebenso das hauptsächlich von den Viehhändlern, meist Juden, betriebene Verjüngern: Abfeilen und Absägen der Hörner, Tränken mit Leintrank einige Zeit vor dem Verkauf, damit das Tier ein glattes Haar bekommt u. a. (Otto Zerlik, Nittwa bei Theusing).

231. Das Kürzen der zu üppigen Saat nennt man um Nittwa „farma". In Kaschitz bei Podersam geht am Ostermorgen die Hausfrau zeitig hinaus nach „Sarm" und wirft diesen den noch Schlafenden ins Gesicht. Damit soll bezweckt werden, daß der Getroffene nie Hunger leidet. (O. Zerlik.)

237. Als Heilmittel gegen Rheumatismus gelten: Einreibungen mit Ameisengeist und in Spiritus angesetzte Arnika, Bienenstiche, Bäder in einem Aufguß von Quendeln und im Frühjahre von jungen Fichtenschößlingen, endlich Brennesseln. Eine Frau erzählte mir, daß sie von Rheumatismus gänzlich verschont blieb, als sie vor Jahren längere Zeit hindurch Brennesseln zu Gänsefutter schneiden mußte. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.)

238. Die Kühe geben blutige Milch, wenn ihnen jemand Wurzeln von Germer = Wendeldocke = Lobels Nieswurz (Veratrum Lobelianum Bernh.) unter das Futter gemengt hat. Zigeuner verhexen damit das Vieh. (Dr. K. R. Fischer, Gablonz a. N.)

241—250. Weitere Antworten zur Umfrage über die Glocken liefen ein von O. Zerlik, Nittwa.

251. Weitere Beiträge zur Soldatensprache liefen ein von: Doktor E. Hoyer, Prag; R. Hruschka, Althart; K. M. Klier, Wien; Dr. S. Reiter, Prag; R. Rollinger, Klein-Mohrau in Schlesien; H. Schaar, Lobositz; J. Thöndel, Bergstadt.

253. Das Tragen der Bahre in den eingebogenen Armen bei ledig Gestorbenen war auch hier bis vor etwa 30 Jahren üblich. Man ist dann von dem Brauche abgekommen, weil diese Art des Tragens die Träger zu sehr ermüdet. (J. Thöndel, Bergstadt.)

254. Was man sich beim Fallen von Sternschnuppen denkt, geht in Erfüllung. (O. Zerlik, Nittwa; J. Thöndel, Bergstadt.)

255. Beim Ohrenklingen sagt man: Linkes Liebes, rechtes Schlechtes. (O. Zerlik, Nittwa.) Errät der Befragte — hiezu ist ein Kind am besten —, welches Ohr klingt, so wird von demjenigen, dem das Ohr klingt, gut gesprochen; er wird verleumdet, wenn es der Befragte nicht errät. (H. Schaar, Lobositz.) Ohrenklingen hat man nur dann, wenn jemand von einem spricht. Wer es erratet, in welchem Ohr es geklungen hat, erfährt etwas Neues. Wird es nicht erraten, so erfährt der etwas, dem es im Ohr geklungen hat. Im linken Ohr klingt es öfter als im rechten. Die alten Leute hatten nur die Erklärung, daß von der betreffenden Person gesprochen wird. (J. Thöndel, Bergstadt.) Im Paradies steht ein Baum, der hat lauter silberne Blätter. Jeder Mensch hat dort ein Blatt. Stirbt ein Mensch, dann fällt sein Blatt ab. Wessen Blatt es nun beim Herunterfallen streift, dem klingt es im Ohr. (M. Kasparek für Brünn.)

Digitized by Google

256. Den Glauben an das Erngefühl bestätigen Einsendungen von G. Tilscher (Kornitz) und J. Thöndel (Bergstadt), die über diesbezügliche persönliche Erlebnisse ausführlich berichten. Der zweite Gewährsmann gibt an, daß er bei jedem Todesfall in seiner Familie ein Vorzeichen hatte. Er schreibt: Der Tod meldet sich entweder drei Tage vorher an oder zum Zeitpunkt des Eintrittes, jedoch nur bei jenen Personen, die dem Sterbenden besonders lieb gewesen sind. Daher wird auch ein langer Todeskampf dahin ausgedeutet, daß der Kranke noch auf jemand, der ihm besonders lieb ist, wartet. Man sagt dann: Er konnte nicht sterben, er hat auf den N. N. gewartet.

257. Mein Großvater mütterlicherseits besaß einmal 7 verschiedene Katzen. Es geschah nun ziemlich oft, daß eine der Katzen mit einer geschwollenen Backe heimkam. Dann erklärte mein Großvater immer, ein Wiesel habe die Katze angeblasen und das habe die Geschwulst zur Folge gehabt. (H. Schaar, Lobositz.) Hier erzählt man vom Wiesel, das „Gevatterle" genannt wird, daß es Eier und junges Geflügel stiehlt. (J. Thöndel, Bergstadt.) Eine Ringelnatter, die sich beim Hause aufhält, wird als Hausotter bezeichnet und darf nicht erschlagen werden, weil dies Unglück bringen würde. (F. J. Langer, Klein-Mohrau i. M.) Vor kurzem hörte ich das folgende Zwiegespräch zweier slowakischer Arbeiterinnen: „Als ich heute vor dem Weggehen meiner kleinen Maryška das Töpfchen mit Milch auf den Hof stellte, lag sie wieder eingeringelt bei der Kleinen." „Nicht wahr, Tante, sie war braun?" „Nein, sie war schwarz. Auch mein Mann sagt, daß Hausschlangen immer schwarz sind. Sicher war die braune Schlange, die Ihr bei Euch gesehen habt, eine Feldschlange, die deine Mutter im Tuch mit dem Gras gebracht hat." — Auf meine Frage um Näheres über die Hausschlangen erfuhr ich nur wenig. Jedes Haus hätte eine schwarze, nach manchen weiße Hausschlange, die Glück bringt und der man nichts tun darf, weil dies Unglück brächte. (M. Kasparek, Ivanovce, Bezirk Trenčin.)

260. Weitere Verzeichnisse der im Hausgarten gepflegten Blumen lieferten: F. J. Langer, Klein-Mohrau i. M.; J. Thöndel, Bergstadt.

261. Die Bezeichnung „krummer Mittwoch" kommt bei uns nicht vor. (A. Horner, Königswerth.) So heißt hier der Mittwoch in der Karwoche. (J. Thöndel, Bergstadt.) Die Bezeichnung ist auch in Hobgarten (Zips) noch üblich und scheint früher in der Zips allgemein bekannt gewesen zu sein, weil sie schon für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Georgenberger Chronik belegt ist. (Dr. J. Gréb, Aszód in Ungarn.)

264. Am Freitag darf kein Brot gebacken werden, denn „Freitabräut bringt Angst und Näut." An dem Tage soll nicht getauft werden; man soll keine Reise antreten, sonst fährt man ins Unglück. Wer am Freitag krank wird, steht nicht mehr auf. (O. Zerlik, Uittwa.) Eine Arbeit beginnt man nur, wenn es unumgänglich notwendig ist. Besonders soll man kein Kalb „weghängen", d. i. der Mutterkuh entwöhnen. Wie man am Freitag kein Brot bäckt, so soll man auch nicht mit dem Säen oder Getreideschnitt beginnen. Man soll auch keine Dienststelle annehmen. Wer am Freitag lacht, der weint am Sonntag. Wie das Wetter am Freitag ist, so bleibt es drei Tage und ist es besonders am Sonntag. (A. Horner, Königswerth.) Man heiratet an dem Tag nicht gerne, weil dann die Ehe unglücklich wird. (R. Baumann, Elbogen). Am Freitag soll man nichts Besonderes unternehmen und keine Geschäfte abschließen. Wo man am Freitag hingeht, dort bleibt man nicht lang. Am Karfreitag und am 1. August Geborene sind Unglückskinder. (J. Thöndel, Bergstadt.) Am Freitag fängt kein Landwirt die Saat an, man schließt kein wichtigeres Geschäft ab und stellt namentlich kein gekauftes Vieh ein. Man soll auch nichts Neues anziehen, weil es sonst nicht lange hält. Wer Freitag lacht und Samstag singt, der weint am Sonntag ganz bestimmt. (J. Schreiber, Grosse in Schlesien.) An diesem Unglückstag soll man keine neue Arbeit beginnen, mit keinem Hausbau anfangen und weder Felder noch Vieh kaufen. Die am Freitag Geborenen sind unglücklich, Wechselbälge oder Alpe. Hier findet an diesem Tage nie ein Markt oder eine Versteigerung statt. Wenn um 11 Uhr mit der großen Glocke zum Andenken an den Tod des Herrn geläutet wurde, stellte man früher die Arbeit auf eine Stunde ein und betete den Rosenkranz. (T. Wässerle, Deutsch-Proben.) Im oberen

Digitized by Google

Schwarzatal heißt es, daß man am Karfreitag jede Arbeit verrichten könne, aber mit dem Boden nicht rühren dürfe, weil an diesem Tage der Leib des Herrn im Boden ruht. Man würde sonst binnen Jahresfrist sterben. (M. Kasparek.) An einem Freitag soll man nicht auf Reisen gehen und nicht in See stechen. (Frl. Ilse Knuth, Stettin.)

265. Die Bräuche bei der Assentierung sind schier die gleichen geblieben, selbst ein mundartliches Assentierungslied hat sich erhalten. (O. Zerlik, Uittwa.) Zur Zeit der Monarchie zogen die Assentpflichtigen der größeren Ortschaften mit einer Musikkapelle an der Spitze zur Stellung, zumindest aber sorgte eine Ziehharmonika für Stimmung. Der tauglich Befundene kaufte sich sofort eine blaue Soldatenmütze und einen mächtigen Strauß aus Kunstblumen. Diese Mütze wurde dann besonders bei Maibaumfesten, Rekrutentanzkränzchen und ähnlichen Anlässen mit Stolz selbst gegen das Verbot der Behörden getragen. Am Nachmittag des Stellungstages zogen die Burschen ins Dorf zurück, wo sie von Wirtshaus zu Wirtshaus wanderten. Die Eltern eines Assentierten wurden mit den Worten „Wünsch' ich Euch halt Glück zum Soldaten" beglückwünscht. Die Tauglichen waren von Stolz erfüllt, weshalb man, wenn sie mit ihrer Stärke prahlten und zu arg aufschnitten, häufig hören konnte: „Ja, ja Rekrutenblut ist keine Wurstsuppe." Die Untauglichen wurden mit der „Hühnerbrust" und als „Kniebohrer" gehänselt. Heute verläuft die Assentierung etwas ruhiger, auch der Glückwunsch fällt weg. Die Tauglichen tragen mitunter Blechtäfelchen mit der Aufschrift „Tauglich" am linken Rockspiegel und auch einen ähnlichen Strauß wie früher. Da die Bevölkerung heute politisch stärker geschichtet ist, herrscht in der Rekrutenkameradschaft nicht mehr die Einigkeit wie früher. Die Stellungspflichtigen aus dem Arbeiterstande halten jetzt meist am Abend des Assenttages ein Tanzkränzchen ab, dem die bodenständigen Dorfburschen fernbleiben. (A. Horner, Königswerth.) Die Assentierten tragen jetzt keine Militärmützen mehr, dagegen ist unverändert geblieben das dorfweise Anmarschieren der Rekruten zum Assentplatze unter Vorantritt einer Musikkapelle, das Liedersingen und die Veranstaltung eines Kränzchens der „vereinigten Rekruten" vor dem Einrücken. (Doktor K. R. Fischer, Gablonz a. N.) In den ersten Nachkriegsjahren ging man still und ernst und ohne Musik zum Stellungslokal. Seit 1924 hat man wieder Musik, besucht die Gasthäuser und schlägt recht Lärm. Auch das Schmücken der Hüte mit Kunstblumen und das Rekrutenabschiedskränzchen hat sich wieder eingebürgert. (F. J. Langer, Klein-Mohrau i. M.) Früher hatte jeder zur Stellung gehende Bursche das Rekrutensträußchen am Hute, das ihm vom Liebchen oder von den Schwestern gespendet wurde. Die Nichttauglichen gaben ihre Sträußchen nach der Assentierung den Tauglichen und gingen ohne Schmuck nach Hause. Jetzt geht man ohne Sträußchen zur Stellung, nach der die Nichttauglichen den Tauglichen Sträußchen und Bänder, hier schwarz-rot-gold, kaufen. Die Bänder werden von den Tauglichen über dem Rocke gleich einer Schärpe getragen. Sie tragen ferner in der Zeit zwischen der Stellung und Einrückung kleine Bändchen in gleicher Farbe im oberen Knopfloch des Rockes. Das früher übliche Schreien, das „Krähen" am Vorabend und Tag der Stellung ist fast gänzlich abgekommen. (J. Thöndel, Bergstadt.) Früher trugen die Burschen aus den Gemeinden Mödritz und Schöllschitz in Südmähren, wenn sie nach Brünn zur Stellung kamen, lange schwarz-rot-gelbe Bänder an den Hüten; dies wurde nach dem Umsturze verboten. Im Bezirk Freiwaldau trugen die Burschen, wenn sie tauglich waren, früher nur schwarz-rot-gelbe Bänder, jetzt tragen viele auch rote. (M. Kasparek.) Heute zieht die Jugend meist stumm und ohne Bänderschmuck zur Stellung. Das früher übliche Raufen zwischen den Burschen der Nachbargemeinden und das Kraftmessen der Tauglichen dieser Gemeinden ist abgekommen. Erst in neuester Zeit zeigt sich bei der Jugend wieder mehr Munterkeit und die deutschen Burschen singen sogar slowakische Lieder, deren Inhalt sie nicht verstehen. (T. Wässerle, Deutsch-Proben.)

267. Ein Jahr, in dem es viele Maikäfer gibt, gilt als schlecht. (T. Wässerle, Deutsch-Proben.)

269. Eine ausführliche Schilderung der Art, wie das Sonnwendfeuer früher gefeiert wurde, bevor die Durchführung an die völkischen Vereine übergegangen ist, liefert A. Horner, Königswerth. Für Bergstadt macht J. Thöndel An-

Digitized by Google

gaben über den dort ganz abgekommenen Brauch. Für Söhle bei Neutitschein teilt M. Kasparek mit, daß man dort früher einen Strauß aus Feldblumen (Ritterſporn Eiſenhut u. a.) in das Johannisfeuer warf, was den Saaten Glück brachte, und jetzt einen Strauß für die Kriegsgefallenen in das Sonnwendfeuer wirft. Für Deutſch-Proben ſendet T. Wäſſerle eine wichtige Darſtellung nach den Angaben von drei über 90 Jahre alten Greiſinnen, die ihm über die Art, wie vor 100 Jahren das Sonnwendfeuer begangen wurde, genau berichteten. Dieſe Schilderung werden wir in einem der nächſten Hefte abdrucken.

270. In den Monaten ohne r ſind die Krebſe genießbar. Den Kindern ſoll man keinen Lebertran geben. (O. Zerlik, Uittwa.) In dieſen Monaten bekommt man keine Krankheiten. Man ſoll keine Fiſche eſſen, die in der Zeit nicht bekömmlich ſind. (A. Horner, Königswerth.) Man kann Krebſe eſſen, barfuß gehen, und Kinder dürfen ſich auf den Raſen ſetzen, ohne daß ſie davon krank würden. (H. Schaar, Loboſitz.) Dies ſind die Monate zum Baden. (J. Thöndel, Bergſtadt.) Nur in dieſen Monaten dürfen ſich Kinder ohne Schaden auf die blanke Erde ſetzen. Im Frühjahre darf man es nicht tun, weil da „der Gift" aus der Erde geht. (J. Schreiber, Groſſe.) In dieſen Monaten darf man Fiſche fangen (Freiwaldau) und ſind die Krebſe am beſten (Brünn). (M. Kaſparek.) In dieſen Monaten ſind die Krebſe ſchmackhaft. Sonnen von Betten in dieſer Zeit bringt Rheumatismus. (Frl. Ilſe Knuth, Stettin.)

Umfragen

271. Wo iſt die Bezeichnung Neiger für Bohrer üblich?

272. Von einem Geizhals ſagt man in Weſtböhmen, in dem es die Orte Gibian (Bez. Mies) und Nemlowitz (Bez. Biſchofteinitz) gibt: „Der is niat va Gibian, der is äiha vo Nemlowitz." Ebenda ſagt man, wenn man die Geldtaſche öffnet: „Ich mou auf Taſchlowitz (Bez. Biſchofteinitz) gäih"[1]) Wo werden Ortsnamen in ähnlicher Art verwendet?

273. Unſer Mitarbeiter O. Zerlik (Uittwa) ſendet den folgenden Auszählreim, den er vor kurzem aus Kindermund gehört hat:

Der Schnee iſt weiß,
im Winter iſt Eis.
Die Biene iſt fleißig
und der Dollfuß mißt einen Meter und dreißig.

Iſt der Anteil der Kinder an der Tagespolitik auch ſonſt in Reimen, Redewendungen u. a. erſichtlich?

274. In der heute tſchechiſchen Stadt Neuhaus iſt es, wie Dr. F. J. Beranek im Brünner Tagesboten vom 3. Auguſt d. J. ausführlich berichtet, ſeit langem üblich, daß an einer Wand des dortigen Minoritenkloſters die Beter und Beſucher ihre Wünſche mit Bleiſtift aufſchreiben oder mit dem Federmeſſer oder der Haarnadel einritzen. Man kann hier die verſchiedenſten Wünſche leſen, z. B.: Hilf unſerem Kinde! — Gib, daß ich die Matura beſtehe! — Gott, gib mir eine brave Frau! — Laß' mich fehlgebären! — Wo iſt eine ähnliche Wunſchwand?

275. Wo war oder iſt noch ein ähnlicher Dreſcherbrauch wie das Werfen des Scheunenkaters (ſiehe Kleine Mitteilungen) üblich?

276. Welche Krankheiten denkt man ſich auch heute noch durch einen Wurm verurſacht?

277. In Freiwaldau ſtellt noch gegenwärtig eine Kurpfuſcherin die Diagnoſe nach bloßem Anſchauen des Urins. Gibt es auch unter der Landbevölkerung noch ſolche Harnbeſchauer?

278. Bei Nikolaus Pol († 1632), [Jahrbücher der Stadt Breslau, ed. Büſching, Band 1 (1813), S. 183], ſind zum Jahre 1434 folgende Verſe als „alte Reime" mitgeteilt:

Digitized by Google

Meissen und Sachsen verderbt,
Schlesien und Lausnitz zerscherbt.
Baiern ausgenärbt,
Österreich verheert,
Mähren verzehrt,
Böhmen umgekehrt.

Wer kann nähere Angaben über diese geschichtlichen Reime machen?[2])

279. Wo gibt es (vgl. den obigen Beitrag von J. Kern) Gleit- und Kindersteine? (Genaue Beschreibung, Lichtbild, Angaben über Bräuche und Überlieferungen, die daran haften.)

280. Wo ist die Maultrommel noch als Musikinstrument in Gebrauch?

Schrifttum

Adolf Spamer, Die Volkskunde als Wissenschaft. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1933. Preis 1.20 Mk., 46 S.

Die vorliegende Schrift bietet den etwas erweiterten und mit Anmerkungen versehenen gedankenreichen Festvortrag, den Spamer 1929 bei der Berliner Volkskundetagung gehalten hat. Der Vortrag betont vor allem, daß Volkskunde keine Altertumskunde, sondern in erster Linie Gegenwartswissenschaft ist.

Grundriß der Sächsischen Volkskunde. 2. Band. Leipzig 1933.

Der 2. Teil des von uns auf S. 45 des laufenden Jahrgangs angezeigten Werkes enthält die Beiträge: A. Spamer, Kunst; F. Karg, A. Zirkler und W. Frenzel, Der mitteldeutsch-sächsische Mensch; H. Bellmann, Jahresweiser für die Volksfeste in Sachsen. Sehr willkommen sind die Verzeichnisse für beide Bände.

Salzburgische Bauernlieder. Im Pinzgau aufgezeichnet von L. Eberhard, herausgegeben von Dr. C. Rotter. Universal-Edition A.-G. und Österr. Bundesverlag f. Unterr., Wissensch. u. Kunst, Wien und Leipzig 1933. 72 S.

Mit diesem Heft legt der Arbeitsausschuß für Salzburg des Österreichischen Volksliedunternehmens seine erste Veröffentlichung vor, die zugleich als 7. Band der „Kleinen Quellenausgabe" desselben Unternehmens erscheint. Sie enthält 18 Lieder, wovon einzelne auch im Böhmerwalde bekannt sind (z. B. Nr. 12 und Nr. 13), Schnaderhüpfel und drei Jodler. Das in jeder Beziehung sorgfältig gearbeitete Büchlein, dem ein Aufsatz „Zur Mundart und Mundartschreibung" von Priv.-Doz. Steinhauser beigegeben ist, ist jedem Volksliedfreund wärmstens zu empfehlen.

Dr. Alois Mitterwieser, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern. Verlag Knorr & Hirth, München 1930. Preis geh. 4 Mark 90, geb. 6 Mark 40. 108 S. und 32 Tafeln mit 52 Bildern.

Die auf jahrelanger Stoffsammlung aufgebaute Arbeit gibt ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der Feier von der Einführung an (1264), über die Reformationszeit, in der ein Rückschlag erfolgte, bis zum 19. Jahrhundert. In der „Schlußbetrachtung" wird auch das Volkskundliche kurz berücksichtigt, zu dem nun der Abschnitt „Fronleichnam" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (III. 120 ff.) das Wichtigste anführt.

Dr. Max Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow, erschlossen aus der Laut-, Wort- und Flurnamen-Geographie. Verlag Max Niemeyer, Halle 1932. Preis geh. 9 Mark. 144 S. und Kartenbeilage.

[1]) Nach Mitteilung von E. Höhl, Bischofteinitz. — [2]) Diese Umfrage stellt Pfarrer Paul Bretschneider in Neu-Altmannsdorf bei Münsterberg (Preuß.-Schlesien), dem auch sonst alle Hinweise auf geschichtliche Lieder, Sprüche und Reime, die Schlesien und das angrenzende Gebiet betreffen, willkommen sind.

Digitized by Google

In der vorbildlichen Untersuchung wird nachgewiesen, daß in diesem nordöstlichen Teil des Regierungsbezirkes Magdeburg und in ganz Ostelbien niederländische Besiedlung in der Kolonialzeit überwiegend war. Das dortige Slawentum, das einen erheblichen Anteil an der Entstehung des ostelbischen Menschen genommen hat, hat Sprache und kulturelle Besonderheit schnell zugunsten des niederländischen Volkstums verloren, das sich im wesentlichen lange in seiner kulturellen Eigenart erhalten hat. Es hat nur die Sprache aufgegeben und dafür die elbostfälische eingetauscht.

Arthur Zobel, Die Verneinung im Schlesischen. Verlag M. & H. Marcus, Breslau 1928. Preis 15 Mark. 267 S.

Das als 18. Heft der Sammlung „Wort und Brauch" erschienene Werk, zu dem die Mundart der Jauerschen Gegend die Grundlage bildet, verdient Beachtung auch in unserem schlesischen Mundartgebiet, da sich die Erscheinungen im allgemeinen gleichen.

Dr. Richard Pfalz, Das Auslanditalienertum seit dem Friedensschluß und seine kulturelle Bedeutung. Ein Beispiel moderner Auswanderungspolitik. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1933. Preis geh. 2 Mark 25, geb. 3 Mark. VIII und 43 S.

Das lehrreiche Buch gibt immer wieder Anlaß zum Nachdenken und zum Vergleich mit den Verhältnissen und der Lage des Auslanddeutschtums.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. Band 15 (Pos—Rob). 792 S. Preis 23 Mark 40, bei Rückgabe eines alten Lexikons 21 Mark 15.

Umfangreichere Artikel dieses Bandes sind die folgenden Stichwörter mit ihren Zusammensetzungen: Post, Presse, Preußen, Protestantismus, Radio, Reich, Religion, Rhein, Ritter u. a. Von volkskundlichen Stichwörtern sind hervorzuheben: Quellenkult, Rätsel und Rätselmärchen, Rauchnächte, Regenzauber, Riesen u. a.

Von Sudetendeutschen sind angeführt: H. Prade, Politiker, geb. Reichenberg 1853; K. Přibram, Sozialpolitiker, geb. Prag 1877; V. Prießnitz, Begründer der neuen Kaltwasserkur, geb. Gräfenberg 1799; St. Prowazek, Edler von Lanow, Zoolog, geb. Neuhaus i. B. 1875; R. Ramek, Staatsmann, geb. Teschen 1881; J. Rank, Schriftsteller, geb. Friedrichsthal 1816 (statt der Schriften von Pröll und Graßl wäre das Buch von K. Wagner, erschienen in den Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde, anzuführen); J. Redlich, Jurist und Politiker, geb. Göding i. M. 1869; E. Reich, Ästhetiker, geb. Koritschan i. M. 1864; A. Reicha, Tondichter, geb. Prag 1770; K. Renner (Deckname R. Springer), Staatsmann, geb. Unter-Tannowitz 1870; J. Ressel, Erfinder der Schiffsschraube, geb. Chrudim 1793; A. Reuß, Tondichter, geb. Liliendorf bei Znaim 1879; F. X. Richter, Tondichter, geb. Holleschau i. M. 1709; H. Rietsch, Musikforscher und Tondichter, geb. Falkenau a. E. 1860; R. M. Rilke, Dichter, geb. Prag 1875; R. Rittner, Schauspieler, geb. Weißbach i. Schl. 1869.

Zur nächsten Auflage ist dem Verlag zu empfehlen, für das Stichwort Prag einen verläßlicheren Mitarbeiter zu suchen. Nach den Angaben des Bandes (S. 49) sind folgende deutsche Mittelschulen in Prag: 1 deutsches Gymnasium, 2 deutsche Realgymnasien, 2 deutsche Realschulen, 2 deutsche Lehrerbildungsanstalten, 1 deutsche Handelsakademie und 1 deutsche Gewerbeschule. Dies hat vor etwa 10 Jahren noch so annähernd gestimmt. Eine deutsche Gewerbeschule war überhaupt nicht vorhanden und heute gibt es nur 2 deutsche Realgymnasien, 1 deutsche Realschule, 1 deutsche Lehrerbildungsanstalt und 1 deutsche Handelsakademie, wozu das seit 1876 bestehende Mädchenlyzeum, 1921 in ein Vereins-Mädchen-Reform-Realgymnasium umgewandelt, kommt. Da die Angaben außerdem die große Vermehrung der tschechischen Mittelschulen gar nicht beachten, sondern alte Zahlen bringen, so daß hie und da das Verhältnis 1 : 1 erscheint, muß der fremde Leser den Eindruck gewinnen, daß das deutsche Mittelschulwesen in Prag annähernd dem tschechischen gleichkommt. Die im Lexikon verzeichnete Haushaltungslehrerinnenschule und Kindergärtnerinnenschule sind keine selbständigen „höheren" Schulen. — Die Prager Gesellschaft zur

Digitized by Google

Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen heißt seit 1924 Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. — Bei Prachatitz kann die bloße Bemerkung „Gymnasium" irrtümlich aufgefaßt werden; es muß heißen „tschechisches Gymnasium", das ehemalige deutsche Gymnasium ist nach dem Kriege aufgelassen worden. — Bei den Schulen Reichenbergs fehlt die seit 1852 bestehende Staatsfachschule für Textilindustrie.

Dr. Josef Hanika, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet. Dargestellt an Herkunft, Besiedlung, Recht und Mundart der Sprachinsel Kremnitz—Deutsch-Proben. Heft 53 von „Deutschtum und Ausland". Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1933. Preis geh. 5 Mark 70, geb. 6 Mark 70. XVI und 139 S. mit 4 Tafeln, 2 Karten und 4 Planskizzen.

Die vorbildliche Arbeit gliedert sich in zwei Hauptabschnitte „Siedlungsgeschichte und Namenkunde" und „Mundartgeographie", denen eine volkskundliche Untersuchung „Die Tödin" folgt, durch die die Ergebnisse des philologischen Teiles auch für ein volkskundliches Gebiet bestätigt werden. Jener weist nach, daß die Hauptmasse der Besiedler der Sprachinsel Kremnitz—Deutsch-Proben aus Kuttenberg, dem Schönhengstgau, aus Nordmähren und dem angrenzenden Schlesien, aber auch aus der Iglauer Sprachinsel herkamen und ihren Weg in der Richtung nahmen, die im wesentlichen heute die Eisenbahn über Pardubitz, Wildenschwert, Böhm.-Trübau, Hohenstadt, Olmütz, Prerau, Weißkirchen, Oderberg, Teschen und Sillein einschlägt. Auf diesem Wege wanderten auch die Ortsnamen auf —hau, die dem bairischen —schlag entsprechen, die Seifennamen, die Siedlungsform des Waldhufendorfes und die Rechtseinrichtungen auf Magdeburger Grundlage in die Sprachinsel. Mit diesem Hauptstrom schlesischer Siedler vermischte sich ein Nebenstrom von meist aus den Alpenländern stammenden bairischen Siedlern, die bei der einsetzenden Volkstummischung deswegen verhältnismäßig stark zur Geltung kamen, weil die Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel räumlich im kulturellen Ausstrahlungsbereich des bajuwarischen Stammes liegt.

Josef Blau, Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde.

Die 3. Lieferung setzt den Abschnitt „Waldbauernwirtschaft" fort, in dem auch das künische Bauernhaus eingehend beschrieben wird, behandelt dann die „Waldweidewirtschaft" und führt die Geschichte der Freibauern über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges bis zur Unterdrückung durch Don Martin de Hoeff Huerta weiter.

Dr. Emil Lehmann, Sudetendeutsche Front! Bemerkungen zur sudetendeutschen Volksorganisation, Schutzarbeit, Volksbildung. „Ratgeber für Volksbildner", Heft 7. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1933. Preis 5 Ktsch. 32 S.

Eine Forderung dieser lesenswerten Flugschrift hat mittlerweile in der Gründung des Sudetendeutschen Volksrates ihre Verwirklichung gefunden. Vielleicht läßt sich durch diesen auch manches andere übel beseitigen, so etwa die Krise der Schutzarbeit, die noch andere Ursachen hat als die in der Schrift aufgezählten.

Dr. Rudolf Lochner, Der Aufbau und seine Träger. Abriß einer Lehre von den volksbildnerischen Veranstaltungen. „Ratgeber für Volksbildner", Heft 8. Derselbe Verlag, 1933. 40 S.

In knapper Übersicht werden besprochen die Veranstaltungen (Lehrgänge, Volkshochschulen u. a.), die Einrichtungen (als Beispiel das Volkshaus) und die Träger der Volksbildung, bei denen der einzelne Volksbildner vom Gruppenträger (Vereine, Betriebe u. a.) geschieden wird.

Emerich Franzis, Bernard Bolzano. Der pädagogische Gehalt seiner Lehre. Zugleich ein Beitrag zur Geistesgeschichte des ostmitteleuropäischen Raumes. Heft 54 von „Deutschtum und Ausland". Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1933. Preis geh. 8 Mark 50, geb. 9 Mark 75. XX u. 249 S.

Digitized by Google

Seit um die Jahrhundertwende E. Husserl auf den jahrzehntelang ganz vergessenen deutschböhmischen Priesterphilosophen B. Bolzano (geb. 1781 in Prag, gest. 1848 ebenda) aufmerksam gemacht und ihn hauptsächlich als ausgezeichneten Logiker gefeiert hat, ist eine Reihe von Schriften über Bolzano erschienen, die sich mit ihm als Logiker, abstrakten Philosophen und Mathematiker befassen, während man seine Bedeutung als Pädagoge bisher ganz übersehen hat. Veranlaßt durch E. Winter, der auf diesen Mangel hingewiesen hatte, liefert nun Francis in dem großangelegten Buche eine grundlegende Darstellung der pädagogischen Ansichten Bolzanos und seiner Weltanschauung, erschließt so das Verständnis für den weitblickenden Gelehrten und seine geschichtliche Stellung und bietet damit auch einen wertvollen Beitrag zur Geistes- und Wissenschaftsgeschichte des ostmitteleuropäischen Raumes.

Paul Hußarek, Hausbuch sudetendeutschen Humors. Selbstverlag des Vereins Deutsche Studentenfürsorge Prag (Krakauergasse 16), 1933. Preis in Ganzleinen geb. 60 Ktsch. 367 S.

Der Herausgeber, dem wir bereits die im gleichen Verlage erschienene „Sudetendeutsche Anthologie" verdanken, hat es auch hier geschickt verstanden, das Allerbeste in einer hübschen Anordnung zu vereinigen. Nach schriftdeutschen Stücken von B. Brehm, P. Krasnopolski, O. Kraus, H. Multerer, W. Pleyer, J. Rößler, K. H. Strobl, H. Watzlik, O. Winicky u. a. und drei Stücken im Brünner Deutsch folgt eine reichhaltige Auswahl aus der heiteren Mundartdichtung des Gebietes mit der umfangreichen „Schlesischen Gruppe" an der Spitze, an die sich der Schönhengstgau, die mittelbayrische Gruppe (Böhmerwald und Südmähren), die nordwestböhmische Gruppe (Erzgebirge), die Iglauer Sprachinsel und die nordbayrische Gruppe (Egerland) anschließen. Man staunt über die Fülle von heiterem und dabei volkstümlichem Erzählgut und von lustigen Dichtungen, die wir Sudetendeutsche besitzen. Das treffliche Buch gehört in jedes sudetendeutsche Haus.

M. Mayer, Wein. Verlag J. Oppelt's Neffe, Prag 1933.

Dieses mit gelungenen Karrikaturen gezierte Buch wurde von der Prager Weingroßhandlung J. Oppelt's Neffe anläßlich ihres 110jährigen Bestandes herausgegeben. Kellermeister M. Mayer besorgte die Ausgabe, Mitarbeiter waren 37 Schriftsteller aus Prag und dem sudetendeutschen Gebiet, darunter auch K. H. Strobl mit einer heiteren Schilderung einer „Weinlese an der Elbe" (Czernosek), H. Watzlik u. a.

Adolf Horner, Ba uns dahuim. G'schichtla u Gedichtla. Verlag Adam Thoma, Falkenau a. d. Eger 1933. 166 S.

Wieder einmal ein köstliches Mundartbuch, das aus der Masse weit emporragt, weil es nichts Gekünsteltes, sondern reine Natur darbietet und auch nicht in der üblichen Mischung von Mundart und Schriftsprache gehalten ist, sondern in unverfälschter Mundart, auf deren gute und genaue Schreibung viel Gewicht gelegt ist. Neben Erzählungen finden sich Gedichte, die zum Teil bereits vertont wurden. Alles eignet sich ausgezeichnet für Vorträge, namentlich bei Egerländer Heimatabenden. — Vom gleichen Verfasser ist die zuerst in der Monatschrift „Unser Egerland" veröffentlichte Dorftragödie in Egerländer Mundart „Närrn" nun auch im Sonderdruck erschienen.

Dr. Gerhard Eis, Die Quellen für das Sanctuarium des Mailänder Humanisten Boninus Mombritius. Eine Untersuchung zur Geschichte der großen Legendensammlungen des Mittelalters. „Germanische Studien". Heft 140. Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin 1933. Preis 5 Mark 40. 137 S.

Diese gründliche Untersuchung kommt zu dem überraschenden Ergebnis, daß der Mailänder Humanist und Hagiologe Boninus Mombritius in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts das „Große österreichische Legendar" (Magnum Legendarium Austriacum) als die wichtigste Quelle für sein Sanctuarium verwendet hat. Damit wird mit dem alten Irrtum aufgeräumt, als ob gerade in der Legendendichtung die deutschen Lande viel aus Italien empfangen hätten. Der Verfasser vermutet sogar, daß auch der Italiener Jakobus von Varago für seine Sammlung „Legenda

Digitized by Google

aurea", die bisher als Hauptquelle deutscher Legenden galt, das österreichische Legendar benützt hat.

F. Pleyer, Weigends Ratgeber im Verkehre mit den Behörden. Verlag der Buchdruckerei C. Weigend, Teplitz-Schönau 1933. Preis 15 Ktsch. 127 S.

Wer dieses staunend billige Buch, das viele Gesuchsmuster enthält und genaue Angaben über alle Eingaben, über Stempel, Gebühren u. a. macht, besitzt, braucht keinen kostspieligen Helfer mehr beim Abfassen von Gesuchen und Eingaben, sowie im Verkehr mit den Ämtern und Behörden. Hier findet er alles klar, übersichtlich und gebrauchsfertig angeordnet.

Dr. Jiří Horák, Národopis československý (Tschechoslowakische Volkskunde). II. Band von „Československá vlastivěda" („Tschechoslowakische Heimatkunde"), S. 305—472 und S. 607 f. Verlag „Sfinx" B. Janda, Prag 1933.

Prof. Horák von der tschechischen Universität in Prag, der heute die führende Stellung in der tschechischen und slowakischen Volkskunde einnimmt, hat mit dieser sachlich und sprachlich gleich trefflichen Geschichte der tschechischen und slowakischen Volkskunde ein schon lange entbehrtes Werk geliefert, das jeder zur Hand nehmen muß, der einen Einblick in die volkskundliche Arbeit der Westslawen gewinnen will.

* * *

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). — Das 1. Heft 1933 enthält das von F. Boehm zusammengestellte, 1298 Nummern umfassende Verzeichnis der von J. Bolte in den Jahren 1882—1933 veröffentlichten Schriften als Festgabe zum 75. Geburtstage (11. Feber 1933) Boltes.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bremen). — In Heft 1/2 des Jahrgangs 1933 beginnt A. Spamer, dessen Assistent H. Bellmann seit Jahren eine Geschichte der europäischen Tätowierung vorbereitet, mit einem lehrreichen Beitrag „Die Tätowierung in den deutschen Hafenstädten".

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — Im 2. und 3. Heft beschäftigt sich G. Fischer mit seiner großen Entdeckung der „Einzelgänger", die wir oben (S. 46) völlig abgelehnt haben. Wie nun auf S. 39 zugegeben wird, ist das Wort Einzelgänger selbst schlecht gewählt und deckt sich nicht mit dem Begriffsinhalt. Aber auch dieser ist nach unserer Ansicht am Schreibtisch ausgeklügelt und entspricht in keiner Weise den wirklichen Verhältnissen der Gegenwart. Uns in eine Polemik einzulassen, wäre zwecklos; denn ein „Ewig-Gestriger", der mehr als 30 Jahre sich nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde betätigt hat, hat dies einem reinen Theoretiker gegenüber, dessen Name im volkskundlichen Schrifttum vor etwa drei Jahren aufgetaucht ist, kaum nötig bei einer Frage, über die nur ein guter Kenner des Volkes urteilen kann. Voraussetzung für eine Polemik ist übrigens auch Genauigkeit im Zitieren. Die fehlt bei G. Fischer. In unserer Besprechung hieß es: „Der Verfasser scheint die Beobachtungen im Volke selbst gemacht zu haben. Sonst würde er wissen, daß jeder Einödbauer, dann auch der Bauer im Haufendorf und Reihendorf und schließlich jeder Bauer in einem gewissen Sinne, gerade so wie der Müller oder Schmied, ein Einzelgänger ist." G. Fischer schreibt auf S. 94: „Außerdem, meint Jungbauer weiter, sei mir, wohl weil ich offenbar nie Beobachtungen im Volke gemacht hätte, entgangen, daß auch der Bauer ein Einzelgänger ist." Hier ist die wichtige Beifügung „in einem gewissen Sinne" einfach unterschlagen. — Das 3. Heft enthält einen für die Zeitungssagen wertvollen Beitrag von O. Görner über „Volkskunde und Tageszeitung", das 4. Heft eine Abhandlung von H. Dittrich über den Namen Rübezahl. Die neue Deutung des Namens: Rübelzagel = (du) Rübel (Teufel) bist ein Zagel (dummer Kerl) wird wohl nicht viel Zustimmung finden.

Hessische Blätter für Volkskunde (Gießen). — Im 32. Band (1933) veröffentlicht A. Wesselski eine Untersuchung „Das Märlein von dem Tode des Hühnchens und andere Kettenmärlein" und liefert damit wesentliche Ergän-

Digitized by Google

zungen und Berichtigungen zu dem 2. Teil der Kettenmärchenstudien von M. Haavio (FF Communications Nr. 99).

Die Singgemeinde (Kassel). — Das 6. Heft (August-September) 1933 ist das letzte. Mit der Eingliederung des Volksliedes und der Volksmusik in den Aufgabenkreis des Reichsbundes Volkstum und Heimat gehen die bisherigen Zeitschriften „Die Singgemeinde" und „Der Kreis" (früher „Musikantengilde") in die neue Zeitschrift „Musik und Volk" auf, die der Reichsbund herausgibt.

Die Dorfgemeinschaft (Frankfurt a. M.). — Die letzten Hefte enthalten außer dem Beitrag „Zur Psychologie der Bauernsiedler des Ostens" von G. Jungbauer die Aufsätze „Um die Erhaltung der Volkstrachten" von R. Helm (7. Heft), „Siedlung, Volkstum, Erziehung" von H. Hause u. a.

Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg (Regensburg). — Der 83. Band (1933) bringt den fesselnden Beitrag „Der Prädikant Philippus Ludovicus aus Tirschenreuth (1587—1667), Begründer der Reformierten Gemeinde in Maastricht". Dieser Kalvinist, der vorübergehend auch zweiter Hofprediger in Prag war, entstammte einem seit dem 14. Jahrhundert in Eger ansässigen Geschlechte.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). — Zweites Septemberheft: F. A., Nationalwirtschaftliche Chronik der Tschechoslowakei.

Schaffen und Schauen. Mitteilungsblatt für Kunst und Bildungspflege in der Wojewodschaft Schlesien (Kattowitz).

Das 10. Heft des 9. Jahrgangs (1933) enthält folgende Beiträge von A. Karasek-Langer: Volksglauben in den deutschen Sprachinseln Galiziens; Neue Sagen aus der Sandetzer Sprachinsel in Westgalizien; Kleinere Beiträge zur Spruchdichtung der Deutschen in Galizien; Deutsche Kinderspiele aus Falkenberg im Bez. Dobromil, Mittelgalizien; Zur Flurnamenforschung in den deutschen Sprachinseln Galiziens; Burschenbünde und -rechte in den Pfälzersiedlungen Galiziens; Ein deutschböhmisches Weihnachtsspiel aus Flehberg in Ostgalizien (Flehberg, 1842 entstanden, ist eine Tochtersiedlung von Mariahilf, das von Böhmerwäldlern aus der Gegend von Bergreichenstein begründet wurde).

Volkswart. Vierteljahrsschrift für deutsche Volkstumspflege in Südslawien. Herausgeber: Schwäbisch-Deutscher Kulturbund in Novisad (Neusatz). Jahrespreis mit Einschluß der Beilage „Unsere Schule" 4 Mk.

Im letzten Vierteljahr 1932 begann diese neue Zeitschrift ihr Erscheinen, die den geistigen Mittelpunkt für das gesamte Kulturleben der Deutschen Südslawiens bildet und auch die Volkskunde berücksichtigt. Dem 2., 3. und 4. Heft liegen hübsche farbige Trachtenbilder bei.

Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte (Wien). Die soeben erschienenen Nr. 175—178 und 179—182 des VIII. Bandes zeichnen sich wieder durch den fesselnden Inhalt aus: Stimmen zur deutschen Revolution 1933; Ende des Liberalismus; Ostorientierung des nationalen Deutschland; Illegitime und legitime Geschichtsschreibung (Von Emil Ludwig zu Hugo Ball) u. a.

Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad). — Aus dem Inhalt der letzten Hefte: E. G. Kolbenheyer, Die volksbiologischen Grundlagen der Freiheitsbewegung; H. Sturm, Das deutsche Lied in Alt-Joachimsthal (Heft 6); O. Kallina, Das sudetendeutsche Problem; G. Schlögl, Bodenbewegung und Volksbewegung (Heft 7).

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen (Prag. — Aus dem Inhalt von Heft 1/2 des 71. Jahrgangs (1933): J. Kern, Der gegenwärtige Stand der Heidensteinforschung; A. Gnirs, Das Zollrad (Rad aus Holz oder Stein, auf einem Pfeiler oder Sockel als Wegzeichen aufgerichtet, bisher als Sühnkreuz gedeutet).

Sudetendeutscher Flurnamensammler (Prag). — In Nr. 6 berichtet E. Schwarz über den Fortschritt der Sammlung von Ostern 1932 bis Ostern 1933 und H. Lipser bespricht „Vorgeschichtliches in unseren Flurnamen".

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Chodská 2a.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

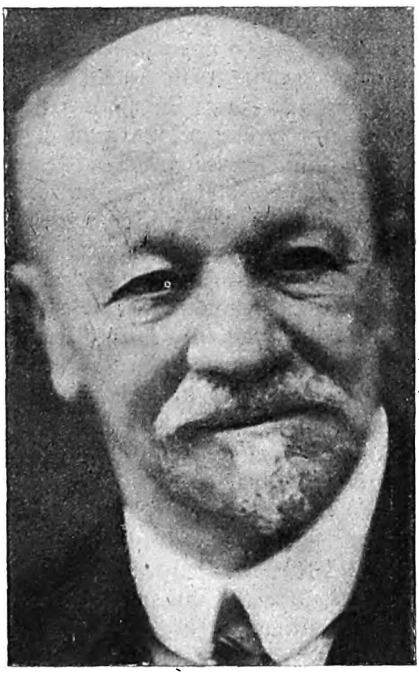
Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

6. Jahrgang 1933 — 5./6. Heft

Viktor Heeger

Von Prof. Dr. Emil Popp

In der schlesischen Volksdichtung nimmt Viktor Heeger eine hervorragende Stelle ein. Sowohl seine Vielseitigkeit als auch sein äußerer Erfolg



sind erstaunlich. Seine Dramen sind weit über tausendmal aufgeführt worden und seine erzählenden Werke werden in Zehntausenden von Exemplaren gelesen. Seine mundartlichen Schriften sind über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannt und überall in der Welt, wo Schlesier wohnen, wird der Name Viktor Heegers mit Liebe und Ehrfurcht genannt. Diese weite Verbreitung verdanken seine Werke vor allem dem hohen sittlichen Ernst des Dichters und seiner Kraft der Darstellung, die ihn mit

Digitized by Google

innerer Notwendigkeit dazu drängt, das, was er erlebt und gesehen hat, künstlerisch zu gestalten. Wohl ist der Stoffkreis der Heegerschen Dichtung nur klein: das schlesische Dorf und der schlesische Wald sind seine Schauplätze; schlesische Bauern und Jäger, Holzfäller und Handwerker sind seine Helden. Aber diese Beschränkung ist gewollt. Sein oberstes Ziel ist es immer gewesen, echtes schlesisches Volkstum darzustellen, den Schlesier zum Bewußtsein seiner Eigenart zu bringen und diese durch Bewahrung von Mundart und Väterssitte und -brauch zu erhalten und vor fremden Einflüssen zu schützen. Durch Herkunft und Erziehung war er wie kein zweiter dazu berufen.

Viktor Heeger wurde am 28. April 1858 als zweiter Sohn des fürstbischöflichen Forstgeometers Moritz Heeger in Zuckmantel in Schlesien geboren. Sein Vater stammte aus Wels in Oberösterreich und war nach Absolvierung der Forstakademie in Mariabrunn in die Dienste des Fürstbischofs von Breslau getreten. Er wirkte in verschiedenen Orten Schlesiens und vermählte sich hier auch mit der Freiwaldauer Bürgerstochter Anna Reinold. Auf die Entwicklung des Knaben wurde der Vater von größtem Einfluß. Bei jedem Wetter nahm er ihn mit in den Wald, zeigte ihm Blumen, Bäume und Tiere und lehrte ihn schon früh, nützliche und schädliche Geschöpfe unterscheiden. Er machte ihn auch mit den Lebensgewohnheiten des Wildes bekannt und ließ ihn im Gewitter ein herrliches Naturschauspiel bewundern. Furcht und Ekel blieben dem Kinde fremde Begriffe. So erweckte der Vater in unserem Dichter schon in der frühesten Kindheit Verständnis und Liebe zur Natur und Heimat; er erzog ihn zu einem scharfen Beobachter und bis heute sind Heeger praktischer Sinn, furchtlose und offene Art und natürliche Ungezwungenheit eigen.

Sein Vater starb leider schon 1864, im sechsten Lebensjahre des Dichters. Seine Mutter blieb mit drei Söhnen zurück. Ihre kleine Pension reichte kaum für das Notwendigste aus. Deshalb übersiedelte sie ein Jahr später nach Troppau, wo sie Studenten in Kost und Quartier nahm und so auch den Unterhalt ihrer eigenen Familie bestritt. Im selben Jahre trat Heeger in die erste Klasse der Troppauer Hauptschule ein. Doch die enge Schulstube machte dem an die Freiheit des Waldes gewöhnten aufgeweckten und begabten Jungen nur wenig Freude. Das Kriegsjahr 1866 brachte neue Not über die Familie. Die Schulen wurden gesperrt. Dadurch verlor die Mutter jede Erwerbsmöglichkeit. Die zunehmende Teuerung verschlechterte die Lage der Familie immer mehr. Unterernährung war die Folge. Das furchtbare Cholerajahr 1867 warf die Mutter dauernd aufs Krankenlager, von dem sie drei Jahre später der Tod erlöste. Heeger war jetzt vollends auf die Hilfe edler Menschen angewiesen, auf Freitische und Unterstützungen. Doch trotz Not und Entbehrungen aller Art kämpfte er sich durch. Seine Mittellosigkeit zwang ihn, ein kurzes Brotstudium zu wählen, und so trat er 1872 aus der dritten Klasse der Troppauer Realschule in die Lehrerbildungsanstalt ein.

Von dieser Zeit ab verbrachte Heeger seine Ferien alljährlich in der Familie seines Oheims Julius Schulz, fürstbischöflichen Försters in Her-

Digitized by Google

manastadt. Diese Ferienaufenthalte sind für den Schriftsteller Heeger von größter Bedeutung. Sie brachten ihm jene genaue Kenntnis des Dorflebens, wie sie uns aus seinen Schriften entgegentritt. Sein alter Oheim war ein lebhafter, aber schwächlicher Mann, der dem anstrengenden Dienste eines Forstmannes nicht mehr recht gewachsen war und sich deshalb gerne von seinem jungen Neffen vertreten ließ. So kam Heeger mit den alten, knorrigen Jägern der Umgebung in nähere Berührung, lernte die Schätze und Schönheiten des heimatlichen Waldes kennen und freundete sich auch mit dem niederen Forstpersonal an, mit den Waldarbeitern und Beerensammlern, die den lustigen frischen Jungen bald liebgewannen, ohne eigentlich seinen Namen zu kennen. Er war ihnen einfach „Scholz Jägersch Fittor". Oft brachte Heeger ganze Tage lang bei den Holzfällern in den Bergwäldern des Hohen Urlich zu, aß und schlief mit ihnen in den rohgezimmerten Rindenhütten, lauschte ihren urwüchsigen Gesprächen und Erzählungen und sprach mit ihnen in ihrer Mundart, als ob er zu ihnen gehörte. Häufig begleitete ihn seine Base, die „Märla-Marie", eine ältere, zur Phantastik neigende Jungfer, die allerhand Schauergeschichten, Märchen und Sagen wußte, die die Klagen und Zwiegespräche der Toten auf dem Kirchhofe hörte und von jedem Wegkreuz eine gruselige Geschichte erzählte, auch alle Lieder und Tänze der Gebirgler kannte und alle Truhen nach alten schlesischen Hauben und Trachten durchstöbert hatte. Sie vermittelte dem Dichter auch zuerst die Sage von der Burg Koberstein.

Aber auch in der Wirtsstube und auf der Kegelbahn, auf dem Kirchenchor und bei Dorffesten betätigte sich Heeger. Er war überall dabei und lernte überall ein Stück schlesischen Volkstums kennen.

Inzwischen hatte Heeger bereits die Lehrerbildungsanstalt verlassen. Durch mehrere Jahre wirkte er, zuerst in Groß-Herrlitz, später in Freudenthal, als Unterlehrer, Lehrer und Bürgerschullehrer. Mit Liebe und Verehrung hingen seine Schüler an ihm und bewahren ihm bis heute ein dankbares Angedenken. Daneben betätigte er sich auch in der Öffentlichkeit als Mitglied zahlreicher Vereine, in denen er oft eine hervorragende Rolle spielte. In vorbildlicher Weise wirkte er für die Volkserziehung und Volkswohlfahrt[1]). Nach seinem frühzeitigen freiwilligen Ausscheiden aus dem Schulleben wurde er Eigentümer und Leiter des „Mährisch-schlesischen Jagdblattes" und gehörte von 1897 bis 1900 als Abgeordneter dem Wiener Reichsrat an. Später war er durch viele Jahre als Wanderlehrer verschiedener Schutzvereine tätig. Seit 1920 hat sich Heeger vom öffentlichen Leben zurückgezogen und wohnt nun fern vom Getriebe der Menschen und dem Zank und Hader der Parteien hoch oben in seinem Koppenhaus bei Gräfenberg. Eine Zeitlang erschienen in der Troppauer „Deutschen Post" seine „Koppenbriefe", die die Verbindung des freiwilligen Einsiedlers mit der Außenwelt herstellen sollten. Eine Auswahl dieser Koppenbriefe soll demnächst in Buchform im Verlage Adolf Drechsler in Troppau erscheinen.

[1]) Einige Angaben darüber sowie über die politische Tätigkeit Heegers in dem Aufsatz von Erwin Weiser: Viktor Heeger. A Blumepuschn zun Siebzichsten. Freudenthaler Ländchen, 8. Jahrgang, Folge 4, S. 25 ff.

Digitized by Google

Wiederholt wurde Heeger durch ehrende Aufträge ausgezeichnet. So wurde er als Mitarbeiter der „Österr.-ungarischen Monarchie in Wort und Bild" gewonnen und hat die Aufsätze über das Jagd- und Fischereiwesen in Mähren und Schlesien besorgt. Zur 700-Jahrfeier der Stadt Freudenthal im Jahre 1913 wurde er mit der Herausgabe der Festschrift betraut u. v. a. m. Seine zahlreichen Aufsätze und Geschichten, die in verschiedenen Zeitungen u. a. verstreut sind, auch nur zu erwähnen, würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen. Nur seine in Buchform erschienenen Dichtungen sollen eingehender behandelt werden.

Der erste schriftstellerische Erfolg Heegers waren die „Geschichten vom alten Haiman"[2]). Vater Haiman ist Erbrichter und Gemeinderat eines schlesischen Dorfes. Er besitzt Mutterwitz und praktischen Hausverstand, ist sicher in seinem Urteil, urwüchsig und natürlich in seinem Benehmen und in seiner Sprache. Verstellung und Ziererei sind ihm fremd. Er ist immer stilecht und will nichts sein als Bauer. Deshalb weigert er sich ebenso hartnäckig, den Fürsten im Zylinder zu empfangen[3]), wie er sich auch nicht davon abbringen läßt, in seinen „Bokladanan" nach Wien zu fahren[4]). Er steht mit beiden Füßen auf dem Boden seiner Heimat, festgefügt und aufrecht wie ein Baum des schlesischen Waldes. Seine warme Herzlichkeit gewinnt ihm nicht nur die Liebe und Achtung aller Dorfbewohner; auch bei der „Herrschaft" ist er ein gern gesehener Jagdgast. Denn die Jagd ist sein Hauptvergnügen. Sie läßt ihn manchen Ärger und sogar sein Alter vergessen. Nur ein Schmerz fällt ihm schwer auf die Seele, daß er keine eigenen Kinder hat. Doch kommt seine urgesunde Art auch darüber hinweg und als er seinem langjährigen Knecht seinen Besitz fast wie eine Schenkung übergeben hat, ist er restlos glücklich in dem Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben[5]). Nie schläft er besser, als wenn er jemandem eine Freude gemacht hat. Mit einem Wort, er ist „änne kreuzgude Seele" und macht immer gute Miene zum bösen Spiel. Sein goldener Humor hilft ihm über manches große und kleine Mißgeschick hinweg und er nimmt es auch nicht krumm, wenn sich die andern auf seine Kosten unterhalten. Wenn „a unzeitiger Nieser" ihn um den schönsten Rehbock bringt[6]), oder wenn er vom „Schneppastrieh" ohne Schnepfen nach Hause kommt, weil ihm vorher die „Pottermelch" allzu gut geschmeckt hat[7]), haben die Gäste der Jägerstube für lange Zeit Gesprächsstoff. Trotz seiner 60 Jahre und seines „Gechtreißens" ist er zu jeder Unternehmung zu haben und wenn dabei auch das Gelächter der andern meist auf seine Kosten geht, wirkt er doch niemals als lächerliche Figur. Nicht selten werden ihm Possen gespielt, die er mit gutem Humor erträgt und gelegentlich auch wieder heimzahlt. Insbeson-

[2]) In erster Auflage 1885 bei J. M. Thiel, Freudenthal, erschienen; jetzt in erweiterter Auflage, 11. bis 12. Tausend. Mit Bildern von dem akademischen Maler Richard Aßmann. W. Krommer, Freudenthal, 1926.

[3]) Gesch. v. alten Haiman, Wie de Pariser Mode amol of'n Mest kom, S. 775 ff.

[4]) Ebd., De Wiener Reise, S. 118 ff.

[5]) Ebd., De Kommerjompfer. S. 178 ff.

[6]) Ebd., S. 8 ff.

[7]) Ebd., Om Schneppastrieh, S. 66 ff.

Digitized by Google

dere der „Adjunkte, der flemische Karla", leistet auf diesem Gebiete Hervorragendes. Immer erweist sich Heeger als Anwalt des natürlichen Volkswitzes. Köstlich ist es, wenn der Adjunkt die Angst Haimans vor dem Zollamt ausnützt und ihm 20 Gulden abknöpft, mit denen er am nächsten Sonntag die Gäste der Jägerstube freihält[8]), oder wenn er dem „Voter Meinswägn" auf der Fahrt zur Jagd alle alten Weiber des Dorfes zum Spalier schickt[9]). Bei der Leichtgläubigkeit Haimans wird es ihm auch nicht schwer, ihm einzureden, daß der Wiener „Schulterekter" verrückt ist[10]). Auch die „Enfolenze"-Psychose[11]) ist das Werk des „grienen Eilenspiegels". Am schönsten zeigt sich die treuherzige und stets hilfsbereite Art Haimans, als ihm der Adjunkt mit seinem Freund Stenzl die Entlassungskomödie vorspielt[12]). Daß Haiman auch vom Jägerlatein etwas versteht, hat er oft Gelegenheit zu beweisen, doch noch häufiger als einen „Lügensechser" muß er einen „Talkenzwanziger" in die „Lügenbex" zahlen, weil er nicht selten „äne rechtige Lüge glabt"[13]).

Neben Vater Haiman, der in seiner steten Hilfsbereitschaft, in seiner behaglichen Selbstzufriedenheit und Güte an den Onkel Bräsig gemahnt, sind die lebendigsten Gestalten des Buches der gutmütig-beschränkte Zilinderpauer, der geschäftstüchtige und dabei doch auf das Wohl seiner Gäste bedachte Radetzke-Tones und der an Eulenspiegel erinnernde Adjunkt. Es fehlt den Anekdoten um Vater Haiman auch gelegentlich nicht an psychologischer Vertiefung. Vorwiegend aber handelt es sich um Situationskomik. Und gerade darin liegt des Dichters Meisterschaft. Er versteht es ausgezeichnet, packende Situationen zu schildern. Alles macht er uns sichtbar und greifbar. Jede Bewegung der Personen ist von lebendigster Anschauung durchtränkt. Man sieht, der Dichter hat seine Leute gerne, er freut sich an ihren Erlebnissen, immer ist er ganz bei der Sache. Er liebt das Dorfleben mit ganzer Seele und daraus fließt seine Erzählerfreude, die sich am schönsten in der letzten Geschichte dieses Buches, in der „Wolfohrt of Maria-Helf"[14]), offenbart. Das ganze Dorf beteiligt sich daran. In langem Zuge schreitet die Prozession an uns vorüber: die Schulkinder und die jungen Burschen und Mädchen in ihrem Sonntagsstaat, der eingehend geschildert wird, die Musikanten mit ihren unterschiedlichen Instrumenten, von der Klarinette bis zum „Pumperdon", die Bauern und die „Tratschmuttan". Keiner ist vergessen, weder die „Fritsch-Fläscheren" noch der „Fürbater". Alles wird verbildlicht, wozu sich die plastische Ausdrucksweise der Mundart besonders eignet. Oder kann man etwas anschaulicher ausdrücken als „do summten de alden Tratschmuttan zunner nei wie de Brummfliegen of a Honichschniete" oder „de Schärze log brät druf wie a Kärmeskuchen". So weiß sich Heeger den unerschöpflichen Bilderreichtum der Mundart und

[8]) Ebd., Ane Jäd eim Prei'schen, S. 141 ff.
[9]) Ebd., De goldiche Hochzet, S. 188 ff.
[10]) Ebd., De Kneipkure. S. 94 ff.
[11]) Ebd., De Enfolenze, S. 160 ff.
[12]) Ebd., Weihnachten, S. 104 ff.
[13]) Ebd., De Jägerstub, S. 14 ff.
[14]) Ebd., S. 200 ff.

Digitized by Google

der volkstümlichen Ausdrucksweise zunutze zu machen. Darauf beruht die Anschaulichkeit des Heegerschen Stiles. Seine meisten Erzählungen sind in der Mundart abgefaßt, aus der Mundart heraus gedacht und konzipiert. Wohl ist die Wortform nicht immer echt; das erklärt sich zum Teil aus der durch die Verwendung unserer gebräuchlichen Schriftzeichen bedingten ungenauen Wiedergabe der mundartlichen Laute. Aber Redewendungen und Wortstellung sind durchaus ursprünglich und wer es unternähme, eine Syntax der schlesischen Mundart zu schreiben, könnte die Heegerschen Dichtungen als verläßlichstes Quellenwerk benützen. Echt volkstümlich ist auch die häufige Verwendung von Verkleinerungsformen, wie „mei liebes Freindla, dos Bäkla" u. s. f. Auch daraus erkennt man, mit welcher Liebe Heeger die geschilderten Personen und Dinge umgibt.

Dasselbe innige, persönliche Verhältnis hat Heeger auch zur Natur. Aus seinen Naturschilderungen weht uns die Naturnähe des Primitiven an, der personifiziert und in Wald und Busch, in Baum und Strauch, in Tier und Pflanze seinesgleichen sieht. Auch die Gegenstände und Vorgänge in der Natur werden der Vorstellungswelt des Bauern und Jägers eingegliedert. So wie seine Erzählungen vor allem durch die Handlung wirken, so löst er auch Naturschilderungen in Handlung auf[15]).

Mit besonderer Vorliebe schildert Heeger dörfliche Feste. Die Wallfahrt nach Maria-Hilf mündet in ein Volksfest, „'s Nonnefeier" wird zu einer lustigen Fasselpartie[16]) und auch die goldene Hochzeit Haimans wird trotz seines Widerstrebens als Volksfest gefeiert. Zahlreich sind die Feste in kleinerem Kreise in der Jägerstube. Immer dienen sie uns dazu, die Personen zu verlebendigen und zu veranschaulichen. Dabei spielt das Essen und Trinken eine große Rolle. Haiman sagt selbst: „De Arbt, der Pusch, a gutts Harze, ang regelrechtes Assen und Trenken, dos sein de fenf Saftla für a urntliches Lebenselexiere". Man fühlt sich an das eß- und trinkfreudige 16. Jahrhundert erinnert, wenn man Heegers realistische Darstellungen liest.

Heeger ist der Dichter des schlesischen Dorf- und Waldlebens, nicht aber des eigentlichen Bauernlebens. Nie zeigt er uns die Bauern bei ihrer Arbeit, auch haftet ihnen ihre Arbeit nicht an. Haiman kutschiert einige Male, wirft wohl auch ein Heufuder um und schaut sich gelegentlich das von den Sommerfrischlern zertrampelte Gras an. Das ist aber auch alles. Nur selten führt uns der Dichter auf das Feld, nie durch eine Wirtschaft oder in den Stall. Gerade das, was dem Bauern sein Selbstbewußtsein gibt, was sein Ansehen und seinen Wert ausmacht, schildert Heeger nicht. Nie macht sich ein Bauer Sorge um den Viehstand oder um die Ernte. Auf die Schilderung des Besitzes und der Freude am Besitz verzichtet Heeger. Aber in der Schilderung urwüchsigen, bäuerlichen Humors ist er unübertroffen.

Der große Erfolg der Haiman-Geschichten ermutigte den Dichter, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Und bald erschien ein zweites

[15]) Ebd., De Gebärgspartie, S. 47 ff; De Schlietenfohrt, S. 83 ff.
[16]) Ebd., S. 137 ff.

Digitized by Google

Bändchen heiterer Geschichten aus dem schlesischen Dorfleben: „Köpernikel und Arnika“[17]). Von der früheren Sammlung unterscheidet sich diese vor allem dadurch, daß die darin enthaltenen Geschichten in keiner Weise zusammenhängen und sich deshalb umso eher als Vortragsstoffe eignen. Sie weisen dieselben Vorzüge wie die Haiman-Anekdoten auf. Eine Reihe von ihnen zeigt wie diese nur die Freude am Humor, an dem derben, köstlichen Volkswitz. Herzlich lachen müssen wir über den Kimmel-Färschter, der incognito zum Jägerball fährt und unterwegs ebenfalls ganz incognito nur durch seine Donnerstimme einen Holzdieb in die Flucht schlägt[18]). Köstlich ist auch der Baudenschabernack des Pater Franz und der „guden Seele“[19]). In einer andern Geschichte schildert der Dichter die feine, aber scharfe Rache „Teschlerfranzens“ an den „Krappelfrassern“[20]). Die Anekdote „Hüben ond Drüben“[21]) gemahnt an mittelalterliche Schwänke, die in ihrer übermütigen Heiterkeit auch das Heiligste nicht verschonen. Der alte Scholz Förster sagt nach seinem Tode dem Petrus im Himmel seine Meinung „wägn dan elendichen Sauwater bei ens ei der Schlef'“ und wäre dafür trotz der Fürsprache der heiligen Hedwig fast aus dem Himmel in die Hölle geflogen, wenn nicht der Herrgott selber sich seiner angenommen hätte. Daß das Ernsteste und Lächerlichste oft knapp nebeneinander liegt und daß auch ein Begräbnis manchmal nicht ohne Komik ist, zeigt die Erzählung „Der letzte Gruß“[22]). Als die Jäger das schwarze Seidenhäubchen der Frau Oberförster unter dem Kopf des in seiner Uniform aufgebahrten Nitsche Hegers sehen, konnte auch, „de ehrwärdichste Trauerstemmung . . . . nie Stand halten“. Ein Prachtstück in seiner Art ist die Tiergeschichte von der Zeugung, den Untaten und dem unrühmlichen Ende des „Höllenhondes“[23]). In anderen Erzählungen tritt ein lehrhafter Zug stärker hervor. Wie der Langer Dokter mit einem „Haarwuchsmittel“ den „Fliegen-Flor“ vom Geize heilt[24]) oder wie die Studenten den „Flaschla-Dokter“ kurieren[25]) ist ebenso heiter wie die Geschichte von den „Laderäppeln“[26]), mit denen der Friedensengel in Fox-Franzens Häuslichkeit einzieht. Wie in volkstümlichen Fabeln muß die Handlung selbst belehrend wirken.

Auch bei diesen Geschichten liegt der Reiz in der frischen und lebendigen Erzählung. Alle tragen sie den Stempel des Erlebnisses an sich. Die Typen sind aus eigener Anschauung gezeichnet. Die Stoffe liefert dem Dichter „der gruße schlesche Lebensgorten“; er hat manchmal „ach awing Pfaffer drübergestaubt“. Viele Tage hat Heeger in den muffigen Stuben der Dorfbevölke-

[17]) Köpernikel und Arnika. Geschichten ond Gedichtla aus der deutschen Schlef'. Mit Bildschmuck von Fritz Raida. Dritte veränderte und vermehrte Auflage. Schlesische Verlagsanstalt W. Krommer, Freudenthal, 1923.
[18]) Ebd., Incognito, S. 7 ff.
[19]) Ebd., A lostiger Bänbruch, S. 38 ff.
[20]) Ebd., De Krappelfrasser, S. 72 ff.
[21]) Ebd., S. 82 ff.
[22]) Ebd., S. 102 ff.
[23]) Ebd., S. 32 ff.
[24]) Ebd., Fliegen-Flor, S. 14 ff.
[25]) Ebd., Wie der Flaschla-Dokter koriert wurd, S. 46 ff.
[26]) Ebd., S. 24 ff.

Digitized by Google

rung zugebracht und dabei hatte er Gelegenheit, manche echt schlesische Charaktergestalt zu studieren, so den „Hartkopf, den Sinierer, den Streithansel, den Jähzipfel, den Friedliebenden ('s Lammla), den Redseligen, den Schweigsamen, den Noblen wie den Schmutzian, das Arbeitstier wie den Faulpelz, den Lügenbeutel wie den unentwegt Wahren, den Freigeist wie den Betbruder u. a." Sie alle treten uns in seinen Erzählungen wieder entgegen.

Sie alle versammelt der Dichter zum letzten Male in seinem jüngsten Werk, das zu seinem 70. Geburtstag erschienen ist, in seinem „Schubert Schmied"[27]). Es ist zweifellos die reifste Frucht seines Schaffens. Ist früher Heeger selten über die Situation hinausgekommen, so erhebt er sich jetzt zu psychologischer Charaktergestaltung. Eine schlesische Dorfgeschichte nennt er das Werk. Dazu fehlt ihm allerdings die einheitliche Konzeption. Auch diesem Werk haftet der anekdotische Zug an. Es ist ein buntes Bilderbuch aus dem Leben eines schlesischen Dorfes, das die erschütterndsten Tragödien enthüllt, die durch heitere Intermezzi unterbrochen werden. Nur durch den Titelhelden werden sie lose zusammengehalten. Der Schubert Schmied ist eine festgefügte, eigenartige Persönlichkeit, sich immer gleichbleibend und durch nichts aus seiner Bahn zu werfen, und gerade durch diese Unveränderlichkeit, durch sein Beispiel wirkt er. Er ist selten aktiv. Wohl greift er manchmal ratend und helfend in die Geschehnisse ein, ist sich aber immer der Unmöglichkeit bewußt, die Welt oder die Menschen nach seinem Sinne zu ändern. Er ist von tiefer Ehrfurcht vor dem Leben überhaupt und dem Eigenleben des Nächsten erfüllt und so ist sein Rat nie ein Besserwissenwollen, sondern stets nur der Versuch, alles zum Guten zu wenden. Die erschütternde Tragödie des Schwarzer Leopold, die mit zwingender Notwendigkeit vor uns abrollt, kann er ebenso wenig aufhalten, wie er auch die schädigenden Einflüsse der „Gifthütte" nicht verhindern kann. Der armen Opfer aber nimmt er sich an und wird der selbstlose Waisenvater des Dorfes. Mit feinem Humor und liebevoller Anteilnahme schildert der Dichter das segensreiche Wirken der Schubertleute in den beiden höchsten Instanzen von Wolfsdorf, im „Schubertsegen" und im „Schwurgericht", wo die Dorf- und Familiengeschichte gemacht wird.

Neben den Schubert Schmied tritt eine Fülle von plastisch gezeichneten Gestalten, von denen jede einzelne durch Lebenskraft überzeugt. Jede Szene ist voll Leben und Anschaulichkeit und die Tendenz unaufdringlich. Die Darstellung ist knapp und objektiv. Das Werk ist in der Schriftsprache abgefaßt, nur in den direkten Reden bedienen sich die Personen ihrer Mundart. Der mundartliche Stil Heegers ist im allgemeinen besser als sein schriftsprachlicher. Denn gerade was in der Mundart bildhaft und urwüchsig wirkt, klingt in der Schriftsprache leicht gesucht und geziert.

Schon der „Schubert Schmied" hebt Heeger weit über das Niveau zahlreicher anderer Mundartdichter hinaus und verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Dasselbe gilt auch von seinem Epos „Der

[27]) Schubert Schmied. Eine schlesische Dorfgeschichte. Buchschmuck von Adolf Zdrazila. W. Krommer, Freudenthal.

Digitized by Google

Kobersteiner"[28]). Seit 1895 schon trug sich Heeger mit dem Plan, die Sage von der Burg Koberstein, deren Ruinen den sogenannten Schloßberg in der Nähe von Reihwiesen krönen, dichterisch zu behandeln. Mit feinem künstlerischen Geschmack wählte er dazu die Form der poetischen Erzählung in Versen. Als im Jahre 1907 den Dichter die Folgen eines Unfalles zu längerem Aufenthalt im Krankenhaus zwangen, fand er Muße, die bereits vollendete Dichtung einer letzten genauen Durchsicht zu unterziehen, wobei ihn die befreundeten Professoren der Brünner Staatsgewerbeschule, Josef Schwarz und Josef Matzura, unterstützten. Ein Jahr später erschien die Dichtung im Verlage „Deutsches Haus" in Brünn.

„Der Kobersteiner" ist das Schwanenlied der übermütig-kecken und verwegenen Urlenritter, die in ihrem zügellosen Freiheitsdrange jedem Recht und jeder Ordnung trotzen. Ein jeder ist sich selbst Gesetz, mit Hab und Gut und Leib und Seele muß der Schwächere ihnen dienen. Sie müssen einer höheren Gesellschaftsordnung weichen, in der der einzelne zum Wohl des Ganzen sich beschränken muß. Der Vorkämpfer dieser neuen Zeit ist Hans von Würben. Zwischen diesen beiden Mächten steht Waldemar vom Koberstein, der durch Gesinnung und Charakter zum Freunde Würbens geschaffen ist; doch treibt ihn Tradition und mehr noch verschmähte Liebe in die Arme der Raubritter. So wird er zum tragischen Helden. Eine Reihe von packenden Bildern zeigt das wechselvolle Glück der Fehde. Aber alle Tapferkeit der Ritter wird von schlichter Bürgertugend überstrahlt. Die treue Anhänglichkeit des alten Wiesner, der den Untergang des Kobersteiners unaufhaltsam kommen sieht und ihn nicht überleben kann, ist ein düsteres Gegenstück zu der arbeitsfreudigen Tüchtigkeit Meister Rothers und Frau Mariens. Der Edelmut Ansbarts, der seinem Gegner das Leben rettet, findet seinesgleichen nur in Bruder Reinhards reinem Menschentum, das sich aus wilder Lust und heißer Leidenschaft emporgerungen und Böses nur mit Gutem lohnt.

Wunderbar einheitlich ist auch der Aufbau des Gedichtes. Ein düsterer Mollakkord gibt die Grundstimmung des Werkes an, zu der der trochäische Rhythmus der Verse wohl paßt. Schwere Wolken ziehen sich um den Koberstein zusammen. Unheimlich geistert der Seehirt um die Burg, schwer fallen die Mahnungen des alten Wiesner dem Burgherrn auf die Seele. Der folgende strahlende Morgen verscheucht die Gespenster der Nacht. Das fröhliche Gelage bei der Wurzelmühle, die Siegeszuversicht der geeinten Urlenritter läßt uns den bösen Spuk vergessen. Umso entsetzlicher klingt das gräßliche Hoho des Seehirten bald darauf bei der Jagd. Wohltuend empfängt uns nach diesem Grausen der Friede der Rother-Schmiede. Vertrauend blicken wir auf die edle Gestalt des Würbeners und gerne überlassen wir uns dem Liebreiz seiner schönen Tochter. In dieser Umgebung erscheint uns auch der Kobersteiner nicht mehr als der Gezeichnete, dem Untergang Geweihte. Mit Hans von Würben bedauern wir, daß diese beiden Männer

[28]) Der Kobersteiner. Eine Sage aus den Mährisch-schlesischen Sudeten. Druck und Verlag von Friedrich Irrgang, Brünn 1908; jetzt ebenfalls im Besitz von W. Krommer, Freudenthal.

Digitized by Google

nicht Freunde sein können, und wir können Bertas harte Worte über Waldemar kaum verstehen. Erst jetzt ist er endgültig für die Sache der Urlenritter gewonnen. Die Ereignisse folgen einander nun rasch. Seyffried wird gefangen und befreit; der Tod des armen Atzler, das Schicksal Violettas und der Frau Reinhards drängen zur Entscheidung und das Geschick des Koberſteiners erfüllt sich mit zwingender Notwendigkeit. Wohl gestattet sich der Dichter auch einige derbere Effekte, aber jede Szene ist so voll Leben, daß er den Leser immer in seinen Bann schlägt und zum Miterleben zwingt. Kampfszenen gelingen ihm ebenso gut wie Idyllen. Einigemale wechselt der Rhythmus, sich der jeweiligen Stimmung anpassend. Die wenigen lyrischen Einlagen ergeben sich ungezwungen aus der Situation. Die Verse sind glatt, die Wortstellung natürlich, der Stil einfach und schlicht. Die Darstellung ist durchaus objektiv wie in seinen Prosaerzählungen. Die Sage vom Seehirten fügt sich organisch in die Geschehnisse ein. Der Dichter hat in Archiven und Bibliotheken Quellenstudien unternommen und hat insbesondere die Berichte über die Fehden der jeweiligen Bischöfe von Breslau und der Herzöge von Schlesien mit den verwegenen Raubrittern im mährisch-schlesischen Sudetengau seiner Darstellung zugrunde gelegt. Leider sind die dem Buche beigegebenen Bilder ganz ungeeignet und der Verbreitung des Werkes eher hinderlich. Der Freund Heegers, der schlesische Maler Adolf Zdrazila, der auch den „Schubert Schmied" mit Originalholzschnitten versehen hat, hat Skizzen von der aus dem Grundriß der Ruine Koberstein rekonstruierten ehemaligen Burg gezeichnet, die prächtige Illustrationen für eine Neuausgabe abgäben. Doch ist eine Neuauflage des Werkes leider bisher an dem hohen Risiko gescheitert.

Den größten Erfolg hat Heeger als Dramatiker errungen. Immer stand ihm als oberstes Ziel vor Augen, die schlesische Mundart lebendig zu erhalten und ihr in Dorf und Stadt zu der ihr mit Recht zukommenden Wertschätzung zu verhelfen. Die großen Erfolge der Exl-Bühne brachten ihn auf den Gedanken, auch die Bühne diesem Zwecke dienstbar zu machen. Oberlehrer Gustav Parg aus Reihwiesen, wo Heeger öfter den Sommer verbrachte, half ihm bei der Verwirklichung dieses Zieles. In den Jahren von 1909 bis 1912 führte Parg, der sich auch selbst dichterisch betätigte, mit einigen Burschen und Mädchen heitere Stücke und Schwänke auf. Doch bald stellte sich der Mangel an echten schlesischen Volksstücken ein. So ergab sich für Heeger die Notwendigkeit, selbst solche Stücke zu schreiben. Im Herbst 1911 machte er sich frisch an die Arbeit. Schon im nächsten Jahre wurde sein erstes schlesisches Volksstück „Die Wunderkur"[29]) von den Reihwiesnern geprobt und gelangte im Jahre 1913 am Troppauer Stadttheater unter außergewöhnlichem Beifall zur Uraufführung. Seitdem wurde es an verschiedenen Orten der Sudetenländer und auch in Wien über 500mal aufgeführt.

[29]) Die Wunderkur. Schlesisches Volksstück in 2 Akten und einem Nachspiel mit schlesischem Volkstanz. 4. Auflage. W. Krommer, Freudenthal, 1930.

Digitized by Google

Als Dramatiker will Heeger unterhalten und belehren zugleich. Im Mittelpunkt des Stückes steht die innere Wandlung des Riegerpauers, eines reichen Geizhalses und Wucherers, der es auch mit der ehelichen Treue nicht immer genau genommen hat. Er wird gar arg von der Gicht geplagt und tyrannisiert das ganze Haus. Da er zu geizig ist, in ein Bad zu gehen, bestellt er die kräuterkundige Schäferin zu einer Kur. Als er in ihr seine ehemalige Magd wiedererkennt, die er in niederträchtigster Weise verführt und dann ihrem Elend überlassen hat, kommt ihm seine Schlechtigkeit mit erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein. An ihrem Beispiel lernt er auch den Wert treuer Freunde in der Not schätzen und die Sehnsucht nach mitfühlender Anteilnahme erlöst ihn aus seiner Isolierung und macht ihn erst zum wahren Familienvater. Das Motiv wirkt fast wie die Umkehrung von Anzengrubers „G'wissenswurm". Wie dort das Opfer seiner Jugendsünde die Gewissensbisse des weichen Grillhofer beschwichtigt, so steht hier die Schäferin wie das leibhaftige mahnende Gewissen vor Rieger und erweckt in ihm den Menschen. Er hat erkannt, daß das Glück darin besteht, andere glücklich zu machen, und so kann er seiner Tochter es auch nicht mehr verwehren, ihren Jäger zu heiraten. Nur humoristischen Zwecken dient das Intermezzo Ignatz-Seffe, das nach mancherlei Verwicklungen zu einem glücklichen Ende geführt wird. Auch mit den Sommerfrischlern wird Friede geschlossen und Stadt und Land versöhnen sich. Im Nachspiel wird die Taufe von Riegers Enkel gefeiert. Schlesische Bauerntänze und Lieder unterbrechen die zahlreichen Reden. Eine Reihe alter Gebräuche wird vorgeführt, der Volkswitz treibt die schönsten Blüten. Das letzte Wort hat die „Wunderdokterin", die Arbeitslust, Rechtschaffenheit und Heimatliebe preist, und mit einem Heil auf das Schlesierland klingt das Stück aus. Eine terngesunde Auffassung des Volkes tritt uns aus dem Stück entgegen. Die Zeichnung des bäuerlichen Milieus ist realistisch und immer überzeugt die innere Wahrheit der zu typischer Geltung gesteigerten Charaktere.

Denselben rücksichtslosen Realismus zeigt auch das zweite Drama Heegers, „Der Pfeifla-Schuster"[30]), das an die besten Stücke Hans Sachsens erinnert. Auch hier ist die belehrende Tendenz unverkennbar. Die zänkische Burgi, die aus dem Heim des Friede-Schusters ein Höllenhaus gemacht hat, bringt der Teufelsspuk zur Einsicht, daß man „ein Hauskonzerte de Saiten nie zu schorf sponne" darf. Und auch der Friede-Schuster wird von seiner Vorliebe für die Damenschusterei geheilt, als er erfährt, daß die Frau Amalie ihre Schönheit und Jugendlichkeit aus Glatz und Neiße bezieht. Alle Beteiligten kommen schließlich zur Erkenntnis, daß ohne Vernunft und Friede Liebe und Treue nicht gedeihen können und daß eine Ehe, in der Liebe und Treue fehlen, zur Hölle werden muß.

Auch die übrigen Personen sind frisch aus dem Leben gegriffen: der gutmütig-beschränkte Knoblich und seine dumm-stolze Frau Amalia, der faule, behäbige Wirt und die resolute Line, der trotz seiner Anlagen zum Windbeutel treuherzige Steffan und der in seiner Lausbubenhaftigkeit

[30]) Der Pfeifla-Schuster. Schlesisches Volksstück in 3 Aufzügen mit einer Verwandlung. 3. Auflage. W. Krommer, Freudenthal.

Digitized by Google

unverwüstliche Lehrjunge. Das Milieu in der Schusterwerkstatt ist ebenso realistisch gezeichnet wie die Szenen in der Wirtsstube, wo sich die Männer ihr Leid klagen und das Lied vom „bitterbiesen Weib" singen. Der Dialog ist lebhaft, rasch fortschreitend, dramatisch. Schlag auf Schlag folgt Rede auf Gegenrede. Es ist gesprochene Mundart, kein Wort ist nur gedacht. Alles ist geschaut und mit plastischer Sicherheit ausgedrückt. Das gilt für den „Pfeifla-Schuster" wie für „Die Wunderkur". Immer kommt die echt volkstümliche Schaulust auf ihre Rechnung. Selbst Regungen des Gemütes werden in plastischer Schau dargestellt, wenn einer „a Essichfrasse zerrt" oder sich „spreizt wie a gollischer Gauderhohn". Seine Vergleiche sind ebenso treffsicher wie humorvoll. Wenn Rieger vom Jäger ohne Gewehr sagt: „do stieht dar Jomerkarla do wie a Geige ohne Fiedelbogen oder wie a Wähn ohne Reder" oder wenn Friede von seiner magern Frau behauptet: „do kloppert dos gonze Knochenwark wie a Kochläffelmäste", so müssen wir unwillkürlich lachen. Heiter wirken auch die an Gryphius gemahnenden Wortwitze, wie Emerenzia und Bummeranzia oder Rigorosum und Riegeroserl u. a.

Auch im historischen Drama hat sich Heeger nicht ohne Glück versucht. Sein „Hans Kudlich"[31]) ist bereits in vierter Auflage erschienen. In drei packenden Bildern läßt er das Leben des Bauernbefreiers an uns vorüberziehen. Das erste Bild führt uns in das Elternhaus Kudlichs. Halb Kind noch, wird er Zeuge der Not, der Bedrückung und Rechtlosigkeit des Bauernstandes. Mit dem Freimut und der sich selbst vergessenden Leidenschaftlichkeit der Jugend verteidigt er die Menschenrechte der Bauern gegen den Burggrafen, daß der alte Kudlich mit Stolz auf den künftigen Advokaten des Bauernstandes blickt. Im zweiten Akt tritt Kudlich als Wahlwerber auf. Mit zündenden Worten gewinnt er die Stimmen der deutschen und böhmischen Bauern. Er erweist sich als Sozialpolitiker großen Stiles. Mit Geschick versteht es Heeger auch, die Wählermassen in Bewegung zu setzen und mit Leben zu erfüllen. Die Gruppierung der Parteien wird sichtbar und mit Spannung erwarten wir das Ergebnis der Wahl. Das dritte Bild zeigt uns Kudlich auf der Flucht. Er nimmt zärtlichen Abschied von seiner kranken Mutter, als Apostel der Gerechtigkeit und Menschenliebe geht er in die Fremde. Jede Szene ist mit Leben und Handlung erfüllt. Eine Fülle von Personen und Details ergeben ein lebensvolles Bild jener bewegten Zeit. Nirgends läuft die Darstellung leer, jede kleinste Einzelheit verrät dichterische Kraft und birgt dramatische Spannung. Des Dichters Darstellung fußt auf Hans Kudlichs Buch „Rückblicke und Erinnerungen" und auf persönlichen Mitteilungen seiner nächsten Verwandten. Das Drama wurde 1913 begonnen und vollendet, in demselben Jahre, in dem der Held des Stückes seinen 90. Geburtstag feierte. In einem Anhang stellt der Dichter die wichtigsten Daten aus dem Leben Hans Kudlichs und seiner Familie zusammen.

[31]) Hans Kudlich. Ein schlesisches Bauernstück aus der Robotzeit in drei Akten. Nach Aufzeichnungen und Angaben Dr. Hans Kudlichs frei bearbeitet. 4. geänderte Auflage. W. Krommer, Freudenthal, 1931.

Digitized by Google

Das letzte Drama Heegers ist „Das Kind“[32]), das durch die „Erste schlesische Bauernbühne“ in Wien uraufgeführt wurde. Es würde zu den besten Leistungen des Dichters zählen, wenn nicht das allzu wohl berechnete Strafgericht Gottes am Schluß es in seiner künstlerischen Wirkung stark beeinträchtigen würde. Heeger nennt das Stück eine Bauernkomödie, doch ist es eher ein erschütterndes Sittenbild mit Ansätzen zu höchster Tragik. Was wir in den erzählenden Werken Heegers vermißt haben, hier ist es: echte Bauernpsychologie. Hier werden wir an die Wurzeln des Bauernstandes geführt, zum Besitz, der immer die Treue hält, auch wenn die Menschen falsch sind, zum Hof, der die Besitzer in seinen Bann schlägt und entpersönlicht, der bleibt, auch wenn die Herren wechseln. Die alte Röslerin in ihrer Strenge ist die Verkörperung jenes Bauernstolzes, der sich unschwer über moralische Bedenken hinwegsetzt, wenn es um den Hof geht. Es ist weder Eigennutz noch Geiz, der sie leitet, sie unterliegt jener dämonischen Urgewalt, die von Grund und Boden ausgeht. Darin aber liegt ihre Tragik, daß sie sich gezwungen sieht, sich mit ihrem erbschleicherischen Bruder, den sie verachtet, zu verbinden. Denn erst dadurch wird das Testament zum „Gaunerstecke“. Sie ist hart wie Stein, weder der Tod des Sohnes noch das Unglück des Bruders können ihr Tränen entlocken. Trost und Mitleid bedeuten für sie eine Kränkung. Erst als ihr Bruder ihr Geheimnis preisgibt, ist ihre Kraft gebrochen und ihr Stolz gebeugt. Auch Emma ist stolz; ihr Stolz aber fließt aus dem Bewußtsein ihres persönlichen Wertes. Sie fühlt sich in ihrer Menschenwürde verletzt, als sie erfährt, welch schändliches Spiel mit ihr getrieben wurde. Mutig nimmt sie den Kampf mit der Röslerin auf und unerschrocken geht sie den Weg, den ihr ihr Herz weist.

Die Gedichte Heegers[33]) sind nicht zahlreich. Meistens sind sie erzählenden Inhalts. Vorwiegend bestehen sie aus vierzeiligen Strophen mit der Reimstellung abcb, doch auch gekreuzte Reime kommen vor; einige sind in Reimpaaren abgefaßt. Der Rhythmus ist gewöhnlich jambisch. Die Reime sind sorgfältig und die Sprache natürlich und ungekünstelt. Der Inhalt ist durchaus heiter und anekdotenhaft mit häufig scharf zugespitzter Schlußwirkung. Rein lyrische Gedichte sind selten. „De Lieb hot Goot derfunden“[34]) erinnert an Roseggers „Darf i's Dirndl lieben“. „Mei griene Schlef'“[35]), in der Vertonung von J. Bernauer und das nach einer alten Volksweise zu singende schriftdeutsche Gedicht „Ein deutsches Paar“[36]) sind zu Volksliedern geworden. Das an Klaus Groth gemahnende „'s schienste Lied“ hat in das Deutsche Lesebuch von Bernt-Lehmann-Weps für Mittelschulen[37]) als Probe schlesischer Mundart Aufnahme gefunden.

[32]) Das Kind. Eine schlesische Bauernkomödie in 3 Aufzügen. 1. Auflage. W. Krommer, Freudenthal.

[33]) Die meisten in Köpernikel und Arnika, S. 111 ff. Einen selbständigen Gedichtband hat Heeger nicht veröffentlicht.

[34]) Ebd., S. 128 f.

[35]) Mähr.-schlesischer Volkskalender 1928, S. 108, W. Krommer, Freudenthal.

[36]) Als Flugblatt im Verlag W. Krommer, Freudenthal, 1. Aufl., 1909. Vergriffen.

[37]) III. Band, S. 184.

Digitized by Google

Trotz seines hohen Alters ist der Dichter inmitten rüstigen Schaffens. Eben hat er ein neues Dorf-Schauspiel „Drei Mütter" beendet, das der „Ersten schlesischen Bauernbühne" in Wien gewidmet ist und im nächsten Jahre dort zur Uraufführung gelangen soll.

Heegers Dichtung wurzelt in seiner Liebe zur Heimat und zur unverfälschten Eigenart des Schlesiers. Frei von jedem persönlichen Ehrgeiz, war er stets nur darauf bedacht, das Stammesbewußtsein des Schlesiers und seine Heimatverbundenheit zu fördern. Mit Stolz kann der nun 75jährige Dichter bekennen, daß er dieses Ziel erreicht hat. Und seine Schlesier wissen auch, was sie ihm verdanken, wenn sie ihn „unsern Koppenvoter" nennen. Doch darüber hinaus bilden seine Werke einen unschätzbaren Wert für den Volkskundler und den Mundartforscher und für jeden, der sich an urwüchsigem Humor und echtem Volkstum freuen kann. Sie erfüllen den Leser mit der hellen Lebensfreudigkeit und der tiefen Ehrfurcht vor dem Leben und dem guten Kern im Menschen, die ihren Dichter auszeichnen und die die schönsten Früchte reiner Güte und edlen Menschentums sind.

Die Liedertexte Gustav Mahlers

Von **Ernst Klusen** (Krefeld)

Eine musikwissenschaftliche Studie zu Gustav Mahlers Liedern führte den Verfasser zur Untersuchung der Texte. Auch in diesem Punkte ist im Interesse eines besseren Verständnisses Mahlers noch manches zu klären.

Die Quellen. Gleich die erste Frage — nach den Quellen — bei Mahler scheinbar so einfach zu beantworten — stößt auf eine Reihe bis jetzt unbeachteter dunkler Punkte, die im Folgenden lediglich fixiert, aber nicht aufgehellt werden können. Der Grund dafür ist einfach: Eine Aufklärung kann nur aus dem Kreis um Mahler kommen. Aus diesen Kreisen dringt aber nichts an die Öffentlichkeit. Sei es, daß das biographische Quellenmaterial für eine künftige Publikation aufgespart wird, sei es, daß jene Punkte auch dort nicht klargestellt sind.

Die landläufige Annahme — nach den Biographen Specht und Stefan — geht dahin, Mahler habe mit 28 Jahren „Des Knaben Wunderhorn" kennen gelernt, und von diesem Zeitpunkte ab erfolgten die Kompositionen der Wunderhornlieder. Vor der Bekanntschaft mit dem Wunderhorn hätte Mahler seine Texte selbst gedichtet oder die von ihm angegebenen Quellen benutzt. (Ein Lied ist als „Volkslied" bezeichnet und wird weiter unten genauer betrachtet.) Nun hat Stefan auf Mitteilung eines Lesers in einer späteren Auflage seines Mahlerbuches die Feststellung machen müssen, daß das erste Lied eines fahrenden Gesellen: „Wenn mein Schatz Hochzeit macht" ein Volkslied ist und im „Wunderhorn" steht. Es ergibt sich nun die Frage: Hat Mahler die Wunderhorn-Sammlung eher kennen gelernt oder ist ihm das Lied auf eine andere Weise zugekommen? Der erste Fall ist auszuscheiden, denn der Eindruck, den Mahler vom Wunderhorn empfing, und der Einfluß dieser Liedersammlung war so stark, daß nicht gut

Digitized by Google

anzunehmen ist, Mahler hätte bei seiner ersten Bekanntschaft mit dem Buch nur dieses eine Lied vertont und ein halbes Jahrzehnt später wäre die Sammlung erst in ihrem vollem Umfang wirksam geworden. Die Vermutung liegt nahe, daß dieses Lied Mahler aus dem Volksliedgut seiner Heimat zugekommen ist — ein Zufall, daß es auch im Wunderhorn steht. Eine andere Feststellung mag diese Vermutung stützen. Der Mittelteil des Liedes „Ach Blümlein blau" ist von Erk-Böhme in der Niederlausitz und in angrenzenden Landschaften festgestellt worden. Leicht ist es möglich, daß dieses Lied — zufällig in der Niederlausitz aufgezeichnet — auch in anderen Landschaften heimisch war — und Mahler zugekommen ist. In diesem Falle käme das heimatliche Volkslied als Quelle in Frage. Die Beziehung Mahlers zum Volkslied seiner Heimat wird weiter unten in einem besonderen Zusammenhang dargestellt.

Eine weitere Unklarheit liegt noch in der Anzahl der Lieder eines fahrenden Gesellen. Im allgemeinen ist man der Ansicht: 4. So berichtet auch Stefan auf Grund seines Einblicks in die älteste Partitur. Jedoch hat man bis jetzt Mahlers eigene Bemerkung in einem Brief an Fritz Löhr (Nr. 23 der Sammlung) übersehn, in dem es heißt: „Meine Wegtafeln: Ich habe einen Zyklus Lieder geschrieben, vorderhand 6, . . ." Es ist nicht bekannt, welches diese sechs Lieder gewesen sind. Die vier Lieder eines fahrenden Gesellen sind um zwei unbekannte vermehrt, jedenfalls zwei Nummern aus dem ersten Heft der „Lieder und Gesänge aus der Jugendzeit", die 1892 erschienen. Auch über die Quellen dieser ersten Lieder ist nichts anderes bekannt als die Angaben Mahlers. Ein Lied ist als „Volkslied" bezeichnet: das dritte des ersten Heftes „Hans und Grete". Einige Wendungen des Textes, wie etwa:

Wer fröhlich ist, der schlinge sich ein,
oder: Und die Lüfte, sie ziehn,

sind in ihrer Gespreiztheit sicher nicht volksliedhaft. Man kann sich da Specht's Vermutung anschließen, welche dahingeht, daß jenes Lied von Mahler gedichtet ist[1]). Vielleicht, so ist hinzuzufügen, nach einem Volkslied. Wäre man sich über die Textquellen der ersten Liederhefte Mahlers klar, könnte man noch zu Ergebnissen bezüglich der anderen, „von Mahler gedichteten" Lieder kommen, deren Abhängigkeit vom Volkslied seiner Heimat vielleicht ähnlich nachzuweisen wäre, wie beim ersten Lied des fahrenden Gesellen. Mit dieser Frage nach der Beziehung Mahlerscher Volksliedtexte zum Volkslied seiner Heimat — erstmalig angedeutet im ersten Lied eines fahrenden Gesellen, hat sich ein Problem aufgetan, welches für den Mahler der Wunderhornlieder nicht ohne Bedeutung ist. Eine sonderbare Feststellung ist da zu machen: Aus dem umfangreichen Liedgut dieser Sammlung wählte Mahler zu einem guten Teil nur solche aus, die sich im Volksliedgut seiner Heimat feststellen ließen. Eine Gegenüberstellung von Mahlers Texten und Volksliedern ergibt folgendes Bild:

[1]) Auch Natalie Bauer-Lechner macht in ihren „Erinnerungen an Gustav Mahler" eine ähnliche Andeutung.

Digitized by Google

Mahlers Texte.	Volkslied.
1. Wir genießen die himmlischen Freuden (Vierte Sinfonie)	a) Wir genießen die himmlischen Freuden. Durch ganz Bayern und Böhmen, auch als Schluß eines Weihnachtsspiels. b) Wenns im Himmel tanzen schoun, dann scharpan d'Engelsschouh U Cäcilia schlagt ja dann D'Urgl dazuo. Ähnliche Vierzeiler, wie überhaupt die Vorstellung des Bauernhimmels durch ganz Bayern und Böhmen. (Hruschka-Toischer.)
2. Röslein roth.	a) „Röslein roth" in Niederrochlitz aufgezeichnet. (Nach Erk-Böhme.) b) Röslein roth. Im Riesengebirge. (Nach Jungbauer.)
3. Schildwache Nachtlied.	a) [:Ich kann:] nicht schlafen. b) Schatz mein Schatz reis' nicht so weit von hier. Beide Lieder in verschiedenen Fassungen verbreitet. (Jungbauer, Hr.-T.)
4. Trost im Unglück.	a) Wohlan die Zeit ist kommen. (Von Erk-Böhme in Schlesien aufgezeichnet.) b) Einzelne Strophen im Riesengebirge aufgezeichnet. (Nachweis bei Jungbauer.) c) Ähnlicher Text in Hr.-T's. Volksliedern.
5. Bald gras ich am Neckar.	a) Bald gras ich am Neckar. Überall verbreitetes Volkslied. (Jungbauer.) b) „Was hilft mir mein Grasen", Vierzeiler aus Iglau. c) Bald gras ich am Acker. (Ähnlicher Vierzeiler. (Beide nach Hr.-T.)
6. Wo die schönen Trompeten blasen.	a) Einzelne Strophen dieses Liedes durch ganz Böhmen. „Wer ist denn draußen." b) „Sie stand wohl auf und ließ ihn ein." c) „Wein' nicht, wein' nicht, mein Schätzelein."

Digitized by Google

7. Die Gedanken sind frei.	a) Die Gedanken sind frei. Im Riesengebirge aufgezeichnet. (Nach Jungbauer.)
8. Straßburglieder.	In verschiedenen Fassungen durch ganz Böhmen.

Diese Gegenüberstellung ist merkwürdig. Sie darf als Zeugnis der Verbindung Mahlers mit der Volksmusik seiner Heimat genommen werden[2]). Es fehlen der Forschung Anhaltspunkte, inwieweit diese Verbindung bewußt ist. Soweit man ähnliche Beobachtungen aus dem Musikalischen als Analogon heranziehen kann, muß es sich um weitgehende, unterbewußte Zusammenhänge handeln. Einige Vermutungen können ausgesprochen werden. Ausgeschlossen ist, daß durch diese Feststellungen der Quellenwert des Wunderhorns gemindert wird. Dagegen spricht zu deutlich Mahlers eigenes Zeugnis[3]). Aber ein anderes ist möglich. Im dritten Jahrzehnt seines Lebens fand Mahler dieses Volksliederbuch — von diesem Zeitpunkt ab nahm er seine Liedtexte fast ausschließlich daraus. Deutet das nicht darauf, daß etwas in ihm bereit lag, dieses Volksliedgut zu empfangen? Tendenziöse Apperzeption nennt's der Psychologe. Es ist zum großen Teil Volksliedgut seiner Heimat. Wirken hier nicht alte, unbewußte Beziehungen? Dämmert nicht die Kinderzeit mit den Spielen, Tänzen und Gesängen im Iglauer Wald herauf?

Ich glaube nicht, daß alles bewußt wurde — aber das Wesentliche wirkt oft unbewußt — und unbewußt traf er die Auswahl, traf er alte Lieder, längstverklungene aus seiner Kinderzeit[4]).

Wenn dem aber so ist, dann dürfte eines klar sein: Ein solcher Nachweis von der Verwurzelung Mahlers im heimatlichen Volkslied festigt die Überzeugung, daß Mahlers Textwahl nicht auf eine geschickte Vorausahnung der kommenden Mode und geschickte Konjunkturausnutzung beruhte[5]). Auch ist es nicht so, daß Mahlers dürrer Intellekt — so meint man gerne — sich an diesem frischen Gut erst zur Musikalität beleben mußte, — die enge Verbundenheit mit dem Volksliedgut seiner Heimat — im

[2]) Es ist wohl kaum darauf hinzuweisen, daß die Angaben der Fundorte fast nie jene Stelle umgrenzen, in denen das Lied ausschließlich lebt, sondern daß es meist der Ort der — zufälligen — Aufzeichnung ist. In gleichen oder ähnlichen Fassungen findet es sich in der näheren und weiteren Umgebung. Deshalb wurden auch Lieder berücksichtigt, die nicht in der nächsten Umgebung von Iglau aufgezeichnet sind.

[3]) „... wenn ich bis zu meinem 40. Lebensjahre meine Texte ausschließlich aus dieser Sammlung gewählt habe." (Brief an Karpath. Nr. 230.)

[4]) „Etwas anderes ist es, daß ich mit vollem Bewußtsein von Art und Ton dieser Poesie (die sich von jeder „Literaturpoesie" wesentlich unterscheidet und beinahe mehr Natur und Leben — also die Quellen aller Poesie — genannt werden könnte) mich ihr sozusagen mit Haut und Haar verschrieben habe." (Ebd.)

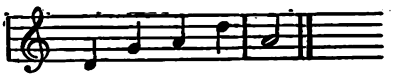
Anm.: „Natur und Leben", heißt das nicht auch Kinderzeit und Jugend? Und gerade Mahler hat sehr oft seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, daß die wesentlichen Eindrücke in den Jahren der Kindheit empfangen werden.

[5]) „Und daß ich, der lange Jahre wegen meiner Wahl verhöhnt wurde — schließlich den Anstoß zu dieser Mode gegeben habe, ist außer Zweifel." (Ebd.)

Digitized by Google

Musikalischen weit über das hier im Textlichen angedeutete Maß hinausgehend — spricht für die Natürlichkeit seines Empfindens und für die Echtheit seines Erlebens. Einige andere Beziehungen Mahlerscher Lieder zum heimatlichen Volksliedgut sind noch anzudeuten.

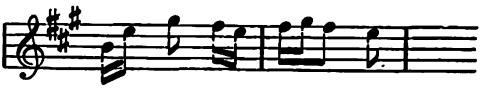
Das zweite Kindertotenlied Mahlers beginnt mit einer Melodie, welche einem tschechischen Volkslied entstammt.



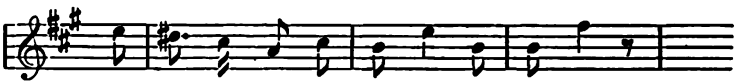
Dieses Mahlerlied von den toten Kindern ist nicht nur musikalisch, sondern auch textlich in Verbindung mit dem Volkslied zu bringen, denn auch jenes Lied ist ein Volkslied, spricht vom toten Janko, der unter Rosmarin begraben liegt. Eine recht interessante assoziative Verbindung von Text und Musik! Beispielhaft zeigt dieses Lied, wie eine im Unterbewußtsein liegende Volksmelodie durch ihren Text, der gewisse inhaltliche Beziehungen zu dem von Mahler vertonten Rückert-Texte hatte, nach vielleicht jahrelangem Vergessen wieder auftauchte. Auf diese Weise mag sich manche Volksmelodie, welche die musikalische Untersuchung im Werke Mahlers feststellte, aus der Volkskunst in Mahlers Musik hineingefunden haben.

In manchen Fällen ist die Bemerkung zu machen, daß Mahlers Liedtexte von deutschen Deklamationsgesetzen aus betrachtet, schlecht deklamiert sind. Ganz im Gegensatz zu H. Wolf „klebt er nicht am Rhythmus" (des Gedichtes) und anders wie bei ihm sind seine Lieder „von der Melodie her" determiniert. So berichtet N. Bauer-Lechner in ihren „Erinnerungen" Mahlers Aussprüche. Einige typische Beispiele unkorrekter Deklamation sollen hier folgen.

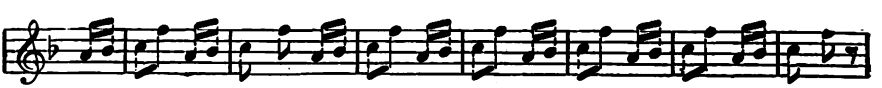
„Verlorene Müh'" (Wunderhorn I.)



„Trost im Unglück", (Wunderh. I.)



„Wer hat das Liedlein erdacht?" (Wunderh. I.)



Diese Beispiele lassen sich noch vermehren. Es erscheint sonderbar, daß man gerade bei dem Jünger Wagners eine solche Vernachlässigung des

Digitized by Google

Sprachrhythmus findet. Erklärlich wird diese Tatsache nur durch den Hinweis, daß hier eine viel tiefere, unterbewußte Schicht Mahlerscher Kunst offenbar wird, als die sich später bildungsmäßig angeeigneten Grundsätze Wagnerscher Textdeklamation: das ihm als Erbmasse und starker Eindruck der Kinderzeit gegebene Volkslied.

Denn typisch mährische und böhmische Volksliedrhythmen sind es, die hier auftauchen. So stark wirken sie nach, so intensiv drängen sie zur Oberfläche, daß die genaue Deklamation des Wagnerjüngers (die er für seine Lieder in Anspruch nimmt) darunter leidet.

Erwähnenswert ist ferner, daß Mahler an den Stellen, wo er selbst dichtet, sich zu gewissen Eigentümlichkeiten seines heimatlichen Volksliedes findet. Man denke an die freirhythmischen Zeilen der Lieder eines fahrenden Gesellen und an die Assonanzen, die statt der Reime hin und wieder auftreten. So rücken Zeilen wie der Schluß des ersten Gedichtes (von Mahler geändert):

Singet nicht, blühet nicht.
Lenz ist ja vorbei. Alles Singen ist nun aus.
Des Abends, wenn ich schlafen geh,
denk ich an mein Leid,

in unmittelbare Nähe des Volksliedes seiner Heimat, wie es sich in dem folgenden Liede (aus der handschriftlichen Sammlung des Seminars für deutsche Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag) darstellt:

Du hast mich wollen a su sehr betrügen
Daß du auch hast können bei mir liegen
Hast mir nichts gebracht als lauter Lüge
Und der Eltern Haus nicht haben wollen.

Die Beziehungen zwischen Mahlerschen Liedtexten (besonders der aus dem Wunderhorn entnommenen Lieder) und den Volksliedformen der Heimat Mahlers sind aber noch zahlreicher. So finden sich „Wechsel" und "Refrainstrophe" sowohl bei Mahler wie auch im Volkslied Böhmens und Mährens. Bei Mahler findet sich der Wechsel, die Unterhaltung zweier Personen als Formprinzip:

Der Schildwache Nachtlied,
Verlorne Müh',
Wo die schönen Trompeten blasen,
Starke Einbildungskraft.

Die Refrainstrophe findet sich bei Mahler in der für das Volkslied seiner Heimat charakteristischen Steigerungsform, bei welcher der variierte Refrain die Entwicklung des Liedes weiter treibt und so höchst spannungsvolle Formen schafft[6]). Das packendste Beispiel einer solchen Form ist ohne Zweifel das „Irdische Leben", Nr. 5 des ersten Wunderhornbandes. Doch dürften auch Lieder wie „Antonius Fischpredigt" mit dem Refrain:

[6]) Diesen Hinweis verdanke ich der Mitteilung des Herrn Univ.-Prof. O. Zich, Prag.

Digitized by Google

Kein Predigt niemalen,
Den Karpfen (Hechten usw.) so gefallen,

und das „Lied des Verfolgten im Turm" mit dem Kehrreim: Die Gedanken sind frei, hieher zu setzen sein, Zeichen vielleicht einer halbverschütteten, nicht bewußt gewordenen tiefen Beziehung zur heimatlichen Volkskunst. Und wenn R. Specht, Mahlers verständnisvoller Erklärer, im Vorwort zu einer Ausgabe der Wunderhornlieder sagt, in ihnen wäre noch ein Stück Volk lebendig, so mögen die obigen Zeilen als der Versuch einer realen Darstellung dieser aus der ästhetischen Betrachtung gewonnenen Ansicht gelten.

Die Barzdorfer Moralität

Von **Leopold Schmidt**, Wien

Analytische Einzeluntersuchungen scheinen dem heutigen Stande der Volksschauspielforschung in dem Sinne am meisten angemessen zu sein, als sie die Möglichkeit gewähren, in der großen Zahl der gesammelten Texte und Nachrichten kritisch Umschau zu halten und sichtender Weise späteren gewiß weiterblickenden Forschungen von synthetischem Charakter eine gewisse Basis in Hinblick auf Herkunfts-, Verbreitungs- und Zusammengehörigkeitsverhältnisse der Einzelspiele zu schaffen. Diese Zielrichtung bei der Behandlung von Einzelspielen löst zugleich auch die Volksschauspielforschung aus ihrer Abhängigkeit von rein philologischen Methoden und fördert den Zusammenhang mit den übrigen Zweigen der Volkskunde, wo die Behandlung des Einzelobjektes gleichfalls durch die weitere Rücksicht auf Zusammenhänge, auf Herkunft und Verbreitung gegeben erscheint. Bei wirklicher Vollhaftigkeit eines Kulturgutes dürfte sich stets seine Einordnungsfähigkeit als Charakteristikum ergeben, die doppelseitige Bestimmtheit durch Eigenwert und durch Wertigkeit als Vertreter von Gruppen und Gattungen. Im Sonderfall des Volksschauspieles wachsen von hier aus neue Aufgaben: Erkenntnis und Aufstellung von Spielgruppen und Spielkreisen, Klarstellung von deren Eigenart und Verankerung nach jeder Richtung hin. Als vorläufig gangbarster Weg zu solch umfassenderen Erkenntnissen scheint die derart orientierte Untersuchung des Einzelspieles gegeben zu sein.

Das Barzdorfer Spiel nun wurde zu einer derartigen Betrachtung vor allem aus zwei Gesichtspunkten heraus ausersehen: Unmittelbar wurde das Interesse durch eine Anzahl von Einzelproblemen ausgelöst, weiterhin aber führten diese zu der Erkenntnis, daß das Spiel offenbar einen Schnittpunkt von Spielkreisen darstellt und so zur genaueren Umgrenzung dieser für späterhin Anlaß geben könnte. Beide Gesichtspunkte ergaben sich dabei nicht aus zufälliger Betrachtung, sondern aus der planmäßig vergleichenden Arbeit am deutschen Weihnachtsspiel, wie ich sie seit längerem anstrebe.

Nicht zuletzt kommt die wissenschaftsgeschichtliche Stellung der Barzdorfer Moralität als auslösendes Moment hinzu; in der Verborgenheit

Digitized by Google

ihres Erscheinens[1]), wobei über dem Abdruck der Name eines anderen Spieles steht, ist sie den meisten Forschern offenbar entgangen, obgleich sie sich beim erstmaligen Anblick schon als problemreich zeigen muß. Scheint doch sogar Vogl[2]) den Text nicht gekannt zu haben; nur in der auch sonst auf unserem Gebiete sehr gut orientierenden Darstellung bei Nagl — Zeidler — Castle[3]) findet sich ein Hinweis auf das Spiel. Schon aus diesem Grunde seiner Unbekanntheit und verhältnismäßigen Unzugänglichkeit sollte das Spiel, womöglich zusammen mit den anderen bedeutendsten Spielen der Landschaft neu abgedruckt werden. Wenn sich an eine solche Veröffentlichung dann eine wissenschaftliche Verwertung anschließt und die folgenden Bemerkungen einige Fingerzeige hiezu gewiesen haben, so ist ihr Zweck erfüllt.

Der Herausgeber des Textes, Gustav Pavikowski, gibt in der kurzen Einleitung, die sich eigentlich auf das Braunauer Spiel bezieht, nur einen einzigen Hinweis für die Spieltradition. Er bemerkt, daß angeblich „diese Moralität durch eine vor Jahrhunderten aus Bayern eingewanderte Familie, deren Nachkommen die Aufführung zu leiten pflegten, nach Barzdorf gekommen" sei. Alles weitere ist also nur aus dem Text zu erschließen, von dem wir nicht einmal nachprüfen können, ob der Abdruck eine einigermaßen verläßliche Grundlage darstellt. Jedenfalls — dies sei noch vorweggenommen — soll die folgende Untersuchung nicht auf die Fragen des Braunauer Spieles eingehen, sondern dieses nur so weit als nötig heranziehen. Die Angabe Pavikowskis, daß es durch unsere Moralität angeregt sei, scheint auf keinen besonderen Grundlagen zu fußen. Vogt hat seine Beziehungen zu den schlesischen Spielen, insbesonders zum Herodesspiel vom Heuscheurer Typus klargelegt, von dem es sich fast nur durch einige Stellen der Hirtengespräche unterscheidet.

Statt einer Übersicht über den Gesamtaufbau mag nun hier sogleich die Betrachtung der Einzelteile beginnen, während Zusammenfassendes, daraus erwachsend, den Abschluß bilden mag.

Ohne Prolog beginnt ein Paradeisspiel, das trotz seiner Kürze sieben Figuren aufweist; Gottvater, der Adam erschafft, Adam und Eva, die verführende Schlange und den vertreibenden, unbenannten Engel, sowie die beiden nur monologisierenden Schreckgestalten Tod und Teufel. Die Herkunft des Textes als Ganzes scheint nicht zu klären. Mit dem nächstgelegenen Paradeisspiel, der Szene des Obergrunder Spieles[4]), hat es nur die sowieso evangelisch gegebenen Stellen gemeinsam. Klimke, der alle Paradeisspielfassungen verglich[5]), hat wie die meisten Volksschauspielforscher bisher unser Spiel nicht gekannt. Der Anordnung nach gewinnt die Szene eine gewisse Ähnlichkeit mit der im St. Pöltner Krippenspiel[6]), das im folgenden noch einige weitere überraschende Zusammenhänge damit aufweist. Stilgemäß erweist sich die Szene schon durch den Wechsel von Vers und Prosa als uneinheitlich und wahrscheinlich aus verschiedenen Quellen stammend. Während sich die meisten Versstellen aber anderorts nicht nachweisen lassen, befinden wir uns mit den Worten des Engels

Digitized by Google

„Ich hab bekommen ein Gebot
Von dem allerhöchsten Gott" usw.

auf dem Boden der Texte des Elsaß-Srijem-Typus[7]), dessen bekanntester Vertreter das Oberuferer Spiel ist[8]), wovon nun diese Textspur die bisher nördlichste Verbreitungsstelle darstellt. Dieser erste Hinweis auf einen Zusammenhang mit südlicheren Spielgebieten wird im folgenden noch aufzugreifen sein. Der Monolog des Todes ist in seiner Gesamtheit wohl unbekannt, doch wird hier verschiedentlich mit weitverbreiteten Formeln gearbeitet. Das Auftreten des Todes im Paradeisspiel aber deutet schon an sich darauf hin, daß eine Art von Übergang zu einer bestimmten Gruppe vorliegt, nämlich zu den Nachspielen über den Tod Adams, welche vor allem in Obersteiermark verbreitet sind[9]). Auch die Rede des Teufels scheint darauf zu deuten, daß hier mehr vorhanden war, und zwar ob der Machtgelüste des Teufels, der — nach biblischer Wendung offenbar[10]) — „seinen Stuhl über den Allerhöchsten setzen" will. Entweder gehört das Stück einer ehemals vor dem Paradeisspiel stehenden Szene vom Engelsturz an, oder es handelt sich um den Rest einer Szene, wie sie das Kärntner Paradeisspiel bringt[11]), nämlich ein „höllischer Rat" nach dem Sündenfall, in dem Luzifer seine Pläne verkündigt.

Dicht im Anschluß an das Paradeisspiel steht das „Gericht", der Paradiesesprozeß, also eine jener wenigen Szenen, für die genügend Vorarbeiten bereits bestehen, um sie richtig einordnen zu können. Als sprechende Person treten Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, der Teufel und Gott Vater und Sohn auf, ein Engel beschließt mit einer Lobpreisung. Es handelt sich um jenen Text, der nach Ammanns Untersuchung[12]) direkt aus P. Martin von Cochem herübergenommen wurde. Daher stimmt unser Text — kleine Abweichungen, Auslassungen usw. scheinen mir in solchen Fällen unwesentlich — sowohl mit Obergrund[13]) wie mit der steirischen Spielgruppe [Vordernberg[14]), Mitterndorf[15]), Admont[16]) und Donnersbach[17])] überein. In Kärnten[18]) ist Cochems Prosa in Verse umgegossen[19]). Da Ammanns Arbeit 1893 erschien, so ist es klar, daß er unser Spiel, wie manche der obenerwähnten alpenländischen Fassungen noch nicht kannte. Dagegen hätte die weitere Cochemforschung doch auch hier wohl schon einsetzen können. Leider ist festzustellen, daß Schulte[20]) bei seinem Eingehen auf Cochems Einfluß auf das Volksschauspiel rein nur Ammann ausschrieb, ohne selbst weiter zu forschen. Daher ist die Darstellung bei Schulte, obwohl 17 Jahre nach Ammann erschienen, als die weitaus unzulänglichere anzusehen. — Neben der Herkunftsforschung, die Ammann also recht umsichtig für diesen Fall betrieb, wäre hier die Verbreitungsforschung weiter zu treiben. Es handelt sich bisher um einen steirisch-kärntnerischen und einen schlesischen (nordböhmischen) Kreis.

Wenn sonst Paradeis- und Weihnachtsspiel zusammengefügt werden — es geschieht dies sehr häufig[21]) — so folgt zumindestens nach der Prozeßszene schon die Darstellung der Weihnachtsgeschichte. Hier dagegen wird die Fuge zunächst durch eine Szene gefüllt, die eine Art von Weiterführung der alttestamentarischen Handlung darstellt, eine Kain- und Abel-

Digitized by Google

szene. Dieser Stoff ist im Volksschauspiel nicht sehr häufig vertreten; sowohl im sudetendeutschen, wie im ganzen deutschen Spielbereich sind nur wenige Nennungen überhaupt erhalten, noch weniger Texte. Als Prozessionsszene — obwohl hier alttestamentliche Szenen öfter Darstellung fanden — findet er sich nicht sonderlich, eher dagegen in einem gehobenen Kunstbereich. Das humanistische Drama zeigte Interesse (Hieronymus Zieglers „Abel justus" 1559), ebenso Oratorium[22]) und Oper[23]) der Barockzeit. Überblicken läßt sich dieses Interesse mangels einer stoffgeschichtlichen Darstellung heute noch nicht. Das Jesuitenspiel scheint jedenfalls nur gering beteiligt gewesen zu sein. Selbständige Volksschauspiele scheinen sich bisher nur im tirolisch-bayrisch-salzburgischen Kreise gefunden zu haben. Für 1797 wird ein „Singspiel" in Wilten[24]) genannt, in Friedberg (Oberbayern) gab es 1815 ein „religiöses Trauerspiel" „Abels Tod"[25]) und aus Laufen (und damit auch aus Reichenhall) endlich hat Hartmann[26]) sogar einen Text mitteilen können. Auf sudetendeutschem Boden dagegen kommt nur die Szene des Friedberger (Böhmerwald) Spieles in Betracht, das übrigens auch andere alttestamentarische Szenen (Noe, Isaaks Opferung) enthält[27]). Ein textlicher Zusammenhang läßt sich nirgends herstellen. Wenn man überhaupt die Szene mit den vorerwähnten Spielen in Beziehung setzen will, so kann das Ergebnis höchstens dermaßen formuliert werden, daß rein inhaltlich eben eine Verbindung nur zu Spielen auf bayrischem Volksboden zu finden ist.

Für die folgende Szene können wir uns wieder auf gute Vorarbeit stützen; das Spiel vom Guten Hirten in dieser Form hat Ammann[28]) gleichfalls als von Cochem herrührend nachweisen können. Die Verbreitung läßt sich heute selbstverständlich auch hier schon besser erkennen als Ammann und mit ihm Schulte es konnten. Es treten zu Ammanns Nennungen vor allem die neuen Aufzeichnungen aus Kärnten[29]) und Obersteiermark[30]) hinzu. Der steirisch-kärntnerische Spielkreis und Nordböhmen-Schlesien sind also wieder die Hauptverbreitungsgebiete; in anderen Formen sind die Szenen vom Guten Hirten freilich auch in anderen Spielgegenden noch nachzuweisen[31]). Die Anschlußfähigkeit der Szene ist eben sehr groß; sowohl bei Weihnacht- wie bei Passionspielen kommt sie vor. Auf sudetendeutschem Gebiet bietet das Barzdorfer Spiel einerseits und die Böhmerwaldpassion andrerseits ein Beispiel dafür[32]). Ganz ähnlich steht es in Kärnten[33]). Der Schluß der Barzdorfer Szene, wo der Jüngling das Schäflein findet:

„Freuet euch und frohlocket mit mir,
Denn ich habe das Schäflein gefunden allhier",

ist mir sonst nicht bekannt.

Mit der nächsten Szene, der Herbergsuche, kommen wir endlich in das Gebiet des reinen Weihnachtspieles. Zunächst behält das Spiel noch seine abseitige Stellung. Während sich im Braunauer Spiel — ganz wie im Heuscheurer Herodes[34]) — ein Engelsprolog

„Als Augustus ward geboren"

einstellt und nur ein abweisender Wirt sich findet, treten in der kurzen

Digitized by Google

Szene hier drei Wirte auf, welche alle drei direkt nacheinander sprechen, als wären sie gleichzeitig von Joseph angesprochen worden; erst ein vierter, der „Hauswirt" weist dem heiligen Paar den Stall als Herberge an. Worauf die Dreizahl der Wirte in bestimmten Weihnachtspielgruppen beruht, wurde bisher noch nicht untersucht. Vielleicht handelt es sich, wie man für die häufig vorkommende Dreizahl der Hirten annimmt, um eine Nachbildung der Dreizahl der Hl. Könige. Die Dreizahl findet sich vor allem in der Oberuferer Spielgruppe [Oberufer[35]), Eisenerz[36])]; das schlesische Obergrund kennt folgende Dreiheit: Wirt, Bürger, Bauer[37]), wobei es überraschender Weise mit der Aufzählung in St. Georgen [Steiermark[38])], übereinstimmt. Aber auch Höritz und andere Böhmerwaldspiele[39]) kennen drei Wirte, ebenso das Salzkammergutspiel nach der Handschrift von 1654[40]). Hier werden die beiden letzten von Joseph als „Vötter" (= Vetter) angesprochen; vielleicht steht dies in einem gewissen Zusammenhang mit der Dreiheit im Joachimsthaler Spiel[41]), die aus einem Wirt und zwei „Freunden" besteht. Im Abdruck Pavikowski sind die Reden der Wirte in Prosa gedruckt; jede auch nur flüchtige Betrachtung ergibt, daß es gereimte, wenn auch ungleich lange Verszeilen sind. Dabei aber stellt sich heraus, daß es sich um die Reden der Wirte in der Vorlage des Oberuferer Spieles, nämlich der süddeutschen Comedia nach dem Druck von 1693 handelt[42]). Es ist dies also die zweite Spur eines Zusammenhanges mit dem Oberuferer Kreis. — Der zum Abschluß der Szene auftretende Nachtwächter singt eine Variante des alten

„Ihr Herren und Frauen, laßt euch sagen",

wie dies — in anderer Form — auch sein einziger mir bekannt gewordener Verwandter, nämlich der Nachtwächter im Kärntner Weihnachtspiel tut[43]).

Ein Engelgesang

„Was wirds bedeuten, Ach höret Wunder"

leitet die Hirtenszenen ein. Sie stehen sehr einsam da; nur Braunau[44]) erweist hier endlich seine Verwandtschaft. Wie Vogt schon bei der Behandlung des Braunauer Spieles[45]) zeigte, fallen vor allem die Hirtennamen auf. Braunau hat die Formen Stephan, Ziriak, Misael. In Barzdorf lassen sich, obgleich nur drei Hirten auftreten, vier Namen aus dem Text lesen: Steffen, Gonza, Zyriak und Mysa. Außer Gonza haben wir also wie in Braunau drei der apokryph bekannt gewordenen Namen vor uns[46]), die im Weihnachtsspiel sich nur an zwei Orten finden: Hier und in Rosenheim (Bayern)[47]). Stephan mit allen Nebenformen allein ist freilich einer der bekanntesten Hirtennamen des deutschen Weihnachtspieles überhaupt geworden. Auch in Schlesien gehört er als „Staffa" zum selbstverständlichen Inventar. Wesentlich erscheint für die Mentalität, welche den Weihnachtshirten entgegengebracht wird, daß auch hier wieder die Dreizahl sich findet, obgleich die apokryphen Schriften ja vier Namen nennen. Die Vierzahl findet sich fast nur bei Spielen, die einen irgendwie oberschichtlichen Einfluß verraten. Mindestens die Hälfte aller deutschen Spiele besitzt die Dreizahl. Das Lied, das die Hirten anstimmen

Digitized by Google

„Ihr Schäflein bleibet liegen
Und fresset mit Vergnügen"

erweist sich als zweite und dritte Strophe des Liedes

„Lasset uns bei unsern Schafen
Vergnügt und ruhig schlafen"[48])

wie auch Braunau es zeigt. — Nach der Verkündigung durch einen Engel setzt jäh der schlesische Einfluß ein; es kommen die beiden wohl bekannten Hirtenwitze: „Engel singen" — „Schafschallen klingen" und „Kind geborn" — „Alt Weib erfroren", die in Braunau hinwieder fehlen. Die Beratung über die Geschenke ähnelt sehr den Heuscheurer Versen, sowie die Anbetungsszene der Braunauer Fassung. Nur ist der Barzdorfer Text knapper und formelhafter; so wird von allen drei Hirten die Ansprache

„O großer Gott, o kleines Kind"

wiederholt, während Braunau (wörtlich wie Heuscheuer) variiert.

Das nun folgende Herodes- und Dreikönigspiel gehört zur Gänze dem schlesischen Spielkreis an, das heißt, es ist das gleiche wie in Braunau und gehört so völlig zum Heuscheurer Typus. Abweichungen und Einzelheiten dieser Szenen müßten im Zusammenhang mit diesen Texten bearbeitet werden; für das Barzdorfer Spiel liegen hier keine Einzelfragen vor, sondern die Gesamtfeststellung der Zugehörigkeit zum schlesischen Spielkreis ist das wichtigste Ergebnis. Schon die kurze Fugenszene jedoch zwischen der geplanten Flucht nach Agypten und dem Kindermord, nämlich die Mörderszene, führt aus dem schlesischen Kreis wieder heraus. Diese apokryphe Überlieferung[49]) hat im Weihnachtspiel ziemlich kräftig weitergelebt. Für Steiermark [Steirisch-Laßnitz[50]), St. Georgen[51])], Kärnten[52]) und Tirol [Brixlegg[53])] ist die Szene nachzuweisen, sowie für den Böhmerwald [Höritz u. a.[54])]. Es handelt sich wieder um eine jener Verbindungen zwischen den sudetendeutschen und den alpenländischen Spielen, die Gleichheiten oder doch Parallelführungen aufweisen, ohne daß die Gründe von Gleichheiten wie von Verschiedenheiten andrerseits heute schon restlos klargelegt werden könnten. Die Zahl der Mörder ist in den Spielen verschieden. Oft sind es zwei — die beiden späteren Schächer Dismas und Gesmas — oft auch drei, wie hier: manchmal besteht dann die Dreiheit aus einem „Mördermeister" und zwei Knechten.

Der Befehl und die Ausführung des Kindermordes entspricht wieder dem Heuscheurer Typus[55]), dem auch Braunau angehört. Sie erscheint nur etwas verkürzt, da etwa das erste Engellied

„Herodes. Herodes, wie betrügest du dich"

nur vierzeilig auftritt; das zweite — im schlesischen Kreis weit verbreitete —

„Herodes, Herodes, was hast du getan"

nimmt übrigens auch in der niederösterreichischen Spielgeschichte eine wichtige Rolle ein, da es sich im St. Pöltner Krippenspiel[56]) wiederfindet; ein solcher Zusammenhang mit schlesischem Spielgut kann wohl nur durch Vertragung, und zwar am ehesten durch einen Krippenspieler selbst entstanden

Digitized by Google

sein. Es ist bemerkenswert, daß in Barzdorf auch der Tod auftritt, der im Heuscheurer wie im Braunauer Text fehlt: Das St. Pöltner Spiel dagegen kennt ihn. Die Worte des St. Pöltner Todesliedes[57])

„Du wirst leiden große Pein"

erinnern jedenfalls an den Vers in Barzdorf

„Dann wirst du leiden Qual und Pein".

Der Epilog des Engels stimmt wieder mit dem Braunauer Text überein.

Ungemein bemerkenswert ist das Nachspiel „Auftritt Edelmann", das man am ehesten als Jedermannspiel wird bezeichnen können. Die Form des Zwiegespräches zwischen Tod und Mensch leitet zu allerlei Parallelen; im Volksschauspiel ist die Frage des Jedermannspieles erst kürzlich wieder aktuell geworden, da zwei nah verwandte Fassungen in der Slowakei gefunden wurden, die sich nur schwer irgendwo anschließen ließen[58]). Eine Versvergleichung ergab nähere Verwandtschaft mit ostösterreichischen Spielen[59]), bis sich jetzt herausstellte, daß der zweite Teil, der eigentliche Kampf um den Sterbenden sich noch sehr gut erhalten auf dem Heideboden und in Steiermark gefunden hat[60]). Der erste Teil dagegen, das Zwiegespräch zwischen Einsiedler und Edelmann läßt sich bis jetzt noch nicht nachweisen. In der Problemstellung wie in der Bezeichnung des Jedermann als Edelmann gemahnt der Text aus den Sprachinseln der Slowakei gewiß an das Barzdorfer Nachspiel. Der eigentliche Zusammenhang liegt aber doch nicht hier, sondern auf einem ganz anderen Zweig der Volksschauspielüberlieferung, nämlich im österreichischen Don Juanspiel. Im niederösterreichischen Puppenspieltext[61]) beginnt das Gespräch zwischen Geist und Don Juan:

„Sag mir Vater, was findest Du auf der Welt Edleres über einen
frischen fröhlichen Mut!
Geist: Nach dem Tode selig zu werden,
Das geht über alles Geld und Gut" usw.

Die Laufener Fassung[62]) ist kürzer gehalten als die niederösterreichische; ganz gleichen sich die Fassungen überhaupt nicht, doch kann an ihrer ursprünglichen Gleichheit kein Zweifel herrschen. Erstaunlich ist nur die Übernahme der Szene aus dem Don Juanspiel in ein Weihnachtspiel. Da die Don Juanspiele sonst prosaisch gehalten sind und nur diese Szene in den charakterischen kurzen Reimpaaren, die stark an das Johannesberger Jedermannspiel erinnern, so besteht wohl die Möglichkeit, daß auch in die Don Juanspiele dieses Element erst aufgenommen wurde. Die Annahme eines ursprünglich selbständigen Jedermannspieles dürfte am ehesten all diesen Erscheinungen gerecht werden.

Es weisen also tatsächlich einige Elemente des Gesamtspieles nach Schlesien, einige andere nach alpenländischen Spielkreisen hin. Ein direkter Anschluß scheint nicht gegeben, wenn man nicht annehmen will, daß die wenigen Spuren, die auf Zusammenhänge mit Oberufer deuten, daher stammen könnten, daß das Oberuferer Spiel ehemals in binnendeutschem Gebiet, in Süddeutschland — wohin doch vielleicht der Druck verweist — mehr verbreitet gewesen sein könnte, als heute nachgewiesen ist. Die

Digitized by Google

Elemente von sehr weiter Verbreitung wie Paradiesesprozeß und Spiel vom Guten Hirten lassen keine landschaftliche Zuweisung zu. Wenn heute zwischen der alpenländischen und der sudetendeutschen Verbreitung eine Lücke klafft, so erklärt sich diese am ehesten wohl dadurch, daß Ober- und Niederösterreich von den Spielverboten des 18. Jahrhunderts am schwersten betroffen wurden und manche Gattungen hier sich überhaupt nicht erhalten haben. Die Abel-Kainszene dagegen scheint dringlich nach Bayern zu weisen, wie möglicherweise doch auch die Hirtennamen. Vielleicht rechtfertigt sich so die anfangs zitierte Überlieferung der bayrischen Herkunft, der man nach den schlesischen Weihnachtszenen keinen Glauben schenken möchte: Gerade diese Mittelteile aber können tatsächlich ausgewechselt worden sein.

Die Überschneidung von mindestens zwei Spielkreisen, die sich in diesem Text vollzogen hat, und die damit verbundene Stiluneinheitlichkeit läßt keine absolute Zeitbestimmung zu. Das Braunauer Spiel wurde 1819 aufgeschrieben; die Barzdorfer Moralität mag etwas älter sein. In ihrer Buntheit zeigt sie am ehesten das Bild der Krippenspiele der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie es auch das St. Pöltner Spiel an sich trägt. Das Alter der Gesamtfassung sagt freilich nichts über das Alter der einzelnen Teile aus. Zu deren Bestimmung aber sollten vorliegende Bemerkungen vor allem dienen.

Anmerkungen.

[1]) G. Pawikowski, Das Braunauer Hirtenspiel. (Böhmens Deutsche Poesie und Kunst., II. Jg. [1892], S. 403 ff. — [2]) Fr. Vogt, Die schlesischen Weihnachtspiele. (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Bd. I), Leipzig 1901. — [3]) Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, hg. von Nagl, Zeidler und Castle, 2. Bd., S. 207. — [4]) A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien, Bd. I (1865), S. 361 ff. — [5]) C. Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel (Germanistische Abhandlungen, XIX.). — [6]) R. Zoder, Das St. Pöltener Krippenspiel (Unsere Heimat, N. F. III Jg., H. 1), S. 7 f. — [7]) Von mir in Erweiterung der Klimkeschen Formulierung „Elsaß—Oberufer—Typus" aufgestellt. Vgl. „Zur Paradeisspielverbreitung im Osten" (Deutsch-ungarische Heimatsblätter, 1933, im Erscheinen). — [8]) Zuerst veröffentlicht von K. J. Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern (Wien 1862), S. 123 ff. — [9]) So Mitterndorf (A. Schlossar, Deutsche Volksschauspiele, Bd. I, S. 28 ff.). Donnersbach (J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark [11. Ergänzungsband der ZfösterrVk.], S. 73 ff.). — [10]) C. Klimke a. a. O., S. 21.

[11]) G. Graber, Kärntner Volksschauspiele, II. Das Kärntner Paradeisspiel, S. 22 ff. — [12]) J. Ammann, Das Leben Jesu des P. M. v. C. als Quelle geistlicher Volksschauspiele. (Z. d. V. f. Vk., Berlin, III, 1893), S. 211 ff. — [13]) Peter, a. a. O., 368 ff. — [14]) K. Weinhold, Weihnacht-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien (1875), S. 134 ff. — [15]) Schlossar, a. a. O., S. 16. — [16]) Bünker, a. a. O., S. 29 ff. — [17]) Bünker, a. a. O., S. 67 ff. — [18]) Graber, a. a. O., S. 25 ff. — [19]) Auch in den vorerwähnten Fassungen kommen Reimversuche vor. Das Verhältnis von Vers und Prosa im Volksschauspiel wurde bisher noch nicht untersucht, obwohl es ein sehr anziehendes Kapitel wäre. — [20]) J. C. Schulte, P. Martin von Cochem (Freiburger Theologische Studien, Bd. 1), S. 53 f.

[21]) Die Verbindung der beiden Spiele könnte durch den evangelischen Kaufalnexus verursacht erscheinen; wenn dies wohl auch ursprünglich der Fall war, so wurde doch späterhin dieses Verhältnis oft genug umgedreht, so daß das Paradeisspiel erst nach dem Weihnachtspiel gespielt wurde. — [22]) So München 1734 (Altbayrische Monatsschrift, V., S. 91.) — [23]) Eine der ersten Hamburger Opern (Meinardus, Rückblicke auf die Anfänge der deutschen Oper in Hamburg). Weitere Stücke des 18. Jahrhunderts: J. Deixlberger (1743), (A. Kutscher, Das Salzburger Barocktheater, S. 124, Nr. 258), J. S. Patzke, 1778 (Kutscher, a. a. O., S. 126,

Digitized by Google

Nr. 365), Seb. Sailer (H. Boettcher, in: Gedenkschrift für Hermann Abert [1928]) — [24]) A. Sikora, Zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol (Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. Folge, Bd. 50), S. 366. — [25]) H. Moser, Das altbayerische Volksschauspiel des 17. und 18. Jahrhunderts. (Bayerischer Heimatschutz, Bd. 24, 1928), S. 81. — [26]) A. Hartmann, Volksschauspiele aus Bayern und Österreich-Ungarn, S. 52 ff. — [27]) J. J. Ammann, Volksschauspiele aus dem Böhmerwald (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, II/1), S. 81 ff. — [28]) Ammann, a. a. O., S. 214 und 302. — [29]) G. Graber, a. a. O., Kärntner Jedermannspiel, S. 42 ff. — [30]) Bünker, a. a. O., S. 34 ff.

[31]) Weitere Ausführungen sind hier schon deshalb nicht nötig, da Hermann Stanek (Graz) eine Monographie über die Spiele vom Guten Hirten vorbereitet. — [32]) Ammann, a. a. O. (Beiträge II/1). S. 4 ff. — [33]) G. Graber, Kärntner Volksschauspiele III., Passionsspiel, S. 25 ff., ders. Das Gmünder Hirtenspiel (1930), S. 49 ff. — [34]) Vogt, a. a. O., S. 387. Deutsche Volkslieder aus Böhmen. hg. von A. Hruschka und W. Toischer (1891), S. 454. — [35]) Schröer, a. a. O., S. 67 ff. — [36]) Schlossar, a. a. O., 123 ff. — [37]) Peter, a. a. O., S. 383 ff. — [38]) Bünker a. a. O., S. 108 ff. — [39]) A. Jungbauer, Das Weihnachtspiel des Böhmerwaldes. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, III/2), S. 31 ff. [40]) W. Pailler, Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol, Bd. II, S. 297.

[41]) M. K., Joachimstaler Christspiele (Mitt. d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen, XVIII, 1880), S. 306 ff. — [42]) J. Bolte, Drei märkische Weihnachtspiele des 16. Jahrhunderts. (Berlinische Forschungen, Bd. I), S. 182 f. — [43]) G. Graber, Kärntner Volksschauspiele I, Weihnachtsspiel, S. 26. Nachträglich bemerke ich noch das Vorkommen eines Nachtwächters im Olmützer Spiel (Hg. von O. Fladerer, S. A. aus „Deutsche Zeitung", Olmütz, 1925), S. 5. — [44]) Hruschka-Toischer, a. a. O., S. 455 ff. — [45]) Vogt, a. a. O. S. — [46]) R. Hofmann, Das Leben Jesu nach den Apokryphen (Leipzig 1851), S. 117. — [47]) A. Hartmann, Weihnachtlied und Spiel in Oberbayern. (Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, 34. Bd.), S. 152 ff. — [48]) Hruschka-Toischer, S. 457 und 532, und G. Jungbauer, Bibliographie d. deutschen Volksliedes in Böhmen (Beiträge z. d. b. Vk., Bd. XI), Nr. 692. — [49]) R. Hofmann, a. a. O., S. 176 ff. — [50]) Bünker, a. a. O., S. 147.

[51]) Bünker, a. a. O., S. 124 ff. — [52]) Graber, Weihnachtsspiel, 46 f. ders., Gmünder Hirtenspiel, S. 49 ff. S. a. Michael Unterlercher, In der Einschicht (1932), S. 105 ff. — [53]) Pailler, a. a. O., S. 392 ff. — [54]) A. Jungbauer, a. a. O., S. 49 ff. — [55]) Hruschka-Toischer, a. a. O., S. 464 ff. [56]) Zoder, a. a. O., S. 26. Die ganze Frage behandeln meine „Untersuchungen zum St. Pöltner Krippenspiel". (Unsere Heimat, 1933, im Erscheinen). — [57]) Zoder, a. a. O., S. 27. — [58]) A. Karasek, Einsiedlerspiel aus Johannesberg bei Kremnitz (Karpathenland, 4. Jg., 1931, S. 133 ff); Deutsche Volksschauspiele aus den Oberungarischen Bergstädten, hg. von J. Ernyey und G. Kurzweil (Budapest 1932), S. 219 ff. — [59]) Schmidt, Einiges über das Jedermannspiel (Karpathenland, 5. Jg., 1932), S. 33 ff. — [60]) R. Sztachovits, Braut-Sprüche und Braut-Lieder auf dem Heideboden in Ungarn (Wien, 1867), S. 255 ff., und A. Schlossar, Österreichische Cultur- und Literaturbilder (Wien 1879), S. 364.

[61]) R. Kralik und J. Winter, Deutsche Puppenspiele (Wien, 1885), S. 117. — [62]) R. M. Werner, Der Laufner Don Juan (Theatergeschichtliche Forschungen III), S. 135, v. 1180 ff.

Der Passauer Tölpel

Von **Dr. Rudolf Kubitschek**

Glücklich der Ort, der nicht vom Volksmund mit einem Spottnamen bedacht wird! Der Spott, der sich überall eine Ursache sucht, knüpft nicht selten auch an einen Gegenstand an. So ist das neckende Wahrzeichen der Stadt Passau der Passauer Tölpel.

Digitized by Google

Der Name Tölpel haftet zunächst an einem ungeschlachten steinernen Kopf, der sich heute im Waldvereinsmuseum auf der Bastion Katz der alten Festung Oberhaus befindet.*)

Die ältere Auffassung sieht in ihm den Rest einer großen Statue, des Dompatrons, die beim großen Stadtbrande des Jahres 1662 von der Höhe des Domes herabgestürzt und zerschmettert worden sei. Es läßt sich noch feststellen, daß der Kopf früher in einer Nische der Umfassungsmauer eines Domherrenhofes am Steinweg — heute Bezirksamt — aufgestellt war. Als er in das Waldvereinsmuseum gebracht wurde, bewidmete ihn Oberamtsrichter Niederleuthner mit dem Reim, den er noch an seinem Sockel trägt:

„Von Passaus Dom ich fiel herunter,
wobei mein schöner Leib zerbrach.
Bin trotzdem kreuzwohlauf und munter
Und nur im Kopf noch etwas schwach!"

Nach neuerer Auffassung[1]) ist der Kopf nicht der Rest einer Statue, sondern eines Kragsteines aus dem frühen 15. Jahrhundert. Zu der Auffassung als Stephanuskopf dürfte wohl sein früherer Standort beim Dom und die Form des Haares Anlaß gegeben haben. Der Ausdruck des Tölpels ist aber nichts weniger als der eines Heiligen: er zeigt nicht das gotische heilige Lächeln, sondern das täppische einer Fratze; auch die Bartlosigkeit stimmt hiezu. Der geistliche Haarkranz ist nur eine Täuschung, entstanden dadurch, daß das Gesicht zu Boden gerichtet war; bei einem Kragstein braucht nur das Stirnhaar durchgebildet zu werden, während das Hinterhaupt vermutlich als Konsole diente. Der Tölpel-Kragstein kann ebenso wie die noch erhaltene Kragsteinfratze beim Scheiblingturm am Inn aus der Ecke eines Profanbaues hervorgelugt haben.

Das Spottwort vom Passauer Tölpel hat aber einen weiteren Sinn. Das Wort Tölpel, bekanntlich ein niederdeutscher Eindringling aus der Ritterzeit, bedeutet ursprünglich den Dorfbewohner, den Bauern, den nicht höfisch Gebildeten; weiter dann den plumpen, rohen, namentlich dummen Menschen überhaupt. Man könnte denken, daß die Beziehung des Wortes Tölpel auf Passau in ältere Zeit zurückreicht und erst später mit dem Steinkopf in Zusammenhang gebracht wurde. Vor dem großen Brande hören wir nichts vom Tölpel.

Die erste Erwähnung[2]) des Passauer Tölpels findet sich beim Augsburger Pater Gansler um das Jahr 1696: „Die Dölpel von Passau, welche zwar hoch daran seyn, doch an den Thürn (Türmen) kein Spitz abgeben." Vermutlich liegt in dem Wort von den Türmen eine Anspielung auf den Umstand, daß beim Wiederaufbau der Stadt die Kirchtürme stumpf mit Pultdächern abgeschlossen wurden, weil die originelle gotische Vierungskuppel des Domes allein das Stadtbild wie eine Krone

*) Für manchen Hinweis bin ich dem Passauer Hochschulprofessor Dr. Max Heuwieser zu Dank verpflichtet.

[1]) Vgl. Felix Mader, Kunstdenkmäler der Stadt Passau, S. 539.

[2]) Schmeller, Bayrisches Wörterbuch, 1. B., Sp. 603.

Digitized by Google

beherrschen sollte. Der kurze Schluß der Türme wird den Passauern als Dummheit und Unvermögen ausgelegt. Eine Augsburger Schrift aus dem Jahre 1755 mit dem Titel „Augsburger Dult“[3]) empfiehlt dem Passauer Tölpel, dem Abbild der Grobheit, ein Büchlein „Schola urbanitatis oder Schul der Höflichkeit, in Duodez und Form eines Prämii.“ Von der Höflichkeit der Passauer kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man aus der Zimmerschen Chronik erfährt, daß die Passauer Domherren die gröbsten unter der ganzen deutschen Geistlichkeit seien: „dombherren: Passow die gröbsten.“[4])

Die Passauer begannen den Spottruf bald abzuwehren und gaben ihn mit gutem Humor den Spöttern zurück. Man fragte nach dem Tölpel, die Passauer aber gaben ihnen das Bild des Tölpels als Andenken mit.

Das älteste solche Passauer Andenken befindet sich im oberösterreichischen Landesmuseum in Linz. Auf dem reich geätzten Heft eines großen Passauer Klapp-Jagdmessers[5]) befindet sich das ungefähre Bild des Tölpels und dabei stehen die Verse:

„Ich bin der töbl hipsch Und fein,
Ich glaub du wirst Mein bruder sein.
Ich bin der töbl Und ganz bekand,
Verhoff du bist mein Pfandt.
Ich woldt lieber Sauschneider Sein gern,
Wanst vor Mich willst Töbel wern.
lieber bruder geh mit mir
Ein guedten brandtwein zall ich dir
nit weit Von tumb (Dom) Kern mir ein,
Da wirdt ain Töbel bay den andtern Sein.“

Auf der Rückseite des Heftes, das dem ausgehenden 17. Jahrhundert angehört, ist die Darstellung eines Jagdhundes eingraviert, der eine Wildsau und zwei Hasen verfolgt.

Ein Stich von dem Augsburger Jeremias Wolf um 1700 zeigt unter dem Titel Rudera antiqua Passavii den Tölpel unter Ruinen. Kleine Stiche scheinen im 18. Jahrhundert als Andenken sehr im Umlauf gewesen zu sein. Ein solcher aus der Zeit um 1750 trägt unter dem Bilde die Verse:

„Wann ich in alle stött dueh gehen,
iberall dueh ich brieder sehen!“

oder ein anderer mit dem Reim:

„Der Dölbl von Passau werd ich genandt,
Desentwegen werd ich in der welt bekanndt,
Maniche dhun mich hoch Venerieren,
Desentwegen ich solche dhue Estamieren.“

[3]) Vgl. Alemannia, 5. B., S. 55.
[4]) III. B., S. 103, 13.
[5]) Nr. C. 768.

Digitized by Google

Viele solche Bilder brachte der geschäftstüchtige Wirt des Gasthauses gegenüber der Nische mit dem Tölpel — heute zu den drei Linden — unter die Leute.

Man hat auch einen Neckreim, an dem in tölpelhafter Sprache der „s"-Laut durch „t" ersetzt ist, in Zusammenhang mit dem Ruf der Passauer als Tölpel gebracht; der Reim, der als Spott des Bauernheeres bei der Belagerung von Linz durch Fadinger im Jahre 1626 gegenüber den bayrisch-passauischen Verteidigern der Stadt erklärt wird, lautet:

„Bit denn du a a Batauer,
bit denn du a a Doldat,
traut dir nit auter für d' Mauer,
traut dir nit auter für d' Dtadt."

Heinrich Lautensack, ein geborener Vilshofener, hat wohl daran in seinem Schauspiel „Das Gelübde" angeknüpft, wenn er den Ort der Handlung „Batau" nennt.

Das literarische Denkmal hat dem Passauer Tölpel der schwäbische Dichter Ludwig Aurbacher gesetzt, der ihn zu den Raritäten Bayerns zählt. In den „Abenteuern des Spiegelschwaben", enthalten im berühmten „Volksbüchlein" (1827—29), erklärt der Spiegelschwab, er wolle ins Bayerland, eigentlich um erstens ein Weilheimer Stückle zu erfahren, zweitens den Passauer Tölpel zu sehen und drittens einen Münchener Bock zu trinken. In einem bayrischen Wirtshaus findet er auch eine Abbildung des leibhaften Passauer Tölpels mit der Unterschrift:

„Ich bin der Tölpel hübsch und fein,
in Passau bin ich nicht allein,
werd ausgeschickt in alle Land,
drum bin ich so wohl bekannt."

Im Volk ist der Passauer Tölpel weit und breit diesseits und jenseits der böhmisch-bayrischen Grenze tatsächlich gut bekannt: wer nach Passau geht, dem gibt man einen Gruß an den Tölpel mit; zu Dummen sagt man, sie seien Firmlinge des Passauer Tölpels oder sie studierten auf einen Passauer Tölpel; auch recht derbe Ulkgeschichten werden vom Tölpel erzählt.[6])

Zur Volkssage im Schönhengstgau

Von **Dr. Emil Lehmann** (Schluß).

28. (Das Geldwittern)

Zum Nagl-Wenzischen Hause hat sehr viel Grund gehört. Und da haben die Söhne, der Franz und der Hubert, draußen öfter das Geld brennen sehen.

[6]) Da fragt einer: „Fahrst nit eini nach Passau?" Der Gefragte: „Warum?" Antwort. „Weil f' an Tölpl owaheb'n zan Sch . . ." Oder es erzählt jemand: „Dö ander Woche hat 's wieder a Gaudö geb'n z' Passau." — „Warum?" — „Jetzt ham f' an Tölpl doch owag'neglt (heruntergefoppt) zan Sch . . ." (Gehört in Heinrichsbrunn, Bezirksamt Wolfstein).

Digitized by Google

Als es eines Tages wieder zu sehen war, sind sie hinaus und den Acker hinunter — es war gerade die Erdäpfelgrabezeit — und erst, als sie ganz in die Nähe gekommen waren, ist das sogenannte Geldwittern mit einem Krachen verschwunden.

Am andern Tag haben sie Erdäpfel gegraben. Da ist dem Hubert etwas so wie ein Stein auf die bloßen Füße gefallen. „Was ist denn das?" hat er gesagt und hat ein großes Geldstück gefunden. Das war so groß und so weich, daß man es biegen konnte. Das haben sie nach Hause genommen. Man konnte auch an der Wand schreiben damit. Sie wollten es geheim halten, es hat sich aber doch so zersprochen und zerredet, daß es bekannt wurde. Da kam ein gewisser Haarflechter Müller zu ihnen, der wollte es kaufen. Er bot ihnen zwei Gulden. Das war ihnen zu wenig. Und dann drei, vier, fünf und sechs Gulden. Mehr wollte er nicht geben. „Wissen Sie, ich will doch auch noch etwas verdienen. Und es ist ja ein beschädigtes Stück", sagte er. Da hat es ihm der Nagl verkauft.

29. (Der Nachtwächter sieht das Geld wittern)

Da mein Vater gehört hatte, daß es auf dem Grundstück des Naglwenz öfter wittert, so ist er auch manchmal dorthin gegangen. Er war Nachtwächter damals. Und in einer Nacht hat er es dort gesehen. Das hat sich fort und fort bewegt. Es ist von ihm weg und herauf zum Mühlbach gekommen. Beim Mühlbach hat es etwas standgehalten. Da hat mein Vater schnell ein Stück Brot aus der Tasche genommen, um es in das Feuer hineinzuwerfen, damit es standhält. Aber das Feuer war mit einem Schwung und mit einem fürchterlichen Gekrach auf einmal über dem Bach drüben und in dem Garten des Czerny, des Nachbarhauses. Da hat mein Vater gedacht: „Wart, ich werde ihm schon nachkommen!" Und schnell hat er den Mantel heruntergeworfen, hat die Stiefel ausgezogen und die Hosen hinaufgestreift. So ist er in den Bach gestiegen. Aber wie er den einen Fuß drin hatte, da ist der Bach schon in großen Aufruhr geraten. Er setzte den zweiten Fuß hinein und will hinüberwaten: da ist ein Klatschen und Spritzen und Lärm entstanden, daß sich mein Vater entsetzt hat. Und nur geschwind ist er zurück und aus dem Bach heraus. Und er hat alles rasch erwischt und ist damit ein Stück zurückgerannt. Da hat er erst wieder die Stiefel angezogen und den Mantel genommen. Aber gesehn hat er nichts mehr.

30. (Ein Kessel mit Geld)

Im Pelzl-Garten bei einem großen Birnbaum, da haben sie öfter das Geld wittern sehen. Da hat es geheißen: „Wir werden doch einmal nachgraben."

Da war mein Großvater dabei und der Pelzl-Polizei und der Wertl-Seffe und noch ein Alter. Die haben im Garten gegraben, wo es gebrannt hat. Wie sie über eine Klafter tief gekommen waren, da stießen sie auf einen Kessel. Jetzt waren schon alle voll Freude. „Jetzt haben wir es schon erreicht!" hat es geheißen. Und sie haben Luft gemacht und den Kessel herausgehoben. Und haben den Deckel losgestemmt, den eisernen. Wie er aber

Digitized by Google

abgestemmt war, waren sie alle enttäuscht: der Kessel war voller Kohlen. Da haben sie gesagt: „Ja, jetzt haben wir uns geplagt, mehrere Tage, und was haben wir: einen Kessel voll Kohlen!"

Einige haben aber doch hineingegriffen und die Kohlen aufgerührt. Und haben dabei etwas verstreut. Und dann hat einer gesagt: „Wenn wir sonst nichts haben, von der verdammten Kohle haben wir auch nichts!" Und sie haben den Kessel angepackt und aufgehoben und wieder hinuntergelassen. Da ist der Kessel mitsamt den Kohlen im Abgrund verschwunden. Und ein Geschirr und ein Klingen war zu hören, daß sie alle steif dagestanden sind. Wie eine Menge Glasscherben hat es geklungen. Da haben sie hinuntergeschaut, aber es war eben nichts mehr zu sehen. Endlich sagte einer: „Was haben wir getan!" Dann sah ein andrer nach den Kohlen, die sie verstreut hatten. Und da sah er Münzen: Kupfermünzen, Silbermünzen, Goldmünzen! Aber nur wenig. Die haben sie unter einander verteilt. Und sie haben gesagt: „Schade, daß wir so dumm waren!" Aber jetzt war es zu spät.

31. (Drei Herrenpilze im Richterwald)

Einem Olbersdorfer Mann hat einmal geträumt, er solle in den Richterwald gehen. Und im Traum hat es ihm genau die Stelle beschrieben, wo er hingehen sollte: in die Nähe des Purzhübels, wo der Eingang in das versunkene Schloß sein soll. Dort solle er nachgraben und da würde er einen großen Schatz finden. Der Mann hat aber auf den Traum nichts weiter gegeben. Die folgende Nacht hat ihm aber wieder dasselbe geträumt. Und so auch die dritte. Es hat ihn gerufen. Und auf dem Platz, an dem er graben sollte, da würden drei Pilze stehen, drei Herrenpilze. So ist es ihm im Traum erschienen und er hat den Platz mit den drei Herrenpilzen ganz deutlich vor sich gesehen.

Da ging er nun zuerst einmal in den Wald. Und richtig sah er an dem Platz, von dem ihm geträumt hatte, die drei Herrenpilze stehn. So ging er darauf zu dem Erbrichter, dem der Richterwald gehörte, und erzählte ihm die Sache. Der gab ihm die Erlaubnis zum Nachgraben und gab ihm auch gleich einen Knecht zur Hilfe mit. Und es wurde auch vereinbart, wie man sich in den erhofften Schatz teilen würde.

Da gruben sie nun einen ganzen Tag an der bestimmten Stelle nach, aber es war nichts zu finden. Auch nach drei Tagen hatten sie nichts und nach vierzehn Tagen auch nicht. Da hat der Richter den Knecht nicht mehr mitgegeben und hat gesagt: „Es ist ja nichts an der Geschichte!" Der Mann hat aber noch immer nicht locker gelassen und hat weiter gegraben. Aber endlich mußte er doch aufhören.

Das hat mir mein Vater erzählt.

32. (Die Planer Pepi)

Mein Vater hat als Straßeneinräumer sein Werkzeug immer beim Friedhof abgestellt, beim Vinzenz Meixner. Dort hat ihm die Frau einmal erzählt, wie ihre Kuh verhext war und wie sie durch eine Zigeunerin geheilt worden ist.

Digitized by Google

Das war die Planer Pepi. Nämlich von dem Planer Förster haben sie die Zigeuner als kleines Mädchen entführt, haben sie nackt ausgezogen und mit einer Salbe eingerieben, bis sie ganz braun war. Und davon ist eine solche Unruhe in sie gekommen, daß sie nirgends mehr bleiben konnte und immer wieder zu den Zigeunern zurück mußte.

Nun war also beim Meixner Vinzenz eine Kuh krank geworden, so daß sie glaubten, sie müßten sie erschlagen. Sie ist nämlich gar nicht mehr aufgestanden. Die Planer Pepi, die ein sehr hübsches Weibsbild war, ist damals dazugekommen und hat gesagt, sie werde die Kuh wieder gesund machen. Sie sei verhext. „Ich werde Ihnen ein Mittel geben, das wird sie wieder aufbringen. Aber Sie werden sie trotzdem verkaufen müssen, denn soviel Milch wie früher wird sie nicht mehr geben." Da hat sie eine Wurzel gebracht, die mußten sie unter die Schwelle des Kuhstalles eingraben. Und die Planer Pepi sagte: „Die Kuh wird sich so herumwälzen, bis sie mit dem Kopf und Maul bei der Schwelle liegen wird. Und dann wird sie aufstehen." Und so geschah es auch. Sie fütterten dann die Kuh gut heraus und verkauften sie.

Und die Frau Meixner sagte, sie habe früher nicht an Hexerei geglaubt, aber das habe die ganze Familie miterlebt und sie stehe dafür ein, daß es sich so verhalten habe. Die Wurzel aber war von einer Pflanze, die sie im Garten hatten, und die haben sie die Hexenpflanze genannt. Davon habe ich auch einen Stock für uns holen müssen, wie der Vater es wollte. Aber sie ist bei uns zugrunde gegangen, sie hat nicht weiter geblüht.

33. (Die Kühe aus dem Hexenhaus)

In dem Hause des Anton Müller beim Eselmühlbach hat früher einmal ein Klecker gewohnt, dessen Weib war als Hexe verrufen. Es hat geheißen, daß sie um Mitternacht auf der Brücke Butter schlage. Und mit der Kleckerin auch ihr Mann.

Zu der Zeit hatte die Gemeinde noch ihre gemeinsamen Weidegründe, auf die das Vieh hinausgetrieben wurde. Da hat man immer, wenn die Kleckerischen auch mit ausgetrieben haben, das Vieh gepeitscht und angetrieben, nur um vor die Kleckerischen zu kommen. Denn, wer einemal hinter ihnen getrieben hat, bei dem ist gleich die Milch ausgeblieben, wenn auch nicht immer gleich ganz. „Nur nicht hinter den Kleckerischen Kühen treiben!" hat man damals immer gesagt.

34. (Die Hexe pflöckt an)

Wenn die Leute im Kleckerhaus den Nachbarn die Milch genommen haben, so haben sie das so gemacht, daß sie im Stalle angepflöckt haben. Mit lauter kleinen spannenlangen Pflöcken haben sie es gemacht. Die haben sie eingeschlagen.

Der Vater des Anton Müller hat eine Tochter von diesem Klecker geheiratet. Da mußte er einmal im Stall eine Ausbesserung vornehmen. Dabei haben sie mehrere hundert solcher kleinen Pflöcke herauswerfen müssen. Da haben die Nachbarn gesagt: „Seht Ihr, das sind lauter solche kleine

Digitized by Google

Pflöcker, die die Kleckerischen haben, um unseren Kühen die Milch zu nehmen.

35. (Die Hexen fliegen)

Am Walpurgisabend haben viele die Hexen fliegen sehen. Sie sind erschienen wie fliegendes Feuer, wie der Säudrak, nach der Benennung der Leute.

Das hat meine Mutter auch gesehen. In ihrer Jugend, da hat sie auf der Galgengasse gewohnt, im letzten Hause rechts. Da hat sie die Hexen auf den Olbersdorfer Bergen fliegen sehen, oben auf der Kohling. Sie sind erschienen, ein Stück geflogen, und dann haben sie sich in einiger Entfernung davon niedergelassen.

Um sich vor den Hexen zu schützen, hat man vor die Tür Rasenflecke hingelegt: dann durften sie die Schwelle nicht überschreiten, ohne zuvor alle Hälmchen zu zählen.

36. (Alpdrücken)

Das hat mich auch einmal erwischt, das Alpdrücken. Von meinem neunten Jahr an mußte ich auf dem Boden schlafen. Da hatten oft auf dem Dache die Katzen ihren Tanz. Und ich habe mir Schuhe oder Stiefel bereitgelegt und habe sie, wenn es zu arg wurde, hinausgefeuert, mitten in sie hinein.

Einmal wachte ich in der Nacht auf und es ist mir schwer geworden. Ich habe auf der Bettdecke hingetastet und habe etwas Weiches gegriffen. Ich dachte, es hätte sich eine Katze daraufgelegt. Wie ich so hingreife, wird das Fell immer schwerer. Dann habe ich mich zurückgelegt und da hat es wie ein Zentnergewicht auf mich gedrückt . . Ich habe die Arme nicht bewegen können und auch den Körper nicht, nur die Füße. Und da habe ich so gestrampelt, daß die ganze Bettstätte in Stücke gegangen ist. Meine Mutter hat den Lärm von unten gehört und ist aufgestanden. Sie ist ins Vorhaus gegangen und hat heraufgerufen: „Was ist denn los?" Da habe ich erst sprechen können und habe gesagt: „Ich habe im Schlaf das Bett zertrampelt!"

Am andern Tag, wie ich es richtig erzählte, da hat es geheißen, es wird wahrscheinlich ein Alpdrücken gewesen sein.

Einige Jahre später hat es auch den Pfeifer erwischt, der immer nicht daran glauben wollte, und hat ihn noch mehr gequält wie mich. Von der Zeit hat er auch an den Alp geglaubt.

Auch mein Vater hat vom Alp erzählt.[2])

37. (Der dreifüßige Ziegenbock im Tunnel)

Wie das Eisenbahntunnel von Triebitz gebaut wurde, hat sich den Arbeitern manchmal ein eigenartiges Wesen gezeigt, und zwar immer,

[2]) So auch die bekannte Sage von der Frau, die den Baum drücken muß, und als er abgehauen wird und verdorrt, mit ihm verdorrt. Und von dem Abwehrmittel gegen den Alp: daß man ein Messer mit der Spitze nach oben auf der Brust hält.

Digitized by Google

wenn ein Unglück bevorstand. Da erschien am Tunneleingang ein dreifüßiger Ziegenbock, der aus dem Inneren herauskam. Und gewöhnlich sind daraufhin entweder Leute verschüttet worden oder es ist sonst etwas geschehen.

Der Tunnelbau war ja dort überhaupt sehr schwierig, weil die Erdschichten nachgaben, und man hat ihn deswegen gar nicht zu Ende geführt. Die Geleise wurden anders verlegt.

Mein Vater, der damals mitgearbeitet hat, hat die Sache selbst erlebt. Er ist durch sie so in Furcht versetzt worden, daß er es nicht länger aushielt als vierzehn Tage. Und er ist lieber wieder nach Hause gegangen.

38. (Anzeichen)

Als ich zehn Jahre alt war, saßen wir eines Tages beim Frühstück: Erdäpfel und Wassersuppe. Es war vor acht Uhr. Auf einmal war ein Lärm mit der Türklinke. Da war ein altes Schloß daran. Da hat jemand so geäschert und dann hat es geklungen und getschirrt. Meine Mutter sagte: „Es wird jemand in der Ferne sterben! Es ist ein Anzeichen." Ich bin aufgesprungen und habe im Vorhaus nachgeschaut, ob jemand da sei: es war nichts da. Wir waren noch über dem Essen, so kam Nachricht von den Stiefkindern der Mutter: „Jetzt ist die Schwester des Vaters gestorben." Sie war im Ausgedinge, Franziska hat sie geheißen.

39. (Leichenbretter)

Am Heiligen Abend hat mein Vater immer ein Gefäß mit Weihwasser genommen und einen Pinsel aus Strohhalmen und damit hat er alles besprengt. Wie er es nicht mehr selbst gemacht hat, hat er mich geschickt, da war ich schon in den zwanziger Jahren.

Da ging ich auch hinaus in die zweite Wohnung, es war nur so ein eingefallenes Stübel hinten im Garten. Und da habe ich die Leichenbretter fallen hören. Im Wursthaus war es, auf der Schießstätte. Das war ein Lärm, daß ich geglaubt habe, das Haus fällt ein. Aber zu sehn war gar nichts. Ich weiß es ganz genau, daß ich es gehört habe. Und richtig, im Sommer ist der Ferdinand Wurst gestorben.

40. (Ulrichs Tod)

Mein Vater hat einen Jungen mitaufgezogen, der hieß Franz Ulrich. Er ist Schuhmacher geworden und war dann in Wien bei einem Meister. Im Sommer kam er nach Hause. Da sind wir zusammen baden gegangen und da ist er ertrunken.

An einem Samstag Abend haben wir bis in die Nacht gearbeitet, denn es war sehr viel zu tun. Es dürfte in der ersten Stunde gewesen sein. Da hat es fürchterlich an den Rahmen des Fensters angehaut, bei dem er saß. Und er rief hinaus: „Ich komme schon! Ich komme schon! Ich komme schon!"

Und kaum vierzehn Tage später sind wir im Kurzen Teich baden gegangen. Er konnte nicht schwimmen, ich aber schwamm immer hinaus und

Digitized by Google

rief dann: „Franz, bin ich weit heute?“ Diesmal aber konnte ich, wie ich ungefähr in der Mitte war, nicht von der Stelle. Es war, als ob es mich gehalten hätte. Nicht einen Zoll kam ich weiter, trotzdem ich immer gerudert habe. Wie es gar nicht gehen wollte, so habe ich gesagt: „Zum Teufel, was ist denn das?“ Und sofort konnte ich weiter. Und da habe ich nach dem Franz gerufen, bekam aber keine Antwort. Und wie ich zurückgeschwommen war, da war er schon ertrunken.

41. (Der Gehängte)

Wie ich sechs Jahre alt war, haben wir beim Pietsch-Töpfer gewohnt im alten Hause. Und wir hatten da schon eine Ziege. Für die hat die Mutter aus dem Teich Spindlich geholt, das ist so wie Ackerschachtelhalm. Aber der Fischmeister hat es nicht geduldet. Da warteten sie bis zur Nacht und die Hausfrau wollte mitfahren. Mein Vater sagte, er komme ihnen dann entgegen.

Und so war es auch. Die Weiber waren draußen beim Teich an einer Stelle, wo die Gehängten eingegraben wurden. Mein Vater kam ihnen entgegen. Es war schöner Mondschein. Da sieht er den einen Gehängten, den sie den Schuster Wanzl geheißen haben, an einem Baum lehnen. Er sah so eigentümlich aus. Mein Vater hat das Spindlich nur so schnell erwischt und auf die Schippe geworfen, um davonzufahren. Da hat die Mutter gefragt: „Was hast du denn eigentlich?“ Und ebenso die Hausfrau: „Was haben Sie denn eigentlich?“ Mein Vater aber hat kein Wort gesagt. Er ist im Galopp davon. Und wie sie aus dem Wald heraus waren, da konnte er nicht mehr weiter. Er ist gerade nur hingefallen. Und hatte keinen Atem. Und hat nichts gesagt. Erst wie er ein bissel zu sich gekommen ist, da hat er gesagt: „Habt Ihr denn nichts gesehen?“ Wenn Ihr das gesehen hättet, was ich gesehen habe, da wärt Ihr auch so gerannt!“ „Was denn?“ „Der Schuster Wanzl ist gerade so an einem Baum gelehnt!“

Mein Vater hat mir den Fleck später noch öfter gezeigt.

42. (Der Hellseher)

In Nikolsburg, wo mein Vater zwei Jahre gearbeitet hat, war in einem Nachbardorf ein Hellseher. Der hat einen Spiegel gehabt, in den er geschaut hat. Mein Vater hat ihn auch gefragt, wie sich seine Geliebte in Landskron halte und was sie mache. Und das hat er ihm gesagt.

Nun ist dort in einem andern Nachbardorf einem Meister, der Novotny hieß, ein kostbarer Ring weggekommen. Dem hat der Wundermann gesagt: „Sie werden ihn schon zurückbekommen!“ Der Novotny wollte aber doch wissen, wer ihn gestohlen habe. Das hat der Hellseher ihm nicht gesagt. Daraufhin hat ihn auch mein Vater nach dem Dieb gefragt. Und ihm hat es der Wundermann mitgeteilt: das eigene Kind hat ihn gestohlen und an einen Juden verkauft. „Ich wollte es dem Meister nicht so ins Gesicht sagen!“

Eines Tages nun ist mein Vater einmal ins Kaffeehaus gegangen und hat da eine Studenten gesehen, der hatte den Ring. Das hat der Vater dem

Digitized by Google

Meister berichtet und der hat dem Studenten den Ring wieder abgekauft. Den Sohn aber, der ihm den Ring entwendet hatte, hat er so fürchterlich gestraft, er hat ihn eine Woche lang täglich geschlagen und ihm fast nichts zu essen gegeben, daß es schon allen Gesellen, es waren achtzehn, leid getan hat.

43. (Das Schwein im Tempel)

Es war einmal vor Jahren ein Landskröner in Nikolsburg bei einem Fleischer in Dienst. Dort gibt es viele Juden. Nun ist eines Tages bei dem Meister ein Schweinchen zugrunde gegangen. Da hat der Geselle die Gelegenheit abgepaßt, hat das Schweinchen erwischt, ist über eine hintere Mauer gestiegen in die Judengasse, ist in den Judentempel hinein und hat es vor den Altartisch geworfen. Und schnell ist er wieder hinaus, ohne daß ihn jemand bemerkt hätte, und denselben Weg über die Mauer zurück.

Da ist unter den Juden ein ungeheuerer Aufruhr entstanden, als es entdeckt wurde. Und sie haben zusammen tausend Gulden ausgesetzt für die Entdeckung des Täters. Aber es ist nicht herausgekommen.

Niemand von den Juden wollte das Schweinel angreifen. Man mußte Christen kommen lassen, die es hinausgetragen haben. Dann mußten sie im Tempel die Steinplatten herausreißen, wo es gelegen hatte, und auch auf dem ganzen Weg. Dann haben sie erst neue Steine legen lassen.

44. (Der tote Jude auf dem Nußbaum)

Zu dem Meister in Nikolsburg, bei dem mein Vater seinerzeit erster Geselle war, kam eines Tages ein Student ins Haus. Da sagte mein Vater zu ihm: „Herrgott noch einmal, du stinkst ja wie nach lauter Toten!" „Was?" sagte der. „Ja, ja, du stinkst fürchterlich!" Der Student hat darauf gesagt: „Schweig!" Und er ist nach Hause gegangen und hat andere Kleider angezogen.

Die Sache war nämlich so: Es war ein alter Jude gestorben und begraben worden. Den haben die Studenten in der Nacht ausgegraben. Und sie haben ihn auf einen Nußbaum gesetzt mit einem langen Stock in der Hand, als ob er Nüsse abschlagen wollte. Am andern Morgen kam ein Enkel des Verstorbenen auf den Friedhof und hat gleich gesehen, daß am Grab etwas verändert war. Und wie Kinder sind, ist er herumgelaufen und hat herumgeschaut und so den Alten oben auf dem Baum erblickt. Er ist nach Hause gelaufen und hat da atemlos gesagt: „Mameleben, Tateleben sitzt am Nußbaum und tut Nuß abposſen!" Die Mutter hat das nicht glauben wollen und auch die Verwandten nicht. Dann sind sie aber auf den Friedhof gegangen und haben den Toten oben auf dem Baume gefunden.

Das hat einen ungeheueren Aufruhr bei den Juden verursacht. Und man hat hohe Prämien ausgesetzt. Es ist aber nichts verraten worden, obwohl sich auch die Behörden der Sache angenommen haben.

45. (Der Ignaz Lang)

Wie die Stände 1848 beim Krottenpfuhl zusammenkamen, da war auch ein Landskröner dabei, der sich darunter gemischt hat. Das war ein gewisser Ignaz Lang. Wen der nur necken konnte, den hat er auch geneckt.

Digitized by Google

Er hat sich damals einen schwarzen Anzug geborgt und vom Rösselwirt einen schönen Schimmel. Und so ist er auf den Krottenpfuhl geritten und hat sich unter den Fürsten und Grafen bewegt, als ob er dazu gehörte. Kein Mensch hat ihn erkannt. Und auch als sie nach Landskron ritten, war er mit dabei. Dann blieb er aber unauffällig zurück und hat den Schimmel wieder eingestellt. Er hatte einen Bart damals bis auf den Nabel herunter. Auch seine besten Freunde haben ihn in dem Aufzug nicht erkannt. Darüber hat er sie nachher alle ausgelacht.

Auch den Bürgermeister Deml, mit dem er verschwägert war, hat er geärgert. Er hat damals einen Milchhandel betrieben und sein Gewerbe nicht ausgeübt. Der Bürgermeister fuhr öfter nach Zohsau, denn er hatte dort Besitz. Da ist dann der Lang mit seinem Hundewagel dem Bürgermeister vorgefahren, daß er sich sehr geärgert hat. Und er hat dem Knecht gesagt: „Hau hinein in die Pferde, und wenn du sie verhaust!" Aber er war nicht imstande, den Lang mit seinem Milchwagel zu überholen.

46. (Am Hetschenberg)

Es ist einmal ein Landskröner auf den Hetschenberg gekommen, dorthin, wohin man den Geist des bösen Amtmanns Rieder in einer Flasche getragen hatte. Er ist dort über Nacht geblieben. Und um Mitternacht herum hat ihn der Herbergswirt in einen großen kellerartigen Raum hinuntergeführt. Da sah es so aus, als wenn ein ganzer Teich da wäre, und in dem Wasser sind viele rote Gestalten herumgeschwommen. Da hat ihm der Wirt zugeflüstert: „Das sind lauter Verwunschene!"

Mein Vater hat noch den Namen dieses Mannes gekannt.

47. (Der himmlische Hof)

Wie mein Vater krank war und es zum Sterben kam, da hat er immer den „Himmlischen Hof" gebetet. Das sind 33.000 Vaterunser. Er hatte ihn schon zum zweiten Male angefangen und gesagt: „Ich werde lebendig in den Himmel hinein kommen!" Und einmal hat er auch gesagt: „Heute ist mir die Mutter Gottes erschienen." Und er hat sie ganz genau beschrieben, wie auf einem Bilde.

In vierzehn Tagen darauf hat er erzählt: „Heute habe ich mich die ganze Nacht mit den Totengräbern gezankt. Sie haben mir mein Grab gerade neben dem meines Feindes gegraben." Das war der benachbarte Kaufmann, durch den er die Unterstützung der Gemeinde verloren hatte. „Ich habe es doch dem Totengräber gesagt, daß ich nicht dort begraben sein will. Und der ist doch ein guter Bekannter von mir, aber er hat nicht auf mich gehört."

Drei, vier Wochen darauf ist er gestorben, gerade am Maria-Himmelfahrtstag. Eins seiner letzten Worte war: „Jetzt wird mich die Maria erlösen von meinen Schmerzen." In der ersten Stunde dieses Tages ver-

Digitized by Google

schied er. Und ohne daß wir es wußten, hatten sie ihm das Grab — gerade neben dem seines Feindes gemacht.

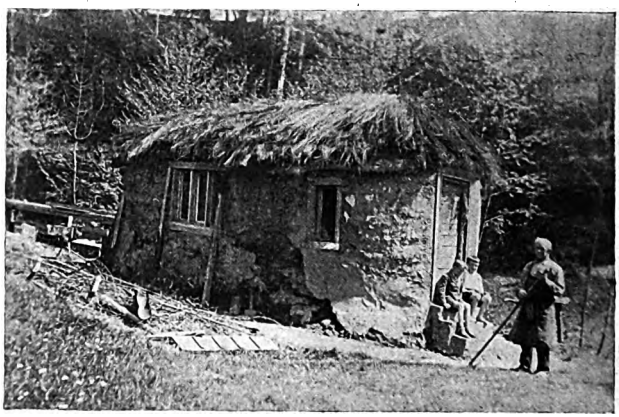
Eine ungewöhnliche Wohnhütte

Von **Dr. Leonhard Franz**, Prag

Die beistehende Abbildung, zu der ich die Vorlage Herrn Oberlehrer B. Müller in Zittau i. Sa. verdanke, gibt eine Hütte wieder, die sich ein Arbeitsloser in Großherrndorf bei Lämberg in Nordböhmen als Wohnung errichtet hat. Sie besteht aus Pfählen und einem zwischen ihnen angebrachten Geflecht aus Strohseilen; das Ganze ist mit Lehm verschmiert. Der Grundriß der Hütte ist stumpfoval.

Dieser Notbau ist deswegen interessant, weil sein Erbauer aus sich selbst heraus, ganz ohne Vorbild zu dieser Bauform gelangt ist. Ovalhütten dürften selbst in den primitivsten Gebieten der Welt heute zu den Seltenheiten zählen (nicht so Rundhütten, die häufig sind), sind aber in urgeschichtlicher Zeit, schon in der Jüngeren Steinzeit oft nachweisbar.

Die Großherrndorfer Ovalhütte ist sozusagen eine wiedererstandene



Großherrndorf bei Lämberg (ČSR.).

Urzeithütte. In bezug auf runden Hüttengrundriß in prähistorischer Zeit ist die Frage, ob er kulturkreismäßig verankert oder bloß rein bautechnisch zu erklären ist, noch nicht entschieden. Selbstverständlich besteht zwischen der hier abgebildeten Behausung und den urgeschichtlichen Vorläufern kein genetischer Zusammenhang, sondern der Arbeitslose ist zu dieser Bauform aus Gründen der Arbeitserleichterung gelangt. Immerhin ist es beachtlich, daß ein Urbaugedanke noch ein latentes Dasein führt; wir sind eben im Grunde vom Urmenschenstandpunkt nur durch eine äußerliche Tünche getrennt.

* * *

Digitized by Google

Der Grabfund Tut-anch-Ammons als Sage aus Oberstuben (Slowakei)

Von **Alfred Karasek-Langer**

Die folgende Sage zeichnete ich im Sommer 1929 in Oberstuben, also im Bereiche der Kremnitzer Sprachinsel, auf. Erzählt wurde sie mir vom alten Binder-Hogh, dem Vater des Kaufmannes aus dem Oberort. Der alte Binder-Hogh war ein ziemlich schlechter Erzähler, aber erfüllt von einer Menge Geschichten, die zum Großteil eigene Erlebnisse darstellten und zu den Glaubensvorstellungen der Sprachinsel gehörten. Mitten unter den mir motivbekannten Berichten erschien plötzlich die Sage von „der Ausgrabung Abrahams", mit der ich zuerst nichts Rechtes anzufangen wußte. Ich habe sie dennoch wortgetreu aufgeschrieben und bin später daraufgekommen, daß wir es hier mit dem eigenartigen Beispiel einer Übernahmssage zu tun haben. Die Grundelemente dieser etwas durcheinandergewürfelten Erzählung sind: ein Zeitungsbericht über die archäologische Entdeckung des Grabes Tut-anch-Ammons, biblische Motive und Namen, sowie beigemengte eigene Glaubensvorstellungen. Es handelt sich bei dem Zeitungsbericht aber nicht um eine einfache Wiedergabe der Carterschen Ausgrabungen, sondern um eine „Zeitungssage", in der von dem Fluch des Pharao und dem rätselhaften Sterben der Expeditionsteilnehmer erzählt wird. Wir haben in der Oberstubener Sage also einen Beleg dafür vor uns, wie weit der Wirkungsbereich von Zeitungssagen reichen kann und wie leicht sich diese in der mündlichen Überlieferung wandeln. Die Geschichte, daß fast alle der an der Ausgrabung Tut-anch-Ammons beteiligten Forscher kurz nacheinander eines seltsamen Todes starben, ging durch zahlreiche Blätter und fand irgendwie auch den Weg nach Oberstuben. Die dort von mir aufgezeichnete Fassung lautet:

„5000 Jahre hat der Abraham gelebt, davon 4000 Jahre in der Erde gelegen. Wie man ihn hat sehen wollen, jetzt bei Jerusalem, aber keiner von den alten Juden hat sagen wollen, wo sie ihn haben eingegraben. Darum haben diese (= die Archäologen) einen Brunnen gemacht auf hundert Meter, und haben gesagt, man wird gleich das Gesetz machen, alle Juden hineinschmeißen. Dann haben die (= die Juden) Furcht gehabt, haben denen das Grab gezeigt. Sie haben ihn richtig gefunden und seine Frau neben ihm. Die, wann sie ihn haben ausgegraben gehabt, ist einer nach dem andern gestorben dazu. Wie sie ihn haben gefunden mit der Lade (= der Sarg), war es eine eiserne, blecherne und goldene. In der Grube waren alle Sachen, seine ganzen Monduren (= Kleider), die Schränke, die Kisten und auch die Betten. Seine Frau hat gehabt sogar die Milchtöpfe dabei und die Teller, alles von Gold. Der Weizen, den man hat wieder eingesetzt in die Erden, hat wirklich Frucht gebracht. 4000 Jahr ist er (= Abraham) drinnen gewest, wie lebendig, weil er war eingesalbt. Das haben die Jüden gemacht und davon sind die Leute (= Expeditionsteilnehmer) gestorben. Er (= Abraham) hat einen Bart gehabt, der ist gewest

Digitized by Google

gewachsen dreimal um den Tisch. Der Führer von die, welche dort haben gesucht und gegraben, hat geheißen Karl, der ist zuerst gestorben."

Es handelt sich hier unstreitbar um einen Bericht über die Ausgrabung Tut-anch-Ammons. Diese etwas reklamehaft aufgebauschten Funde[1]) wurden in allen Zeitungen eingehendst geschildert. Der Hausrat, die Prunkbetten, Truhen und Kasten kehren in der Sage wieder, etwas ins Bäuerliche umgeformt. Selbst das bekannte Motiv der drei Särge, eines eisernen, blechernen und goldenen, hat hier an die Wirklichkeit anknüpfen können; heißt es doch bei Oppeln-Bronikowski: „... barg noch die Königsmumie in einer ganzen Reihe kostbarer Schreine, Sarkophage und Särge, deren innerster, ein Kunstwerk aus gediegenem Gold im Gewicht von 200 Kilogramm, zu den größten Kunstschätzen aller Zeiten gehört." Der Schauplatz der Handlung freilich ist von Ägypten nach Jerusalem verlegt, aus dem König Tut-anch-Ammon ist der den bäuerlichen Menschen vertrautere biblische Abraham geworden, aus dem englischen Archäologen Carter wurde einfach ein Karl. Die Zeitungssage „von der Rache des toten Pharaonen", wie es etwas schwulstig in den Überschriften hieß, ist nüchterner geworden, nur noch ein Tatsachenbericht. Woher die Einleitung vom erzwungenen Verrat der Grabstätte stammt, weiß ich nicht, in den Zeitungssagen stand sie meines Wissens nicht. Neu hinzugekommen ist auch das Motiv des dreimal um den Tisch gewachsenen Bartes, es wurde vorhandenen Sagen entlehnt. Durch diese Hinzufügungen und Wandlungen entstand schließlich eine Spielform der Zeitungssage, der man ihre Herkunft schon schwer anmerkt und die uns einen wertvollen Einblick in das Wirken der volklichen Phantasie sowie die Wandlungsmöglichkeiten durch mündliche Übertragung bietet.

Der junge Graf und sein untreues Weib

Ein Märchen aus Deutsch-Proben, Slowakei

Aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Zeche

Einmal war ein Graf und eine Gräfin und jene hatten gehabt einen einzigen Sohn. Dieser Sohn ist großgewachsen. Wie er schon vierundzwanzig Jahre alt war, haben ihn seine Eltern gefragt, warum er sich nicht „wrenden"[1]) tut, sie möchten gern auf seine Hochzeit sein. Weil er hat keine Lust gehabt zum „Wrenden", er hat immer das Wrenden aufgezogen. Wie ihm seine Eltern gar keine Ruhe gegeben haben, da hat er gesagt: „Jetzt werde ich halt gehen eine suchen, eine solche, die ich werde wollen." Und hat er sich ausgeschickt, ist er also gegangen. In drei Tagen ist er gekommen in ein Dorf, es war schon Abend langsam. Es war ein Wirtshaus dort, und ist hineingegangen und hat gefragt, ob er könnte dort übernachten, ob er möchte ein Nachtmahl kriegen, zu essen und zu trinken. Jener Wirt hat ihm versprochen, daß er kann alles haben, ein gutes Bett und ein gutes Nachtmahl. Und ist also der Wirt gegangen und hat es der Wirtin gesagt,

[1]) Oppeln-Bronikowski, Archäologische Entdeckungen im 20. Jahrhundert. Berlin 1931, S. 49.

Digitized by Google

und jene hat bereitet das Nachtmahl. Jener Wirt hat aber gehabt drei Töchter, saubere Mädel waren es alle dreie. Wie dann das Nachtmahl fertig war, haben sie es ihm hineingetragen. Hat er sich auch „gefordert“[2]) zu trinken. Hat ihm also die erste, die älteste Tochter, zum Trinken gebracht. Wie sie ist gekommen mit dem Trinken, hat er sie heißen niedersitzen neben ihm und hat ihr gewollt zum Trinken geben von seinem. Jene hat sich aber geschämt und hat nichts genommen, denn jene waren nur Bauern und er war ein feiner Herr. Nun, dann hat er ausgetrunken und hat er sich noch einmal verlangt. Jetzt hat aber jene erste Tochter gesagt, sie geht nicht mehr zu ihm, und so ist gegangen die Mittelste und hat jene ihm getragen zum Trinken. Jene hat er wieder geheißen niedersitzen, hat auch jener zum Trinken angeboten. Und jene hat wieder nichts genommen, auch jene hat sich geschämt. Wie er hatte ausgetrunken, hat er sich noch einmal gefordert. Jetzt hat die Mittelste auch gesagt, sie geht nicht mehr. Dann ist die Jüngste gegangen. Wie jene gekommen ist, hat ihm jene noch am besten gefallen, jene war die Schönste. Hat er auch diese geheißen niedersitzen und hat auch ihr zum Trinken angeboten. Diese hat sich gar nicht geschämt, sie ist niedergesessen und hat getrunken. Und sie haben angefangen zu reden miteinander, und so lange haben sie geplauscht miteinander, bis er sie nicht hat gefragt ums „Wrenden“. Und sie hat gesagt: „Wie soll ich euch nehmen, ihr seid mir zu reich, zu fein, ihr macht nur aus mir das Gelächter.“ — Und er hat gesagt, sie soll sich nicht besorgen, er redet die Wahrheit, und wenn sie darauf ansteht, werden sie bald Hochzeit haben. Und hat sie gesagt: „Wegen meiner! Aber ich muß vorerst mit meinen Eltern reden.“ — Hat er also die Eltern dorthin gerufen, hat er ihnen gesagt was er will und daß ihm das Mädel versprochen hat. Haben die Eltern gesagt: „Wenn es ernst ist, so kann es von uns aus geschehen.“ — Also haben sie sich gleich beredet, den Termin festgesetzt, wann die Hochzeit sein wird. Haben sie noch getrunken miteinander alle, und sind dann schlafen gegangen.

In der Früh, wie sie sind aufgestanden, hat er mehr nicht gebraucht sich ein Frühstück anschaffen, haben sie es ihm schon so gegeben. Wie er dann gefrühstückt hatte, hat er es ihnen noch einmal gesagt, ganz bestimmt sollen sie sich auf den Termin bereiten, aber keine Kleider sollen sie ihr nicht kaufen, jenes wird er ihr schon verschaffen und hat ihnen die Adresse aufgeschrieben, hat sich dann beurlaubt und ist fort nach Hause.

Wie er ist heimgekommen, hat er zu seinen Eltern gesagt, er hat eine Braut gefunden nach seinem Geschmack und am andern Tag hat er gleich geschickt eine Damenschneiderin dorthin die Maß nehmen. Wie jene Damenschneiderin also dorthin gekommen ist, hat sie ihr die Maß genommen. Wie jenes ihre zwei Schwestern gesehen haben, dann wäre gerne jede sein gewest eine Braut für ihm. Aber das hat nichts genutzt, er ist schon geblieben bei seiner. Jene Damenschneiderin ist zurückgekommen und hat also angefangen zu arbeiten über jene Kleider, wie sie hat gehabt der Graf angeschafft.

Digitized by Google

Dann haben sie sich also schon langsam vorbereitet auf die Hochzeit. Wie jener Termin gekommen ist, ist er also schon zu ihr gefahren mit einem Fiaker, mit Dienerschaft, was also schon eine Gräfin braucht. Wie er dorthin gekommen ist, haben sie sie genommen in ein Extrazimmer, dort haben sie sie angezogen. Nun haben sie sie aufgesetzt auf den Fiaker, und sind also gefahren zurück, nach Hause, dort haben sie die Trauung gehabt. Nur ihre zwei Schwestern haben sehr gegreint, haben sich im Keller eingesperrt, und sind also zu Hause geblieben.

Nun also, wie sie sind angekommen, hat er sie also vorgestellt seinen Eltern. Also sehr lieb war es ihnen nicht, weil sie nur eine Bäuerin war, und haben gesagt zu ihm: „Deinen Willen wollen wir nicht brechen, wenn sie dir lieb ist, also nimm sie dir!" — Nun also dann war die Trauung. Nach der Hochzeit sind ihre Eltern zurückgefahren heim und sie ist schon dortgeblieben.

Jene zweie haben dann sehr gut gelebt miteinander. Er hat ihr also jeden Wunsch erfüllt, was er nur war. Eine kurze Zeit darnach ist sie ihm krank geworden und auch gestorben. Jetzt, wie sie hat auf der Bahre gelegen, hat er sich zu ihr gelegt, hat alle hinausgejagt, und gesagt, er gibt sein Weib nicht her. Aber die Doktorn sind doch hineingekommen, und haben ihn so weit können überreden, daß er hat Medizin genommen. Dann ist er bald eingeschlafen, und sie haben ihn in sein Bett gelegt, und sie haben sie begraben.

Wie sie schon begraben war, dann ist er erst „munter"[3]) geworden. Jetzt hat er die Diener gefragt, wo sein Weib ist. Nun haben sie gesagt, daß sie begraben ist. Und hat er gesagt, sie sollen mit ihm gehen, sie sollen ihm das Grab zeigen. Da haben sie also müssen mit ihm gehen. Er hat sie fortgeschickt und hat gewollt dort bleiben. Die Diener haben ihm aber solange keine Ruh nicht gegeben, bis er nicht ist mit ihnen heimgegangen. Nun also hat er geharrt bis abend, hat niemanden nichts gesagt, dann ist er fort, das Zimmer zugeschlossen und ist in den „Wraitjaf"[4]) gegangen. Die Diener haben geglaubt, daß er im Zimmer ist, daß er sich von drinnen verriegelt hat. Derweil war er im Friedhof, und hat angefangen mit den Händen zu graben, und hat solange gegraben, bis er nicht ist gekommen zu der Truhe. Wie schon die Truhe frei war, hat er gehört eine Stimme. Hat er sich umgesehen, und hat er gesehen eine Hand, und jene Hand hat ein Büschel Kräutich gehalten, und jene Stimme hat gesagt, er soll jenes Kräutich nehmen, er soll von der Truhe das Lid herabnehmen und soll jenen toten Körper auf der Brust aufknöpfen und auf die nackte Brust soll er jenes Kräutich darauflegen. Dann ist jene Hand verschwunden. Er hat also das Lid heruntergenommen, hat sie aufgeknöpft, hat ihr jenes Kräutich daraufgelegt — und sie ist erwacht. Hat er sie genommen heraus aus dem Grab und ist mit ihr heim gegangen. Jenes war schon spät in der Nacht und die Diener haben geglaubt, daß er schläft, da haben sie alles zugemacht, und er hat nicht hineingekönnt.

Nun also hat er müssen anläuten, da ist der „Portasch"[5]) gekommen und hat aufgemacht. Wie er hat gesehen den Grafen mit der Gräfin, da

Digitized by Google

ist er erschrocken, und hat geschwind zurück das Tor zugemacht und hat ihn also nicht gewollt hereinlassen. Er hat gesagt: „Die Gräfin ist tot, und keinen toten Menschen kann man nicht im Kastell dulden." — Hat er also genug zu tun gehabt, bis er sie hat können überzeugen, daß sie lebt — dann hat er sie also hineingelassen. Sie sind dann hineingegangen in das Zimmer und haben sich schlafen gelegt.

Jener „Portasch" hat gleich in der Früh Alarm gemacht, daß der Graf mit der Gräfin gekommen ist in der Nacht. Jetzt war alles neugierig die Gräfin zu sehen. Wenn sie dann wo ist hinausgegangen, hat es sich doch verbreitet gehabt in der ganzen Stadt, da haben schon die Leute mit dem Finger gezeigt: „Das ist jene, was gestorben war!" — Sie hat jenes nicht leiden können, hat sie zu ihrem Mann gesagt: „Wenn du mit mir nicht fortkommst in eine andere Gegend, wo sie mich nicht kennen, so gehe ich allein fort!" — Er hat sie sehr gern gehabt, hat er ihr also den Wunsch erfüllt, und hat alles verkauft mit Sack und Pack, auch das Schloß. Dann haben sie zuhausgepackt[6]) alles und sind fort in ein anderes Land.

Wie sie schon gefahren sind einen ganzen Tag und eine ganze Nacht auf der Bahn, ist ihm eingefallen, daß er jenes Kräutich hat vergessen. Zu ihr hat er aber nichts gesagt, nur er hat sich gedacht: „Jenes Kräutich muß ich mir holen, jenes Kräutich laß ich nicht!" Die nächste Station jenes war eine große Stadt, dort war auch Militär. Also wie sie sind hingekommen zu jene Station, sind sie abgestiegen, da hat er zu ihr gesagt, daß er etwas Wichtiges vergessen hat, und er fährt zurück jenes holen, sie soll also da auf ihn harren. Dann ist er gegangen zum Stationchef, und hat ihn gefragt, ob er nicht ein Zimmer hat. Da hat dieser ein solches versprochen und dorthin haben sie auch gleich die Koffer und das Gepäck getragen und auch sein Weib ist dort hineingegangen. Er ist dann mit dem nächsten Zug zurückgefahren.

Bei jener Station wisawi war eine Kaserne. Wie jene junge Gräfin in jenem Zimmer drinnen war, da hat sie beim Fenster hinausgesehen, und hat sie also gesehen auf der anderen Seite, daß die Kaserne einen Stock hat, und da hat vom Fenster heruntergesehen ein Hauptmann. Und so haben sie also den Blick gewechselt. Und jener Hauptmann war nicht zu faul, jener hat nicht lang angeharrt, ist zu ihr gekommen und sie haben sich miteinander in ein Gespräch eingelassen. Bald ist es soweit gekommen, bis jener Hauptmann hat gesagt, daß sie soll den Grafen stehen lassen, er wird sie nehmen, werden sie sich mit einander „wrenden". Hat er gesagt, wenn sie werden zu ihr sagen Frau Hauptmannin, jenes wäre ein schönerer Titel, als Frau Gräfin. Sie hat aber gesagt, sie kann das nicht, sie hat doch Angst vor ihrem Mann, was möchte er sagen, wenn er möchte hören, was sie gemacht hat. Aber der Hauptmann hat keine Ruh gehalten, hat so weit „gelieschelt"[7]) um ihr, bis sie ihm versprochen hat. Und er hat gesagt, sie brauche sich nichts fürchten, wenn wird kommen ihr Mann, sie werden schon irgendeine Ursache finden, dann werden sie ihn hängen — also wird sie von ihm frei sein. Sie ist eingegangen darauf, es sind gleich die Bediener gekommen, und haben gleich jene Koffer und jenes Gepäck in die

Digitized by Google

Kaserne transportiert und sie ist gleich mit ihnen mitgegangen, und jener Hauptmann ist gleich gegangen seine Hochzeit ausrichten.

Nun also der Graf ist heimgekommen, und weil sie eilends sind fort, hat er sich nicht können überall beurlauben, so ist er auch gekommen zu jenem, bei welchem er das Kräutich gemeint hat. Jener hat es ihm gerne gegeben, denn er hat seine Kraft nicht gewußt — und ist auch dann gleich abgefahren. Wie er auf jene Station zurückgekommen ist, ist er als gerade gegangen in jenes Zimmerlein, wo er sein Weib hat gelassen. Er hat sie da nicht gefunden, nur der Stationchef hat ihm gesagt, daß sie wäre mit dem Hauptmann gegangen, und daß sie die ganzen Koffer, Gepäck mitgenommen hat. Jetzt ist er sie gegangen aufsuchen und hat alle Leute nach ihr gefragt. Ist er mit einen Soldaten zuhaufgekommen, und jener hat ihm gesagt, daß er bei einem Hauptmann Putzer und dieser soll in drei Tagen mit einer Gräfin Hochzeit haben. Wie er das hat gehört, hat es ihn sehr gekränkt, aber zum Helfen war es da nicht. Hat er studiert, was er jetzt machen soll und ist ihm eingefallen, daß er ein guter Musiker auf der Fiedel war, da hat er sich gedacht, jetzt werde ich mich mit den Zigeunern zuhaufmachen, und wenn wir könnten jenem Brautpaar auf die Hochzeit aufspielen und so möchte ich es dann wissen, ob jenes mein Weib war oder nicht.

Dann ist er gegangen zu den Zigeunern, und hat sie also gefragt, ob sie musikalisch sind. Haben sie gesagt, sie können es. Haben sie sich aber beredet und sind sie gegangen ihrer zwei, er der Graf und ein Zigeuner, also in die Kaserne zu jenem Hauptmann. Aber er hat sich gehabt „berömet“[8]), damit sie ihn nicht sollen erkennen, daß sie sollen denken, daß er sei ein Zigeuner. Wie sie sind hineingekommen, haben sie ihn gefragt, ob sie können auf der Hochzeit spielen. „Was brauch ich da Zigeuner, ich habe die Militärbande“, hat er gesagt, und hat sie gewollt fortjagen. Weil aber die Zigeuner zudringlich sind, haben sie sich nicht lassen „abwetten“[9]), haben sie zu ihm gesagt, daß sie sehr schön spielen können. So haben sie also doch den Hauptmann überreden können, und er hat ihnen gesagt, wann also die Hochzeit sein wird.

Also sind fort jene zweie zu den Zigeunern, dort haben sie sich gelernt, daß sie sollen gut können. Er war also der Vorspieler der Graf und die Zigeuner haben sehr gute Tage gehabt, er hat sie gastiert. Wie jener Termin gekommen ist, sind sie halt also gegegangen. Jener hat jetzt ihm und dem Zigeuner den gleichen Anzug angeschafft, und wie sie so sind hingekommen, hat sie der Hauptmann angenommen. Jetzt haben sie gleich das Konzert angefangen. Wie es also dann nach dem Essen war, haben sie angefangen zu tanzen, und er hat also schon gesehen, daß jenes richtig sein Weib war. Sie hat ihn aber nicht erkannt. Dann ist er aufgestanden, und ist hingegangen, und hat den Hauptmann gebeten, er soll ihm erlauben, ein „Örtl“[10]) mit der Braut zu tanzen. Also schön hätten sie spielen gekönnt, jenes hatte dem Hauptmann gefallen, also hat er es ihm erlaubt. Wie also sein Kamerad hat angefangen zu spielen, ist er also die Braut gegangen nehmen. Wie schon das Örtl bereits zu „Ort“[11]) war, also hat er

Digitized by Google

ihr ins Gesicht hinein „getschieschelt“[12]): „Kennst du mich nicht? Und was ist dir eingefallen? Was hast du mit mir gemacht?“ — Dann hat sie ihn erkannt und hat ihn stehen gelassen. Hat sich neben den Hauptmann gesetzt und hat angefangen zu greinen. Hat sie der Hauptmann gefragt, was ihr fehlt. Sie hat gesagt: „Das dort ist mein Mann, der Kapellmeister!“ — Er hat ihr gesagt, sie soll nur ruhig sein, er wird schon Ordnung machen.

Also haben sie weiter getanzt, nur jene Frau Hauptmann ist schon nicht gegangen tanzen mit niemanden. Jenes hat dem Hauptmanne nicht gefallen. Jetzt hat er den Putzer gerufen, und hat verstohlen[13]) zu ihm gesagt, er soll nehmen einen goldenen Becher, und soll ihn verstohlen dem Kapellmeister in den Sack stopfen, er wird sehr gut belohnt werden. Dieser hat aber zum Hauptmann gesagt: „Herr Hauptmann, jenes tu ich nicht, ich kann einen unschuldigen Menschen, wenn es auch ein Zigeuner ist, durch mich nicht verurteilen lassen.“ Da wurde der Hauptmann zornig und ließ seinen Putzer in das „Reß“[14]) stecken. Jetzt hat er lassen rufen einen anderen Soldaten, aber dieser hat ihm auch so geantwortet. Da war er schon so zornig, daß er diesem fünfundzwanzig hat auf den Hintern geben lassen. Jetzt hat er lassen rufen einen dritten Soldaten, und diesem hat er nicht einmal schmeicheln müssen, dieser war sehr geldgierig und war auch gleich darauf bereitet. Jener ist nun gegangen, hat dem Kapellmeister verstohlen den Becher in den Sack geschoben und dieser hat gar nichts bemerkt.

Als nun der Hauptmann diesen Soldaten belohnt hatte, hat er ihn fortgeschickt und hat lassen alle Türen zusperren. Dann hat er alle Gäste untersuchen lassen und zuletzt den Kapellmeister. Jener ist sehr erschrocken, als man aus seinem Sacke den goldenen Becher herausgezogen hat. Er hat auch gleich den Kapellmeister zu jenem Soldaten einsperren lassen, der schon eingesperrt war, und den anderen Zigeuner hat er fortgejagt. Dann ist gekommen die Militärbanda, und haben sie die Leute unterhalten, bis es sie gereut hat. Jetzt hat der Hauptmann zu der Braut gesagt: „Jetzt bist ohne Sorge, jetzt haben wir ihn schon und er wird dir nicht mehr unter die Augen kommen.“

Wie es also nach der Hochzeit war, ist er gekommen vor das Kriegsgericht, und jener Hauptmann hat ihn so angeklagt, daß sie ihn verurteilt haben zum Galgen und jener Soldat, der mit ihm eingesperrt war, auch. Aber jener Soldat hat sich können herausarbeiten, und hat nur dann kriegt lebenslängliches Arrest. Nun jetzt, jener Soldat, wie sie gewußt haben, wie weit sie sind, haben sie sich also beredet. Hat der Graf gesagt zu jenem Soldat, er soll trachten, daß er jenes so weit wird können bringen, wenn er wird gehängt sein, wenn er am Galgen wird hängen, soll er nur bitten, daß sie ihm erlauben, ihn vom Galgen herunterzunehmen und ihn begraben. Hat er ihm übergeben jenes Kräutich, jenes hatte er bei ihm und hat gesagt zu ihm, wenn er ihn wird herunternehmen, soll er trachten, daß er ihn allein zum Grabe trägt, er soll also gar keine Hilfe rufen und soll ihn so in das Grab legen. Dann soll er ihm die Brust aufknöpfen und über die Brust ihm jenes Kräutich hintun. Wenn er jenes durchführen wird können, wird er glücklich sein auf sein Lebtag.

Digitized by Google

Es ist ihm schwer gegangen, doch zuletzt hat er doch die Erlaubnis bekommen und hat alles so durchgeführt, wie der Graf es ihm gesagt hat. Als also dann der Graf aus dem Grabe herausgekommen ist, hat er dem Soldaten alles geschenkt, was er nur bei sich hatte und beim Abschiednehmen hat er gesagt, er soll nur alles mit Geduld ertragen, es wird nicht mehr lange dauern, und er wird erlöst werden.

Der Graf ist jetzt fortgereist und ist bald in eine große Stadt gekommen. Da hat ein König residiert und dieser hat ihn zu einer Audienz eingeladen. Von diesem hat er verlangt Dienst. Jener hat gesehen, daß es ein gelehrter Mensch ist, hat ihn ausgefragt, woher er kommt und was er ist. Er hat ihm gesagt, daß er ein Graf ist, und sein Vornehmen ist Weltprobieren und daß er jetzt ohne alle Mittel ist und er kann nicht weiterreisen. Also er hat dem König sehr gefallen und hat ihn angestellt.

Jener König hatte eine Tochter gehabt, eine schöne Prinzessin und der Graf war auch ein schöner Mann, jung noch. Sie sind einander oft begegnet, bis sie sind bekannt geworden und sich in einander verliebt haben. Wie sie jenes ihrem Vater dem König gesagt hat, war es ihm auch recht. hat ihn lassen rufen und nun alles ausgefragt und dann wurde die Hochzeit bestimmt. Zu dieser Hochzeit hat auch der König den Hauptmann mit seinem Weibe und die zwei Soldaten eingeladen, denn das war der einzige Wunsch seines Eidams.

Als nun die Einladung gekommen ist, hat der Hauptmann zu seiner Frau gesagt: „Siehst du, wenn du bei dem Grafen wärest, du wärest dein Lebtag zum König nicht gekommen." Wie also der Termin gekommen ist. da sind sie auf die Hochzeit gegangen. Bei der Hochzeit hat sie immer auf den „Brautkäpp"[15]) sehen, er ist ihr sehr bekannt vorgekommen, doch sie war doch überzeugt, daß ihr erster Mann gehängt wurde und hat ihr jene Gedanken bald aus dem Kopf geschlagen und es war ja dort auch sehr lustig.

Wie es schon so gegen Ende war, da hat sich jener junge Bräutigam ausgebeten, den Gästen ein Rätsel aufzugeben und er hat gefragt, man soll ihm sagen, was ein solcher verdient, welcher unschuldig einen andern um das Leben bringt. Da hätten sie gesagt: „Jener verdient, daß er ums Leben soll kommen" — das war gemeint jener Soldat, der ihm den Becher hineingestopft hat. Dann hat er wieder gefragt, was ein solcher verdient, der sich einem solchen annimmt, welcher unschuldig verurteilt wird und der ihm tut das Leben retten — jetzt war jener gemeint, welcher ihm hat das Kräutich hingelegt. Da haben sie gesagt, daß jener eine hohe Belohnung verdient. Dann hat er gefragt: „Was verdient ein solcher, der einem das Weib, mit welchem er gut lebt, wegnimmt und ihn umbringen läßt." Da hat sich der Hauptmann selber gemeldet: „Ein solcher ist nicht mehr wert. als daß man von ihm Riemen schneidet." — Dann hat er wieder gefragt: „Was verdient ein solches Weib, das ihren Mann sitzen läßt und sich mit einem andern sehr leicht zuhaufmacht?" — „Eine solche sollte man auf Viertel reißen" — hat jetzt darauf sein früheres Weib geantwortet.

Digitized by Google

Jetzt hat er lassen jene zwei Soldaten kommen und hat sie dem Publikum vorgestellt. Den geldgierigen hat er lassen hängen und seinen Retter hat er belohnt. Vom Hauptmann hat er gelassen Riemen schneiden und sein früheres Weib ließ er in Viertel reißen, denn so haben sie sich selber das Urteil gesprochen. Und wie es nach alledem war, hat er das Kräutich genommen, ist zum Meere gegangen, hat es dann an einem Stein festgebunden und ihn so in das Meer geworfen. Hätte er es nicht getan, so müßtest du es heute tun, sonst hätten die Ehemänner kein Glück.*)

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 4. Fragebogen wurde von der Arbeitsstelle Ende September und Anfang Oktober ausgesandt und bereits von den meisten Mitarbeitern beantwortet. Es wird dringend ersucht, die ausständigen Fragebogen noch vor Neujahr 1934 einzusenden.

Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Berlin hat „Grundsätze für die Benützung des Atlasmateriales" herausgegeben, die sich in vier Teile gliedern: 1. Allgemeine Benutzung, 2. Benutzung in den Landesstellen, 3. Benutzung durch die Presse, 4. Benutzung durch Mitarbeiter der Zentralstelle. Die Bestimmungen des 2. Teiles sind auch für unsere Arbeitsstelle maßgebend.

Aufsammlung der deutschen Soldatensprache durch das Verteidigungsministerium (Ministerstvo Národní obrany).

Auf Grund einer Eingabe des Seminars für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität in Prag hat sich das Verteidigungsministerium bereit erklärt, vom Seminar ausgearbeitete und gelieferte Fragebogen über die deutsche Soldatensprache in der Tschechoslowakischen Republik an alle Truppenkörper auszusenden und nach Ausfüllung einzusammeln. Der gesammelte Stoff wird im Seminar für deutsche Volkskunde, dessen Eigentum er ist, wissenschaftlich verarbeitet. Mit der Aussendung von 10.000 Stück Fragebogen hat das Verteidigungsministerium, in dem das ganze Unternehmen vom Obersektionsrat Dr. J. V. Sedlák geleitet wird, bereits begonnen.

Die gleichen Fragebogen werden dem vorliegenden Heft unserer Zeitschrift beigelegt mit der Bitte an alle Mitarbeiter und Bezieher, die bisher die Umfrage 251 nicht beantwortet haben, dies auf Grund des Fragebogens selbst zu tun oder Bekannte hiezu zu veranlassen. Weitere Fragebogen stehen jedem zur Verfügung.

---

[1]) heiraten, [2]) verlangt, [3]) erwacht, [4]) Friedhof, [5]) Torwächter, [6]) zuhauf = zusammen, [7]) geschmeichelt, ins Ohr flüstern, [8]) berömet = mit Ruß beschmiert, [9]) abfertigen, [10]) eine Tanzrunde, [11]) zu Ende, [12]) auch in das Ohr flüstern, [13]) heimlich, [14]) Arrest, [15]) Bräutigam.

*) Erzählt im Herbste 1932 von Stefan Tänzer, Maurer, 65 Jahre alt, geb. aus Deutsch-Proben, wohnhaft in Zeche.

Digitized by Google

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 15. November)

Nr. 163. Adolf Glücklhorn, Glitschau: 17 Vierzeiler mit 15 Singweisen aus Milikau und 19 Vierzeiler aus Glitschau.

Nr. 164. Georg Tilscher, Kornitz: Scherzhaftes Zwiegespräch, Beiträge zum Volksglauben (Zukunftserforschen) und Brauchtum.

Nr. 165. MUC. Hans Englisch, Prag—Mähr.-Kotzendorf: Geburt und Taufe im Volksbrauche Nordmährens.

Nr. 166. Egon Mittelbach, Seidowitz: Zahlreiche Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 167. Dr. F. X. Böhm, Prag: Ein Volkslied mit Singweise, aufgezeichnet von Hilde Schönbach, Petlarn bei Tachau.

Nr. 168. Johann Schreiber, Grosse: Volkssprüche, ferner Beiträge zum Volksglauben und Brauchtum.

Nr. 169. Karl Ledel, Grünau: Zahlreiche Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 170. Dr. Josef Hanika: Singweise des karpathendeutschen Volksliedes „Mai anzigs Schatzerl" (vgl. oben S. 86); Handschrift der in Karpathenland 1933, S. 16 ff., nicht mit allen Singweisen abgedruckten Volksliedersammlung aus der Sprachinselgruppe Neu-Sandetz (Westgalizien).

Nr. 171. Franz Götz, Poschkau: Hochzeitsbräuche, Osterbräuche und Bauernregeln aus dem Gebiet um Bodenstadt.

Nr. 172. Eduard Hönl, Bischofteinitz: Redensarten, ferner „Weststeirische Rundschau" (Deutschlandsberg) vom 24. Dezember 1932 mit einem Aufsatz von Oberlehrer A. Bodirsky über das Weihnachtsspiel in Stachenwald (Kuhländchen).

Nr. 173. Ignaz Göth, Iglau: Schwankmärchen (zum Stoff vom „Bürle", Volte-Polivka II., Nr. 61) und Spottreime, aufgezeichnet von Karl Pospischil.

Nr. 174. Adolf Klim, Naschmeritz: Lied mit Singweise beim Kirchweihbegraben.

Nr. 175. Josef Thamm, Lauterbach bei Leitomischl: Zwei Trachtenbilder (Segnung des Brautpaares durch die Eltern, Brautpaar beim Brautfuder).

Nr. 176. Toni Wässerle, Deutsch-Proben: Ausführliche Weihnachtsbräuche; 8 Weihnachtslieder; Schutzbriefe; Verzeichnis der Anfangszeilen von 479 weltlichen und 551 geistlichen Liedern, die in Deutsch-Proben verbreitet waren, bzw. noch sind.

Nr. 177. Karl M. Klier, Wien: Lieder mit Singweisen aus Wenkerschlag bei Neuhaus, aus Westböhmen (Aufzeichnungen von J. Huska in Bruck bei Marienbad), Nordböhmen (Reichenberg), Nord- und Südmähren und aus der Iglauer Sprachinsel.

Digitized by Google

Nr. 178. Dr. Gerhard Eis, Pilsen: „Pilsner Tagblatt" vom 16. und 17. Dezember 1932 (Sagen, gesammelt von Schülern der deutschen Handelsakademie in Pilsen).

Nr. 179. Otto Zerlik, Uittwa: Beiträge zum Volksglauben, Brauchtum und Volkslied, sowie Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 180. Johann Thöndel, Bergstadt: Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 181. Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.: Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 182. Josef Maschek, Holeischen: Beiträge zum Volksglauben; Wochenspruch und Wochenlied.

Nr. 183. Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt: 36 Lieder, fast alle mit Singweisen; Notenheft mit Tänzen und Liedern, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts beliebt waren; 4 kleinere Handschriften mit Liedern, Gebeten u. a. und eine große Handschrift aus der Zeit um 1840 mit Liedern, Gedichten, Erzählungen u. a.

Nr. 184. Emma Sayl, Prag: 15 Lieder mit Singweisen, aufgezeichnet 1918 von E. Alliger, Bärnwald (Adlergebirge); Volksschwänke aus Grulich.

Nr. 185. Richard Baumann, Elbogen: 6 Lichtbilder mit Beschreibungen von Steinkreuzen, bzw. Bildstöcken.

Nr. 186. Dr. L. Wieder, Alt-Schallersdorf: Sonderdruck „Die alten Weinväter der Schattauer Gegend, ihre Sprücheln und Bräuche" aus dem „Znaimer Wochenblatt".

Nr. 187. Hans Brazda, Oberplan: 3 Lieder mit Singweisen.

Nr. 188. Einläufe zur Umfrage über die Glocken (vgl. oben S. 42, 114, 155).

Nr. 189. Einläufe zur Soldatensprache (vgl. oben S. 114 f., 155).

Nr. 190. Nikolaus Rollinger, Klein-Mohrau in Schlesien: Verzeichnis von volkstümlichen Tiernamen.

Nr. 191. Johann Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt: Antworten auf frühere Umfragen, besonders über die Glocken.

Nr. 192. Wenzel Stiasny, Staab: Kinderreime und Personennamen aus Philippsberg im Böhmerwald; Bauart des Bauernhauses im Taus-Further Paßgebiet.

Nr. 193. Dr. Franz J. Beranek, Neuhaus: Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 194. Karl Spitzenberger, Prag: Alte Handschriften (Heilsegen, Alpsegen, Mittel gegen Behexung u. a.) aus Wrbitz bei Mies.

Nr. 195. Franz Meißner, Reichenberg: Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 196. Richard Richter, Niedergrund bei Warnsdorf: Aufsatz „Vom Tschechelstein bei Lobendau" (Beiträge zur Heimatskunde, Beilage zur „Abwehr" vom 28. Oktober 1933).

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Mischlied

(In Olmütz-Hodolein verbreitet)

Ach, ty milý Pepíčku, was hast gemacht?
Já spát nemůžu, die ganze Nacht.
Když já se položím, träumts mir von dir,
A já si pomyslím, du bist bei mir.

Lidi jsou na světě, falsch überall,
Oni nás pomlouvají, viel tausendmal.
Nedělej si z toho nic, bleib mir nur treu
A já ti přísahám, mein Herz gehört dein.

Bergstadt bei Römerstadt. Johann Thöndel.

Auch ein Fall der Sagenübertragung

Den oft gar absonderlichen Wegen nachzugehen, die von sogenannten Wandersagen eingeschlagen wurden, ist eine ebenso lockende wie schwierige Aufgabe. Bezüglich der „Radzeiner Adalbertssage" konnte ich in den „Beiträgen zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes", 10. Jhg. S. 167 ff., den Nachweis erbringen, daß ihre Quelle in Westböhmen, in Milawecz bei Taus, liegt. Bei Dr. Richard Andree („Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien" 1872) findet sich ein Bericht über die Wanderung einer Sage, die Schiller im „Gang nach dem Eisenhammer" verarbeitet hat.

Die Leute der Berauner Gegend, berichtet er, erzählen, daß der böse Jäger Robert, der den frommen Knecht Fridolin umbringen wollte, in den Eisenöfen von Althütten seinen Tod gefunden habe. „Denn hier, nur hier (in Althütten) ist der echte Schauplatz vom ‚Gang nach dem Eisenhammer'." Die Gegend ist dazu wie geschaffen; ein Halbstündchen stromaufwärts erhebt sich stolz Schloß Nischburg; dort war der Grafensitz und Althütten gegenüber liegt im Dorfe Stredonitz die Liboriuskapelle, wo Fridolin als Ministrant dem Priester diente."

„Wie kommt die Sage hieher?" fragt Andree weiter. „Läßt sich nun auch im allgemeinen das Dasein gleicher Sagen und Märchen bei Deutschen und Tschechen nicht immer auf Entlehnung des einen Volkes vom andern zurückführen, so ist dies doch im vorliegenden Falle so gewesen; denn als vor etwa zwanzig Jahren die neue Liboriuskapelle an Stelle der alten, eingerissenen erbaut wurde, fand der einweihende Priester in seiner Predigt es für gut, Schillers ‚Gang nach dem Eisenhammer' hieher zu verlegen und unsern Dichter nach dem ‚tschechischen' Stoffe arbeiten zu lassen. Seitdem erst ist die Geschichte vom Fridolin im Berauntale bekannt und ein Wirtshaus bei den nahen Eisenhochöfen trägt das stolze Schild „Beim Fridolin."

Selbstverständlich können wir uns nicht der Ansicht jenes Festpredigers anschließen, daß Schiller den Stoff zu seiner Ballade aus Althütten bezogen habe, da es ja längst feststeht, daß er ihn aus der Novellensammlung „Les Contemporaines" des Franzosen Rétif de la Bretonne hatte. Wir sind im Gegenteile überzeugt, daß die Althüttner, bzw. der damalige Prediger, die schöne Sage bei Schiller gefunden haben. Lehrreich jedoch ist dieser Vorgang auf jeden Fall.

Aussig a. E. Hans R. Kreibich.

Dreschergebräuche aus Wadetstift bei Friedberg

Gegen Weihnachten werden die Bauern meist mit dem Dreschen fertig. Am letzten Dreschtage kocht die Bäuerin ein besonders gutes Essen. Von diesem Tage sagt man: „Mia haum häid d' Däinglbois." Die Burschen der Nachbarschaft versuchen, den Dreschern diesen freudigen Tag durch allerhand Neckereien zu versalzen. Das geschieht durch das „Däinglbois ojauka" oder das „Sto(d)lhäin bringa". Das „Ojauka" (Abjagen) geschieht auf die Art, daß ein Bursche einen kleinen Pack, in

Digitized by Google

dem sich Äpfel, Nüsse und andere gute Sachen, öfter aber faulige Kartoffeln und Rüben befinden, den Dreschern auf die Tenne wirft und ruft: „Do bring ih eng a Däinglbois!" Dann muß er aber schleunigst das Weite suchen, denn er wird sofort verfolgt. Wird er erwischt, dann bindet man ihm mit Stroh die Hände am Rücken zusammen und stopft ihm Taschen und alle Kleider, wo nur Platz ist, mit Stroh voll. Die „Sto(d)lhäin" (Stadelhenne) ist eine aus einer Rübe geschnitzte Henne, oft nur ein Kartoffel, den man mit Federn besteckt hat. Entweder wird sie im Nachbarhaus irgendwo auf eine auffällige Stelle gesetzt oder wie die „Däinglbois" zwischen die Dreschet geworfen. Auch hier wird der Überbringer oft auf frischer Tat ergriffen und wie oben behandelt. Man bindet ihm die Henne auch an die gefesselten Hände und läßt ihn so laufen; die „Sto(d)lhäin" wandert oft von Nachbar zu Nachbar und kommt so um das ganze Dorf herum.

Wenn die letzte „Dreisch", d. i. die letzte zum Dreschen aufgelegte Schicht, zu Ende geht, gibt man scharf acht, wer den letzten Schlag tut. Oder wenn man es schon auf jemand Bestimmten, meist auf den Hütbuben oder die kleine Dirn, abgesehen hat, hört auf ein Zeichen alles auf zu dreschen, nur dieser tut noch einen oder zwei Schläge. Oft erbarmt sich der Bauer seiner und tut noch einen allerletzten Schlag, denn wer diesen außer dem Bauern tut, „kriagt d' Sto(d)lhäin". Er wird mit Stroh ausgeschoppt, wenn eine gebrachte Stadelhenne da ist, deren Bringer nicht erwischt worden ist, wird sie ihm ebenfalls aufgebunden und er muß bis zum Schlafengehen alle Neckereien aushalten. — Dann werden alle Drischeln auf einen langen, von der Wand wegstehenden Pflock aufgehängt. Dabei muß man sich tummeln, daß man „z' Schlog kimmt", denn wer seine Drischel als letzter hinhängt, der „hod s Noglwunzn" und wird tüchtig ausgelacht und geneckt.

Berlin. Dr. Heinrich Micko.

Die „Kroste"

Ein Brauch beim Federnschleißen

Eine Gepflogenheit, welche das Federnschleißen hierorts mit sich bringt, ist das Tragen der „Kroste". Während die Leute in ihre Arbeit vertieft um den Tisch sitzen, wird getrachtet, eine Zeit ausfindig zu machen, während der die Haustür nicht verschlossen ist. Alte Töpfe (Tongeschirr), Ofenkacheln, auch berußte, bisweilen auch Glasscherben sind schon vorher bereit gehalten, um im geeigneten Augenblicke in den Hausflur geworfen zu werden, was manchmal keinen geringen Lärm verursacht. Die Träger der Kroste — so nennt man diese unerwartete Bescherung — bleiben meistens unbekannt, auch von den Helfershelfern verrät einer den andern nicht. Nur bisweilen läßt sich aus der Art der Gegenstände auf die Täter ein Schluß ziehen. Gewöhnlich sind es junge Burschen, die damit hauptsächlich den Mädeln einen Possen spielen, weil diesen die zuweilen unangenehme Arbeit des Aufräumens und des Aufwaschens zufällt. Es ist nicht immer leicht, die Kroste anzubringen, da sich die Leute hüten, die Tür offen zu lassen. Da muß auch List angewendet werden, um zum Ziele zu gelangen. Einer von den Beteiligten geht fragen, ob der oder die nicht anwesend sind. Während nun die Tür ahnungslos geöffnet wird, um Antwort zu geben, fliegt auch schon die Kroste hinein. Ja es kommt auch vor, daß eine von den am Federnschleißen Beteiligten absichtlich zu spät kommt und dann die Tür eigens nicht verschließt, so daß die Träger ihr Vorhaben um so sicherer ausführen können. Nicht selten werden dann an einem der nächsten Abende die Nachbarn mit den Resten der Kroste beglückt, besonders werden diese Reste gern dorthin getragen, wo man die Täter vermutet.

Grosse. Johann Schreiber.

Zeitungssagen

Zur Umfrage 262 übermittle ich einige Zeitungsnotizen, die ich mir gesammelt habe.

„Tägl. Rundschau" (heute nicht mehr in der alten Form vorhanden), Nr. 292, v. 25. 6. 1927: „Hermsdorf, 25. Juni. Der 7 Jahre alte Sohn des Arztes Dr. Laube und der 14 Jahre alte Sohn des Arbeiters Herbst spielten im Garten mit den

Digitized by Google

Resten einer Wäscheleine Hinrichtung. Sie stiegen auf einen Bock und befestigten sich gemeinsam die Schlinge des über einen Baum gelegten Strickes um den Hals. In diesem Augenblick kippte der Bock um, und die beiden Kinder fanden, da niemand den Vorfall bemerkte, den Tod." (Zu diesem „Hängensspielen" vgl. Grimm, Kl. Schr. 7, 259 f.; Köhler, Kl. Schr. 1, 210, 585; Schlosser, Sage vom Galgenmännlein, 1912, S. 121; ZfVk. 33/34, S. 100, Nr. 57; Wesselski, Knabenkönig und kluges Mädchen S. 12, Anm.; K. de Wyl, Rübezahlforschungen 1909, S. 126 f.; Zaunert, Westfälische Sagen, Jena 1927, S. 305 f.

„Tägl. Rundschau", Nr. 562, v. 1. 12. 1927: „Belgrad, 1. Dezember. Im Dorfe Kruschevica in der Herzegowina hat ein fünfjähriger Knabe, der seinem Vater beim Schlachten eines Schafes zugesehen hatte, sein sechs Monate altes Schwesterchen durch Messerstiche getötet. In der furchtbaren Erregung hierüber versetzte der Vater dem Knaben einen tödlichen Schlag und verübte dann Selbstmord. Als die Mutter das Unglück sah stürzte sie sich ins Wasser und ertrank."

„Deutsche Allg. Zeitung", Nr. 64, v. 7. 2. 1929: „Bonn, 7. Feber. (Eigenbericht.) In Wershofen in der Eifel häuften spielende Kinder Holzspäne aus der im Hause ihrer Eltern befindlichen Schreinerwerkstatt um ein zweijähriges Kind, bis dieses ganz bedeckt war, und zündeten die Späne dann an. Durch die Schmerzensschreie des Kindes wurden die Eltern herbeigerufen, die es aus den emporschlagenden Flammen herausrissen. Das Kind hatte aber schon so schwere Brandwunden erlitten, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Man nimmt an, daß die Kinder das Sengen eines geschlachteten Schweines beobachtet hatten und so zu ihrem Tun veranlaßt worden sind."

Ebd., Nr. 226, v. 8. 5. 1929: „Ein furchtbares Unglück ist einer Familie in der Stallschreiberstraße (in Berlin) zugestoßen. Dort wohnt im Vorderhause der Maler Wilhelm Blank mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, dem 2½ Jahre alten Helmut und der ein Jahr alten Ruth in Untermiete. Blank hat zur Zeit in Hamburg Arbeit angenommen. Am Freitag mittag badete Frau Blank das kleine Mädchen in einer niedrig stehenden Wanne. Sie zog ihm dann ein Hemdchen an und legte es in einen Kinderwagen. Als die Kinder kurze Zeit allein waren, nahm der 2½jährige Junge das kleine Mädchen wieder aus dem Wagen heraus und legte es mit dem Gesicht nach unten in die noch mit Wasser gefüllte Wanne. Die Mutter, die dazukam, riß das kleine Wesen aus der Wanne heraus; es war aber schon ertrunken. Die vom Schlage furchtbar getroffene Frau wurde von Nachbarn in Obhut genommen, weil zu befürchten war, daß sie sich ein Leid antun würde."

Übrigens brachte die „Deutsche Allg. Zeitung", Nr. 36, vom 22. Jänner 1932 auch die Geschichte von den Mordeltern (Erk-Böhme, Liederhort I., Nr. 50) als angebliche Wahrheit aus Passau. Berichtigungen erschienen in Nr. 45 vom 28. Jänner und Nr. 57 vom 4. Feber 1932[1]).

Berlin. Dr. Hermann Kügler.

* * *

Lob und Tadel. Hiezu schreibt Ernst Lammel, Assistent an der Deutschen Technik in Prag, unserer Schriftleitung:

„Der Aufsatz „Lob und Tadel" von Dr. Gerhard Eis hat mich sehr interessiert: war es doch höchste Zeit, daß jemand einmal auf den Unfug hinweist, der das Dilettantentum anpreist als handle es sich um etwas Wertvolles. Was uns die Heimatzeitschriften oft an belangloser Zeilenschinderei vorsetzen, kann einem manchmal die Freude an der Heimatkunde selbst verderben. Mit großem Befremden las ich aber dann im letzten Heft Dr. Weydes Angriff auf Dr. Eis. Was Dr. Eis über Kirschner geschrieben hat, scheint mir nach wie vor zutreffend. Ich stamme aus der

[1]) In neuerer Zeit sind weniger schaurige Stoffe in der Presse beliebt. So z. B. die Geschichte von dem Millionär, der Millionen im Autorreifen über die Grenze schmuggeln will und von seinem Chauffeur verraten wird, der dafür eine so hohe Belohnung erhält, daß er sich nun selbst einen Chauffeur halten kann (vgl. Deutsche Zeitung Bohemia in Prag vom 14. Mai 1933, nach České Slovo; Berichtigung am 16. Mai). Zuweilen taucht in Zeitungen auch die von Dostojewskij im „Idiot" (1868) verwertete Geschichte auf, daß ein Herr, der Pfeife raucht, und eine Dame mit einem Schoßhündchen in einem Eisenbahnabteil sitzen, daß die Dame dem Herrn, der ihr Ersuchen, nicht zu rauchen, nicht berücksichtigt, die Pfeife aus dem Munde reißt und beim offenen Wagenfenster hinauswirft, worauf der Herr das Schoßhündchen faßt und der Pfeife nachfeuert. Anm. der Schriftleitung.

Digitized by Google

Gegend, wo Kirschner „vorgeschichtliche Funde" gemacht haben will, und gestatte mir mitzuteilen, daß landauf landab niemand Kirschner ernst genommen hat. Mit vollem Recht hat Dr. Eis gesagt, daß Kirschners Hausen in der Frühgeschichte eines säubernden Wiedergutmachers bedarf. Ing. Simbriger, der über seine frühgeschichtlichen Forschungen in einer Reihe wissenschaftlicher Aufsätze berichtet hat, hat sich ja auch schon mit Kirschner auseinandergesetzt. In den Beitr. z. Heimatk. d. Aussig-Karbitzer Bezirkes XIII, 11, fällt er über ihn das Urteil, daß sein wissenschaftliches Rüstzeug nicht einmal auf der Höhe seiner eignen Zeit gestanden hat. Es ist unbegreiflich, wieso es da Dr. Eis nicht zustehen solle zu sagen, daß Kirschner auch auf dem Gebiete der Frühgeschichte nichts Beachtliches geleistet hat."

Im gleichen Sinne ist eine Zuschrift von H. R. Kreibich gehalten, der nochmals betont, daß nicht allein die „Volksgesänge aus dem Aussiger Gau" von Kirschner Fälschungen sind, sondern auch der „Sagenschatz aus dem Elbetale" viel Unechtes bietet, in dem z. B. die Sage „Ullo auf der Burg Warta" nichts anderes ist als eine recht stümperhafte Prosaübertragung von „Erlkönigs Tochter" (aus Herders Nordischen Liedern) unter Beibehaltung von Ausdrücken, Reimwörtern und ganzen Redensarten. Kreibich bemerkt ferner, daß sich das Urteil über Kirschners „Leistungen" auf dem Gebiete der Vorgeschichte, besonders über seinen berüchtigten Radischken-Depotfund, auf erprobte Fachmänner wie L. Franz, J. Kern und O. Tschakert stützt.

Überführung einer volkskundlichen Sammlung von Berlin nach Prag. Ein von Berlin nach Prag übersiedelter Sammler hat im Oktober d. J. seinen ganzen Besitz dem „Umělecko-průmyslové museum" (Kunstgewerbemuseum) in Prag geschenkt. Die Sammlung weist u. a. auf: Eine lückenlose Reihe alter Feuerzeuge von 1600 bis 1870, Kienspanhalter, Laternen, Lampen, Herdgerätschaften und Küchengerät, Handarbeitsgerät (1700 bis 1850). Kinderspielzeuge, Marionetten, Kostümpuppen, Kupferpuppenküche (Berlin um 1820), Musikinstrumente, Ofenmodelle, deutsche Keramik von 1700 bis 1850, alte Modeln für figurales Kultgebäck, Votivbilder und Votivtiere, Hinterglasmalereien, drei alte süddeutsche Masken, Amulette, Gläser, Körbe, Spanschachteln, Strohflechtarbeiten, Perlstickereien, Schirme und Stöcke eine besondere Abteilung, die Symbole (Kreuz und Raute, Baum und Schlange u. a.) an altem Gerät (Steinzeug, Handwebebretter, Waffeleisen u. a.) vorführt u. a.

Antworten

(Einlauf bis 30. November)

254. Was man sich beim Fallen einer Sternschnuppe — aber nur solange sie leuchtet — denkt, geht in Erfüllung. (F. Meißner, Reichenberg, für Arnau und Langenau bei Hohenelbe). Dasselbe glaubt man um Lundenburg (Dr. F. Bevanek, Neuhaus) und in Nordmähren, wo es auch heißt, daß beim Fallen einer Sternschnuppe eine arme Seele erlöst wird. (J. Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt.)

255. Beim Ohrenklingen soll man sich etwas wünschen und einen Anwesenden fragen, in welchem Ohre es klingt. Errät er es, dann geht der Wunsch in Erfüllung. Dasselbe erzielt man, wenn man bei Begegnung mit einem Rauchfangkehrer oder beim Erblicken eines solchen einen Knopf der Kleidung dreht. Eine 33jährige Frau hat mir versichert, daß dies bei ihr stets zutreffe. (F. Meißner für Arnau und Langenau.)

257. In der Gegend von Hohenelbe ist die Meinung verbreitet, daß jeder Bauernhof sein „Hauswiesala" hat, dessen Farbe auch das Vieh haben muß, wenn es gedeihen soll. Die von einem Wiesel angeblasenen Menschen und Tiere werden krank. (F. Meißner, der zugleich auf die Angaben in seiner Heimatkunde des Bezirkes Hohenelbe, 1909, S. 687, verweist.) Das Wiesel heißt hier „Gevatterla" und ist gut zum Mäusefangen. (J. Bernard, Nieder-Mohrau.)

264. Am Freitag soll man nichts Wichtiges unternehmen, weil es fehlschlüge (F. Meißner), man soll nicht die Saat beginnen, die Kühe nicht zum erstenmal auf die Weide treiben und nicht heiraten. (J. Bernard.)

Digitized by Google

270. In den Monaten ohne r sind die Krebse genießbar. (F. Meißner.) In Lundenburg haben die Monate mit u eine besondere Bedeutung im Geschlechtsleben. Die Lundenburger Fischer sagen:

In den Monaten mit u
Laß' Fisch und F . . in Ruh!

Und ein deutsch-tschechischer Mischvers lautet:

Juni, Juli, August,
Pivo pij, k... pusť!

271. Die Bezeichnung Neiger für Bohrer ist üblich in Südböhmen. (Doktor H. Micko, Berlin; vgl. dessen Buch „Mundart von Wadetstift" S. 49; K. Spitzenberger, Prag, für Deutschreichenau bei Friedberg), ferner in der Form „Eiger" im Bezirk Neuern und in der Mundart westlich der Chodenangel „Aga" (F. Leitermann, Bistritz bei Neuern) und um Falkenau im Egerland, aber nur mehr von älteren Leuten gebraucht, als „Awer", seltener „Nawer". (A. Horner, Königswerth.) In der Neuhauser Sprachzunge ist ebenfalls der Ausdruck Neiger üblich, für den in Südmähren die Form „Awingerl" oder „Nawingerl" eintritt. (Dr. F. J. Beranek.) Im schlesischen Mundartgebiet ist das Wort nach den bisherigen Einläufen nur im Braunauer Ländchen als „Nâichwer", Verkleinerung Nâichwala, nachgewiesen. Doch ist es derzeit in den Kreisen der Handwerker kaum mehr bekannt. (Anton Kahler, Prag, der zugleich berichtet, daß er schon Mitte der 80er Jahre einmal Zeuge war, wie ein Zimmerpolier einen jüngeren Zimmermann mit den Worten belehrte: „Nâichwer nannten wir Zimmerleute früher allgemein den Bohrer, heute sagen wir Bohrer.")

272. Eine ähnliche Verwendung von Ortsnamen zeigen die folgenden Beispiele. Im Böhmerwald liegen an der Sprachgrenze zwischen Seewiesen und Klattau die Orte Nemčitz und Gaberle (tschech. Javorek). Von einem, der lieber nimmt als gibt, sagt man dort: „Er ist von Nemtschitz, nicht von Gaberle." (F. Leitermann, Bistritz.) Um Falkenau heißt es von einem Geizhals: „Der is neat va Gibs." Ortsnamen werden auch in anderen Wendungen gebraucht, z. B. „Der geht zusammen wie das Neudeker Tuch" oder „Er ist so lang wie der Hanischgrüner (Heinrichsgrüner) Tod". (A. Horner.) Im Riesengebirge sagt man mit Beziehung auf den Ort Gabersdorf im Trautenauer Bezirke von einem Geizigen: „A is ne vu Gaberschdroff, a is vu Niemsdroff (oder Niemschdroff)". Ein Niemsdorf oder ein ähnlich lautender Ortsname kommt hier nicht vor. Von einem starken Esser sagt man, er sei von „Nimmesoot" (Nimmersatt liegt ebenfalls im Bezirke Trautenau). (F. Meißner.) Auch im Braunauer Ländchen heißt es von dem Geizigen: „A ies nee vo Gaawerschdrof" mit Beziehung auf Gabersdorf im Bezirke Trautenau. (A. Kahler.) Ebenso sagt man in Nordmähren von einem Geizhals: „Der ist nicht von Gabersdorf" (J. Bernard, Nieder-Mohrau; J. Thöndel, Bergstadt). In Preuß.-Schlesien bezieht man die Redensart auf Gabersdorf im Kreise Glatz (P. Bretschneider, Neu-Altmannsdorf). In Bergstadt ist ferner die Wendung üblich: „Der ist nicht von Giebau (Ort bei Sternberg), der ist von Nimmlau" (Nimlau bei Olmütz) oder „Da ejs vo Nammersch und nie vo Gammersch". (J. Thöndel.) Ähnliche Wendungen haben die Tschechen oder werden im Verkehr mit Tschechen gebraucht. In Lundenburg sagt man auf dem Markte zu einer Bäuerin, die beim Handeln nichts nachlassen will: „Jste z Tvrdonic?" Der tschechische Name dieses Ortes (deutsch Turnitz) bei Lundenburg wird so mit tvrdý = hart in Zusammenhang gebracht. Statt „schlafen gehen" sagt man in Mähren scherzhaft „jiti do Hajan" oder „do Spetic". Ein Ort Hajany, deutsch Hajan, ist bei Brünn, während ein Spetice in Mähren unbekannt ist, also wohl reine Erfindung (= Bett und slavische Endung) vorliegt. (Dr. F. J. Beranek.) Will man jemand in Wien aufhetzen, etwa daß er sich ein erlittenes Unrecht nicht gefallen lassen soll, so sagt man zu ihm: „Ich bin zwar nicht aus Hetzendorf, aber das ließe ich mir nicht gefallen." (Dr. L. Franz, Prag.) Diese Redensart ist auch außerhalb Wiens verbreitet, z. B. auch in Klein-Mohrau i. M. (F. J. Langer, der ebenfalls die Redensart „Der ist nicht von Gabersdorf" u. a. mitteilt).

273. Die Anteilnahme der Kinder an der Tagespolitik ist heutzutage geradezu auffallend. Hier singen die Kinder in bezug auf die Vorschrift,

Digitized by Google

daß bei Reden ausländischer Politiker im Rundfunk die Öffentlichkeit nicht mithorchen darf, die folgenden, an den Schlager „Die Fenster auf, der Frühling kommt" angelehnten Zeilen:

Die Fenster zu, der Hitler spricht,
Die Republik erlaubt es nicht! (F. Leitermann, Bistritz).

Um Königswerth bei Falkenau a. d. Eger ist dasselbe üblich, nur lautet die zweite Zeile:

Den Herrn Genossen paßt das nicht. (A. Horner.)

275. Der Dreschbrauch ist in ähnlicher Form auch sonst auf sudetendeutschem Boden vertreten. In Wadetstift bei Friedberg entspricht dem Scheunenkater die „Däinglbois" und die Stadelhenne (s. Kleine Mitteilungen), um Falkenau im Egerland der „Alte". Hier war der Brauch vor 30 bis 40 Jahren noch allgemein üblich. Wer beim letzten Drusch den letzten Drischelschlag tat, der bekam den „Alten", d. h. es wurde ihm eine Strohpuppe in Gestalt eines Mannes auf den Rücken gebunden. Um den Spott nicht auf sich sitzen zu lassen, mußte der Betroffene den „Alten" im Geheimen in einen anderen Hof tragen, in dem noch gedroschen wurde. Wurde er dabei ertappt, so wurde ihm der Alte mit Strohbändern auf den Rücken gebunden und er wurde damit durch das Dorf gejagt. Der „Alte" wurde besonders faulen Leuten, die mit dem Drusche nie fertig wurden, eingeworfen. Als ich noch ein kleiner Junge war, droschen mein Vater und Großvater immer zusammen mit der Drischel. Da sie nebenbei auch der Steinmetzerei nachgingen, waren sie mit dem Dreschen meist spät daran. Da wurde meinem Großvater einmal ein „Alter" eingeworfen, der einen Zettel mit folgendem Spruch trug:

Ihr drescht ja doch nur zu zwei,
Da dresch Ihr ja lieber zu drei.
Drum schicken wir Euch einen Mann,
Der Euch dabei helfen kann. (A. Horner.)

276. Der Wurm als Krankheitserreger ist vor allem in Namen und Wendungen bezeugt. Im Falkenauer Gebiet heißt wie auch anderwärts das Panaritium „Fingerwurm" und von jemand, der einen Herzfehler hat und an schweren Beklemmungen leidet, sagt man: „Den beseicht der Herzwurm." (A. Horner.) In Arnau sagt man dies („Do Herzworm hoot na besächt") von einem Menschen, der ein brennendes Gefühl in der Speiseröhre und im Magen hat. (F. Meißner.) In Bergstadt sagen dasselbe alte Leute, besonders Frauen, wenn jemand ein Brennen im Leibe hat, was erst nach Erbrechen einer wässerigen Flüssigkeit aufhören soll. Von Personen, die einen Ausfluß aus den Ohren haben, heißt es, daß sie den Ohrwurm haben. Dieser wird hier „Erla". genannt. Er kriecht den Leuten in die Ohren und frißt das Trommelfell durch. (J. Thöndel.) In Lundenburg hörte ich gelegentlich der Genehmigung eines Schnapses auf nüchternen Magen dafür die Entschuldigung „Červa otrávit" (den Wurm vergiften). (Dr. F. J. Beranek.)

277. In nächster Nähe gab es bis nach dem Kriege eine Schinderin, die Frau eines Abdeckers, die nach der Harnbeschau ihre Diagnose stellte. (A. Horner, Königswerth.) Hier ist es noch immer üblich, daß die Kranken zu Personen in Braunseifen, Altendorf, Freudenthal und Jägerndorf gehen, die nach bloßem Anschauen des Harns die Krankheit bestimmen. In früheren Jahren haben die Wallfahrer den Harn kranker Leute zu dem Einsiedler im Wallfahrtsort Einsiedel in Schlesien gebracht. (J. Thöndel.) Klarer, heller Harn ist ein Zeichen von Gesundheit, dunkler, trüber von Krankheit. Ein Harnschauer soll noch vor wenigen Jahren in der Gegend von Hohenstadt tätig gewesen sein. (F. J. Langer, Klein-Mohrau i. M.).

279. Im Anschluß an den Beitrag von J. Kern über Gleit- und Kindersteine berichtet Richard Richter aus Niedergrund bei Warnsdorf über den gegenwärtig verschwundenen Tscheschelstein bei Lobendau in den „Beiträgen zur Heimatskunde" (Beilage zur Warnsdorfer „Abwehr" vom 28. Oktober 1933) und verweist in einer Zuschrift an unsere Schriftleitung auf den 8. Jahrgang (1885) der Mitteilungen des Nordböhm. Exkursionsklubs, in dem auf S. 74 von dem Tschaschelstein auf der Rabensteiner Höhe bei Oberpolitz die Rede ist. Dr. J. Morr (Troppau) macht aufmerksam, daß sich am Gardasee in Torbole ein sasso dei bimbi befindet,

Digitized by Google

ein etwa 3 bis 4 Meter langer, ovaler, aus dem Uferwasser herausragender Fels. Bei Mädchen, die sich auf diesen Kinderstein setzen, sollen nach dem Volksglauben die gewünschten Folgen eintreten.

280. Vor dem Kriege war in der Gegend von Friedberg im Böhmerwald die Maultrommel das Instrument der Hütbuben, mit dem sie sich beim Viehhüten die Zeit vertrieben. Jetzt ist sie ganz abgekommen. (Dr. H. Micko, Berlin.)

Umfragen

281. In Lindner Waldhäuser (Gerichtsbezirk Hohenfurt, Böhmerwald) wird der Sarg „der Trauer" genannt. Wo findet sich der gleiche oder ein ähnlicher Ausdruck?*)

282. Wo ist sonst noch die Bezeichnung „Kroste" (vgl. oben Kleine Mitteilungen) und der geschilderte Brauch daheim?

283. Wer kennt Volkssagen, in denen der Lehrer eine Rolle spielt?

284. Gibt es noch alte Schulbräuche und Schulfeste, z. B. im Fasching, wie sie im vorigen Jahrhundert auf sudetendeutschem Boden vielfach bestanden?

285. Wo ist das Gesundbeten bei Krankheiten üblich und wie wird es durchgeführt?

286. Ist auch im Volke selbst der Glaube verbreitet, daß unterirdische Wasserläufe oder Erdstrahlen das Befinden des Menschen beeinflussen?

287. Schreibt man dem Riesen außer den bekannten Deutungen, daß man ein Geschenk erhält, daß ein Besuch kommt usw., noch eine andere Bedeutung zu?

288. Wo ist das Tätowieren noch üblich?

289. Wann bekommt man nach Ansicht des Volkes Mitesser? Hält man sie für wirkliche, lebende Würmer?

290. Wer kennt ähnliche, durch die Not der Zeit veranlaßte Wohnhütten, wie die oben dargestellte?

Schrifttum

Rudolf Kriß, Die religiöse Volkskunde Altbayerns. Dargestellt an den Wallfahrtsbräuchen. Verlag R. M. Rohrer, Baden bei Wien, 1933. Preis geb. 80 Kč.

Das Werk behandelt in 6 Abschnitten: Wallfahrten, Baumkult, Quellenkult, Ursprungslegenden, Opfergebräuche und das kultische Leben an Wallfahrtsorten. Bei jeder Erscheinung wird gefragt, ob es sich um primitiven, allgemein menschlichen, um antiken, christlichen oder germanischen Volksglauben handelt. Das treffliche Buch baut auf den früheren Werken des Verfassers „Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten" und den in einem Umfange von 44 Seiten (Preis 16 Kč) im Verlag R. M. Rohrer (Brünn-Prag-Wien-Leipzig) 1933 erschienenen „Nachträgen" hiezu auf. Dem vorliegenden Buche ist ein genaues Sachverzeichnis zu allen drei Werken beigegeben, das L. Schmidt zusammengestellt hat.

Heimatarbeit und Heimatforschung. Festgabe für Christian Frank zum 60. Geburtstag. Hg. von K. v. Manz, A. Mitterwieser und H. Zeiß. Verlag Kösel & Pustet, München, 1927. Preis kart. 2.50 Mark.

Auf den reichhaltigen Inhalt dieses über alle volks- und heimatkundlichen Stoffgebiete belehrenden Buches, zu dem J. Blau, E. Fehrle, A. Mitterwieser, F. Pfister, J. M. Ritz, J. Weigert u. a. Beiträge geliefert haben, sei besonders aufmerksam gemacht.

Kalender des Auslanddeutschtums 1934. Verlag Ausland und Heimat, Stuttgart. Preis 2 Mark.

Dieser vom Auslandinstitut in Stuttgart herausgegebene Abreißkalender sollte auf dem Weihnachtstisch eines jeden Deutschen liegen. Die prächtigen Bilder mit

*) Diese Umfrage stellt Dr. Heinrich Micko, Berlin N 65, Müllerstraße 98.

Digitized by Google

den knappen und klaren Begleitworten berücksichtigen das gesamte Deutschtum. Die Sudetendeutschen sind mit folgenden Lichtbildern vertreten: Hausweber aus der Gegend von Rumburg, Haus des D. K. V. in Prag, Neudek im Erzgebirge, Dorfschenke in Malthern (Zips), Bauernhaus im Isergebirge, Pflügender Bauer im Kreibitztal (Nordböhmen), Bergstadt Mies, Neuern im Böhmerwald.

L. F. Clauß, Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt. 3. bearb. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1933. 186 S. und 176 Abb. Preis geh. 5.50 Mark, geb. 7 Mark.

Das vorliegende Buch ist eine Zusammenfassung und Erweiterung des Stoffes der 1. (1926) und der 2. Auflage, die den Titel „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker" trug. Der 1. Teil behandelt die folgenden Rassenstile: Leistungsmensch (nordisch), Verharrungsmensch (fälisch), Darbietungsmensch (mittelländisch), Offenbarungsmensch (wüstenländisch), Erlösungsmensch (vorderasiatisch), Enthebungsmensch (ostisch). Hiezu und zur vergleichenden Ausdrucksforschung, mit der sich der 2. Teil des Buches befaßt, hat unsere Zeitschrift bereits bei Besprechung der 2. Auflage im 2. Jahrgang (1929), S. 94, Stellung genommen.

Bruno K. Schultz, Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege. Ein Leitfaden zum Selbststudium und für den Unterricht. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1933. 100 S. und 167 Abb. Preis geh. 2.20 Mark, geb. 3 Mark.

Der Verfasser, Assistent am Anthropologischen Institut der Universität München und Leiter der Abteilung Rassenkunde am Rasse- und Siedlungsamt SS, hat das hübsch ausgestattete Buch vornehmlich deshalb geschrieben, weil an den höheren Schulen des Deutschen Reiches der Unterricht in Vererbungslehre, Rassenkunde und Rassenpflege geplant ist und hiefür keine Lehrbücher bestehen. Es ist aber auch für jeden Menschen, der mit diesen lebenswichtigen Fragen bekannt werden will, ein trefflicher Wegweiser. Sehr lehrreich sind die Bilder und statistischen Darstellungen, die zum Teil auch für andere Kulturvölker und Staaten zutreffen. So z. B. wenn im Deutschen Reich für einen gesunden Arbeiter 2 Mark 50 an Lebenshaltungskosten für den Tag zur Verfügung stehen, während der Verbrecher 3 Mark 50 und der Geisteskranke 4 Mark 50 täglich kostet, oder wenn die Lebenshaltungskosten des Beamten für den Tag 4 Mark ausmachen, ein Fürsorgezögling dem Staate aber täglich 4 Mark 85 kostet.

L. Franz, Alt-europäische Tänze. Selbstverlag der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, 1933. 32 S. und 4 Bildtafeln.

Auf diesen Sonderdruck aus den Mitteilungen der genannten Gesellschaft ist von volkskundlicher Seite besonders aufmerksam zu machen, da immer wieder Beziehungen zum heutigen Volksglauben und Volksbrauch aufgedeckt werden.

Joseph Heß, Das Amecht. Eine folkloristische Studie. Verlag P. Schroell, Luxemburg, 1933. 28 S.

Das Amecht ist eine alljährliche Feierlichkeit der Burschenschaft eines Dorfes, die insbesondere über Feld-, Wald- und Gartenfrevel zu Gerichte saß und Strafen verhängte. Neben dem Ernst kam auch Spiel und Scherz bei diesen Zusammenkünften zur Geltung. Die vorliegende Untersuchung dieses seltenen Brauches ist ein wichtiger Beitrag zur Volkskunde und namentlich zum Volksrecht.

Helga Reuschel, Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsage. Heft 7 der Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, hg. von E. Fehrle. Verlag Konkordia A.-G., Bühl (Baden), 1933. 136 S. Preis 5 Mark.

Die fleißige Arbeit behandelt das Wesen der Fornaldarsage und ihre stofflichen und stilistischen Gruppen und untersucht den Stoff nach seinen heroischen, wikingischen und volkstümlichen Bestandteilen, wobei der letzte Abschnitt, der den Beziehungen zwischen der Fornaldarsage und dem volkstümlichen Erzählgut nachgeht, für die vergleichende Sagen- und Märchenforschung besonders wertvoll ist.

Digitized by Google

Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde. I. Bd., Lieferung 5. Hg. von der Staatsanstalt für das Volkslied, in Kommission bei J. G. Calve, Prag, 1933. Preis 25 Kč.

Diese Lieferung enthält ernste und heitere Hochzeits- und Ehestandslieder (Nr. 266—297 der ganzen Reihe) und den Beginn des VI. Teiles, der die Ständelieder bringt und zunächst eine stattliche Zahl von Wildschützen- und Jägerliedern (Nr. 298—326) darbietet, die vor allem den engen volkskundlichen Zusammenhang zwischen dem Böhmerwald und den Alpenländern offenbaren.

Konrad Burdach, Platonische, freireligiöse und persönliche Züge im „Ackermann aus Böhmen". Verlag der Akademie der Wissenschaften, in Kommission bei Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1933. 68 S. Preis 4.50 Mark.

In dieser Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften legt K. Burdach, der mit A. Bernt die wissenschaftlich-kritische Ausgabe des Ackermanns geliefert und wiederholt über diese große Dichtung gehandelt hat, neue Untersuchungen zu dem Stoffe vor, die sich durch ihre Gründlichkeit auszeichnen und reich an neuen Gesichtspunkten und Ergebnissen sind.

Adalbert Stifters Sämtliche Werke. 14. Band. Vermischte Schriften. 1. Abteilung. Hg. von G. Wilhelm. 2. gänzlich erneuerte Auflage. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1933.

Der 14. Band dieser großen Gesamtausgabe, seinerzeit von Dr. A. Horcicka herausgegeben, war seit langem vergriffen. Er behandelt A. Stifter als Kunstschriftsteller und bietet eine Auswahl der Gemälde Stifters. Es ist ein großes Verdienst der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste", daß sie diesen wichtigen Band in verbesserter zweiter Auflage erscheinen läßt, die von G. Wilhelm gründlich und gewissenhaft besorgt wurde.

Josef Blau, Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde.

Die 4. Lieferung stellt die Unterdrückung der Freibauern zu Beginn des 17. Jahrhunderts dar und ihr zähes Ringen um die ererbten Rechte, das mit dem im Jahre 1631 erlangten ersten wirklichen Freiheitsbrief zu einem großen Erfolge führte. Ferner wird ihr Schicksal während des weiteren Verlaufes des Dreißigjährigen Krieges geschildert. Daran schließt sich eine Übersicht über den Stand der einzelnen Gerichte auf Grund der Aufnahmen von 1654, 1713 und 1734 und ein volksrechtlich sehr wertvoller Abschnitt über „Die Herbergs- oder Inleute".

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgs-Vereines (Sitz Hohenelbe). 22. Jahrgang, Hohenelbe, 1933.

Aus dem Inhalt: H. Dittrich, Rübezahls Name; K. Bornhausen, Topographie der Kümmernis-Bilder im gesamtschlesischen Religionsraum.

Heimatkalender „Leitmeritzer Bote". Leitmeritz, 1934.

Der Kalender enthält eine ausführliche Würdigung des verdienten Heimatforschers Josef Kern von H. Maschek und ein Verzeichnis der Schriften Kerns.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. Band 16 (Roc—Schq). 792 S. Preis 23 Mark 40, bei Rückgabe eines alten Lexikons 21 Mark 15.

Der neue Band verzeichnet folgende Sudetendeutsche: K. Frh. v. Rokitansky, Mediziner, geb. 1804 Königgrätz; O. Rommel, Literarhistoriker, 1880 Mähr.-Schönberg; J. Rosen (R. Duffek), Schriftsteller, 1833 Prag; W. Roskopf, Baumeister, um 1480 wahrscheinlich in Böhmen; F. A. Rößler, Tondichter, 1750 Leitmeritz; J. N. Rust, Mediziner, 1775 Schloß Johannisberg zu Jauernig; F. Ritter v. Rziha, Ingenieur, 1831 Hainspach; Johann von Saaz, Dichter, um 1360 in Tepl oder Schüttwa; H. Salus, Dichter, 1866 B.-Leipa; Robert Saudek, Schriftsteller, 1880 Kolin; Rudolf Saudek, Bildhauer und Radierer, 1880 Kolin; A. Sauer, Literarhistoriker, gest. 1926 Prag; E. Sax, Volkswirtschaftler, geb. 1845 Jauernig; F. Schaffer, Geolog, 1876 Mähr.-Schönberg; R. v. Schaukal, Dichter, 1874 Brünn;

Digitized by Google

A. Schindler, Musiker, 1795 Meedl; F. Graf v. Schlick, General, 1789 Prag; K. Reichsgraf v. Schlick, deutscher Reichskanzler, vor 1400 Eger; A. Schlossar, Kultur- und Literarhistoriker, 1849 Troppau; L. K. Schmarda, Zoolog und Reisender, 1819 Olmütz; F. Schmeykal, Politiker, 1826 B.-Leipa; A. Schmidhammer, Zeichner und Maler, 1857 St. Joachimsthal; A. Ritter v. Schmidt, Eisenbahntechniker, 1804 Gurschdorf; L. Schmutzler, Maler, 1864 Mies; F. J. Schneider, Literarhistoriker, 1879 Mariaschein; A. Schöll, Archäolog und Kunstschriftsteller, 1805 Brünn; A. E. Schönbach, Germanist, 1848 Rumburg; Franz Graf v. Schönborn, Fürsterzbischof, 1844 Prag; Friedr. Graf v. Schönborn, Staatsmann, 1841 Prag; A. Schott, Schriftsteller, 1866 Hinterhäuser.

Auch dieser prächtig ausgestattete Band enthält neben allgemeinen großen Artikeln (Rom, Römisch, Romanisch, Röntgen, Russisch, Rußland u. a.) eine Reihe von bemerkenswerten volkskundlichen Stichwörtern, z. B. Roggenmuhme, Rolandsäulen, Rübezahl, Sage, Schnaderhüpfel u. a.

Beim Artikel Rumburg ist Rixdorf in Nixdorf zu verbessern und die nicht mehr bestehende Webereifachschule zu streichen.

A. L. Krejčík, K záhadám Hájkova polního měřictví. Verlag des „Čsl. státní archiv zemědělský" in Prag, 1933. 30 S.

Die zuerst in „Časopis společnosti přátel starožitností československých" (1933) erschienene Arbeit behandelt eingehend die Feldmaß-Angaben in der „Böhmischen Chronik" des Hájek von Libočan.

* * *

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. — 5./6. Heft: R. Wolfram, Salzburger Volkstänze u. Tanzlauben in Siebenbürgen; L. Schmidt, Zur Entstehung und Kulturgeographie der deutschen Hirtenspiele u. a.

Das deutsche Volkslied (Wien). — 8. Heft: L. Schmidt, Volkslied und Gemeinschaft u. a.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — Das 5. Heft führt mit dem Beitrag von M. Wähler „Das politische Kampflied als Volkslied der Gegenwart" mitten in unsere bewegte Zeit hinein. Er weist darauf hin, daß Kommunisten und Nationalsozialisten eine Zahl von Kampfliedern gemeinsam haben, daß aber vielfach die erste Quelle ein Volkslied oder volkstümliches Lied ist. So geht das kommunistische „Leuna-Lied", dem das spätere „Freiburg- oder Münchenlied" entspricht, auf das Soldatenlied „In Bosnien (Frankreich) sind viele gefallen" zurück. Oft wird ein neues Lied zu einer bekannten Weise gesungen, vor allem zu der von „Zu Mantua in Banden". Auch bei den Spottliedern, die sich meist gegen die Juden richten, ist nicht selten die volkstümliche Vorlage zu erkennen: so taucht die alte Form des Frageliedes in dem Lied von der Annemarie auf, die gefragt wird, was ihr 1., 2., 3. ... Sohn wird, worauf die Antworten folgen, z. B.

Mein Sohn wird Demokrat,
weil er 'nen Vogel hat.

Manche Lieder schließen sich in den Anfangszeilen oder auch im ganzen Aufbau an bekannte Lieder an, so z. B. das Barmat- und Kutisker-Lied „Ich bin ein Jude. kennt ihr meine Nase" an das Lied „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben".

Der Bund (Teplitz-Schönau). — Heft 20: Der völlig kritiklose und unwissenschaftliche Beitrag über „Rübezahl in der Sage und Geschichte" muß als ein bedenklicher Mißgriff bezeichnet werden. Die Verbreitung unsinniger Deutungen, z. B. des Namens Rübezahl, oder der lächerlichen Behauptung, daß aus dem König der Silingen Fridibal die Sage im Laufe der Jahrhunderte den Rübezahl geschaffen hat, durch eine viel gelesene Zeitschrift kann nicht anders als verhängnisvoll genannt werden. Dazu bemerkt die Schriftleitung in einer Fußnote, daß diese vor Jahren in der „Deutschen Zeitung" erschienene Untersuchung (?) es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. — Das 21. Heft bringt in einem Beitrag „Unser Volkslied" beachtenswerte Vorschläge zur Wiederbelebung und Pflege des Volksliedes.

Digitized by Google

Heimatbildung (Reichenberg). — Vom 14. Jahrgang (1933) liegen die Hefte 1/2, gewidmet dem Siedlungsgedanken, aber auch andere Beiträge enthaltend, z. B. den anregenden Aufsatz „Das Wechselmuseum" von J. Stauda, ferner 3/4, zum Buchtag erscheinen, 5/8, das dem verdienten Geschichts- und Heimatforscher Prof. F. J. Umlauft zu seinem 50. Geburtstag gewidmet ist, und 9/10 vor.

Deutschmähr.-schles. Heimat (Brünn). Aus dem 5./6. Heft 1933: Mährisch-schlesische Bauerndichter; Der Anteil des mährisch-schlesischen Bauerntums am geistigen Schaffen. — Aus dem 7./8. Heft: H. Schön, Eine verschwundene deutsche Sprachinsel in Ostböhmen (bei Pardubitz); M. Kasparek, Tiere und Pflanzen in der schlesischen Mundart. — Aus dem 9./10. Heft: F. Orlet, Die Reste des Römerstädter Passionsspieles.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes (Mähr.-Trübau). Der neue Jahrgang bringt drei volkskundliche Beiträge von K. Ledel (Kinderreime, Hochzeitsbräuche, Steinkreuze), zwei Beiträge über seltsame Dorfgestalten von G. Tilscher und den Abdruck der von J. Bezdek gesammelten und in unserer Zeitschrift veröffentlichten „Schönhengster Volksrätsel".

Karpathenland (Reichenberg). Das 2. Heft 1933 enthält neben den Fortsetzungen der von uns bereits angezeigten Arbeiten von J. Gréb und S. Sandtner u. a. einen Beitrag von R. Zeisel: Der Tod in der Volksdichtung und im Sprichworte. Totenbräuche und Totenbeklagungen aus Zeche, das 3. Heft u. a. Lieder aus Unterturz bei Kremnitz.

Waldheimat (Budweis). — Novemberheft: F. Grantl, Die letzten Raubtiere im Böhmerwalde; E. Raffelsberger, Schöne Tore (mit 6 Bildern). — Dezemberheft: J. Blau, Der uralte „Deutsche Steig" (Salzweg von Pilsen nach Passau: behandelt wird die Strecke Neuern—Neunkirchen); F. Fischer, Der Ursprung der bäuerlichen Hausnamen (in den Dörfern Vorderstift, Hinterstift, Stuben, Honetschlag, Melm, Riendles, Ottetstift, Böhmischhaidl, Deutschhaidl, Pichlern, Hossenreut, Karlshof, Spitzenberg, Glashütten, Althütten, Pernek, alle im Bezirk Oberplan); F. Ed. Hrabe, Zwei aus der Nothelfer-Kapelle in Winterberg u. a. In einer Zuschrift macht Dr. J. Weyde darauf aufmerksam, daß der im Novemberheft abgedruckte Beitrag von Adam Thaler „Aus dem Zunftbuche der Bergreichensteiner Metzger" der 1910 im „Deutsch-Böhmerwald" erschienenen Abhandlung Weydes „Aus Bergreichensteins Vergangenheit" entnommen ist. Zu den Veröffentlichungen des Abschreibers und Fälschers Adam Thaler vgl. auch Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen (Reichenberg 1931), Nr. 3521 f.

Mit diesem Heft stellt die verdiente Monatsschrift, die besonders viel volkskundlichen Stoff gebracht hat, nach zehnjährigem Bestehen ihr Erscheinen ein. Es ist dies wiederum ein Opfer der Wirtschaftsnot, aber auch des Geistes und der Einstellung der Zeit. Denn trotz Wirtschaftsnot halten sich Zeitschriften, die etwa dem Sport, Rundfunk oder reiner, meist sehr seichter Unterhaltung dienen, während die allerdings in ihrem Anteilnehmerkreis räumlich beschränkten Heimatzeitschriften nach und nach eingehen oder zumindest mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Unsere Westböhmische Heimat (Plan bei Marienbad). — 5./6. Heft: O. Zerlik, Heimatliche Spruchweisheit; A. Floßmann-Kraus, Totenklage in Strelitz bei Staab u. a.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes (Aussig). — Heft 3: H. Fabini, Einige Tier- und Pflanzennamen in der Mundart des Aussiger Bezirkes; F. J. Umlauft, Heimatausstellung in Spansdorf u. a.

* * *

Digitized by Google

Volksmedizin

Die Volksmedizin war bisher ein Stiefkind der deutschen Volkskunde. In den volkskundlichen Schriften wird sie meist nebensächlich behandelt, in der „Deutschen Volkskunde" von K. Reuschel sind ihr ganze vier Seiten eingeräumt. Auch an den deutschen Hochschulen wurde sie bisher wenig beachtet, bloß an der Deutschen Universität in Prag werden seit 1925 regelmäßige Vorlesungen über dieses Stoffgebiet abgehalten.

Dafür besteht von seiten der Ärzte und medizinischen Fachgelehrten ein umfangreiches Schrifttum, das einseitig ist, weil sich überall die Einstellung des Arztes zeigt, der den Stoff zuweilen mit dem überlegenen Lächeln des alles besser Wissenden betrachtet. Es ist auch einseitig, weil es meist landschaftlich beschränkte Darstellungen sind. Zudem begnügt man sich in diesem Schrifttum gewöhnlich mit der trockenen Wiedergabe der Tatsachen, ohne auf eine wissenschaftliche Erklärung der Erscheinungen einzugehen. Hierin bildete bloß der 1914 gestorbene Tölzer Badearzt Max Höfler eine Ausnahme, der ungefähr 200 volkskundliche Arbeiten geschrieben hat. Leider war er ein Kind seiner Zeit und wandelt oft im Irrgarten einer falsch verstandenen Mythologie. Im übrigen ist die Meinung, daß der Arzt an der Quelle der Volksmedizin sitzt und vor allem berufen ist, den volksmedizinischen Stoff zu sammeln und zu erforschen, nicht richtig. Nur ausnahmsweise, wenn er selbst aus dem Volke stammt und klug vorgeht, wird er beim Stoffsammeln Erfolg haben. Sonst hüten sich gewöhnlich sowohl die Volksheilkünstler wie auch die von ihnen Behandelten, einem Arzt nähere Angaben zu machen. Von zwei Ärzten stammt auch das Hauptwerk, die „Vergleichende Volksmedizin" von O. v. Hovorka und A. Kronfeld. Die zwei Bände, von welchen der erste Schlagwörter in alphabetischer Reihenfolge bringt und der zweite sich mit den einzelnen Krankheiten befaßt, sind als Einführung in die deutsche Volksmedizin nicht geeignet. Denn diese wird mit den durchaus nicht immer gleichartigen Vorstellungen und Überlieferungen anderer Völker vermengt, so daß sich kein klares, übersichtliches Bild gewinnen läßt. Dem wissenschaftlichen Arbeiter wird überdies die Benutzung dieses Werkes durch die ungeschickte Art erschwert, mit der auf die Quellen verwiesen wird.

Eine schon lange bestehende Lücke im volkskundlichen Schrifttum auszufüllen, ist daher der Zweck eines Buches von G. Jungbauer, das unter dem Titel

Grundriß der deutschen Volksmedizin

im Verlage Walter de Gruyter & Co. in Berlin W 10, Genthinerstraße 38, zu Beginn 1934 erscheinen wird.

Es bietet einen Überblick über den wesentlichen Stoff und einen Einblick in die geistig-seelischen Voraussetzungen und Grundlagen. Es soll sowohl dem wissenschaftlichen Arbeiter als Hilfsbuch dienen, als auch alle jene in das Gebiet der Volksmedizin einführen helfen, die damit immer wieder beruflich zu tun haben, namentlich Lehrer, Ärzte, Geistliche und Volksbildner.

Das Buch gliedert sich in folgende Abschnitte:

Einleitung.

I. Krankheitsnamen.

II. Entstehung.

1. Krankheitsdämonen (Geister, Tiere und Tote).
2. Böse Mitmenschen (Hexen).
3. Der Mensch selbst.
4. Strafe Gottes.
5. Gestirne.

III. Vorbeugung. Schutzmittel.

1. Worte und Zeichen.
2. Handlungen.
3. Dinge.

Digitized by Google

Gesundheitslehre. Schönheitspflege.
IV. Bestimmung der Krankheit.
V. Heilung.
A. Träger der Volksmedizin.
B. Grundlagen, Grundsätze und Gesetze.
1. Glaube und Einbildung (Suggestion).
2. Similia similibus, Ähnlichkeitszauber (Analogie, Sympathie, Emanation, Symbolismus u. a.).
3. Umkehrung (Rückzauber). Contraria contrariis.
4. Vertretung (pars pro toto). Zwischenträger. Übertragung und Vernichtung.
5. Bekämpfung mit List und Gewalt (Schmeicheln, Füttern, Täuschen; Drohen, Schrecken, Verekeln, Fesseln und Fangen, Austreiben).
6. Vorschriften und Umstände beim einzelnen Heilverfahren (Schweigen, Nacktheit, Reinheit und Keuschheit; Ort, Zeitaberglaube, Zeitgewinnung, Zahlenaberglaube u. a.).
7. Gesetze der Überlieferung (Wiederholung und Nachahmung; Verallgemeinerung; Verquickung und Häufung).
C. Heilung im allgemeinen.
1. Wort (Heilsegen) und Schrift.
2. Handlungen.
a) Tierische Heilhandlungen. Durchkriechen und Durchziehen.
b) Übertragung.
c) Vernichtung.
d) Andere Heilhandlungen.
3. Dinge.
a) Heilkräuter.
b) Tiere.
c) Der lebende Mensch.
d) Leichen.
e) Erde, Wasser, Feuer u. a.
D. Religiöse und kirchliche Heilmittel im besonderen.
1. Krankheitsheilige.
2. Reliquien.
3. Wallfahrten und Votive.
4. Gebete (Gesundbeten) und Segen. Geweihte Dinge.
VI. Tierheilkunde.
Schriftenverzeichnis.
Sachverzeichnis.

*

Anschriftänderung

Alle Mitarbeiter und Bezieher werden aufmerksam gemacht, daß vom 15. Dezember d. J. an die Anschrift der Verwaltung der Zeitschrift und ihres Herausgebers lautet:

Prag XII, Vinohrady nám. 28.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vinohrady nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Digitized by Google

6. Jahrgang 1933 5./6. Heft

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von
Dr. Gustav Jungbauer

Inhalt:

Dr. Emil Popp, Viktor Heeger. — Ernst Klusen, Die Liedertexte Gustav Mahlers. — Leopold Schmidt, Die Barzdorfer Moralität. — Dr. Rudolf Kubitschek, Der Passauer Tölpel. — Dr. Emil Lehmann, Zur Volkssage im Schönhengstgau (Schluß). — Dr. Leonhard Franz, Eine ungewöhnliche Wohnstätte. — Alfred Karasek-Langer, Der Grabfund Tutanch-Ammons als Sage aus Oberstuben (Slowakei). — Richard Zeisel, Der junge Graf und sein untreues Weib (Märchen aus Deutsch-Proben). — Atlas der deutschen Volkskunde. — Aufsammlung der deutschen Soldatensprache durch das Verteidigungsministerium (Ministerstvo národní obrany). — Einlauf für das Archiv.

Kleine Mitteilungen: J. Thöndel, Mischlied. — Hans R. Kreibich, Auch ein Fall der Sagenübertragung. — Dr. H. Micko, Drescherbräuche aus Wadetstift bei Friedberg. — J. Schreiber, Die „Kroste". Ein Brauch beim Federnschleißen. — Dr. H. Kügler, Zeitungssagen. — Überführung einer volkskundlichen Sammlung von Berlin nach Prag.

Antworten. — Umfragen. — Schrifttum. — Volksmedizin. — Auskünfte.

Mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur

Jährlich 6 Hefte
Einzelpreis: 6 Ktsch. — Jahrespreis: 30 Ktsch.
Preis dieses Doppelheftes: 12 Ktsch.

Prag 1933

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Beiträge, bei welchen ersucht wird, einseitig beschriebene, lose Quartblätter mit Rand zu verwenden, Tauschschriften, Besprechungsstücke, Bestellungen, wie auch alle anderen Zuschriften sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Tylovo nám. 28.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Unverlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Ktsch., für Deutschland 1 Mk., für Österreich 1·60 S., für das übrige Ausland 1·40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Ktsch., für Deutschland 5 Mk., für Österreich 8 S., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postscheckkonto Prag Nr. 207.729. — Leipzig Nr. 28.668. — Wien Nr. 103.119.

Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan

umfaßt 16 Ausstellungsräume, darunter einen besonderen Gedenkraum für A. Stifter, und überdies sehenswerte Parkanlagen.

Es wird erhalten vom Verein „Böhmerwaldmuseum" in Oberplan, den jeder gute Deutsche unterstützen soll. Der **Mitgliedsbeitrag** beträgt jährlich 10 Ktsch., ein **Hans-Watzlik-Baustein**, für den der Spender eine Ehrenkarte ausgestellt erhält, 50 Ktsch. **Gründer** und **Stifter** des Vereines zahlen einen einmaligen Beitrag auf Lebenszeit im Betrage von 1000 Ktsch, bzw. 500 Ktsch. Die Namen der Gründer und Stifter, wie auch der Zeichner von Hans-Watzlik-Bausteinen, sind auf besonderen Ehrentafeln im Böhmerwaldmuseum verzeichnet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google